



<36629852960011

Münchener

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund.



Zweiter Jahrgang.

München 1841.
Druck und Verlag von Franz Seraph Hüb

№ 1.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Reise zwischen Lübeck und St. Petersburg mit dem Dampfschiffe.

Die Landreise von Tauroggen, der preußisch-russischen Gränze, nach St. Petersburg wird von Allen, die sie zurückgelegt, von allen Reise-Handbüchern, die sich darüber auslassen, als eine höchst beschwerliche dargestellt. Auch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß für diejenigen, welche keinen eigenen Wagen besitzen und der russischen Sprache unkundig sind, der 115 deutsche Meilen lange Weg vielfache Beschwerden darbieten mag; denn bis jetzt fehlt noch jede regulaire Post-Verbindung, wie sie in Deutschland und anderen Ländern üblich ist. Dankbare Anerkennung verdient es daher, daß sich vor etwa zehn Jahren eine Actien-Gesellschaft bildete, die eine Vereinigung zwischen Lübeck und St. Petersburg, oder genauer zwischen Travemünde und Kronstadt, mittelst Dampfschiffe, herstellte und die unbequeme Landreise in eine sehr bequeme Seereise umgeformt hat. Drei Dampfschiffe: die „Alexandra," Capitän Schütt, der „Nicolai I.", Capitain Vos, und der „Naslednik", Capitain Heitmann, verrichteten in dem abgewichenen Sommer den Dienst, so daß an jedem Sonnabende eines derselben, sowohl von Lübeck wie von St. Petersburg, abgefertigt wurde. Die Kosten der Ueberfahrt ohne Beköstigung, betrugen für den ersten Platz: 20 Dukaten oder 60 Rubel Silber; für den zweiten: 15 Dukaten oder 45 R. S., und für den dritten 10 Dukaten oder 30 R. S. Meldungen wurden beziehungsweise in Lübeck und Petersburg im Comptoir der Schifffahrts-Gesellschaft angenommen. Für die Reise von Lübeck nach Travemünde ist ein eigenes kleines Dampfschiff bestimmt, welches Passagiere und Frachtgüter befördert; doch wird man besser thun, sich der, in großer Zahl vorhandenen, Wagen zu bedienen, da der Aufenthalt auf dem Deck des kleinen Fahrzeuges, unter vielen Passagieren, ihren Effekten und Packereien aller Art, weder bei schlechtem Wetter noch bei starkem Sonnenschein, ein angenehmer ist.

Obgleich erst am Nachmittage die Anker gelichtet werden, so herrscht doch schon vom Morgen an auf dem Dampfschiffe, am Ufer und auf der Brücke, die dieses mit jenem verbindet, die größte Regsamkeit, die immer zunimmt, je näher die Stunde der Abfahrt heranrückt. Da werden die Güter, die zu Lande und zu Wasser ankommen, an Bord geschafft. Die Passagiere suchen, nach den Nummern der erhaltenen Billets, ihre Lagerstellen auf und sorgen für Unterbringung ihrer Reisegeräthe, wobei sie wohl darauf zu achten haben, daß von den flinken Matrosen keine Gegenstände, die sie während der Ueberfahrt zur Hand wünschen, in die unteren Schiffsräume begraben werden. Freunde und Angehörige der Reisenden besehen das Schiff in allen Theilen, bis das erste und zweite Zeichen der Schiffsglocke sie zum eiligen Entfernen auffordert. Mit dem Glockenschlage drei erschallt das letzte Abfahrtszeichen. Augenblicklich werden die Anker gelichtet. Das Schiff setzt sich in Bewegung, verläßt die Uebergangs-Brücke, an der es lag und von welcher die Zurückbleibenden den Reisenden nur noch die letzten Abschiedsworte und Abschiedszeichen zurufen und zuwinken können.

In den folgenden Momenten ist die Schiffsmannschaft in größter Bewegung; die Anker, die Ketten und Taue, welche das Schiff hielten, werden an ihre Aufbewahrungsorte gebracht. Der Capitain hat einen erhöhten Punkt, gewöhnlich auf einem der Kasten, die das Wasserrad umschließen, oder auf der Brücke, die beide verbindet, eingenommen und leitet, mit Hülfe der Lootsen, die Abfahrt. Hierbei herrscht die größte Stille, da das Rufen, welches früher üblich war, durch sichtbare Zeichen ersetzt wird, die der Capitain den am Steuer stehenden Matrosen mit der Hand gibt, während der Maschinist mittelst eines Sprachrohrs die Befehle zum Anlassen und Stopfen der Maschine erhält. Bald verlassen auch die Lootsen das Schiff. Die Treppe, die sie zu ihrem Boote brachte, wird aufgezogen, die Verschanzungen werden zugesetzt, und die Gesellschaft, die sich jetzt am Bord befindet, wird für die nächsten Tage, unvermehrt und ungetrennt, zusammen bleiben, denn nur selten trifft es sich, daß ein oder der andere Passagier von der Insel Rügen her aufgenommen oder dorthin entlassen wird.

Es ist daher jetzt Zeit, sich mit dem Schiffe bekannt zu machen. Das größte von allen ist der „Nicolai" mit einer Maschine von 240 Pferden Kraft und auf dem Decke etwa 180 Fuß lang bei einer mittleren Breite von einigen dreißig Fuß. Nicht viel kleiner ist die „Alexandra"; da aber die Maschine nur eine Kraft von 140 Pferden hat, so bewegt sie sich langsamer, während der „Naslednik", gleichfalls mit einer Maschine von 140 Pferden Kraft versehen, bedeutend kleiner ist und daher dem „Nicolai" an Schnelligkeit nichts nachgiebt.

Den hintern Raum der Schiffe nimmt die Männer-Kajüte ein. Den hauptsächlichsten Theil derselben bildet ein geräumiger, von oben erleuchteter Saal, an dessen Längenwänden sich die kleinen Zimmer befinden, von denen jedes zwei über einander stehende Betten und das sonst erforderliche Mobiliar enthält. Es sind zehn bis zwölf solcher Zimmer vorhanden, die durch Schubthüren vom Saale getrennt sind, und in demselben, am Spiegel des Schiffes, in drei Etagen terrassenartig übereinander, außerdem noch Sophas angebracht, von denen jedes zweien Reisenden zum Lager dienen kann, so daß für etwa 26 bis 30 männliche Reisende der ersten Klasse Lagerstellen vorhanden sind. Die zierliche Treppe, die zu der ge-

dachten Kajüte hinabführt und auf dem Deck mit einem kleinen Pavillon überbaut ist, bildet auch den Zugang zur Damen-Kajute. Sie enthält etwa 16 Lagerstellen und ein gemeinschaftliches Ankleidezimmer. Zwischen beiden Kajüten befindet sich auf der einen Seite die des Capitains und auf der anderen das Büffet, in welchem die zierliche und gegen die Schwankungen des Schiffes gesicherte Aufstellung aller zur Tafel erforderlichen Utensilien einen angenehmen Anblick gewährt.

Der Damen-Kajüte folgt der Maschinen-Raum, diesem die Separat-Kajüten, von denen etwa vier (jede für vier Passagiere eingerichtet) um ein gemeinschaftliches Zimmer liegen. Dann folgen die Kajüten zweiter und dritter Klasse, gleichfalls für Männer und Frauen getrennt, so wie die Räume für die Matrosen. Unter den Kajüten liegen die Packkammern; dann ist auch wohl noch ein Raum bis zum Kiele, in welchem Steinkohlen als Ballast verladen werden, während die für den nächsten Gebrauch an den Seiten des Maschinen-Raumes sich befinden. Der hintere Theil des Decks bleibt für die Passagiere erster Klasse frei, während der vordere durch Schiffs-Utensilien aller Art, besonders aber durch die für die Ueberfahrt bestimmten Wagen, mehr oder minder beengt wird. Auf der Mitte des Decks, in der Nähe der Maschine und zum Theil von dieser mit Dämpfen gespeist, befindet sich die Küche und liefert den Beweis, mit wie geringem Raume man sich behelfen kann. Denn obgleich sie nur 10 Fuß lang und breit und 7 Fuß hoch ist, werden an manchem Tage in ihr für 100 bis 150 Personen die Speisen bereitet, die ihrer Zahl und Güte nach das wirkliche Bedürfniß, vornehmlich beim Mittagstisch, bedeutend überschreiten.

Zu diesem wird für die Passagiere zweiter und dritter Klasse unmittelbar nach der Abfahrt und für die der ersten Klasse eine Stunde später das Signal gegeben. Hast du bereits eine Bekanntschaft gemacht, oder kannst du sie noch in Eil machen, so führst du wohl eine Dame zu Tische und vergissest, daß du nicht in einem Salon, sondern auf dem Schiffe dich befindest. Nur das Schwanken desselben wird dich daran erinnern, und daher werden auch die nächsten Gespräche die gefürchtete Seekrankheit behandeln. Jeder wird dann die Mittel rühmen, worin er oder Andere einen Schutz gegen das Uebel erprobt haben. Dieser will es im reichlichen Genusse von Nahrungsmitteln und schweren Weinen gefunden haben; ein Anderer umgürtet sich mit einem Riemen und will nüchtern, ein Dritter nur auf dem Verdecke bleiben oder in der Kajüte nur liegen. Kurz, Jeder hat eine andere Meinung, wie er der Krankheit zu entgehen glaubt. Bei verschiedenen Naturen mögen auch die Schutzmittel verschieden seyn, doch zeigen sich im Sturme die wenigsten haltbar, und daher ist es am rathsamsten, die gewohnte Lebensweise so wenig wie möglich zu ändern, nicht zu wenig und nicht zu viel zu essen und fest den Glauben, daß man nicht erkranken könne, in sich wurzeln zu lassen. Der Beweis von der Zweckmäßigkeit dieses Glaubens wird zunächst auf negative Weise geführt; denn kaum haben die Aengstlichsten ihr Augenmerk auf das Schwanken des Schiffes und das der freihängenden Utensilien gerichtet, so glauben sie sich auch schon krank, suchen eiligst das ihnen angewiesene Lager oder lassen sich eines auf dem Decke zurichten, von dem sie während der ganzen Fahrt entweder gar nicht oder erst dann wieder aufstehen, wenn die ruhige See ihnen die Ueberzeugung verschaffte, daß ihr Uebel nur ein eingebildetes, die Langeweile aber etwas Reelles sey.

Zerstreuung ist daher ein sicheres Schutzmittel, aber auch ein schwer zu erreichendes. Frühstück, Mittag- und Abendessen nehmen zwar einen großen Theil der Zeit ein, und halten für manche Stunde die Gesellschaft beisammen, aber es reichen diese materiellen Zerstreuungen doch nicht aus, das ermüdende Gleichmaaß der Tage zu ertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glieder des Oberhauses.

(Eine merkwürdige Parlaments-Verhandlung.)

Der Kopf. Das Oberhaus unseres Staatskörpers ist zusammenberufen worden, um verschiedene Gegenstände zu berathen, die unserer erhabenen Monarchin, der Seele, keineswegs gleichgültig seyn können. Ein verehrliches Mitglied, die Zunge, wird dabei hauptsächlich in Anspruch genommen werden. Augen und Ohren, als hohe Ministerial-Abgeordnete, wollen dermalen blos stumme Zuhörer und Zuschauer bleiben, behalten sich aber für eine andere Session über manche nicht minder wichtige Gegenstände das Wort vor.

Die Zunge, (welche das Ende des Vortrags kaum erwarten konnte:) Schon längst hab' ich's gemerkt, daß es heute auf mich abgesehen sey. So treten Sie denn nur mit Ihren Verleumdungen hervor, Herr Magen! Denn ich weiß wohl, daß die heutige Session von Ihnen angezettelt worden ist.

Der Magen. Verleumdungen? — Nein, Frau Schwester! Dieser beleidigende Vorwurf gehört abermals zu Ihren vielen Sünden, von welchen die unbesonnene Vorschnelligkeit, die Ihnen schon so manchen Feind erweckt hat, gewiß keine der kleinsten ist. Ich bin kein Verleumder, sondern es hat mich bis jetzt Gottlob! noch Jedermann für einen grundehrlichen Kerl gehalten, und Niemand kann mich einer Unwahrheit zeihen. Im Gegentheil! Ich bin oft nur allzusehr gerade heraus! Wären Sie aber durch jede neue Lüge schwärzer geworden, so gäbe es in ganz Afrika keinen Neger, der mit Ihnen wetteifern könnte!

Der Kopf. Ruhig, meine Herrn! — Die Session scheint, zum großen Mißfallen des Directoriums, gleich Anfangs eine Wendung zu nehmen, von welcher sich wenig Ersprießliches erwarten läßt. Wo bleibt bei solch bitterm Schimpfen die Klugheit?

Das Herz. Ach! und wo bleibt die allgemeine Liebe, deren die Heuchlerin, die Selbstsüchtige, die Heuchlerische so oft vergißt!

Die Zunge (nachahmend:) „Die Liebe, die Liebe!" das ist Ihr endloses Liedchen. Und wer sind Sie denn eigentlich, daß Sie sich so breit mit diesem Faden Alltagsgefühle machen? — Kopf und Magen sind doch zwei ausgemachte Herren, und ich bin seit Mutter Eva's Zeiten eine anerkannte Dame, alle Sprachen nennen mich eine Sie; aber was sind Sie denn, Herzens-Herzchen? — Das Herz! was ist das für ein Geschlecht, wenn ich bitten darf? — Dergleichen Zwittergeschöpfe thäten besser, wenn sie ihre ungegliederten Gefühle für sich allein behielten und das Gespräch über Welt- und Familienangelegenheiten solchen Personen überließen, denen die Natur vergönnt hat, zu heirathen. Das liebe Herz hat von jeher in der Diplomatik und Geheim-Politik eine herzlich alberne Rolle gespielt, und ohne Zweifel werden Sie auch dies Mal so einfältig sich benehmen, wie immer.

Der Kopf (sehr ernst): Wir erstaunen über diese ungezügelte Keckheit, welche schamlos auch des Heiligsten nicht schont. Kraft unserer Pflicht verweisen wir hiermit die Zunge zur Ordnung! Großer Eindruck — Das Herz klopft hörbar und holt einen lauten, wehmüthigen Seufzer. Die Zunge streckt sich auf eine unanständige Weise aus; die Gallerie lacht. Augen und Ohren auf der Ministerbank drohen, die Sitzung zu verlassen. Der Kopf bedeckt sich. — Allgemeine Stille.)

Die Zunge. Ich hoffe, meine Herren, daß Sie ein und das andere Wörtchen, das ich vielleicht zu viel geredet, dem schönen und schwachen Geschlecht aus Galanterie zu Gute halten werden. Ich verspreche dagegen, mich künftig in Parlamentssitzungen mehr zu mäßigen, das Gelannte und Gespitzte aber, das mir nun einmal eigenthümlich ist, hauptsächlich für Kaffee- und Theegesellschaften aufzusparen. (Allgemeiner Beifall. Die Damen der Gallerie klatschen sehr.)

Der Magen. Da sich nun also eher ein vernünftiges Wort wird reden lassen, so bringe ich das meinige vor. — Ich bin ein armer geplagter Mann, meine Herren; und länger kann ich unter solchen Verhältnissen dem Staate nicht mit Ehren dienen. Man muthet mir leider jetzt gar Manches zu, wozu sich ein lederner Schlauch und ein gemeiner Tornister zu gut dünken würden. Auf die abgefeimteste Art weiß man meine ursprüngliche Kraft immer mehr zu schwächen und mir dann im erschlafften Zustande neue, größere Arbeit aufzubürden.

Lassen Sie mich beim Getränk anfangen. — Kaffee und Thee, ausländische Gifte, die man zur guten Zeit der alten deutschen Schwertmagen nicht einmal dem Namen nach kannte, und für welche man dermalen seine Paar letzten Thaler über's Meer sendet, muß ich in Strömen verschlucken. Die überreizenden, folglich abspannenden Eigenschaften dieser warmen, fremdartigen Brühen sind nur zu bekannt. Doch würde ich, den Damen zu Gefallen, hierin gern ein Uebriges thun und dulden, wollten nur die Herren mich etwas vernünftiger behandeln. Aber welcher See reichte hin, alle die Bierfluthen zu fassen, mit welchen man mich, ohne alle Rücksicht auf die Jahreszeit, überschwemmt. Und noch, noch wollte ich schweigen, wenn nur — hu! — verzeihen Sie diesen unschicklichen Schauder! — wenn nur der verruchte Branntwein nicht wäre! Denn der bringt mich vollends um alle Ehre und Reputation, so wie seine Gönner und Liebhaber längst schon keine mehr haben. Man gerbt mich damit, wie eine gemeine Rindshaut in der Lohe, so lange, bis ich kaum mehr vom Scheidewasser zu reizen bin.

Das, meine Herren, ist eine kleine Probe meiner flüssigen Leiden! Wie soll ich Ihnen nun vollends die festen schildern? — Ja, Gott wolle es denen verzeihen, die alles das, was sie in mich hineinstopfen, Speise nennen! Was ist denn Speise anders, als eine einfache, mäßig genossene und eben darum naturgemäße, stärkende Nahrung des Körpers? Gäbe man mir die, wie man es in der Patriarchenzeit gethan, — o ich getraue mir dann, wo nicht Methusalem, doch wenigstens den Erzvater Abraham in Lebensjahren einzuholen! Auch Sie, liebes Herz! (das Herz seufzt tief auf,) muß es erbarmen, wie man heutzutage mit mir umgeht! Bei Hochzeiten, Kindtaufsfesten, Begräbnissen, Bällen u. s. w. muß ich, — immer ich die Hauptrolle übernehmen. Wollten Sie sich einmal zu einer Bauernhochzeit herablassen, Verehrteste! so würde ich Sie bitten, nur einen Blick auf den Teller zu werfen, der aufgehäuft vor jedem Gaste steht, und dessen erstaunenswerthe Fülle man zusammen mir allein aufzuheben gibt.

Doch glauben Sie nicht, es gehe mir an großer Herren Tische erträglicher! Die haben eben alle Tage Hochzeit! Die kunsterfahrensten Köche sind nicht selten in Verlegenheit, wie sie die verlangten Schüsseln sämmtlich füllen und pikant genug zurichten sollen. Das möchte noch hingehen, wenn es ein blosses Schauessen bliebe: aber nein! ich bin der Sündenbock, — weniger des Appetits, als des Zeitvertreibes. Man schlürft und kostet und leckert von Allem, greift bald nach Diesem, nimmt bald von Jenem, und das ein bis zwei Stunden lang, bis ich mit den widerwärtigsten, unverträglichsten und unverdaulichsten Sachen belastet bin. — Ich merke es Ihnen wohl an, edle Herren, daß Sie meinen ekeln Abscheu theilen, und ich sehe die Frage auf Ihren Lippen schweben: „Ei, warum läßt Er sich denn auch das Alles gefallen?“ — So wissen Sie denn! Ich lasse mir's allerdings nicht immer gefallen, wie man mir's bietet! Nein, ich stoße den Ueberfluß oft mit Gewalt zurück, ja ich werde bisweilen, ganz gegen meine grundehrliche Natur, sogar tückisch und denke: „Warte nur, ich will Dir zeigen, daß einem braven, gemißhandelten Magen endlich auch die Galle rege wird!“ Dann ziehe ich mich krampfhaft zusammen und fange an, gräulich wehzuthun. — Aber meinen Sie vielleicht, damit wäre meiner Noth abgeholfen? Hilf Himmel! nun beginnt sie erst recht, obgleich in einer andern Manier: man thut mich nämlich in Pension bei der sogenannten **lateinischen Küche**. Ach, meine hochzuverehrenden Herren! (der Redner wischt sich die Augen) Kennen Sie die lateinische Küche? Diese Latwergen, Pulver, Pillen und Mixturen; diese aus allen Welttheilen zusammengestümperten Wurzeln, Saamen und Säfte? — Ich gesteh's, aus lauter Verzweiflung nehme ich, um jenem Mischmasch zu entkommen, vor dem sich mein Innerstes empört, oft meine letzten Kräfte zusammen; doch was hilft's? So wie der Doctor spricht: „Der Magen hat sich gebessert“, so geht auch wieder das alte Leiden an! — O Ihr kurzsichtigen Doctoren! Wüßtet Ihr nur den **Menschen** zu bessern, wie gut wäre dann auch der **Magen**! — —

Doch ich ermüde Sie mit meinen Klagen, wiewohl ich eigentlich noch lange nicht ausgeklagt habe. (Mehrere Stimmen: „Zum Schluß, zum Schluß!“ So komme ich denn zur Hauptfrage: Wer ist Schuld an meinen vielfältigen Leiden?

Das Herz (den Redner in höchster Bewegung unterbrechend:) Ach! und an den meinigen; Denn wahrlich! zu einem recht guten Herzen gehört auch ein recht guter Magen! (Viele lachen; Andere rufen: Hört! hört! Der Magen fährt fort:)

Wer, sage ich, ist Schuld an meinem herabgesunkenen Zustande, der sich unvermeidlich dem ganzen Staatskörper mittheilt, — der auf Sie, Herr Präsident, einen nur allzumerklichen Einfluß äußert; ja, der sogar die Majestät unserer erhabenen Gebieterin herabzuwürdigen droht, — wer ist Schuld daran?

(Der Kopf, das Herz und die Minister rufen laut: Wer ist's?)

Der Magen (mit großem Nachdrucke): Es ist die **Zunge**! Große Bewegung in der Versammlung — Viele Stimmen: „Es ist die Zunge! es ist die Zunge!“ Diese spitzt sich zu einer beißenden Antwort; allein da sie Aller Augen mit Unwillen auf sich gerichtet sieht, bleibt ihr das Wort im Munde stecken. In diesem Augenblicke begehren die Glieder des Unterhauses Einlaß, um ihre Beschwerden vorzubringen, indem durch den ungebändigten Zungenkitzel und daraus entstandenen Mißbrauch des Magens auch im Unterhause große Unordnungen und Ausschweifungen verursacht würden. Der Präsident findet jedoch, gewisser Umstände wegen, für

gut, auf eine Versammlung in geheimer Sitzung anzutragen, welches man einstimmig bewilligt und die Gallerie räumen läßt. — Was sich weiter begeben, und wie die allerdings hart angeklagte Junge sich aus dem kitzlichen Handel gezogen, können wir folglich nicht berichten.

Miscellen.

Jüngst wurde in Paris eine große Anzahl Personen gegen eilf Uhr Nachts zur Karousselbrücke durch das Geschrei eines Menschen herbeigelockt, der da jammerte, sein Freund sey in die Seine gefallen. „Eduard! Eduard!" rief er hinab. Eine Stimme antwortete: „Ja ich bin da!" „Gott sey Dank!" frohlockte der Besorgte hier oben; „er ist nicht ertrunken und kann noch gerettet werden. Aber wie? Es ist kein Boot zur Hand. Wenn wir wenigstens ein Sail hätten!" Da fiel ihm plötzlich ein, daß einige zusammengebundene Sacktücher denselben Rettungsdienst leisten könnten, und schnell sein Sacktuch hervorziehend und die Cravatte vom Halse lösend, band er beides an einander. Die Idee wurde von allen Umstehenden gutgeheißen, die sich menschenfreundlich beeilten, ihre Tücher, Binden rc. zu dem Rettungswerke bereitwilligst herzuleihen. Nachdem Alles zu einem Stricke zusammengeknüpft war, band der gute Mann, um es schwerer zu machen, am untern Ende einen dicken Hausschlüssel an und ließ es in der Richtung hinab, woher sich die Stimme erhoben hatte. „Faß an, Eduard! Hast Du's?" — „Ich hab's." Und die Menge harrte nun ängstlich, den armen Verunglückten an den Quai emporgezogen zu sehen. Da, o Unglück! entschlüpft plötzlich das obere Ende des Tücher-Cravatten-Seils den Händen des mit aller Anstrengung ziehenden Retters, und mit einem neuen Jammerschrei rennt er fort, um, wie er sagte, zu sehen, ob sein Freund den Quai erreicht hat. In neuer Besorgniß warteten die gläubigen Theilnehmer . . . aber Alles blieb still, nur hörte man nach wenigen Minuten in der Entfernung ein Geräusch wie von Fußtritten zweier Laufenden. Der edle Retter und sein in Lebensgefahr schwebender Freund, der sich wahrscheinlich unten an die Brücke gehalten hatte, waren, durch die Finsterniß der Nacht begünstigt, verschwunden, und . . . „Mann und Tücher sah man niemals wieder!"

Ein beispielloses Attentat hat die Stadt Lyon in Bestürzung versetzt. Hr. Vincent Million, Kaufmann und Maire-Adjunkt der Guillotierie, wurde den 19. Dezember gegen 9 Uhr Abends, indem er in seine Wohnung zurückkehrte, von drei Individuen weggeführt, die, nachdem sie über ihn hergefallen waren, ihn knebelten und ihn auf einen Nachen brachten, der seit sechs Tagen an den Ufern der Rhone befestigt war. Hierauf fuhren sie den Strom entlang weiter. Auf das Geschrei des Opfers machte sich es ein Posten, der sich in der Nähe befand zur Pflicht, die Uebelthäter zu verfolgen, allein es war unmöglich, sie zu erreichen. Seitdem blieben alle Nachsuchungen ohne Erfolg. Die Gensdarmerie zerstreute sich nach allen Richtungen hin, und man hat die Hoffnung nicht verloren, das Opfer zu befreien, wenn es noch lebt, oder wenigstens die kühnen Räuber auszumitteln. Man verliert sich in Muthmassungen über die Art und Ursachen dieses unerhörten Verbrechens. Alles was man weiß ist, daß Herr Vincent Million ein ehrenwehrter Kaufmann von sanfter Gemüthsart war, sich jedoch einige heftige Feindschaften zugezogen hatte. Seit einigen Tagen erhielt er anonyme Briefe, die ihm ein fürchterliches Loos androhten. Man ist zu glauben berechtigt, daß die Elenden, welche ihn entführten, Unterschriften von ihm herauspressen wollten, und ihn vielleicht blos einige Stunden leben ließen. Bereits sind zahlreiche Verhaftungen anbefohlen worden, und man erwartet mit banger Besorgniß, bis die eingeleitete Instruktion dieses fürchterliche Geheimniß aufhellt. — N. S. Das Gerücht geht in Lyon, daß Mad. Million am Tage des 20sten einen Brief erhalten habe, worin man ihr meldet, daß ihr Gemahl am Leben und in Sicherheit ist, daß sie aber für seine Freilassung eine bedeutende Summe baar an einem ihr bezeichneten Orte hinterlegen müßte. Dieser Brief, der vielleicht zum Zweck hat, Nachsuchungen der Justiz zu täuschen, wurde den Magistratspersonen eingehändigt.

Man schreibt aus Lyon, vom 22. Dez: „Der Kaufmann Vincent Million hat glücklich seine Freiheit wieder erlangt. Nachdem die Verbrecher ihn in einen Kahn geschleppt, hatten sie ihn aus allen Kräften rudernd stromabwärts bis gegen Ternay bei Givors geführt. Unterwegs war es ihm gelungen, mehrmals zu schreien, was auch am Ufer gehört worden war, doch ohne daß man ihm Hülfe bringen konnte. In der Nähe von Ternay hielt der Kahn an, Hr. Million mußte an's Land steigen, wurde in einen Weinberg geschleppt, wo er gezwungen wurde, ein Billet an seine Gattin zu schreiben und diese zu bewegen, keine Nachforschungen der Polizei ins Werk zu setzen, um ihm das Leben zu retten. Fußtritte im Schnee und ein Stück Kerze verriethen später diesen ersten Haltpunkt, doch über denselben hinaus fehlten alle weitere Spuren. Gegen Mitternacht hatten die Verbrecher sich mit ihrem Gefangenen nach einer Art von Wirthshaus begeben, wo sich gewöhnlich Leute zu verdächtigen Unternehmungen zu versammeln pflegen. Dort wurde Hr. Million in einen Keller gebracht und an ein großes Stück Holz festgebunden. Neben ihn stellte sich der Rädelsführer, ein gewisser Poncet, ein Holzhändler aus Vaise, mit einem Beil in der Hand und ein paar Schritt entfernt, hielt sich einer der andern Gesellen bereit, demselben augenblicklichen Beistand zu Allem zu leisten. Die beiden Uebrigen blieben oben in der Wirthsstube, um den Wirth zu beobachten, der von der Sache nichts wußte. In diesem Keller erlangte später Poncent durch Drohungen mit augenblicklichem Tode vom Hrn. Million die Abfassung eines zweiten Briefes, worin dessen Gattin beauftragt wurde, noch am selben Tage 1000 Franken in Gold an eine ihr bezeichnete Person von Vaise bei Einbruch der Dunkelheit auf der Brücke von Givors auszuzahlen, wogegen der Gefangene ausgewechselt werden sollte. Madame Million erhielt diesen Brief schon am 20. Vormittags, doch wollte der Ueberbringer selbst das Geld nicht annehmen. Unterdessen wurde der Wirth in jenem Hause unruhig, zumal da er von dem Verschwinden eines Kaufmanns in Lyon hörte. Es gelang ihm, den Feldwächter in Kenntniß zu setzen, der die Gensd'armerie von Givors herbeiholte, die sofort in den Keller drang, Poncet entwaffnete und Hrn. Million in Freiheit setzte. Die andern Kerle entsprangen. Hr. Million ist bereits wieder bei seiner Familie angekommen.

Bei der letzten Militäraushebung in Leipzig stellte sich auch ein junger Bursche in Frauenkleidern, die er seit seiner Kindheit getragen habe. Es wies sich aus, daß die Mutter, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Militärdienst, ihren Sohn für ein Mädchen ausgegeben hatte. Er wurde für untauglich erklärt, da er durch die Schnürbrust ganz verkrüppelt war.

№ 2.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Reise zwischen Lübeck und St. Petersburg mit dem Dampfschiffe.

(Fortsetzung.)

Wenn erst um 9 Uhr die Glocke zum Frühstück ruft, so hat gewiß schon Mancher seit mehreren Stunden das Lager verlassen und ist nicht geschickt genug, dieselben mit der Toilette auszufüllen. Aber seiner wartet dafür auch auf dem Decke das schönste Schauspiel, wenn das Schiff gleichsam den Mittelpunkt der wie vom Himmel begränzten Meeresfläche einzunehmen scheint, aus der die Sonne hervortaucht. Wie wird er sich beim Anschauen dieses Bildes so groß und zugleich so klein vorkommen. So groß, wenn er der Kraft des menschlichen Geistes gedenkt, die Feuer und Wasser beherrscht und ihn auf den Standpunkt führte, den er jetzt einnimmt; so klein, wenn er des Feuers und des Wassers Kraft gegen die seine abwägt und bedenkt, daß sie ihn in einem Augenblicke zu dem Hülflosesten machen kann. Aber wer könnte sich an einem schönen Morgen, wie wir ihn unseren Lesern vor Aug und Sinn hervorrufen möchten, Besorgnissen hingeben? Nur zur gesteigerten Empfindung der Größe der Natur kann das Erkennen der eigenen Kleinheit führen! Du wirst nicht müde, dich an dem großartigsten Schauspiele zu weiden. Und wenn es dir endlich gelingt, dich loszureißen, welch' ein Kontrast erwartet dich dann in der Kajüte, zu der du jetzt zurückkehrst?

Hier findest du deine Reisegefährten beschäftigt, die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit künstlerisch zu benutzen. Denn wenn vor noch nicht vielen Jahren das Waschen u. s. w. nur als ein symbolischer Akt zu betrachten war, den man nach althergebrachter Sitte, ohne viel darüber nachzudenken, des Morgens verrichtete, so sehen wir jetzt diese Geschäfte alle zu einer Kunst erhoben, die ihren Anfang, ihre Mitte, ihr Ende hat, die mit Geschick und Sorgfalt getrieben seyn will, die Geräthe und Werkzeuge erheischt. Nach diesen Geräthen und der Art, sie zu gebrauchen, die verschiedenen Nationen zu unterscheiden, bleibt einer ferneren Zeit vorbehalten. Schon jetzt weichen die Engländer und die Franzosen bedeutend von einander ab, während die übrigen Nationen nur noch Nachahmer in der Kunst zu seyn scheinen. — Der Engländer — und einer deiner Reisegefährten gehört gewiß dieser Nation an, den du auch bald daran erkennen wirst, daß seine Kleidung sich nur durch gelbe Glace-Handschuhe von der der Matrosen unterscheidet, und daß er nicht in dem ihm angewiesenen Bette schläft, sondern an irgend einem ungewöhnlichen Platz, etwa auf dem höchsten Sopha, wo seine Nase das Deck berührt, — der Engländer führt einen eigenen Koffer mit sich, der Kämme, Bürsten und Messer aller Art, von ungeheurer Schwere und Größe und patentirter Arbeit enthält. Die Werkzeuge der Franzosen sind der Zahl nach bedeutender, aber behender, wo möglich aus Silber gefertigt, jedoch gewiß nicht so dauerhaft und zweckmäßig. Alle diese Werkzeuge zu brauchen, sie zu pflegen und aufzubewahren, erfordert Geschick und — Zeit, so daß gewiß die wiederholten Bitten der Kellner nöthig seyn werden, wenn sie verschwinden sollen, damit die Toiletten-Tische für das Frühstück eingerichtet werden können.

Nach dem Frühstück, das der englischen Sitte gemäß aus Thee, Kaffee, rohem und gekochtem Fleische, Brod, Butter, Käse und Eiern besteht, wird sich wohl die ganze Gesellschaft auf das Deck begeben und in vielfache Gruppen vertheilen. Wird der Tag heiß, so überspannt den Hinterraum des Schiffes ein zierliches Zelt, unter welchem Tische für Karten-, Domino- und Schachspieler etablirt werden, während die Damen ihre Arbeitskästchen oder Bücher zur Hand nehmen. Denn auch an einer Schiffsbibliothek fehlt es nicht, deren hauptsächlichsten Inhalt Scott's Romane, das Répertoir du théatre français à Berlin, Paul de Kock's, Balzac's und andere Werke bilden, so daß ein Jeder das längst Bekannte wieder hervorsuchen und eine junge Dame, bei der wiederholten Lektüre von Paul et Virgine aufs neue Thränen vergießen kann. Wer nicht spielen noch lesen will, der sucht einen Gefährten zum Promeniren auf dem Deck und wird immer welche finden, die ihn von dem Lande, dem er zureist, unterhalten.

Hast du einen Handelsmann zum Reisegefährten, der aus fernen Ländern nach Rußland zurückkehrt, so wird er dir gewiß erzählen, wie nachsichtig die russische Douane sey, wie sie dir dies und jenes zur zollfreien Einfuhr gestattet, und durch seine Erzählung daran erinnert werden, daß er in seinem Wagen oder Koffer noch Manches für die Zollbeamten übersichtlich zu ordnen habe. Ein andrer Kaufmann hat nur wenig Zeit für dich, er muß in Travemünde oder Kronstadt Briefe nach Lübeck oder Petersburg schreiben, muß Fakturen berechnen und Rechnungen ausziehen, gelegentlich auch wohl den Matrosen beim aufsetzen und einziehen der Segel behülflich seyn.

Ist das Mittagsessen, das wohl aus sechs Gängen besteht, im Salon, und auf dem Deck der Kaffee eingenommen, dann wiederholen sich die wichtigen Geschäfte des Vormittags bis zur einbrechenden Dunkelheit. Nun werden am Maste die Schiffslaternen aufgehängt, die Kompasse und die Salons werden erleuchtet und der Abend-Thee eingenommen. Aber noch immer ist Zeit vorhanden, in welcher die Unterhaltung, mehr denn am Tage, eine gesellige seyn muß. Hierzu eignet sich am besten die Musik, und kein schönerer Zeitvertreib ist zu finden, als wenn beim Mondschein musikalische Reisegefährten zusammentreten und in der Stille des Abends, die nur vom Rauschen des Wassers unterbrochen wird, Gesang und Zitterspiel

ertönen lassen. Dann lockt der Gesang oder die Dunkelheit der Nacht auch wohl eine Reisegefährtin herbei, die den ganzen Tag in einsamer Zurückgezogenheit verlebte. Denn sie hat es für sich angemessen gehalten, eine Separat-Kajüte zu miethen, eine Gesellschafterin, eine Kammerjungfer und einen Kammerdiener, ein vollständiges Reisegeräth, eine Bibliothek, einen Fauteuil und sicherlich auch einen Schooßhund mit sich zu führen. Mit der Gesellschafterin, der Bibliothek und dem Schooßhunde hat sie den ganzen Tag in dem Vorzimmer ihrer Kajüte verlebt und wäre unbemerkt geblieben, wenn jenes Vorzimmer kein einfallendes Licht hätte, und nicht den übrigen Bewohnern der Separat-Kajüten gleichfalls angehörte. Beide Umstände können dir ihren Anblick und den der verschiedensten Bilder verschaffen. Du siehst vom Deck aus, durch das einfallende Licht, den Kammerdiener bemüht, den Theetisch mit silbernem Service für den Morgen-Imbiß zu versehen. Er entfernt sich, und nun erscheint aus einer andern Kajüte ein Herr, der denselben Tisch zu seiner Toilette braucht, und erst, wenn er die Bühne verlassen, wird von der Dame, die von dem Zwischenspiele keine Kenntniß hat, das Dejeuner eingenommen.

Aehnliche Beispiele ließen sich mehr finden, wenn du nicht das Lauschen für eine Sünde hieltest, und daher ist es besser, den gemeinschaftlichen Salon aufzusuchen, der selbst des Nachts dir Stoff zu erlaubten Beobachtungen giebt. Denn wie beim Aufkleiden sind auch beim Auskleiden die verschiedenen Passagiere, nach Rang und Stand und Nationen, verschieden und selbst wenn Alle das Lager eingenommen, wird eine völlige Stille noch nicht eingetreten seyn, was bei der Neuheit der Lage, in welcher sich fast Alle befinden, nicht befremden darf. Ja selbst im Traume können es viele nicht vergessen, daß sie nicht zu Hause und im Bett, sondern auf dem Meere sich befinden. Der Eine glaubt ein fürchterliches Schwanken des Schiffes zu bemerken und wird besorgt, nicht etwa für sich, sondern vielleicht für seine Uhr, die er auf dem Tische liegen ließ. Ein Anderer dagegen will im Hemde auf das Deck eilen, weil es ihm zu stürmen oder im Maschinen-Raum zu brennen scheint. Da muß denn der wachthabende Kellner, gleich einer Wärterin bei ungezogenen Kindern, Alle besänftigen und beschwichtigen. Ist dies gelungen, dann wirst du nur noch auf dem Deck die Schiffswache und die Matrosen hören, die sich am Steuer ablösen und den Cours zurufen. Auch hörst du die Wellen gegen die Schiffplanken neben deinem Bette schlagen und kannst mit glücklicher Phantasie die Tiefe messen, die der Meeresgrund von deinem Lager entfernt ist, und, damit sie dich nicht erschrecke, sie mit lieblichen Meeresgöttern bevölkern, die dich in sanfte Träume wiegen mögen.

Eine größere Bewegung auf dem Deck verkündet den Tag. Da wird zunächst die Schiffsspritze in Bewegung gesetzt, welche die Ueberzeugung hervorrufen soll, daß man auch gegen Feuersgefahr geschützt sey, mehr aber um das Schiff in allen seinen Theilen zu reinigen. Dabei werden auch die Böte nicht vergessen, von denen drei bis vier neben den Verschanzungen hängen, durch die, vorausgesetzt, daß sie nicht umschlagen, wohl 20 Personen von den 150, die sich im mittleren Durchschnitte auf dem Schiffe befinden, gerettet werden können — doch wer wird ohne Noth an so etwas denken? Weiß man doch nur von einem Unfall, so lange Dampfschiffe zwischen Lübeck und St. Petersburg befördert werden. Er betraf den Namensvetter und Vorgänger des „Nicolai", der vor etwa fünf Jahren im Angesichte von Travemünde in Flammen aufging. Es gelang, ihn auf eine Sandbank auflaufen zu lassen, und alle Passagiere wurden gerettet, mit Ausnahme von einigen wenigen die, auf das Abrathen des Capitäns nicht achtend, zu voreilig in die Böte oder ins Wasser sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten. Ein guter Rath für die Passagiere dürfte es daher seyn, bei keiner Gefahr zu voreilig das Schiff zu verlassen und immer den Anordnungen des Capitains Folge zu leisten, zumal da Alle, die im Dienste der Gesellschaft stehen, die Reisenden mit der größten Zuvorkommenheit und Sorgfalt zu behandeln wissen.

Bei der guten Bewirthung und Bedienung, die von ihnen ausgeht, verfließt, in obengeschilderter Weise, ein Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern, ohne dir irgend Gelegenheit zur Klage und zur Langeweile zu geben, selbst wenn sich von Außen her keine anderen Abwechselungen, als diejenigen darbieten, welche die von fern sichtbaren Küsten gewähren können. Doch auch diese verschwinden für kürzere oder längere Zeit gänzlich, und dann siehst du nur noch am Horizonte Schiffe in größerer oder geringerer Zahl, von denen manches dir so nahe kommen wird, daß ein schleuniges Ablenken nöthig ist, um in keine zu freundschaftliche Berührung mit ihm zu gerathen.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen.

Meran.

Meran liegt ungefähr 1200 Fuß über der Meeresfläche, an 600 Fuß tiefer als Innsbruck, aber 90 Fuß höher als Botzen. Die Passer rauscht an der Stadt vorüber und fällt eine Stunde davon in die Etsch. Ehemals war dieses kleine Städtchen der Hauptort des ganzen Landes und in dem über ihm gelegenen Schlosse Tirol, welches dem Lande den Namen gab, residirten bis zur Margarethe Maultasch seine Fürsten. Noch jetzt wird Meran von dem umwohnenden Landvolk nur die Stadt geheißen und die Umgegend das Mutterländchen oder das Landl. Jetzt ist von dieser frühern Bedeutung jede Spur verwischt und es hat sich erst in neuester Zeit Meran wieder in anderer Beziehung, nämlich als Sommeraufenthalt für Leidende, zu heben begonnen. Die Natur um Meran ist trotz aller Veränderungen stets dieselbe geblieben, herrlich und großartig, dabei mild und gemüthlich. Am Fuße des Küchelberges ziehen sich die wenigen Straßen des Orts uneben hin; auf der Höhe in seinem Rücken liegt das Dorf Tirol mit den Trümmern der Brunnenburg und darüber hinweg ragt das alte Stammschloß in malerischer Unregelmäßigkeit. Die hohe Mutt mit ihren Zacken und Spitzen bietet den herrlichsten Hintergrund zu diesem Gemälde. Eben diese Felsenwand hält den Nordwind von dem gesegneten Thale ab, der es jetzt nur dann und wann mit gebrochener Kraft aus Passeyr oder Vintschgau berühren kann. Das Panorama von Meran, von der Stadt selbst überschaut, zeigt ringsum imposante Formationen des Hochgebirgs, darunter auf schön belaubten Mittelgebirgen Burgen und Schlösser, dann liebliche Dörfer von Wein umgeben und endlich die Ebene in üppigster Fruchtbarkeit von Mais und Getraide und von Obstbaum-Alleen durchzogen. Hinter sich die Mutt, hat man rechts die Oeffnung des Vintschgau's mit der malerischen Töll und den Dörfern Partsch, Algund

und Partschins, dann die Berge von Merling mit dem weißblinkenden Schlosse Lebenberg, die Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Lana und so fort, über Brandeis hinweg bis dahin, wo die Mendel ihre Wand steil in das Thal senkt, und der Thurm von Hoheneppan sich malerisch am Horizonte zeichnet. Links öffnet sich zunächst Passeyr, in dessen Eingang die Burgen Schenna und Zenoburg thronen, dann Obermais, an Schlössern reich, Winkelrubein, Ramez, Labers, Fragsburg, Katzenstein, Layen und über allen in schwindelnder Höhe das Kirchlein „Catharina in der Scharten“ bei Hafling von der hohen Iffingerspitz überragt, dem höchsten Berge der Gegend. Wo diese dunkel bewaldete, mit Schlössern gekrönte Bergwand sich abgränzt, schieben sich in violettem Duft die röthlichen Felsen auf der Straße von Botzen nach Trient vor das Auge und bilden nebst dem südlichen Himmel den passendsten Hintergrund für eine der schönsten und reichsten Landschaften, die ich kenne. Diese Gegend muß nun auch dem hier verweilenden Fremden den meisten Genuß bieten, da die Stadt nur wenig in dieser Beziehung zu leisten im Stande ist. Die Häuser in der Hauptstraße sind von altfränkischer Bauart und haben im Erdgeschoß Arkaden, wie in den meisten Städten Tirols und Oberitaliens. Eine mit der Stadt zusammenhängende Vorstadt, Steinach genannt, hat einige bessere Häuser, in freierer Lage, und mit Gärten umgeben aufzuweisen, besonders ist hier das Mammingsche Haus zu erwähnen, das in schönen Verhältnissen dasteht. Dieses Geschlecht der jetzigen Grafen von Mamming soll von Mamminger Kaufleuten abstammen, die hier viel Geld verdienten und, dann zu Freiherrn und Grafen erhoben, große Besitzthümer erlangten, die jedoch in diesem Augenblick wieder größtentheils in andere Hände übergegangen sind. An der Passer ist eine Mauer hingezogen, welche zunächst die Stadt vor Ueberschwemmungen schützen soll, aber auch zu Spaziergängen gebraucht wird, die besonders in angenehmer Abendluft hier regelmäßig stattfinden.

Wenn man das Schloß Tirol besuchen will, so steigt man beim Pulverthurm den Küchelberg bis zum Schloß Zenoburg hinan, wo man sich einer schönen Aussicht in den Anfang des Passeyrthals und nach Schenna und Obermais erfreut. Zenoburg ist jetzt eine malerische Ruine, nur ein Thurm ist noch bewohnbar, dessen uraltes Portal eine besondere Aufmerksamkeit verdient. — Unter den reichen Rebpflanzungen, die den besten dortigen Landwein, den Küchelberger, liefern, steigt man mitunter etwas steil zum Dorfe Tirol empor. Hier oben hat man wieder eine neue reiche Ansicht. Passeyr breitet sich vor den Blicken bis zum Jauffen aus, der den Uebergang nach Sterzing vermittelt. Schenna auf seiner Höhe von Getreidfeldern umgeben, wohnlich und heiter, Aner ihm gegenüber, einsam am Eingange des Spronzerthales, darüber hinaus die Orte Kuens und Rifian. Außerdem fliegen die Blicke über Etschthal und Vintschgau hinweg; die Aussicht ist so reich, daß sie erst nach mehrmaligem Genusse ganz umfaßt werden kann. — Das Dorf Tirol hat 900 Einwohner. Diese wohnen nicht nur im Dorfe, sondern auch in einzelnen Höfen, die an den Abhängen der Mutt zerstreut liegen. Ueber diese hinweg steigt man zur Muttspitze, die ein guter Fußgänger in vier Stunden erreichen kann. Hier oben hat man eine weite Aussicht von den Bergen des Pustertals bis zur majestätischen Ortlesspitze, und über das Vintschgau hinweg nach der öden Firnenwelt des Oetzthals. — Das Wirthshaus im Dorfe Tirol ist sehr reinlich gehalten und besonders billig, daher es

seiner schönen Lage und der gesunden Luft wegen sehr anzurühmen ist. Hinter dem Dorfe geht man an den Trümmern der Brunnenburg vorbei und steigt dann durch einen im Felsen gesprengten Gang, das Knappenloch genannt, nach dem Schlosse Tirol hinauf. Das Schloß Tirol besteht aus zwei Theilen. Von dem ältesten rückwärts nach der Mutt gelegenen sieht man nur noch die Trümmer; dann der östliche, in dem sich noch einige kleine Wohnungen erhalten haben, und endlich der südliche, dessen Façade dem Etschthal zugekehrt ist, in welchem der jetzige kaiserliche Schloßhauptmann, Namens Hofer, ein naher Verwandter des Andreas, seine Wohnung hat. In der uralten Kirche sieht man ein merkwürdiges Portal von weißem Marmor, über dessen Figuren viele Auslegungen stattfinden, die jedoch größtentheils im Widerspruche zu einander stehen. Daß dieses Schloß eine Römerreste war, unterliegt keinem Zweifel. Es hieß damals Terioles. Vom Schlosse hinab geht es steil nach dem Dorfe Gratsch. Wer es bequemer haben will, macht den Umweg über St. Peter. Die Aussicht, die sich nun wieder hier nach und nach beim Niedersteigen vor den Blicken entfaltet, ist sehr ergötzlich. Neben Gratsch liegt in üppiger Wein- und Obst-Fülle Algund, und durch liebliche Wiesen kehrt man auf völlig ebenem Wege nach Meran zurück.

Eine kuriose Heirath.

Die Weltgeschichte hat Beispiele aufzuweisen, daß Schauspielerinnen, Sängerinnen, überhaupt weibliche Wesen, welche der Bühne angehörten, durch Heirath in brillante Lebensverhältnisse gekommen. Aber die glänzendste Heirathspartie hat sich die vor zwanzig (?) Jahren weltberühmte Primadona Fabri erfungen, der noch die Pasta und Pisaroni als zweite Sängerin zur Seite standen. Sie ist die Schwiegertochter des Groß-Moguls von Indien. Das Glück dieser Frau hat nur ein Schiffbruch herbeigeführt. Für die italienische Oper nach Kanton in China verschrieben, bestieg die Sängerin das von Neapel dahin abgehende Schiff. Ein Sturm warf dasselbe an die indische Küste, und nur ein Wunder rettete das Leben der Sängerin. Zufälliger Weise streift zur selben Zeit der Sohn des Großmoguls an dem Theil der Küste, welcher die arme hilflose Sängerin aus den Wogen empfing, gegen die Tippo Saib bekriegenden Engländer. Er findet die von Allem entblößte Fremde, und sie sehen und lieben war eins. Er sprach schlecht englisch, sie nur italienisch. Wie sich also verstehen? Aber der Gesang ist eine allverständliche Weltsprache, und kaum hatte sie einige Coleraturen emporsteigen lassen, fiel die ganze indische Armee, an der Spitze der Sohn des Moguls, zu ihren Füßen. Im Triumphe wurde die Sängerin nach der Hauptstadt geführt, und hier erklärte der junge Mogul dem alten, er werde nie ein anderes Wesen sein Weib nennen als diese Fremde. Der alte Mogul fand sich durch den Liebreitz und die herrliche Stimme des Mädchens bewogen, die Mesalliance-Vorurtheile fahren zu lassen, und bald war das Band, welches der Zufall lose hingeworfen, fest um zwei glückliche Herzen geschlungen. Daß die interessante Sängerin dem jungen, hübschen Mogul die Hand zu reichen nicht einen Augenblick zögerte, versteht sich von selbst, wenn man den Charakter eines Moguls zu würdigen weiß.

Gastronomische Monddepesche.

Auch bei uns im Monde giebt es Gasthöfe, auch bei uns giebt es Feinschmecker, die, wenn sie sich abonniren, an der Table d'hôte für 36 Kreuzer 18 Gerichte erhalten. Jedes dieser Gerichte kostet also nur 2 Kreuzer. Wie ist es möglich, fragen Viele, daß die Gastwirthe bei solcher beispiellosen Billigkeit ihre Rechnung finden können? Diese Schlauköpfe suchen sich durch einen selbstfabricirten Wein zu entschädigen, für den sie sich, obgleich ihnen die Flasche nicht 6 Kreuzer kostet, 18 und 24 Kreuzer pro Schoppen bezahlen lassen. Um diesen Wein dem Gaumen genießbar zu machen, vermischen ihn Viele mit Weingeist und Molukum. Dieses Getränk wird bei uns im Monde Folterwein genannt, denn ein Glas davon ist hinreichend, dem Verbrecher das Geständniß seiner Sünden abzuzwingen. Da guter Wein aber ein Haupterforderniß einer guten Tafel ist, so sollte die Mondpolizei sich öfters an die Table d'hôte verfügen und die Wein-Flaschen von 2 — 3 Abonnenten in Gegenwart der andern Gäste chemisch untersuchen, die Weinverfälscher öffentlich beschämen und gesetzlich bestrafen, die rechtlichen Wirthe aber gegen Verläumdungen dieser Art in Schutz nehmen. Dem Vernehmen nach will man jetzt zu diesem Zwecke Verbrecher, die zum Tode verurtheilt sind, als Abonnentenweinkoster anstellen.

Das Heidelberger Faß.

Wohl jeder unserer Leser kennt dieses Faß, aber nur Wenigen dürfte die Geschichte desselben bekannt seyn. Johann Casimir ließ im Jahre 1591 ein Faß bauen, das 132 Fuder oder 158,800 gewöhnliche Trinkflaschen enthielt. Dieses Faß hatte im dreißigjährigen Kriege so sehr gelitten, daß es zerfiel, worauf Karl Ludwig 1664 ein neues verfertigen ließ, das 204½ Fuder oder 245,176 Trinkflaschen enthielt und mit mancherlei Schnitzwerk und verschiedenen Versen geziert war. Später war indessen auch dieses Faß, da es lange Zeit leer geblieben, unbrauchbar geworden, weshalb Karl Philipp dasselbe 1728 wieder ausbessern und an seinem Namenstage (am 1. Mai) mit Landwein wieder anfüllen ließ. Doch auch dieses Faß hielt sich nicht lange, daher Karl Theodor 1759 das jetzige Faß durch Hofküfer Engler erbauen ließ. Es ist 30 Fuß 5 Zoll lang und 23 Fuß hoch. Achtzehn dicke hölzerne und eben so viel eiserne Reife halten es zusammen. Dieses Faß, das 236 Fuder oder 283,200 Trinkflaschen enthält, ward am 10. Nov. 1752 mit Wein gefüllt, was noch drei Mal nachher geschehen seyn soll bis zum Schloßbrand im Jahre 1764, von welcher Zeit an dieses Faß leer und unbenutzt geblieben ist. In der Nähe dieses Fasses steht, gleichsam als Schildwache, das hölzerne Standbild eines Tyroler Zwergen, Clemens Perkeo, Karl Philipps Hofnarren, der täglich 15 Flaschen Wein aus diesem Fasse trank. Sanft ruhe seine Asche!

Miscellen.

Das Schlittschuhlaufen gehört in England unter die „nobeln Passionen". So besteht in der fashionablen Welt auch ein Schlittschuhläuferklubb, der sich den Serpentin-River, ein Bassin im Hydepark, als Schauplatz seiner Belustigungen erkohren hat. Hier sah man am 18. Dezember viele Schlittschuhläufer aus den ersten Ständen, darunter den Herzog Karl von Braunschweig, den Viscount Powerscourt u. A. Eine Menge von Wagen stand am Ufer, von denen aus ein reicher Kranz von schönen Damen mit Interesse die Evolutionen der preux chevaliers verfolgte. Am 20. Dezember sahen auch die Königin und Prinz Albert in strengem Inkognito zu. Bei solchen Gelegenheiten steht immer die Rettungsmannschaft der Human Society — eines der vielen in England bestehenden menschenfreundlichen Vereine — bereit, um Unvorsichtige zu warnen und Verunglückende zu retten. So brach, gleichfalls am 18., im Regentspark das Eis, und 40 Männer und Knaben stürzten in's Wasser; sie alle wurden aber gerettet. Einer aber konnte nicht mehr zum Leben gebracht werden. In den Straßen von London wird an glatten Stellen Salz gestreut; eine Anzahl Konstables ist zu diesem Zwecke mit Salzsäcken versehen.

Wenn wir Deutschen wissen wollen, was wir an unserm Schiller haben, so dürften wir nur die Kritik über dessen Maria Stuart im Jour. des Deb. vom 24. Dezember lesen. „Dieser Schiller — heißt es dort — ist trotz seines Geistes, trotz seiner Erfindungsgabe, trotz aller geschichtlichen Ansprüche, nur ein ungeschickter Dieb Shakespeare's. Bei diesem Menschen ist der Schrecken blind, das Mitleid erkünstelt, die Begeisterung lügenhaft, die Thränen erzwungen, die Poesie bricht zuweilen durch alle falschen Gerüchte, erhellt sie, geht dann wieder, und das Drama fällt in sein Nichts zurück . . : — Schiller, der früher ein Komödiant gewesen, vor den unruhigen deutschen Universitäten, die er durch sein Räuber-Ideal „Moor" aufwiegelte, Komödie gespielt hat . . . Maria Stuart ist das traurigste, fadeste, falscheste, langweiligste aller auswärtigen Meisterstücke." So urtheilt Jules Janin, der berühmteste Theaterkritiker Frankreichs, in dem berühmtesten Blatte dieses Landes!

Ich erinnere mich, vor längerer Zeit einen fürchterlichen Roman gelesen zu haben, der mit folgenden Phrasen endet: „Und mit Schrecken sah er sein Haupt vom Rumpfe fallen."

(Anekdote. Bei der Huldigung in Berlin am 15. Oktober ergriff man im Gedränge einen Taschendieb; es wäre zu viel Loyalität von den Dieben gefordert, daß sie um des Bundes zwischen König und Volk willen ihren Beruf aufgeben sollten. An dem in flagrante Betroffenen wurde sofort Justiz verübt, ohne Polizei und Stadtgericht dabei zu bemühen. Unter den Zurechtweisungen des Volkes, die empfindlicher als der Regen auf seinen Rücken träufelten, schrie der Schelm: „Is des Huldijung?" Man sieht, der Berliner Witz kann sich unter keiner Situation verläugnen.

Bei der letzten Aufführung der „Preciosa" auf dem Hamburger Stadttheater erschienen auf den Brettern drei Esel in natura. Sie neigten zum großen Ergötzen des Gallerie-Publikums die langen Ohren sehnsüchtig dem Souffleur-Kasten zu, wobei sie mancher dramatischer Künstler um die Länge derselben beneidet haben mag. Einige Spottvögel riefen am Schlusse „Esel heraus, Esel heraus!" Der Regisseur soll sehr in Verlegenheit gewesen seyn, wer mit diesem Rufe gemeint war.

№ 3.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Reise zwischen Lübeck und St. Petersburg mit dem Dampfschiffe.

(Schluß.)

So nahe kommende Fahrzeuge sind gewöhnlich Segelböte, da die Dampfböte sich leichter in größerer Entfernung von einander halten können, weil sie weniger vom Winde abhängen und nur beim günstigsten die Segel brauchen. Herrscht dieser nicht, dann ist dem Capitain, mehr aber noch den Passagieren, die bei aufgesteckten Segeln das Schwanken des Schiffes mehr empfinden, gänzliche Windstille das Liebste und West-Süd-West halb West bei der Reise nach Petersburg und Ost-Süd-Ost halb Ost bei der nach Lübeck der gewöhnlichste Cours, den das Dampfschiff verfolgt. Abweichungen von diesen Coursen, die über Ost und West wohl selten hinausgehen, kommen zunächst nur beim Ein- und Auslaufen, in der Nähe von Küsten und da vor, wo das Fahrwasser enge wird, und Messungen zur Bestimmung des Orts, an welchem das Schiff sich befindet, sind wohl nur in den seltensten Fällen nöthig, da die Capitaine den oft zurückgelegten Cours genau kennen und ihre Bestimmungen nur nach den Beobachtungen der Küste, der Uhr und der Geschwindigkeit des Schiffes machen. Letztere wird dadurch gemessen, daß ein an einer Schnur befestigtes Brettchen ins Meer geworfen wird. Ein Matrose läßt beim Weiterfahren des Schiffes die Schnur durch die Hand gleiten und zählt die daran befindlichen Knoten so lange, bis eine kleine Sanduhr abgelaufen ist. Schnur und Sanduhr sind so gemacht, daß die Knotenzahl die in einer Stunde zurückgelegten Seemeilen anzeigt. Vier bis zehn Seemeilen, von denen vier einer deutschen Meile gleichen, sind die gewöhnlichsten Gränzen der Geschwindigkeiten, mit denen die Dampfschiffe sich bewegen.

Bei günstigem Winde und ruhigem Meere ist die Reise in 4 oder 5 Tagen zurückgelegt. Geht aber die See hoch oder ist der Wind contrair, so können auch wohl 8 bis 14 Tage dazu erforderlich seyn, von denen nicht jeder so viele Annehmlichkeiten, wie wir oben schilderten, darbietet! Dann schwankt das Schiff nach allen Richtungen. Bald wird es links, bald rechts geworfen, so daß ein Matrose nicht mehr am Steuer genügt, um den vorgeschriebenen Cours inne zu halten. Jetzt wird der Hintertheil und dann der Schnabel des Schiffes hoch in die Luft gehoben und tief ins Meer gesenkt, und die Wellen schlagen über die Verschanzung und durchnässen diejenigen, die sich noch auf das Deck wagten. Was auf dem Schiffe nicht niet- und nagelfest ist, muß angebunden werden, und die des Seelebens Unkundigen können keinen Schritt gehen, ohne sich anzuhalten. Es kann der Tisch nicht gedeckt, die Tasse, das Glas nicht zum Munde gebracht werden, ohne die Hälfte des Inhaltes zu verschütten, und von der gefürchteten Seekrankheit werden die meisten Passagiere ergriffen, so daß die Kellner zu Krankenwärtern werden und denen, die sie noch gestern an wohlbesetzter Tafel bewirtheten, die jetzt aber zerstreut in ihren Zellen liegen, nun die Nahrungsmittel einflößen müssen, wenn sie überhaupt hiezu noch fähig sind.

Wer nun aber der Seekrankheit nicht ganz erliegt, der wird auch an stürmischen Tagen das Schiffsleben mit Interesse betrachten. Es wird einen eigenen Reiz für ihn haben, den Menschen im Kampf mit den Elementen zu beobachten, und ist er glücklich in Kronstadt oder Travemünde angekommen, so wird er von der *stürmischen* viel mehr als von der *ruhigen* See zu erzählen wissen.

Wie die Reise von Lübeck nach Travemünde zu machen sey, haben wir bereits Eingangs erwähnt, und das dort Gesagte gilt auch für die von Travemünde nach Lübeck, denn, in Travemünde angekommen, steht es jedem Reisenden frei, das Schiff zu verlassen und seinen Weg beliebig fortzusetzen. Anders ist es bei der Ankunft in Kronstadt, wo sich die Passagiere ohne Erlaubniß der Polizeibeamten vom Schiffe nicht entfernen dürfen. Kommt dasselbe daher des Abends beim Kronstädter Hafen an, so muß es bis zum Morgen auf die Beamten warten. Ihr Erscheinen verändert völlig das Ansehen des Schiffes. Der nette Saal, in welchem du dich seit mehreren Tagen so heimisch fühltest, der dir als Speisezimmer und Toilette diente, wird jetzt zu einem Büreau umgeschaffen. Ein Dutzend Schreiber nimmt Platz und kopirt die Pässe. Jeder Reisende muß die Kopie unterschreiben und die Fragen: ob er schon in St. Petersburg war, und die über den Zweck seiner Reise beantworten. Dann erst werden die Reisenden und ihre Effekten auf ein kleines russisches Dampfschiff von schlechter Bauart geschafft und, so weit der Raum desselben gestattet auch die übrigen Frachtgüter. Was auf dem großen Schiffe bleiben muß, namentlich die Reisewagen und größeren Collis, wird plombirt.

Alle diese Arbeiten erheischen, wenn viele Passagiere am Bord sind, einen großen Zeitaufwand, und oft sind 5 bis 6 Stunden erforderlich, ehe die Fahrt nach St. Petersburg angetreten werden kann. Sie wird interessant durch den Anblick der Kronstädter Festungswerke, durch die Rhede mit der unübersehbaren Anzahl größtentheils abgetakelter Kriegsschiffe, durch die Ufer, durch die Newa und das rege Treiben auf derselben, wobei namentlich die vielen stets in Bewegung befindlichen Dampfschiffe überraschen müssen. Werden dann die Thürme der Kaiserstadt und wird diese endlich selbst sichtbar, dann sind der interessanten Gegenstände zu viele, um noch das Einzelne sehen zu können, und du erwartest mit Ungeduld die Zeit des Landens, um im Einzelnen zu betrachten, was im

großen Ganzen verwirrt. Aber im Mittelpunkte der Stadt, am englischen Quai, angekommen, setzt sich ein neues Hinderniß deiner Ungeduld entgegen.

Ein Polizei-Beamter hat von Kronstadt her sämmtliche Pässe versiegelt mitgebracht, und diese müssen nochmals abgeschrieben werden, ehe sie den Inhabern, nebst einer gedruckten Anweisung, wie sie sich ferner zu verhalten haben, zurückgegeben werden. Ohne seinen Paß darf keiner das Schiff verlassen, und die hierdurch herbeigeführte Verzögerung empfinden, noch schmerzlicher als die Fremden, die zu ihren Angehörigen zurückkehrenden Einheimischen. Denn sie sehen am Ufer ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten; es erblickt die Tochter die Aeltern, der Bräutigam die Braut, Alle rufen sich Gruß und Willkommen zu, sie strecken sich die Arme entgegen, sie weinen, sie lachen, sie trippeln vor Ungeduld hin und her, tausend Fragen möchten sich Luft machen, aber Keiner kann den Anderen erreichen. Ein unerbittlicher Polizei-Beamter hält den Steg besetzt, der von dem Schiffe zum Quai führt, und nur wer seinen Paß hat, kann passiren.

Währenddeß mußt du sehen, wie dein Reisegeräthe, durch fremde Personen, vom Schiffe hinweg nach fremden Orten geschafft wird, und kannst nicht folgen, du habest denn deinen Paß. Nach mehreren Stunden des Harrens und der bangsten Ungewißheit bist du so glücklich, ihn zu erhalten, und nun ist es dir gestattet, nach der Douane zu gehen, um deine Effekten zusammenzusuchen. Doch dies ist nicht so leicht, wenn die von hundert und mehreren Passagieren zusammenliegen und darunter auch dein Mantel, dein Stock, dein Regenschirm, denn Alles hat man dir unvermerkt davongetragen. Aber es ist Alles da, und es findet sich, mit einiger Geduld, auch Alles wieder zusammen. Doch nun soll es auch visitirt werden, und wie viele Augen und Hände hierzu auch bereit sind, wie zuvorkommend und artig sich auch die Beamten zeigen mögen, ihre Kräfte reichen nicht aus, wenn das Lübecker Dampfschiff mit einem Male mehr als hundert Passagiere zum Zollamte bringt und unter diesen Viele so Vieles haben. Denn denke dir nur den Zeitaufwand, wenn einer der Reisenden, wie wir es erlebten, seine Braut und ihre Mitgift einführt und letztere aus Kasten und Tonnen, in welche sie daheim eine sorgliche Mutter packte, herausgenommen und, wenn auch nur flüchtig, wieder hineingeworfen werden muß. Doch nur Geduld, auch deine Stunde schlägt, auch du kannst deine Koffer wieder schließen und dich nach deinem Quartier zu deinen Geschäften und an die Besichtigung der großen Stadt begeben, die wie ein unermeßliches Panorama sich deinen erstaunten Blicken entfaltet. Hft. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

General Caulaincourt und sein Pathe.

(Erinnerungen aus dem Kaiserreich.)

Es war den 3. September 1812, an jenem denkwürdigen Tage, den ein glänzender Sieg auf immer verherrlichte. Schon um 6 Uhr Morgens war unsere Armee bereit, die Schlacht anzubieten. Auf einer Anhöhe bei den Ruinen der Schreckschanze von Chewarino, die am Vorabend eingenommen worden, beobachtete Napoleon aufmerksam die Bewegung der Truppen, die durch den Regen, welcher während der Nacht die Ebene überschwemmt und die Wege fast ungangbar gemacht hatte, auf der Anhöhe zurückgehalten wurden. Mehrere Generale studirten in seiner Nähe die Lage der Oerter, während einige Infanterie-Regimenter, am Fuß des Hügels aufgestellt, über die Sicherheit seiner Person wachten. Napoleon war an diesem Tage sehr übler Laune; er drückte sich nur in rauhen, abgebrochenen Worten aus, ging um der geringsten Kleinigkeit willen die Personen, die ihn umgaben, hart an, fand überall etwas auszusetzen, und duldete nicht, daß man ihn nur einen Augenblick unterbrach. Auf eine topographische Karte gestützt, die er selbst von dem Platz, wo die Schlacht geliefert werden sollte, entworfen hatte, schien er ganz in seinen Beobachtungen vertieft, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter verspürte.

Es ist jetzt nicht der Augenblick, mich zu unterbrechen, sagte er mit trockenem und rauhem Tone, ich habe keine Zeit zu verlieren.

Nur ein Wort, Sire, sagte eine Stimme, indem er die eines der Tapfern erkannte, den er am meisten liebte.

Kein Wort weiter, versetzte er, und indem er sein von Zorn entbranntes Gesicht aufrichtete, sah er einen seiner jüngsten, aber wohl auch einen seiner Theuersten Waffengefährten, den tapfern General Caulaincourt, vor sich, dem er die Leitung seiner Pagen anvertraut hatte. Der General hatte an seiner Seite einen kleinen Knaben von 13 bis 14 Jahren höchstens, der sich vor Freude die Hände rieb, seinen Kaiser so nahe bei sich zu sehen.

Sire, sagte er mit fast bittender Miene, erlauben Sie mir?

Ich gestatte Ihnen zwei Minuten, antwortete der Kaiser, indem er seine Uhr herauszog, wenn Sie länger reden, so halte ich mir die Ohren zu.

Caulaincourt war an die Ungeduld und den Zorn Napoleons längst gewöhnt, so daß diese Sprache ihn keineswegs beleidigte.

Sire, sagte er mit Ruhe, indem er dem Kaiser den jungen Knaben zeigte, nehmen Sie dieses Kind in Ihren Schutz und behalten Sie es bei Ihnen bis nach der Schlacht, ich werde es dann abholen, wenn ....

Er redete nicht aus und fuhr dann fort: Es ist ein Knabe, der Willenskraft und Herz hat; sein Vater, fügte er hinzu, hat mir in Aegypten das Leben gerettet, aus Dank habe ich mich seiner angenommen und behandelte ihn nicht als einen Diener, sondern als meinen Freund, meinen Bruder und Wohlthäter, ich habe sein Kind über den Taufstein gehalten, ich habe ihm versprochen, für dieses Kind zu sorgen, ihm seine Zukunft zu sichern. Gestern Abend beorderte man ihn unglücklicherweise, diese verfluchte Schreckschanze von Chewarino zu nehmen, eine Kugel traf ihn gerade an dem Ort, wo wir uns jetzt befinden, und er ist diesen Morgen an seiner Wunde gestorben, indem er mich bat, seinen Sohn nicht zu vergessen. Sie können wohl denken, daß eine solche Bitte für mich heilig ist, auch habe ich mir vorgenommen, derselben zu willfahren, seitdem hatte ich aber sehr traurige Vorgefühle; es ist keineswegs Feigheit. Sire, was ich voraussehe, liegt klar vor meinen Augen, ich weiß, daß mein Ende nahe ist; meine Familie, wie Sie wissen, ist nicht sehr reich; ich fürchte, dieser Knabe möchte ihr zur Last fallen, und wenn ich todt bin, so können nur Sie sich dessen annehmen, auch empfehle ich Ihnen denselben an, in Sie setze ich mein ganzes Vertrauen.... Leben Sie wohl.

Und er reichte dem Kaiser die Hand, der sie lebhaft und mit Wärme drückte.

Dieser, von der Bitte gerührt, die der General an ihn gerichtet, andererseits von dem bewußten Vorgefühl betroffen, hatte plötzlich seine Gesichtszüge geändert. Er schien traurig

und nach denkend, und nachdem er sich einen Augenblick besonnen, sagte er:

Sie werden das Kommando nicht übernehmen.

Ich werde es, sagte entschlossen der General.

So warten Sie noch einen Augenblick, wir werden gleich miteinander uns unterhalten.

Ich kann mich nicht aufhalten, man erwartet mich.

Sie haben keine Eile . . . . Sagen Sie mir doch, was ich mit Ihrem Schützling anfangen soll? Soll ich ihn vielleicht unter den Waisenkindern unterbringen?

Ich will ein Kürassier werden! rief der junge Knabe mit fester Stimme.

Der Kaiser konnte sich bei diesem naiven Ausdruck des Lachens nicht erwehren.

Und was würdest du thun, wenn du ein Kürassier wärest? fragte er.

Ich würde mich für Sie und für Frankreich schlagen.

Gut, mein Kind!.... Sage mir einmal deinen Namen.

Ich heiße Johann Paul Maurel, Sohn von Peter Ludwig Maurel, dem Kürassier vom 6ten.

Wie alt bist du?

Dreizehn Jahre mein Kaiser!

Gut, setze dich nun auf diese Trommel, mein Alter! Wenn du dich immer so wacker benimmst, wirst du's weit bringen.

Und der junge Maurel, stolz auf die Sprache, die er so eben geführt, setzte sich auf die Trommel, indem er bei sich die letzten Worte des Kaisers wiederholte, während General Caulaincourt schnell den Hügel hinunterstieg und zu seinem Corps sich verfügte, das sich so eben in Bewegung gesetzt hatte.

Einige Stunden nachher begann die Schlacht. Sie war höchst mörderisch. Unsere Truppen kämpften wie Löwen. Von den Generälen Nansouty und Bruyere unterstützt, hatte Murat bald den linken Flügel des Feindes zerschmettert, während Latour-Maubourg mit Erfolg das Centrum angriff und Friant und Dufour die Russen aus dem Dorf Semenowskoi verjagten. Punkt 12 Uhr setzte Morand, an der Spitze seiner Division, über die Kologha und rückte kühn gegen die bei Borodino von dem Feind errichtete Batterie vor. Er wurde durch eine fürchterliche Kanonade empfangen, die in wenigen Augenblicken den größten Theil seiner Division zerschmetterte. Allein diese Schlappe entmuthigte ihn nicht. Mitten durch einen Kugelregen eilte er auf den Feind los, um das Handgemeng zu beginnen, und so das mörderische Feuer der Batterie zu vermeiden, zerschmetterte Alles, was sich auf dem Wege zeigte, warf die Russen und die Kosaken über'n Haufen, stürzte sie in die Hohlwege und richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an.

Napoleon war immer noch auf der Schreckschanze von Chewarino. Eine Hand auf der Karte, in der andern ein Fernglas, betrachtete er stillschweigend und in heroischer Ruhe die fürchterliche Scene, die sich vor seinen Augen entrollte. Zuweilen jedoch verdüsterte sich sein Blick, ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust; armer Prinz! das Herz blutete ihm, schmerzhafte Gedanken verfolgten ihn, er erlag unter der Last einer Gemüthsbewegung, die er in sich selbst verschloß und nicht zu zeigen wagte, aus Furcht, die Gemüther zu beunruhigen und zu entmuthigen. Die Generäle, die ihn umgaben, schienen seine Eindrücke zu theilen, und jedesmal, wenn sie eine Falte auf seiner Stirn sich bilden sahen, ein krampfhaftes Zusammenziehen seiner Lippen bemerkten, sahen sie sich gegenseitig mit Blicken an, wie wenn sie sagen wollten: „Verloren! Alles ist verloren;"

Seinerseits hielt Maurel, in nachlässiger Stellung die Hände in den Taschen, auf der Trommel sitzend, seine Augen unverwandt nach den Anhöhen gerichtet, die man hauptsächlich als Schauplatz der Schlacht gewählt hatte. Er war wie trunken von dem, was er sah, er schlürfte mit Wollust den Pulverdampf ein, lauschte in unbeschreiblicher Glückseligkeit dem Kanonendonner, sein Herz schlug vor Entzücken, in seinem Geiste tauchten große Gedanken des Ruhmes auf, er beneidete das Loos der Tapfern, welche gefallen waren, er hätte sich an ihre Stelle gewünscht, um wie sie für das Vaterland zu sterben. Mehrmals war der kleine Tollkopf auf dem Punkt gewesen, die Erlaubniß zu begehren, sich unter die Streiter zu mischen, jedesmal wurde er aber durch seine Furchtsamkeit abgehalten, die rauhe Stimme der Generäle, der abschreckende Ausdruck ihrer Gesichter ließen ihm eine demüthigende Weigerung befürchten. Er unterdrückte somit, so gut er konnte, die Ungeduld, die ihn stachelte, die Begeisterung, die ihn entflammte, als er plötzlich den Kaiser einen Seufzer ausstoßen hörte: Armer Caulaincourt! rief er aus, indem er traurig die Arme übereinander schlug.

Als der junge Maurel diesen Ausruf vernommen, war er einen Augenblick wie versteinert, er errieth die Gefahr, worin sein Wohlthäter sich befand, und wandte schnell seine Blicke nach der Gegend, wohin er den tapfern General hatte gehen sehen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Spielkarten.

Ueber der Geschichte jener 52 bunten Blätter, die Herr Oettinger in seinen „Kartenbildern" die Visitenkarten des Teufels nennt, schwebt, trotz der emsigen Forschungen vieler Gelehrten, noch immer ein undurchdringliches Dunkel. Wer einen tiefen Blick in diesen Abschnitt der Culturgeschichte werfen will, der lese J. J. Rive's „Eclairissemens sur les cartes à jouer" (Paris 1780) oder J. C. F. Roch's „Versuch über den Ursprung der Spielkarten" (Leipzig 1801). Für die, welche von Allem nur etwas wissen wollen, werden folgende Notizen hinreichend seyn.

Viele Historiker waren der irrigen Meinung, die Spielkarten seyen erst um das Jahr 1390 zur Zerstreuung und Erheiterung des wahnsinnigen Königs Karls VI. von Frankreich erfunden worden. Aber schon um 1299 waren sie in Italien und 30 Jahre später in Spanien bekannt, denn 1332 wurden sie durch Alphons XI. und 1398 durch Johann I. von Castilien bei schwerer Geld- und Gefängnißstrafe verboten.

Nach dem Wörterbuche der Madrider Akademie sollen die Karten, die im Spanischen, beiläufig gesagt, naipes heißen, von Nicolaus Pepin, nach Dupuy und Andern von Jacquemin Grigonneur, Wappenmaler Karls VI. erfunden worden seyn. Johannau behauptet, sie seyen eine Erfindung des Orients und, durch die Saracenen nach Spanien gebracht, in Frankreich schon zur Zeit Karls V. bekannt, damals aber noch sehr theuer und darum auch sehr selten gewesen, weil die Holzschneidekunst noch nicht erfunden war. Boissonade erzählt, Karl V. habe den kleinen Jehan de Saintré nur darum mit seiner königlichen Gunst beschenkt, weil Jehan weder Karten noch Würfel spielen konnte.

Erst um das Jahr 1430—1460 scheinen die Kartenbilder ihre jetzigen Namen erhalten zu haben.

Argine, der Name der Treffle-Dame, ist ein Anagramm

von Regina, worunter man Maria von Anjou, Gemahlin Karls VII., verstand.

Rahel, die Carreau-Dame, war Agnes Sorel, des Königs Geliebte.

Pallas, die Pique-Dame, war die Jungfrau von Orleans.

Judith, die Coeur-Dame, war Isabeau de Bavière, die Mutter Karls VII.

Die vier Könige: David, Alexander, Cäsar und Karl der Große, stellen die vier Helden jener Namen vor; die Höflinge des damaligen Frankreichs verglichen Karl VII. mit König David.

Die vier Buben: Ogier, Lancelot, La Hire und Hector der Galend, sind ebenfalls geschichtliche Personen; die beiden Ersten waren tapfere Ritter zur Zeit Karls des Großen, die beiden letzten berühmte Feldherren unter Karl VII. Der Name Valet (Bube) war sonst ein Ehrengrad, der die Ritterwürde verlieh.

Die Buben repräsentirten den Adel, die andern Karten bis zur Zehn bezeichneten die Soldaten. Selbst die Farben sind militärische Embleme. Coeur stellte Muth und Tapferkeit, Pique und Carreau die Waffen und Treffle (Klee) die Nahrungsmittel vor, worauf ein Feldherr, wenn er irgendwo ein Lager aufschlägt, besonders Rücksicht nehmen muß. Das Aß war das Symbol des Geldes, die Hauptsache bei jedem Kriege, die Macht, die alle Andern besiegt.

Diese Namen wurden in Frankreich bis zur Zeit der französischen Revolution beibehalten. Die Sansculotten, welche die Heiligen aus dem Kalender trieben, jagten die Könige sogar aus den Karten-Reihen. Aus dem Coeur-König wurde ein Jacques Clement, der Meuchelmörder Heinrichs III., aus dem Pique-König François Ravaillac, der Meuchelmörder Heinrichs IV., aus dem Carreau-König Wilhelm Tell und aus dem Treffle-König Maximilian Robespierre gemacht.

Zur Zeit des Kaiserreichs wurden an die Stelle der wirklichen Könige und Königinnen berühmte Bühnenhelden und Theaterprinzessinnen auf die Karten gemalt.

Der Coeur-König war Talma, der Carreau-König Lafont, der Pique-König der Sänger Lais und der Treffle-König der Tänzer Vestris. Die Coeur-Dame war Dlle. Mars, die Carreau-Dame Dlle. Duchesnois, die Pique-Dame Dlle. Georges Weimer und die Treffle-Dame Mad. Gavaudon.

Ein Haar der Kaiserin.

Napoleon's Zärtlichkeit für Josephinen gränzte Anfangs an Anbetung. Sie war aber auch eine der reizendsten Frauen jener Epoche und verband mit dem gebildetsten Geiste die sinnefesselnde Grazie einer Kreolin.

Der Kaiser widmete seiner Liebe nur eine einzige Stunde, jene während des Frühstücks; die andere Zeit des Tages gehörte dem Staate. Er nahm bei Josephinen das Frühstück ein: eine Brühe, zwei Kalb-Cotelettes und etwas Obst; dazu kam ein trauliches Gespräch, ein liebevolles Hingeben . . . Welch ein köstliches Frühstück!

Eines Morgens gewahrte der Haushofmeister, als er eben die Brühe auf den Tisch setzte, ein Haar, das in der Terrine schwamm. Sie wieder wegzutragen war schon zu spät; auch wäre dadurch ein Verdacht rege gemacht. Ei! vielleicht wird das unglückliche Haar gar nicht bemerkt!

Aber Napoleon's Luchsauge gewahrt sogleich das Haar; er schießt einen Blick, schrecklicher als der Blitz, auf den armen Haushofmeister. Dieser faßt sich aber schnell und sagt: Sire, es ist ein Haar der Kaiserin, ich sah, wie es so eben in den Napf fiel.

Und alsogleich legte sich Napoleon's Unwille. Das Haar wurde auf einen Teller gelegt, und dem Kaiser schmeckte die Brühe besser als jemals.

Der Haushofmeister nahm es aber nicht so leicht als sein Gebieter. Er berief das ganze Küchenheer zusammen und forschte nach dem Schuldigen, um ihn zu bestrafen. Das Corpus delicti wurde mit den Haaren des Küchenpersonals verglichen und es ergab sich, daß das Haar einem rothköpfigen Küchenjungen gehörte. Josephine hatte pechschwarzes Haar.

Miscellen.

(Bettlerkasuistik.) Ein französisches Blatt erzählt: Vor vierzehn Tagen kam ein Mensch zerlumpt und elend zu dem Pfarrer eines Dorfes bei St. Pol und bat um eine Unterstützung. Der Geistliche ließ sich auf der Stelle bereit finden, machte jedoch zur Bedingung, der Nothleidende möge ihm versprechen, künftig arbeiten zu wollen. „Und was soll ich thun, Herr?“ fragte der Bettler, „ich kann weder lesen, noch schreiben.“ — „Wie steht es denn mit den Gebeten?“ — „Ach ich weiß auch davon nichts.“ — So merken Sie auf; ich will Ihnen das Gebet aller Gebete vorsagen! — — Unser Vater!...“ — „Wie, unser Vater? Der Vater unser Aller?“ — „Nun freilich!“ — „Auch der Vater von uns beiden?“ „Gewiß!“ — „So sind wir Brüder?“ — „Das sind wir.“ — „Wenn das ist,“ rief der Bettler und zog ein Messer hervor, „so sind wir auch Brüder an Besitz; also theilen Sie mit mir Ihr Geld.“ — Der gutmüthige Pfarrer mußte wohl oder übel geben, was er hatte; doch am nächsten Morgen wurde der Gauner in der Umgegend verhaftet.

Ein englischer Lord, der seinen Wohnsitz auch mit einer Bibliothek ausstaffirte, schrieb an einen Buchhändler in London: „Mein Herr, ich habe mir zwar, nach Ihrem eingesendeten Bücherverzeichnisse die darin angeführten Bücher sämmtlich angeschafft, um ein schönes Büchergestell damit in allen Formaten auszuschmücken. Es fehlt mir aber nur in der classischen Literatur ein und ein halber Fuß in Quart, in der Rechtsgelehrsamkeit drei Fuß in Folio, und in den schönen Künsten, vier und ein viertel in Octav, für deren Herbeischaffung ich daher gefälligst zu sorgen bitte.

In Berlin kündigte Doktor Butte Vorlesungen über die Frage an: Was ist der Mensch? Ein Eckensteher, der die Ankündigung bemerkte, sagte dazu: „Was der Mensch ißt, weiß man immer; aber was der Mensch trinkt, das weiß manchmal der Deubel.“

Ein Soldat und ein Wirth.

S. Gebens's mir eine Flasche Elfer!
W. Da ist keiner mehr vorhanden. —
S. Hoben's Fünfer?
W. O ja!
S. Hoben's auch Sechser?
W. Auch den.
S. Nun do thun's'n zusammen, do hoben's Elfer.

№ 4.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die letzte Reise Josephinens nach Paris.

(Courrier français.)

Am 25. März 1814 war die Armee der Alliirten, vom Fürsten Schwarzenberg befehligt, bei Meaux und Triport über die Marne gegangen und schlug mit Ausnahme der Corps von Sacken und Wrede, welche zu Meaux blieben, um die Brücke zu decken, die große Straße nach Paris ein. Bis dahin hatten sich die Pariser Illusionen gemacht; sie konnten nicht glauben, daß Paris je von Feinden besetzt, daß der Boden dieser glorreichen Stadt, welche seit zwanzig Jahren so viele tapfere Armeen entsendete, von „fremden Cohorten", wie sich unsere National-Hymne ausdrückt, befleckt werden und daß diese „unsere stolzen Krieger" niedergeschmettert würden. Die Bülletins des Kaisers, welche stündlich eintrafen, die Nationalgarden, welche die Stadt füllten, die Revuen und kriegerischen Ansprachen des Königs Joseph machten den Furchtsamsten Hoffnung; aber als man die Einwohner von Meaux, von Coulommiers, wo sich das Hauptquartier der verbündeten Souveraine befand, von la Ferté-sous-Jouare, wo Blücher stand, von Claye, von Villeparésis, von Bondy, mit ihren Weibern, ihren Kindern in Paris anlangen sah; als man sie auf unsern Straßen und auf unsern Boulevards sah, umgeben von Kühen und Hammeln, welche sie vor den Kosacken geflüchtet, mit ihren Karren hinter sich, welche ihre alten Möbeln und Bett-Matratzen trugen; besonders als die Kaiserin Marie Louise Paris verließ und man in den Straßen, welche an die Tuilerien gränzen, ihre Equipagen und Pakwagen vorüberfahren sah; als man unter der Hülle, welche sie bedeckte, die glänzende Krönungs-Kutsche erkannte — da ließ man den Kopf hängen und sah ein, daß Alles aus sey. Das schöne Banner der Republik sollte verschwinden, das Kaiserreich sollte fallen, was sollte aus Frankreich werden? Schon drohte man mit dem König von Hartwell. *)

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages rollte eine offene Kalesche, in welcher eine in Shawls gehüllte Dame saß, deren Antlitz ein Schleier bedeckte, den Boulevard entlang, und bog in die Rue Ceruti. Zwei Jäger folgten dem Wagen, der in raschem Trabe den Staub des Boulevards aufrührte.

„Halt an, Georges," rief plötzlich die Dame, indem sie ihren Schleier aufhob und ihre Hand nach dem Kutscher ausstreckte.

In demselben Augenblicke benachrichtigte ein durchdringender Schrei den Kutscher von der drohenden Gefahr, auf welche ihn seine Gebieterin aufmerksam machte; er hielt mit fester Hand seine Pferde an und einer der Jäger stieg vom Pferde und zog unter den Rädern der Kutsche ein junges Mädchen hervor, bleich vor Schrecken, welche noch einen Birkenzweig in der Hand hielt, der ihr dazu diente, eine magere Kuh zu leiten, welche, eben so erschreckt als ihre Herrin über den Lärm der Wagen und das schimmernde Licht der Reverberen, weder vorwärts noch rückwärts wollte. Das ungelehrige Thier hatte sich mitten in die Straße gestellt und das junge Mädchen war, als sie es vorwäts treiben wollte, so unglücklich ausgeglitten, daß wenn nicht die Pferde der Hand des Kutschers gehorcht und die Räder einen Umschwung mehr gemacht hätten, sie nicht mehr gewesen wäre.

„Bist du verwundet?" fragte die Dame, indem sie ihre zitternde Hand auf die Schulter der Bäuerin legte.

„Nein", antwortete das junge Mädchen, „aber ich wollte daß ich todt wäre."

„Todt! Ei was......, sagte die Dame. „Jean", fügte sie hinzu, und wandte sich an den Jäger, der vom Pferde gestiegen war, „öffne den Schlag und laß dieß Mädchen zu mir einsteigen."

„Und meine Kuh?" fragte das junge Mädchen heftig.

„Binde die Kuh hinten an die Kalesche, und laß uns Schritt fahren."

Diese Befehle wurden vollzogen, und das junge Mädchen, gekleidet in einen groben wollenen Unterrock und mit Holzschuhen an den nackten Füßen, stieg ohne Zweifel zum ersten Male, in eine mit Seide ausgeschlagene Kalesche, deren Boden mit dem feinsten Teppich von Aubusson ausgelegt war. Als sie sich auf den Vordersitz gesetzt und gesehen hatte, daß ihre Kuh mit gesenktem Kopfe friedlich dem Wagen folgte, während ihre Schellen läuteten, vergrub das arme Mädchen das Gesicht in ihre Hände und begann bitterlich zu weinen.

„Bist Du verwundet?" fragte nochmals die Dame theilnehmend.

„Nein, nein, nicht ich bin verwundet, aber Girard!"

„Wie, Girard?"

Nun folgte die Geschichte einer bis dahin glücklichen Liebe, welche der Krieg, wenn nicht zerstört, doch wenigstens getrübt hatte. Annette, so hieß das junge Mädchen, war aus dem Dorfe Nerville bei l'Isle Adam. Dort standen, inmitten zweier Felder von gleichem Werthe, noch Tags zuvor zwei Zwillingshütten; die beiden Bauern, welche sie bewohnten, hatten gleiches Vermögen und waren von demselben Alter und der Vater Annettens war glücklich, wenn er bedachte, daß er eine Tochter habe, während sein Nachbar einen Sohn hatte. Man wollte die jungen Leute verheirathen, man wollte die eine der Hütten auf Kosten der andern vergrößern, und die beiden Güter sollten nur eins ausmachen. Diese Zukunft lag um so näher, als man unter der Regierung des Kaisers sich be-

*) Zu Hartwell residirte Ludwig XVIII. während seines letzten Aufenthaltes in England.

eilen mußte, einen jungen Mann zu verheirathen, damit die Conscription ihn nicht treffe.

„Das Alles war gestern gut, Madame", sagte das junge Mädchen, aber heute sind die Kosaken gekommen, haben die beiden Hütten niedergebrannt, haben meinen Vater fortgetrieben, haben den Vater Girards getödtet, haben Girard selbst verwundet, und ich weiß nicht, durch welches Glück ich mit meiner Kuh und den andern Einwohnern des Dorfes entkommen bin. Girard ist immer bei mir gewesen, aber seit die Nacht dunkel geworden ist und wir in diesem Paris sind, welches keines von uns kennt, habe ich ihn verloren. . . . Ach! Madame, Madame, rief das Mädchen weinend, es giebt keinen Unglücklicheren auf der Welt, als ich."

„Nicht einmal der Kaiser!" sagte die Dame traurig.

„Der Kaiser!" entgegnete das junge Mädchen; „er ist es, der uns hintergangen hat."

„Wie?"

„Ja, hätte er uns nicht glauben gemacht, daß er der Stärkste sey, und daß die Feinde Frankreich nie besetzen würden, so wären weder unsere Wohnungen niedergebrannt, noch Girard von den Kosaken verwundet!"

Während das junge Mädchen so sprach, warf sie trostlose Blicke auf die Boulevards, welche das schmerzlichste Schauspiel darboten: Weiber, Greise, Kinder, untermischt mit Heerden von Hammeln und Zügen von Ochsen, welche brüllend vergebens den gewöhnlichen Stall suchten, ein in seinen weißen Mantel gehüllter Reiter, welcher mitten durch die Menge ritt, und unter dem Ruf: „In Acht genommen," sein Pferd in Galopp setzte, jeden Augenblick ein Artillerietrain, der von Vincennes kam und langsam die Straße von Courbevoie einschlug. Dies Paris so neue Schauspiel, welches man selbst in den schlimmsten Tagen der Revolution nicht gesehen, versenkte die Seele in Trauer. Die Dame vergaß einen Augenblick das junge Mädchen, welches beinahe unter den Rädern ihres Wagens umgekommen wäre, und begann heftig zu schluchzen; ihr Haupt sank in ihre Hände, ihre Träume führten sie weit hinweg, und als diese bittern Thränen, diese schmerzlichen Zähren ein wenig nachließen und sie das Haupt erhob, war die junge Bäuerin nicht mehr im Wagen.

„Jean, Jean, was ist aus dem jungen Mädchen geworden?" rief sie.

„Ich sah einen Karren vorbeifahren," antwortete Jean, „auf welchem mehrere Verwundete lagen und das junge Mädchen sprang, während die Kalesche einen Augenblick stille hielt, heraus, und gesellte sich zu diesen armen jungen Leuten, welche wahrscheinlich aus ihrem Dorfe sind."

„Aber, mein Gott!" sagte die Dame wieder, „wohin gehen denn diese Unglücklichen? Das ist nicht der Weg zu den Hospitälern."

„Die Hospitäler, Madame, sind voll von Verwundeten, und können seit zwei Tagen Niemanden mehr aufnehmen."

„Und die Kuh?" fragte sie.

Die Kuh war nicht mehr hinter dem Wagen, sey es, daß das junge Mädchen sie losgemacht hatte, um sie mit sich zu nehmen, sey es, daß sie sich Jemand von denen zugeeignet hatte, welche immer die Gelegenheit abpassen, sich fremden Guts zu bemächtigen.

„Rue Ceruti", befahl die Dame und machte dem Kutscher ein Zeichen, schneller zu fahren.

Wenn die Boulevards mit Flüchtlingen angefüllt waren, so bot die Straße einen ganz verschiedenen Anblick; sie war öde

und finster; die Läden geschlossen, die Reverberen erloschen; einige wenige Vorübergehende, welche wie Schatten gingen und kamen, machten diese Oede noch bemerkbarer.

Indeß konnte man an den Fenstern aus den Bewegungen der Vorhänge erkennen, daß die erschreckten Bewohner an das Geräusch in der Stadt hörten, und ohne Zweifel versuchten, ob mitten in dem verwirrten Getöse, welches Paris ihnen zusandte, der Lärm des Gewehrfeuers oder der Donner der Kanonen an ihr Ohr schlage. Man fühlte wider Willen, daß man an einem der verhängnißvollen Augenblicke stehe, wo die Schicksale der Völker wechseln und Reiche zu Grunde gehen. Der Stern des Kaisers war am Himmel erbleicht; das sah man sowohl am Tumult des Boulevards, als an der Stille der Straße. Die Dame nahm ein kleines Riechfläschchen, welches sie im Gürtel trug, und athmete das scharfe Arom ein, um ihre Lebensgeister wieder anzuregen. Ich weiß nicht, warum sie so ungeduldig war, ans Ziel zu gelangen, aber, obgleich die Rue Ceruti nicht lange ist, und der Kutscher, ihrem Befehle gemäß, seine Pferde angetrieben hatte, fand sie den Weg endlos lang und konnte ihre Ankunft kaum erwarten.

„Vorwärts, vorwärts, Georges!" rief rief sie ungeduldig. Endlich langte man an.

Als die Kalesche in das Hôtel einfuhr, war hier Alles in Verwirrung und Unordnung: man packte die kostbarsten Möbeln zusammen; man schloß die Schmuckkästchen mit Juwelen ein; die Domestiken gingen und kamen, und die Etikette war dermaßen bei Seite gesetzt, daß man versäumte, die Besucherin zu melden. Diese stieg gerade zu den Gemächern der Herrin des Hauses hinan, einer jungen Frau, deren Züge vor Angst erbleicht waren, wenn auch ihr Muth unerschüttert blieb, und diese beiden Frauen stürzten sich einander in die Arme. Was sie sich sagten, die Besorgniß, welche sie gemeinschaftlich hegten, die schwache Hoffnung, an welche sich beide klammerten, wenn sie überall noch Hoffnung hatten. — Niemand weiß es; Alles was man sagen kann, ist, daß nach einer langen Unterhaltung, in welcher der Entschluß, den sie zu nehmen hätten, lebhaft erörtert wurde, sie traurig ihre kostbaren Gemächer verließen, die Treppe hinabeilten und in die Kalesche stiegen, welche an dem Hofe wartete, entschlossen, nicht, wie einst die Frauen des Darius, in die Gewalt des Siegers zu fallen. Die Kalesche rollte unter den Thränen der niedergeschlagenen Dienerschaft davon, und, statt die Boulevards zu durcheilen, um an die Champs élysées zu gelangen, bog sie links ab.

„Wohin gehen wir denn, meine Mutter?" fragte die jüngste der beiden Damen, indem sie ihre Gefährtin mit diesem heiligen Namen anredete.

„Der Kutscher, meine Tochter, hat seine Befehle."

In der That nahm der Kutscher die Richtung nach der Rue Montmartre, fuhr dieselbe ganz hinauf, bog dann in die engen Gassen, welche nach Notre-Dame führen, und hielt einige Augenblicke vor dem Peristyl der Cathedrale. Die alte Kirche lag düster und einsam da; der Wind sauste um ihre beiden Thürme, welche so oft den Blicken des Parisers begegnen.

„Es ist eine Schwachheit, mein Kind," sagte die Dame zu ihrer Tochter; vergangene Zeiten kommen nicht wieder; aber ich wollte noch Ein Mal den Tempel sehen, in welchem so oft ein Te Deum für so herrliche Siege gesungen worden.

„Diese Kirche", entgegnete die Tochter, „welche die blendende Ceremonie sah, wie....

„Still, still; Nichts von diesem Traume, den ich vergessen, seit eine andere.... Weiter, Kutscher!"

Ueber die Quais, den Caroussel=Platz, die Rue de Rivoli und längs des Tuilerien=Gartens bog die Kalesche nach dem Champs élysées ein. Hier bot sich den Blicken der Reisenden ein schmerzliches Schauspiel; hier lagerten alle die von Coulommiers, von Villeparisis, von Bondi vertriebenen Einwohner mit ihren Weibern, ihren Kindern und Heerden; Feuer, um welche sich viele Familien drängten, erhellten das traurige Gemälde. Als die Kalesche einige Schritte von diesem Triumphbogen angelangt war, dessen Skelett damals das Gerüst umgab, welches wir 20 Jahre lang gesehen haben, hielten die scheu gewordenen Pferde vor einem Thiere, welches ihnen die Hörner zeigte.

„Mein Gott!" sagte die Dame, „es ist die Kuh dieser armen Bäuerin."

„Welcher Bäuerin?" fragte die jüngste der beiden Damen.

Zwei Schritt vom Wege und vor einem Feuer dürren Holzes hatte man mit zwei in der Erde befestigten Stöcken, worüber ein Schäferkittel gebreitet war, eine Art Zelt aufgerichtet; die Bäuerin Annette war hier beschäftigt, das Feuer mit allem Holz, welches sie auftreiben konnte, anzuschüren; sie erkannte die Kalesche und trat dreist an den Schlag:

„Ich habe ihn wiedergefunden, Madame, ich habe ihn wiedergefunden."

„Wen denn, mein Kind?"

„Girard. Er ist verwundet, Madame. O! welche Nacht wird das werden! Die Kälte beginnt fühlbar zu werden, vielleicht wird es regnen, und Girard's Wunden bluten noch."

Die beiden Damen stiegen aus ihrer Kalesche; sie hoben den Kittel auf, der das improvisirte Zelt bildete und näherten sich dem Verwundeten. Der junge Mensch war nicht tödtlich getroffen, aber auf der bloßen Erde liegend, und der Unerfahrenheit Annettens überlassen, mußte er aus Mangel an Beistand und Sorgfalt umkommen. Die beiden Damen sahen sich an, und der Blick, welchen sie sich zuwarfen, rettete Girard das Leben. Der Verwundete wurde in den Wagen gebracht, obgleich der Atlas von seinem Blute befleckt werden mußte! Annette nahm zur Seite dessen Platz, den sie liebte, und die beiden Damen setzten sich auf den Vordersitz der Kalesche.

„Nach Malmaison," sagte die älteste der beiden Damen zum Kutscher.

Ein alter Soldat, der bis dahin ein stummer Zeuge des Vorganges gewesen, ließ nun den Ruf ertönen:

„Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserin!"

Die Kalesche rollte schnell davon, und Annette vergaß einen Augenblick Girard, um sich mit ihrer Kuh zu beschäftigen, welche neben ihr auf dem Wege herlief, ohne die Pferde einholen zu können; man hörte dumpf die Tritte und die Schellen des Thieres, welches mit jedem Umschwung der Räder weiter zurückblieb.

„Kümmere Dich nicht um Deine Kuh, mein Kind", sagte die Kaiserin zu ihr; überlasse sie Leuten, die unglücklicher sind, als Du. Wenn wir auch nicht reich sind, so will ich Dir doch Besseres geben, als Du verloren hast.... und hier ist Ihre Maj. die Königin von Holland, welche Dir ein Geschenk von 200 Napoleons macht."

Josephine setzte ihre beiden neuen Gäste in Malmaison ab; dann begleitet von der Königin Hortense, verbargen sie in Navarra die Gemahlin und die Tochter eines besiegten Kaisers. Zwei Monate nachher lag die gute Kaiserin unter einer Marmorplatte der Kirche von Ruel, aber Annette und Girard hatten ihre Hütten wieder aufgebaut gesehen, und für sie waren die Leiden der fremden Invasion ausgeglichen.

Gegenwärtig kehrt eine erlauchte Asche zurück; glücklicher als Rom, welches nicht einmal die Gebeine seines Scipio hatte, wird Frankreich die letzten Ueberbleibsel seines Cäsars haben; nach einem langen und schmerzlichen Exil, berührte die Leiche des Kaisers den Boden des Vaterlandes, und wenige Schritte von Ruel, nahe dem Steine, wo diese Josephine ruht, deren letzte Reise nach Paris noch eine gute Handlung war.

General Caulaincourt und sein Pathe.

(Erinnerungen aus dem Kaiserreich.)

(Schluß.)

Caulaincourt war an der Spitze des 6. Cürassierregiments abgeschickt worden, um sich einer auf den Ufern der Kologha, diesseits der Batterie, bei Borodino erbauten Schreckschanze zu bemächtigen, die man sowohl wegen ihrer hohen Stellung und ihren fürchterlichen Mauern, als wegen der zahlreichen Streitkräfte, die daselbst concentrirt waren, für unemnehmbar hielt. Zu diesem Behuf war er plötzlich am Fuß der Schreckschanze erschienen, indem er durch diesen unverhofften Angriff unter den Kosaken einen panischen Schrecken zu verbreiten gedachte. Unglücklicherweise sah er sich in seiner Hoffnung schrecklich getäuscht, im nämlichen Augenblicke umschwärmte ihn ein zahlloses Heer feindlicher Soldaten, er wurde nebst der Handvoll Tapfern, die ihm gefolgt waren, von einem fürchterlichen Kugelregen empfangen.

Unser junger Knabe fühlte sein Herz gebrochen von der Gefahr, worin der General schwebte. Er liebte seinen Wohlthäter wie seinen Vater, er war das einzige Wesen, an dem er mit Zuneigung hing, das einzige, das sich seiner annahm. Plötzlich durchglühte ihn ein ungewohntes Feuer, er eilte auf seinen Kaiser los:

Sire, sagte er, indem er die Fäuste auf seine Hüften stämmte, lassen Sie mir einen Säbel geben, ich muß meinen Pathen retten, den Grafen von Caulaincourt.

Napoleon antwortete nicht.

In diesem Fall, schrie Maurel, will ich selbst für meine Montirung sorgen, und indem er den Hügel hinuntereilte, stürzte er auf einen Soldaten los, der eben getödtet wurde, nahm ihm schnell seinen Säbel und seine beiden Pistolen, die er in Ermanglung eines Gürtels in die Taschen seiner Beinkleider steckte:

Todt oder lebendig, sagte er zu den Militärs, die ihn umgaben, werdet ihr mich sogleich bei der Schreckschanze sehen.

Von so viel Kühnheit betroffen, von der Gefahr erschrocken, in die er sich stürzen würde, wollten die Soldaten ihn zurückhalten, allein unser junger Held war schon weit weg. Er schritt durch das Handgemeng, indem er bald zwischen den Füßen der Pferde durchschlüpfte, bald die Streiter zurückdrängte, um sich einen Durchgang zu öffnen, wobei er stets die Kosaken zu ermüden suchte. So gelangte er durch ein unerhörtes Glück ohne die geringste Verletzung bis zu Caulaincourt. Der General war bis zu Thränen gerührt, er begriff sogleich den edlen Antrieb, der seinen Schützling beseelte, und hatte nur so viel Zeit, um ihm die Hand zu drücken. — Wohlan, rief

er mit gerührter Stimme, indem er ihn seinen Kürassieren bezeichnete, was würde nicht Frankreich mit solchen Kindern zu vollbringen im Stande seyn! Diese Worte und der Anblick des jungen Knaben entlockten allen Soldaten einen Ruf der Begeisterung; ihre Blicke strahlten von übernatürlichem Feuer, sie beschleunigten ihre Schritte, waren nun ganz andere Männer geworden, gleich Löwen kämpften sie und wetteiferten mit ihrem Anführer an Kühnheit und Thätigkeit, und hundertmal zurückgeschlagen, stürzten sie hundertmal wieder zum Angriff heran; jeden Augenblick riß die Kanone große Lücken in die Reihen, eine Feuer- und Kugelsaat fiel fortwährend in ihre dichten Schaaren, allein die Verluste, die sie erlitten, wie bedeutend sie auch seyn mochten, erhöhten nur noch ihren Muth, verliehen den Angriffen, die sie gegen die Schreckschanze unternahmen, nur noch mehr Nachdruck, machten die Streiche, die sie versetzten, nur noch fürchterlicher. Ihrerseits entfalteten die Kosaken einen verzweifelten Muth, einerseits bemühten sie sich, die Kürassire zurückzutreiben und sich zu vertheidigen, anderseits suchten sie durch alle Mittel des Generals sich zu bemächtigen; mehrmals gelang es ihnen, ihn zu umringen, und schon waren sie auf dem Punkte, ihn zu fangen, als Caulaincourt ihre Reihen zerbrach, und sie in die Hohlwege und in die tosenden Abgründe stürzte. Endlich, nach einem mehrstündigen Kampfe, worin man sich von beiden Seiten mit wunderbarer Tapferkeit schlug, langte unsere Handvoll Kürassire am Fuß der Schreckschanze an. Im Augenblick, als sie in dieselbe eindrangen, stürzten ungefähr hundert Kosaken fest entschlossen, sich eher niedermetzeln zu lassen als nachzugeben, auf den General, um gegen ihn einen letzten Angriff zu wagen; sie setzten ihm so lebhaft und so unerwartet zu, daß es dem einen gelang, Caulaincourt an dem Arm zu ergreifen; schon schwang er den Säbel, um ihm den Kopf zu spalten: allein im Augenblick, wo er einhauen wollte, streckte ihn der junge Maurel mit einem Pistolenschuß nieder. Die übrigen Truppen wurden hierauf sogleich in die Flucht geschlagen, und die Kürassiere drangen unter dem Voranwehen ihrer siegreichen Fahne in die Schreckschanze. Caulaincourt eilte sogleich auf seinen jungen Retter los, umarmt ihn zärtlich und mit thränendem Auge; im Augenblick, wo er ihn aber in seine Arme gepreßt hielt, ertönte ein fürchterlicher Knall, und die beiden Körper, derjenige des Generals und seines Taufpathen, wurden mit Ungestüm gegen die Mauer geschleudert und fielen blutend und verstümmelt auf den Boden.

Sogleich wurde ein Kurier an Napoleon abgeschickt, um ihm den Tod des edelmüthigen Caulaincourt und des jungen Maurel zu melden.

Wieder zwei Tapfere weniger! seufzte der Kaiser, indem er eine Thräne abtrocknete.

Miscellen.

(Wahnsinnige als Theatergäste.) Das Experiment, Irren den Besuch des Theaters zu gestatten, ist in Reggio von neuem wiederholt worden. Das in Mailand erscheinende „Echo" sagt in Nr. 21: Die Zeitung von Bologna enthält aus Reggio folgende Notiz: Unsere Stadt erhielt an einem Abende d. M. einen der klarsten Beweise von der Wichtigkeit der Medicin. Sechsunddreißig Geisteskranke wurden von ihren Aerzten und Wärtern begleitet aus der Anstalt di S. Lazzaro in Kutschen zum Schauspielbesuch in die Komödie geführt. Die genaue Ordnung, welche von diesen Unglücklichen beobachtet wurde, die große Ruhe, mit welcher sie sich betrugen, die Aufmerksamkeit, welche jeder von ihnen der Aufführung widmete, beweisen, wie gereift die immer gefahrvolle Wahl gewesen war, welche der dirigirende Arzt Antonio Galloni unter den Verrückten, die sich in der Anstalt befanden, getroffen hatte. Dem Direktor war übrigens das Stück der Aufführung bekannt, damit nicht etwa, wie es auch nicht der Fall war, die Irren etwas darin finden möchten, was ihre krankhaften Geistesrichtungen von neuem aufregen konnte. Da das Publikum wußte, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, welche die Erscheinung der Irren im Theater etwa erfordern möchte, so fand es sich in großer Zahl ein und hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das philantropische Experiment des D. Galloni den Irren zur wahren Erholung (di vero ristoro) diente. (Daß bei diesen Experimenten der Nutzen die Gefahr überwiege, bedürfte erst noch des Beweises!!!)

(Der größte Topf.) Der größte aller bekannten Töpfe befindet sich in Oesterreich in Traiskirchen bei Baden. Dieses irdene Ungeheuer, erzeugt von dem dortigen Töpfermeister Ignaz Carlie, ist 7 Fuß 6 Zoll lang und 6 Fuß breit und hält 4000 Maas. Dieser Topf mit Suppe angefüllt, wäre hinreichend, ein Armeekorps von 12,000 Mann mit Suppe zu versehen. Dieser Topf ist mithin ein Verwandter der Bunzlauer-Kaffeekanne, die so viel Mocca faßt, daß man damit 11,000 Kaffeeschwestern glücklich machen kann.

In dem Theater zu N. erschien auf einem Maskenballe eine langweilige Maske. Ein Redakteur bemerkte in seinem Blatte: daß eine Eselsmaske gesehen worden. Der Direktor erzürnt, daß eine solche Maske da gewesen, und im Blatte darüber gestichelt war, schrieb an die Redaction: „Ich war nicht auf dem Maskenballe anwesend. Sollte das Geschichtchen mit der Eselsmaske nur Erfindung seyn, hätten Sie es nicht aufnehmen sollen." Der Redakteur, eben sehr beschäftigt, schickte einen Burschen, dem er das Nöthigste gesagt, an den Direktor und der Bote vollführte seinen Auftrag mit folgenden Worten: „Eine Empfehlung von meinem Herrn, und wenn der Herr Direktor auch nicht auf dem Balle waren, ein Esel ist doch dort gewesen."

Es ist eine höchst interessante Thatsache, daß der schottische Landmann, der den Prätendenten Carl Eduard nach der Schlacht von Culloden versteckt hielt, als ein Preis von 30,000 Pfd. Sterling auf dessen Kopf ausgesetzt war, später wegen Diebstahls einer Kuh verurtheilt und gehenkt wurde.

Ein Leiermann sang „Bertrands Abschied" wobei er statt: Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefährte, deutlich hören ließ: Ich war in Rom und Glückstadt sein Gefährte.

Jakob Paul von Gundling, Historigraph Friedrich Wilhelms I., Hofnarr des Königs und Mitglied des von Seiner Majestät gestifteten „Taback-Collegiums" bekannt durch seine Neigung zum Trunke, wurde 1731 auf Befehl des Königs in einem Weinfasse begraben.

Der Wirth eines Gasthofes in B. hatte auf seinem Schilde einen die Gäste einladenden Marqueur mit der Inschrift malen lassen:

Auch Einer ist mir so lieb und werth,
Wenn er so viel als Drei verzehrt.

№ 5.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Ein Verrath.

Die sechste Stunde des 27. Septembers 1681 ertönte so eben von dem Straßburger Münster hernieder. Auf der Ill verbreitete der Sonne Scheideblick einen Schimmer von tausend Farben, der Mond blickte strahlend am Horizonte heran, und ein gelinder Abendwind rauschte wehmüthig in den falben Blättern der Rebgelände, welche nach damaliger Sitte die Häuser anmuthig umrankten; es war ein herrlicher Herbstabend, schon lange hatte man sich keiner so milden und reinen Luft erfreut, wolkenlos erstreckte sich die frische Bläue des Himmels; diese herrliche Natur schien die ganze Bevölkerung aus ihren Häusern zu locken. Jedoch bemerkte man nur hie und da einzelne Spaziergänger, die Strassen schienen wie verödet. Es herrschte jene schauerliche Stille, welche großen Ereignissen vorherzugehen pflegt, auch war es gerade um die Zeit, wo Frankreich und Deutschland um den Besitz dieser Stadt in blutigem Kriege sich befehdeten.

Ein Mann von stattlichem Wuchse und in sauberm Anzug ging schnellen Schrittes über die Staden dem Thomasplatze zu. Er war in sich gekehrt, seine Mütze hing ihm über die Augenbraunen, mit gebeugtem Haupte schien er ernsten Gedanken nachzuhängen. Dieser Mann war Theobald Dreymühl, ehemaliger Stättmeister von Straßburg, der im Jahr 1677 von der Landesobrigkeit des Elsasses, mit der er einige Streitigkeiten gehabt, seines Amtes entsetzt worden war; diese Absetzung ließ jedoch kein Bedauern zurück, denn Dreymühl hatte sich durch seinen Geiz so verhaßt gemacht, daß er oft in den Zeiten der Hungersnoth genöthigt war vor der Volkswuth sich zu verbergen. In Straßburg besaß er nur wenig Freunde, unter andern Friedrich Gronmeyer, ehemaliger Stättmeister, der um dieselbe Ursache seines Amtes entsetzt worden war. Aus politischen Rücksichten hatten sie sich mit fester Anhänglichkeit einander genähert. Von dem Wunsche angetrieben sich an dem Landesherrn zu rächen, durch die glänzenden Versprechungen des damaligen Ministers, des Marquis von Louvois, verblendet, hatten sie sich bei diesem letztern erboten, insgeheim für seine Regierung zu arbeiten, und zwar im Einverständnisse mit Hagedorn, einer der Befehlshaber der Straßburgischen Armee, den sie mit Geld gewonnen, und der ihnen versprochen hatte, den französischen Truppen die Schutzwehr der Zollstätte, deren Verwahrung ihm anvertraut war zu übergeben. Diese Schutzwehr war einer der Hauptvertheidigungspunkte des Elsasses; waren die Franzosen einmal dieses wichtigen Punktes Meister, so war die Eroberung Straßburg's ein Leichtes. Diese Verschwörung war seit einem Monat geschlossen und der Tag zu deren Vollziehung gekommen. Dreymühl jedoch einerseits, voller Zweifel in den guten Ausgang des Unternehmens, anderseits durch seine Geldgier angetrieben, dachte, sie könnten wohl statt zu gewinnen, bei diesem Spiel verlieren, und daß es für ihn sicherer und vielleicht auch ersprießlicher wäre, aus diesem Geschäft, wie er es nannte, Vortheil zu ziehen, wenn er sein Geheimniß dem Stättmeister verkaufte; demzufolge hatte er sich an jenem Abend zu diesem Magistrat verfügt, um ihm zu sagen, daß er ihm die Offenbarung einer großen Verschwörung gegen die Stadt zu machen hätte, auf deren Spur er zufälligerweise gekommen war. Da er aber durch diese Offenbarung viele Feinde sich zuziehen könnte, so wollte er sich nur um eine gewisse Summe, welche die Stadt ihm zu zahlen hätte, dazu verstehen. Der Ammeister versprach ihm das Verlangte, und machte sich anheischig, ihm zweitausend Gulden aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen, wenn der Landesvorsteher dieses Versprechen nicht genehmigte. Jedoch begehrte Dreymühl eine Stunde Zeit, wobei er ohne Zweifel über die Art nachdachte, wie er seine Unschuld an dieser Geschichte am besten bemänteln könnte, oder vielleicht Gronmeyer, zu dem ein Rest von unbezwinglicher Theilnahme ihn hinzog, von dem was vorging unterrichten wollte. Dieß war die Ursache, die ihn auf den Thomasplatz in die Wohnung seines Freundes führte.

Vor dem Hause Gronmeyer's angekommen, klopfte er zu drei wiederholten Malen an dem Thore, das sich sogleich öffnete; dann stieg er schnell eine Wendeltreppe hinauf, und eilte in aller Hast dem Zimmer des alten Stättmeisters zu. Dieses etwas niedere und enge Gemach war nichtsdestoweniger mit einer ganz aristokratischen Eleganz möblirt, die man in diesem bescheidenen Quartier keineswegs vermuthet hätte. Ein Mann in den Vierzigen, saß nachdenkend und sorgevoll an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische. Er stand auf, ging seinem Besucher entgegen und reichte ihm einen Stuhl.

— Mein theurer Dreymühl, sagte er, indem er ihm treuherzig die Hand reichte, ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen, setze dich nieder, ich habe nur noch diesen Brief zu lesen, dann wollen wir ungestört mit einander schwatzen. — Dreymühl setzte sich, ohne zu antworten. Er war bleich, und schien einer heftigen Gemüthsbewegung Preis gegeben. Gronmeyer las schnell den Brief durch, dann wandte er sich gegen seinen Freund, und über seine Verwirrung betroffen sagte er: Was fehlt dir?

— Was mir fehlt? antwortete Dreymühl, indem er sich geschickt in seine Rolle warf, was mir fehlt! ruft er mit unterdrücktem Seufzer aus, und fügte hinzu: ich Unglücklicher, der ich bin!

— Du scherzest wohl nur, sagte Gronmeyer erstaunt.

— Ich rede in vollem Ernste, versetzte Dreymühl.

— Du spaßest.

— Nicht im Geringsten! ich kann...

— Wie, du kannst?

— Nein, ich kann mein Vaterland nicht verrathen.

Diesen Worten gab er einen etwas lächerlichen, theatralischen Ausdruck, allein wie immer waren sie bedeutungsvoll und bewiesen deutlich genug, daß Dreymühl nicht spaße.

— Ein solches Wort befremdet mich sehr von dir, sagte Gronmeyer.

— Ich sage dir abermals, ich kann mein Vaterland nicht verrathen, versetzte Dreymühl mit erheucheltem Stolze. Gronmeyer stand auf, zuckte verächtlich die Achseln, ging mehrmals in der Stube auf und ab, stellte sich dann dreist mit übereinandergeschlagenen Armen vor Dreymühl hin und sagte: — Verrathen!.... hat man nicht auch uns verrathen und uns ohne Grund im Jahr 1677 auf schimpfliche Weise der Aemter entsetzt? Ist man uns nicht auf eine höchst unwürdige Weise begegnet? Hattest du nicht damals geschworen, früh oder spät wegen dieser Beleidigung Rache zu nehmen? Und nun da Louvois uns diese Rache zugesagt, in unsere Würden und Aemter, in unsere Rechte wieder einzusetzen versprochen hat, da wir durch List und Versprechungen den Commandanten Hagedorn zu gewinnen vermocht, da endlich jener so sehnsüchtig erwartete Tag gekommen ist, unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen, unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, da zauderst du nun, da weichst du zurück. Dieß ist nicht das Betragen eines Mannes. Es ist nicht mehr der Augenblick, auf das Begonnene zurüzukommen, alea jacta est (der Würfel ist gefallen), wie Cäsar sagte, auch würde Hagedorn nicht in eine Umlenkung willigen.

— Es ist noch möglich umzulenken, bemerkte Dreymühl lebhaft, indem er den Ammeister von Allem unterrichtete, dieser Magistrat wird seine Maaßregeln ergreifen, und...

— Aber bedenke, Unglücklicher, daß du um unser beider Leben spielst, daß du uns unsern Feinden, die über unsern Fall frohlocken werden, überliefern würdest.

— Ich will dich Niemanden überliefern, du verläßt Straßburg und entfliehest, während es noch Zeit ist.

— Ich sollte aus Straßburg, schrie Gronmeyer, und meine Familie, mein Vermögen in Stich lassen, und meine glänzende Zukunft in Rauch aufgehen sehen, und wäre ich dann sicher, den Nachstellungen des Ammeisters zu entgehen? O Grausamer, bei unserer alten Freundschaft beschwöre ich dich, zu bedenken, in welches Unglück du mich und dich stürzen würdest.

Dreymühl schien einen Augenblick gerührt; — er sagte, es steht nicht mehr in meiner Macht, denn ach, ich habe versprochen, Alles dem Ammeister zu gestehen.

— Wie, rief Gronmeyer aus, du hast ihn also schon gesprochen, und aus was für Gründen, zu welchem Zweck? Seit wann treibst du den Patriotismus so weit, eine solche Tollheit zu begehen? vielleicht um...

Er redete nicht aus, der Gedanke, daß Dreymühl durch Geld gewonnen worden, durchfuhr ihn plötzlich wie ein Blitzstrahl, er warf ihm einen Blick des Hasses zu.

Dreymühl begriff diesen Blick, er schlug seine Augen zur Erde.

— Ich werde erst in einer Stunde meine Offenbarung machen, stammelte er; ich begehrte von dem Ammeister diese Frist, um dir Zeit zu lassen, deine Vorkehrungen zur Flucht zu treffen.

— Du willst sie also machen, diese Offenbarung? fragte Gronmeyer lebhaft.

— Ja, ich beharre auf meinem Entschluß, antwortete Dreymühl, indem er eine feste Haltung annahm: um keinen Preis werde ich mein Vaterland verrathen; was dich persönlich betrifft, so that ich für dich, was ich konnte: lebe wohl. — Indem er dieß sagte, ging er auf die Thüre los; Gronmeyer sprang ihm nach und ergriff seine Hand. — Bei dem allerheiligen Gott, sagte er mit wehmüthiger Stimme, habe Erbarmen mit mir; gedenke an deine Eidschwüre; lasse dich nicht verleiten.

Dreymühl öffnete die Thüre. — Ich bitte dich flehentlich, rief Gronmeyer, indem er sich zu seinen Füßen warf.

— Ich habe dir mein letztes Wort gesagt! versetzte Dreymühl mit Härte.

— Dein letztes Wort! entgegnete heftig Gronmeyer, indem er drei Schritte zurückbebte; dein letztes Worte! Bedenk, Unglücklicher, daß du eben so wie ich darunter leidest!

— Ich?

— Ja du.

— Und wie so?

— Bist du nicht mein Mitschuldiger?

— Ich werde es läugnen! antwortete Dreymühl erbittert.

— Du wirst es läugnen, Schandmensch, schrie Gronmeyer, im höchsten Grade über diese Unverschämtheit empört.

— Ja, ich werde es läugnen!

— Meineidiger!

— Meineidiger oder nicht, gleichviel, ich werde läugnen; bei solchen Fällen läßt man sich nicht durch solche Erbärmlichkeiten abhalten.

— Erbärmlichkeiten! rief Gronmeyer aus, indem er die Arme kreuzte; habe ich nicht Beweise gegen dich in Händen?

— Welche Beweise?

— Den Brief, den du mir letzten Monat geschrieben, worin du mir die Einwilligung Hagedorn's meldest.

Dreymühl stand wie versteinert, er hatte nicht mehr an diesen Brief gedacht, sonst hätte er sich gewiß auch zweimal bedacht, bevor er bei dem Ammeister sich verpflichtet, ihm das angezettelte Complott zu offenbaren. Jedoch wußte er sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen; er spielte den Verblüfften und sagte, er wüßte von nichts?

— Wie, du weißt von nichts?

— Nein, gewiß nicht! ich habe dir nie über diesen Gegenstand geschrieben.

Gronmeyer trat an seinen Schreibtisch, stöberte die Papiere durch, zog bald einen Brief hervor, den er unter den Augen Dreymühl's entfaltete und fest in den Händen hielt, damit jener ihm denselben nicht entreiße.

— Du versicherst, du hättest mir nie über diesen Gegenstand geschrieben, so schaue her und lies einmal diesen Brief.

Dreymühl las ihn leise vor sich hin, oder wenigstens stellte er sich, als lese er. — Wie! sagte er, ich hätte dieß geschrieben?... Unmöglich...

— Ja, du hast es geschrieben.

— Und wann denn?

Gronmeyer zog ein wenig seine Linke zurück, welche das Datum des Briefes verbarg. Dreymühl benutzte diese Gelegenheit, haschte blitzschnell nach dem Papiere, rollte es zusammen und verschlang es. Gronmeyer schien wie vernichtet, einen Augenblick war er bleich und bewegungslos wie eine Bildsäule bald aber ließ er sich nach diesem starren Schrecken in die fürchterlichste Wuth aus; wie ein Verzweifelter rannte er nach

seinem Tisch, nahm einen Pfriem und drang mit Ungestüm auf Dreymühl ein. Dieser wich geschickt dem Streiche aus und entwischte durch die halboffene Thüre, erreichte die Treppe, von da den Hof, und so gelangte er in aller Eile auf die Straße, indem er auf seiner Flucht über die traurigen Folgen des Rachegefühls Gronmeyer's nachsann.

(Schluß folgt.)

London's Spielhäuser.

In der St. James-Street, nicht fern vom Piccadilly-Square, erhebt sich ein großartiges Gebäude, daß der Fremde für den Palast eines Herzogs halten würde, wüßte nicht jedes Kind in der Themsestadt zu sagen, daß es ein Spielhaus ist, welches im Jahre 1823 von Hrn. Crockford, einem ci-devant-Fischhändler erbaut worden ist. Auch weiß man, daß das Gebäude und dessen Einrichtung, in der sich eine wahrhaft sardanapalische Pracht kund gibt, dem Eigenthümer nicht weniger als 100,000 Pfd. St. („1,200,000 Gulden") gekostet hat, die ihm der Herzog von*** und ein bekannter Marquis vorgestreckt, welche davon enorme Zinsen gezogen haben. Im ersten Stockwerke dieses Palastes liegt das Paradies der reichen Spieler, das Fegfeuer ihrer goldgefüllten Börsen, die Hölle, in der die Herren Teufel in der Gestalt von Croupiers die Seelen der Spieler auf das grüne Rad flechten. In diesen Sälen wo hundertfacher Kerzenglanz sich in großen, reichvergoldeten Trümeaux spiegelt, verlieren junge Lordschaften in einer einzigen Nacht die Reichthümer, die ihre Ahnen seit Jahrhunderten aufgehäuft. Gold und Banknoten rouliren hier in solchen Massen, daß man zu dem Glauben verleitet wird, diese Schätze wüchsen in England auf den Bäumen, wie in unserm lieben guten Deutschland die Holzbirnen und Galläpfel. Die Summen, die man hier verspielt, werden dem deutschen Ohre wie Mährchen klingen, und dennoch ist es nur Wahrheit, traurige Wahrheit, daß hier in mancher Nacht 1 Million Pf. Sterling cursirt haben. Daher kommt es auch, daß Verluste von 5 — 10,000 Pf. Sterling wenig oder gar nicht beachtet werden. Crockford ist ein Mann, der die Kunst versteht, Leimruthen hinzulegen, woran die reichen Gimpel picken bleiben, dem er dann mit lachender Miene die goldenen Federn ausrupft. Er unterhält ein kleines Heer von Leuten, die, gleich jenen Hunden, welche Trüffeln auswittern, reiche Erben auskundschaften und sie in Crockford's Netz locken müssen. So ließ er alle Minen springen, um auch den jungen Herzog von Buccleugh, einen der reichsten Cavaliere der drei Königreiche, zu angeln. Dieser Geldfisch aber, der es vorzog, seine Reichthümer heute an seltene Bücher und morgen an antike Vasen, heute an prächtige Pferde und morgen an hübsche Tänzerinnen zu vergeuden, wollte an Crockford's Köder nicht anbeißen und der ci-devant Fischhändler soll ihm deßhalb einen ewigen Haß geschworen haben.

In einem der Nebensäle wird allabendlich offene Tafel gehalten, an der jeder dieser Goldhechte Theil nehmen darf, ohne einen Penny dafür bezahlen zu dürfen. Mehrere Jahre hindurch war die Anordnung dieser wahrhaft lucullischen Soupers dem culinarischen Obelisk London's dem berühmten Koch Ude anvertraut, der dafür von Crockford einen jährlichen Gehalt von 1000 Guineen bezog und einen Unterkoch hatte, welcher 500 Guineen Besoldung erhielt. An keiner Tafel Englands finden Ihre Lordschaften feinere Weine als hier. Crockford's Keller, der unter den Auspicien seines Sohnes steht, und in ganz England keinen Nebenbuhler hat, hat einen Vorrath alter Weine, deren Werth auf 80,000 Pf. Sterling (960,000 Gulden) geschätzt wird. Ein ganzes Corps reich galonirter Lakaien steht zum Dienste Ihrer Herrlichkeiten bereit.

Crockford selbst sitzt von 11 Uhr Nachts, wo die Hazardspiele ihren Anfang nehmen, in der Ecke des Saales an einem kleinen Bureau, das er während der Dauer des Spieles niemals verläßt. Jeder seiner Croupiers, die, beiläufig gesagt, wie Gentlemen behandelt werden, erhalten wöchentlich 40—50 Guineen Gehalt. So groß auch die Summe sey, die der Spieler einsetzen will, wären es auch 100,000 Pfd., werden von Crockford angenommen. Trotz der ungeheuern Ausgaben gewinnt er im Durchschnitt Jahr aus Jahr ein seine 80—90,000 Pfd. St.

Crockfords Klubb wird um 2 Uhr Nachts geschlossen; doch kann Jeder, wem's gefällt, bis zum Anbruch des Morgens hier verweilen und auf ein Frühstück Anspruch machen, das, wie das Abendbrod, gratis verabreicht wird.

Im untern Stockwerke befinden sich die Conversations- und Lese-Säle, zu denen Jeder Zutritt hat, der eine Eintrittstaxe von 20 Guineen und einen jährlichen Beitrag von 12 Guineen entrichtet. Die Herrn Gentlemen können auch hier ein Spielchen machen; wer aber hoch spielen will, muß sich bequemen, eine Treppe höher zu steigen.

Aber wie jede große Entreprise, so besitzt auch Crockfords Klubb einige Nebenbuhler, von denen das Athenäum, ein anderes Spielhaus, das in derselben Straße liegt, das gefährlichste ist. Die Eigenthümer desselben, Gebrüder Bond, waren früher arme Juden, die dadurch enorm reich geworden sind. Das Athenäum ist das Rendezvous jener Lordschaften, die nicht mehr so viel zu verlieren haben, um bei Crockford die Chancen des Spieles auf die Probe zu stellen.

Eine Stufe niedriger steht das Spielhaus, das in der Albemarle-Street liegt. Außer diesen drei Hauptklubbs existiren in London noch 16 andere Spielhäuser, die das Rendezvous der Kaufleute, Commis und vornehmen Domestiken-Welt sind. Man schätzt die Summe, welche die Dienerschaft der hohen Aristocratie in diesen Spielhöllen, wo falsche Würfel und gezeichnete Karten keine Seltenheit sind, sitzen lassen, auf 1 Million Pf. Sterling, und die Summe, die sie jährlich ihren Herrschaften stehlen, um diese Orte besuchen zu können, auf 1,500,000 Pf. Sterling.

Das Volk dringt auf Abschaffung der Spielhäuser, auf strengere Gesetze gegen diesen mehr und mehr um sich fressenden Krebsschaden, aber so lange noch die ehrenwerthen Mitglieder des Ober- und Unterhauses zu den Stammgästen dieser Klubbs gehören, ist an ein Aufhören dieser Pest nicht zu denken.

Pariser Kaffeehäuser.

Das Kaffeehaus spielt im Leben der Franzosen eine wichtige Rolle. Der Franzose lebt und webt in seinem Café. Sein Kaffeehaus schließt seine Freuden, seine Neuigkeiten, seine Bekannte in sich; hier macht er Geschäfte, hier politisirt er, hier kabalirt er als Wähler oder als Nationalgardist. In Paris gibt es 3000 Kaffeehäuser, die nie leer, am Abende aber alle voll sind. Nehmt dem Franzosen seine Freiheit, sein

Weib und Kind, sein Haus und sein Vermögen, laßt ihm nur sein Kaffeehaus und er wird sich über alles andere zu trösten wissen.

Unter den verschiedenen Gästen eines Kaffeehauses kann man drei Klassen annehmen.

In die erste gehören die zufälligen Gäste, die der Franzose pratiques volantes nennt.

In die zweite gehören die Stammgäste, die habitués.

In die dritte diejenigen, welche im Kaffeehaus leben.

Von der ersten Zahl ist nicht viel zu sagen; sie gerathen durch Zufall in dieses oder jenes Café, um etwas zu genießen und um Zeitungen zu lesen; sie sind nicht so geachtet d. h. nicht so prompt bedient wie die Andern.

Die Habitués erscheinen bisweilen schon am Morgen, nehmen Kaffee oder Chocolade, durchlaufen den Moniteur, um zu sehen, ob sie zu Pairs oder Rittern der Ehrenlegion ernannt sind, und eilen dann zu ihren Geschäften. Regelmäßig erscheinen sie nach dem Diner. Dann fordern sie den „Messager", die „Gazette de France" oder eine andere Abendzeitung und verlangen eine demi-tasse avec un petit verre, das sie nach dem Kaffee schlürfen. Das heißt in der Kaffeehaussprache régal; schütten sie dagegen den Liqueur in den Kaffee, so nennen sie dies Gemisch „gloria." Die Raffinirtern brennen Kaffee und Liqueur zusammen: der Kaffeelöffel wird über die Tasse gelegt und mit einigen Stücken Zucker beschwert, darüber langsam der Liqueur gegossen und dann angezündet. Mit welcher Wonne wird die blaue Flamme, der prasselnde Zucker betrachtet!

In jenen Kaffeehäusern, auf deren Schilder „riz au lait et au gras, déjeuners froids et chauds" stehen, kann der Gast essen und trinken und den ganzen Tag hinbringen; er findet hier Journale, Unterhaltung, Licht und Wärme. In diesen Kaffeehäusern leben auch viele Pariser, besonders Schöngeister, Vaudevillisten, Dichter, Journalisten, Buchhändler, Schach-, Piquet- und Domino-Spieler und solche, die nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld anfangen, oder nichts von Letzterem besitzen, denn ein habitué hat in seinem Kaffeehause Credit: die dame du comptoir creditirt ihm geringere Summen (à l'oeil d. h. auf Pump), der Eigenthümer größere, denn wenn unter drei Gästen auch nur zwei bezahlen, so findet er doch seine Rechnung. Ein Pariser Kaffeehaus ist deshalb eine der glücklichsten Speculationen: besteht der Entrepreneur nur sechs Monate, dann ist er geborgen. Nach sechs Jahren kann er sich zurückziehen und von seinen Renten leben.

Miscellen.

Die Frankfurter Didaskalia schreibt aus München: Am Neujahrstag wurden alle Gebildete nicht wenig durch die Schamlosigkeit maltraitirt, mit welcher zwei sonst nicht unangesehene Schauspieler in der „falschen Primadonna" eine unlängst gehörte Künstlerin, Mad. Duflos-Maillard, und den Violinvirtuosen Hrn. Ernst karrikirten.

Im Jahre 1758 hielt Kaiser Franz auf den Gütern des Fürsten Colloredo in Böhmen eine große Jagd, welche 18 Tage währte. Die Zahl der Jäger betrug 23; worunter sich drei Prinzessinen befanden. Es wurden zusammen, 47,950 Stück Wildpret erlegt, darunter 19 Hirsche, 77 Rehe, 10 Füchse, 18,243 Haser, 19,545 Rebhühner, 9499 Fasanen, 114 Lerchen, 353 Wachteln ꝛc. Der Kaiser selbst that 9789 Schüsse, seine Schwester, die Prinzessin Charlotte von Lothringen, 8010. Im Ganzen wurden 116,209 Schüsse abgefeuert.

Es ist nicht uninteressant, wenn man hört, zu welcher List der Mensch seine Zuflucht nimmt, um einem voreilig abgelegten Gelübde zu entgehen, ohne den Wortlaut des Gelübdes zu verletzen. Dergleichen Beispiele sind in neuerer Zeit, wo die Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine in einigen Ländern die unerwartetsten Resultate lieferte, überaus häufig vorgekommen. Wenn es wahr ist, was in englischen Blättern über die Erfolge des Mäßigkeitsapostels, Pater Mathew, mitgetheilt wurde, so sind bereits 2½ Millionen Irländer von der Unmäßigkeit geheilt worden. Daß es jedoch einigen sehr schwer geworden ist, dieß Gelübde zu halten, ersieht man aus folgenden Beispielen. Ein Irländer, der geschworen hatte, vier Wochen lang keinen Branntwein zu trinken, tauchte Brod in den Schnaps und aß es dann; — ein anderer hatte gelobt, auf Erden keinen Branntwein zu trinken; was that er? er stieg auf einen Baum und trank so viel, daß er kaum herabsteigen konnte. Ein Dritter hatte sich verpflichtet, in und außer seiner Thüre keinen Tropfen über seine Zunge kommen zu lassen; er wußte jedoch Rath, denn nun stellte er sich auf die Mitte der Thürschwelle und trank bis er zu Boden fiel. In Nord Amerika fehlt es auch an ähnlichen Beispielen nicht.

Robert Mac Conahy wurde in Huntington (Pensylvanien) aufgehangen, weil er sich der Mordthat einer ganzen Familie schuldig machte. Diese Hinrichtung bot merkwürdige Zwischenfälle dar: Seit seiner Verhaftung betheuerte Mac Conahy fortwährend seine Unschuld, und die Stunde des Todes war gekommen, ohne daß die Diener der Religion ein Geständniß von ihm erhielten. Unten am Galgen angelangt, stieg er festen Schrittes hinauf, ließ sich die Schlinge um den Hals werfen, ohne nur eine Bewegung zu verrathen, und das Wort Unschuld erstarb auf seinen Lippen, im Augenblick, wo das Gerüst seinen Füßen entschwand. Da die Heftigkeit des Falles den Strick zerriß, fiel er ganz bestürzt zur Erde, und als er wieder zu sich selbst kam, schien es ihm, als erwache er in einer andern Welt. Allein der Sherif weckte ihn bald aus seinem Traume. Mac Conahy wurde auf das Gerüst zurückgeführt. Um dann um einige Minuten sein Daseyn zu verlängern, das er dem Zufall verdankte, begehrte er mit den Geistlichen, die um ihn waren, sich zu unterhalten. Diesmal gestand er sein Verbrechen und fand sogar sein Vergnügen daran, alle Nebenumstände zu beschreiben; nachdem die vom Gesetze bewilligte Frist um war, mußte er sich zum zweitenmale in die Ewigkeit schicken lassen.

(Sehr sonderbare Namensverwandtschaft.) In Brünn ist vor einigen Tagen folgende Novität in einem Musikalienhandel erschienen: „An Sie", Gedicht von Alois Jeitteles, in Musik gesetzt von Moscheles, gewidmet der Freiin Eskeles, verlegt bei Fleckeles. — Und noch sonderbarer, die Beurtheilung darüber in der „Moravia" ist mit „J — Scribeeles" unterzeichnet.

Ein Ständemitglied kam einmal in den Ferien nach Hause und seine Bauern fragten ihn: „Warum liest man nie in der Zeitung, daß auch Ihr etwas gesprochen habt?" — „Leute, sagte er, das versteht Ihr nicht. Leset Ihr nicht öfter in der Zeitung: „Allgemeines Gemurmel!? Nun da bin ich mit dabei."

№ 6.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Ein Verrath.

(Schluß.)

Gronmeyer lief einen Augenblick wie ein Rasender, starren Blickes, mit zerzausten Haaren und geballten Fäusten in seinem Zimmer herum. Nachdem dieser Anfall von Wuth sich gelegt, warf er sich in seinen Stuhl, indem er über das Mittel nachsann, den schändlichen Anschlag Dreymühl's zu vereiteln.

Nachdem er einige Zeit mit sich zu Rathe gegangen, stand er auf, ging in den Hof hinunter, befahl seinem Bedienten das Pferd zu satteln, was dieser sogleich that, während sein Herr in sein Zimmer zurückkehrte, um sich anzukleiden und seiner Frau sein Vorhaben mitzutheilen. Er kehrte sogleich in den Hof zurück, wo er sein Pferd gesattelt fand. Gronmeyer schwang sich mit der Leichtigkeit eines Jünglings darauf, gab ihm einen tüchtigen Peitschenhieb, und ritt im großen Trab dem Austerlitzthore zu. Nachdem die Wächter ihn durchsuchten, ließen sie ihn ohne Schwierigkeit durch, denn obgleich man die feindseligen Absichten der Franzosen kannte, so glaubte man doch nicht an eine entscheidende Unternehmung. Bei der Schutzwehr angelangt, begehrte Gronmeyer mit dem Commandanten Hagedorn zu sprechen. Dieser war sehr erstaunt ihn zu sehen. Jedoch empfing er ihn sehr freundschaftlich.

— Alles ist wohl angeordnet, sagte er, Punkt Mitternacht wird die Schutzwehr den Franzosen übergeben; meine Soldaten haben keine ihrer Flinten mit Kugeln geladen, jedoch werden sie Feuer geben, um jeden Argwohn zu vermeiden.

— Es handelt sich jetzt von ganz was anders, entgegnete Gronmeyer; bedenke, daß wir verrathen sind, und daß . . . .

— Wie, verrathen? rief der Capitän aus und durch wen?

— Durch Dreymühl.

— Du spaßest . . .

Hierauf erzählte Gronmeyer, was sich zugetragen. Hagedorn war wie vom Schlage gerührt; doch sogleich faßte er sich wieder und sagte: „Wir werden diesem Schwätzer das Maul stopfen; du sagst, er habe von dem Ammeister eine Stunde Zeit begehrt, um ihm das Complott zu offenbaren?

— Ja.

— Wie lange ist es, daß du vom Hause weg bist?

— Höchstens eine Viertelstunde, denn ich ließ mein Pferd mit verhängtem Zügel galoppiren.

— In diesem Falle bleibt uns noch eine halbe Stunde, diese halbe Stunde ist mehr als hinreichend, um Dreymühl auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe vier treue Dragoner, sie werden dich begleiten, du wirst sie in die Wohnung Dreymühl's führen und dort . . . . übrigens werde ich ihnen Befehle in diesem Sinne ertheilen.

Hierauf entfernte sich Hagedorn in aller Eile, rief seine vier Dragoner beiseit und erklärte ihnen mit wenig Worten, was zu thun wäre. Diesen sprach der Gedanke ihres Anführers sogleich zu, sie holten ihre Pferde aus den Ställen unter dem Vorwande, sie zu tränken, und ohne daß man es bei ihrem Regiment gewahrte, begleiteten sie den alten Stättmeister nach Straßburg. Auf dem Wege dachte Gronmeyer reiflich über die Art nach, wie er sich in dieser Geschichte zu benehmen habe. Hand an Dreymühl in seinem eigenen Hause legen, ihn mit Gewalt entführen, schien ihm etwas gewagt. Dreymühl konnte durch sein Geschrei die Seinigen zur Hülfe herbeilocken. Man mußte demnach auf andere Mittel sinnen. Diese waren nicht leicht zu finden, umsomehr, als Gronmeyer zum erstenmal die Sache ernsthaft überlegte und die Zeit ihm nicht erlaubte, lange zu zögern. Jedoch leuchtete ihm bald ein Gedanke ein, den er auch in's Werk zu richten beschloß.

In Straßburg angelangt, ließ er die Pferde in sein Haus schaffen und verfügte sich in aller Eile zu Dreymühl. Die Dragoner folgten ihm auf dem Fuße nach und stiegen in aller Stille nach dem Zimmer Theobald's, in das sie erst auf ein Zeichen Gronmeyer's eintreten sollten. Dreymühl war eben im Begriff, sich zu dem Ammeister zu verfügen. Er war nicht wenig erstaunt, Gronmeyer, nachdem was zwischen ihnen vorgefallen, bei sich zu sehen; er war auf dem Punkte, einen Schrei des Entsetzens auszustoßen, als der alte Stättmeister ihn zu beruhigen suchte, indem er sagte: — Ich komme in keiner bösen Absicht, ich wollte blos sehen, ob du auf deiner Weigerung beharrst, und ob dein Starrsinn nicht zu rühren ist.

Diese Worte beruhigten den Dreymühl, er erlangte seine vorige Gelassenheit wieder und sagte mit übermüthigem und spöttischem Tone: — Ich brauche nicht gerührt zu werden, ich habe dir meine Absicht bekannt, so weit habe ich nun meine Schuldigkeit gethan; laß mich ziehen, der Ammeister erwartet mich.

— Gib wohl Acht, was du sagst, entgegnete Gronmeyer, damit dir nichts Böses widerfahre. Du hast keineswegs deine Schuldigkeit gethan. Hast du nicht am ersten in das Complott dich eingelassen? Hast du nicht bei Hagedorn die ersten Schritte gethan? Hast du mir nicht Treue geschworen?

Dreymühl schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

— Sprich! ist es nicht also? fügte Gronmeyer hinzu, indem er ihn am Arme schüttelte.

— Ich sage nicht nein, versetzte Dreymühl; allein, wo sind die Beweise?

— Schon gut! sagte Gronmeyer; ich brauche keine andere Beweise . . . . Ich nehme blos das Vergeltungsrecht; du hast mich hintergangen, nun hintergehe ich dich auch . . . . So höre . . . . Da ich mich um allen Preis wegen deines schändlichen Benehmens rächen will, so begab ich mich zum

Stättmeister; ich erzählte ihm alles, was zwischen uns vorgefallen, und um meine Aussage zu bekräftigen, begehrte ich von ihm eine Wache, die mich begleiten und an deiner eigenen Thüre das Gespräch und die Geständnisse, welche dir entschlüpfen könnten, belauschen sollte. Wie du siehst, blieb dieser Schritt nicht ohne Erfolg; was mich betrifft, so liefere ich mich gradewegs an den Ammeister aus; ich bin mir bewußt, daß mein Kopf fallen wird; allein wenigstens sterbe ich nicht ohne den süßen Trost, Rache an dir genommen zu haben.

Seinerseits war Dreymühl wie vom Donner gerührt. Bei einigem Nachdenken hätte er das Unwahrscheinliche und Abgeschmackte in der Erdichtung Gronmeyer's erkennen müssen. Dieser hatte aber seiner Aussage so viel Bekräftigung zu geben gewußt, seinerseits war Dreymühl so verwirrt, daß es ihm nicht möglich war, einzusehen, wie sehr er mystificirt wurde. Er gab sich ohne den geringsten Widerstand den Soldaten hin, die eben eingetreten waren und ihm das Zeichen gaben, zu folgen, wobei sie ihn, nach dem ausdrücklichen Befehl des Ammeisters, bei der geringsten Bewegung, die er machen würde, zu erdolchen drohten.

Die List gelang nach Wunsch. Dreymühl wurde in die Straße geführt, ohne daß Jemand in dem Hause es gewahrte. Er folgte den Dragonern und Gronmeyer durch eine Menge Gäßchen, wodurch sie plötzlich an eine kleine Brücke über die Ill gelangten, so eng, daß kaum zwei Personen neben einander darauf gehen konnten.

Dreymühl betrat sie am ersten, kaum hatte er aber einige Schritte gethan, als einer der Soldaten ihm eine Schlinge um den Hals warf, sie schnell zusammenzog, um das Geschrei des Schlachtopfers zu ersticken, den Strick mit einem ungeheuern Stein beschwerte, und mit Hülfe seiner drei Kameraden stürzte er den unglücklichen Dreymühl über das Geländer in die Ill.

Hierauf setzten Gronmeyer und die vier Dragonner ruhig ihren Weg fort und erreichten das Haus des alten Stättmeisters.

Unterdessen lief an der Schutzwehr Alles zum Gelingen der Verschwörung ab. Punkt Mitternacht begann Baron Alsfeld an der Spitze eines französischen Regiments lebhaft den Angriff. Man leistete einen scheinbaren Widerstand. Einige Flintenschüsse und sogar einige Säbelhiebe wurden gewechselt. Aber alles blos um zu täuschen. Nach einer halben Stunde war die Schutzwehr in der Gewalt der Franzosen.

Einige Tage darauf wehten Frankreich's Banner durch den schändlichsten Verrath auf den Mauern von Straßburg.

Jerome Bonaparte.

Von M. E. Oettinger.

Jerôme war bekanntlich der Liebling Napoleons.

Ich kenne recht gut seine Fehler, sagte einst der Kaiser zu seiner Mutter, Gierolamo ist ein furchtbarer Verschwender, ein gräßlicher Gourmand, ein abscheulicher Sybarit. Aber ich kenne auch, besser als Ihr Alle, seine guten Eigenschaften: er hat Geist, viel Geist, ein gutes Herz und persönlichen Muth. Was verlangt ihr noch mehr? Er war es, der mir die Festung Glatz erobert hat. Ich werde ihm sobald als möglich ein Königreich und, damit er sich bessere, eine kluge Frau geben.

Der Kaiser hatte vollkommen Recht. Jerôme war, troß seiner vielen kleinen Fehler, ein durch und durch liebenswürdiger Character, ein großmüthiger Beschützer der Künste und Wissenschaften, ein Freund seiner Freunde, freigebig über alle Beschreibung, denn das Geld hatte durchaus keinen Werth für ihn; nie war er glücklicher, als dann, wann er Andern eine Freude machen, eine Ueberraschung bereiten, einen Wunsch erfüllen konnte.

Zu der kleinen Zahl seiner vertrauten Freunde gehörte auch Hr. Pigault-Lebrun, der wichtigste Romancier und lustigste Gesellschafter jener Zeit. Durch ihn machte er die Bekanntschaft einer schönen Tänzerin, die, erst einige Monate vorher, einen alten Balletmeister geheirathet hatte. Joeline (so hieß die holde Sylphide) war ein Quodlibet aller Liebenswürdigkeiten. Lebrun schien von ihren Reizen so entzückt, daß, so oft davon die Rede war, er seine Fingerspitzen küßte und wie ein erstaunter Muselmann Mash Allah! (Wunder Gottes) rief

Ein zärtliches Billet, begleitet von einem Diamantenschmuck, der unter Brüdern 20,000 Frcs. werth war, hat dem Prinzen, schneller als er gehofft, eine Chaussee zu ihrem gefühlvollen Herzen gebahnt. Joeline, bezaubert von der Großmuth ihres Anbeters, gestattete ihm 2 Tage später das erste Rendezvous in der Allée des veuves im Luxembourg-Garten. Später traf man sich gewöhnlich bei Hrn. Pigault-Lebrun oder in dem Cabinet de société irgend eines Restaurant des Palais Royal.

Um diese Zeit hatte Napoleon den Frieden von Tilsit abgeschlossen, und in Folge dessen seinem Bruder Jerôme das neugeschaffene Königreich Westphalen zum Geschenk gemacht. Damals verschenkte man Länder und Throne wie heut zu Tage Orden und Schnupftabaksdosen.

An demselben Tage, an dem der Prinz die Kunde seiner Erhebung erhalten, empfing er den Besuch Pigault Lebrun's.

Eine Neuigkeit! Mein Bruder hat mich zum König von Westphalen gemacht.

Unmöglich.

Thor! bei Gott und meinem Bruder ist nichts unmöglich. Morgen wird Paris diese Neuigkeit im Moniteur finden. Ganz Frankreich wird die Augen aufreißen und voll Verwunderung die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Apropos, weißt Du noch, was ich Dir einmal versprochen habe.

Wenn Sie einmal König werden, so wollen Sie mich zu Ihrem ersten Staatssekretär ernennen.

Diesen Posten hat der Kaiser leider schon besetzt; ich ernenne Dich daher zu meinem ersten Bibliothekar.

Gierolamo, Majestät wollte ich sagen, erlauben Sie, daß ich Sie in tiefster Ehrfurcht umarme.

Nur zu, nur zu! Bist Du mit einem Gehalt von 10,000 Francs zufrieden?

Vollkommen!

Nun habe ich aber eine Bitte an Dich. Eile sogleich zu meiner kleinen Joeline, sage ihr, daß ich morgen auf Befehl des Kaisers sie auf lange Zeit verlassen und nach meiner Hauptstadt Cassel abreisen muß.

Wie, morgen schon?

Morgen früh mit dem Glockenschlage Zehn. Sage ihr, daß ich sie vor meiner Abreise durchaus noch einmal sehen und sprechen muß.

Gut, aber wo?

Bei dem neuen Restaurant im Palais Royal.

Und wann?

Nach Mitternacht, denn heute Abend ist, mir zu Ehren, Ball in den Tuilerien, da darf ich durchaus nicht fehlen.

Nach Mitternacht . . . das wird nicht gehen . . .

Das muß gehen . . .

Muß! Ei man sieht doch gleich, daß Sie König sind... Ihr erster Bibliothekar wird sich indeß alle Mühe geben, den Wunsch Ew. Majestät...

Ich glaube gar, er will sich über mich lustig machen . . . Majestät! Das Wort klingt aus Deinem Munde wie Ironie. Respect, Herr Bibliothekar! Nun mache, daß Du fortkommst... Noch Eins, sage der Kleinen, daß ich unmöglich von ihr scheiden kann, ohne ihr Adieu zu sagen und ein kleines Andenken einzuhändigen. Glaubst Du nicht, daß das ziehen wird?

Sie kommt; verlassen Sie sich auf mein Wort.

Also auf Wiedersehen nach Mitternacht.

Pigault-Lebrun rannte fort, um sogleich die nöthigen Anstalten zu treffen. —

Um Mitternacht harrte, wie verabredet worden war, am Ende der Strasse, in der Joelinens Wohnung lag, ein Fiacre, vor dem Herr Pigault-Lebrun pfeifend auf- und abging.

Fünf Minuten nach Zwölf erschien die erwartete Sylphide dergestalt vermummt, daß Lebrun sie beinah nicht erkannt hätte. Er öffnete den Wagenschlag und Joeline huschte mit der Behendigkeit eines Windspiels hinein.

Der Wagen fuhr von dannen.

Nun erzählen Sie mir, theure Freundin, wie Sie es angefangen haben, Ihren Herrn Gemahl aus dem Hause zu bringen.

Der Zufall hat mich begünstigt. Ein vieljähriger Freund meines Gatten sieht heute eine Spielgesellschaft bei sich. Natürlich, daß mein Herr Gemahl nicht fehlen darf. Die Zusammenkünfte beginnen um Eilf und dauern gewöhnlich bis vier Uhr Morgens. Um Dich nicht zu stören, liebes Kind, sagte mein Tyrann, werde ich erst zum Frühstück heimkehren.

Charmant, charmant!

Unserm großen Napoleon könnte ich übrigens mit kaltem Blute die Augen auskratzen.

Woher diese Wuth?

Wie kann er so boshaft seyn, seinen armen Bruder nach Cassel zu schicken? Der arme Prinz, er wird sich schrecklich ennuyren! Aber ist es denn wirklich war, daß der Kaiser ihn vermählen will?

Alles ist bereits in Ordnung.

Und wann heirathet er?

In vierzehn Tagen.

Mich trifft der Schlag.

Ei, wie kann man so kindisch seyn!

Und wen heirathet er?

Eine Prinzessin von Würtemberg.

Ich könnte rasend werden.

Ei warum? Ehe drei Monate vergehen, haben wir in Cassel ein französisches Ballet, blos Ihretwegen.

Das läßt sich hören.

So plauderte man hin und her. Endlich hielt der Wagen vor dem Eingang des Palais-Royal. Du wartest auf uns, sagte Pigault-Lebrun zum Fiacre, führte seine Dame zum neuen Restaurant und nahm dort ein eigenes Zimmer in Beschlag.

Bald darauf kam auch der Prinz.

Ich suche Sie seit fünf Minuten in allen Sälen und erfuhr erst jetzt von dem Wirth, daß Sie sich in diesem Schlupfwinkel versteckt.

Hier sind wir ungestört und ganz entre nous, erwiederte Lebrun.

Vor allen Dingen wollen wir unser Abendbrod bestellen. Der Prinz klingelte.

Womit kann ich dienen, fragte der hereinstürzende Wirth.

Bringen sie uns das Feinste und Beste, das ihre Küche und Ihre Keller aufzuweisen haben. Bringen Sie uns Austern, Trüffeln, Hummern, ostindische Vogelnester und alle Delicatessen, die Sie auftreiben können, aber schnell, denn wir haben Hunger!

Der Restaurant entzückt, so spät noch einen so splendiden Gast bei sich zu beherbergen, stürzte fort, um den ganzen Vorrath seiner Delicatessen herbeizuschleppen. Zum Glück war er mit Allem reichlich versehen.

Hier, theure Joeline, bringe ich Ihnen eine Kleinigkeit, die Sie dann und wann an einen Freund erinnern mag, den das Schicksal und sein Bruder zu der Qual verurtheilt hat, König von Westphalen zu werden.

Der Prinz überreichte ihr ein Etui, in dem ein Collier, ein Paar Bracelettes, eine Broche und Agraffe von den schönsten Diamanten lagen, die jemals aus der Hand eines Juweliers hervorgegangen.

Mein Prinz, seyen Sie überzeugt, daß es keines Andenkens bedurfte . . .

Passons-la dessus fiel ihr Jerôme in die Rede, sagen Sie mir lieber, ob wir gleich mit Champagner anfangen, oder erst ein Glas Rheinwein versuchen wollen.

Eine Französin trinkt nur Champagner, sagte Joeline.

Himmlischer Patriotismus, rief Pigault-Lebrun und küßte seine Fingerspitzen.

Der Wirth und zwei seiner dienstthuenden Geister erschienen mit dem Vortrab des Soupers.

Herr Wirth, rief Jerôme, einen Korb weißen und einen Korb rothen Champagner.

Zwei Körbe Champagner, dachte der Wirth. Diable, der muß eine Quinterne gewonnen oder einen Schatz gefunden haben, ein Crösus oder ein Spitzbube seyn.

Aber dem Verdienste seine Krone. Die Speisen waren so delicat, der Epernay und Oeil de Perdrix so vortrefflich, daß die alten heidnischen Götter, hätten sie an diesem Mahle Theil nehmen können, ihren Ambrosia und Nectar mit Wonne gegen die Kunstleistungen der irdischen Küche vertauscht haben würden. Und hätte Jupiter, der alte Galant-Dieu, zwischen Hebe und Jeoline zu wählen gehabt, er wäre ein Dummkopf gewesen, wenn er sich nur eine Secunde besonnen hätte. Und Ganymed! Was ist ein Ganymed gegen Herrn Pigault-Lebrun? Schon nach dem ersten Glase ließ er alle Fontainen seines Witzes, alle Raketen seiner göttlichen Laune springen; man aß und trank, man scherzte und lachte, man kos'te und küßte. Beim Letztern kam Lebrun freilich zu kurz, aber desto mehr hielt er's mit dem Weine. Eine Flasche war noch halb voll, als er schon die andere entkorkte. Das Knallen der Propfen begeisterte ihn: er erschöpfte den ganzen Vorrath seiner Lieder und war so froh, so ausgelassen froh, daß er selbst mit dem Teufel hätte Brüderschaft getrunken.

Aber wie doch beim Trinken und Lachen so schnell die Zeit verrinnt! Es ist schon Drei und es ist schon hohe Zeit, daß man dem Feste eine Gränze setze.

Unaufgefordert präsentirt der Wirth seine Rechnung . . . . 432 Frcs. und 74 Centimes, denn Centimes dürfen niemals fehlen.

Der Prinz greift in die Seitentasche seines Rockes, um sein Portefeuille hervorzuholen.

Cinque cent mille monstaches; ruft er aus und schlägt so heftig mit der Faust auf den Tisch, daß eine Flasche vom Tisch und Lebrun vor Schreck vom Stuhle fällt.

Mille huit cent huit diables, ruft Jerôme, ich habe meine Brieftasche zu Hause gelassen. Hast Du Geld bei Dir?

Keinen Liard, stotterte Lebrun. Mais qu'importe? Morgen früh, Herr Wirth, erhalten Sie Ihr Geld.

Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?

Wer ich bin? Teufel, ich bin mehr, als Sie sind. Sie sind ein Flegel und sonst gar nichts, stotterte Lebrun, der nicht mehr fest auf seinen Beinen stand. Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin der Ober-Bibliothekar Sr. Majestät des Königs von Westphalen.

So, brummte der Wirth. Und dieser Herr da?

Respekt, Grobian. Dieser Herr da ist kein Herr.

Was denn sonst?

Dieser Herr da ist Seine Majestät der König von Westphalen.

So? Und diese Dame da?

Wie neugierig der Schlingel ist, lachte Lebrun, diese Dame da — Majestät, ich bitte noch um ein Glas Champagner — diese Dame da — Herr wackeln Sie nicht — diese Dame da — aber großer Gott, wie kann man auch so dumm sein, seine Brieftasche zu vergessen — diese Dame da ist — meine Großmutter.

Jerôme und Joeline fingen furchtbar zu lachen an.

Herr, warum lachen Sie?

Ich lache nicht im Geringsten.

Gehen Sie oder ich werfe Sie zum Fenster hinaus.

Der Wirth ging ins Nebenzimmer und sagte zu einem seiner Garçons:

Hole rasch unsern Nachbar!

Der Diener eilte wie ein Blitz die Treppe hinab.

Fünf Minuten später — das lustige Kleeblatt wollte eben zur Thür hinaus — der Polizei-Commissär in Begleitung eines andern Mannes erschien. Der Letztere blieb draußen im Nebenzimmer.

Diese Gesellschaft da, sagte der Wirth zum Commissär, hat bei mir soupirt und jetzt, wo sie ihre Zeche bezahlen soll, hat Keiner von beiden Geld bei sich.

Wie viel beträgt die Zeche?

447 Francs und 74 Centimes (vermuthlich rechnete der Wirth gleich die Zinsen mit).

Gut, ich bürge Ihnen dafür.

Sie kennen also diese Herren?

Ich habe diese Ehre.

Ich danke Ihnen, Herr Commissär, sprach Jerôme und reichte seiner Dame den Arm, um sie hinauszuführen. Man denke sich den Schreck Joelinens, als sie im Vorzimmer den vieljährigen Freund des Commissärs erblickte.

Himmel, mein Mann, rief Jeoline.

Teufel, meine Frau, rief der Balletmeister.

Gut, daß ich Sie treffe, sprach der Prinz, der sich rasch gefaßt. Ich habe Ihnen eine angenehme Neuigkeit mitzutheilen.

Und die wäre?

Der König von Westphalen ernennt Sie zu seinem Balletmeister und bewilligt Ihnen und Ihrer Frau ein lebenslängliches Gehalt von 50,000 Francs.

Es lebe der König, rief der Balletmeister.

Schenken mir Ew. Majestät wieder die Ehre Ihres Besuches, sprach der Wirth, den König bis zur Treppe begleitend.

Apage Satanas, rief Herr Pigault-Lebrun, that einen Fehltritt und purzelte die Treppe hinab.

* * *

Am andern Morgen las man im Moniteur, daß Jerôme, König von Westphalen, nach Cassel abgegangen. Vier Wochen später folgten Jeoline und ihr Gemahl.

Eine Lotteriezichung in Neapel.

Um den Unterschied im Character des Nord- und Südländers schlagend vor sich zu sehen, braucht man nur einer Lotterie-Ziehung in Neapel beizuwohnen, wenn man eine bei uns gesehen hat. Die Ziehung geschieht in der Vicaria, im großen Saale des Justizpalastes, während des Sommers meist um 6 oder 7 Uhr Abends. Zwei Stunden vorher sind alle Zugänge, der Saal, die Gallerien mit einer Menge Volkes bedeckt, das sich in seinen Lumpen mit ungeheurer Lebhaftigkeit geberdet. Die ganze Straße ist voll Neugieriger. Zur bestimmten Stunde dreht sich das Rad und eine plötzliche Stille folgt auf den Tumult. — Die erste Nummer erscheint: und der ganze Saal erzittert von tausendstimmigem Geschrei. Das Billet wird durch das Fenster einem dazu bestimmten Menschen zugeworfen, der die Nummer laut verkündigt; ein heulender Lärm fliegt durch die Gasse. Es wird wieder ruhig; bei der zweiten Nummer der nämliche Lärm, und so fort bei der dritten, vierten und fünften. Was aber allen Glauben übersteigt, das sind die Freudensprünge, die Cabriolen und tollen Geberden der Gewinner, indeß die Verlierenden sich allen Ausbrüchen der Verzweiflung überlassen. Sie fluchen dem Himmel, ergießen sich in Lästerungen gegen die Heiligen, insbesondere gegen den heiligen Januarius und gegen den Pantaleone, den Patron der Lotteriespieler, dem sie Wachskerzen, Messen, ja einen Theil des Gewinnes gelobt haben. Das Schauspiel, eines der bizarrsten, das man sehen kann, hat für den Fremden etwas wahrhaft Entsetzliches. Aber der ganze widersprechende Tumult unsinniger Freude und unsinniger Wuth hat sich bald wieder gelegt, und Jeder kehrt heim an sein Geschäft oder vielmehr zu seinem delizioso far niente.

Miscellen.

Das Debût der Dem. Heinefetter in der großen französischen Oper zu Paris war ein sehr glückliches, und die Journale sprechen sich sehr günstig darüber aus. Dem. Heinefetter ist bereits engagirt; sie erhält im ersten Jahre 20,000 Franks, im zweiten 30,000 Fr., im dritten 40,000 Fr., was zwar immerhin eine große, aber im Vergleich zu Duprez, der 60,000 Fr. jährlich bezieht, nicht übertrieben hohe Gage ist. Wahrscheinlich wird nun auch Meyerbeer mit der Partitur für seine neue Oper „der Prophet" herausrücken, die er bisher wegen Mangels einer ihr gewachsenen Künstlerin, zurückhielt.

Letzthin zog über die Stadt Epinal (Vogesen) in der Richtung von Norden nach Südwest, eine so große Menge Finken der Ardennen hin, daß oft die Luft verfinstert wurde. Man schätzt die Zahl auf 20 oder 25,000,000. Ein Einwohner aus Brüyé, welcher am Vorabend den Ort bemerkt hatte, wo sie sich niedergelassen hatten, um die Nacht zuzubringen, konnte mit Hülfe einer Laterne mehr den 900 in den Hecken und in den Gebüschen, wo sie sich einnisteten, mit der Hand fangen.

№ 7.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Würzburg's erste Domkirche.

Von J. Kerler, Cand. der Landwirthschaft.

In Würzburgs stolzen Mauern erhebet sich ein Dom,
Der steht auf heiligen Häuptern. O, den umringt ein Strom
Vom Blute jener Boten, die brachten Christi Lehr';
Er ist ein großes Grabmal der frommen Märtyrer.

Zog einst ein weiser Schotte im dunkeln Franken ein,
Und steckt' des Glaubens Leuchte auf an dem klaren Main;
Bald strahlte in die Lande der Himmelslehre Glanz —
Der Heiden Tempel stürzten in Schutt und Asche ganz.

Dem wahren Gotte wehte schon manches Siegspanier,
Und Christentempel stunden nun da in Himmelszier,
Die goldnen Kreuze blinkten sanft aus dem klaren Main;
Doch mußt' des Glaubens Blüthe mit Blut begoßen seyn.

Durch Lehr' und frommen Wandel verkündigend den Herrn,
Stand Kilian der Schotte, der Kirche Segensstern.
Selbst Gosbert, kühn und edel, den Herzog reich an Macht,
Hat zu dem Christenglauben der Gottesknecht gebracht.

Gailana, Gosberts Gattin, schwur auch zum heil'gen Kreuz;
Doch blieb in ihrem Herzen der Lüste wilder Reiz.
Es wusch die Wassertaufe das Laster ihr nicht fort —
Heid war sie stets im Handeln, Christ nur in Schein und Wort.

Schwarz war die Fürstenseele, von Heidengräueln voll,
Pesthauch war ihre Rede, in Stolz und Hochmuth schwoll
Ihr Herz, oft gleich dem Steine — sie scheute keinen Gott,
Sprach trotzig den Aposteln, ja Christi Lehre Spott.

Kühn stand der heil'ge Lehrer, auf Gottes Wort gestützt,
Am Thron, und seine Rede, aus der ein Feuer blitzt,
Das jedem Frevler dringet durch Nerven und Gebein —
Sie zeigt die schwarze Seele der Fürstin, hart wie Stein.

Nicht wollt' sie ihre Sünden bekennen, und ein Kampf
Entstand in ihrem Herzen; der Rache blut'ger Dampf
Quoll auf im argen Toben. Ha, fort mit Christi Lehr'!
Sprach sie; die Freuden störet die neue falsche Mähr'.

Doch Gosbert sah' die Strahlen vom wahren Christenthum,
Ihm glänzte Himmelsfriede, er fühlte ew'gen Ruhm
Im seligen Bekennen des Herrn, der Liebe ist.
Er hieß die Gattin schweigen und blieb ein frommer Christ.

Hoch flackert nun die Flamme der wilden Rächerwuth
Auf in Gailana's Seele; sie lechzte nach dem Blut
Von jenem frommen Lehrer, der Wahrheit ihr gesagt,
Und hielt gleich der Hyäne nun auf den Fremdling Jagd.

Und eine Mörderbande erkaufte sich das Weib.
Sie gürtete die Schwerter den Buben um den Leib.
Still, wie die Gespenster, schlichen die Bösewichter fort,
Mit Blutdampf zu ersticken des kühnen Lehrers Wort.

Da lagen im Gebete, in tiefe Nacht gehüllt,
Des Schotten Ordensbrüder *) aus ihrem Munde quillt
Die Melodie der Psalmen, und voll vom heil'gen Geist
Sah'n sich die treuen Zeugen von Engeln sanft umkreist.

Keck drang die Schaar der Mörder mit Axt und Beilen ein;
Die blut'gen Schwerter blitzten beim blassen Lampenschein;
Sie zuckten, ach, und trennten die Häupter hoch geweiht
Von ihren frommen Leibern mit Wuth und Höllenfreud'.

Sie schleppten, o des Frevels! die blut'gen Leiber nun
Hin in des Herzogs Pferdstall, verborgen dort zu ruh'n,
Und daß die That der Rache kein Sterblicher erfährt,
Verscharrten sie die Todten tief in die braune Erd'.

Doch hat der Hirt der Seelen, dem nichts verborgen bleibt,
Der, was in Mördergruben der Knecht der Sünde treibt,
Mit Flammenaugen schauet, auch diesen Mord geseh'n.
Das Schwert der schwersten Rache schwang er von Himmelshöh'n.

Im Wahnsinn schrecklich tobend, von Gliederschmerz geplagt,
Vom Fluche des Gewissens in geist'ge Nacht gejagt,
So starb nach dreien Tagen als Scheusal für die Welt
Die Fürstin mit den Buben, die sie zum Mord bestell't.

Der Himmel sah die Ströme des Bluts der Märtyrer,
Und rief die treuen Zeugen zu Gottes Engelheer.
Nicht ließ er ihr Gedächtniß bis jetzt verschwunden seyn:
Von Kilian dem Schotten spricht noch ein Prachtgestein.

An jener blut'gen Stell', wo einst der Pferdstall war,
Kniet nun mit frommer Rührung manch' gläub'ge Christenschaar.
Aus Würzburgs stolzen Mauern ein Tempel Gottes schaut,
Den einst die Hand der Liebe auf jenes Grab gebaut.

*) Koloratus und Totanus.

Schüchtern, doch von einigen Freunden ermuthigt und aufgefordert, wagt es der Verfasser vorliegenden Gedichtes, mit dem Hervorsprossen der ersten Knospen des nächsten Frühlings seine ersten poetischen Versuche — religiöse, lyrische, historische und romantische Gedichte — im Drucke erscheinen zu lassen.

Sind es gleich keine prangenden Zierpflanzen, die er seinen Gönnern und Freunden darreicht, so sind es doch bescheiden blühende Feldblümchen, die im einfachen Gewande die Himmelsdüfte des Glaubens und der stillen Liebe hauchen, und die mannigfaltigen Empfindungen, die die Seele bei dem Anblicke der Schöpfung und mancher historischen Begebenheit fühlt, schildern. Möge daher dieser poetische Blüthenkranz, dessen Ertrag zu Fortsetzung seiner Studien dienen und dessen günstige Aufnahme ihn gewiß zur Saat neuer poetischen Pflänzchen anspornen wird, recht viele Abnehmer finden!

Das Werkchen erscheint in acht Oktavbogen. Subscriptionspreis brochirt auf Schreibpapier 36 kr. Eine Subscriptionsliste liegt in der Expedition unsers Blattes auf.

Die Redaktion des bayer. Volksfreundes.

Como von Medicis I.

Das sechszehnte Jahrhundert, welches so fruchtbar an großen Feldherren, an großen Rechtsgelehrten, an großen Künstlern und an großen Königen gewesen ist, hat vielleicht keinen merkwürdigeren Mann gezeugt, als den Como de Medicis, Sohn des berühmten Johann de Medicis, Generals der schwarzen Banden. Como setzte sich, als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, durch Ausdauer, Politik und Geschicklichkeit wieder in den Besitz des Herzogsitzes von Florenz, den seine Vorfahren, Como, der Vater des Volkes, und Lorenz, der Vater der Wissenschaften, gegründet hatten. Como I. wurde Herzog von Florenz im Jahre 1537, Herzog von Siena im Jahre 1555 und endlich Herzog von Toscana im Jahre 1569. Er verdankte diese wunderbare Zunahme seiner Macht seiner persönlichen Tapferkeit, seiner Energie und vor allem dem Gefühl der Nationalität, das er in einem sehr hohen Grade besaß. Er hatte sich nie dem Einfluß einer fremden Nation unterwerfen wollen; er hatte stets die Verbindung mit Frankreich abgewiesen, trotz der Vortheile, welche die Katharina von Medicis, die Wittwe Heinrich's II. und ihm verwandt, ihm ohne Unterlaß anbot; und wenn er sich mit dem Kaiser gegen die Franzosen verband, so geschah es, weil er die Ueberzeugung hatte, daß von dem Augenblicke an, wo es Italien's Wille sey, kein deutscher Soldat sich in diesem glorreichen Lande, das stets die Alpen zum Walle, das Labarum Constantin's zur Fahne und den Siegestempel zur Erinnerung habe, behaupten könne.

Como vereinigte mit großen Eigenschaften auch große Mängel, und die Geschichte hat ihn strenge beurtheilt. Er war argwöhnisch, nicht offen, grausam und geizig. Aber derselbe Mann, der seine persönlichen Feinde durch Eisen oder Gift auf die Seite zu schaffen suchte, der an allen vier Ecken seiner Hauptstadt Galgen aufführen ließ, der sich nicht schämte, zu eigenem Nutzen ein seinen Mitbürgern verderbliches Monopol zu schaffen, war prachtliebend in den Gebäuden, die er dem allgemeinen Besten widmete, ein Beschützer der Gelehrten und der Künstler, der Stifter der Universität Pisa, und stets eifersüchtig auf Italien's Nationalehre und Freiheit. Tapfer wie ein Löwe, war er schlau wie ein Fuchs, und pflegte gleich dem Lacedämonier Lysander zu sagen: man amüsirt die Kinder mit Spielzeug und die Erwachsenen mit Worten.

Como hatte aus seiner Ehe mit Eleonore von Toledo vier Söhne. Die beiden ältesten derselben, die in den kaiserlichen Heeren dienten, zeichneten sich durch ihre Tapferkeit und ihre große Anhänglichkeit aus, die sie für einander hatten. Don Garcias und der Cardinal Johann von Medicis, die beiden jüngeren Brüder, waren stets am Hofe von Florenz geblieben, und ihr gegenseitiger tödtlicher Haß machte dem Großherzog vielen Kummer. Der düstere und grausame Charakter des Don Garcias ließ ihm einen schlimmen Ausgang dieser tief eingewurzelten Feindschaft ahnen, und die dießfallsigen Besorgnisse Como's sind, wie man sehen wird, nur zu begründet gewesen.

Um das Andenken der beiden großen Schlachten von Montemerlo und von Scanagallo, die er über den Marschall von Strozzi gewonnen hatte, und wodurch sein Ansehen befestigt worden war, zu verewigen, hatte der Großherzog am 15. März 1562 den St. Stephansorden gestiftet. Pius IV. hatte ihn zum Großmeister desselben erklärt, und Como hatte es sich angelegen seyn lassen, in diesem Orden die bedeutendsten Personen Italien's aufzunehmen. Seine beiden Söhne Peter und Franz, die im Dienste des Kaisers standen, wurd zu Rittern, der Cardinal aber zum Großprior des Ordei ernannt; Don Garcias blieb vergessen, was ihn tief u empfindlich schmerzte, doch verbarg er seinen Aerger darüb so wohl, daß selbst der Großherzog sich durch seine erheuchel Resignation und seinen scheinbaren Gehorsam täuschen ließ.

„Don Garcias," hatte Como zu ihm gesagt, „wenn D ferner Deinen Pflichten nachkommst, und wenn Du vollen nach dem Beispiel des Cardinals, Deines Bruders, eine u begründete und zwecklose Antipathie aufgiebst, so sollst Du an bei erster Gelegenheit zum Ritter geschlagen werden."

„„Es geziemt mir nicht, Herr,"" erwiederte Don Garcia „„die Handlungen Eurer Allmacht und Eurer Autorität z kritisiren. Wenn ihr nicht geruhtet, mich unter den St. Sebastiane Rittern aufzunehmen, so hat das sichtlich seinen Grund dari daß Ihr mich dessen nicht würdig hieltet. Was mein künftige Benehmen gegen meinen Bruder, den Cardinal, betrifft, so i es im Voraus geregelt: Eure Wünsche sind mir Befehle; un ich werde meinen Ruhm darein setzen, mich ihnen zu unterwerfen.""

Don Garcias that in der That von diesem Tage an alle mögliche, um sich seinem Bruder zu nähern. Der junge Car dinal, der ein edles und zutrauliches Gemüth hatte, wies di Annäherung von Don Garcias nicht zurück, und der gesammt florentinische Hof, den eine so plötzliche Umwandlung in hohem Grade in Erstaunen setzte, wurde nicht müde, das gute Vernehmen zu bewundern, das nun zwischen den beiden Brüdern zu herrschen schien.

Währenddem schickte Como von Medicis, der zum Schiedsrichter zwischen dem Großtürken Soliman II., der Republik von Genua und den Venetianern gewählt worden war, sich an, die Gesandten der drei Mächte auf's prächtigste zu empfangen. Die Maler, die Bildhauer, die Architekten nahmen die Palläste Pitti, San Giovani und Cappollini, die den fremden Bevollmächtigten bestimmt waren, in Beschlag. Allein in dem Pallaste Cappolini, in dem der türkische Gesandte abtreten sollte, ließ Como Bäder von Porphyr und von Marmor einrichten, die auf mehr als 40,000 Thaler zu stehen kamen. Auch die Paläste Pitti und San Giovani wurden auf's prächtigste decorirt. Das, seit langer Zeit aller öffentlichen Feste und Bankette entwöhnte, elegante Florenz erwachte plötzlich unter den lärmenden Vorrichtungen aus seiner Betäubung; es wollte sich nicht minder liberal, nicht minder prachtliebend zeigen als sein Beherrscher. Es nahm aus dem Schatze seines Stadthauses die goldenen Schüsseln, seine riesigen, eilfarmigen Candelaber von im Feuer vergoldeten Silber, seine krystallenen Amphoren, mit Lazursteinen und Topasen ausgelegt, seine ebenholzene und mit Silberleisten eingefaßten Schenktische, sein nach den Zeichnungen der ersten Maler der florentinischen Schule ciselirten Becher und Kelche. Es wurden Blumen, Honig und Parfums in Massen angekauft; man ließ mit großen Kosten am Fuße des Vesuvs gereifte Früchte und Trauben von Neapel kommen; die sicilianischen Fischer hatten den Befehl, nur für Florenz zu fischen, während die Jäger der Lombardei und Piemont's sich zu Lieferung des Wildprets anheischig machten. Damit noch nicht genug, hatten griechische Feuerwerker sich im Arsenal eingeschlossen, um Illuminationen und Feuerwerke anzufertigen. Es sollte dem pomphaften Empfange der Gesandten an gar nichts fehlen.

Bald war ganz Italien auf die Feste gespannt, die der Herzog zu verheißen hatte. Man sah zu Florenz die Blüth

des jungen Adels von Neapel, Mailand, Rom, Pisa, Verona und Valencia eintreffen. Alle Straßen, die zur toscanischen Hauptstadt führten, waren mit zahlreichen Calvacaden und prachtvollen Equipagen bedeckt. Nach Florenz, nach Florenz! rief man, so wie Regulus einst unter ernstern Umständen nach Carthago, nach Carthago! ausrief.

Como hatte seine große Freude an dem Luxus, der um ihn her zu Tage kam: als aufgeklärter Herrscher, als tüchtiger Kaufmann berechnete er, daß die von der Republik und den Privatpersonen gebrachten Opfer den Cassen des Staates und dem Gemeinbesten zu Gute kommen mußten. Er gratulirte sich, zuerst eine Verschwendung in's Leben gerufen zu haben, die so glückliche Früchte tragen mußte. Voll dieser Idee verließ er oft seinen Palast, um sich unter die Arbeiter zu begeben, die für ihn und andere beschäftigt waren, und die ihn unter Vivats und dem Jubel der Dankbarkeit und der Freude empfingen. Hier sehet Ihr es, sagte er zu einigen seiner Räthe, die seine großen Ausgaben getadelt hatten: vox populi, vox Dei. „Meine Herren“, setzte er hinzu, „der Luxus ist der Ruin eines armen Landes, ohne Handel und ohne Intelligenz: aber er ist das Leben, der Triumph eines reichen und Handel treibenden Landes. Toscana ist das erste Comptoir der Welt, auch ist es das Sanctuarium der Künste, und die Florentiner könnten das größte Volk der Welt seyn, wenn nicht die Franzosen da wären.

Der Empfang der Gesandten wurde auf den 13. November 1562 festgesetzt.

Am Morgen dieses so ungeduldig erwarteten Tages trat der Cardinal Johann von Medicis in das Zimmer des Großherzogs und sagte zu ihm: Vater, ich habe eine Bitte an Euch.

„Rede, Johann“, antwortete Como, „und wenn Deine Bitte gerecht ist, so soll sie gehört und gewährt werden.“

— Ihr werdet, Vater, heute der Gegenstand vieler Huldigungen und Glückswünsche seyn. Schiedsrichter von drei großen Mächten, wird der Familienvater dem Staatsmanne, dem tiefen Politiker weichen müssen. Ihr könnt heute, mein Vater, der Umarmungen Eurer Kinder entbehren; so erlaubt mir denn, daß ich mich nach unserm Schlosse Rossignano in den Maremmen begebe, um der Jagdlust zu genießen. Ich habe dieß schon lange gewünscht, aber noch nicht dazu gelangen können; jetzt aber paßt es sich gut. Ueberdem würde mein Titel als Kardinal meine Anwesenheit am Tage des Empfangs eines türkischen Gesandten mindestens unnütz machen. Der Purpur eines Kirchenfürsten darf nicht mit dem Gewande eines Moslim in Berührung kommen.

„Johann,“ antwortete der Großherzog, „Du würdest sehr beschränkte politische Begriffe haben, wenn dies der einzige Beweggrund Deiner Jagdpartie seyn sollte. Ich glaube aber Deine wirklichen Gedanken zu durchschauen: Du willst den Tag einer allgemeinen Lust und Freude benutzen, um ohne überlästige Zeugen eines Vergnügens zu genießen, das nicht eben zu dem Charakter paßt, den Du bekleidest.“

— Ihr habt recht gerathen, Vater.

„Deine Offenheit zu lohnen, Johann, will ich Deinen Wünschen nicht entgegen seyn. Gehe nach Rossignano, und amüsire Dich gut.“

Nach einer kleinen Pause setzte der Vater noch hinzu:

„Und wer wird mit Dir gehen?“

— Nur allein Don Garcias hat sich erboten, mit von der Partie zu seyn, erwiederte der Cardinal. Der Graf von Navarra, der Marquis von Castelforte, Aldobrandini und Chigi, kurz alle meine jungen Freunde haben mir erklärt, daß sie heute die Stadtvergnügungen den ländlichen Erholungen und den Festen der Diana vorzögen.

„Don Garcias will Dich begleiten?“ fragte der Großherzog die Stirne runzelnd.

— Ja, und ich danke ihm das von ganzem Herzen, erwiederte der Cardinal, der die Mißstimmung Como's nicht bemerkt hatte.

Es war dem Herzoge in der That ein böser Gedanke durch den Sinn gefahren, und er hätte fast die gegebene Erlaubniß wieder zurückgenommen; da er aber einem nur obenhin gedämpften Haß durch ein kränkendes Mißtrauen gegen Don Garcias keine neue Nahrung geben wollte, so hielt er sich und sagte zu dem Cardinal, indem er eine ruhige Miene annahm:

„So hole denn den Don Garcias.“

— Dank, Vater!

Der Cardinal wollte gehen, als Como von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, ihn noch einmal zurück rief und zu ihm sagte:

„Wie Johann, willst Du nicht Deinen Vater erst noch einmal umarmen, ehe Du gehst?“

— Ja, ja, Monseigneur; ich mochte nur nicht um zwei Vergünstigungen zugleich bitten.

Vater und Sohn hielten sich eine lange Zeit umschlungen, ehe sie sich trennten.

Der Cardinal war kaum die letzten Stufen des Palastes hinabgestiegen, als der Großherzog den Alberic Castini, einen äußerst kühnen Condottiere, den er seit lange in seinen Diensten hatte, zu sich rief.

„Alberic“, sagte der Großherzog, „setze Dich zu Pferde, folge dem Cardinal überall, wohin er gehen mag, verlaß ihn so wenig als sein Schatten, und bringe ihn mir diesen Abend in den Palast zurück.“

„„Wenn der Cardinal nicht diesen Abend in Euren Armen liegt““, antwortete der Condottieri, „„so ist das ein Beweis, daß Alberic nicht mehr am Leben ist.““

„Es sind ihm Netze gestellt“, setzte der Großherzog hinzu, „darum eile, fliege und kehre — um Mitternacht hierher zurück.“

„„Um Mitternacht!““ erwiederte der Condottieri, indem er rasch forteilte.

Währenddem verkündigten das Geschütz der Forts und die Glocken aller Kirchen von Florenz den Einzug der Gesandten in Toscanna's Hauptstadt. Der Großherzog wischte sich eine Thräne aus den Augen und setzte sich selbst die herzogliche Krone auf sein sorgenvolles Haupt.

„Nach dem Vater kommt nun der König an die Reihe“, sagte er zu sich selber.

Ihm voran die in Gold und Stahl blitzenden Garden, trat er dann den Weg zum Schlachtensaal an und setzte sich auf den elfenbeinernen Thron des Lorenz von Medicis.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus dem Herzogthum Nassau, am 14. Januar. Am 9. l. M. erging ein Rundschreiben des Herzogl. Oberforstamts zu Hachenburg an alle umliegenden Gemeinden, wodurch die Bürger benachrichtigt wurden, daß ein Wolf über die Sieg

her in das Herzogthum gekommen sey, und bereits unter dem Wildstande großen Schaden angerichtet habe. Der als Schütze und Weidmann in unserm Herzogthume rühmlichst bekannte Jagdbeständer, Herr Peter Bay von Herschbach, erhielt heute um 9 Uhr eine schriftliche Einladung, augenblicklich in Höchstenbach zu erscheinen, wo der Wolf eingekreist sey. Beim Hingange mit dem Förster Walther aus Herschbach, kam er in sein Jagdrevier, District „Eichenheck" und fand gleich die frische Fährte des Wolfs im Schnee. Er sendete den Förster ab, das Treiben auf der andern Seite zu umkreisen und im Distrikt „Bellenhuf" wieder zu ihm zu stoßen. Der Förster kam und brachte die Reste eines eben zerrissenen Rehes mit, dem das rechte Ohr am Kopfe abgefressen war. Mit der Ueberzeugung, daß der Wolf sich in diesem Treiben befinde, weil keine Fährte herausführte, gingen beide nach Herschbach zurück, um auf polizeilichem Wege die halbe Gemeinde zum Treiben zu versammeln. Um halb 4 Uhr Nachmittags unter fürchterlichem Regen, stellten sich die sechs, in aller Eile herbeigebrachten Schützen an, und gleich im ersten Treiben kam der Wolf zwischen Herrn Bay und seinem Nachbar angelaufen. In einer Entfernung von 107 Schritte änderte er seine Richtung hinunter zu den Oberherschbacher Wiesen, und hier schoß ihm Herr Bay aus dem Büchsenlaufe eine Kuzel durch die Nieren. Der Wolf stürzte im Feuer zusammen! — Dann machte er sich auf und schwankelte krank durch das Gehölz; allein mittlerweile hatte sich ihm Herr Bay bis auf 60 Gänge genähert, und hier schoß er ihm noch seine Ladung Schrot auf's Blatt, wodurch er augenblicklich verendete. — Im Triumph, und unter dem Zusammenströmen der ganzen großen Gemeinde, wurde das Thier nach Herschbach getragen! — Der Wolf ist männlichen Geschlechts, und dem Anscheine nach, schon sehr alt; er mißt von der Schnauze bis zum Ende der Ruthe 8 Fuß 4" und wiegt 102 Pfund à 32 Loth. Weder Paß noch Sicherheitsheitskarte hatte er bei sich, jedoch konnte man es ihm gleich am Gesichte ansehen, daß er ein Franzose von Geburt, wahrscheinlich aus dem Departemente der Ardennen herüber nach Deutschland gekommen sey. Franzosen! bleibt nur hinter den Ardennen; auf Deutschland's Boden ist ja doch für euch kein Heil zu finden.

Die Clairon der Berliner Hofbühne, Fräulein Charlotte von Hagn, hat während der Dauer ihres Gastspiels auf der Pesther Bühne im verflossenen Monat bei Herrn Bartl in der Königin von England gewohnt. Kaum war die Künstlerin abgestiegen, so ließ auch der feine Wirth sogleich die Treppe, welche zu den Gemächern des Fräuleins von Hagn führte, mit grünem Sammt auslegen. Vielleicht, damit, sollte Jemand auf diesem Wege straucheln, er sanfter fiele. Mit welchem Stoff erst würde der chevalereske Herr Bartl die Treppen seines Hauses belegen lassen, wenn ein Million-Fuß à la Fanny Elßler bei ihm auf- und abschwebte?

(Geistesgegenwart eines vierjährigen Kindes.) Paris, 9. Januar. Vorgestern mußte Frau Bijouard, eine Wäscherin, in Geschäften ausgehen und ließ ihr fünfzehn Monat altes Kind unter der Obhut seines andern, nur drei Jahre älteren Bruders zu Hause. Da sie, aus Vorsicht, nicht einheitzen wollte, so hatte sie den Kindern einen Krug mit heißem Wasser zurückgelassen. Der ältere Bruder nahm, um mit dem jüngeren zu spielen, ein Packet Zündhölzchen und warf eines nach dem anderen dem Kleinen zu. Das Packet fiel auf den Boden und entzündete sich. Die Flammen theilten sich den Kleidern des jüngeren Kindes mit, und dieses wäre ohne Zweifel verbrannt, wenn der Bruder nicht eine, für sein Alter ungewöhnliche Geistesgegenwart bewiesen hätte. Ohne zu schreien, ohne in Bestürzung zu gerathen, zog er den Stöpsel aus dem Krug, goß das Wasser auf den Boden, und wälzte den kleinen Bruder so lange darin herum, bis das Feuer gelöscht war. Dieses eben so einfache als sinnreiche Mittel gelang so gut, daß an dem Kinde auch nicht die Spur einer Brandverletzung wahrgenommen wurde.

Ein Versailler, Trinker von Profession, war des Lebens müde; doch als alter Lebemann — er war 75 Jahre alt — wollte er eines angenehmen Todes sterben. Er brachte also einen Strick so an ein Weinfaß, daß der Kopf in der Schlinge gerade unter dem Zapfen lag. Nun nahm er seine Stellung, ließ den Wein fließen, und ward so erdrosselt und ersoffen zugleich am nächsten Morgen im Weinkeller gefunden.

Im Palaste Tamedo zu St. Petersburg befindet sich ein Bett von massivem Krystall, das für den Schah von Persien bestimmt ist. Dieses prachtvolle Bett glänzt von Silber und ist mit Krystallsäulen geziert. Man steigt auf Stufen von blauem Glas hinein. Es ist zugleich so eingerichtet, daß man zu beiden Seiten wohlriechendes Wasser springbrunnenartig kann springen lassen, dessen Murmeln ganz geeignet ist, in den Schlaf zu wiegen. Bei Fackelschein wird man von diesem Bette ganz geblendet, es glänzt dann, als bestände es aus Millionen von Diamanten.

[Ueberraschende Begegnung.] Der „Courrier Suisse" erzählt nachstehenden Vorfall: „Als kürzlich zwei Förster, Namens Cap und Constant, in Begleitung eines Knaben in den Umgebungen von St. Cergues, im Waadtlande vorbeizogen, wurden sie durch das Bellen ihres Hundes auf einen in der Nähe befindlichen alten Keller aufmerksam gemacht. Nachdem sie den, vor dem Eingange gelegenen Schnee hinweggeräumt, fanden sie, daß ersterer überdies durch eine Menge Steine verstopft war, welche absichtlich waren dahin gebracht worden. Nachdem auch diese bei Seite geschafft, zog Constant seinen Rock und seine Weste aus, um desto leichter in die Höhle einzudringen. So wie er hineinkam, konnte er aufrecht stehen, aber der darin herrschenden Finsterniß wegen nichts ausnehmen. Er rief demnach Cap zu, ihm ein Licht zu bringen, und nachdem letzterer eine Pechtannenfackel angezündet, drang er damit in die Höhle nach. Kaum verbreitete sich der Schein der Fackel darin, als Constant plötzlich einen großen Bären in aufrechter Haltung auf sich zugesehen sah; es blieb ihm gerade noch so viel Zeit übrig, sein Karabin in die Hand zu nehmen, und es gegen das Thier abzufeuern, welches am Kopfe verwundet ward. Durch die Gewalt der Detonation wurde nun die Pechfackel ausgelöscht, während das Thier in ein fürchterliches Heulen ausbrach. Cap, welcher vermuthete, der Bär würde nun zu entrinnen suchen, zog sich möglichst zurück an die Seite des Kellereinganges; in diesem Augenblicke schlich sich der Bär, wie erwartet wurde, zum Eingange, und indem er sich mit den Tatzen auf die Schulter Cap's stemmte, riß er ihm Jacke, Weste, Hemd, sammt einem Lappen Haut herab. Nun steckte er seinen Kopf hinaus, und war eben im Begriff, sich in's Freie zu begeben, als der außerhalb der Höhle lauernde Bursche ihm einen Hackenschlag auf die Stirn so kräftig versetzte, daß er augenblicklich zusammenfiel. Die kühnen Förster hatten große Mühe, das Thier bis zur nächsten Ortschaft im Ganzen zu transportiren, da dasselbe, wie es sich nachher zeigte, von dem größten Schlage war, und trotz seinem ausgehungerten Zustande noch noch volle 283 Pfunde wog.

№ 8.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Como von Medicis I.

(Schluß.)

Der herzogliche Palast strahlte von Feuer und Licht; das edle Florenz, damals eine Rivalin von Rom und Venedig, schien an diesem Abend die Zauberwunder der armidischen Gärten geerbt zu haben. Hier fielen die Gewässer des Arno hoch aus den Lüften in Garben auf grüne Laubenhallen herab; dort schüttete sich ein ununterbrochener Blumenregen über das braune Haar junger Mädchen aus, die mitten auf dem marmornen Amphitheater, welches einst dem Marius, dem Sieger der Cimbern geweiht gewesen, anmuthige Quadrillen ausführten; weiterhin bot ein großes Theater dem Volke seine Lieblings komischen Personen dar: den Polichinell von Neapel, den Harlekin von Bergamo, den Pantalon von Siena, den Scaramuz von Rom und den Trivelino von Bologna. Kaufleute aus allen Theilen der Welt hatten sich in eleganten Buden installirt, die sich wie durch einen Zauberschlag zu beiden Seiten des Flusses erhoben hatten; Türken, Syrier und Marseillaner entfalteten, mit ihrem Nationalcostüm geschmückt, reiche Stoffe, kostbare Gewänder, während die Ungarn, die Spanier und die Flamänder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten, um in Toledo und Selim verfertigte Dolche und Stilette, Arbeiten aus Elfenbein und Sandelholz, Rosenkränze und Kruzifixe aus Rosen und Citronenblättern abzusetzen. Portugiesen, die aus dem erst vor ungefähr hundert Jahren entdeckten Indien angekommen waren, boten unbekannte Früchte, riesige Schildkröten, tausendfarbige Papageien und ganze Kleidungen von Straußenfedern zum Verkauf aus. Charlatane und Gaukler aus Rom und Frankreich fesselten die Menge durch Erzählungen ersonnener Reisen, durch Wunderkuren und durch unerhörte Kunststücke. Während das Volk von Florenz, trunken von den Parfums, den Blumen und den Weinen Siciliens's sich ungebunden der Freude und der Lust hingab, ließen die Gondelführer des Arno, die auf ihren Rudern gestützt in den am Ufer festgelegten Barken standen, die melodischen Gesänge erschallen, welche der Seele die ganze Wollust des himmlischen Vaterlandes offenbaren.

Die ungeheure Glocke der Kathedrale schlug Mitternacht, und es war eben das Signal zu dem Feuerwerke gegeben worden, das auf dem großen Platze vor dem herzoglichen Palaste abgebrannt werden sollte. Como von Medicis wollte eben, den türkischen Gesandten zu seiner Rechten und die Gesandten Genua's und Venedig's zu seiner Linken auf der mit reichen persischen Teppichen belegten Estrade Platz nehmen, als sich Jemand durch die Garden zu ihm drängte und ihm in's Ohr raunte:

— Herr, man hat den Cardinal Johann todt im Forste von Rossignano gefunden.

„Todt?" murmelte der Großherzog, ohne eine Miene zu verändern; sagt lieber ermordet! Hast Du mir so Dein Wort gehalten, Alberic?

— Seigneur, der Cardinal und sein Bruder Garcias haben einen andern Weg als den gewöhnlichen nach Rossignano genommen; ich bin erst spät Abends bei der Jagd eingetroffen, und der Cardinal hatte sich bereits von seinem Gefolge entfernt, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

„Schon gut. Laßt die Leiche des Cardinals möglichst geheim in mein Cabinet tragen, und daß sein Tod Jedermann verhehlt bleibt. Dann geht gleich wieder nach Rossignano ab, und bringt mir den Don Garcias zurück. Alberic, Verschwiegenheit und Schnelligkeit!" setzte der Herzog hinzu, indem er den Finger auf den Mund legte.

Alberic verschwand, und Como, dessen innerer Gram sich in keinem Zuge verrieth, näherte sich lächelnd der Balustrade und begrüßte das Volk zu dreien Malen, das durch seinen Jubel und seine Vivats den Donner der Kanonen übertönte.

Dann wurde das Feuerwerk angezündet. In diesem Jahrhundert war alles allegorisch. Die Schlußdecoration stellte den Tempel des Ruhms dar, in welchem alle große Männer des alten und des neueren Italien's versammelt waren: die Cäsaren und die Medicis, die Raphaele und die Vitruve, die Cleomene und die Michel Angelos, die Scipione und die Pallavicini. Aus zarter Schmeichelei hatte man inmitten dieser illustren Gruppen auch zwei türkischen Kaisern, Mahomed II. und Soliman einen Platz angewiesen. Der Ruhm selber stieg vom Olymp hernieder, um seine Palmen auszutheilen, und unter Donner und Blitz öffnete sich der Himmel, um unter seinen immensen Lambris die Götter und Helden der Erde aufzunehmen.

Dies sinnreiche und splendide Bouquet, diese Raketen, diese glänzenden Girandolen, die sich an einem ruhigen und blauen Himmel in allen Richtungen durchkreuzten; in der Ferne die funkelnden Guirlanden von Lampions, die bis unter den transparenten Streifen des Arno brannten; die Accorde eines ungeheuren Orchesters; das Wirbeln der Trommeln; das Blitzen und Klirren der Hellebarden; das Jubelgeschrei eines immensen Volkes in seinen Festkleidern: alles dieses hatte die Bewunderung der fremden Gesandten in einem Grade erregt, daß sie zu träumen glaubten. Als sie sich dann anschickten, dem Großherzoge den Tribut ihrer Bewunderung darzubringen, gewahrten sie, daß Como unsichtbar geworden war.

Der unglückliche Vater hatte sich in der That sogleich, als es ihm möglich geworden, einem Ceremoniel entzogen, das sein Herz zermalmte. So wie er seinen Thron verlassen hatte, trat die

menschliche Schwäche wieder in ihre Rechte ein. Er schritt allein und ohne Gefolge rasch durch seine Gemächer, trat in sein Cabinet ein und warf sich, ehe er noch seine Krone und seinen Scepter weggelegt hatte, über den noch warmen Körper des jungen Cardinals hin, dessen Leichentuch ein Teppich, so schwer von Blut als von Gold und Stickereien war.

„Mein Sohn! mein theures Kind!" rief Como aus, indem er die Leiche des Cardinals fest umklammerte, „mußtest Du mich so bald verlassen, so plötzlich unter den Streichen eines schändlichen Mörders fallen? Johann, mein vielgeliebter Sohn, Du sollst gerächt werden! das schwört Como von Medicis, das schwört Dir Dein tiefgekränkter Vater; nichts soll seinen Arm hemmen, nichts seine Gnade erwecken! Wehe! dreimal Wehe! dem, der Dir den Dolch in's Herz gestoßen hat. Mein Sohn, mein Sohn! sieh aus den Himmelshöhen hernieder auf den Gram Deines Vaters und verzeihe ihm das blinde Vertrauen, dessen Opfer Du geworden bist."

In diesem Augenblick meldete ein leises Klopfen an die Thüre des Cabinets dem Großherzog die Heimkunft Alberic's.

Der Condottieri trat ein.

— Seigneur, sagte er zu Como, Eure Befehle sind vollzogen. Don Garcias ist in dem anstoßenden Gemache; er ist mir ohne Widerstand gefolgt.

„Wohl", sagte der Großherzog, „führe ihn her; dann laß uns allein, komm aber wieder, wenn Du diese goldene Kugel in dem ehernen Becken rollen hörst."

Der Condottieri verneigte sich; der Großherzog warf die vier Ecken des Teppichs über die Leiche des Cardinals, und setzte sich dann ruhig auf seinen Sessel von Ebenholz.

Don Garcias erschien; er war bleich und angegriffen, doch zeigte sich nichts Demüthigendes in seiner Haltung; ein leichtes Zucken seiner Gesichtsmuskeln zeugte allein von seinen inneren Aengsten.

„„Monseigneur"", sagte er kniebeugend zu dem Großherzog „„ich bin Eurer Befehle gewärtig.""

Como sah seinen Sohn eine lange Weile an; dieser hielt mit einem respectvollen Stolze die Blicke seines Vaters aus.

„Don Garcias", sagte der Como nach diesem Augenblicke feierlicher Stille, „hast Du in den Maremmen eine gute Jagd gehabt?"

„„Ja, Monseigneur.""

„Du hast Dich wohl recht gut divertirt?"

„„Ja, Monseigneur.""

„Don Garcias, was hast Du mit Deinem Bruder begonnen?"

„„Monseigneur, ich glaube, daß der Cardinal . . . .""

„Noch einmal, Don Garcias, was hast Du mit Deinem Bruder begonnen!

„„Johann ist fast allein einem wilden Schwein nachgesetzt . . .""

„Don Garcias, was hast Du mit Deinem Bruder begonnen?" wiederholte der Großherzog zum drittenmale und das mit einer Stimme, die durch Mark und Bein drang.

„„Was ich mit ihm begonnen habe? Monseigneur"", antwortete Don Garcias, dessen Glieder ein convulsivisches Zittern ergriffen hatte, stotternd; „„ich habe nichts mit ihm vorgehabt . . . . . ein wildes Schwein . . . . .""

„Du weißt nicht, was Du mit Deinem Bruder angefangen hast? Don Garcias!" rief der Herzog aus, indem er lebhaft aufsprang: „nun denn, so will ich's Dir sagen . . . . Du hast ihn ermordet! . . . ."

„„Ich, Monseigneur! . . . .""

„Ja Du, Du selber; und wenn Du, Bube, noch an Deinem Verbrechen zweifelst, wenn Du es noch zu zweifeln wagst, so schau hierher auf diese Leiche, und sieh, ob sie Dich nicht anklagen wird!"

Como zog rasch die Decke weg und der Leichnam des Cardinals rollte auf den Boden hin, indem ein Blutstrom aus seinen drei Wunden floß.*)

„Was sagst Du dazu? Don Garcias", sagte der Großherzog, indem er seine Hand auf die Schulter seines Sohnes legte. „Nieder in die Kniee, Don Garcias! und bekenne mir aufs schnellste auch die geheimsten Umstände Deiner heillosen That; es ist Dein Richter, es ist Dein Vater, der Dich abhört: darum antworte!"

Der junge Fürst war vernichtet; sein Gesicht war blaß wie Marmorstein, und dicke Tropfen eines kalten Schweißes rannen ihm über der Stirn hin und vermischten sich mit dem Blute seines Bruders.

„Wirst Du sprechen?" begann Como wieder.

„„Da Ihr, Monseigneur, das Geständniß eines Verbrechens verlangt, das ich nicht begangen habe, so muß ich mich vertheidigen. Ja, ich habe den Cardinal getödtet, doch geschah es nur in legitimer Selbstvertheidigung. Johann hat die ersten Streiche nach mir gethan, er hat mich provocirt, er hat mich in's Gesicht geschlagen. Einen solchen Schimpf, Monseigneur, konnte ich nicht ertragen, denn es ist ja Euer Blut, das in meinen Adern fließt. . . .""

„Du verlästerst Gott und die Wahrheit, heilloser Bube," rief der Großherzog mit schrecklicher Stimme! „Dein Bruder hat Dich nicht gereizt, er hat Dich nicht geschlagen; Du hast ihn treulos in einen Hinterhalt gelockt, ihn angegriffen, um Deinen lange gehegten und bübisch verheimlichten Groll zu befriedigen. Ungeheuer! Du sollst der Strafe nicht entgehen, die über Verräther und Mörder naher Anverwandten verhängt ist."

„„O Vater!"" sagte Garcias, die Hände faltend und sich vor dem Großherzog auf die Kniee werfend.

„Ich Dein Vater? Unglücklicher! das bin ich gewesen; von nun an will ich nur Dein Richter, Dein Henker seyn. Glaube nicht, daß Du Gottes Zorn, meinem Zorne entrinnen wirst: Du mußt sterben! Ich habe Dir das Leben gegeben, ich werde es Dir auch wieder nehmen: Dein Blut muß zur Sühne des Blutes fließen, das Du vergossen hast."

„„Gnade! Gnade!"" jammerte der Prinz, indem er sich zu Como's Füßen wand und krümmte.

„Weder Gnade noch Erbarmen", antwortete der Großherzog; „befiehl Deine Seele Gott, und danke es Deinem Monarchen, wenn er Deinen Lebensfaden nicht durch das Schwert des Henkers durchschneiden läßt. Das Blut eines Medicis darf nicht die Bretter eines Schaffotts röthen."

„„Vater, noch einmal, Gnade!"" rief der unglückliche Garcias händeringend. Im Namen Eures Sohnes Johann, der Euch so theuer war, Gnade! Gnade!""

„Im Namen meines vielgeliebten Sohnes Johann von Medicis verzeihe ich Dir", antwortete der Großherzog in feierlichem Ton; „aber in meinem Namen verdamme ich Dich und tödte ich Dich. Stirb Mörder!!!"

*) Im sechszehnten Jahrhundert und in einigen Ländern auch noch heutigen Tages herrschte der Glaube, daß die Wunden eines Ermordeten sich wieder öffneten und bluteten, wenn der Mörder in dessen Nähe gebracht würde.

Und mit einem Dolchstoß ins Herz streckte er ihn zu Boden, neben der Leiche Johann's.

Der Großherzog betrachtete beide Leichen, die dicht neben einander lagen, und deren Blut sich in einem Strom vereinigte, einige Minuten lang; dann rief er aus:

„Es ist alles vorbei; die Gerechtigkeit Gottes und die Gerechtigkeit des Fürsten sind befriedigt! . . .“ Dann warf er die goldene Kugel in das eherne Becken.

Der Condottieri erschien.

„Alberic“, sagte der Großherzog zu ihm: „schaffe diese beiden Leichen, die Körper meiner Söhne, auf die Seite. Setze sie insgeheim in den Gewölben des herzoglichen Palastes bei, und bringe in Florenz das Gerücht in Umlauf, der Cardinal Johann von Medicis sey erkrankt und Don Garcias sey zu einer Sendung bei Catharina und Carl IX. eiligst nach Frankreich abgereist.“

Kaum hatte der Condottieri mit seiner Leichenlast das Cabinett des Großherzogs verlassen, als Como noch einmal die goldene Kugel in das eherne Becken rollen ließ.

Es trat ein Capitain der Garde ein.

„Es wird bald Tag werden,“ sagte Como; „laßt meinen Rath sich versammeln und meine Minister sich sofort in demselben einstellen. Wir haben uns mit dem Interesse unserer Verbündeten, mit der Pacification von Europa zu beschäftigen, und es ist denen, welche die Geschicke der Welt in Händen haben, kein langer Schlaf vergönnt. Geht!“

Der Großherzog nahm auf seinem herzoglichen Sessel Platz und das Conseil begann.

Die regulären Araber.

Ich habe Ihnen bereits von den regulären Truppen Abd-el-Kaders, von ihrer Anzahl und ihrer Vertheilung gesprochen. Hier einige andere Nachweisungen zu denen, die Sie schon veröffentlicht:

In Friedenszeiten oder während des Zeitraums, der zwischen einem Feldzug zu einem andern verfließt, üben sich die Regulären öfters in den Waffen. Die Handhabung der Gewehre wird ihnen durch arabische Exerciermeister gezeigt, die in Algier unter unseren Fahnen gedient haben und desertirt sind, bevor sie selbst mit der Flinte umzugehen wußten. Es gewährt den drolligsten Anblick von der Welt, diese Beduinen manövriren zu sehen; es ist ihnen unmöglich, die geringste Bewegung mit Pünktlichkeit zu machen, und besonders sich zu richten; die Soldaten gehen zwei Stunden mit dem Gewehre im Arm oder auf der Schulter spazieren, dieß ist fast Alles; in den Kompagnien sieht man einen Riesen neben einem Zwerg, einen Einäugigen neben einem Buckeligen oder einem Lahmen, einen Greis neben einem Kinde von 12 Jahren, das mit beiden Armen seine Flinte halten muß. Die Regulären werden auf unbestimmte Dienstzeit in die Regimenter eingereiht; sie bleiben so lange darin, als der Emir ihnen keinen Abschied bewilligt, oder besser gesagt, so lange er ihrer nöthig hat.

Die Grade sind nach denjenigen der europäischen Heere zugeschnitten; es gibt Korporäle, Sergeanten, Offiziere, Bataillons-Chefs und Obristen. Die Unterscheidungszeichen der Grade sind für die Korporäle ein Streifen von rothem Tuch, der mit einem Halbmonde endigt und am linken Aermel angeheftet ist; für die Sergeanten hat dieser Streifen dieselbe Form, allein er ist von Silber; der Grad ist mit arabischen Buchstaben darauf verzeichnet.

Um einen Offizier zu bezeichnen, bedienen sich die Araber des Wortes „Fissian“, und als Unterscheidungszeichen läßt man sie einen ganz kleinen Degen von Silber tragen, der auf den linken Aermel genäht ist, und worauf einige arabische Worte eingegraben sind.

Die Bataillonschefs haben dasselbe Unterscheidungszeichen, wie die Offiziere, nur ist der Degen golden. Der Obrist ist leicht an seinem schönen Kostüm von feinem rothen Tuche zu erkennen; er trägt um das Haupt einen schwarzen kameelshaarenen Strick, und muß nothwendigerweise einen weißen Bart haben. Keiner kann Obrist werden, wenn ihm dieser weiße Bart fehlt. Die Oberoffiziere sitzen allein zu Pferd.

Die Soldaten, welche sich auszeichnen, werden dekorirt; ihre Ordenszeichen heißen Nichen; für die Soldaten, die Korporäle und Sergeanten sind sie von Silber; diejenigen der Offiziere und Bataillonschefs haben zwei Halbmonde mehr (sieben statt fünf). Die Orden der Obristen sind von Gold. Diese Ordenszeichen werden an der rechten Seite des Kopfes getragen, sie werden an den kameelshaarenen Strick mit einem Häckchen und einer kleinen Kette befestigt.

Diese Dienstzeichen tragen den Soldaten, den Korporälen und Sergeanten 1 Fr. monatlich ein; 3 Fr. den Offizieren und den Bataillonschefs und 6 Fr. den Obristen. Abd-el-Kader ist damit sehr verschwenderisch und verleiht sie für die geringste tapfere That.

Der Sold der Soldaten besteht in 10 Franken monatlich, einem Brod täglich und einem halben Pfund gestossenem Getreide (Tschicha), das sie des Abends im Wasser bei einigen Unzen schlechter Butter kochen; ausserdem haben sie jeden Donnerstag einen Hammel, einen Bock oder eine Ziege auf 32 Personen. Diese Thiere sind zuweilen sehr klein und mager, und werfen kleine Portionen ab. Die Korporäle haben 12 Fr. monatlich, ein Brod, Tschicha, zwei Unzen Butter und Oel täglich, und jede Woche einen Hammel unter 20. Die Sergeanten erhalten 18 Fr. monatlich, zwei Brode, Tschicha nach Belieben, drei Unzen Butter oder Oel täglich und jede Woche einen Hammel unter 15. Die Offiziere oder Bataillonschefs haben monatlich der eine 36 Fr., der andere 50 Fr., ferner zwei Brode, Tschicha nach Belieben, zwei Pfund Butter täglich und jede Woche ein Hammelsviertel. Der Obrist hat 86 Fr. monatlich, vier Brode, vier Pfund Butter täglich und einen Hammel die Woche. Diese Kost ist für die Friedenszeit; während des Krieges begnügen sich die Truppen mit einem Stück Zwieback Morgens und Abends; sie erhalten selten Tschicha und Fleisch; das Brod, das man ihnen gibt, ist abscheulich, der Zwieback verdorben. Der Obrist erhält im Augenblick seiner Ernennung ein Pferd von dem Emir; allein er muß sich auf seine Kosten eine vollständige Montur stellen und sie unterhalten. Die Regierung giebt ihnen nur eine Ration Gerste täglich. Eben so verhält es sich mit dem Bataillonschef.

Die Uniform der Regulären besteht in Beinkleidern von grober in dem Lande gewebter Wolle von blauer Farbe; in einer Weste, an deren Obertheil eine Kapuze von demselben Stoff und von grauer Farbe angebracht ist, in einem weißen wollenen Brusttuch, einem Hemd von Baumwolltuch, einer kleinen rothen Mütze (Chachia) und Schuhe nach algierischer Façon; diese Kleidung bewahrt sie nicht genug vor der Kälte;

auf ihre Kosten können sie sich einen Mantel kaufen. Die Regierung ersetzt die abgenutzten Kleidungsstücke und zieht den Betrag von dem Sold ab, und der Schatz findet dabei einen Boni, obgleich die Schuhe nur 2 Fr. 50 Cent., die Hosen 7 Fr., die Weste 8 Fr., das Brusttuch 2 Fr., das Hemd 2 Fr. 50 Cent. kosten; ferner erhält der Soldat einen ledernen Gürtel und eine Art Patrontasche. Die Korporäle tragen die nämliche Uniform.

Die Sergeanten, Offiziere und Bataillonschefs tragen weite Hosen von blauem Tuch, von mittlerer Feinheit; ferner eine Weste ohne Kapuze und ein rothes Brusttuch. Wenn dieselben ersetzt werden müssen, zahlen sie 35 Fr. für die Beinkleider, 26 Fr. für die Weste, 7 Fr. 50 Cent. für das Brusttuch; die Offiziere und Unteroffiziere tragen einen weißen Turban. Der Obrist hat dieselbe Uniform, wie die Bataillonschefs; nur ist das Tuch viel feiner und einige goldene Schnüre sind darauf genäht. Er zahlt sein erstes Kostüm nicht; wenn es aber abgenützt ist, so muß er es auf eigene Kosten ersetzen.

Jede Kompagnie, aus 60 Mann bestehend, hat einen Korporal, einen Sergeanten und einen Offizier. Der Bataillons-Chef und der Obrist befehligen alle Truppen, die sich in der Stadt befinden, woselbst beide sich aufhalten; denn es giebt weder Bataillone, noch Regimenter; die Armee ist in Kompagnien oder Divisionen getheilt. Auf dem Marsch defiliren die Soldaten immer zwei Mann hoch, mit einem Trommelschläger an der Spitze; jede Kompagnie hat ihre besondere Fahne, die von den übrigen verschieden ist; als Vereinigungszeichen haben sie blos die Standarte irgend eines berühmten Marabouten, und da sie an solchen keinen Mangel haben, so haben sie hierin ganz freie Wahl. Der Fähndrich hat dieselbe Uniform und dieselbe Zahlung, wie der Offizier.

Alle Tage um 7 Uhr wird die Rappell in den Städten und Lagern geschlagen; sobald die Truppen beisammen sind, schreitet man zum Namenaufruf; um 10 Uhr ertönt die Rappell abermals für das Exercitium.

Endlich um 8 Uhr Abends im Sommer, und um 6 Uhr im Winter wird der Zapfenstreich geschlagen; dann darf sich kein Soldat mehr auf der Straße blicken lassen; allein diese Ordre wird nicht streng befolgt.

Einmal die Woche werden die Truppen von ihren Obristen gemustert. Es giebt keine Kaserne in den Städten, die Truppen werden bei den Einwohnern oder in Häusern von Verbannten, und deren die Regierung sich bemächtigt, einquartirt; da wo eine Familie wohnte, bringt man eine Kompagnie unter.

Der Soldaten Bett besteht in einer schmutzigen, eckelhaften Matte. Diejenigen, welche etwas bemittelt sind oder Freunde in den Städten haben, sprechen ihre Gastfreundschaft an, nachdem sie jedoch die Erlaubniß von ihren Chefs erhalten.

In dem Felde leben die Truppen unter Zelten und schlafen auf der Erde, obgleich der Boden feucht ist.

Die Verwundeten sind sehr zu bedauern; auch erbitten die Araber, wenn sie in's Feld rücken, von dem Propheten, lieber auf der Stelle getödtet, als verwundet zu werden.

Wie auch ihre Wunden seyn mögen, so haben sie keinen andern Arzt, als die Natur; keine andere Nahrung, als die Ration, kein anderes Arzneimittel, als Oel und Butter; statt Charpie bedienen sie sich der Wolle oder Baumwolle. Auch sterben alle Verwundeten unter fürchterlichen Leiden.

Ich habe in dem Lager des Emirs einen Verwundeten gesehen, der unter einem Zelte vor Hunger und Kälte gestorben ist, und man gab so wenig Acht auf ihn, daß man erst vier Tage später, und nachdem der Leichnam bereits in Fäulniß übergegangen war, diesen Unfall bemerkte. (Toulonnais.)

Miscellen.

(Etymologie der Namen Tory und Whig.) Bis auf den heutigen Tag ist man in der Bestimmung des Ursprungs der beiden bekannten englischen Parteinamen Tory und Whig noch zu keiner allseitigen Uebereinstimmung und Evidenz gelangt; es möchte aber aus historischen Rücksichten niemals mehr daran gelegen seyn, ein sicheres Resultat hierüber zu erreichen, als gerade eben jetzt, da jene althergebrachten Bezeichnungen mehr und mehr vor denen der Liberalen und Conservativen in den Hintergrund zu treten scheinen. Rapin sagt in seiner „Dissertation sur les Whigs et les Tories," der Ausdruck Tory sey zuerst auf Räuber und Landstreicher in Irland zur Zeit Karl's I. angewendet worden, die zu seiner Zeit unter dem Namen der Rapparees bekannt gewesen seyen; unter der Regierung Karl's II. habe man dann die Cavaliere als Tories, die puritanischen Roundheads als Whigs unterschieden, wobei jedoch keine genaue Bestimmung des Zeitabschnittes der Regierung Karl's angegeben ist, so daß von der bloßen Constatirung des Factums noch kein Licht auf die Bedeutung der Worte fällt. Ein Correspondent des „Athenaeum" stellt die Behauptung auf, daß dieser Name weder im Englischen noch im Schottischen nachzuweisender Ursprung im Gaelischen zu suchen sey. Die irischen Parteigänger Sir Phelim O'Neals wurden sowohl von sich selbst wie von Andern bezeichnet als des Königs Freunde oder Partei, als Taobh-Righ, was Taorie ausgesprochen wurde, ein Wort, welches von derselben Partei im schottischen Hochland gebraucht ward. Das Wort Co-thuigse, kurz Cuigse ausgesprochen, ist gleichfalls ein gaelischer Ausdruck und gilt von Leuten, die sich gegenseitig verstehen, über einen gegebenen Gegenstand gleiche Gesinnungen hegen, sich in einen Vertrag, eine Meinung zu vertheidigen, einlassen, so viel wie Covenanters. Es ward, vom schottischen Hochlande entlehnt, auf die Covenanters im Westen Schottlands übertragen und von den Verfolgten selbst, obgleich es einen Schimpf für sie enthielt, mit einem gewissen Stolze angenommen, worauf es endlich auf die Anhänger liberaler Gesinnungen in allen drei Königreichen überging.

In der „Kölner Zeitung" fordern die Hausfrauen den Theaterdirektor auf, das Theater früher beginnen zu lassen, weil es ihnen sehr schwer würde, Schellfische und Kartoffeln für den Mann, der erst um 10 Uhr aus dem Theater käme, warm zu halten. Ein satyrischer Spaßvogel setzte hinzu: und wenn die Männer nach dem Theater im angenehmen Dunkel noch ein Bischen herumpromeniren, so kommen sie erst um halb eilf nach Hause, und da sind die Fische schon kalt!

Dießmal kommen die Theetrinker besser weg, als die Theehändler. Durch die Siegesnachrichte der Engländer aus China ist der Theepreis allenthalben um 25 Prozent gesunken. Meine Nachbarin wird sich freuen.

Nach der Berechnung des Londoner „Sun" haben die Locomotive der Great-Western-Eisenbahn seit ihrer vor 2¼ Jahren geschehenen Eröffnung 29½ Millionen englische Meilen zurückgelegt und über 1½ Millionen Reisende expedirt.

№ 9.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Das Glas Zuckerwasser.

Vorgestern oder vielmehr gestern kam der Herr von Surville früh um 1 Uhr nach Hause, und hatte den Kopf voll von einer seltsamen Unterredung, die er mit seinem Freunde v. Mareil gehabt und die mit einer Wette geendigt hatte.

„Georges," sagte er zu seinem Kammerdiener, sobald er sich in seinem Zimmer befand, „wo ist meine Frau?"

„Die gnädige Frau hat sich um Mitternacht in ihr Schlafzimmer begeben."

„Gut; Du kannst auch zu Bett gehen, ich brauche Dich nicht mehr . . Aber erst mein Glas Wasser."

Georges eilte in den Speisesaal und bereitete das Verlangte mit der Sorgfalt eines Kammerdieners in einem guten Hause vor. Als der Zucker zergangen war, ließ er in das Glas einige Tropfen Orangenblüthenwasser fallen, dann brachte er seinem Herrn das so aromatisch gemachte Getränk. Dieser trank und entließ den Diener. Einige Minuten später kam Georges wieder.

„Gnädiger Herr", sagte er, „da hat der Portier eben noch einen Brief heraufgebracht."

„Ich danke", antwortete Surville, während er seine Notizen über den vergangenen Tag in sein Tagebuch schrieb.

Der Brief wurde auf das Bureau gelegt und Surville blieb allein. Einige Augenblicke später fiel ihm das Briefchen wieder in die Augen; er nahm es, drehte es mit der größten Gleichgültigkeit zwischen den Fingern und erbrach es endlich.

„Herr", schrieb man ihm, „wenn Ihnen irgend etwas am Leben liegt, so hüten Sie sich, bis morgen früh etwas in Ihrem Hause zu essen und zu trinken: man wird Ihnen später jede nur wünschenswerthe Auskunft geben, folgen Sie aber in's Himmels Namen dem Rathe einer Person, die um Ihr Leben bangt."

„Um mein Leben!" wiederholte Surville verwundert; „Gift in meinem Hause! In meinem Hause! Unter meinen Leuten, unter den Augen meiner Frau! Das ist unmöglich."

Er warf den Brief mit Verachtung weg. Mit einemmale aber fiel es ihm ein, daß er getrunken hatte; es war dieß eine Gewohnheit von Jugend her, etwas, das er alle Abende that, und er fragte sich, ob er es wohl gethan hätte, wäre ihm die Warnung früher zugekommen. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, nach einem Kampfe zwischen seinem Gewissen und der Wahrheit, gestand er sich, er würde nicht getrunken haben. Er hatte keinen Feind, und er stand weder dem Glücke noch den Leidenschaften irgend eines Menschen im Wege.

„Wer kann sich indeß schmeicheln", sagte er, indem er den verderblichen Brief wieder aufhob, „wer kann sich schmeicheln, keiner Leidenschaft im Wege zu stehen, nicht einen Platz einzunehmen, denn ein Anderer sich wünscht?"

Er erinnerte sich mit einem großen Unbehagen, wie schnell Georges das Glas wiedergeholt hat, und fuhr mit der Zungenspitze an allen Theilen seines Gaumens umher, um den bereits vergangenen Geschmack wieder aufzufinden. Der Geruch der Orangenblüthe kam ihm verdächtig vor; hatte man durch diese Verfeinerung, die er nicht verlangt, irgend einen auffallenden Geschmack oder Geruch verhüllen wollen? Er las den Brief noch einmal, dann zerdrückte er ihn in der Hand, und ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

„Ich bin ein Narr," dachte er bei sich selbst, „wenn ich Georges in Verdacht habe. Welches Interesse kann er an meinem Tode haben? Auf der andern Seite aber, warum diese Warnung?"

Georges hatte allerdings durchaus kein Interesse an seinem Todte, er war auch kein alter Diener, sondern erst seit einem halben Jahre bei ihm. Kannte er ihn vollkommen, war er seiner Zuneigung, seiner Treue sicher? Nein. War es nicht möglich, daß ihn die Hoffnung auf eine große Belohnung zum Mitschuldigen und Vollzieher eines Verbrechens machte?"

Diese traurigen Wahrscheinlichkeiten beunruhigten den Herrn Surville sehr; seine Phantasie erhitzte sich dabei, sein Kopf glühete, sein Puls war unregelmäßig geworden und die Angst, die ihn peinigte, brachte ihn in einen fieberhaften Zustand. Der Tod, den er vielleicht schon in sich trug, die Schmerzen, die ihm ohne Zweifel bald die Brust zerrissen, die Angst, der nahe Todeskampf, alles regte in seinem Geiste, den gehässigen Argwohn auf. Wer konnte das Verbrechen angestiftet haben? Seine Frau? . . Das Haar sträubte sich ihm bei dem bloßen Gedanken. Indessen er mußte sich in diesem letzten Augenblicke, wo er sich keiner Täuschung mehr hingeben durfte, wo die nackte Wahrheit vor ihn trat, gestehen, daß wenn auch er eine Heirath aus Liebe geschlossen habe, seine Frau ihn doch nur aus besonderen Gründen geheirathet hatte. Sie besaß nichts, als er sich mit ihr vermählte; er war reich und seine Liebe hatte ihn bis zur Verschwendung freigebig gemacht; wenn er starb, erbte seine Frau das ganze Vermögen und war frei. Ohne Zweifel kam in ihr Herz nie ein Gedanke an Habsucht, aber liebte sie ihn? Wußte er nicht, daß, als er vor drei Jahren Julien heirathete, ihr Vetter Alfred Dennecourt sich um ihre Hand bewarb? Dieser junge Alfred war mit seiner Frau aufgewachsen; beide hatten einander von Kindheit an geliebt und ihre Familien hatten immer geglaubt, sie würden einander einmal heirathen. Man hatte dem armen Alfred einen reicheren Bewerber vorgezogen; Dennecourt ein Infanterieoffizier, stand in Garnison in Paris, und sah seine Cousine fast täglich. Wenn nun diese frühere Liebe in dem Herzen des Offiziers nicht erloschen, wenn die Frau von Surville sie theilte, wohin konnte eine unsinnige Liebe sie nicht führen? Aber daß eine bis dahin brave, tugendhafte Frau und ein französischer Offizier zu Giftmischern werden sollten! das war nicht möglich. Sur-

ville suchte den peinigenden Argwohn loszuwerden und ergriff das natürliche Mittel: er ging in sein Schlafzimmer und versuchte zu schlafen. Der Schlaf wollte nicht kommen: der Kopf fand keine Ruhe auf dem Kissen; vergebens legte er sich in die gewöhnliche Lage; er fühlte, wie sein Herz heftig klopfte und sein Puls jagte. Er stand wieder auf, zog den Schlafrock an und zündete Licht an. Er konnte den Gedanken an seine schuldige, seine giftmischerische Frau nicht los werden. „Was thut sie jetzt? Was denkt sie wohl? Sie wacht gewiß eben so wie ich. Das Verbrechen kennt eben so wenig Schlaf, als die Todesangst. Die Unglückliche hat, wie die Lady Macbeth, den Schlaf umgebracht.“

Er entschloß sich, zu seiner Frau zu gehen. Als er an's Kamin trat, um das Licht zu nehmen, warf er einen Blick in den Spiegel, und bemerkte zitternd, daß sein Gesicht blaß und jeder Zug verändert war. Er ging in das Zimmer seiner Frau; die Bettvorhänge waren nicht zugezogen; die Frau von Surville schlief ruhig. Ihr schönes Gesicht war ruhig und nur von dem sanften Duft belebt, welcher die Züge im Schlafe farbt; sie schien in einem freundlichen Traume zu lächeln. Beim Anblicke dieser unschuldigen Ruhe, dieses Gesichtes, des Spiegels eines reinen Gewissens, wurde Surville gegen sich selbst unwillig und schämte sich seines Argwohnes. In demselben Augenblicke bewegte sich seine Frau im Bett und ihre Stirn erbleichte; ein höhnisches und grausames Lächeln verzog ihren Mund; ihre Augenbraunen zogen sich zusammen und sie sprach anfangs einige unartikulirte Worte, dann verstand Surville ganz deutlich: „Es ist geschehen, . . ja es ist geschehen . . Ich bin dazu entschlossen, sage ich Ihnen.

Nach diesen Worten streckte sich die Schlafende aus und drehte sich, ohne zu erwachen, nach der Wand zu. Sollte er sie aus dem Schlafe wecken, um Rechenschaft von ihr wegen jener Worte zu fordern? Kann man einer immer treu gewesenen Frau, die man noch am Tage vorher mit Liebkosungen überhäuft, sagen:

„Sieh mich an, Frau, ich bin vergiftet; ist das Dein Werk?“

Surville wagte es nicht, trotz seiner Angst und dem dumpfen Schmerz, den er bereits zu fühlen glaubte. Er verließ das Schlafzimmer seiner Frau wieder, um sich in ein kleines Gemach in der Nähe zu begeben, wo sein Diener schlief.

„Georges! Georges!“ rief er, indem er die Hände nach dem Bette seines Dieners ausstreckte.

Das Bett war leer; es hatte gar Niemand darin gelegen. Nun hielt sich Surville sicher für verloren.

„Der Elende,“ dachte er, „hat das Verbrechen begangen und ist entflohen.“

Wenn die Justiz ein Verbrechen muthmaßet, untersucht sie Ort und Stelle, stört in den Meubles umher und besichtigt alle Geräthe. Surville befolgte dieses Verfahren auch, und ging in den Speisesaal. Auf dem Ahornbüffet stand noch das leere Glas auf dem silbernen Teller. Surville griff nach dem kleinen Löffel, mit welchem das verderbliche Getränk umgerührt worden war. Noch waren einige Tropfen Wasser auf dem Boden des Glases, und an den Wänden desselben hatte sich ein weißlicher Bodensatz angelegt. Surville bemerkte mit Schrecken, daß dieser Bodensatz im Wasser unauflöslich sey, und die kleinen ungleichen Körner desselben unter dem Drucke des Löffels knisterten. Dieser letztere Umstand war schlagend; er hatte nun mathematische Gewißheit; er war vergiftet. Er trug sorgfältig das Glas in sein Zimmer, stellte es neben den zu spät angekommenen anonymen Brief, ging, da sein Kammerdiener entflohen war, in die zweite Etage des Hauses, wo seine Leute schliefen und weckte einen Diener.

„Steh' sogleich auf, hole Dir meine Befehle in meinem Zimmer; sage dem Kutscher, daß er sogleich mein Cabriolet anspanne und mach' rasch.“

In einem Augenblicke war der Diener bereit, und der Kutscher hielt bald darauf mit dem Cabriolet in dem Hofe.

„Eile sogleich zu meinem Arzte,“ sagte Surville, „und bitte ihn, er möge sogleich zu mir kommen, die Zeit sey kostbar.“

„Ist die gnädige Frau krank?“ wagte der noch halb im Schlafe befindliche Diener zu fragen.

„Nein, nein, ich bin es“, antwortete Surville; mach' rasch.“

Es war früh drei Uhr; es waren also bereits zwei Stunden in dieser grausamen Angst vergangen. Das Gift fing an zu wirken; vielleicht nach einer kurzen Zeit, nach wenigen Minuten mußte er die entsetzlichsten Schmerzen leiden, das Gesicht, das Gehör, den Willen verlieren, in Ohnmacht sinken, vielleicht auch ohne Schmerzen sterben; vielleicht warf ihn das Gift, das bereits in seinen Adern umlief, sobald es zu der Quelle des Lebens gekommen, todt auf den Sessel, ohne daß er ein Wort sprechen, ohne daß er einen Schrei ausstoßen konnte, ohne daß von dem Verbrechen irgend eine Spur übrig blieb. Die Wissenschaft ist jetzt so gefährlich, wenn sie von geschickten Händen gehandhabt wird. Er wollte schreiben; aber welche Andeutungen sollte er der Justiz geben? Wen anklagen? Seine Frau? . . . seinen Diener? Wenn man stirbt, ist man gerecht, man fürchtet, einen Unschuldigen zu verläumden, und er wagte Niemanden anzuklagen. Er hatte die Idee, seinem Freunde Mareil alles zu hinterlassen, über was er verfügen konnte, aber als er schreiben wollte, konnten seine zitternden Finger die Feder nicht halten, deren spitzer Schnabel auf dem Papier kratzte, ohne einen deutlichen Buchstaben zu bilden. Bald ging er in seinem Zimmer auf und ab, bald redete er sich ein, wenn er sich bewege, steigere er die Wirksamkeit des Giftes, und er warf sich auf einen Sessel und wagte keine Bewegung mehr zu machen. Nach einiger Zeit hörte er das große Thor wieder aufmachen; das Cabriolet kam wieder zurück.

„Gott sey gelobt!“ dachte er, indem er die Hand auf die keuchende Brust legte.

Der Diener erschien; er war allein; der Arzt folgte ihm nicht. Der Herr Doktor hatte eine Entbindung am andern Ende von Paris zu bewirken; er war eben erst fortgefahren.

„So soll ich also ohne Hilfe sterben!“ rief er schmerzlich aus . . . . „Geh', hole den ersten besten Arzt; ich muß einen Arzt haben sonst kommt die Hülfe zu spät.“

Der Diener entfernte sich erschrocken und Surville fing an, an jenes andere Leben zu denken, dem er so nahe war. Was sollte er dem Richter antworten, der ihn dort oben erwartete? Er war immer ein redlicher Mann gewesen, aber reicht die Redlichkeit, wie man sie hier versteht, hin, um Gnade und Barmherzigkeit zu erhalten? Einige Stunden vorher hatte er nicht im entferntesten an solche Dinge gedacht; jetzt stürmten dergleichen Gedanken auf ihn ein; seine Kniee beugten sich unwillkürlich, sein Kopf senkte sich, seine Hände falteten sich zum Gebete. Dieser vielleicht instinktmäßigen Bewegung folgte aber bald die Ungläubigkeit der Zeit; er stand auf und sprach wie Seneca: Post mortem nihil est, ipsaque mors nihil. (Nach dem Tode ist nichts und der Tod selbst ist nichts.)

Dieser Materialismus war ihm jedoch den Tag vorher wahrscheinlicher vorgekommen, als in diesem Augenblicke. Er zählte die Stunden; er sah den Zeiger auf seiner Uhr immer weiter rücken.

„Ich werde kalt und leblos seyn," dachte er, „wenn die Bewegung, die ich dieser Maschine gegeben habe, noch fortdauert; mein Mund wird stumm seyn und die Uhr wird schlagen; sie wird die Stunde meines Todes andeuten, die vielleicht, in welcher meine Freunde anfangen, mich zu vergessen."

Endlich wurde es Tag; das Kerzenlicht kämpfte schwach gegen den Schimmer des Morgens, als die Thür geöffnet wurde und Mareil heiter hereintrat.

„Ach, lieber Freund," rief ihm Surville entgegen und sank in seine Arme, ich bin verloren."

„Du bist verloren? Nein, Du h a st verloren."

„Was habe ich verloren?

„Deine Wette."

„Meine Wette?"

„Ja, hundert Louisd'or. Hast Du nicht gestern mit mir gewettet, ich wäre nicht im Stande, Dein Glück zu stören, vorausgesetzt, daß ich deine Frau, Deine Freunde und Dein Vermögen aus dem Spiele lasse.?"

„Allerdings, aber ich bin vergiftet, — Ich habe einen Feind, der mir nach dem Leben trachtet. Sieh, wie mich der verderbliche Trank angegriffen hat. Ach, wenn ich Dir meinen Argwohn mittheilen sollte!"

„Du hast nicht geschlafen?"

„Ich leide die heftigsten Schmerzen, ich stehe am Ende des Unglücks. Ich muß sterben, ich bin vergiftet."

„Gib mir die hundert Louisd'or, ich habe gewonnen."

„Ein Brief . . ."

„Den habe ich geschrieben."

„Du? Aber sieh her, sieh in dieses Glas?"

Mareil nahm das geschliffene Glas und rührte mit dem Löffel den weißlichen Bodensatz um, den Surville bemerkt hatte; es befand sich kein unauflöslicher Gegenstand zwischen dem Glase und dem Löffel, alles war zergangen. Uebrigens verschluckte Mareil auch noch das Zurückgebliebene und vertilgte so die letzte Spur des Verbrechens.

„Und Georges? Wie erklärst Du seine Flucht?"

„Ich ließ Georges sagen, er solle zu mir kommen, wenn er Dich bedient habe; er hat die ganze Nacht mit meinem Diener getrunken."

In diesem Augenblick trat die Frau von Surville in das Zimmer ihres Gemahls, frisch und blühend wie eine Blume, die am Morgen sich öffnet.

„Nun, lieber Mann, Du bist krank gewesen?" fragte sie. „Warum hast Du mich nicht wecken lassen? . . Du hättest mir überdieß einen Gefallen erzeugt und mich von einem häßlichen Traume befreiet. Ich träumte, Du ständest an einem Abgrunde und ich konnte Dich nicht mehr zurückhalten. Ich hielt Dich am Frack, der Frack entschlüpfte mir. Ich schrie: es ist geschehen! Apropos", setzte sie hinzu, „ich habe einen Brief von Vetter Dennecourt erhalten; er ist nach Afrika gegangen, ohne Abschied zu nehmen, was ich doch für unartig halte."

Jetzt kam auch der Doktor außer Athem an.

„Wer ist krank?"

„Niemand", antwortete Surville sogleich.

„So geben Sie mir etwas zum Frühstück; ich bin die ganze Nacht beschäftigt gewesen und habe entsetzlichen Hunger, Sie auch?

„Gewiß", antwortete der unbarmherzige Mareil, unser Freund Surville hat die ganze Nacht an einer Tragödie gearbeitet, deren Entwickelung ihm nicht gelingen wollte. Uebrigens hat er bei mir schlecht gegessen und seitdem nichts zu sich genommen, als ein Glas Zuckerwasser.

Lebensskizze Guizot's.

François Guizot ward am 4. Oktober 1787 in Nismes von protestantischen Eltern geboren. Nachdem sein Vater daselbst, auf Robespiere's Befehl, hingerichtet worden war, verließ seine Mutter einen Wohnort, der so fürchterliche Erinnerungen in ihr weckte, und begab sich nach Genf, um Trost bei ihrer Familie zu suchen, und sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Der junge Guizot besuchte in Genf das Gymnasium, wo er durch Talent und Fleiß sich bald ungemein hervorthat. Nachdem er diese Schule vier Jahre besucht hatte, las und verstand er in ihren Sprachen: Thucydides und Demosthenes, Cicero und Thacitus, Dante und Alfieri, Schiller u. Göthe, Gibbon u. Shakspeare. Die beiden letzten Jahre seiner Schulzeit widmete er hauptsächlich historischen und philosophischen Studien. Im Jahr 1805 wurde er als einer der ausgezeichtsten Abiturienten entlassen, worauf er nach Paris ging, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Im Jahre 1809 gab er sein erstes Werk: Le Dictionnaire des Synonymes, heraus. Alsdann folgten die Vies des poëtes français und demnächst Uebersetzungen von Gibbon's Geschichtswerk mit trefflichen Anmerkungen und von Rehfues' „Spanien im Jahre 1808." Diese literarische Thätigkeit hatte Guizot bereits entwickelt, bevor er noch das 25ste Jahr zurückgelegt. Die Ereignisse von 1814 fanden ihn in Nismes, wo er seine Mutter besuchte, die er lange nicht gesehen hatte. Bei seiner Rückkehr nach Paris ward er durch des ihm eng befreundeten Royer Collard Vermittlung von dem Minister des Innern, Abbé von Montesquiou, als General-Sekretär des Ministeriums angestellt, und dieß war der erste Schritt, welchen Guizot aus seiner bisher rein literarischen in die politische Laufbahn that. Bei Napoleons Rückkehr trat er wieder in die Faculté des lettres als Docent ein. Als gegen das Ende der hundert Tage Napoleons Sturz unvermeidlich erschien, ward Guizot von den constitutionellen Royalisten, seinen Freunden, nach Gent abgesandt, um mit dem Könige Ludwig XVIII. über die Beibehaltung der Charte zu unterhandeln und darauf zu dringen, daß der Herzog von Blacas, den man für den Leiter der Partei des ancien régime hielt, von den Geschäften entfernt werde. Als Frucht seiner historischen Studien publizirte er demnächst seine „Collection de Mémoires relatifs à la Révolution d'Angleterre," die beiden ersten Bände der „Histoire de la Révolution d'Angleterre," die „Collections de Mémoires relatifs à l'Histoire de France," und endlich seine „Essais sur l'Histoire de France." Gleichzeitig erschienen von ihm in Zeitschriften einige interessante Abhandlungen über Shakspeare und Calvin, so wie über politische Gegenstände in der neugegründeten Revue Française. Die bescheidene Wohnung Guizot's war auf diese Weise eine thätige Werkstätte der Wissenschaft geworden, als im Jahre 1827 der Tod ihm die Gefährtin seines Lebens, seine Frau entriß, die an allen seinen Bestrebungen den lebhaftesten und anregendsten Theil genommen hatte. Gegen die Zeit der Julius-Revolution ward Guizot eines der thätigsten Mitglieder der Gesellschaft Aide toi, le ciel t'aidera, die durch alle gesetzlichen Mittel die Freiheit

der Wahlen aufrecht erhalten wollte. Unmittelbar nach der Julius-Revolution und bis zum Tode Casimir Periers war sein politischer Einfluß minder bedeutend, als seit dem Eintritte dieses Ereignisses, welches ihn und Thiers am 11. Oktober 1832 an das Ruder brachte. Als Minister des öffentlichen Unterrichts war Guizots Einfluß sowohl in der Deputirten-Kammer, als in dem damaligen Kabinet einem der am Längsten dauernden seit 1830, überwiegend. Sein Gesetz vom 28. Junius 1833 in Bezug auf den Elementar-Unterricht wird ihm in der Bildungsgeschichte Frankreichs einen ehrenvollen Namen sichern. Unter welchem Gesichtspunkte man aber auch Hrn. Guizot betrachten möge, als Privatmann, als Literat, als Geschichtsschreiber, als Redner oder als Staatsmann, immer wird man Achtung vor seinem Talent und seiner Ehrenhaftigkeit bekommen.

Miscellen.

Auch ein Post-Beschwerdebuch in einem Landstädtchen lieferte neulich einen Beweis für das Gegentheil des Ausspruches, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Es hatte sich nämlich ein Durchreisender darüber beklagt, daß die Kellnerin des Passagier-Zimmers gar zu spröde sey, und seine Artigkeiten gegen sie sehr unartig von sich gewiesen habe. In der bald darauf von dem Postkommissär niedergeschriebenen Entgegnung hieß es nun: „Obiges Vorgeben ist von dem Unterzeichneten genau untersucht worden, und hat sich dabei gerade das Gegentheil für ihn herausgestellt.

Einer der letzten Lieblinge der Kaiserin Katharina von Rußland, Korsakow, war außerordentlich unwissend. Als er den hohen Posten erlangt hatte, den ihm der Zufall verschaffte, glaubte er, ein Mann, wie er, müsse auch eine Bibliothek haben. Sogleich ließ er den angesehensten Buchhändler Petersburgs zu sich kommen und sagte ihm, er wünsche Bücher zu haben, um sie in dem Palaste aufzustellen, den ihm die Kaiserin geschenkt habe. Der Buchhändler fragte ihn, was er für Bücher zu haben wünsche. „Sie wissen dieß besser denn ich", erwiederte der Günstling, „ich überlasse dieß Ihnen; große Bücher unten und kleine oben, gerade wie bei der Kaiserin."

Ein in Brüssel lebender Engländer und leidenschaftlicher Liebhaber des Kegelspiels hat unlängst die Wette unternommen, eine Kugel in dreißig Würfen von Harlebeck nach Courtray fünfviertel Meilen weit zu treiben. Die Wette fand wirklich statt und das Ziel ward in acht und zwanzig Würfen erreicht. Ein Wagen führte diesen modernen Alciden von Distanz zu Distanz, damit er sich in der Zwischenzeit erholen konnte, da die Hitze drückend war. 75 Frank, eine Tonne Bier und ein excellenter Schinken waren der Einsatz. Eine Menge Neugieriger hatten sich längs des Weges aufgestellt.

Ein in Brünn erscheinendes Journal „die Moravia" findet es sehr zeitgemäß, folgende Notiz zu bringen: „Schon im Jahre 1067 mußten die Juden in Mähren ein äußeres Abzeichen tragen. Im Jahre 1551 wurde verordnet, sie müßten ein gelbes Fleckchen auf der linken Seite tragen." Es ist sehr geistreich und recht modern, solche Novitäten zu geben. Wenn die mährischen Juden jetzt noch einen Fleck tragen müßten, so könnten sie ein Stückchen Moravia aufstecken.

Herzog Georg von Landshut feierte 1475 seine Hochzeit mit der polnischen Prinzessin Hedwig. Hierbei erschienen Kaiser Friedrich, sein Sohn Maximilian, 16 Fürsten nebst ihren Gemahlinnen, 40 Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe, viele Gesandte u. s. w. Es waren nicht weniger als 93,600 Pferde mitgekommen. Die Hochzeit kostete 79,766 Ducaten.

Alphons IX., König von Castilien und Leon der Weise genannt († 1284), war so eingenommen von seiner Weisheit, daß er sehr oft zu sagen pflegte: wenn ihn Gott bei Erschaffung der Welt zu Rathe gezogen hätte, er ihm manchen guten Wink würde gegeben haben.

In den Kaffeehäusern und Estaminets in Paris ist das Domino zur größten Leidenschaft geworden. Der „Charivari" macht dabei die Bemerkung: „Es giebt gewisse Chevaliers d'industrie, die ihren Kaffee, wenn sie Unglück haben, mit Dominosteinen zuckern."

Der Conditor Louis Rudolph in Berlin kündigt „Guttenbergs-Torten" an; „sie seyen geeignet, sogar einen Druck im Magen zu bewirken." Wer kauft?

Vom jetzigen König von Preußen erzählt man folgendes Witzwort: Man gab in einer Gesellschaft auf, zwischen Napoleon und Bürstenbinder eine Verbindung zu suchen. Der Kronprinz sagte: „Er fürstete die Bürstenbinder und bürstete die Fürstenkinder."

Lesefrucht.

Herr Jerrmann hält den Spielbänken, die man Conversationshäuser nennt, folgende Strafpredigt:

Spielbank ein Conversations-Haus?
So nennt man Sünden- — Freuden-Haus?
So nennt man Wollust: Liebe!
Verführer: Herzensdiebe!
Unkeuschheit: Galanterie!
Spitzbuben: Chevaliers d'Industrie!
Kartenbetrug: Fingergewandtheit!
Des Herzens Laster: Seelenkrankheit!
Verschwendung, Ueppigkeit heißt: Pracht!
Singvögel schießen, nennt man: Jagd!
Die schmutz'ge Habsucht: Ambition!
Bestechung nur: Gerechten Lohn!
Augenverdrehen nennt man: Beten!
Elende Reimschmiede: Poeten!
Die Prosa in der Kunst: Natur!
Unsinn: Romant'sche Literatur!
Den Mord, den Diebstahl: Trag'sche Hebel!
Betrunkenheit: Geistesnebel!
Das Lügen heißt: Improvisiren!
Und sinnlos schimpfen: Recensiren!
Sarkast'sche Bosheit nennt man: Witz!
Und Flegelei: Schweres Geschütz!
Der Sumpf, der Moor heißt: Grüne Matte!
Des Prangers Halseisen: Cravatte!
Und endlich gar der Hölle Lohn,
Als Trost: Poetische Fiktion! —

Gut gebrüllt, Löwe!

№ 10.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Ein Abenteuer in Ehrenbreitstein.

Es war in dem Gasthofe zu „den drei Schweizern" in Coblenz, als ich nach einem frugalen Mittagsmahle bei einem Glase Hochheimer, gemischt mit Selterswasser, auf den Rhein durch das Fenster blickend, meine Betrachtungen über die mächtigen Werke der Festung Ehrenbreitstein anstellte. Klug wäre es gewesen, wenn ich mich mit Betrachtung, Schauen und Nippen des Weines, und mit dem Genusse meiner ruhigen und beneidenswerthen Lage begnügt hätte. Aber mich befiel die Neugierde, das Innere dieses Musters militärischer Baukunst zu besehen, und nachdem ich über den Fluß gesetzt hatte, wandelte ich den steilen Berg aufwärts zu den Außenthoren der Festungsmauern. Ich machte im schlechten Deutsch meine Wünsche der Schildwache bekannt, welche in dem lakonischen Tone aller Schildwachen in der ganzen Welt mir erwiederte, ich könne nicht eingelassen werden. Die wichtige Miene annehmend, welche ein reisender John Bull außer seinem Vaterlande, er mag Recht oder Unrecht haben, sich beizulegen pflegt, wollte ich ihm begreiflich machen, daß ich ein Engländer sey, und man mir den Zugang gestatten möge, indem ich einen, vom preußischen Minister zu London signirten Paß hätte. Der Soldat schien in meine Beweisgründe einzugehen, denn er ließ mich passiren, und bedeutete mir, an dem Pförtchen bei der Zugbrücke anzuklopfen. Ich wurde eingelassen und in ein Wachzimmer geführt, wo der Sergeant mich fragte, was mein Begehren sey. Ich antwortete kurz, weil ich mich in deutscher Sprache nicht weitläufig ausdrücken konnte, daß ich das Innere der Festung zu sehen wünschte, und zeigte, nachdem ich die Brieftasche geöffnet, meinen Paß; sehr unbesonnen bot ich ihm in Gegenwart seiner Cameraden einen halben Thaler, damit er mich in den Werken herumführte. Der Sergeant war darüber höchst aufgebracht; er wies mich ohne viele Complimente aus dem Wachtzimmer hinaus und äußerte seinen Zorn in nicht sanften Tönen. Ich verstand nicht die Hälfte von dem, was er sagte; doch begriff ich hinlänglich, daß er mich des Versuches, ihn bestechen zu wollen, beschuldigte, und daß ich die Schildwache auf der andern Seite der Zugbrücke hintergangen haben müßte. Die Heftigkeit seiner Aeußerungen erregte die Aufmerksamkeit zweier oder dreier Offiziere und einer sehr elegant gekleideten Dame. Ich war nicht wenig in Verlegenheit, auf diese Art der Gegenstand des Gelächters dieser Gesellschaft zu werden, und rannte verdrüßlich über die Zugbrücke und dann über den Berg herab, alle preußische Soldaten und Festungen verwünschend. Sorglos wanderte ich sodann längs des Rheines, gegen einen Garten, dessen glatte, wohlbewässerte Rasenparthien und schattige Alleen mich einzutreten einluden. Der Garten schien für allgemeine Vergnügen bestimmt zu seyn, obschon außer mir kein anderer Gast in seinen Grenzen zu sehen war.

Ich nahm von einer ländlichen Bank unter den breiten Aesten eines ausgewachsenen Nußbaumes Besitz, um meinen Verdruß durch einen sanften Schlummer zu zerstreuen, zu dem mich der erquickende Schatten und die liebliche Einsamkeit des Platzes einlud.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, aber ich wurde durch das Geräusch eines leichten Fußtritts auf dem mit Sand bestreuten Wege, der zu dem Nußbaume führte, geweckt. Verwunderungsvoll erblickte ich in dem Störer meiner Ruhe eine junge, elegante Dame, welche vor mir langsam rück- und vorwärts ging, aber in ziemlicher Entfernung. Beinahe beim ersten Anblick erkannte ich in ihr die Dame jener Gesellschaft, deren Lachmuskeln mein gezwungener Auszug aus der Festung Ehrenbreitstein in Bewegung gesetzt hatte. Mit einem ausgezeichnet schönen Gesichte und reizender Gestalt, verband sie Grazie in ihren Bewegungen, welche überhaupt von guter Erziehung zeigten.

Die Erkennung schien nicht gegenseitig zu seyn; doch verrieth sie eine sichtbare Verlegenheit, und die Besorgniß ihrer Blicke, die sie oft auf mich richtete, setzte mich in Verwunderung.

Nach und nach verengten sich die Grenzen des rückwärtigen Spazierganges der interessanten Fremden, und sie näherte sich immer mehr meinem bequemen Sitze. Ihre Augen schienen zuletzt mit einer sonderbaren Aengstlichkeit auf mich geheftet, als wollte sie die leichteste Bewegung zu meinem Abgehen abwarten; und ihre zarten Wangen überzog eine Röthe, so daß ich mich einigermaßen betroffen fühlte, und stammelnd einige deutsche Worte an sie richtete.

Dieses schwache Gefühl von Eitelkeit, welches, trotz aller äußeren und augenscheinlichen Zeichen seiner Thorheit und alles inneren und geheimen Bewußtseyns seiner Täuschung, demungeachtet dem Herzen eines jeden Abkömmlings von Adam anhängt, verfehlte nicht, seinen Einfluß auch auf meine kleine Person auszuüben. Ich war kindisch genug, mir einzubilden, daß in meinem Aeußern etwas besonders Einnehmendes und Anmuthsvolles seyn müsse, obwohl ich ganz gewiß, weder wegen meiner schönen Gestalt, noch wegen meines guten Glückes jemals bekannt war.

Ich muß aber der schönen Dame Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn obwohl ihr Benehmen zweideutig genannt werden konnte, so war doch kein anstößiger Leichtsinn oder Koketterie darin zu sehen; sie setzte noch immer ihren Gang in kurzen und schnellen Schritten, gegenüber dem Baume, fort, und wendete ihre Augen immer dahin.

Dieses dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis sie mit sichtlicher innerer Bewegung und ungeduldiger Hast auf meine

Bank loskam, sich ohne ein Wort zu sprechen, darauf setzte, und einen ihrer zarten, weißen Arme an meinen Nacken legte.

Wie vom Donner getroffen bei dieser unerwarteten und sonderbaren Begrüßung, war ich im Zweifel, was da folgen werde; aber eben als ich zu einem Entschluß kam und eine sehr zärtliche Rede begann, zog sie ihren Arm zurück und zugleich mit ihm einen versiegelten Brief aus einer Spalte des Nußbaums hinter der Bank.

Alles dieses ging so hastig und dringend vor, daß ich nur die ängstliche Eile bemerken konnte, mit der sie das Papier in ihrer kleinen zierlichen Hand zu verbergen suchte, wobei mir ein Smaragdring von einem ihrer Finger entgegenblitzte. Sie machte mir eine kurze Verbeugung, begleitet von einem etwas boshaften Lächeln und entfernte sich mit der Schnelligkeit einer Antilope über das Gras, so daß sie mir bald aus dem Gesichte war.

Ich muß bekennen, daß ich über das Ende meines Abenteuers ein wenig verdrießlich war; kein Mensch, der auch nur die bescheidensten Ansprüche auf Geschmack und Gefühl macht, wird in den Augen eines jungen und schönen Frauenzimmers gern eine lächerliche Figur spielen wollen; zweimal desselben Tages war dieß mein Schicksal, und bei der zweiten Gelegenheit hatte ich selbst durch die ungeschickten Versuche in deutscher Sprache, deren ich mich zum Hohne aller Grammatik und alles Wohllautes galant bedienen wollte, dazu beigetragen.

Der Abend nahte sich, und ich fand es lächerlich, mich weiter um ein weibliches Wesen zu bekümmern, welches wahrscheinlich einen nicht sehr ehrenvollen Zweck verfolgte; deßhalb gab ich, die Gebrechlichkeit des Geschlechtes philosophisch bedauernd, allen Groll, Verdruß und Feindschaft und alle ferneren Abenteuer auf, und richtete meine Schritte heimwärts.

Eine große Gesellschaft hatte sich zum Abendessen an der table d'hôte eingefunden; ich nahm meinen Platz am unteren Ende des Tisches, wo zwei Offiziere in Uniform, wahrscheinlich von der Garnison, mit mehreren neu angekommenen Bekannten saßen. Die ganze Gesellschaft war zur Mittheilung aufgelegt; ein heiterer Geist guter Cameradschaft herrschte vor, der Wein ging munter herum, während eine ungezwungene Unterhaltung in französischer Sprache unter uns Statt hatte. Es schien, daß die Offiziere, von denen der ältere ein Artillerieoberst aus der Festung Ehrenbreitstein war, in dem Gasthofe speisten, um mit ihren durch Coblenz reisenden Freunden zusammenzukommen.

Erheitert durch den trefflichen Rüdesheimer, sprach ich vielleicht mit etwas größerer Lebhaftigkeit und etwas unbesonnen. Die Neugierde verleitete mich, wo möglich nach einigen Nachrichten über meine schöne Unbekannte zu forschen.

Ohne Umstände fragte ich den Obersten, ob, da er mit den Einwohnern Ehrenbreitstein's und den Familien von Coblenz bekannt seyn müßte, er sich nicht auf eine junge Dame von der einnehmendsten Gestalt erinnern könne, welche einen rosafarbenen Hut und Shawl trage.

„Ihre Frage ist zu allgemein und unbestimmt, in einer Gegend, wo es eine Menge schöner Frauenzimmer gibt. Können Sie mir keine bestimmteren Kennzeichen geben?" fragte der Oberst in fröhlicher Laune. „O!" rief ich sogleich, „sie hat lange blonde Locken, blaue Augen, eine kleine Narbe auf der rechten Wange, ist herrlich schlanken Wuchses und überhaupt ausgezeichnet schön, und ich habe Ursache, zu glauben, daß sie in Ehrenbreitstein sehr wohl bekannt seyn müsse."

Der Oberst wiederholte langsam und nachdenkend diese Worte.

„Ja", fuhr ich fort, „ich weiß sicher, daß ich mich nicht in meiner Schilderung irre; ich würde sie sogleich wieder erkennen; solch ein einnehmendes Lächeln! solch eine feine Haut!" und von dem Saft der rheinischen Traube erwärmt, setzte i mit erhöhter Stimme hinzu: „solch einen weißen runden Arm und so eine weiche zarte Hand! — „Weiche, zarte Hand!" sagte der Offizier mit einiger Verwunderung.

„Wir sind nicht alle zu gleichem Glücke geboren", erwiederte ich scherzend; „ich hatte das Glück, den Eindruck viele schönen Hände kennen zu lernen, aber nie fühlte ich zuvor de Druck einer so zarten und sanften. Sie hätte leicht de Schmuck des großen Smaragds entbehren können, denn si an ihrem niedlichen Finger trug."

„Ein Smaragdring!" sagte der Offizier ernsthaft, und nac einer Pause: „Aus welchem Grunde vermuthen Sie, mei Herr, daß die Dame innerhalb der Mauern Ehrenbreitstein'i gut bekannt seyn müsse?"

„Ganz natürlich", erwiederte ich, „weil ich sie selbst diese Nachmittag sah."

„Ach!" rief der Oberst ungeduldig, „haben Sie die Güte mich mit den nähern Umständen des Abenteuers bekannt zu machen, in welchem Sie eine so glänzende Rolle mit der liebenswürdigen Dame gespielt zu haben scheinen."

„Verzeihen Sie, Oberst", antwortete ich, „die geheiligte Gesetze der Galanterie in der ganzen Welt fordern . . ." — „Keine Ceremonien, keine Geheimnisse! kein Monopol eine sanften Händedruckes unter Cameraden!" so riefen lusti einige Stimmen an der Tafel, wo man lachend der Unterhaltung zugehört hatte. Diese Unterbrechung aber schien den Offizier zu gefallen. Der Wein, glaube ich, hatte meine Zunge gelöst, und da ich wirklich keine hohe Meinung von dem Character meiner schönen Unbekannten hatte, war ich einfältig genug, die Conversation in demselben leichtsinnigen Ton fortzuführen.

„Meine Herren!" sagte ich, „ich bitte um Ihre Nachsicht. Weiber haben auf der ganzen Erde dieselben Tugenden und dieselben Gefühle. Ich darf mein Geheimniß nicht verrathen; — Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich diesen Abend in einem einsamen Garten auf der andern Seite des Flusses unte einem schattigen Wallnußbaume — aber, Oberst, was ist Ihnen? — Sie kennen sicher meine schöne Unbekannte!"

„Mein Herr", erwiederte der Oberst deutlich und ernst, „ic glaube ja; die Dame ist Frau von Lensdorff, meine Gattin!"

Des Obersten bestimmte und unerwartete Antwort, hatt mit einemmale meine Lebensgeister nüchtern gemacht; Nieman von der Gesellschaft zeigte weiter ein Verlangen über diese Gegenstand zu sprechen. Es war nicht die geringste Neigung zum Lachen vorhanden, und die characteristische Ernsthaftigkeit des Deutschen trat an die Stelle der Fröhlichkeit. Ich fühlte Verdruß und Scham und, ich muß gestehen, au Unruhe, als unsere kleine Gesellschaft die Tafel verließ und der Oberst mit seinem militärischen Freunde auf de Seite zusammen sprachen. Ich machte meine Verneigung, un wollte das Zimmer verlassen, als der jüngere Offizier au mich zukam und mir ins Ohr sagte: „Nach dem, was hie öffentlich geschehen, werden Sie hoffentlich erwarten, morge früh von meinem Freunde das Weitere zu hören."

Ich erreichte mein Schlafzimmer in höchst unangenehme Gemüthsstimmung. Ich mußte mein unbesonnenes Betrage mir eingestehen, und war in einen Streit mit einem ga fremden Menschen verwickelt, wegen einer anderen Person, vo der ich gleichfalls gar nichts wußte; aber ich hatte durch mei indiscretes Plaudern und Scherzen an einer öffentlichen Taf

mich selbst compromittirt. Wie sollte ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen? Eine Ehrenerklärung für die verletzten Gefühle des Offiziers war in der Ordnung. Ich mache keinen Anspruch auf den Ruhm eines Eisenfressers oder Raufboldes, und hatte eben keine besondere Vorliebe für eine Kugel in meiner Brust oder einen Säbelhieb über meine Hirnschale. Aber würde eine Ehrenerklärung hingereicht haben, den gereizten Obersten zu besänftigen? Gewiß nicht — er würde natürlich eine treue und umständliche Auseinandersetzung der Gartenscene und meines gerühmten Abentheuers fordern, und obwohl ich gar nichts von Frau von Lensdorff wußte, mich auch gar nicht um sie bekümmerte und alle Ursache hatte, nach dem, was ich gesehen, eine ungünstige Meinung von ihrem Charakter zu haben, konnte ich mich, ohne die allgemeinen Gesetze der Ehre zu verletzen, wohl entschließen, das, wovon ich Zeuge war, zu verrathen, und ihre Anwesenheit im Garten, ihre geheime Correspondenz, das Verbergen des Briefes zu entdecken? Aber das Schlimmste meiner Lage war, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte; ich war auf der Reise nach Baden, und hatte schon meine Abfahrt mit dem Mainzer Dampfboot bestimmt, welches den folgenden Tages früh Morgens Coblenz passiren sollte. Kurz ich war auf dem Punkte, einen der wichtigsten Schritte in meinem Leben zu machen, — ich sollte mich verheirathen; meine Braut, welche wenige Wochen sammt ihrer Mutter wegen der Gesundheit der Letzteren, in Baden zugebracht, erwartete mich daselbst um sie Beide nach England zurückzubegleiten, mit Ungeduld, weil Umstände mich schon eine Woche länger aufgehalten hatten.

Bevor ich mich zu Bette begab, öffnete ich mein Taschenbuch, um meinen Reisepaß herauszunehmen. Wie erschrack ich, als ich meine Wechsel nicht fand, welche darin aufbewahrt gewesen. Ich wendete in meinem Reisekoffer das unterste zu oberst, vergebens untersuchte jeden Winkel meines Zimmers, vergebens — die Wechsel waren unbegreiflicherweise verschwunden, und mir blieben nur einige Gulden in meiner Tasche. Ein neuer Grund zu Verlegenheiten und Verdruß! Schlafen — ruhen war unmöglich; ohne Freund, ohne Geld, was sollte ich thun? Ich grämte mich die ganze Nacht hindurch, und als ich vor gänzlicher Ermüdung gegen Morgen in einen Schlummer verfiel, wurde ich durch den Schall des Hornes des vorüberfahrenden Damfbootes aufgeweckt; aber in meiner jetzigen Lage würde es mir, auch wenn ich fertig gewesen wäre, nicht möglich gewesen seyn, Coblenz zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Der kleine Franzos.

Historische Anekdote.

Es war am Tage des heiligen Nikolaus; die Kasan'sche Kirche vermochte kaum die Menge zu fassen, die sich herzudrängte, um den berühmten Metropoliten Platon vor dem Altare zu sehen. Das Volk stand Kopf an Kopf, der Regel der griechischen Kirche gemäß, welche während des Meßopfers wie das Sitzen, auch die Kniebeugung wehrt. Laut hallte der eintönige traurige Gesang, der — weder erhaben, noch sanft, noch ergreifend — den Hörer nur betäubt und erschreckt. Der Altar, vor welchem der Archimandrit das heilige Geheimniß feierte, blieb verhüllt; nach dem Vorgang des Tempels von Jerusalem, öffnet sich das Allerheiligste der russischen Kirche nur auf kurze Augenblicke, und das Innere wird allein sichtbar, wenn der Priester hervortritt, um der Gemeinde den Segen zu geben; in jeder Hand einen Armleuchter, deren einer zwei, der andere drei Kerzen trägt. Und gerade während dieses feierlichen Augenblicks, da der Vorhang voneinanderrauschte, und alles Volk sich niederwarf, mit der Stirne die Steinplatten berührend, trat ein Fremdling von sonderbarem Aussehen, in das Haus des Herrn; ein mageres Männlein mit großen Glotzaugen in seinem vor Haaren kaum sichtbaren Antlitz, mit einem übergroßen, stark nach vorn sich drängenden Mund, einem kleinen Tressenhut auf dem Haupt, angethan mit einem galonirten französischen Kleid mit breiten Schößen, die überaus magern Beine in enganschließende, kurze Beinkleider und seidene Strümpfe gehüllt.

Der Fremde warf bei seinem Eintritt sich nieder, doch erhob er sich bald wieder, ungeduldig und beweglich, wie er eben war, und schlich an den Wänden hin gegen das Sanktuarium, wo Platon, dem „der kleine Franzos" bekannt war, ihn mit jenem kaum bemerkbaren Lächeln empfing; dieser aber verlor keine Bewegung des Archimandriten, und als der nun sich zurückgezogen, voltigirte der kecke und unbesonnene Eindringling mit einem Sprunge in das Sanktuarium, warf den eben vom Priester abgelegten Ornat um sich, und trat mit den Armleuchtern hervor, um das Volk zu segnen, wie eben der Metropolit es gethan.

Ein Strom von Verwünschungen brach los, als hätte sich ein unreines Thier in das Heiligthum verirrt. Tausend Stimmen schrieen Wehe ob der unerhörten Lästerung, doch Monsieur Job ließ sich nicht stören. Bald erhoben sich drohende Fäuste, um den Frevler zu greifen, der nun anfing, sich zu wehren, mit starken, nervigen Händen den Zudrängenden Leuchter, Becher, Meßbücher und was er sonst erhaschen konnte, an die Köpfe schlug und warf, wie ein Wahnwitziger sich geberdete, biß, kratzte und schlug, bis er endlich der Uebermacht erlag, und geknebelt dem Polizeidiener überbracht wurde, damit dieser den Schänder des Heiligthums zur Verantwortung und Strafe ziehe.

Nun gehörte der arme Monsieur Job zu dem Haushalte des französischen Botschafters, Marquis de l'Hôpital, und war um seiner leutseligen und possirlichen Manieren halber allgemein beliebt, besonders bei den Damen, die Kaiserin selbst nicht ausgenommen, welcher er oft in der Hermitage aufwarten mußte, wo sie jeden Abend ihre sogenannte „kleine Gesellschaft" um sich versammelte; im Munde des Volks hieß er der kleine Franzos, und war in Petersburg mehr gekannt, als der Botschafter selbst, welcher eben sich bei Marie Paola, der Ninon Rußland's, befand, als ihn die Kunde des sonderbaren Vorfalls erreichte, der die ganze Stadt in Bewegung gesetzt hatte. L'Hôpital eilte zur Kaiserin. Er fand den Winterpalast äußerst belebt; Chevaliergarden in ihren Silberharnischen, vornehme Herren in den verschiedenartigsten Uniformen, aus allen Provinzen, Generale, die ihre Sporen im Türkenkrieg verdient, zwei oder drei der Subalternoffiziere, die nach und nach steigen und wieder fallen sollten, wie es endlich das Loos der Günstlinge mit sich bringt, — alle waren herzugeeilt, weil sie, des kürzlich erst ermordeten Erzbischofs Gabriel gedenkend, die größten Ausschweifungen von Seiten des zusammengerotteten Volkes befürchteten.

Die Kaiserin saß auf einem Divan. Neben ihr hielt sich jene berühmte Fürstin Daschkoff, der Katharina zum größten Theile ihre Krone verdankte, und welche in Rußland die wahrhafteste aller Herrschaften ausübte: die Herrschaft des Talentes. Katharina Alexiewna war nach altrussischer Sitte ge-

kleidet; über der langen Tunika trug sie das vorn zugeknöpfte kurze Oberkleid von schwarzem Sammet, dessen Aermel sich eng beim Handgelenk zusammenschlossen. Farbige Bänder kreuzten sich auf der Brust und hielten die Zeichen der Orden der Heiligen Andreas, Georg, Alexander und Wladimir. Eine prächtige Demantkrone schloß den hohen Haarputz. Ihre Gestalt war nicht hoch, und schon etwas zu stark, trotz ihrer Jugend; ihre Haltung majestätisch, ihr Blick stolz und durchdringend, ihr Lächeln bezaubernd.

Sie erhob sich halb, als sie den Botschafter eintreten sah, welchen sie mit einem besondern Zutrauen beehrte, das, wie Einige wollen, bis zur Vertraulichkeit ging.

Die Kaiserin fragte l'Hôpital nach der Ursache seiner Bläße und seiner Bestürzung, und ließ sich von ihm das Abentheuer erzählen, das ihr schon bekannt war. Den Bericht schloß die Bitte um Begnadigung.

Katharina II. näherte sich der Fürstin Daschkoff, wechselte einige Worte mit ihr, und bedauerte dann laut, die Bitte nicht gewähren zu dürfen.

„Wie?" rief der Botschafter: „steht der Selbstherrscherin aller Reußen nicht das unbedingte Begnadigungsrecht zu?"

Die Brauen der Kaiserin zogen sich zusammen, und mit bewegter Stimme entgegnete sie: „Wohl bin ich unbeschränkte Herrscherin, und dennoch gibt es hier noch eine Macht über der meinen. Der Himmel sey mein Zeuge, Marquis, daß ich gern hunderttausend Rubel gäbe, um Job zu retten . . . Doch mein Leben und meine Krone kann und will ich um seinetwillen nicht auf's Spiel setzen."

„Wär' es also wahr?" sagte unerschrocken l'Hôpital: „daß im achtzehnten Jahrhundert noch in Rußland der Aberglauben mächtiger wäre als Eure Majestät selbst?"

„Nennt es, wie Ihr wollt, mein Freund. Hier endet meine Macht."

Monsieur Job wurde zu 50 Knutenstreichen verurtheilt; das hieß: ihm das Leben absprechen. Vergebens wandte sich l'Hôpital nochmals an die Gnade Katharina's, die aus Furcht vor dem gereizten Volke unerbittlich blieb; vergebens suchte er Richter und Wächter zu bestechen; vergebens schritten die Gesandten aller Mächte für ihn ein.

Der kleine Franzos mußte unter der Knute sterben, Er, der doch nur ein Affe war, ein zu seinem Unglück nur allzugelehriger Orang-Utang.

Theaterzettel aus Hamburgs Vorzeit.

Mit Hoher Obrigkeitlicher Bewilligung
Werden heute Montags den 27. January 1738
Die Hochfürstl. Weimarische
Hof-Comödianten.
Denen respective Liebhabern teutscher Theatralischer Schau-Spiele
Eine sehens-würdige Staats-Action vorstellen,
Genannt:
Der auf eine seltsame Art triumphirende
TAMERLAN,
Oder:
Die spielende Fortuna,

Bey der Person
Des von dem Gipffel des Glücks in den Abgrund der Verzweiffelung gestürzten
BAJAZETH
Vorher sehr stoltzen endlich aber gedehmüthigten Türckischen Kaysers,
Oder:
Der weibliche Arlequin.

AVERTISSEMT.

Nichts ist wohl in der Welt unbeständiger, als das unbeständige Glück selbst, weil es öfters gantz unvermuthet aus einem Fürsten einen Sclaven und aus einem Bauren einen Edelmann machet; Und wer heute Kronen trägt, kan öffters des morgenden Tages nicht eines Pfennigs Herr seyn, dieweil sich niemand vor seinem Ende glückselig preisen kann.

Eben dieser Worte erinnerte sich ehemalen der von dem König der Perser gefangene und zum Holzstoß verdammte Lydier König Crösus, daß Solon auf Befragen: Wer wohl auf der Welt der Glückseligste wäre? die Wahrheit geredet, wenn er gesprochen:

Nemo ante Obitum beatus.

Eben ein gleiches siehet man an dem heute in unserer Action vorkommenden Bajazeth, der sich gleichsam gantz hochmüthig einen Herrn der Welt nennet; allein ehe ers sich versahe, wurde er aus einem so grossen Kayser ein Sclave, ja noch weniger als ein Sclave des Tamerlans, indem er auf Befehl desselben in einen eisernen Kefig mit Ketten geschlossen zur Schau herum geführet wurde, worin er sich denn endlich aus Verzweiffelung getrieben den stoltzen Schedel eingestossen.

Und dieses ist der Grund, worauf unsere heutige Action beruhet.

Was aber den Tamerlan betrift, so werden seine barbarische Thaten, so viel es der Schauplatz zulassen will, heute einiger massen vorstellig gemacht werden, welcher wegen seiner Grausamkeit, da er gleichsam (wie Attila) eine Blutpeitsche und Züchtiger der Tyrannen genennet, als ein Tyrann selbst seinen Lohn empfangen, indem er von seinen Anhängern bald aus dem Wege geräumt worden.

Die Liebes-Intriguen zwischen Bajazeth und seiner verlassenen Braut Maëcha, die ihm als ein Narre verkleidet bis in das Lager des Tamerlans unerkannt gefolget, werden die Piece adouciren; weil auf diese Weise ein Frauenzimmer vor heute eine lustige Person vorstellet, daher auch die Comoedie betitult worden:

Der weibliche Harlequin.

Den Beschluß mach ein lustiges Nach-Spiel.

Buchstaben-Räthsel.

Mit f von fünf Geschwistern eines,
Die oft vereint sind bis zum Tod.
Mit d geb' ich hier selbst ein kleines,
Doch bringt es mir kein Geld noch Brod.
Mit r der Bösewicht erschrickt,
Denkt er daran und an sein Leben.
Mit w es auf den Boden drückt;
Und wird für Geld dir richtig geben.

№ 11.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Ein Abenteuer in Ehrenbreitstein.

(Schluß.)

Ich hatte mich kaum angekleidet, als ein Aufwärter des Gasthofs mir ein Billet brachte, welches früh Morgens für mich abgegeben worden wäre. Das Brieflein war französisch geschrieben, und von der Hand der Heldin meines Abentheuers am vorigen Tage; sein Inhalt drückte in elegantem und bündigem Style ihren Kummer aus, daß ich an einer öffentlichen Tafel die Ehre und den Charakter einer Dame blosstellen konnte, von welcher ich gar nichts wußte; es nahm meine Ehre und mein Gefühl als Engländer und Edelmann in Anspruch, auf jede Gefahr hin die Entdeckung irgend einer Sache zu vermeiden, von welcher ich Zeuge gewesen seyn mochte, den im Nußbaum verborgenen Brief betreffend.

Ich hatte kaum Zeit, den Inhalt dieses sonderbaren Briefchens zu erwägen, und über die doppelte Verlegenheit nachzudenken, in welche ich mich selbst verwickelt hatte, als ein Klopfen an meiner Thüre einen Besuch ankündigte. Es trat der militärische Freund des Obersten ein, und es schien mir, als ob sein Schnurbart grimmiger und länger sey, als irgend einer, den ich je zuvor gesehen. Er sprach ohne alle Umschweife von dem Gegenstande seines Besuches; ich hätte seinem Freunde bei öffentlicher Tafel vor mehreren Personen eine ernstliche Beleidigung zugefügt — die Ehre verlange nothwendig die strengste Genugthuung und Auseinandersetzung jedes Umstandes bei der Zusammenkunft mit Frau von Lensdorff; er gab zu verstehen, daß selbst in diesem Falle die beste Ehrenerklärung nachher nicht hinreichen würde, da die Umstände nur eine Alternative möglich machen könnten.

Ich setzte ihm mein Bedauern entgegen, daß ich unbedachtsam, im Augenblicke der Fröhlichkeit, mich verleiten lassen, etwas zu sagen, was des Obersten Gefühl verletzen konnte; ich erklärte feierlich, daß ich durchaus nichts wisse, was dem Charakter der Frau von Lensdorff nachtheilig seyn könnte. Die Bemerkung, die er auf dieses Bekenntniß machte, war natürlich: „Es mag wahr seyn“, sagte er, „aber Sie müssen einsehen, daß viel, sehr viel mitzutheilen ist; in einer so ernsthaften Sache kann nichts bemäntelt oder verhehlt werden.“

Ich hielt einige Minuten inne, um zu überlegen, welche Antwort ich ihm geben könnte. Entschlossen, ein offenes Verfahren zu beobachten, stellte ich ihm die verwickelte Lage, in die ich versetzt war, und die dringende Nothwendigkeit meiner Anwesenheit in Baden vor. Ich gab es zu, daß der Oberst eine Erklärung oder Genugthuung zu fordern berechtigt sey, und ich erbat mir nur einen Aufschub von einigen Tagen, um nach Baden reisen, dort einige Anordnungen treffen und zurückreisen zu können. In jenem Orte konnte ich den Rath und Beistand eines Freundes ansprechen, welcher, wie ich glaubte, Baden noch nicht verlassen, und ich verpfändete meine Ehre, längstens in einer Woche nach Koblenz zurückzukehren. Der Offizier war gütig genug, meinen Vorschlag im Namen des Obersten, obwohl diesem der Aufschub unangenehm seyn müsse, anzunehmen, und wünschte nur, daß ich so viel wie möglich meine Rückreise beschleunige.

Ich eilte nun zu meinem Gastwirthe, um ihm meine Verlegenheit mitzutheilen. Er hörte mich großmüthig und bereitwillig an und streckte mir eine hinlängliche Summe Geldes zu meiner Reise vor, nachdem ich ihm ein kostbares Pfand in Händen gelassen hatte. Ich bat ihn ferner, Nachforschungen um die verlorne Brieftasche anzustellen, miethete mir dann ein Cabriolet mit Postpferden, und kam in Baden früher an, als ich vermuthet hatte. Aber wie groß war mein Verdruß und meine Unruhe, da ich meine drei Freunde nicht mehr in Baden fand, welches sie an demselben Tage verlassen hatten, als ich in Koblenz ankam. Mir blieb nichts übrig, als meinen Weg wieder nach Koblenz zurück zu machen.

Bei meiner Ankunft in dieser Stadt bezog ich meine vorige Wohnung in der übelsten Laune. Doch wurde ich etwas durch den Bericht meines freundlichen Wirthes „zu den drei Schweizern“ aufgeheitert, daß meine Wechselbriefe gefunden und in seinen Händen wären; ein Sergeant von Ehrenbreitstein habe sie denselben Abend gebracht, als ich abreiste, und ausgesagt, er habe sie in dem Wachtzimmer (wo ich sie wahrscheinlich bei Vorzeigung meines Passes aus der Brieftasche fallen ließ) aufgehoben, und in Folge der gemachten Nachforschungen erfahren, daß der Eigenthümer bei „den drei Schweizern“ wohne.

Dieses war ein angenehmer Willkomm; aber der Gastwirth hatte mir eine noch angenehmere Nachricht zu geben; er sagte mir nämlich, daß zwei Damen sich sehr angelegentlich nach mir erkundigt hätten, welche, nach seiner Beschreibung, meine Badner Freundinnen waren. Sie hinterließen, daß sie meine Rückkunft in Koblenz erwarten wollten, und daß sie im „Maas-Gasthause“ wohnten. Natürlich hatte ich nichts Angelegentlicheres zu thun, als in den bezeichneten Gasthof mich zu begeben; man wird mir leicht glauben, wenn ich gestehe, daß ich gar nicht nach meinem kampflustigen Schnurbart fragte; ich eilte fort, den Geist mit angenehmen Hoffnungen und Vorgefühlen des künftigen Glückes erfüllt, obschon die Erinnerung an die mögliche Lebensgefahr wie ein böser Genius über allen meinen frohen Aussichten schwebte.

Auf meinem Wege wurde meine Aufmerksamkeit durch zwei Damen und einen Herrn erregt, welche aus einer andern Straße kamen und sich demselben Gasthause näherten. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, als ich in ihnen den Obersten mit seiner liebenswürdigen Ehehälfte und, ihr himmlischen Mächte!

Louisen, erkannte. Sie hatten mich nicht bemerkt, und ich hatte volle Muße und Gelegenheit mich zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht getäuscht. Alle drei waren im lebhaften Gespräche begriffen, und sie schienen schon alte Bekannte zu seyn. Louise sah schöner als je aus und ein Blitz von Eifersucht zuckte durch mein Herz, da ich mir einbildete, der Oberst könnte durch einen sonderbaren Zufall Wege aufgefunden haben, sich für mein zweideutiges Benehmen zu rächen. Was noch mehr meinen wachsenden Zorn vermehrte, war der Gedanke, daß meine Louise eine so plötzliche und unglückliche Bekanntschaft mit einer Frau, deren Charakter, gelind gesprochen, wenigstens nicht unverdächtig war, geschlossen habe, und daß ihr Gemahl, sich jetzt über die Schwächen seiner Frau hinaussetzend, bei neuen Reizen der lächelnde Held einer häuslichen Galanterie geworden.

Ich wendete jetzt in einem Anfalle von Spleen meine Schritte auf eine entgegengesetzte Seite, und rannte durch die Straßen von Koblenz ohne irgend einen Zweck. Meine Liebe zum Frieden und eine Abneigung gegen Zwietracht war verschwunden, ich wollte mich mit dem ganzen Militärcorps, vom Stab abwärts bis zum jüngsten Lieutenant schlagen. Ich hätte mich mit einem jeden alten Weibe zanken können, die mir den Weg versperrte. Nach zwanzig Minuten ungefähr war meine Kampflust und mein Spleen verdünstet, und ich hielt es für angenehmer, Louisen und ihre Mutter im Gasthofe aufzusuchen. So kehrte ich um, während mich ein verworrenes Chaos von Gefühlen bestürmte. Man führte mich im Gasthause, nachdem ich um meine Freundinnen gefragt, die Stiege hinauf in die Zimmer, welche sie inne hatten, und der erste Gegenstand, welcher mich bei meinem Eintritte in das Vorzimmer begrüßte, war der verwünschte Federhut des Obersten, welcher auf einem Tische der Thüre gegenüber lag, gleichsam zum Trotz und Hohn. Doch bevor ich Zeit hatte, über dieses unglückliche Vorzeichen nachzudenken, hatte mir der Willkomm Louisens und ihrer Mutter bewiesen, daß es in dieser Welt Dinge gibt, die würdig sind, daß man dafür lebe. Als die erste Freude vorüber war, und Louise schelmisch sagte: „Aber ich muß Sie doch meinen Freunden vorstellen,“ lenkte Sie meine Aufmerksamkeit auf die Anwesenheit des Obersten Lensdorff und seiner schönen Frau, welche ganz ruhig auf dem Sofa saßen. Ich war ganz verblüfft — kaum wagte ich meine Augen gegen meine interessante Gartenbekanntschaft aufzuschlagen. Ein halb unterdrücktes Lachen jedoch ihrerseits zog meinen Blick auf sie; ich bemerkte keine Verlegenheit oder Furcht auf ihrem Gesichte, und zu meiner noch größern Verwunderung schien ihr gestern ganz ernsthaft aussehender Gemahl sehr erfreut über diese Zusammenkunft. Ich war ganz verwirrt — Louise fügte zu ihrer Rede hinzu: „Ach, ich hätte bald vergessen, Sie brauchen ja nicht aufgeführt zu werden. Frau von Lensdorf trägt heute denselben rosafarbenen Hut und Shawl, die sich ihrem Gedächtniß so tief eingeprägt haben.“

„Nein, nein, Louise,“ erwiederte Frau von Lensdorf, „es war nur die romantische Rückerinnerung an einen Traum unter dem kühlen Schatten eines Nußbaumes. Galante Herren respectiren bei ihrem Erwachen die Geheimniße des schönen Geschlechtes.“

„Ein Traum?“ rief scherzend der Oberst, „diese Erfindung wird bei mir nicht Eingang finden; es war der wirkliche, körperliche Druck einer sanften, weißen und feinen Hand dabei — sanfter, weißer als . . .“

„Gnade!“ rief ich, „Sie haben einen zu mächtigen Vortheil vor mir voraus.“

„Wohl denn,“ erwiederte von Lensdorf lachend, „so will ich Ihnen eine Erklärung geben. Wissen Sie also, daß meine Frau eine alte theure Freundin Louisens ist, daß sie in demselben Institut in Paris erzogen worden, und daß sie seitdem in ununterbrochener Correspondenz zusammen gestanden. Ihre Freundinnen kamen einige Stunden nach Ihrer Abreise nach Baden hier in Koblenz an. Frau von Lensdorf war natürlich in großer Verlegenheit wegen der unglücklichen Gartenscene, und Sie werden erlauben, daß mein Mißvergnügen nicht zu tadeln war. Alles ist gut ausgefallen. Meiner Gattin Bruder, ein junger Lieutenant in unseren Diensten, war vor einigen Monaten in Folge eines Duells mit einem Offizier höhern Ranges gezwungen, Ehrenbreitstein zu verlassen. Wenn es bekannt geworden wäre, daß Jemand von seiner Familie in dieser Zeit mit ihm korrespondirt hätte, würden die Folgen sehr ernsthaft gewesen seyn; deshalb wurde der Briefwechsel zwischen ihm und seiner Schwester heimlich und ohne mein Wissen geführt; denn meine Stelle und mein militärischer Rang würden mich gezwungen haben, entscheidende Schritte zu seiner Arretirung zu thun, wenn ich seine Anwesenheit innerhalb der preußischen Grenzen hätte vermuthen können. So ist die geheimnißvolle Visite meiner Frau beim Nußbaume und die angenehme Störung Ihres Schlummers gerechtfertigt. Auf die Verwendung eines einflußreichen Verwandten in Berlin, erhielt ihr Bruder vollständige Verzeihung und durch ein sonderbares Glück bekamen wir eben gestern diese angenehme Nachricht. Es bleibt mir nichts mehr übrig, als Ihnen in Freundschaft und Eintracht die Hand zu bieten, und zu erklären, daß, wenn es immer beliebt, ich bereit seyn werde, Sie in das Innere von Ehrenbreitstein zu führen, ohne daß Sie Gefahr laufen, unsanft hinausgewiesen zu werden; ferner verspreche ich Ihnen, daß, so lange eine Flasche Rüdesheimer in meinem Keller ist, Sie volle Muße haben sollen, alle Gartenabenteuer, die Sie in Ihrem ganzen Leben erfahren haben, zu erzählen.“

„Und wollen Sie nicht auch,“ sagte Frau von Lensdorf, „Freundschaft von meiner Hand annehmen, obwohl Sie sie vielleicht jetzt nicht mehr so schön und so fein finden werden, als jene der Gottheit Ihrer Träume. Und doch müssen Sie als Friedenszeichen und als Beweis meiner aufrichtigen Reue für Alles Ihnen zugefügte Unrecht diesen Smaragd annehmen.“

„Und nun, mein Herr,“ sagte Louise, „bitte ich auch mir eine Erklärung aus. Warum ließen Sie uns Tag für Tag in Baden warten, da ich Ihnen doch nach Amsterdam schrieb, wir wären schon begierig, unsere Freunde, die Lensdorff's in Ehrenbreitstein zu besuchen?“

„Mein Himmel! ich vergaß ganz, auf dem Postamte in Amsterdam nach Briefen zu fragen; — aber verzeihen Sie, liebe Louise, und werden Sie nicht böse, wenn ich erkläre, daß ich mich immer an Ehrenbreitstein, an den rosenfarbenen Hut und Shawl und an den Nußbaum erinnern werde.“

Das Sprachenfest der Propaganda.

Rom, 13. Jan. Gestern fand, wie alljährig an diesem Tage, in der Propaganda das große Sprachenfest, wie ich es nennen möchte, statt, bei welchem bekanntlich die Zöglinge der Propaganda Festreden in ihren verschiedenen Muttersprachen halten. Nach Abgabe meiner Eintrittskarte (es wurden solche in diesem Jahre zum erstenmal ausgetheilt) wurde ich freundlich

›n den Obern und Alumnen empfangen. Ein junger, aus obleuz gebürtiger Propagandist, Hr. Albert Nikola, (Bruder s in Bayern bekannten Missionairs Nikola), begleitet mich ırch die großen, mit Palm- und Lorbeer-Zweigen gezierten änge des prachtvollen Gebäudes bis an den Saal, in dessen intergrund auf amphitheatralisch sich erhebenden Bänken die öglinge saßen. Ueber ihnen hing ein Gemälde Sr. Heiligkeit regors XVI., und zahlreiche Kronleuchter erhellten den Saal. ie meisten Plätze fand ich schon von Fremden, Deutschen, ngländern, Franzosen, Belgiern, Dänen, Schweden und ussen besetzt, erhielt jedoch durch die Güte meines Begleiters nen Sitz in der Nähe der für die Cardinäle bestimmten Plätze. ald darauf traten, von der Schweizer-Garde begleitet, in ren Purpur-Gewändern vier Eminenzen ein, unter denen ich n in der literarischen Welt so hoch berühmten Cardinal lezzofani erkannte. Ihnen reihten sich Dom Miguel, zwölf lischöfe und verschiedene fremde Fürsten an. Beim Eintritt er Emmenzen standen die Zöglinge auf und blieben stehen, s die Cardinäle sich gesetzt hatten. Jetzt begann der akademische Akt mit einer lateinischen Vorrede, die ein Illyrier hielt. ach derselben wurde ein Progamm mit Angabe der verschienen Sprachen und Namen der Alumnen vertheilt welche in nselben sich hören lassen würden. Ein junger Propagandist ıs New-York trug darauf ein hebräisches Gedicht vor, dem n von zwei Chaldäern gehaltener rabbinischer Dialog folgte. bdallah Assemanie vom Berge Libanon declamirte syrische lerse; ein aus Bethlehem gebürtiger Zögling sprach samaritnisch. Nun standen drei Chaldäer auf, um eine Ekloge in rer Kirchensprache vorzutragen, die sie mit einem Gesang oller Guttural-Töne beschlossen.

Wie alle, die sich bis jetzt hatten hören lassen, mit Beillsklatschen begrüßt wurden, so geschah dieß besonders bei n Letzteren wiederholt. Ein Perser sprach dann in der olkssprache der Chaldäer; ein Amerikaner aus Washington eclamirte ein italienisches Gedicht; ein junger Mann von ibanon aber, der arabische Verse vortrug, gefiel besonders egen seiner schönen metrischen Production und seiner lebensollen, kräftigen Declamation. In der maltesischen Mundart dete ein Aleppiner, und ein Konstantinopolitaner ließ sich it süß klingenden türkischen Versen vernehmen. Dann folgten orträge in der Schrift und Volkssprache der Schemsi, oder sabbäer (Feueranbeter.) Hiernächst erhoben sich zwei junge ndier aus Pegu im Birmanen-Reiche, um einen Dialog in rer Muttersprache zu halten. Der jüngste der beiden, die urch ihre schwarzbraune Gesichtsfarbe auffielen, konnte kaum wölf Jahre alt seyn, declamirte aber mit so viel Natürlichkeit, aß fast stürmischer Applaus Beiden zu Theil ward. Ein Armenier aus Ancyra in Kleinasien trug eine italienische Elegie or; dann folgten Vorträge eines altgriechischen Gedichts und ngriechischer Productionen. Wohlklingender als die kurdische sprache, welche ein junger Mann aus Kurdistan redete, ernte ein celtisches Gedicht, das ein Amerikaner aus Neuhottland vortrug, an den dann ein Irländer sich anreihte. in von einem deutschen Propagandisten vorgetragenes hübhes italienisches Sonett bildete den Uebergang zu den Spraen der Illyrier, Bulgaren und Polen, nach welchen unsere eutsche Sprache an die Reihe kam. Johann Winkler beschrieb en Kindermord von Bethlehem in einem sehr gelungenen bedicht, dem nur ein etwas kräftigerer Vortrag zu wünhen gewesen wäre. Nach diesem jungen Dresdener folgte der deutschen die holländische Sprache, worauf Thomas Fergusson, der, wie ich höre, früher brittischer Artillerie-Offizier war und, zu Sidney in Neuholland in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt, nun seit zwei Jahren Zögling der Propaganda ist, ein englisches Gedicht vortrug, dem von den anwesenden Engländern großer Beifall gezollt wurde. Dann kam das Spanische, die catalonische Mundart und das Portugiesische. Wilhelm Vanderlinden aus dem Haag hielt einen französischen Vortrag; ein Albanese und Georgier redeten mit hellklingenden Stimmen in ihrer Muttersprache. Demnächst trat ein junger Mohr aus der Landschaft Grodscham auf, um sich im Amharischen, der Volkssprache der Abyssinier, hören zu lassen, ein Landsmann desselben, ein junger Mann mit noch schwärzerem Gesicht und funkelnden Augen, redete Aethiopisch; zwei Aegyptier hielten einen koptischen Dialog. Nun ließ sich ein Californier in der Sprache seiner wilden Landsleute vernehmen und schloß seine Rede mit einem Gesang der Wilden seines Stammes, den er nach Art seines Landes statt der Musik mit einer Klappe begleitete. Er wurde gewaltig applaudirt, aber noch weit mehr Interesse erregte nach ihm ein junger Chinese, Joachim Kuo aus der Binnen-Provinz Honan, mit seinem barbarischen Monosyllaben. Nachdem ein Amerikaner aus New-York schöne italienische Terzinen hatte ertönen lassen', sprach ein zweiter Chinese in der Mundart der Provinz Canton, die von den Bewohnern der übrigen Provinzen China's kaum verstanden wird. Zwei andere Chinesen aus Schan-si erschienen in ihrer Nationaltracht, und verbeugten sich vor und nach ihrem Vortrage nach chinesischer Sitte bis zur Erde vor den versammelten Eminenzen, Bischöfen und übrigen Zuhörern. Sie ließen sich in der Sprache ihrer Provinz hören und schlossen die Feierlichkeit mit einem wohlklingenden chinesischen Gesang, von dem man jedoch nur das öfter wiederholte feierliche Halleluja verstehen konnte. Der Saal erscholl nun von rauschendem Beifallklatschen, worauf endlich der bereits erwähnte kleine Birmane aus Pegu mit einem italienischen Ringraziamento die Zuhörer entließ. Welchen unbeschreiblichen Eindruck diese ganze Feierlichkeit auf mich und auf alle Anwesenden gemacht, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken. Gerührt verließen nicht allein die Katholiken, sondern auch sehr zahlreich anwesende protestantische Fremde das große Welt-Seminar, in dem Jünglinge von so verschiedenen Nationen für den Priesterstand und für die Missionen über den ganzen Erdkreis verbreitet werden. Ein Franzose rief in der Mitte des Saals aus: „c'est le triomphe de notre église“ und konnte sich kaum von den Zöglingen trennen. Ein dänischer Dichter, den ich nach der Akademie sprach, war von Begeisterung hingerissen, und wiederholte einmal über das andere: „nur die Weltstadt Rom kann solche Früchte bringen.“ Da der Saal die Masse der zuströmenden Zuhörer nicht auf einmal zu fassen vermochte, so ist dieselbe Akademie auch heute wiederholt und wieder vom Cardinal Mezzofanti und andern Personen mit ihrer Gegenwart beehrt worden.

Die Dardanellen.

Der Kanal der Dardanellen (Hellespont), welcher die Gewässer des Meeres von Marmora ins ägäische Meer führt, hat eine Länge von dreizehn Seemeilen von der Spitze des Leuchtthurms an der europäischen Küste bis zum Cap Jenisch-

cher. Seine Richtung im Allgemeinen ist nordöstlich. Er bleibt fortwährend in dieser Richtung, von dem Eingange des Kanals bis zu den alten Schlössern, wo er eine starke Biegung nach Norden und Nord-Nord-West macht. Auf der Höhe der Spitze von Nagara dehnt er sich wieder nach Nord-Ost, und fängt an, sich merklich zu erweitern. Die durchschnittliche Breite des Kanals beträgt 3 Kilomètres 5 Mètres, das Wasser strömt dem Archipel zu. Wo er am engsten ist, zwischen den beiden alten Dardanellenschlössern, kann die Stärke des Stromes auf $3\frac{1}{2}$ Knoten angeschlagen werden. Die Gegenströmungen sind besonders an der europäischen Küste; aber die zahlreichen Untiefen, welche diese Küste schützen, machen ihre Benutzung Schiffen großer Bauart unmöglich. Der nördliche Theil des Kanals ist durchaus ohne Vertheidigung; er ist indeß nicht so breit, als ein wenig oberhalb des Archipels. Ungefähr 11 Meilen von der Spitze des Europa-Leuchtthurmes, oberhalb Gallipoli, findet man das erste Fort. — Folgendes ist das Verzeichniß der Forts, mit ihrer Armirung am Ende 1831, einer Armirung, welche 1807, als Sir John Dukworts den Durchgang erzwang, nur aus 182 Feuerschlünden bestand. — Europäische Küste: Setil-Bahr (Eingang der Dardanellen) 46 Kanonen 3 Mörser; Chahenu Kale 40 Kanonen 2 Mörser; Eski-Hissarlek 20 Kanonen, 3 Mörser; Namassia 48 Kanonen; Kilit-Bahr 48 Kanonen; Dighirmen 21 Kanonen; Tschamli-Burnu 16 Kanonen; Baali 39 Kanonen, 7 Mörser. — Asiatische Küste: Koum-Kale (Eingang der Dardanellen) 103 Kanonen, 4 Mörser; Depez-Burnu 16 Kanonen; Tschanak-Kale 82 Kanonen, 4 Mörser; Hadji Omer Burnu 26 Kanonen 2 Mörser; Kesse-Burnu 29 Kanonen; Nagara-Kale 72 Kanonen. — Die meisten dieser Forts werden von der Landseite beherrscht und können hier deshalb keinen Widerstand leisten. Die wichtigsten sind die von Setil-Bahr und Koum-Kale, welche den Eingang des Kanals zwischen dem Cap-Helle und Jenischcher vertheidigen, und die von Kilit-Bahr und Tschanak-Kale, welche 4 Mètres oberhalb derselben, wo der Kanal am engsten ist, erbaut sind. Die beiden Schlösser am Eingang heißen, in Bezug auf die alten Dardanellenschlösser, die neuen Schlösser von Europa und Asien; sie sind 1659 von Muhamed IV. erbaut, um den Einfällen der Venetianer Einhalt zu thun. Setil-Bahr liegt $2\frac{1}{2}$ Kilomètres vom Cap Helle. Nach der Seeseite zeigt es eine doppelte Linie von Kanonen in zwei divergirenden Batterien. Man hat auf der ersten Linie kürzlich noch eine kleine Bastion angebracht. Es wird in halber Kanonenschuß-Weite durch einen kleinen Hügel beherrscht, auf dessen Culminationspunkt der Sultan Mahmud ein Sternfort errichtet hat. Koum-Kale, 5 Kilomètres (1920 Toisen) von dem vorhergehenden entfernt, ist ein rechtwinklichtes Fort, welches sich an der asiatischen Küste am äußersten Ende einer sandigen und von allen Seiten offenen Ebene erhebt; es wird von Thürmen, von Bastionen und mehreren tiefer liegenden casemattirten Batterien bestrichen. Ein Theil der Kanonen, welche diese Batterien führen, sind von enormer Dimension und ohne Lafette; man kann sich ihrer nicht ohne Gefahr bedienen. Dies Schloß wird nur in einer Entfernung von 1000 Mètres im Südwesten durch das äußerste Ende des Caps Jenischcher beherrscht. Die alten Schlösser, die eigentlichen sogenannten Dardanellenschlösser, sind 2080 Mètres von einander entfernt; die Strömungen in der Durchfahrt sind außerordentlich stark. Die Bauart dieser Schlösser, welche aus der Zeit Muhamed des Zweiten datirt, ist im türkischen Geschmack. Sie haben auf der Seite eine starke Batterie in der Wasserhöhe, auf der Landseite eine von Thürmen bestrichene Verschanzung, und in der Mitte ein Bollwerk oder Donjon von starkem Mauerwerk. Kilit-Bahr liegt auf einem, namentlich nach der Seeseite ziemlich steilen Abhange; ungefähr 600 Mètres entfernt ist ein Plateau, und eine auf der Feldseite desselben aufgestellte Batterie würde bald die Werke vernichten und von der Landseite bezwingen. Das Schloß von Asien (Tschanack-Kale) liegt auf einer sandigen Ebene an der Mündung eines kleinen Stromes, des Xanthus: die Umgegend ist sehr morastig; diese Position könnte sehr stark gemacht werden. Hier ist die gewöhnliche Residenz des Paschas, welcher die beiden Ufer des Hellesponts befehligt. In der Umgegend dieser beiden Schlösser liegen zwei ziemlich ansehnliche Flecken; der in Asien ist der bevölkertste, und bildet den Markt für einen ausgedehnten Theil des Innern des Landes. Mehrere Batterien, wie die von Depez-Burnu, haben eine sehr gute Lage, aber wie sehr man auch für die Befestigung der Dardanellen Sorge trage, das Eindringen in diesen Kanal wird nie unmöglich seyn, wenn man nicht die Theile der benachbarten Küsten, sowohl in Europa als in Asien, in Vertheidigungsstand setzt, an welchem bequem eine Landung zu bewerkstelligen ist, und von wo aus man die Forts der Meerenge leicht von der Rückseite nehmen kann. In Europa ist der beste Landungspunkt in der Tiefe des Golfs von Saros; von dort würde ein Truppencorps, dessen Bewegung mit der einer Flotte combinirt wäre, quer durch die Halbinsel gehen und oberhalb Gallipoli Posto fassen. Hier hat diese Halbinsel nur 4 bis 5 Meilen Breite, und ist von einer Reihe Hügel durchschnitten, welche gute Dienste leisten würden, die von Konstantinopel zu Lande geschickte Hülfe aufzuhalten. Der Kanal würde auf diese Weise fast ganz blokirt: der Weg, den die Türken an der asiatischen Küste einschlagen könnten, ist lang und bietet große Schwierigkeiten. In Asien geschieht die Landung an der Küste von Troja. Aber um zum Angriff gegen das alte Dardanellenschloß zu schreiten, muß man ein schwieriges und morastiges Terrain durchschneiden. Uebrigens sind die Halbinsel, so wie Troja, welche materielle Hülfsquellen bieten und gut angebaut sind, nur schwach bevölkert.

Viersylbige Charade.

Meine beiden Ersten sind
Beim Putz oft angewendet;
Die Letzten sind nur zu geschwind
Im Ganzen euch beendet.

Palindrom.

Bist du langsam,
Werde, wie ich vorwärts heiße;
Bist du träge,
Werd', und du wirst Freund vom Fleiße.
So wie ich nun rückwärts heiße.
Doch lies mich her und lies mich hin
Dasselbe Wort ich immer bin.

Auflösung des Buchstabenräthsels im Blatte Nr. 10

Gesicht — Gedicht — Gericht — Gewicht.

№ 18.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Lisinka.

(Fortsetzung.)

Das Théâtre Français war zu Ende; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich aus allen Thüren, Wagen rasselten, Lakaien schrien, Kutscher fluchten, jeder strebte sich in dem Getümmel Luft zu schaffen, so gut er konnte, und jeder bemühte sich den Ausgang zu erreichen; auch Emil und François versuchten es, sich Bahn zu brechen durch den gewaltigen Menschenknäuel, da hörten sie auf einmal ganz in ihrer Nähe eine weibliche Stimme um Hülfe rufen, blickten um sich und gewahrten eine junge Dame, die von einem frechen Kerl in das dichteste Gedränge geschoben ward, ohne Zweifel in der Absicht, sie ihrer kostbaren Ohrringe zu berauben. Emil erkannte die Gefahr zuerst, ein derber Stoß warf den Verfolger der Dame zurück, er bat um ihren Arm, theilte, von François unterstützt, die wogende Menge und gelangte endlich glücklich ins Freie, woselbst die schöne Unbekannte ihrem Beschützer mit den verbindlichsten Worten für seinen Beistand dankte.

Bald sollte jedoch eine neue Verlegenheit die frühere beinahe noch übertreffen; die Dame sah sich nämlich vergebens nach ihrer Begleiterin um, die im Gewühl von ihrer Seite gerissen worden war, eben so wenig konnte sie ihren Wagen auffinden; es blieb ihr daher nichts anders übrig, als sich dem Schutze der beiden Freunde zu vertrauen, die auch sogleich ein Fuhrwerk herbeizuschaffen eilten, und voll Entzücken über dies angenehme Abenteuer ihre schöne Schutzbefohlene in die von ihr bezeichnete Wohnung brachten, woselbst sie ihr ängstlich besorgter Pflegevater, der die Vermißte bereits überall suchen ließ, mit dankbarer Freude empfing.

Daß Emil und François die Erlaubniß erhielten, sich recht bald nach dem Wohlbefinden ihrer schönen Geretteten erkundigen zu dürfen, daß diese Erlaubniß besonders von Emil benützt ward, so oft es der Anstand zuließ, bedarf wohl keiner weitern Versicherung. Rosalie, so hieß die junge Dame, war Emils erste Liebe, der Zauber ihrer Anmuth hatte ihn gefesselt, ein neues, nie gekanntes Gefühl, erfüllte seine Brust und machte ihn zum glücklichsten Sterblichen, als er nach wenig Wochen das süße Geständniß einer ähnlichen Empfindung aus ihrem Munde erhielt. François, dem Emils Leidenschaft nicht entgangen war, hatte sich gleich im Anfange von Rosalien zurückgezogen, um seinem Freunde nicht unnütz im Wege zu seyn; er freute sich daher innig, als dieser ihm die Neigung der Geliebten, so wie seinen Entschluß, nun unverzüglich bei ihrem Vormund um ihre Hand werben zu wollen, vertraute.

Es geschah! — Dumenil, so hieß Rosaliens Pflegevater, nahm Emils Bewerbung zwar nicht ungünstig auf, allein sein Benehmen zeigte, daß er in seinen Erwartungen getäuscht worden, indem er den weit reicheren, durch Rang und Verbindungen weit wünschenswertheren François als den künftigen Gemahl seiner Mündel betrachten zu dürfen geglaubt hatte. Indessen was war zu thun? auch Emil besaß Vermögen genug, um seine Gemahlin anständig zu versorgen, auch sein Rang als Offizier sicherte ihr eine ehrenvolle Stellung in der Welt; er gab daher seine Einwilligung, versprach den Hochzeittag zu bestimmen, sobald Emil sich die Heirathserlaubniß erwirkt haben würde, und versetzte die Liebenden durch diesen Ausspruch auf den Gipfel des Glückes.

Nur noch wenige Wochen sollten bis zu dem heißersehnten Zeitpunkt verstreichen, an welchem Dumenil die Verbindung festgesetzt hatte: — alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, alle kleinen Hindernisse besiegt, selig im Vorgefühl der nahen Erfüllung ihrer Wünsche, schwammen Emil und Rosalie in einem Meere von Wonne, das sie die ganze übrige Welt vergessen hieß: da trat das Schicksal grausam zwischen sie und ihre gehoffte Seligkeit, der Krieg mit Rußland ward erklärt, die Armee erhielt Befehl zum Aufbruch. Emils Regiment befand sich unter den ersten, die marschfertig seyn mußten; nur kurze Zeit blieb dem unglücklichen Bräutigam, seine Angelegenheiten zu ordnen, und nur mühsam gelang es ihm diejenige Fassung zu erringen, deren er in diesem Augenblicke so nothwendig bedurfte.

Rosaliens Schmerz überstieg alle Gränzen. Der Gedanke, sich gerade jetzt von Emil trennen zu müssen, jetzt, wo sie auf ewig mit ihm vereinigt werden sollte, brachte sie zur Verzweiflung; sie war überzeugt, daß sie ihn nie, nie wiedersehen werde, daß er in jenem ihr ohnehin schrecklichen Lande den Tod finden müsse. Natürlicherweise vermehrte dieser Zustand der Geliebten Emils Leiden; vergebens boten er und François alles auf, sie zu trösten, umsonst stellten sie ihr vor, daß die strengen Pflichten des Kriegers diesen zwar oft den Armen der Gattin entrissen, ohne daß man deßhalb an seiner glücklichen Wiederkehr verzagen dürfe: sie folgte nur den Eingebungen ihres Schmerzes, hörte nur die innere Ahnungsstimme, die ihr den Verlust des Geliebten verkündete, und verfiel nach dem endlich erfolgten Abschied desselben in eine so schwere Krankheit, daß sowohl ihr Pflegevater als François ernstlich für ihr Leben zu zittern genöthigt waren.

Emil zog indessen an der Spitze seines Regimentes immer weiter und weiter dem Norden zu. Je größer aber der Raum ward, der sich nachher zwischen ihn und die ihm so theuren Wesen legte, desto höher stiegen Wunsch und Sehnsucht, sie wiederzusehen in seiner Brust. Er kam sich oft selbst wie ein Träumender vor; zu plötzlich war der Wechsel seines Schicksals, zu nahe stand er an der Schwelle des höchsten Glückes,

als daß ihn dieß unerwartete Zurückschleudern in eine für sein Ziel unabsehbare Ferne nicht tief erschüttert und sein Herz mit bangen Ahnungen erfüllt hätte.

Es ist nicht die Absicht dieser Erzählung, den Weg des französischen Heeres zu verfolgen, oder die schon oft beschriebenen Begebenheiten dieses merkwürdigen Feldzuges aufs Neue zu schildern: nur insofern Letzterer mit Emils Schicksal in Verbindung steht, muß eine flüchtige Erwähnung desselben hier Platz finden.

Emil, der alle Gefahren und Beschwerden eines Marsches von 600 Meilen in einem wenig gebahnten Lande, unter theils ernsthaften Gefechten, theils unaufhörlichen Scharmützeln mit den Schwärmen der Kosaken, bis jetzt bestanden hatte, war einer von denjenigen, die krank und erschöpft in Moskau, der prachtvollen Hauptstadt des unermeßlichen Czaarenreiches Ruhe und Erholung zu finden hofften. Freilich zerrann diese Hoffnung nur allzubald, als er nach so mancher blutigen Schlacht nun endlich mit seinem Regimente in die Stadt einzog, dieselbe gänzlich verödet fand und Niemand ihm begegnete, als hie und da einige zerlumpte Gestalten, die eher das Ansehen von Räubern als von friedlichen Bewohnern zu haben schienen.

Er ward in einen stattlichen, jedoch von seinen frühern Besitzern verlassenen Palast gewiesen, in dem er sich nun so gut als möglich einzurichten und die nothwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen suchte.

Es war Abend. Von einem heftigen Fieberanfalle ermattet lag Emil auf seinem Ruhebette, er dachte an Rosalie, an den treuen Freund, an die schöne Heimath, — die bangsten Besorgnisse erfüllten seine Brust, denn er hatte seit langer Zeit keine Nachricht von dorther erhalten; tief bekümmert blickte er in die Zukunft und fragte sich, ob er seine Lieben wohl jemals wiedersehen werde, — da war es ihm mit einem Male, als vernehme er ein leises Gewimmer, das, von Zeit zu Zeit sich wiederholend, den aufmerksam Lauschenden zuletzt überzeugte, daß er sich nicht geirrt habe, sondern daß sich wirklich hier irgendwo ein menschliches Wesen befinden müsse, dessen leidender Zustand jene Töne veranlassen möge.

Emils Zimmer lag in dem Erdgeschoß; er hatte vermöge seines Unwohlseyns die Wohnung noch nicht weiter untersucht, die er völlig verödet glaubte, jetzt aber schien es ihm zu seiner eigenen Sicherheit nothwendig, den Urheber jener Klagelaute ausfindig zu machen; er stand daher ohne Zögern von seinem Lager auf, versah sich aus Vorsicht mit einem Paar geladener Pistolen, ergriff das Licht und befand sich, nachdem er sein Zimmer verlassen hatte, auf einem langen schmalen Gange, der nach dem Hofe des Hauses zu führen schien, in dem jedoch, außer einer kleinen Vertiefung in der Mauer, keine Thüre oder sonstige Oeffnung angebracht war, die auf ein verborgenes Behältniß hätte schließen lassen.

Unentschlossen, ob er weiter gehen oder wieder umkehren sollte, vernahm er jenes Wimmern jetzt plötzlich deutlicher, als zuvor; es schien ganz in seiner Nähe zu entstehen, dennoch konnte er nicht errathen wo? da er auch nicht das Geringste entdeckte, was ihn auf eine Spur zu leiten vermochte.

Langsam an der Wand fortschreitend und sie genau untersuchend, kam er jetzt abermals an jene Vertiefung, die er schon früher bemerkte, und eben hier war es, wo der verstärkte Schall ihm bewies, daß er auf dem rechten Wege sey, das Räthsel, welches sich ihm so unerwartet aufdrang, zu lösen. Er trat in die Nische, beleuchtete sie von allen Seiten, gewahrte jedoch nichts Auffallendes; unmuthig über das Vergebliche seiner Bemühungen, wollte er sie so eben wieder verl[...]sen, da glitt sein Fuß aus, er besorgte zu fallen, stemmte [...] mechanisch mit der Hand an die Mauer, empfand einen hef[...]gen Schmerz, den ihm ein kleiner, kaum merkbar aus [...] Wand hervorragender Nagel verursachte, in dem nämlich[...] Augenblicke erhob sich ein leises Geräusch, wie das Rasseln ein[...] Räderwerkes, die Mauer theilte sich allmählig aus einand[...] und ein enges Gewölbe ward sichtbar, in welchem der staunen[...] Emil ein weibliches Wesen am Boden liegend erblickte, des[...] immer schwächer werdendes Wimmern den bejammernswürdig[...] Zustand erkennen ließ, in dem die Unglückliche sich befinden moch[...]

(Fortsetzung folgt.)

Die Heirath durch Zwiebeln.

Von C. M. D.

Es war im Jahre 1635. Um diese Zeit machte in Ho[...]land eine Blume aus Cappadocien, die „Tulpe" groß[...] Aufsehen. Im ganzen Lande herrschte die Tulpomanie, ei[...] Sucht nach Tulpenzwiebeln, die manchen Armen reich u[...] manchen Reichen arm machte. Denn, wie man jetzt mit Staat[...]papieren, so speculirte man damals mit Tulpenzwiebeln .. eine gefährliche Speculation, die Diesen zum Bettler, Jen[...] zum Millionär machte.

In Harlem (wer kennt nicht Harlem, diese Wiege d[...] Tulpenzwiebeln?!) lebte damals Herr van der Lübben, e[...] steinreicher Mann, der aber so geizig war, daß er sich u[...] seiner einzigen Tochter Eleonore kaum einen Bissen Brod gönn[...]

Auch van der Lübben speculirte mit Blumenzwiebeln und ha[...] sich dadurch ein großes Vermögen erworben. Er versand[...] Tulpenzwiebeln nach England und Frankreich und ließ sie [...] theuer bezahlen.

Die Sucht nach schönen Tulpen war damals so groß, d[...] man manchen Zwiebel mit vier=, manche mit fünf=, ein[...] Semper augustus sogar mit sechstausend Gulden bezahlte.

Das hat sich Usbeck, der österreichische Gesandte in Co[...]stantinopel, der im Jahre 1557 die ersten Tulpen nach Wi[...] sandte, gewiß nicht träumen lassen, daß, 80 Jahre später, die cappadocischen Blumen die phlegmatischen Holländer so en[...]thusiasmiren würden.

Van der Lübben wußte aus dem Tulpenrausche seiner Land[...]leute den größten Nutzen zu ziehen: er gab einer und derselb[...] Zwiebel oft zehn verschiedene Namen, von denen der Ei[...] glänzender und lockender, als der Andere war. Eine die[...] Zwiebeln nannte er Regina mirabilis ... ein Name, d[...] gar nicht zu bezahlen war.

Eines Tages ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden.

Vermuthlich ein Tulpenliebhaber! Man lasse ihn ein, sag[...] van der Lübben.

Der Fremde überreichte dem Tulpenfabrikanten einen Empfeh[...]ungsbrief von van der Lübbens Bruder, welcher sich seit ein[...] Reihe von Jahren in London niedergelassen hatte.

Van der Lübben quetschte eine Brille auf den Sockel sein[...] Nase und las folgenden Brief:

Mein sehr werther Bruder!

„Vorzeiger dieses ist Herr Littleboom, der einzige So[...] eines der reichsten Kaufleute Londons, der eine Reise nach d[...] Continente unternimmt, um sich dort eine Frau zu suchen, w[...] er eine Abneigung gegen die Schönen seines Vaterlandes h[...] Ich gab ihm einen Brief an Dich, weil ich weiß, daß [...]

ne schöne Tochter hast. Wenn Deine Eleonore ihm gefällt, bin ich überzeugt, daß er sie heirathen wird, und daß Du ern einwilligen wirst, da Master Littleboom ein Vermögen on wenigstens 80,000 Pfund Sterling besitzt."

Van der Lübben konnte nicht weiter lesen. — 80,000 Pf. Sterling!!! Diese Zahl weckte in seiner geldgierigen Seele ne Unzahl sanguinischer Hoffnungen, die ihn in die heiterste Stimmung versetzten. 80,000 Pfund Sterling! sprach er zu ch selbst und fiel dem Engländer um den Hals, drückte ihn n seine Brust, hieß ihn 3000 Mal willkommen und lud ihn gleich zum Frühstück ein.

Das Frühstück nehm' ich an, denn ich habe einen pferdeäßigen Hunger, sagte der Engländer.

Edle Offenherzigkeit, die mich bis zu den Thränen rührt, rwiederte der Freundschaft heuchelnde Tulpenkaufmann und lingelte, worauf ein Diener eintrat, dem er ein Paar Worte n's Ohr raunte, der bald darauf wieder abging und mit einem Frühstück zurückkam das aus Häring, Bier und Käse bestand.

80,000 Pfund Sterling! Wenn der mein Schwiegersohn wäre . . . ich würde ihn auffressen vor Liebe . . . so dachte r bei sich und lud den Engländer zum Platz nehmen ein.

Sie sollen eine Tochter haben, sprach der Engländer.

Zu dienen, Herr Littleboom.

Ist sie schön?

Wunderschön . . . mir wie aus dem Gesicht geschnitten . . .

Der Engländer warf einen trockenen Blick auf sein vis-à-vis, das ein Bild der Häßlichkeit war, und konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

Wie alt ist Ihre Tochter? fragte der Engländer.

Siebzehn Sommer, antwortete der Holländer.

Ist sie blond, fragte der Engländer.

Außerordentlich blond, antwortete der Holländer.

Könnte ich sie wohl einmal sehen, sagte der Engländer.

O ja, antwortete der Holländer. Gleich will ich sie ohlen . . . Sie wird aber noch in Negligé sein, denn es st noch sehr früh . . . aber das hat nichts zu sagen.

Au contraire, sagte der Engländer und öffnete die zweite Flasche Bier, denn die erste hatte er bereits ausgetrunken.

Essen und trinken Sie, so viel Sie wollen . . . geniren Sie sich nicht im Geringsten . . . thun Sie gerade so, als ob Sie hier zu Hause wären . . . gleich bin ich wieder bei Ihnen . . . 80,000 Pfund Sterling! Ein Goldjunge! sprach er zu sich selbst und ging in's Seitengemach, um seine Tochter zu holen.

Der Engländer entwickelte einen Appetit, der alle Grenzen des Anstandes übersprang: er fraß wie ein Wolf, verschluckte einen Häring nach dem andern und entkorkte jetzt die dritte Flasche.

Was sind denn das für Dinger, die hier auf dem Teller liegen? Vermuthlich Zwiebeln zum Häring. Er roch daran. Ganz recht, es sind Zwiebeln. D'rauf schällte er eine nach der andern und verschluckte sie scheibenweise mit dem Häring.

Jetzt kam van der Lübben zurück.

Meine Tochter wird bald hier seyn . . .

Schon gut, schon gut, hat keine Eile . . .

Schmeckt es Ihnen, wenn ich fragen darf?

Gut recht, recht gut. Sie sehen, ich habe so ziemlich Alles aufgegessen, was hier auf dem Tische stand.

Van der Lübben warf einen Blick auf die fast leeren Teller und stieß einen fürchterlichen Schrei aus.

Jesus, Maria und Joseph!! schrie der Holländer und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Warum schreien Sie denn so, fragte ruhig der Engländer und spülte den letzten Bissen Essen, der ihm noch in der Kehle stack, mit einem tüchtigen Schluck Bier hinunter.

Herr, wissen Sie, was Sie da gegessen haben?

Nun, doch nicht etwa Gift?

O, wär's nur das, da würde ich mich wohl zu trösten wissen, aber Sie haben mir fünf Zwiebeln aufgegessen!

Ja, das hab' ich. Ist das etwa ein Unglück?

Freilich, ein Unglück, ein großes Unglück, ein schauderhaftes Unglück! Diese Zwiebeln waren keine gewöhnlichen Zwiebeln . . .

Nicht? Was denn?

Tulpenzwiebeln, kostbare Tulpenzwiebeln, die ich, bevor Sie kamen, einpacken und nach Amsterdam schicken wollte. Sie haben einen Semper augustus für 5210 Gulden, einen Admiral Liefken für 4800 Gulden, eine Regina mirabilis für 4600 Gulden und eine Donna Maria für 3200 Gulden hinabgewürgt. Herr, das ist ein Frühstück, das mich bankerout macht! Er rang die Hände . . . die Thränen standen ihm in den Augen . . . Frißt mir der Mensch meine schönsten Hoffnungen, meine kostbarsten Tulpenzwiebeln! Mann Gottes, schaffen Sie mir die fünf Zwiebeln wieder oder Sie sind ein Kind des Todes!

Was mein Magen einmal in Beschlag genommen, das gibt er unversehrt nicht wieder . . . ich kenne meinen Magen, er ist in diesem Punkte etwas hartnäckig — erwiderte ruhig der Engländer und wischte sich den Mund ab.

Herr, wie können Sie so ruhig seyn, wenn Sie sehen, daß ich mich so ärgere... nein, das ist zum Schlagtreffen! Mann, ich muß meine Zwiebeln wieder haben!

Warten Sie bis zum nächsten Frühjahr . . . dann, hoffe ich, wird in meinem Magen ein ganzer Flor von Tulpen blühen. Sie sollen sodann von jeder Gattung einen Ableger haben...

Herr, reißen Sie hier keine schlechte Witze, das schickt sich nicht, das verbitte ich mir. Sie müssen mir meine fünf Zwiebeln zurückschaffen oder mir 20,000 Gulden Schaden-Ersatz leisten...

20,000 Gulden Schadenersatz . . . das werde ich bleiben lassen. Warum ließen Sie die Zwiebeln auf dem Tische liegen, ohne mich davor zu warnen? Das ist Ihre Schuld!

Warum fraßen Sie diese Zwiebeln, ohne mich zuvor um Erlaubniß gefragt zu haben?

Weil ich geglaubt, daß es gewöhnliche Zwiebeln wären, die Sie, als zum Frühstück gehörig, auftragen ließen.

Ich könnte vor Wuth mich selbst mit Füßen treten . . .

Thun Sie das, wenn es Ihnen Spaß macht . . .

Herr keine Witze! Frißt der Mensch mir meine kostbarsten Blumenzwiebeln! Wenn ich eine dieser fünf Zwiebeln meiner Tochter zur Mitgift hätte geben wollen, jeder Graf würde sich ein Vergnügen gemacht haben, sie zur Frau zu nehmen.

Die Zwiebeln oder die Tochter?

Herr, wenn Sie sich unterstehen, noch einmal einen Witz zu reißen, so bring' ich Sie um. Reizen Sie mich nicht!! Wecken Sie nicht den schlummernden Löwen!!!

In diesem Augenblick trat Eleonore, die Tochter van der Lübben's ein. Der Engländer erblickte sie . . . ihre Schönheit electrisirte ihn dergestalt, daß er zuckte und erschrack.

Goddam, das ist die schönste Tulpe, die sie besitzen, sagte er zu van der Lübben . . . Diese Tulpe muß mein werden. Verlangen Sie, was Sie wollen . . . ich gebe Alles, was ich mein nenne, für diese Tulpe.

Wollen Sie auch diese Tulpe verschlingen? fragte der Holländer.

Ja, vor Liebe! rief der Engländer.

Eleonore erröthete und schlug das Auge nieder. Die göttliche Schaam erhöht die Reize der Frauen. Eleonore glich jetzt einer Engelsgestalt des Carlo Dolci . . . der Engländer staunte den Nimbus ihrer Reize an und — — bat um ihre Hand.

Drei Tage hernach war die Verlobung.

John Howard.

John Howard, der den schönen Namen eines Menschenfreundes und Wohlthäters der Menschheit in so vorzüglichem Grade verdient, wurde im J. 1726 (nach Andern 1727) zu Hackney geboren, wo sein Vater ein reicher Kaufmann war. Seine Erziehung war so mangelhaft, daß er nicht einmal seine Muttersprache correct sprechen oder schreiben lernte. Nach beendigten Schuljahren kam er in London zu einem Kaufmanne in die Lehre, gab aber, durch den frühen Tod seines Vaters in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, seiner Schwächlichkeit wegen diesen Lebensberuf auf und reiste auf den Continent und zwar nach Frankreich und Italien. Bald nach seiner Rückkehr nach London (1752) bezog er seiner Kränklichkeit wegen eine Landwohnung, beschäftigte sich mit Physik und Medicin und heirathete seine Wirthin, eine Wittwe, deren Alter nicht mehr als das Doppelte des seinen betrug, um ihr seine Dankbarkeit für ihre sorgsame Pflege durch die That zu beweisen; er lebte drei Jahre mit ihr glücklich und gedachte ihrer bis an seinen eigenen Tod mit liebevoller Achtung. Im J. 1756 wurde er zum Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften ernannt, nicht weil er sich in den Wissenschaften besonders hervorgethan hätte, sondern in Gemäßheit des Gebrauchs jener Gesellschaft, vermögende Männer durch Aufnahme in ihren Schooß an die Interessen der Wissenschaften zu knüpfen. Nach dem Tode seiner Gattin trat er eine zweite Reise nach dem Continent an, zunächst in der Absicht, die Ruinen von Lissabon, die Folgen des verheerenden Erdbebens von 1755, in Augenschein zu nehmen. Auf dieser Reise begegnete ihm dasjenige Ereigniß, welches seinem Geiste zuerst die Richtung auf Das gab, was er sich später zur Aufgabe seines Lebens machte. Wir theilen die Erzählung desselben mit seinen eignen Worten mit: „Im J. 1756 wurde ein Lissaboner Packetschiff, auf welchem ich mich als Passagier befand, von einem französischen Caperschiffe genommen. Bevor wir Brest erreichten, litt ich den brennendsten Durst, indem ich mehr als 40 Stunden lang keinen Tropfen Wasser erhielt; im Castell von Brest lag ich sechs Nächte auf Stroh; wie hart meine Landsleute von den Franzosen behandelt wurden, konnte ich sowohl dort beobachten, als in Morlaix, wohin ich später gebracht wurde, und in Carhaix, wo ich mich zwei Monate auf Ehrenwort befand. Ihre Behandlung war so barbarisch, daß mehrere Hunderte umkamen; in Dinnan wurden an einem Tage 36 in einer Grube begraben. Als ich gleichfalls auf Ehrenwort nach England kam, zeigte ich den Commissionairen der kranken und verwundeten Matrosen die einzelnen Umstände an; in Folge dessen wurden Vorstellungen an den französischen Hof gerichtet, die den erwünschten Erfolg herbeiführten.

Im J. 1758 verband sich Howard mit der Tochter eines ausgezeichneten Juristen, kaufte ein Landgut und führte mehrere Jahre lang das ruhige Leben eines Landedelmannes, versäumte aber keine Gelegenheit, Gutes zu thun. Aber schwerlich wäre sein Name außerhalb der Sphäre seines unmittelbaren Einflusses bekannt geworden, wann er nicht im J. 1777 Sheriff der Grafschaft Bedford geworden wäre. In dieser Eigenschaft wurde er mit den Gefängnissen der Grafschaft genauer bekannt und fand, daß viele von den Geschwornen für nicht schuldig Erklärte, ferner Solche, deren Ankläger nicht erschienen waren u. s. w., fortwährend in Haft gehalten wurden, weil sie die üblichen Vergütungen an den Kerkermeister, den Assisenschreiber u. s. w. nicht entrichten konnten. Er besuchte die Gefängnisse mehrerer benachbarten Grafschaften und fand hier dieselbe Ungerechtigkeit in Ausübung; je mehr er aber das in den Gefängnissen herrschende Elend kennen lernte, desto mehr wuchs sein Wunsch und Eifer, es zu lindern. So besuchte er nach und nach, um eine genaue Kenntniß des Gegenstandes zu erlangen, die meisten Grafschaftsgefängnisse in England, später auch die Correctionshäuser und Gemeindegefängnisse, wobei er sein Augenmerk hauptsächlich auf das Kerkerfieber und die Pocken richtete. Bald nachher gingen im Hause der Gemeinen, nachdem er vor demselben über diesen Gegenstand abgehört und ihm der Dank des Hauses votirt worden war, zwei Bills durch, die eine über die Freilassung freigesprochener Gefangenen, die ungebührlich in Haft gehalten wurden, weil sie die üblichen Vergütungen nicht zahlen konnten, die andere in Bezug auf die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen. In kurzem erstreckten sich seine edeln, wahrhaft menschenfreundlichen Absichten, auf ganz Europa, indem er den Plan entwarf, sich mit dem Zustande der Gefängnisse aller Länder bekannt zu machen, und der Ausführung desselben zwölf Jahre, 1775—87, widmete. Während dieser Zeit reiste er vier Mal nach Deutschland, fünf Mal nach Holland, zweimal nach Italien; außerdem bereiste er die nordischen Staaten, Spanien und Portugal und die Türkei. Ueberall wurde er mit größter Achtung aufgenommen und fand selbst an manchen Höfen, z. B. bei Joseph II., Zutritt und gerechte Würdigung seiner edeln Absichten. Als Ergebniß seiner Reisen gab er schon 1777 ein Werk heraus, das einen Bericht über den Zustand der Gefängnisse und Hospitäler in Großbritannien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und den Niederlanden enthält. Dieses Buch trug die schönsten Früchte, indem es die Aufmerksamkeit vieler europäischen Regierungen auf Verbesserung der Gefängnisse hinleitete und eine menschlichere Behandlung der Gefangenen (namentlich in Deutschland, Frankreich und England) herbeiführte. Seit 1785 war Howard's Augenmerk auf die Maßregeln gegen die Verbreitung der Pest gerichtet. Er reiste deshalb in jenem Jahre nach Marseille und besuchte dann sämmtliche Pesthäuser und Lazarethe in Italien und der Türkei, wobei er sich der größten Gefahr aussetzte und einmal wirklich von jener furchtbaren Krankheit befallen wurde. Hierauf erschien 1787 seine wichtige Schrift über die bedeutendsten Lazarethe in Europa, welcher Abbildungen der Lazarethe in Marseille, Genua, Livorno, Neapel, Venedig u. s. w. und Abhandlungen über die Pest beigegeben sind. Um die Pest auch im Innern Asiens kennen zu lernen, trat er im Sommer 1789 eine neue Reise an und reiste durch Preußen, Curland, Liefland nach Petersburg und Moskau, von da nach Cherson in der Krim (am schwarzen Meere.) Hier wurde er bei einem Krankenbesuche bei einer jungen Dame, die an einer ansteckenden Krankheit darniederlag, von derselben angesteckt und starb am 20. Jan. 1790. Nach seinem Wunsche wurde er neben dem Landhause eines Franzosen unweit Cherson beerdigt, wo ein kleiner Obelisk sein Grab bezeichnet; in der Paulskirche zu London aber wurde ihm später ein größeres Denkmal errichtet, das seine aufopfernde Menschenliebe gewiß verdient hatte.

№ 20.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Lisinka.

(Fortsetzung.)

Es war anders beschlossen. Das schreckliche, in den Annalen Rußlands ewig denkwürdige Ereigniß war eingetreten, Moskau, die uralte, prachtvolle Czaarenstadt brannte an allen Orten. Verheerend wälzte das ungeheure Flammenmeer sich von Straße zu Straße, mächtige Feuersäulen, eine die andere an Größe überragend, stiegen zum Himmel empor, dicke Rauchwolken erfüllten die Luft, Verwirrung, Angst und Entsetzen herrschte unter allen denjenigen, die hier Ruhe, Erhohlung und neue Kräfte nach so viel überstandenen Leiden zu finden gehofft hatten; auch Emil mußte — erst halb genesen — den brennenden Pallast verlassen und sich zu seinem Regimente begeben, das jetzt eilig, gleich den übrigen, den Rückzug antrat. Lisinka aber, die unglückliche Lisinka, folgte ihm muthig nach; sie hatte ja keinen Freund, keinen Beschützer mehr auf dieser Welt als ihn, — wo hätte die arme Verlassene Zuflucht suchen, wo sich hinwenden sollen, um den Gefahren, die ihr von allen Seiten drohten, zu entfliehen? Ihr blieb keine andere Wahl als entweder das Schicksal ihres Retters zu theilen, oder in den hoch auflodernden Flammen Moskau's ihr Grab zu suchen.

Emil selbst vermochte keinen besseren Ausweg für sie zu finden; er sah ein, daß er sie nicht zurücklassen dürfe, und fürchtete nur die Schrecknisse die ihrer warteten; allein sein eigener Körper drohte bald den namenlosen Leiden zu erliegen, die jeden Tag, jede Stunde sich häuften. Von Kälte fast erstarrt, ohne Nahrung, ohne Kraft, schlich die noch vor wenig Monaten so blühende Armee jetzt in vereinzelten Haufen über unabsehbare Schneegefilde, vor sich den Tod in tausend schrecklichen Gestalten, hinter sich die verfolgenden Russen, die Rache und Verderben brachten. An den Leichen ihrer erfrornen Brüder, unter dem Weherruf der Sterbenden, den Klagelauten der ermattet Niedergesunkenen, dem Hülfeflehen der Verschmachtenden, bewegte sich die kleine Schaar vorwärts, an deren Spitze Emil fast bewußtlos einherschwankte. Lisinka wich nicht von seiner Seite, die Tochter Sibiriens bot der furchtbaren Kälte Trotz, sie allein vermochte noch mit Besonnenheit an Hülfsmittel zur Erleichterung des Zustandes ihres unglücklichen Freundes zu denken, sie allein sprach ihm und seinen Gefährten noch Trost und Muth zu. Oft wenn er von Schwäche überwältigt zu Boden sinken, wenn er den Tod erwarten wollte, warf sie sich zu seinen Füßen und beschwor ihn bei dem Andenken an die geliebte Braut, von der er ihr so oft erzählt hatte, weiter zu wandern, weil Rettung ja noch möglich sey; stets wußte ihre erfinderische, alles wagende Treue ihm eine augenblickliche Linderung seiner Leiden zu verschaffen. So hatten sie sich unter namenlosen Qualen bereits der Berezina genähert, als Emil eines Abends kraftlos niedersank, ohne den Zuruf seiner Gefährten, ohne das Jammergeschrei Lisinka's zu hören, die ihren geliebten Retter mit dem letzten Hauche ihres Mundes wieder zu beleben strebte.

In jenem Zeitpunkt wo der Untergang Tausender das Wohl des Einzelnen nicht beachten ließ, wo Stumpfsinn an die Stelle des Gefühls, Gleichgültigkeit an die Stelle des Mitleids getreten war, wo jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht, der Stimme der Menschlichkeit längst kein Gehör mehr verlieh, war Grausamkeit kein Verbrechen; daher beschlossen auch Emils Gefährten ihn seinem Schicksale zu überlassen und ohne Aufenthalt weiter zu ziehen. Vergebens flehte Lisinka sie an, ihren Führer nicht dem Tode preis zu geben, umsonst bat sie die wilden Krieger ihn mit sich zu nehmen, bis sie jenseits der Berezina einen sichern Zufluchtsort erreicht haben würden, sie wurde verlacht; ohne ihrer Klagen ferner zu achten, verfolgten die mit dem eigenen Unglück Kämpfenden ihren grauenvollen Weg, und bald sah sich Lisinka bei schon einbrechender Nacht allein mit dem schon Halbtodten auf dem weiten unwirthbaren Schneegefilde, das, wie ein ungeheures Leichentuch, Tausende mit seinem weißen Mantel bedeckte.

Nur wer ein über alles theure Wesen auf ähnliche Weise leiden sah, nur wer in solchen Augenblicken seine Ohnmacht erkennend, Rettung vom Himmel erfleht, und doch wieder an derselben verzweifelt, nur der allein ist fähig, sich einen schwachen Begriff von Lisinka's Empfindungen zu machen. Emils Schwäche nahm zu, seit mehreren Tagen hatte er beinahe aller Nahrung entbehrt, Schnee stillte seinen brennenden Durst, Schnee mußte die Stelle der Speise vertreten; mit einigen Bissen Brod wäre er zu retten gewesen — aber wo diese erhalten in der unabsehbaren fürchterlichen Einöde?

Minute an Minute schlich in tödlicher Langsamkeit vorüber. Lisinka's Angst stieg mit jedem Pulsschlag, sie hatte ihren unglücklichen Freund tief in den Schnee gebettet, bedeckte ihn mit allem, was sie entbehren konnte, und lauschte in namenlosem Schmerz auf die leisen Athemzüge seiner Brust. Lange saß sie so an seiner Seite, ihre Augen irrten auf der endlosen Fläche umher, da gewahrte sie in einiger Entfernung einen dunkeln Punkt, den sie früher noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Ungewiß, was es seyn könnte und von jeder Kleinigkeit Rettung hoffend, wagte sie es, darauf zuzueilen, bald war auch der Punkt erreicht und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie bei näherer Besichtigung einen umgestürzten, fast gänzlich zertrümmerten Wagen fand, der alle Spuren gewaltsamer Beraubung trug, wahrscheinlich von seinen früheren Besitzern verlassen und eine Beute der unglücklichen Flüchtlinge geworden war. So wenig Lisinka erwarten durfte, hier noch etwas ihr Nützliches zu finden, so emsig durchsuchte sie die traurigen

Reste des Fuhrwerks; schon glaubte sie sich getäuscht, glaubte sich vergebens hieher gewagt zu haben, da sollte ihre Mühe vergolten, ihre Treue belohnt werden, denn sie entdeckte einen köstlichen Schatz, nemlich — ein kleines Säckchen mit Mehl, das vermuthlich von den Plündernden in der Eile übersehen, in einem Winkel unter zerrissenen Kissen lag.

Laut aufjauchzend barg Lisinka diesen fast unglaublichen Fund auf ihrer Brust, belud sich mit dem noch übrigen Holzwerk des Wagens und eilte jetzt, so schnell sie es vermochte, zu der Stelle zurück, wo der unglückliche Emil im halben Todesschlummer lag; es gelang ihr bald, ein Feuer zu entzünden, das sie von dem mitgebrachten Vorrath nährte, der kleine Feldkessel, den sie bei sich trug, wurde mit Schnee gefüllt, schon nach wenig Minuten dampfte ein Theil ihres Schatzes zu nahrhaftem Brei verwandelt der glücklichen Lisinka entgegen, die alle ihre Angst, alle ihre Sorgen reichlich belohnt fand, als es ihr gelang, dem Verschmachtenden etwas davon einzuflößen und sie nun die allmählige Rückkehr seiner Kräfte gewahrte.

Ein Theil der Nacht war unter unablässigen Bemühungen, den Leidenden zu erquicken, verstrichen, schon wollte Emil den Versuch wagen, mit seiner treuen Gefährtin weiter zu wandern, schon hatte er sich mehrere hundert Schritte von seinem bisherigen Ruheplatz entfernt, da war es Beiden, als hörten sie plötzlich Pferdewieher; bald darauf schlug auch Waffengeräusch an ihr Ohr, ein wildes Geschrei ertönte in der Luft und mit Entsetzen mußte Emil erkennen, daß es die erbitterten, rachedürstenden Feinde waren, welche jetzt siegestrunken hinter ihm herstürmten, und daß er dem Tode nur entgangen sey, um dem noch weit schrecklicheren Loose der Gefangenschaft aufbehalten zu bleiben. Was Emil befürchtet hatte, geschah; kaum wurde er von den inzwischen herbeigekommenen Kosaken erkannt, als man ihn auch sogleich seiner Waffen beraubte und einer ziemlich bedeutenden Anzahl von Leidensgefährten zugesellte, die dasselbe Schicksal mit ihm theilten.

Lisinka, die treue, edelmüthige Lisinka wollte aber auch jetzt nicht von ihm lassen. Mit feuriger Beredsamkeit erzählte sie ihren Landsleuten, wie sie einst von ihm gerettet, von ihm beschützt worden sey; es gelang ihren rührenden Bitten, den Anführer des Corps zu der Erlaubniß zu bewegen, daß sie den Gefangenen begleiten und ungehindert an seiner Seite bleiben dürfe, so lange sie selbst es wolle. Nun war mindestens vor der Hand ihr Zweck erreicht, sie konnte für Emil sorgen, konnte ihn pflegen, konnte sogar das Mitleid Anderer für ihn erflehen, wenn Anstrengung und Entbehrung aller Art ihm auch die letzten Kräfte zu rauben drohen sollte.

Der Transport der Gefangenen ging nach Sibirien! Auf dem Wege dahin war Lisinka unablässig bemüht, ihrem theuren Retter die schrecklichen Vorstellungen zu benehmen, die er sowohl als seine Gefährten sich von jenem Lande machten. Sie schilderte ihm mit lebhaften Worten, wie gütig der Himmel auch für diesen Erdstrich gesorgt habe, beschrieb ihm ihre Vaterstatt Tobolsk, die freundlichen, freilich nur aus Holz gebauten Häuser, die netten Kirchen, das rege Leben der Bewohner, denen Jagd und Fischfang eben so viele Lust als Vortheil gewährten. Aber alle Bemühungen, die Seele ihres Freundes zu erheitern, blieben fruchtlos, immer weiter und weiter von der geliebten Heimath sich entfernend, vielleicht auf ewig geschieden von Allem, was ihm hienieden theuer war, kannte er keine andere Hoffnung mehr, als die einer baldigen Erlösung von seinen Leiden, keinen anderen Wunsch me[hr] als den Tod.

Das traurige Ziel der endlos scheinenden Reise war n[un] erreicht. Sibiriens öde Steppen nahmen die Gefangenen au[f,] hinter ihnen in unermeßlicher Ferne lag das theure Jugend[-] land und wie ein weites, offenes Grab gähnte ihr gegenwärtige[r] Aufenthalt die Unglücklichen an, aus dem sie vielleicht nimme[r] Erlösung hoffen durften. Lisinka, Emils schützender Engel, wußte aber auch hier bald Rath und Hülfe. Die Wohnung, welche man ihm in dem kleinen, dicht am Fuße des Gebirg[es] gelegenen Orte anwies, erhielt durch ihre rastlose Thätigkei[t] binnen Kurzem ein ziemlich freundliches Ansehen; ihre Kenntni[ß] der Sprache und Sitten des Landes, die rührende, stets mi[t] gleichem Feuer wiederholte Erzählung ihrer Rettung durc[h] Emil, gewannen ihr nach und nach die Herzen der Be[-] wohner; sie erhielt von den vornehmen Frauen mit der Ze[it] Bestellungen zu mancherlei feinen weiblichen Arbeiten, die si[e] früher erlernt hatte, ja man dehnte das Wohlwollen für si[e] sogar auch auf Emil aus, dem manche kleine Freiheit ge[-] währt wurde, und so sah sie sich denn bald im Stande, ihrem über alles theuern Freunde seine traurige Lage zu erleichtern und so erträglich zu machen, als es ihre geringen Hülfsmitte[l] erlaubten.

Emil wäre kein Mensch gewesen, wenn Lisinka's alle[s] besiegende Treue sein Herz nicht endlich gefesselt hätte. Wa[r] doch der Gegenstand ihrer erfinderischen Zärtlichkeit, das Wesen, dem sie ihr ganzes Daseyn weihte, der tägliche Zeuge von Opfern, wie sie nur die Liebe zu bringen vermag. Allein wenn er auch die unzerreißbaren Bande, die ihn auf ewig a[n] sie knüpfen mußten, tief empfand, wenn er überzeugt war, da[ß] er ihr alles, was sie für ihn that, nur durch Liebe lohnen konnte, wenn das Geständniß dieses Gefühles schon auf seinen Lippen schwebte; dann erschien ihm plötzlich Rosalien[s] trauerndes Bild, dann wähnte er des Freundes zürnende Stimm[e] zu hören, die ihn einen Treulosen schalt, und schnell unterdrückt[e] er das Wort, das ihn und sie beglücken sollte, verschloß e[s] tief in seiner wunden Brust und bat den Himmel um Kraft, daß er dem schweren Kampf in seinem Herzen nicht erliege.

Wohl war Lisinka's Dankbarkeit längst zur heißesten un[d] glühendsten Liebe geworden; wohl erkannte sie, daß ihr Leben nur in Emils Nähe, nur indem sie es ihm weihte, Wert[h] und Freude für sie habe; aber sie wußte ja, daß daheim ein[e] geliebte Braut seiner harre, sie kannte ja das heilige Band, welches ihn an diese knüpfte, — wie hätte daher sie, die Leib[-] eigene, die Sklavin, je die kühne Hoffnung genährt, der schön[e] Fremdling werde mehr für sie empfinden als Wohlwollen un[d] Duldung? Der Gedanke, daß ihre Zärtlichkeit Erwiederung, ihre Opfer Gegenliebe verdienten, kam nie in ihre Seele. Zu[-] frieden, daß er ihre Dienste annahm, glücklich an seiner Seit[e] weilen, ihn pflegen zu dürfen, verbannte sie jeden höheren An[-] spruch, und war zu unerfahren, um den Kampf wahrzunehmen, der das Herz ihres Geliebten zerriß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bekenntniß.

Aufgefunden in einem Gefängniß aus der Zeit Karls des Zweiten.

(Schluß.)

Ich nahm ihn in meine Arme und legte ihn — sehr sanft, nun da er todt war — in ein Dickicht. Mein Weib war a[n]

enem Tage nicht zu Hause, und sollte erst am folgenden wiederkommen. Das Fenster unserer Schlafkammer, der einzigen auf dieser Seite des Hauses, war nur einige Fuß hoch vom Boden, und so beschloß ich, in der Nacht aus diesem Fenster zu steigen, und – ihn im Garten zu begraben. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Plan verfehlt war, ich dachte nicht daran, daß man das Wasser durchsuchen und nichts finden würde, und daß jetzt das Geld todt liegen werde, da ich selbst die Vermuthung unterstützen mußte, das Kind sey verloren gegangen oder gestohlen worden. Alle meine Gedanken wurden von der einen, Alles verschlingenden Nothwendigkeit, meine That zu verheimlichen, in einem Knäuel zusammengeflochten.

Wie mir zu Muthe war, als sie kamen und mir sagten, das Kind werde vermißt, als ich Boten nach allen Richtungen aussandte, als ich bei der Zurückkunft eines jeden zitterte und nach Luft schnappte, kann keine Zunge beschreiben, keine Menschenseele fassen. Selbige Nacht begrub ich ihn. Wie ich die Zweige auseinander bog, und in das dunkle Gebüsch lugte, da leuchtete ein Glühwurm, wie der sichtbare Geist Gottes über dem ermordeten Kinde. Als ich ihn in das Grab legte, und hinabsah, glühte der Wurm noch auf seiner Brust: ein Feuerauge, welches zum Himmel sah und zu den Sternen flehte, die mich bei meinem Thun beobachteten.

Ich mußte noch mit meinem Weibe zusammen kommen, die Neuigkeit ihr mittheilen, und Hoffnung machen, daß man das Kind bald finden werde. Alles dies that ich — und, wie ich glaube, mit einem Anschein völliger Aufrichtigkeit, denn man hatte keinen Verdacht auf mich. Nachdem dies geschehen, setzte ich mich an das Fenster der Schlafkammer, und bewachte von da den ganzen Tag hindurch den Ort, wo das furchtbare Geheimniß lag.

Es lag in einem Fleck Erde, die aufgegraben worden war, um neu mit Rasen belegt zu werden; diesen Fleck hatte ich gewählt, weil da die Spuren von meinem Spaten nicht so leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten. Die Leute, welche den Rasen legten, müssen mich für toll gehalten haben. Ich rief ihnen beständig zu, ihre Arbeit zu beschleunigen, rannte hinaus und arbeitete mit ihnen, stampfte den Rasen mit meinen Füßen nieder, und trieb sie mit rasendem Eifer zur Eile an. Sie hatten ihre Arbeit noch vor Nacht beendigt, und dann glaubte ich mich verhältnißmäßig sicher.

Ich schlief — nicht wie Menschen schlafen, die erfrischt und heiter wieder erwachen, sondern ich schlief, und hatte bald wüste, finstere Träume, daß ich niedergehetzt wurde, bald Visionen von dem Rasenplatz, aus dem bald eine Hand, dann ein Fuß, und dann sogar der Kopf sich hervordrängte. Bei diesem Punkt wachte ich jedesmal auf und schlich zum Fenster, um mich zu versichern, daß es nicht wirklich so war. Hierauf kroch ich wieder zu Bette, und so verbrachte ich die Nacht in Anfällen und plötzlichen Schrecken, gegen zwanzigmal aufstehend und mich wieder niederlegend, und denselben Traum wieder und wieder träumend — was viel schlimmer war, als wachend zu liegen, denn jeder einzelne Traum enthielt die Leiden einer ganzen Nacht. Einmal träumte ich, das Kind lebe noch, und ich hätte nie versucht, es zu tödten. Das Erwachen aus diesem Traum war mir von allen Qualen die schrecklichste.

Den folgenden Tag saß ich wieder am Fenster, und wandte kein Auge von dem Platz, der, obgleich mit Gras bedeckt — in Gestalt, Umfang, Tiefe, mit den gezackten Seitenwänden, mit Allem — so deutlich vor mir stand, als wäre er offen vor dem Licht des Tages gewesen. Wenn ein Diener darüber ging, glaubte ich, er müsse einsinken; war er fort, so sah ich nach, ob seine Füße nicht die Ecken abgetreten hätten. Wenn sich ein Vogel darauf niederließ, war ich in Angst, daß er nicht durch einen furchtbaren Zufall ein Werkzeug der Entdeckung werde; wenn ein Lüftchen darüber wehte, so flüsterte es mir zu: Mord! Es war kein Ton, kein Ding so gewöhnlich, nichtssagend, oder bedeutungslos, das für mich nicht schreckensvoll gewesen wäre. Und in diesem unaufhörlichen Wachen verbrachte ich drei Tage.

Am vierten Tage kam Jemand, der mit mir auswärts gedient hatte, begleitet von einem Kameraden, auch einem Offizier, den ich nie gesehen hatte, zum Thore herein. Ich fühlte, daß ich es nicht über mich bringen konnte, den Platz aus den Augen zu lassen. Es war ein Sommerabend, und hieß meine Leute, einen Tisch und eine Flasche Wein in den Garten bringen. Dann setzte ich mich mit meinem Sessel über das Gras, und da ich nun sicher war, daß Niemand darauf ohne mein Wissen herumstören konnte, versuchte ich ruhig zu werden und zu trinken.

Sie hofften, sagten sie, meine Frau befinde sich wohl — sie sey nicht gezwungen, das Zimmer zu hüten — und sie hätten sie nicht etwa verscheucht. Was konnte ich thun, als mit zitternder Stimme die Geschichte mit dem Kinde erzählen? Der Offizier, den ich nicht kannte, hatte einen niedergeschlagenen Blick, und hielt die Augen fortwährend auf den Boden geheftet, während ich sprach. Eben das erschreckte mich! Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, er sähe da etwas, das ihn die Wahrheit ahnen lasse. Ich fragte ihn hastig, ob er glaube, daß — und hier stockte ich. „Daß das Kind ermordet worden ist?“ sagte er, mich sanft anblickend. „O nein! Was könnte ein Mann gewinnen durch den Mord an einem armen Kinde?“ Ich hätte ihm sagen können, was ein Mann durch eine solche That gewinnen konnte, niemand wußte dies besser, aber ich hielt meinen Mund, und schauerte, als hätte ich das Fieber.

Da sie meine Aufregung falsch deuteten, bemühten sie sich, mich mit der Hoffnung zu trösten, daß man das Kind gewiß auffinden werde — ein prächtiger Trost für mich — als wir ein dumpfes, tiefes Geheul vernahmen, und gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer in den Garten sprangen, wo sie das frühere Gebell wiederholten.

„Schweißhunde!“ riefen meine Gäste.

Das brauchte man mir nicht erst zu sagen! Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen Hund der Art gesehen, doch wußte ich, daß es Schweißhunde waren, und weßwegen sie daher kamen. Ich faßte krampfhaft die Seitenlehnen meines Stuhles, ohne mich zu regen, oder ein Wort zu sprechen.

„Sie sind von ächter Race,“ sagte der Mann, den ich noch aus der Fremde kannte, „sie wurden vermuthlich zur Uebung herausgelassen, und sind ihrem Wärter entsprungen.

Beide, er und sein Freund, wandten sich um und sahen den Hunden zu, die mit der Nase rastlos am Boden umherliefen, hin und her, auf und nieder, quer und rund im Kreise sprangen, wie toll umherrennend, und dabei unserer gar nicht achteten, sondern immer wieder das Haupt erhoben und das frühere Geheul anstimmten, dann wieder die Schnauze an den Boden haltend, und ernstlich da und dort umherspürend. Jetzt fingen sie an, die Erde noch eifriger als früher zu beschnüffeln,

und obgleich noch immer rastlos, sprangen sie doch nicht mehr in so weiten Kreisen umher, sondern hielten sich nah an einen Fleck, und immer kleiner ward die Entfernung zwischen mir und ihnen.

Zuletzt kamen sie hart an den großen Stuhl, auf dem ich saß, und ihr furchtbares Geheul noch einmal erhebend, suchten sie die hölzernen Zwischenleisten an den Füßen meines Stuhls wegzureißen, weil sie dadurch von dem Rasengrund dahinter getrennt waren. Ich merkte an den Gesichtern meiner zwei Gäste, wie ich aussah.

„Sie wittern Beute“' sagten beide zugleich.

„Sie wittern keine Beute!“ schrie ich.

„Um des Himmels willen“, sagte der eine, den ich kannte, sehr ernst, „stehen Sie auf, oder Sie werden in Stücke gerissen.“

„Laßt mir Glied für Glied vom Leibe reißen, ich verlasse diesen Platz nicht!“ schrie ich. „Sind die Hunde dazu da, Menschen zu schmachvollem Tode zu hetzen? Haut sie nieder, haut sie in Stücke.“

„Dahinter steckt irgend ein böses Geheimniß!“ sagte der unbekannte Officier, den Degen ziehend. „Im Namen des Königs Karl helft mir diesen Mann verhaften.“

Sie faßten mich beide, und führten mich mit Gewalt fort, obgleich ich wie ein Wahnsinniger um mich schlug und biß und schnappte. Nach einigem Sträuben zwangen sie mich, ruhig zwischen ihnen zu gehen, und da, mein Gott! da sah ich die wildgereizten Hunde die Erde aufwühlen, und leicht, wie Wasser, in die Luft aufwerfen.

Was brauchte ich noch mehr zu sagen? Daß ich auf meine Knie fiel, und mit klappernden Zähnen die Wahrheit bekannte, und um Gnade bat. Daß ich seitdem einmal die That geläugnet habe, und sie jetzt wieder eingestehe. Daß ich nicht den Muth habe, mir den Tod vorher selbst zu geben, oder männlich ihm entgegenzugehen. Daß ich kein Mitleid, keinen Trost, keine Hoffnung, keinen Freund habe. Daß meine Frau zu ihrem Glück für eine Zeit irrsinnig ward, und weder mein, noch ihr Elend erkennen kann. Daß ich allein bin in diesem steinernen Kerker mit meinem bösen Geist, und daß ich morgen sterbe!

Miscellen.

Von einem Lehrer, welcher die Gabe, sich unrichtig auszudrücken, in hohem und spaßhaftem Grade besitzt, erzählt man sich folgende Anekdoten. Als neulich in der Lehrstunde ein Paar Schüler nicht erschienen waren, sagte er, das Deficit wahrnehmend: „Dort auf der dritten Bank sehe ich wieder zwei, die gar nicht da sind.“ — Ein andermal, als Geschäfte ihn veranlaßten, eine Unterrichtsstunde aufzugeben, schlug er an der Thüre der Lehrstube einen Zettel an, mit der Inschrift: „Von zwölf bis ein Uhr ist heute keine Stunde.“ — Und als einmal seine Töchter als Kranzjungfern zu einer Hochzeit geladen waren, und sie sich über eine Vernachlässigung beklagten, sagte er zu ihnen: „Von heute an sollt Ihr keine Jungfern mehr seyn!“

(Die einzige Synagoge in Spanien.) Die einzige Synagoge in Spanien befand sich in Toledo, und die Juden daselbst hatten auf merkwürdige Weise den Haß zu mildern gesucht, der in Spanien auf ihnen lastete. Sie erzählten nämlich: als Jesus vor Gericht gestellt wurde, ließ der Rath der Priester unter dem Vorsitze des Kaiphas alle Stämme fragen, ob der Angeklagte freigelassen oder verurtheilt werden sollte. Auch den Juden von — Spanien legte man die Frage vor, und die Gemeinde von Toledo sprach sich für Freilassung aus. Dieser Stamm hatte sich also nicht mit dem Blute des Gerechten bedeckt. Das Original der Antwort der Juden von Toledo, mit einer lateinischen Uebersetzung der hebräischen Urschrift, soll sich — in dem Archiv des Vaticans befinden. Aus Erkenntlichkeit erlaubte man ihnen, in Toledo die Synagoge zu bauen.

Eine amerikanische Zeitung berichtet uns den folgenden Vorfall, der sich unlängst zu Salem in Nordamerika ergeben haben soll, und der ein lautes Memento ruft über so manche Handwerker und Arbeiter, die es mit ihren Zusagen und eidlichen Betheuerungen oft gar so leicht nehmen. Die Stadtzeitung von Salem machte eine öffentliche Anzeige von dem Tode eines dortigen wohlbekannten Tischlermeisters, und setzte damit die Einwohner nicht wenig in Erstaunen, da sich der genannte Verstorbene in ihrer Mitte befand. Der todte Tischlermeister eilte Hals über Kopf zum Redakteur jenes Journals und erfährt, daß der Kaufmann S*** aus Salem diese Anzeige habe einrücken lassen. Der Verstorbene beflügelt auf's Neue seine Füße und steht in wenig Minuten vor dem Kaufmann S***, der ihn mit allen Zeichen der Verwunderung und des Befremdens empfing. „Seyd Ihr nicht wirklich todt, — liegt Ihr erst in den letzten Zügen?“ sprach er zu dem keuchenden Schreiner. „Seht, Meister“, fuhr er fort, „als ich Euch vor drei Wochen meinen Schreibtisch zum Ausbessern gab, habt Ihr Euch auf mein Begehren verbindlich gemacht, ihn bis zum ersten dieses Monats zu liefern, und mir betheuert, es werde geschehen, wenn ich bis dahin anders am Leben bin. Da nun der Schreibtisch nicht gekommen ist, so mußte ich annehmen, daß Ihr gestorben seyd, und so habe ich denn aus lauter Theilnahme die Todesanzeige in die Zeitung setzen lassen.“ Was wollte hierauf der Tischlermeister entgegnen? Er war beschämt, bat um Verzeihung seiner Wortbrüchigkeit und gelobte feierlich, sein gegebenes Wort künftig auf das pünktlichste zu halten.

(Endreime.) In einer muntern Abendgesellschaft wurden jüngst folgende Endreime aufgegeben: Stahl, Strahl, allzumal, Zahl, kahl, Wahl, Saal, Thal, Aal, Qual, finden, Sünden, verlocken, hocken, nie, Hypochondrie. Ein Mitglied der Gesellschaft, welches Dienstverhältniße täglich sehr lange an den Schreibtisch fesselt, löste die Aufgabe mit großer Behendigkeit in nachstehend drolliger Weise:

Lebet wohl, ihr Federn von Stahl,
Ihr unreinen Vergeuder vom Dintenstrahl,
Wie gern entließ ich euch allzumal
In der größten wie der kleinsten Zahl;
Durch euch wurde mein Haupt ganz kahl.
Doch ich hatte keine andere Wahl,
Als zu sitzen in dem Schreibesaal
Dem unerbittlichen Schmerzenthal.
Und wär' ich auch glätter als ein Aal,
Nimmer entschlüpft' ich dieser bittern Qual.
Wer sich mit euch muß zusammen finden,
Der verbüßt einen Theil seiner Sünden,
Läßt er sich durch euch verlocken,
Den ganzen Tag auf dem Stuhl zu hocken,
Der arme Schelm, denn ihn verläßt nie
Unterleibsdrücken und Hypochondrie.

№ 21.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Deutsches Kriegslied.

Der Deutschen Heere harren
Gerüstet, kampfbereit,
In unzählbaren Schaaren,
Wie Vorsicht es gebeut.

So standen einst wie Eichen
Die Deutschen vor der Schlacht,
Ihr Heerbann sonder Gleichen
Zerstob der Römer Macht.

Auf Detmolds weiten Gauen
Die Herrmanns-Schlacht begann,
O gräßlich anzuschauen!
Kein einz'ger Feind entrann.

Der Freiheit Palm' beglückte,
Das Joch der Knechtschaft brach,
Das Teutons Söhne drückte,
Den Römern blieb nur Schmach.

Das Vorbild großer Ahnen,
Schwebt's mahnend euch voran;
So weh'n dann Deutschlands Fahnen
Auf thatenreicher Bahn.

Auf! auf! nun edle Jugend,
Auf! hin zum Hauptpanier,
Entbrannt von deutscher Tugend,
Der Väter Kampfbegier.

Ha! laßt die Stürme toben,
Am Scheidestrom, am Rhein,
Der Dampf ist bald verstoben,
Und Galliens Hahn mag schrei'n.

Soll je sich doch entzünden
Die Hyder „Kriegeswuth“,
So wird sich schnell entwinden
Der Deutschen Kraft und Muth.

Dr. Nußhart, Medicinalrath.

Lisinka.

(Fortsetzung.)

Monden waren vergangen. Emil hatte seine Gesundheit trotz des kalten Klimas so ziemlich wieder erlangt, er fühlte, daß die Thätigkeit ihm in jeder Hinsicht nothwendig sey und beschäftigte sich daher viel mit Jagd und Fischerei. Eines Tages war er wie gewöhnlich in das Gebirge geeilt, mehr um Lisinka's immer gefährlicher werdende Nähe zu fliehen, als um seine Jagdlust zu befriedigen; heftiger als jemals stürmte es in seinem Innern, Sehnsucht nach Freiheit, Wunsch in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, und Liebe zu dem Wesen, das mehr als einmal seine Retterin, seine Wohlthäterin, seyn Alles war, bewegten seine Brust. Der Gedanke, hier in Sibiriens öden Steppen ein thatenloses Leben langsam verhauchen zu müssen, machte ihn eben so elend, als die Vorstellung, Lisinka verlassen und einer andern seine Hand reichen zu sollen. In tiefes Nachdenken verloren, war er, ohne den Weg zu beachten, schon mehrere Stunden immer bergan gewandert, als er sich mit einem Male auf einer steilen Höhe erblickte, die er früher noch nie betreten zu haben sich erinnerte. Aufmerksam geworden, spähte er jetzt überall umher, um zu entdecken, wo er sich eigentlich befinde: da gewahrte er in geringer Entfernung von sich einen Fuchs im raschen Lauf über einen Felsenvorsprung eilen. Seine Jagdlust erwachte, eben im Begriff einen bequemen Standpunkt zu suchen, von wo aus er das Thier zu treffen hoffen durfte, glitt der Fuß des Unkundigen auf dem glatten Eise aus, er strebte vergebens sich aufrecht zu erhalten und stürzte mit fürchterlicher Schnelligkeit in die gräßliche, fast unabsehbare Tiefe.

Lisinka hatte indessen Emils Rückkehr die ganze Nacht vergebens erwartet, eine namenlose Angst bemächtigte sich ihres Herzens, als es immer später und später ward, und der Heißersehnte dennoch nicht wieder erschien; unzählige Male verließ sie ihre Wohnung um ihm entgegen zu gehen und kehrte eben so oft trostlos in dieselbe zurück. — Daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse, schien ihr gewiß, aber welches? was mußte sie befürchten? hatte er sich verirrt? war er verwundet oder todt? — Gerne wäre sie noch in der Nacht in das Gebirg geeilt, um ihn aufzusuchen, aber was vermochte sie allein, ohne Beistand, ohne alle Kenntnisse des Weges? Ein Raub der quälendsten Vorstellungen, des tiefsten Kummers, zählte sie jeden Pulsschlag bis zum Anbruch des heißersehnten Morgens und kaum färbte der erste schwache Strahl desselben den dunkeln Himmel, da flog sie schon von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, den Bewohnern Emils Abwesenheit, seine wahrscheinliche Gefahr und die Pflicht ihn zu retten, zu verkünden.

Ihrer unerschöpflichen Beredsamketi, ihren dringenden Bitten gelang es endlich, mehrere rüstige Männer zum Mitgehen zu bewegen. Ohne Zögern begaben sie sich sofort in das Gebirge, Lisinka achtete nicht der steilen Höhen, nicht der tiefen Abgründe, rufend und suchend flog sie vor den Männern her, ihre zarten Füße berührten kaum den Boden, ihr langes Haar flatterte losgegangen im Winde, emsig forschten ihre Blicke nach dem geliebten Gegenstande, der Name Emil durchdrang in hundertfacher Wiederhohlung die Luft, aber nur das Echo gab ihr den theuern Laut zurück, kein antwortender Ton verkündete seine Nähe, kein noch so unbedeutendes Zeichen verrieth seine Spur. Schon waren sie mehrere Stunden umhergeirrt, schon erklärten die ungeduldig gewordenen Männer, daß sie ihre

Zeit nun nicht länger unnütz verschwenden wollten: da beschwor sie Lisinka noch einen, den letzten Versuch zu wagen, da eilte sie selbst den höchsten, steilsten Gipfel des Berges hinan, auf dem sie sich eben befanden; ihr forschendes Auge ruhte prüfend auf jedem Gegenstande und bald zeigte sie lautaufschreiend auf ein seidenes Tuch, welches von einer spitzigen Eiszacke ganz nah am Abgrund festgehalten ward.

Lisinka hatte es nur allzugut erkannt, es war wirklich Emils Schnupftuch und folglich keinem Zweifel unterworfen, daß er hier gewesen, daß ihm vielleicht gerade hier ein Unglück begegnet sey. Selbst die Männer mußten dieß bestättigen, erklärten auch eben so bestimmt, daß sein Körper zerschmettert seyn müsse, wenn er hier hinabgestürzt wäre; sie baten daher die Jungfrau, ihre vergeblichen Bemühungen einzustellen und mit ihnen heimzukehren. Lisinka aber hörte nicht was sie sprachen, die tiefste Verzweiflung hatte sich ihrer Seele bemächtigt, sie dachte nur an Emil, hegte nur den Wunsch ihm im Tode zu folgen. Mit dem festen Vorsatz, mindestens die traurigen Ueberreste des Geliebten aufzusuchen warf sie sich zur Erde und starrte unbeweglich in den ungeheuern Abgrund, der ihr entgegengähnte; da gewahrte sie plötzlich mehrere Blutspuren auf dem hellschimmernden Eise, die in gerader Richtung hinabliefen, — es war sein Blut, an dieser Stelle mußte er gestürzt seyn! Mit dem durchdringenden, herzerschütternden Schrei des Wahnsinns rief sie fast bewußtlos seinen Namen in die Tiefe, und — war es Täuschung oder hatte der Schmerz ihre Sinne so gänzlich verwirrt? sie glaubte einen leisen antwortenden Laut zu vernehmen, der zu ihr heraufsteigend kaum hörbar an ihr Ohr schlug.

Wie von einer höheren Eingebung durchzuckt, wiederholte Lisinka aufs Neue, so stark sie es vermochte, den Ruf und deutlicher noch als zuvor erklang abermals ein dumpfer Ton, der unfehlbar einer menschlichen Stimme angehörte. Jetzt warf sie sich ihren Begleitern mit allem Feuer hoffender Liebe zu Füßen, beschwor sie den Berg mit ihr hinabzueilen, bewies ihnen die Möglichkeit sich dem Abgrund auf der andern Seite zu nähern, und brachte sie wirklich dahin, daß sie ihr zu folgen und Alles zur Rettung des Unglücklichen anwenden zu wollen gelobten.

Das kühne Unternehmen, das nur die Liebe leiten, nur die wahre Menschlichkeit ausführen konnte, gelang. Einer der Männer wurde an langen Seilen in die tiefe Schneegrube hinabgelassen, die den Stürzenden in ihrem weichen Schooß aufgenommen und vor dem Zerschmettertwerden bewahrt hatte; dort befreite er erst den halberstarrten Emil von der Last, die ihn einengte, befestigte alsdann einen starken Strick um seinen Leib, und bald ward er emporgezogen, bald lag der dem Grabe so wunderbar Entrissene in Lisinka's Armen, die betäubt von der Wonne dieses Augenblicks, zumerstenmale vergaß, was ihr der Verlobte einer Andern seyn durfte, und den Geliebten mit einer Leidenschaft umfaßte, die ihn selbst alles Vergangene vergessen und ihn hienieden schon die Seligkeit des Himmels empfinden ließ.

Rosalie war endlich von ihrer eben so langwierigen als gefährlichen Krankheit genesen. François hatte während dieser Zeit alle dem Freunde angelobten Pflichten treulich erfüllt; er besuchte sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, fast täglich, bot alles auf, sie zu erheitern, brachte ihr stets tröstliche Nachrichten von Emil, und wußte das spätere Ausbleiben aller Briefe desselben so schonend mit der Weite seiner Entfernung, mit der durch den Krieg veranlaßten Unordnung de[r] Posten und dem immer weiteren Vorrücken der Armee zu ent[-] schuldigen, daß Rosalie nach und nach mit weit größere[r] Ruhe an den Abwesenden zu denken anfing, als man nach den ersten heftigen Schmerz, den sie bei der Trennung äußerte hätte glauben sollen.

François war der angenehmste Gesellschafter, der auf[-] merksamste, zärtlichste Freund — kein Wunder, daß Rosalie, die ihn eigentlich jetzt erst näher kennen lernte, seine Gegenwart auf das Innigste wünschte, ihn, wenn er abwesend war, schmerzlich vermißte und bald mehr für ihn empfand, als sie sich selber eingestehen mochte. Auch François fühlte sich nur i[n] der Nähe seiner schönen Schutzbefohlenen beglückt, obgleich e[r] seinen Eifer für ihr Wohl, seine Bemühungen sie zu erheitern, sein Streben, jeden noch unausgesprochenen Wunsch in ihren Augen zu lesen, nur als eine Folge des Emil geleisteten Versprechens betrachtete. Auf diese Weise täuschten Beide sich über ihre wahren Gefühle, die sie um so sorgloser nährten, je fester sie überzeugt waren, daß nur Emil allein der Gegenstand sey, in welchem sich ihre beiderseitigen Neigungen vereinigten.

Dumenil, Rosaliens Vormund, sah schärfer, er durchschaute die Herzen der Liebenden, hütete sich aber wohl, sie aus ihrem süßen Taumel zu wecken, da er von jeher seiner Mündel lieber François als Emil zum Gatten wünschte. Ohne daher einem bestimmten Plane zu folgen, hoffte er, daß Zeit und Zufall hier wirken sollten, und begünstigte das Verhältniß welches zwischen Beiden herrschte, auf eine so feine Art, daß sie sich, ohne selbst zu wissen wie, immer inniger von den unzerreißbarsten Banden umschlungen fühlten.

Ungefähr um diese Zeit verbreiteten sich die ersten Nachrichten von dem traurigen Schicksal der französischen Armee i[n] Rußland. So geheim man sie hielt, so wenig Glauben ma[n] ihnen auch im Anfang schenken wollte, eben so sicher bestätigten die nach und nach eingelaufenen Berichte, was man früher al[s] eine Unmöglichkeit verworfen hatte. Daß auch François die Begebenheiten der neuesten Zeit erfuhr, daß er sich sogleich mit dem höchsten Eifer aller Orten nach dem Ergehen seines Freundes erkundigte, war wohl natürlich! leider aber war das, was er von ihm hörte, nicht geeignet ihn zu beruhigen, es gab ihm vielmehr die fast gewisse Ueberzeugung seines Todes, denn das Regiment desselben war, wie man ihm sagte, völlig aufgerieben, er verschwunden, Niemand konnte sich seiner erinnern, Niemand angeben, ob er auf den unermeßlichen Schneewüsten oder an der Berezina umgekommen sey.

François fühlte sich tief erschüttert; das Bild seines unglücklichen Freundes trat lebhafter als jemals vor seine Seele, er dachte an Rosalie, an die Art, wie er ihr diese Schreckensnachricht mittheilen solle, an ihren Schmerz; — erst jetzt ward er sich seiner eigenen Empfindungen für sie, zu gleicher Zeit aber auch der schweren Schuld, die er an dem Freunde begangen hatte, deutlich bewußt.

Rosalie empfing die Kunde von dem mehr als wahrscheinlichen Tode Emils mit heißen Thränen. So war denn nun die Ahnung bei seinem Abschied in Erfüllung gegangen, so sollte sie ihn denn wirklich niemals wiedersehen! Ob bei diesem Gedanken nicht auch in ihrem Herzen die Reue erwachte, ob nicht auch sie sich heimlich den Vorwurf der Treulosigkeit gegen den früher Geliebten und nun Dahingeschiedenen machte, ist zwar nicht ganz erwiesen, doch schien ihr plötzlich verän[-]

ertes Betragen, ihr auffallendes Zurückziehen von François auf ähnliche Empfindungen zu deuten. Wirklich verging auch eine geraume Zeit, ehe sie die vorige Unbefangenheit wieder gewann, und erst als ihr François gelobt hatte, alles aufzubieten, um sich über Emils Schicksal wo möglich völlige Gewißheit zu verschaffen, wurde sie etwas heiterer, ohne sich jedoch jene Vertraulichkeit von ehedem, die Beide unbewußt beglückt hatte, gegen ihn zu erlauben.

Monden gingen vorüber und noch immer gelang es François' eifrigen Nachforschungen nicht, etwas Näheres über seinen Freund zu erfahren. Daß er todt oder gefangen seyn müsse, behauptete Jeder, an den der Fragende sich wandte, allein wer lösete ihm diesen traurigen Zweifel? Er hatte bereits bei allen Militärbehörden, ja sogar bei den Vorstehern der Hospitäler Erkundigungen eingezogen, ob denn nicht einer der zurückgekehrten Krieger ihm eine Nachricht zu ertheilen im Stande wäre, aber Alles war vergebens! Von nun an kämpfte er einen schweren Kampf mit sich selbst, er wußte nicht, sollte er Rosalien fliehen oder aufsuchen? ihr seine Leidenschaft bekennen oder den Verrath an dem Freunde in einem fernen Lande büßen? Die Täuschung, in welcher er sich eingewiegt hatte, war nun zerronnen, mit ihr der Friede seines Lebens, den er entweder in Rosaliens Armen oder nie wieder zu finden hoffen durfte.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, da erhielt er eines Tages die unerwartete Einladung, sich nach dem Hôtel Dieu zu begeben, woselbst er Jemanden finden werde, der ihn zu sprechen wünsche. Er eilte unverzüglich an den bezeichneten Ort, und wurde daselbst zu einem alten Krieger von Emils Regiment geführt, der zwar glücklich aus Rußland zurückgekehrt war, jedoch nun den unsäglichen Leiden erliegen mußte, die er in jener Schreckenszeit erduldet hatte.

Der alte Soldat war einer von denjenigen, die Emil auf dem Schneefelde zu Boden sinken sahen und ihn dann verließen; er machte sich noch jetzt die heftigsten Vorwürfe, den edlen Anführer nicht mit Aufopferung seiner letzten Kräfte weitergebracht, ihn nicht wenigstens in jenem Augenblicke dem unvermeidlichen Tode entrückt zu haben. Er betheuerte dem tief erschütterten François ferner, daß Emil in seinem damaligen Zustande jene Nacht nicht habe überleben können, schilderte ihm mit großer Ausführlichkeit alle Schrecknisse und Gefahren dieser Zeit, und schloß mit der Versicherung, nur der Gedanke tröste ihn über seine an Emil begangene Grausamkeit, daß dieser den Leiden dadurch um so viel früher entgangen wäre, die ihrer noch gewartet, und eine bessere Heimath erreicht habe, als selbst das schöne Frankreich sey.

So waren denn nun auf einmal alle Zweifel gelöst. Emil war todt und François' Liebe zu Rosalien mindestens kein Verbrechen mehr. Dumenil, der diesen Ausgang längst im Stillen gewünscht hatte, that von nun an alles, um den Absichten François' Vorschub zu leisten. Rosaliens eigenes Herz hatte jedoch schon früher entschieden, es bedurfte daher keiner Ueberredung, sie in dem bisherigen Freunde den Geliebten erblicken zu lassen. Ein halbes Jahr nach jener, von dem alten Krieger eidlich betheuerten Aussage, feierten Rosalie und François ihr Vermählungsfest. Sie weihten dem Andenken des vermeintlich hingeschiedenen Freundes noch manche Thräne, bezogen später ein reizendes in der Nähe von Paris gelegenes Landgut und lebten fern vom Geräusch der großen Welt, im Genuß ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit überschwenglich beglückt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pferdehandel mit einem Araber.

In dem Theile des interessanten Werkes des Hrn. v. Moltke „Briefe über Zustände u. s. w. in der Türkei", worin der Feldzug gegen die Kurden beschrieben wird, kommen auch viele Züge zur Charakteristik der Araber vor, unter denen der folgende, der die wilde Natur der Araber und die Trefflichkeit ihrer Pferde gleich klar in das Licht setzt, unsern Lesern nicht uninteressant seyn dürfte. — Ein türkischer Cavallerie-General Dano Pascha, in Mardin, stand schon seit langer Zeit in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stutte vom Geschlecht der Meneghi: endlich vereinigte man sich zu dem Preise von 60 Beuteln (nahe an 2000 Thlr preuß.). Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stutte im Hause des Paschas ein; dieser versucht noch, zu handeln, allein der Scheikh erwiedert stolz, „daß er nicht einen Para herablasse." Verdrießlich wirft der Türke ihm das Geld hin, mit der Aeußerung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd sey. Der Araber blickt ihn schweigend an und bindet das Geld ruhig in seinen weißen Mantel; dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Thiere zu nehmen. Er spricht ihm arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über Stirn und Auge, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Thier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, das augenblicklich vorwärts zum Hofe hinausschießt. In der Regel stehen da die Pferde Tags und Nachts mit dem Palann, oder dem Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient nur das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es rechts oder links zu lenken. Es dauert denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Agas des Pascha im Sattel und jagten dem Flüchtling nach. — Der unbeschlagene Huf des arabischen Rosses hatte noch nie ein Steinpflaster betreten: mit Vorsicht eilte es den holprigen, steilen Weg zum Schlosse hinunter. Die Türken hingegen galoppirten einen jähen Abhang mit scharfem Gerölle hinab, wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringförmigen, kalt geschmiedeten Eisen schützen den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde machen, an solche Ritte gewöhnt, keinen falschen Tritt. Am Ausgange des Orts haben die Agas den Scheikh beinahe schon ereilt, jetzt aber sind sie in der Ebene, der Araber ist in seinem gewohntem Elemente und jagt fort in gerader Richtung, denn hier hemmen weder Graben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinen dahinfliegenden Lauf. Wie ein geübter Jockey, der bei dem Rennen führt, kommt es dem Scheikh darauf an, nicht so schnell, sondern so langsam als möglich zu reiten, indem er beständig nach seinen Verfolgten umblickt, hält er sich auf Schußweite von ihnen entfernt; dringen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung, bleiben sie zurück, so verkürzt er die Gangart des Thiers, halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenscheibe sich gegen Abend senkt; dann erst nimmt der Araber alle Kräfte seines Rosses in Anspruch: er lehnt sich vorn über, stößt die Fersen in die Flanken seines Thiers und schießt mit einem lauten Jallah! davon. Der feste Rasen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgten die Richtung an, in welche der Araber entfloh. — Hier, wo die Son-

nenscheibe fast senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz und bald versteckt die Nacht die Spur des Flüchtlings. Die Türken finden sich, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, wohl 12 oder 15 Stunden von ihrer Heimath entfernt, in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was da zu thun, als umzukehren und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, Roß, Reiter und Geld sey verloren. Erst am dritten Tage treffen sie, halb todt vor Entkräftung und Hunger, mit Pferden, die sich kaum noch schleppen, in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nur der traurige Trost, über dieses neue Beispiel der Treulosigkeit eines Arabers zu schimpfen, wobei sie jedoch genöthigt sind, dem Pferde des Verräthers alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und einzugestehen, daß ein solches Thier nicht leicht zu theuer bezahlt werden kann. Am folgenden Morgen, als eben der Imân zum Frühstück ruft, hört der Pascha Hufschlag unter seinem Fenster, und in den Hof reitet, ganz harmlos unser Scheikh. „Sidi“! (Herr) ruft er hinaus: „Willst Du Dein Geld oder mein Pferd?“

Russisches Domestiken-Wesen.

Das „Morgenblatt“ enthält in seiner neuesten Numer einen höchst interessanten Aufsatz über die „russischen Diener“, dem wir nachstehendes entlehnen: der berühmteste russische Kutscher, der fast eine historische Person geworden, ist Ilia, der Kutscher des Kaisers Alexander. Er diente seinem Herrn, treu wie sein Schatten, dreißig Jahre lang und war ihm lieb wegen seiner Erfahrung und Originalität. Er begleitete den Kaiser auf allen seinen Reisen, und ist daher nicht nur auf sämmtlichen hunderttausend russischen Poststationen, sondern auch in allen europäischen Hauptstädten eine wohlbekannte Person. Er verließ den Kaiser auch im Tode nicht und schlief, in seinen Pelz gehüllt, auf der ganzen Trauerreise der Leiche von Taganrog bis Petersburg unter dem Leichenwagen. Da er sehr häufig mit dem Kaiser allein war, so waren die von Ilia vom Bock herab in den Wagen gesprochenen Worte oft nicht unwichtig und mancher Höfling buhlte um des gewichtigen Kutschers Gunst. Jetzt lebt er mit dem Range eines Staatsraths ruhig in einem Palaste Petersburgs, wo er seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft Feste gibt und Anekdoten vom entschlafenen Kaiser Alexander erzählt. Der jetzige Kaiser hat ihm die Erlaubniß ertheilt, noch dann und wann, wenn er will, Mitglieder der kaiserlichen Familie zu fahren und so sieht man denn oft, wenn die Kaiserin spazieren fahren will, den alten Ilia auf den Bock steigen und sich seines Vorrechtes mit Geschick und großem Anstande bedienen. Es giebt Häuser in Petersburg, in denen die Tafel allein jährlich an hunderttausend Rubel kostet. Es werden von den Köchen, die gar vornehme Herren sind und nie anders als in eleganter Equipage zu ihren Einkäufen auf den Markt fahren, unglaubliche Rechnungen eingereicht und manche haben sich mit ihren Köchen so gestellt, daß sie bei ihnen in die Kost gehen und z. B. für jedes Couvert einen gewissen Preis, fünf bis sechs Rubel zahlen. Ob es gleich in Petersburg eine Stadtpost gibt, so gibt es doch in jedem Hause so viele Commissionen, daß man einen eigenen „Hauskourier“ hält, der am Morgen, Mittag und Abend zu gewissen Zeiten ausfährt. Der alte Sheremetiew hatte in seinem Hause in Petersburg nicht weniger als 560 dienstbare Geister und doch pflegte er zu sagen, er sey in Petersburg eigentlich nicht zu Hause und nicht vollständig eingerichtet. In manchen Häusern sind der Diener so viele, daß z. B. bei Bällen of auf jeder Treppenstufe zu beiden Seiten abwechselnd ein Blumentopf und ein reich gallonirter Lakai steht. Jede Thür is von besondern Portiers bedient. Trotz den vielen Dienern oder vielmehr eben deßhalb, werden aber bekanntlich die russischen Herren sehr schlecht bedient. Weil Jeder sich scheut, da zu thun, was nicht seines Amtes ist, so gehen die Aufträg durch eine lange Reihe von Händen, bis sie zur Ausführung kommen. Verlangt der Herr ein Glas Wasser, so werden wenigstens vier Personen deshalb aufgeboten.

Miscellen.

Ein alter Offizier in Friedrichs des Großen Dienste, der eine schöne junge Frau besaß, schaffte sich einen Postzug an, und gab seinem Kutscher ein Posthorn. Darüber beschwerte sich das Postamt beim Könige. In Folge dessen erhielt der Offizier von Friedrich folgenden Bescheid: „Mein lieber Obrist! es ist Ihm vergönnt, so viele Hörner zu tragen, als es Ihm gefällig ist, nur kein Posthorn, das ist gegen die Verordnung.“

(Eine Boudoirscene.) Kürzlich gab ein kleines Abenteuer in den Coulissen der Pariser Oper viel zu lachen. Ein reicher Banquier unterhielt seit zwei Jahren eine Dame dieses Theaters, eine Tänzerin, deren Herz jedoch einem jungen, hübschen Ordonnanzoffizier gehörte; dieser hatte sich eines Abends ins Boudoir der Dame begeben, wo zwei Couverte am warmen Kamin ihm einen sehr muntern Abend versprachen. Man setzt sich zu Tisch, man lacht, man schwatzt, aber plötzlich tritt die Kammerfrau erschrocken herein ... „Hr. M...“ sagte sie — „Fest Balthazars!“ ruft der Offizier und eilt in ein kleines Toilettencabinet. Der Banquier tritt rasch ein und setzt sich nieder. „Sie kommen sehr zur unrechten Zeit,“ sagt die Tänzerin, „ich habe eine entsetzliche Migraine; gehen Sie.“ — „Macht diese Sie so unwirsch?“ fragte der Banquier, verdutzt über den Empfang. — „Ach, nein, meine Putzmacherin; ich bin ihr 25 Louisd'or schuldig, und diese soll ich ihr morgen zahlen; geben Sie mir das Geld diesen Abend und gehen Sie.“ — „Was fällt Ihnen ein?“ — „Mir fällt sonst nichts ein; ich bin krank.“ — „Aber Sie ruiniren mich!“ — „Unmöglich, Sie sind ein alter Geizhals.“ Der Banquier nimmt erbittert seinen Hut und steht auf, beim Hinausgehen aber kommen ihm Gewissensbisse, er legt ganz still auf den Mantel des Kamins ein Bankbillet und geht. Der Offizier, der hinter der Glasthür des Cabinets alle seine Bewegungen beobachtet hatte, verläßt seinen Versteck, nimmt das Billet zu sich und setzt sich fluchend über den Störer wieder an den Tisch: „Wahrhaftig, das ist ein rechter Knicker!“ ruft er, indem er den Wein seines Nebenbuhlers trinkt. „Der reiche Filz schlägt Ihnen 25 Louisd'or ab! Ich habe nichts, als meine Uniform und meinen Degen, aber ich hätte nicht den Muth dazu. Hier, thun Sie mir die Gefälligkeit und nehmen Sie dies Billet, es ist meine Monatsgage, aber ich verlange, daß Sie es annehmen.“ Die Tänzerin erschöpft sich in Zärtlichkeiten und Danksagungen, und am andern Morgen weist sie, als der Banquier kommt, diesem zu seinem nicht geringen Erstaunen die Thüre.

(Die Schnürbrüste hoch!) In der Abendzeitung besingt Einer die weiblichen Schnürbrüste wie folgt:

Weh euch, ihr welschen Nationen,
Wenn Habsucht Eure Eide bricht,
Selbst uns're Frau'n sind Amazonen,
Gepanzert geben sie — und schonen
Das Kind im Mutterleibe nicht.

№ 22.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Lisinka.

(Fortsetzung.)

Seit dem Augenblicke, in welchem Emil dem Grabe, das ihn schon verschlungen hatte, entstiegen war, seit ihn Lisinka abermals an der Schwelle des neuen Daseyns, das nur ihre Treue ihm erhalten, empfing, konnte er seiner Leidenschaft, die ihm durch Dankbarkeit geheiligt schien, nicht mehr gebieten. Sie erfuhr nun, wie glühend er sie liebe, wie kräftig er gegen eine Neigung gerungen habe, die demungeachtet immer heftiger geworden war; wie er aber auch noch jetzt, zwar außer Stande ihr seine Gefühle länger zu verbergen, dennoch hinzufügen müsse, daß er ohne ihren Besitz nie glücklich werden könnte, jedoch seine Hand der harrenden Braut zu reichen gezwungen sey, wenn das Schicksal ihm jemals vergönnen sollte, wieder in seine Heimath zurückzukehren.

Lisinka hörte dieß Bekenntniß mit namenlosem Entzücken; sie fühlte sich selig im Genuß der Gegenwart, warum also in die ferne Zukunft blicken? Sibirien war ihr zum Paradiese geworden, warum an eine Trennung von diesem so theuern Orte denken? Nicht Emils Hand, nur seine Liebe verlangte ihr zärtliches Herz, diese besaß sie ja, diese hatte er ihr selbst gestanden, und so entfernte sie denn von nun an alles von sich, was den heiteren Glanz ihrer Tage trüben oder die schöne Harmonie ihres Innern stören konnte.

Emil theilte Lisinka's Wonne nicht. Zu verschiedenartige Wünsche bestürmten seine Brust, zu heftig war die Sehnsucht nach einem thatenreichen Leben, nach dem Ende des qualvollen Zustandes, in dem er sich in jeder Hinsicht befand, als daß er einer freudigen Empfindung hätte Raum geben können. Selbst sein Verhältniß zu Lisinka ward ihm eher drückend als wohlthätig, er war zu edel, um ihre Neigung zu mißbrauchen, die Tugend seiner Retterin war ihm eben so heilig als sein an Rosalien verpfändetes Wort. So lebte er mit sich selbst zerfallen in den beengenden Schranken fort, die ihn umgaben, und flehte täglich zum Himmel, daß er sein Schicksal auf irgend eine Weise enden möge.

Zwei Jahre mochten seit Emils Entfernung aus dem Vaterlande vorüber seyn. — In tiefes Nachsinnen versunken saß er eines Tages in seiner kleinen Wohnung, da trat Lisinka in ungewöhnlicher Bewegung zu ihm ein und erzählte, daß ein Fremder angekommen sey, der, wie man sagte, mit großen Empfehlungen versehen, ganz Sibirien durchreise, um dieses Land kennen zu lernen, daß er seiner Absicht zufolge jeden, auch den kleinsten Ort, nicht unbesucht lasse und sich besonders mit vieler Theilnahme nach den französischen Kriegsgefangenen erkundige, die noch immer ihrer endlichen Befreiung entgegenschmachteten.

Emil ward aufmerksam, der Gedanke, den Fremden aufzusuchen, ihm seinen Namen nennen, ihn um seine Verwendung bei den höheren Behörden bitten zu wollen, durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Er beschloß keine Zeit zu verlieren, ließ sich von Lisinka den Aufenthalt des Reisenden bezeichnen und hatte das Glück in ihm einen jungen Engländer wiederzufinden, den er vor mehreren Jahren in Paris kennen lernte und dem Emil damals einen sehr wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit fand. Daß der junge Britte alles aufzubieten gelobte, um Emils Befreiung so schnell als möglich zu erwirken, war eben so natürlich, als daß Letzterer mit neuer Hoffnung beseelt in seine Wohnung zurückkehrte. Lisinka las in den freudestrahlenden Augen ihres Freundes, daß ihm irgend ein fröhliches Ereigniß begegnet seyn müsse, hörte seinen Bericht mit einer Mischung von theilnehmendem Entzücken und ahnendem Schmerz, und richtete nun ihre Blicke zum ersten Male in die Zukunft, die alle ihre bisherigen stillen Freuden mit einem Schlage vernichten zu wollen drohte.

Der Engländer hielt Wort. Schon nach wenigen Monden wurde Emil nach Tobolsk, Lisinka's Vaterstadt, beschieden; man begegnete ihm daselbst mit zuvorkommender Güte, kündigte ihm seine Freiheit an und versah ihn mit den nothwendigen Pässen, um in sein Vaterland zurückkehren zu können. Außerdem hatte der dankbare Engländer eine sehr bedeutende Summe bei einem Kaufmanne niedergelegt, welche Emil ebenfalls, und zwar mit der Bemerkung eingehändigt erhielt, daß sie ein kleines Darlehen zur Bestreitung der Reisekosten seyn solle. So sah er sich denn auf einmal am nahen Ziele seiner Wünsche und bemerkte im Taumel der ersten Freude, nur mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, die heißen Thränen nicht, welche Lisinka dem Verluste ihres ganzen so süß geträumten Glücks von nun an in stiller Verborgenheit weinte.

Daß sie ihn in sein Vaterland begleiten müsse, unterlag keinem Zweifel. Er hatte ihr mit den feierlichsten Schwüren gelobt, sie nie zu verlassen, stets als Bruder für sie zu sorgen, ihr innigster Freund, ihr treuester Beschützer zu seyn, wenn Rosalie noch leben oder seine Hand noch begehren sollte, im entgegengesetzten Falle aber sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Lisinka hörte alle diese Betheuerungen mit freundlicher Demuth an. So wenig sie Emils gerechten Wunsch, in seine Heymath, in die früher begonnene Laufbahn zurückzukehren, verdammen konnte, so wenig sie es über sich vermochte, seine Heiterkeit durch ihre Trauer zu trüben, eben so unmöglich war es ihr aber auch, den Schmerz zu besiegen, der sich ihrer bei dem Gedanken bemächtigte, daß doch nun alles anders werden müsse, daß sie doch nun aufgehört habe, dem Geliebten seine Welt, sein Alles, der Ersatz für jedes andere schwer vermißte Gut zu seyn. Während des ganzen noch übrigen Auf-

enthaltes in Tobolsk schien Lisinka mit einem Entschluß zu ringen, der ihre Seele ausschließend beschäftigte. Wäre Emils Aufmerksamkeit nicht so sehr auf die mancherlei Vorbereitungen, die er treffen mußte, gerichtet gewesen, so würde ihm der Kampf in ihrem Innern sicher nicht entgangen seyn; so aber ward er keine Veränderung an ihr gewahr und nahm die heitere Ruhe, welche sie im Augenblick der nun wirklich erfolgenden Abreise zeigte, nur für Theilnahme an seiner Freude, nicht aber für das, was sie wirklich war, — nämlich für die innere Abgeschlossenheit, mit welcher Lisinka nach endlich gefaßtem, festen Entschlusse der Zukunft entgegenging.

In der Dämmerung eines schönen Sommerabendes saßen François und seine Gemahlin in einer duftenden Laube des herrlichen Gartens, der ihr reizend gelegenes Landhaus umgab. Er hatte seinen Arm um Rosalien geschlungen, beide waren im traulichen Gespräche vertieft, sie gedachten ihrer Liebe, ihres Glückes und priesen das Geschick, das sie in unauflöslichem Bunde vereinigte: da hörten sie plötzlich den lauten, fast wild fröhlichen Ausruf: „Hurrah Lisinka!“ fuhren erschrocken in die Höhe und gewahrten in der immer tiefer werdenden Dunkelheit eine verhüllte, männliche Gestalt, die sich so schnell in den Gebüschen des Gartens verlor, daß es dem staunenden François unmöglich gewesen seyn würde, ihn einzuholen, hätte das Ueberraschende dieser unerwarteten Begebenheit seine Schritte auch nicht gefesselt.

Rosalie war tief erschüttert; sie betheuerte die Stimme erkannt zu haben: betheuerte, daß kein anderer als Emil jene Worte gerufen hätte und wußte nicht, sollte sie seiner Erscheinung eine fröhliche oder Unglück verheißende Deutung geben.

Umsonst bemühte sich François ihr das Unwahrscheinliche ihrer Behauptung vorzustellen; vergebens suchte er ihr zu beweisen, daß Emil, wenn er auch wirklich noch lebe, sein Daseyn wohl nicht auf diese sonderbare Weise kund gegeben haben würde. Rosalie blieb bei ihrer Ueberzeugung und drang so lange mit Bitten in ihren Gemahl, bis dieser ihr endlich gelobte die eifrigsten Nachforschungen anstellen und alles anwenden zu wollen, den Grund oder Ungrund ihrer Besorgnisse zu enthüllen.

François erfüllte sein Versprechen, — da die noch am Abend ausgesendeten Diener keine Spur von dem Verschwundenen entdecken konnten, so ließ er schon am folgenden Morgen in der ganzen Umgegend Erkundigungen nach ihm einziehen, allein Niemand wollte etwas von dem Fremden wissen, Niemand erinnerte sich ihn gesehen zu haben. Mehrere Tage waren vorüber, Rosalie fing an sich zu beruhigen, sie konnte den Vorstellungen ihres Gemahls nicht länger widerstehen, die sie immer mehr von ihrem Irrthum überzeugten, und belächelte den seltsamen Wahn endlich selbst, in welchem sie die zufällige Erscheinung eines Fremden, wahrscheinlich eines Russen, und dessen gar nicht zu mißdeutenden Ausruf für den wiedererstandenen Emil zu halten fähig war.

Während dieser Zeit verbreitete sich ein Gerücht, das, so verworren es auch schien, doch die kaum besiegten Zweifel aufs Neue in ihr erweckte und selbst François' Aufmerksamkeit, mehr als er es sich selbst gestehen mochte, erregte. Es hieß nemlich, man habe in einer der entlegensten Vorstädte von Paris die Leiche eines jungen Mädchens, in einem sonst sehr achtbaren Gasthause, worin nicht selten Fremde einzukehren pflegten, gefunden. Die Leiche habe Spuren von Vergiftung

gezeigt, wer aber die Schreckensthat beging, ob sie selbst oder ihr junger Begleiter, konnte Niemand mit Gewißheit behaupten; doch hielt man Letzteren um so sicherer für den Mörder als er auf einmal verschwunden und folglich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entflohen war.

Wer die Unglückliche gewesen seyn müsse, ließ sich nicht ausmitteln; der Wirth des Gasthofes wußte nur so viel, daß sie ihren Begleiter Emil genannt habe, sehr traurig gewesen sey, unter dem Vorwande großer Ermüdung jede weitere Bedienung für den Rest des Tages verbeten und sich in dem ihr angewiesenen Zimmer sehr früh zur Ruhe begeben hatte. Am folgenden Morgen fand man sie todt.

So wenig Grund vorhanden war, in dem des Mordes verdächtigen flüchtig gewordenen Fremdling den todtgeglaubten Emil zu vermuthen, so erschütternd wirkte dennoch die Aehnlichkeit des Namens auf Rosalie, ja selbst François vermochte sich einer peinlichen Empfindung nicht zu erwehren, die ihn um so unangenehmer berührte, je mehr er sie vor seiner Gemahlin zu verbergen bemüht war. Er begab sich selbst nach Paris, seine vielseitigen Verbindungen verschafften ihm die Gelegenheit sich von jenem Vorgang so genau als möglich zu unterrichten; wenn aber die Beschreibung, welche ihm der Wirth von der Person des Fremden machte, allerdings einige Aehnlichkeit mit Emil enthielt, so lag die Unmöglichkeit, daß er, wenn er noch lebe, ein Mörder geworden seyn könne, so klar am Tage, daß François seine Nachforschungen einzustellen, und die Lösung dieses finstern Räthsels der Zeit und dem Schicksale anheim zu stellen beschloß.

Zehn Jahre waren vorüber. François befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn nach Deutschland und unter andern Orten nach B..... führte. Nachdem er daselbst bereits alles Sehenswürdige in Augenschein genommen hatte, begab er sich eines Tages auch in das Irrenhaus, um diese mit Recht gepriesene Anstalt ebenfalls kennen zu lernen. Er hatte schon mehrere Gemächer durchwandert und gelangte jetzt nach dem Garten. In dem lebhaftesten Gespräch mit seinem freundlichen Begleiter begriffen, der ihm auf die zuvorkommendste Weise alles erklären und jede Frage genügend zu beantworten bemüht war, bemerkte er nicht, daß sie sich in einem ziemlich dichten Laubengange befanden, der an der Hinterwand des Gebäudes hinlief. Plötzlich hörte er einen lauten, durchdringenden Schrei, blickte auf und trat tödtlich erschrocken zurück, als ihm mitten aus dem dichten Blättergewinde ein Paar große, wahnsinnig rollende Augen entgegenstarrten, die um so gräßlicher auf ihn wirken mußten, als er sonst keinen Theil des Gesichts zu sehen bekam. Noch besaß er nicht Fassung genug zu einer Frage, da schlugen die in wildem, fast brüllenden Tone ausgestoßenen Worte: „Hurrah Lisinka!“ an sein Ohr, zu gleicher Zeit vernahm er das Klirren schwerer Ketten und in demselben Moment verließ ihn auch sein Führer, der ihn hier einige Minuten zu verweilen und seine baldige Wiederkehr zu erwarten bat.

François stand tief erschüttert; er erinnerte sich der Worte des Wahnsinnigen nur allzu deutlich und zweifelte daher nicht, daß er ein und dieselbe Person mit jenem Fremden seyn müsse, der vor nunmehr zehn Jahren auf eine so sonderbare Weise in seinem Garten erschienen, und eben so wieder verschwunden war. Ob er auch der des Mordes verdächtige Flüchtling sey? ob das finstere Räthsel, das ihn und seine

Gattin eine lange Zeit so sehr beschäftigt hatte, hier gelöst werden sollte? war eine Frage, deren Beantwortung er auch jetzt kaum zu hoffen wagen durfte.

François' Begleiter kehrte wirklich ziemlich schnell zurück; unaufgefordert erzählte er ihm, daß der Unglückliche, den er vorhin gehört habe, einer der gefährlichsten Wahnsinnigen wäre, daß man ihn deßhalb in einer kleinen Zelle bewahre, deren Gitterfenster von Laub umwachsen nach dem Garten gingen, und daß er, wenn der Paroxismus ihn überfalle, was jedoch selten geschehe, nur mit der größten Gewalt zu bändigen sey. Der eben so erfahrene als menschenfreundliche Mann fügte übrigens hinzu, daß wohl nur ein sehr großes Unglück, nur ein ganz besonders schmerzhaftes Ereigniß Schuld an der Geisteszerrüttung des Armen seyn müsse, der, so lange er sich in dieser Anstalt befinde, noch nie einen andern zusammenhängenden Laut, als jene beiden Worte von sich gegeben habe.

François' Aufmerksamkeit stieg immer höher, er fragte seinen Begleiter, ob er nicht wisse, wer der Unglückliche sey und auf welche Weise er hieher gekommen wäre? Dieser erwiederte: vor mehr als neun Jahren habe ein Fremder sich bei dem Vorstande der Anstalt melden lassen, habe eine bedeutende Summe Geldes niedergelegt und um Aufnahme für den Wahnsinnigen gebeten, den er in einem Dorfe nahe bei B..... in dem schrecklichsten Zustande gefunden haben wollte.

Der Fremde, ein Franzose, habe vorgegeben, nichts weiter von ihm zu wissen und nur eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, indem er ihn hieher bringe. Man nahm keinen Anstand die Bitte zu gewähren, und so befand sich denn der Unglückliche schon seit geraumer Zeit an diesem Orte, ohne die unermüdete Fürsorge seiner Wohlthäter durch eine schwache Hoffnung auf Genesung zu belohnen.

François konnte die tiefe Bewegung, in welcher er sich befand, nicht verbergen, er bat seinen Begleiter um Erlaubniß, den Wahnsinnigen sehen zu dürfen, indem er die Versicherung hinzufügte, daß nicht Neugierde, wohl aber eine schmerzliche vielleicht nur allzugerechte Theilnahme ihn zu diesem Begehren veranlasse. Nach einigem Nachdenken willigte sein Führer ein. Der Wahnsinnige hatte sich inzwischen beruhigt, die tödtliche Ermattung war dem Ausbruche seiner Wuth gefolgt, es stand daher nicht zu befürchten, daß François' Erscheinung einen neuen Unfall bewirken werde. Mit banger Erwartung schritt dieser hierauf an der Seite seines Führers der Zelle zu, in welcher der Unglückliche wohnte, eine düstere Ahnung, eine nie empfundene namenlose Furcht hatte sich seiner bemächtigt; jetzt standen sie vor der kleinen niedrigen Pforte, die so viel Elend barg, die Riegel rasselten, das Schloß ward geöffnet, sie traten ein in das enge, wohlverwahrte Gemach. François blickte umher, gewahrte eine hagere, abgezehrte Gestalt mit schwarzen wild verworrenen Haaren auf einem Ruhebette liegen, sie starrte mit hohlen Augen nach ihm hin, er erkannte die zerstörten, todtenblassen Züge, schrie laut auf und verbarg sein Antlitz an des staunenden Aufsehers Brust.

(Schluß folgt.)

Der Herzog v. Belluno,

Pair von Frankreich und Großkreuz der Ehrenlegion.

Victor Perrin war geboren im Jahr 1766 zu la Marche in den Vogesen, trat im Jahr 1781 in die Artillerie und wurde im Jahr 1793 bei Toulon Brigadegeneral. Als solcher diente er zuerst in Spanien, dann in Italien, wo er im Jahr 1797 Divisionsgeneral wurde. Nach dem Frieden von Campo Formio befehligte er in der Vendée, kehrte dann 1799 nach Italien zurück und zeichnete sich vornämlich bei Montebello und Marengo aus. Nach dem Frieden von Amiens wurde er Gesandter in Kopenhagen, bis zum Ausbruch des Krieges mit Preußen (1806 und 1807), in welchem er das neuerrichtete deutsche und polnische Armeecorps erhielt. Im Begriff, sich zu diesem zu begeben, wurde er im Januar 1807 von Schills Freicorps bei Stargart gefangen genommen, bald aber gegen Blücher ausgewechselt. Bei Friedland entschied er den Sieg, weswegen ihn der Kaiser auf dem Schlachtfelde zum Marschall ernannte. Nach dem Vertrage von Tilsit war er fünfzehn Monate lang General-Gouverneur von Berlin. Im Jahr 1808 erwarb er sich neuen Ruhm in Spanien. Im Jahr 1812 machte er den russischen Feldzug mit und rettete an der Beresina einen Theil der Armee. Im Jahr 1813 war er Oberbefehlshaber des 2. Armeecorps und focht bei Dresden, Leipzig und Hanau. Im J. 1814 unterließ er die Besetzung von Montereau, weßwegen ihm der Kaiser sein Corps nahm und es an General Gerard übertrug. Aber gerührt durch Victors Anerbieten, um der Gefahr des Vaterlandes willen als Grenadier in der Garde zu dienen, ertheilte ihm Napoleon wenige Tage nachher den Befehl über zwei Divisionen der jungen Garde. Nach der Restauration wurde er Gouverneur der 2. Militär-Division und folgte im J. 1815 Ludwig XVIII. nach Gent. Nach der zweiten Restauration ernannte ihn der König zum Major-General der Garde, Pair des Reichs und Vorstand der Kommission, welche das Benehmen der Offiziere während der hundert Tage zu beurtheilen hatte. Im Dezember 1821 wurde er Kriegsminister und im März 1823 Majorgeneral der Pyrenäen-Armee, bei welcher er aber blos wenige Tage blieb, worauf er nach Paris zurückging, und das Portefeuille des Krieges wieder übernahm. Im J. 1823 wurde er in die Ouvrardsche Lieferungs-Geschichte verwickelt und am 28. Okt. zum Staatsminister ernannt, somit von den Geschäften entfernt. Später ward er Botschafter in Wien bis zu Ludwigs XVIII. Tode. Seither lebte er in gänzlicher Entfernung von den Geschäften. Erst in der letzten Zeit wollte er seinen Sitz in der Pairskammer wieder einnehmen, um seine Stimme gegen die Befestigung von Paris zu erheben.

Wollen Sie rasirt seyn?

Ein Gentleman, welcher vor einigen Jahren den obern Theil von New-York bereiste, kehrte in einem Wirthshause der Gegend ein und ersuchte den Wirth um eine Unterkunft für die folgende Nacht. Der Wirth benachrichtete ihn, daß es nicht in seinem Vermögen läge, ihm zu willfahren, da bereits alle Zimmer besetzt wären. Der Fremde bestand darauf, der Wirth müsse ihn aufnehmen, da er sowohl, als sein Pferd zu erschöpft wären, um weiter reisen zu können. Nach vielen Bitten willigte der Wirth in das Gesuch des Fremden, vorausgesetzt, daß er in einem Zimmer schlafen wolle, welches seit langer Zeit unbewohnt gewesen, einem Glauben zufolge, daß es von dem Geist eines Barbiers heimgesucht werde, welcher in demselben vor einigen Jahren ermordet worden seyn solle. „Schon gut, sagte der Mann, „ich fürchte mich nicht vor Geistern." Nachdem er einige Erfrischungen eingenommen, erkundigte er sich bei dem Wirth, wie und auf welche Weise das Zimmer, in

welchem er die Nacht zubringen solle, heimgesucht werde. Der Wirth belehrte ihn, daß die Gäste, sobald sie sich zu Bette begeben hätten, eine seltsame Stimme vernähmen, welche in zitternden und langgezogenen Tönen die Frage stellte: „Wollen Sie rasirt seyn?“ — „Nun gut“, erwiederte der Mann, „wenn der Geist kömmt, so mag er mich in Gottesnamen rasiren!“ Er verlangte darauf sein Schlafzimmer zu sehen. Da er jene Neugierde fühlte, von welcher alle die befallen zu werden pflegen, welche Geistergeschichten erzählen hörten, so untersuchte er sorgfältig jeden Winkel, jede Ecke des Zimmers, konnte aber nichts entdecken, als das gewöhnliche Ameublement eines solchen Zimmers; er legte sich darauf nieder, doch hielt er seine Augen offen, um nicht sogleich einzuschlafen; nach wenigen Minuten kam es ihm vor, als hörte er eine Stimme rufen: „Wollen Sie rasirt seyn?“ Er stand aus dem Bette auf und durchsuchte das ganze Zimmer, konnte aber nichts entdecken; er legte sich hierauf wieder; hatte sich aber kaum zurecht gelegt, einzuschlafen, als der geistvolle Ruf von neuem erscholl. Er stand wieder auf und ging an das Fenster, da der Ruf von der Seite herzukommen schien; er blieb eine Weile still und prüfend stehn; nach einigen Augenblicken ängstlicher Erwartung vernahm er wieder die Stimme ganz deutlich und öffnete nun, überzeugt, daß sie von Außen komme, das Fenster, worauf er die Frage von Neuem deutlich im Freien schallen hörte, was ihn abermals nicht wenig stutzen machte. Nach einer genauen Untersuchung gewahrte er indessen den Ast eines großen, mächtigen Eichbaums, welcher vor dem Fenster stand und seine Zweige so weit vorstreckte, daß jeder Windstoß, der dieselben bewegte, ein Geräusch verursachte, welches einige Aehnlichkeit mit der obigen geisterhaften Anfrage hatte. Da er sich befriedigend überzeugt, daß sein Geist nicht mehr und nicht weniger war, als der hervorragende Ast eines breiten Eichbaumes, der an das Haus anschlug, so begab er sich wieder zu Bette und versuchte einzuschlafen; doch ward er nun aufgestört durch schallendes Gelächter und einen Donner von Flüchen und Verwünschungen aus dem anstoßenden Zimmer, in welchem die Spieler noch beisammen saßen. In der Ueberzeugung, daß er die letzte Entdeckung zu seinem eigenen Vortheile benützen könne, ergriff er ein weißes Betttuch, hüllte sich in dasselbe, nahm eine Waschschüssel in die Hand, warf ein Handtuch über den Arm und trat in diesem Aufzuge mit einemmale geisterhaft durch die rasch geöffnete Thüre, indem er mit einer furchtbar zitternden Stimme rief: „Wollt ihr rasirt seyn?“ Überrascht durch die plötzliche Erscheinung des Geistes, geriethen die Spieler in die größte Bestürzung; im Eifer, zu entkommen, sprangen einige durch's Fenster, andere rannen über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Unser Geist, welcher nun freien Spielraum hatte, scharrte klug und bedächtig eine bedeutende Masse des auf dem Tische zerstreuten Geldes in das Waschbecken und entfernte sich ungesehen und unbemerkt in sein Zimmer. Am nächsten Morgen traf er das ganze Haus in der größten Verwirrung. Man stellte sogleich die Frage an ihn: „Ob er sich wohl befinde“ worauf er bejahend erwiederte. „Nicht zu wundern“; entgegnete der Wirth, „denn der Geist, statt sich in Ihr Zimmer zu verfügen, verirrte sich, Gott weiß wie, in das unsre, verjagte uns aus demselben und nahm alle Dollars mit sich, die er vorfand.“ Der Gast, welchen man nicht im Entferntesten im Verdacht hielt, verzehrte in aller Ruhe und con amore sein Frühstück und reis'te darauf weiter, um einige hundert Dollars reicher.

Das gute Rezept.

Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal in Wien der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: Kind, hol' mir einen Doctor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. — „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wollt ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!“ Der Kaiser dachte, der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. „Ich will euch denn ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es an den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sey schon so Einer da gewesen, und hab' ihr etwas verordnet, und sie hätte nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hände nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen war, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er nicht wenig, und sagte zu ihr, „Frau“, ihr seyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch 25 Douplonen verordnet, beim Zahl-Amt zu erheben, und unten d'ran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augenkraft hätte ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Umstand von dem Zahlamte ausbezahlt und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Auflösung des Palindrom's in Nr. 17:

Egge.

№ 23.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Des todten Kaisers Rückkehr.

(Als Seitenstück zur „nächtlichen Parade im elysäischen Feld".)

Um Mitternacht im Hügel
Auf Sankt Helena dort,
Sprang jüngst ein Grabesriegel
Am öden Felsenort.

Die Meereswellen braus'ten
Wohl an den Felsen an,
Und kalte Winde saus'ten
Wohl an das Grab hinan.

Und rost'ge Schwerdter klirrten
Unsichtbar in der Luft,
Und Heldengeister schwirrten
Durch kalten Nebelduft.

Da siehe! plötzlich hebet
Der Felsen sich empor,
Und aus dem Grabe schwebet
Ein schwerer Sarg hervor.

Und Frankreichs Abgesandte
Sie kamen all' daher,
Vom fernen Vaterlande
Fern über's weite Meer.

Sie stehen hier mit Grauen
Am kalten Grabesstein,
Sie seufzen wohl und schauen
In's off'ne Grab hinein.

Ein dumpfes Schwerdterklingen
Verhallet in dem Grab,
Und endlich, endlich springen
Des Sarges Deckel ab.

Da liegt der todte Kaiser
Im Sarg noch, kalt und weiß;
Und leiser wird's und leiser
In der Gesandten Kreis.

Die Generäle blicken
Den todten Kaiser an,
Und stehen still und nicken
Einander dann und wann:

„Der Kaiser liegt in Frieden,
Er schläft für immerhin,
Wie er dahingeschieden,
So liegt er noch darin."

So klagen sie und decken
Den Kaiser wieder zu,
Sie können ihn nicht wecken,
Doch hat er noch nicht Ruh'!

Darf er nicht mehr hier weilen
Der todte Kaiser? — nein!
Er muß nach Frankreich eilen,
Dort harrt man längst schon sein.

Das Grab ist leer und stille,
D'rin ist kein Kaiser mehr,
Auf luftiger Flottille
Da fährt er über's Meer.

Und auf der Seine Wogen,
Nach langer langer Fahrt,
Da kommt er angezogen,
Im Sarge, wohlbewahrt.

Er fährt auf gold'nem Wagen
Im Morgensonnenschein,
Wie im Triumph getragen,
Zur Kaiserstadt hinein.

Da rauschen Glockenklänge
Von allen Thurmeshöh'n,
Zum festlichen Gepränge
Gewaltiger und schön.

Durch tausend Feuerschlünde,
Gar furchtbar aufgepflanzt,
Als ob sein Wind sie zünde,
So fährt er, stolz verschanzt.

Viel tausend Krieger schreiten
Mit abgemess'nem Schritt,
Und stolze Reiter reiten
Im Kaiserzuge mit.

Und mit der Wehmuth Beben
Da schreiten traurig auch
Die alten Gardelöwen,
Mit Thränen in dem Aug'.

Den todten Kaiser rühret
Dieß in dem Sarkophag,
Doch keine Macht, ach! führet
Ihn wieder an den Tag.

Da rauscht mit Windeswehen,
In Waffen mancherlei,
Aus ihren Sonnenhöhen
Die Geisterschaar herbei.

Die fernen Gräber beben
In Rußland auch empor,
Und aus dem Eise schweben
Gewürgte Bayern vor.

Die Pyramiden schwanken,
Die Wüsten theilen sich,
Und aus dem Sande wanken
Die Geister schauerlich.

Millionen Schädel schauen
Auf diesen Sarg hinab;
Sie grinzen wohl mit Grauen
So vorwurfsvoll herab!?

Bis endlich, endlich wieder
Ein großes Grab ihm winkt,
Und nun zur Ruhe nieder
Der todte Kaiser sinkt. —

Das ist wohl die Parade
In's heimische Gefild,
Die jetzt im Frankenstaate
Der todte Cäsar hielt! —

Wilh. Piezfelwinger, Cand. Phil.

Lisinka.

(Schluß.)

In dem nämlichen Moment sprang der Wahnsinnige von seinem Lager empor, nahte sich François, gleichsam als wolle er ihn recht genau betrachten, sein schrecklicher Ruf: „Hurrah Lisinka!" ertönte aufs Neue; allein, als nun dieser mit der zärtlichsten, aber auch schmerzlichsten Bewegung den Namen Emil nannte, als er seine Arme ausbreitend ihn an sein Herz drücken wollte, da bemächtigte sich eine gewaltsame Erschütterung des Unglücklichen, sein Auge rollte, seine Glieder bebten, plötzlich brach er in ein lautes herzzerreißendes Schluchzen aus — und sank dann in todähnlicher Ohnmacht zu Boden.

Keine Feder ist mächtig genug, François' Empfindungen zu beschreiben; — nur wer den todtgeglaubten Freund auf diese Weise wiederfindet, wer sich überdieß noch einer geheimen Schuld gegen diesen Freund bewußt ist, nur der kann allenfalls ermessen, was François in jenen fürchterlichen Augenblicken litt. — Der Arzt hatte ihm erlaubt, bei Emil zu bleiben, er gab die Versicherung, daß diese Krisis den Kranken, wenn er noch Kraft genug besitze, entweder zur Genesung oder zum nahen Ende seiner Leiden führen werde, und daß daher kein Nachtheil von François Gegenwart zu befürchten sey. Aufgelöst in namenlosen Schmerz erwartete dieser jetzt von Minute zu Minute Emils Erwachen; es erfolgte endlich, zu gleicher Zeit äußerte sich aber auch eine so große Schwäche an dem Kranken, daß der Arzt seiner Auflösung mit jedem Moment entgegensah.

Die Rückkehr seines Verstandes, und daß er François erkannt habe, bewiesen sowohl seine freundlich auf diesen gerichteten Blicke, als der Versuch zu sprechen, den er mehrere Male, jedoch vergebens wiederholte. François hatte seine beiden Hände gefaßt, er nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, bat ihn sich nur erst zu erholen und dann mit ihm in das Vaterland zurückzukehren. Emil aber lächelte wehmüthig, blickte zum Himmel, als wolle er sagen, daß dort allein seine Heimath sey und versank dann wieder in eine Art von Halbschlummer, der die traurige Prophezeihung des Arztes nur allzubald bestätigte. Nach einigen Stunden erwachte Emil abermals, er war jetzt der Sprache mächtiger als zuvor, wenigstens vermochte er einige Worte zu stammeln, von denen François den Namen André Renaud am deutlichsten verstand. Immer schwächer werdend sank er wieder auf sein Lager zurück, der Name Lisinka bebte noch einmal von den zuckenden Lippen und mit ihm entfloh die Seele des Unglücklichen, um sich dort auf ewig mit der Geliebten zu vereinen.

Es war ein trüber Herbstabend, als François auf jenem weit entlegenen Gute ankam, wohin er einst den durch ihn und Emil dem Verderben entrissenen André Renaud nebst seiner Gattin gesendet hatte. Er durfte sich seit jener Zeit zwar stets seines gelungenen Werkes erfreuen, konnte die Familie aber der großen Entfernung wegen nur selten besuchen. Was ihn jetzt hieher führte, waren die letzten Worte seines sterbenden Freundes. Nur André konnte, wie er vermuthen mußte, den dunklen Schleier heben, der das Schicksal des Unglücklichen verhüllte, nur er vermochte es vielleicht die schwere Schuld, die François' Herz belastete, zu heben, oder sie als unsühnbar, als die Ursache von Emils Tode zu bezeichnen.

André empfing seinen Wohlthäter mit dankbarem Entzücken. Das schmerzliche Ereigniß wurde bald zur Sprache gebracht, Renaud hatte jedoch kaum die letzten, obwohl zusammenhängenden Worte des Sterbenden aus François' Munde vernommen, als er sogleich ein ziemlich starkes Paket Schriften herbeibrachte, welche Emils Geschichte, von ihm selbst aufgesetzt, bis zu seiner Ankunft in Paris enthielten; was seit jenem Zeitpunkt mit ihm vorgegangen, ergänzte André, in so weit er selbst genauer davon unterrichtet war.

Renaud und seine Gattin saßen eines Abends in traulicher Eintracht bei ihrem kleinen Mahle, als ihnen ein Fremder gemeldet ward, der, wie der Diener sagte, auf eine wilde, fast stürmische Weise Einlaß in das Schloß begehrte. Verwundert über diesen ihm unbegreiflichen Besuch, und seinen Leuten die größte Vorsicht anbefehlend, gebot André den Unbekannten zu ihm zu führen; wie sehr vermehrte sich aber seine Ueberraschung, als Jeannette mit weiblichem Scharfblick, trotz der seltsamen Verstörung, trotz den entstellten, ja beinahe verzerrten Zügen, ihren ehemaligen Beschützer Emil Dorville in ihm erkannte. Ohne begreifen zu können, was ihn hieher geführt haben mochte, mußten Beide zu ihrer größten Bestürzung bald den schrecklichen Zustand entdecken, in welchem der Unglückliche sich befand; lichte Momente, in denen die tiefste Verzweiflung sichtbar ward, wechselten mit Anfällen von Wahnsinn, während welcher er nur die beiden Worte: „Hurrah Lisinka!" mit gellender Stimme ausstieß. Renaud und Jeannette thaten alles, was sie vermochten, den Bedauernswürdigen zu pflegen, allein die lichten Zwischenräume wurden immer seltener, seine Geisteszerüttung immer heftiger. In einem der ersteren übergab er Renaud einst jenes Packet, ließ ihn aber einen feierlichen Eid schwören, dasselbe nicht eher als nach seinem Tode in François' Hände zu legen und überhaupt sein Daseyn, so wie seinen Aufenthalt vor Jedermann geheim zu halten. Renaud that wie jener begehrte. Was er aus den zusammenhängenden, oft unterbrochenen Mittheilungen des Unglücklichen nach und nach errieth, war ungefähr Folgendes:

Nach seiner Ankunft in Paris hatte Emil absichtlich jene entlegene Vorstadt gewählt, um keinem seiner früheren Bekannten zu begegnen. Zu allererst wollte er seinen Freund François aufsuchen, sich bei diesem nach Rosalien erkundigen und die Entscheidung seines Schicksals von ihm erfahren. Zufälligerweise befand sich in Emils Gasthof ein Mann, der von Delcourt's nahe gelegenem Landgute kommend, seinen Kameraden von dessen liebenswürdiger Gattin erzählte. Emil horchte hoch auf, heiße Sehnsucht, den theuern Freund nach so langer Trennung wiederzusehen, und eben so heftiger Drang sein Loos entschieden zu wissen, ließen ihn den folgenden Tag nicht erwarten, er mußte noch heute, noch in dieser Stunde fort. Abschied nehmend trat er deßhalb vor Lisinka, der er sein Vorhaben mittheilte, indem er ihr zugleich die schleunigste Rückkehr gelobte. Wäre er weniger befangen, weniger mit dem, was er erfahren sollte, beschäftigt gewesen, so würde ihm die seltsame Veränderung, welche mit Lisinka vorgegangen war, gewiß nicht unbemerkt geblieben seyn, er würde die leidenschaftliche Spannung ihres ganzen Wesens, die stürmische Heftigkeit, mit welcher sie ihn umarmte, beachtet haben; so aber hielt er dieß alles nur für die gewaltsame Aufregung eines in banger Erwartung verzagenden Gemüthes und beeilte sich um so mehr, diesen Zustand, der ihn selbst schon während der ganzen Reise gequält hatte, zu enden.

Emil kannte das Landhaus seines Freundes genau, er wählte daher seinen Weg durch den Garten. Leise vorwärts

schreitend machte das Geflüster mehrerer Stimmen in einer nahen Laube ihn aufmerksam, er trat hinzu und sah Rosalien in François' Armen! Noch würde er, seinen Augen mißtrauend, diesen Anblick vielleicht für einen Traum gehalten haben, allein nun hörte er auch die Betheuerungen ihrer Liebe, ihres Glückes! Ein Himmel voll Seligkeit senkte sich in seine Brust, auch er durfte nun glücklich seyn, durfte Lisinka besitzen. Außer sich über diese kaum gehoffte Wonne, rief er unwillkührlich die, früher oft im Scherz gesprochenen Worte: „Hurrah Lisinka!" aber kaum erinnerte ihn der theure Name, daß die Geliebte, während er hier verweile, sich in zweifacher Angst verzehre, als er alles Andere vergessend nach der Stadt zurückeilte, um ihr die frohe Nachricht zu bringen und morgen schon an ihrer Seite den Freund zu überraschen.

Erst gegen Tagesanbruch kam er in seiner Wohnung an. Alles war stille, nichts regte sich um ihn her, denn die Bewohner lagen noch in tiefem Schlafe. Er trat ein, das falbe Dämmerlicht erhellte nur sparsam die dunkeln Wände des kleinen Gemaches, suchend irrte sein Auge umher, ohne die Geliebte zu finden, die er seiner wartend glaubte; jetzt öffnete er eine Seitenthüre, trat leise näher und — gütiger Himmel, welch' ein Anblick wartete seiner! Bleich, mit entstellten Zügen lag Lisinka auf ihrem Bette, sie schien erst kürzlich den schrecklichen Todeskampf ausgekämpft zu haben, denn noch verriethen die gebrochenen Augen, der krampfhaft geschlossene Mund, das aufgelöst herabhängende Haar, die Qualen ihrer letzten Stunden.

Verzweiflungsvoll warf Emil sich über die theure Leiche; sein Schmerz hatte weder Worte noch Thränen, er überlegte nicht, was hier vorgegangen seyn könnte, dachte nicht daran nach Hülfe zu rufen; starr und stumm, wie die gebrochene Lilie vor ihm, lag er eine Zeitlang bewußtlos auf seinen Knien: da weckte ihn der erste Strahl des Morgenlichtes aus seiner dumpfen Betäubung auf.

Aber die Sinne des Unglücklichen waren von diesem Augenblick an zerrüttet. Er hielt sich selbst für Lisinka's Mörder und floh in diesem Wahne, wie von Furien gejagt, aus seiner Wohnung. Unaufhaltsam mit fast übermenschlicher Kraft eilte er weiter und weiter, nur in lichten Momenten, wenn der Hunger ihn trieb, nahte er irgend einer einsam gelegenen Hütte, um sich Nahrung zu verschaffen; sobald dieß Bedürfniß aber einigermaßen befriedigt war, verbarg er sich vor Aller Augen, weil er in jedem ihm Begegnenden einen Feind, einen Ankläger befürchten zu müssen glaubte. Auf diese Weise kam er, ob aus Vorsatz oder Zufall, auf dem Gute an, woselbst Renaud mit seiner Gattin lebte. Daß er Einlaß in das Schloß begehrte, daß er Renaud seine Papiere vertraute, ließ auf das Erstere schließen, obwohl er sich niemals darüber erklärt hatte.

Mehrere Wochen gingen vorüber, während welcher Emils Zustand sich im höchsten Grade verschlimmerte. Die Anfälle des Wahnsinns wurden immer häufiger, immer seltener erschienen die wenigen lichten Momente, die ihm noch geblieben waren, seine Unruhe, seine Menschenscheu stiegen mit jedem Tage; bald floh er auch Renaud und Jeannette mit eben der Aengstlichkeit, die er in der Nähe anderer Menschen zeigte, und trotz aller Sorgfalt, trotz der unaufhörlichen Wachsamkeit beider Gatten, war er eines Morgens verschwunden.

Renaud, von Mitleid und Dankbarkeit getrieben, folgte dem Unglücklichen, um ihn zurückzubringen, allein da er den Anblick der Menschen vermied und deßhalb die einsamsten Wege wählte, war es schwer, ja beinahe unmöglich seine Spur zu finden. Renaud mußte sich auf seinem Wege mit den zweifelhaftesten Nachrichten, den widersprechendsten Aussagen begnügen, glaubte oft ihn gefunden zu haben und sah sich eben so oft in seinen Erwartungen getäuscht. Schon lag Frankreichs Gränze hinter ihm, schon hatte er einen großen Theil von Deutschland durcheilt, da gelangte er eines Abends in ein Dorf unweit B...., hörte im Gasthofe desselben zufällig von einem armen Wahnsinnigen sprechen, der seit einiger Zeit bei dem Hirten, der ihn gefunden und aufgenommen hatte, verweilte, jedoch so schwach und krank sey, daß er wohl bald von seinem Elend erlöst werden möge. Er ward aufmerksam, ließ sich den Beklagenswürdigen zeigen, und fand in ihm den längst gesuchten unglücklichen Emil.

Die Schwäche des Willenlosen machte es möglich ihn zu leiten. Renaud sah ein, daß er ihn nicht in sein Vaterland zurückbringen konnte, es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als ihn nach B..... in die allgemein berühmte Anstalt für Geisteskranke zu führen. Es geschah; seinem Eide getreu, nannte er Emils Namen nicht, gab vor, ihn durch Zufall gefunden zu haben und kehrte, nachdem er ihn in sicherer Obhut wußte, trauernd über den jammervollen Zustand seines ehemaligen Wohlthäters nach Frankreich zurück. Von Zeit zu Zeit verschaffte er sich Nachricht von dem Unglücklichen. Was ihm am merkwürdigsten blieb, war der Umstand, daß Emil in seinem Wahnsinn nur stets der Worte mächtig schien, die er einst im höchsten Aufschwung der seligsten Freude ausstieß. Der Tod endete seine Leiden und gab ihm, was das Leben ihm so streng versagt hatte, den stillen Frieden in der dunkeln kühlen Gruft.

Das Räthsel war nun gelöst. Tief erschüttert, aber doch mit dem Trost erfüllt, daß seine Verbindung mit Rosalien kein Verrath an der Freundschaft gewesen sey, schied François von Renaud und Jeannetten. Das Andenken des Hingeschiedenen blieb ihm und seiner Gattin ewig heilig. In einem der schönsten Theile des herrlichen Gartens, von Trauerweiden beschattet, erhob sich bald ein einfaches Grabmal, welches die Namen Emil und Lisinka trug; jeder Fremde aber, der nach der Bedeutung jener Namen forschte, vernahm nicht ohne Rührung die Geschichte der beiden Unglücklichen, die nun längst schon ruhig schlummerten, schenkte ihnen eine Thräne des Mitleids und bewahrte ihr Gedächtniß auch noch in späterer Zeit tief in der theilnehmenden Brust.

Miscellen.

Die Preßburger Zeitung veröffentlichte vor Kurzem die Zahl der Sträflinge der dortigen Gefängnisse; unter Andern wird auch eines Weibes gedacht, welches, zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt, seit 1787 Gefangene ist. Diese merkwürdige Verbrecherin war 24 Jahre alt, als sie, durch ihren Geliebten verleitet, Vater, Mutter, Gatten und Sohn tödtete. — Ihr Verbrechen fiel in die Zeit, als der große Kaiser Joseph II. die Todesstrafen aufhob; die Sentenz lautete: Lebenslänglich schwerer Kerker, durch drei Tage Ausstellung auf dem Pranger, und an jedem dieser Tage hundert Karbatschstreiche. Am letzten der Ausstellung war sie so schwach, daß sie von zwei Bütteln unterstützt werden mußte, und doch lebt die Unglückliche nach 54jährig überstandener schwerer Kerkerstrafe noch immer.

Man lies't in den Mainzer Unterhaltungsblättern: „Vor einigen Monaten kam in Paris ein Herr Penkel an; derselbe ist ein Deutscher, war lange in Rußland auf Reisen, und verheurathete sich endlich in Italien. Er stieg Rue de Helder Nr... ab, bis sein Logis eingerichtet war, und wohnte dann in Faubourg St. Germain. Als er eingerichtet war, fiel ihm ein, daß sich vor zehn Jahren sein Bruder, von welchem er seit der Zeit nichts gehört, in Paris aufhielt; er ging also zum Polizeipräfekt, theilte demselben seine brüderliche Bekümmernisse mit und bat ihn, doch Alles zum Auffinden des Verlornen aufzubieten. Zu dem Ende gab er seine Adresse Rue du Back. Acht Wochen später, als er eben zu Tische gehen wollte, kam ein Mensch herein, welcher sagte, er habe ihm von Herrn Delessert etwas mitzutheilen. Der Hausherr führte den Fremden in den Salon und vernahm nun: „Der Herr Penkel, nach welchem Sie fragten, ist gefunden.“ — „„Gott Lob! Wo ist er? Führen Sie mich zu ihm.““ — „Ich weiß es nicht; ich kann Sie nur zum Polizeipräfect, der Sie erwartet, führen.“ — „„Wo ist er?““ — Herr Penkel läuft ohne Hut zum Hause hinaus, nimmt das erste beste Cabriolet, läßt den Sendboten auf der Strasse gehen, wohin er will, kommt bleich, athemlos in der Jerusalemstrasse an und will den Polizeipräfect sprechen. — Derselbe speis't; er wartet, sein Herz schlägt — er soll ja den verlorenen Bruder wiedersehn. Muth, lieber Penkel; die Menschen, welche Dich lieben, machen Dir mehr Kummer, als Deine Feinde; so geht's auf Erden! — Er wird endlich hineingeführt und Delessert sagt: „Der Herr Penkel, den Sie suchen, ist gefunden, wenigstens, so gut wie gefunden. Mit Hülfe der Polizei habe ich Folgendes herausgebracht. Dieser Herr Penkel ist ein Deutscher.“ — „„Ganz recht.““ — „Er war in Rußland.“ — „„Wirklich?““ — „Dann in Italien.“ — „„Nicht möglich!““ — „Dort verheirathete er sich, ging nach Frankreich und logirte Rue du Helder Nr.... Hier haben wir seine Fährte verloren und es bleibt fraglich, ob und wo er jetzt lebt.“ — „„Herr Polizeipräfect, da kann ich Ihre Nachweisungen completiren.““ — „Wie so?“ — „„Von dort zog Herr Penkel in die Rue du Bac““ — „So?“ — „„Nr....““ — „Wirklich?“ — „„Und heute, gerade als er sich an den Tisch setzen und essen wollte, kam jemand, der ihn zu Ihnen beschied; er lief ohne Hut fort und steht jetzt voll Verwunderung über Ihren Scharfsinn vor Ihnen.““ — „Mein Herr“.... — „„Mein Herr, der Herr Penkel, von dem Sie sprechen, von dem Sie so gut unterrichtet sind und dessen Spur Sie Rue du Helder verloren — der bin ich. Der Penkel hingegen, über den ich Sie um Auskunft bat, heißt Ludwig Penkel und ist mein Bruder. Ihre Leute haben sich vergriffen.““

Professor Dr. Anton Fähnrich sagt in einem aphoristischen Taschenbuche für das Jahr 1840, einem äußerst interessanten, an geistreichen Bemerkungen reichen Büchlein, das aber in Norddeutschland wenig bekannt ist, Folgendes über die sogenannte „böse Sieben“: Warum der Deutsche von allen Zahlen, deren jeder sich so allerlei aufbürden ließe, gerade nur gegen die Zahl Sieben so erpicht ist, und diese allein die „böse“ schielt, ist mir nicht deutlich erklärbar. Fast alle Nationen nennen sie die „heilige“ und dieß mit Recht. So ist z. B. bei den Juden die doch in Fällen des Zählens eine Autorität sind, jeder siebente Tag und jedes siebente Jahr heilig, ja jedes siebenmal siebente Jahr sogar ein Jubeljahr. In Rom und Griechenland war diese Zahl dem Apollo geweiht. Eben so beliebt und angesehen war sie schon im alten Bunde, besonders in der Apokalypse, wie sie bedeutsam durch die Gnadenmittel, Seligkeiten und Bitten im neuen Bunde geworden. Vom Farben, Tönen, Weisen, Wundern, Künsten, Sternen u. d. dgl., wo sie überall geheimnißvoll hervorsticht, will ich nicht einmal hier reden. Sollte etwa dieß ungünstige Epitheton von den gefährlichen Stufenjahren, deren schon Plinius in seinem Briefe an Calvasius als bedenkvoll erwähnt, oder von den kritischen Tagen herrühren, die Hyppokrates in gewissen Krankheiten für entscheidend erklärt? Meiner Meinung nach könnte, da die uralte Redensart „die bösen Sieben“ oder „eine von den bösen Sieben“ eigentlich ein böses Weib bedeutet, die Archäologie der altdeutschen Weiber den Ausschlag geben; denn in der neuern Zeit würde man sich unter dem milden Geschlecht vergebens nach einer Erklärungsart umsehen.

Ein Gentleman betrachtete aufmerksam einige unterhaltende Karrikaturen vor den Glasfenstern einer Kunsthandlung, als er plötzlich Jemanden an seinen Taschen spürte. Da nur eine Person da war, die in seiner Nähe stand, so wandte er sich rasch um, und sprach, indem er ihm starr und bedeutungsvoll ins Gesicht sah: „Sir, Sie hatten Ihre Hände in meinen Taschen.“ — „Hatte ich?“ entgegnete der andere höchst kaltblütig. „So muß ich Sie in der That um Verzeihung bitten; doch ist das Wetter jetzt so kalt, daß man froh ist, wenn man seine Hände irgendwo unterbringen kann.

In Berlin wollte sich ein durchreisender Fremder einen Frack machen lassen. Er ließ daher einen Schneider rufen. Ehe dieser aber zum Maßnehmen schritt, fragte er den Fremden, ob der Rock englisch, französisch oder deutsch gemacht werden solle. „Machen Sie mir ihn neutral,“ sagte der Fremde.

Man erzählt, bei einer Parthie Whist in einem Londoner Club habe einer der Spieler seine Karten angesehen, sie dann auf den Tisch geworfen, und sey, vom Schlage getroffen, umgefallen. Einer der Mitspielenden, der das reitzbare Temperament des Verstorbenen gekannt, rief sogleich: Ich wette tausend Guinieen, daß er keine Atouts hatte.“ Die Wette wurde gehalten und man besah die Karten des Verstorbenen; es fand sich nicht ein Atout darunter.

Ein neuseeländischer Häuptling wurde gefragt, wie ihm die Europäer gefielen. „Sehr gut“, sagte er, „ich habe schon zwei gegessen!“

Charade.

Den schönsten Namen aller Zeiten
Nennt dir mein erstes Sylbenpaar,
Die Hände siehst du segnend breiten
Auf manche frohe Kinderschaar.

Als mächt'ger Schutz, wenn Stürme tosen,
Thut sich's den zarten Sprossen kund,
Und wie die dritte dem Matrosen,
Bleibt's stets ihr bester Ankergrund.

Mein Ganzes steht am Erdenrunde
Als unbewegte Heimath da;
Dein ist's zu jeder Lebensstunde,
Dein ist es ferne oder nah.

Und blüht dir auch in schönern Auen
Ein ewig ungetrübtes Glück,
Doch zieht's dich stets zu jenem blauen
Lichthimmel wunderbar zurück.

№ 24.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Briefe eines bayerischen Landsmannes aus Java, in Ostindien.

Wenn es schon überhaupt ein Vergnügen gewährt, einen Mann erzählen zu hören, oder seine Berichte zu lesen über seiner Fahrten Gang und Geschichte, den das Schicksal weiter führte, als gewöhnlich eines Reisenden Weg gehet, der in den fernsten Landen, aus denen uns nur selten Kunde wird, lebt; so ist es wohl von doppeltem Werthe und nimmt unsere ganze Theilnahme in Anspruch, wenn ein Mann, der mit uns auf gleicher, theurer Erde geboren, Vielen von uns befreundet und Vielen besonders lieb und werth, uns erzählet, wie er, in seinem Berufe ein fruchtbar Feld suchend, weite Reisen gewagt in einem Welttheile, in Ländern, die selten wohl nur eines Bayers Fuß betritt, wie es ihm ergangen, was er des Neuen und Unbekannten so Manches entdeckt und kennen gelernt, wie er von vielen Unfällen heimgesucht, zahllosen Gefahren mit Hilfe Gottes entkommen, sein Ziel endlich erreicht habe. So kommen uns die Briefe eines Landmanns, des Doktors L..z aus G...6, zu, der vor drei Jahren nach Ostindien sich begab, um als Arzt in die Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie zu treten und seitdem dort lebt. Sie enthalten nicht allein die merkwürdigen Ereignisse des Mannes, sondern auch so manche lehrreiche Notiz, manche Bemerkung von wissenschaftlicher oder sonstiger Bedeutung, daß wir glauben, unsern Lesern eine nicht unangenehme Lektüre vorzulegen, wenn wir diese Briefe in die Spalten unseres Blattes aufnehmen. Wir glauben es dem Schreiber derselben schuldig zu seyn, sie in der einfachen, schmucklosen Form zu belassen, wie er sie niederschrieb, weit entfernt, sie der Oeffentlichkeit zu bestimmen. Gerade darin scheint uns ein eigenthümlicher Reiz zu liegen, und die schlichte Erzählung, das bunte Allerlei derselben, die eingemischten Notizen über Erfahrungen und Geschehenes geben dem Berichte poetische Farbe genug, daß sie jeder Verkünstelung gut entbehren können. In Briefen ähnlicher Art spricht sich auch das Wesen des Schreibenden am klarsten aus und wir zweifeln nicht, daß die ehrenhaften und treuherzigen Gesinnungen unsers fernen Landsmannes unsere Leser bald mit ihm befreunden werden. Es folgt hier sein erster Brief vom 28. März 1838, geschrieben zur See an Javas Küsten, endend mit der Landung. Die folgenden, den Aufenthalt in den ostindischen Colonien schildernd, gedenken wir in Zwischenräumen mitzutheilen.

„Ehe wir die Sundastraße erreichen, will ich beginnen, meine Briefe zu vollenden und zu ordnen, weil erstens das Schiff keiner großen Schwankungen ausgesetzt ist und weil ich Hoffnung habe, in begegnenden Schiffen bald eine gute Gelegenheit für meine Briefe nach Europa zu erhalten. Jetzt, da ich Javas Küste sehe, kann ich wohl auch meine Reise eine glückliche nennen, wenn wir auch noch mehrere Tage brauchen sollten, um auf die dortige Rhede zu gelangen, ein Verzug, den wir zwar alle mit der größten Sehnsucht entfernt wünschen, der aber doch leicht möglich wäre, da wir einigemal, obschon der Anker des Nachts ausgeworfen war, uns am Morgen von der Strömung weiter zurückgedrängt sahen, als wir am vorhergehenden Tag gesegelt waren. Was ist nun wohl bei dem Ausgangspunkt unserer Reise natürlicher, als daß ich mich an den Anfangspunkt derselben zurückversetzte, daß ich an alle meine Lieben, Freunde und Bekannte denke, wo ich nun nur unbekannten, fremden, gleichgültigen, theilnamslosen Gestalten begegnen soll? daß mich meine Sehnsucht mit doppelter Gewalt in das Vaterland zurückruft, an das mich die starken Bande der zärtlichsten Liebe, der innigsten Verehrung und treuesten Freundschaft fesseln, während mich ein neues, fremdes Vaterland aufnehmen soll, das für mich des Herben und Bitteren so Vieles enthalten kann? daß ich noch gerne in den Freuden der Vergangenheit schwelge, während mir die Zukunft mit ihrer dunkeln und eben deßhalb unerfreulichen Ungewißheit entgegentritt? Darum noch einige Notizen von meiner Reise nach Holland und von meinem mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst. Die Schönheit und Reize der Rheinfahrt zu schildern wäre nach so vielen, ja unzähligen, kurz und langweiligen- (Schilderungen) eine überflüssige Mühe, deren Sie mich gerne überheben werden, und überdies würde sich in die Ergüsse der Freude über den Anblick der Großartigkeit und Lieblichkeit der hier gesehenen Naturscenen, die in herrlicher Vollendung so rasch, ja nur zu rasch, dem Blicke des Staunenden aufgerollt wurden, ein Tropfen Wermuth mischen bei dem Gedanken, diese fröhlichen Bilder zu betrachten, nur um sie auf lange Zeit, und wer kann wissen, ob nicht vielleicht auf immer verlassen zu müssen. Ein Besuch in Wiesbaden verschaffte mir eine treffliche Empfehlung an den Chef des geneeskundigen Dienstes Dr. Fritze, der leider auch schon der in Java so furchtbar hausenden Disenterie erlegen ist. Die Fahrt nach Amsterdam wurde glücklich und schnell zurückgelegt, und ich hatte dort das Glück, an Männer empfohlen zu seyn, die mich in Rath und That kräftigst und freundlichst unterstützten; eine Hülfe, die ich bei meinen getäuschten Erwartungen, bei der unangenehmen Verzögerung des gewünschten Resultates, bei den dadurch nothwendigerweise verursachten bedeutenden Kosten nicht genug rühmen kann. Versäume ja Keiner, der einen ähnlichen Weg einzuschlagen gesonnen ist, wie ich, sich mit Empfehlungen zu versehen, denn die Vorliebe der Holländer für die Deutschen, die sie nur die „Muffs" zu nennen belieben, wenn sie je bestanden hat, ist jetzt unter Null herabgesunken und der Andrang deutscher Doctoren zum holländischen Dienst wird nicht nur nicht begünstigt, sondern sogar zurückgehalten; und daher ist es wohl auch zu erklären, daß das Doctor-Diplom deutscher

Universitäten dort nicht als zureichend erkannt wird, sondern erst noch durch die Erwerbung des holländischen Diploms Gültigkeit erlangt, obschon die Charlatanerie unter den holländischen Aerzten zu Hause ist. Endlich stieg ich an Bord des Schiffes Nassau und an Weihnachten des Jahres 1837 gingen wir bei günstigem Nordostwinde, von einem Dampfboote ins Schlepptau genommen, unter Segel, von dem Hurrahrufen und der Musik begegnender Schiffe begrüßt. Bald sahen wir Hollands Küste zum letztenmal, Englands und Frankreichs Gestade erschienen in dunkler, neblichter Form. Wir nahmen von Europa Abschied. Vielen von uns rollten Thränen aus den Augen, und tiefe Wehmuth durchzog unser Herz und schweigend sandten wir den letzten Gruß den fernen Lieben nach, von denen wir uns auf Tausende von Meilen trennen sollten. Stürme überfielen uns bald und erregten andere Gefühle in uns; nach 14 Tagen erst kamen wir in die spanische See und erlebten nun ein Wetter, das uns in die Fluthen zu versenken drohte: während des ganzen Tages quoll die See immer mehr und Abends wurden die Wellen so groß, daß das Vordertheil des Schiffes bald von denselben verschlungen, bald wieder hoch in die Luft geschleudert wurde; bald sahen wir die eine Seite des Schiffes in halbsenkrechter Lage auf die Wellen geworfen, bald wieder mit der furchtbarsten Kraft auf die andere Seite getrieben; jetzt war es wieder von allen Seiten von Wellen eingehüllt, die 30—40 Fuß hoch über dasselbe stiegen und es in die Tiefe zu bohren schienen, die Segel hingen als unnütze Lappen in das Meer, die Bäume und Rippen des Schiffes, besonders eines neuen, wie das unsrige war, krachen so sehr; der Orkan heult in schauerlichen Tönen, so daß die lauten Schiffssignale beinahe übertönt wurden; die Mastbäume bogen sich wie Ruthen; ist es wohl dem, der zum erstenmale das Meer betritt, zu verargen, wenn ihn da Angst und Furcht befällt bei dem Anblick so furchtbarer Erscheinungen, des ohnmächtigen Ringens und Kämpfens gegen die Gewalt der himmelanstürmenden Wogen, bei dem Gedanken an die Größe der Gefahr deren Vorhandenseyn auf den Gesichtern der seegewöhnten Matrosen mehr als deutlich zu lesen war? Wenn je ein Sprüchwort wahr ist, so ist es das der Holländer: „Wer nicht beten kann, der gehe in die See", denn dieses bewährt sich nicht an Neulingen des Meeres allein, sondern auch an den kampfgewohnten Veteranen desselben. Wir glaubten nun, unser Grab in den Wellen finden zu müssen; doch diese Prüfung unsres Muthes ging glücklich vorüber; bald sollte ich aber in eine andere verfallen, die mir eben so schrecklich, ja noch schrecklicher war, weil sie länger andauerte: ich bekam die Seekrankheit; Erbrechen, Schwindel, Beängstigung traten ein, Verstopfung des Unterleibes, ein äusserst schmerzlicher unerträglicher Zustand, der nicht zu lindern war und länger als 14 Tage dauerte, so daß der Kapitän entschlossen war, mich bei nicht eintretender baldiger Besserung an der Insel Madeira ans Land zu setzen. Doch nahmen allmählich diese Symptome ab, ich erholte mich bald wieder und befand mich von nun an, besonders da ich auch der fetten und salzigen Speisen mich, so viel wie möglich enthielt und dem auf dem Schiffe so beliebten Genever (Branntwein) gänzlich entsagte, immer wohl, und wurde auch bei dem Südkap von Afrika, wo mir die Schiffsleute wegen der immerwährenden Stürme nichts Gutes prophezeit hatten, von keiner Unpäßlichkeit mehr befallen. Das Wetter, das schon seit der Fahrt aus dem Kanale sich etwas gemildert hatte, wurde wärmer und diesen günstigen Eindruck empfanden wir besonders in der Nähe von Madeira, dessen Küste wir aber nicht sehen konnten. Da hier Seeräuber die Ostindienfahrer beunruhigen, so wurden bei uns die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um einen so ungebetenen Besuch mit dem gehörigen Nachdruck und der passenden Feierlichkeit begrüßen zu können; doch zeigte sich uns kein Feind, denn die englischen Dreimaster haben hier schon ziemlich sauber ausgekehrt, eben so sauber beinahe, als einst der holländische Admiral das Meer von englischen Schiffen gereinigt hatte, so daß er mit dem Besen am Besam-Mast die englischen Häfen besuchen konnte. Eine gleiche Polizei wäre auch in den ostindischen Gewässern zu wünschen, wo Seeräuberei noch ein sehr einträgliches Gewerbe ist. Mit außerordentlicher Kühnheit nähern sie sich dort auf ihren kleinen, zum Schnellsegeln eingerichteten Schiffen mit einer Kanone vorn und hinten, die sie nach jeder Seite drehen können, den reichen Kauffahrteifahrern, beschießen sie, bis sie leck werden, und besteigen sie dann mit dem Säbel und der Pistole in der Faust, um die Mannschaft zu ermorden und zu plündern. Als diese Freibeuter das erste Dampfschiff sahen, das auf sie Jagd machte, so nannten sie es den „duivel" (Teufel) und die Amerikaner, die vor mehreren Jahren mit 6 Kriegsschiffen zur Entgeltung für die Plünderung eines amerikanischen Schiffes die Küste von Borneo mit Feuer und Schwert verwüsteten, hatten einige Jahre in den dortigen Gewässern die Sicherheit hergestellt. Doch bedarf es schon bald wieder einer neuen Expedition, die vielleicht von dem englischen Geschwader auf seiner Rückkehr von China nach Ostindien unternommen wird. Große Fische sahen wir öfters, so besonders den Nordkaper, gegen 12 Ellen lang und mehrere Fuß breit, der unser Schiff länger als eine Stunde umgaukelte; er machte ein ungeheures Getöse in der See und ging öfters unter dem Schiffe durch; auch fliegende Fische in sehr großer Anzahl mit ihrem nachstellenden Feinde, dem Delphin; beide nennt der Holländer: „de bour met syne varkens" „der Bauer mit seinen Schweinen"; wir fingen Delphine und fliegende Fische und fanden das Fleisch zart; Wallfische sahen wir in der Südsee, hielten sie aber in der Ferne für Schiffe, besonders wenn sie das Wasser in die Höhe sprudelten; lange vorher schon bemerkten wir die Excremente, die eine große Fläche des Wassers grün färbten, große Schlangen bemerkten wir nur in der Sundastraße. — Da wir schon lange kein frisches Fleisch gegessen hatten so war es für uns alle eine große Freude, als das erste Schwein geschlachtet wurde und wir daran gute Würste zu erwarten hatten, es entspann sich aber ein Streit über die Verfertigung derselben auf deutsche oder holländische Manier. Letztere siegte und es wird demnach Blut, Speck, Mehl, Reis, Gewürze, Rosinen untereinander gemengt, in eine Leinwand in Form eines Zuckerhutes genäht, so gekocht, und dann gebraten. Dieses Lieblingsgericht der holländischen Matrosen heißt: Sackkuk; und in solcher Form bekommen sie wöchentlich dreimal Mehl mit Wasser gekocht, zu essen. Daß mir dieses nicht recht munden wollte, können Sie wohl leicht begreifen, und unwillkührlich wurde ich bei dieser Operation an die guten Münchner Bockwürstel mit dem trefflichen Oele erinnert, statt dessen wir nur Thee, Branntwein, mattes Wasser und Wein hatten; ich ließ den holländischen Mischmasch stehen und begnügte mich für diesmal mit dem Gedanken an die Münchner Genüsse; muß man ja auf dem Schiffe so Manches entbehren. Unter der Linie fanden wir es nicht sehr heiß; wir hatten von nun häufige Gewitter und starken Donner, Blitz und

Regen; auch Wasserhosen waren nicht selten, einmal fuhr eine solche in trichterförmiger Gestalt seitwärts über das Vordertheil des Schiffes hin, ohne daß diejenigen, welche sich auf dem Hintertheile befanden, was merkten, ein andermal wurde uns von einer Windhose die Segelstange zerbrochen und die Seile zerrissen, so daß einem Matrosen von den herabfallenden Balken das Schlüsselbein gebrochen wurde; und doch rettete dieser Unglückliche noch einem andern Matrosen, der von den Seilen ins Meer geschleudert werden sollte, das Leben. Als wir das Kap passirten gieng die See hoch und schäumend und die Wellen waren höher, als im atlant. Ocean (wo besonders vor der Linie die See ganz spiegelglatt war, so daß wir tief im Wasser noch viele Haifische erkennen konnten), die Wellen eilen dahin, wie die Isar in München, wir fuhren vielleicht gegen 600 Seemeilen von dem Land entfernt, um die ungünstigen Windströmungen der Südsee zu vermeiden; auf der Rückreise fahren die Seeleute dicht am Lande, so daß sie manchmal den berühmten Tafelberg des Kap sehen, der im Juni und Juli mit Schnee bedeckt seyn soll, und doch ist es am Lande des Kap sehr heiß, was bei dem Wehen des Südseewindes wieder in das äußerste Extrem der Kälte übergeht. Von den vielen merkwürdigen Seevögeln, die wir fingen, hätte ich gerne mehrere Exemplare ausgestopft und aufbewahrt, aber es fehlte uns der Kampher zum Einreiben, um sie vor Fäulniß zu schützen; besonders interessant war mir der Alpendroß, ein weißgesprengelter Vogel mit vorn eingebogenem Schnabel, womit er ein großes Geklapper macht; diese Art ist selten und wird mit 20 — 30 fl. bezahlt; ein einziges Exemplar, das ich mir sorgfältig präparirt hatte, wurde mir von einem Maleyen gestohlen; eine Erfahrung, die ich leider späterhin im empfindlichsten Grade noch einmal von einem Maleyen machen sollte. Endlich nach einer Reise von 190 Tagen langten wir auf der Rhede von Batavia an, nachdem wir noch in der Sundastraße 8 Tage lang von Stürmen hin und her geschleudert waren, und durch die Strömungen uns oft am Abend weiter zurückgedrängt sahen, als wir den Tag über gesegelt waren. Der Anblick der vielen bewohnten und unbewohnten Eilande mit dem lieblichen Grün des Grases und der Wälder, die herrlichen Früchte, die uns schon die Maleyen an ihren kleinen Booten oder vom Ufer heranschwimmend, zum Verkauf bieten, die Hoffnung, nun wieder auf festem Grunde zu stehen, eines ruhigen und gesunden Schlafes zu genießen, die überdrüssige Schiffskost mit einer frischen und gesunden zu vertauschen, und sie ohne Beunruhigung durch die neidischen Wellen, die nicht selten, Teller und Schüsseln umkehrten und auf den Boden warfen, genießen zu können, — auch die Freude, eine so lange, gefahrvolle Reise glücklich zurückgelegt zu haben und noch kurz vor dem Ziele der drohendsten Gefahr des Schiffbruches entgangen zu seyn, — Alles dieß kann wohl den freudigsten Eindruck auf das Herz machen, und so trete ich nun mit dem innigsten Dank gegen Gott und einer freudigen Hoffnung der Zukunft in mein neues Vaterland.

St. Petersburg.

Dem Fremdlinge, der aus den menschenwimmelnden Gäßchen und Querstraßen unserer engen Städte, in Petersburg landet, fällt, besonders wenn er ein Engländer oder Franzose ist, der im Menschenstrome der Londoner oder Pariser Straßen zu schwimmen gewohnt ist, nichts mehr auf, als die große Oede und Menschenleere in der nordischen Residenz. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren. — Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hie und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirgsgegenden. Die Großartigkeit des Plans der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, jene Räume überall mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Die Straßen und freien Plätze der Stadt stellen einen Flächenraum von ungefähr 200 Millionen Quadratfuß dar, und wenn nun auch die ganze Bevölkerung der Stadt, sämmtliche 500,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack beständig verkehrten, so bliebe doch für Jeden noch ein Raum von 400 Fuß, und man würde alle zehn Schritte etwa eine menschliche Seele treffen. Nimmt man an, was nicht unbillig scheint, daß im Durchschnitt jeder Bewohner im Laufe des etwa 24stündigen Tages zwei Stunden in den Straßen verwandert, so würde dann im Durchschnitte zu jeder Jahreszeit etwa der 7te Theil der Bevölkerung d. h. also 30,000 Menschen in den Straßen seyn, demnach auf jeden Menschen etwa 2800 Quadratfuß kommen, und man würde daher alle 30 Schritte etwa eine menschliche Seele antreffen. So wäre es im Durchschnitte und bei gleicher Vertheilung, und es kann dieses im Ganzen einen richtigen Maßstab der Petersburger Straßenlebhaftigkeit abgeben. Natürlich aber gibt es Straßen und Orte, auf welche dieser Maßstab sich nicht anwenden läßt, und wo jenes Verhältniß theils zu klein, theils zu groß ist. Bei Gelegenheit großer öffentlicher Fest- und Freudentage, so wie immer in dem Centrum der Stadt, auf der großen Perspective, auf dem Admiralitätsplatze, an den schönen Newa-Quais, im Sommergarten u. s. w. ist die Bewegung größer, der großen Volksmasse der Stadt entsprechend, und der Anblick entbehrt dann nicht eines vielfachen Interesses.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu spazieren. Der Kaiser commandirt hier gewöhnlich selbst, und da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generäle und Oberoffiziere dabei zugegen sind, so ist diese einfache Parade jedesmal ein recht brillantes Schauspiel, und so gut wie eine kleine Revue. Schon das allein ist ein merkwürdiger Anblick, den Kaiser in der Mitte seines zahlreichen Stabes vorüberreiten zu sehen. Er selbst eine mächtige, majestätische Figur, ihm zur Seite sein jugendlicher Thronfolger und hinter und neben ihm eine Wolke von galoppirenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürsten Sohn und von dem Range eines Generalmajors. Vom aufgeregten Staube umhüllt, braust das Ganze wie eine mächtige Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordenssterne hervorschießen. Die Soldaten stehen in Reih' und Glied und präsentiren das Gewehr, während die Zuschauer bei dem Herannahen der Majestät sich alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiser: „Guten Tag, Kinder!" zu. „Wir danken Euerer Majestät!" donnert's aus tausend Keblen in einem Tempo zurück. — Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer sie mit angesehen, den englischen Quai, die Perspective und den Sommergarten besucht hat, der hat vom Fach der Promenaden nichts in der Stadt versäumt. — Uebri-

gens hat man gar nicht nöthig, um den Kaiser zu sehen, sich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigt sich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droschke, im einspännigen Schlitten so oft auf den Straßen von Petersburg, daß man ihn geradezu diejenige Person nennen kann, welche einem am allerhäufigsten begegnet. Es ist kein Monarch in der Welt, den so viele Geschäfte auf die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wir denn auch keinen eine so ungeheure Masse von Geschäften drängen, tägliche Inspectionen der hundert Anstalten seiner Residenz, Besuche in den verschiedenen Ministerien, Revuen, herkömmliche Theilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, persönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Visiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günstlingen, ja sogar bei kranken alten Damen, die er sich verpflichten will und hundert andere Angelegenheiten. Dabei ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Kaiser überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachsten und anspruchlosesten Weise von der Welt thut. Die Orientalen wie die Occidentalen sehen das Wunder mit Staunen, wie so viel Hoheit, Macht und Majestät auf der Straße von einem Pferdchen in einem kleinen Schlitten sich herumschleifen läßt. Auf seinen Reisen im Innern des Reichs erblickt man den Kaiser oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie sie die Leibeigenen nicht besser haben, und man begreift es kaum, wie die Majestät nicht fürchtet, in den Augen des Volks an Ansehen zu verlieren, wenn sie sich, so alles Glanzes baar, zur Schau stellt. Man weiß dieß um so weniger zu reimen, da doch sonst der russische Hof sich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es ist dieß nicht bloß eine eigenthümliche Gewohnheit des jetzigen Kaisers, sondern überhaupt Sitte der russischen Kaiser. Peter der Große war eben so, Paul auch nicht anders, und über Alexander's einfaches Auftreten wunderten sich sogar im Jahr 1818 die Unterthanen des englischen Königs, die von dem mächtigsten Gebieter der Welt Lehren über unnöthige Pracht erhielten.

Miscellen.

Die Herzogin von Gordon — erzählt der bekannte witzige englische Staatsmann Horace Walpole — verließ eine zahlreiche Londoner große Gesellschaft. Im Vorzimmer stieß sie unter der Dienerschaft auf den Volksredner Dundas, dessen Beredsamkeit im Unterhause manchen Triumph feierte. „Mr. Dundas!“ rief ihm die Herzogin zu, „Sie sind ein erprobter Volksredner . . . haben Sie die Güte, meinen Kutscher zu rufen!“

(Italienische Briefschreiber und Briefleser.) Da in Italien fast Niemand aus dem Volke schreiben oder Geschriebenes lesen kann, so gibt es dort in allen großen Städten öffentliche Briefschreiber und Briefleser. Die meisten sind verdorbene Advokaten und Gerichtsschreiber, die freilich so nur einen kümmerlichen Unterhalt gewinnen. Ihr Costüm ist in der Regel ein weißer Filzhut und ein schwarzer Frack, beide von veralteter Form und ganz abgeschabt; dazu eine Stahlbrille mit großen runden Gläsern, welche die Nase weit herabgeglitten ist. Sie sitzen Sommers und Winters bei jedem Wetter auf der Straße oder in offener Thüre vor einem Tischchen. In Neapel haben sie unter den Hallen von St. Carlo und neben der Post ihren Standpunkt gewählt. Fassen wir sie ein wenig in's Auge. Kaum hat ihnen ein Matrose, der seiner alten Mutter in Sicilien, ein Soldat, der an die junge Frau in Capri, ein Mädchen, das dem Geliebten im Auslande Kunde geben will, ein Wort gesagt, so rauscht schon die Feder des Vielgeübten, welcher Prozesse und Todesanzeigen, Seufzer der Liebe und Handelsgeschäfte, Rendezvous und Erbschaften gleich schnell traktirt. Siehe, jetzt steht ein Mädchen vor ihm, und klagt ihm ihre Noth; sie preßt die Hand auf den wallenden Busen, als wollte sie ihr Gefühl hinabzwingen; ein Strom von Thränen stürzt aus ihren Augen. „Er ist ein Verräther!“ ruft sie, „und dennoch lieb ich ihn, lieb ihn, wie meine zwei Augen, wie meine Seele!“ — „Verräther — meine Seele“, wiederholt der Schreiber, indem seine stumpfe Feder über das Papier eilt. „Schreibt ihm, fährt sie fort, „er solle seiner Schwüre gedenken, er solle an den Feigenbaum zu Ponticelli denken, jenen Abend, da er mir sagte: „Ich will nicht Theil haben an der Seligkeit, wenn ich Dich lasse. Ha, Antonio, nun hat eine Andere Dein Herz! Ich verfluche sie! Schreibt ihm, daß ich sie verfluche! — Habt Ihr Antonio gesehen, Antonio Farsano? Er hat die schwärzesten Augen in Italien, aber es ist ein Teufel. Ich hass' ihn. Wenn er wieder kommt, erstick' ich ihn in meinen Armen!“ — „Soll ich das Alles in den Brief setzen?“ erwiederte der Schreiber, indem er mit den Fingern in seiner Dose gräbt. — „Geht! Ihr seyd ein alter Narr, der nichts von Liebe versteht!“ ruft das Mädchen, mit dem Fuße stampfend. Und nun bricht sie wieder in unzusammenhängende Klagen aus, bis endlich der Alte seine Epistel vollendet hat. — Natürlich sind diese Schreiber die Vertrauten des Volks; sie besitzen nicht viel weniger Geheimniß als die Beichtväter, und ihr Rath steht bei dem gemeinen Manne in Ansehen. In Augenblicken der Muße kopiren sie; daher man sie hinter ihren gewaltigen hölzernen Tinte- und Sandfässern, hinter Stößen von Papieren, die mit Lava- oder Mosaikstücken beschwert sind, meist eifrig beschäftigt findet. In Rom haben sie Fähnlein als Aushängeschilder angesteckt; flammende Herzen von Dolchen durchbohrt und durch Ketten aneinander geschlossen, und andere Sinnbilder des Inhalts der Briefe, die am meisten begehrt werden, hängen, auf Papierstreifen gemalt, von ihren Tischen hernieder; auch findet man bei ihnen einen Vorrath von Liebesbriefen mit diesen Zeichen.

(Wagenzahl in Paris.) Unter Ludwig XV. zählte man kaum 5—6000 Wagen in Paris und vor Ludwigs XIII. Regierung noch fast gar keine; denn die Straßen waren in so schlechtem Zustande, daß die Wagen nicht fahren konnten. Zu Anfang seiner Regierung unter Heinrich IV. und früher gingen noch alle reiche Leute zu Fuß oder ritten auf Pferden und Maulthieren. Die vornehmsten Staatspersonen kamen täglich in diesem Aufzuge vor das königliche Palais. Damals wurde auch Niemand todt gefahren, was jetzt alle Augenblick passirt. Unter Ludwig XVI. und zur Zeit des Kaiserreichs war es schon anders; es zirkulirten damals schon 8 — 12,000 Wagen in Frankreichs Hauptstadt. 1813 zählte man schon 13,014, 1818 16,910, ohne 12,000 bürgerliche Fuhrwerke zu rechnen. Am 1. Jan. 1819 waren ungefähr 22,000 Wagen in Paris, 1825 aber schon 25 bis 27,000 und jetzt weit über 30,000; denn man zählt allein 12,000 Partikuliers, welche eigene Wagen besitzen und sodann 120 Entrepreneurs von Fuhrgelegenheiten, so daß drei Viertheile der öffentlichen Straßen fast Tag und Nacht mit Wagen bedeckt sind.

№ 25.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Von Elba nach Paris.

Von Oberst Laborde.

Der Kaiser lebte auf Elba wie zu Paris; alle Fremde, die ihm vorgestellt wurden, empfing er mit Wohlwollen; nach dem Dejeuner fuhr er oft in einem offenen Wagen, vom General Bertrand beinahe immer begleitet, nach der Gegend von St. Martin, auf der andern Seite des Golfs gelegen, für das er sehr eingenommen war; er dinirte gegen 6 Uhr und empfing Abends Personen von der Insel, Fremde, Damen, Offiziere. Die Bälle waren sehr besucht, die Fürstin Pauline, Schwester Sr. Majestät, machte die Honneurs in diesen Reunions, zu denen sich eine große Zahl Damen, wie in den brillantesten Salons der Hauptstadt, einfand.

Während unsers Aufenthalts auf der Insel hatte sich, aus Offizieren und Unteroffizieren der Garde, denen sich einige Damen von der Insel angeschlossen, eine Liebhabertruppe gebildet. Mehrere Vorstellungen fanden auf dem in der Wohnung des Kaisers erbauten Theater statt. Se. Majestät waren mit seinem ganzen Hause zugegen.

Später wurde zu Porto-Ferrajo ein Schauspielhaus auf Kosten des Kaisers gebaut; durch einen sehr heitern Maskenball, der 6 Uhr Abends begann und 7 Uhr Morgens endete, wurde es im Carneval 1815 eingeweiht. Se. Majestät war im schwarzen Domino zugegen; sein ganzes Gefolge eben so.

Der Kaiser begab sich oft nach Porto-Longo, zwei Meilen von Porto-Ferrajo entfernt, wo der Oberst Germanoski kommandirte, und beinahe jedesmal war daselbst ein zahlreich besuchter und sehr brillanter Ball, auf dem sich alle Offiziere der Garde und alle Damen von Porto-Ferrajo einfanden; ich habe dort die Offiziere eines englischen Schiffes, das auf der Rehde von Porto-Longo stationirt war, oft gesehen.

Unter den fremden Schiffen, die uns auf Elba besuchten, waren auch mehrere Fahrzeuge aus der Regentschaft Algier, aus Tunis und Tripolis. Man kann sich keinen Begriff von der Freude machen, die die Schiffsmannschaft jedesmal, wenn Se. Majestät sie mit seinem Besuche beehrte, äußerte, von dem durch die Luft schallenden Jubel- und Freudengeschrei. Die Befehlshaber sagten uns, der Kaiser sey ein Gott. Diese Schiffe gingen nie, ohne Beweise von des Kaisers Freigebigkeit erhalten zu haben, ab.

Der Kaiser wirkte während seines Aufenthalts auf der Insel sehr großartig; Wege wurden nach allen Seiten gebahnt, wodurch die Verbindung mit den verschiedenen Theilen der Insel sehr erleichtert ward. Die Einwohner der Insel haben eine Verpflichtung, die niemals verkannt wurde.

Man hat fälschlich gesagt, daß hochgestellte Personen aus Frankreich zum Kaiser gekommen wären, um über seine Rückkehr zu unterhandeln; ein einziger Franzose von Bedeutung, Fleury de Chaboulon, sein ehemaliger Sekretair, war kurze Zeit dort; und die neun Monate, die wir auf der Insel verweilten, sind durch kein außerordentliches Ereigniß ausgezeichnet; sie sind uns heiter durch Feste und Bälle vergangen.

Jeden Sonntag besuchte der Kaiser die Messe, die von Arrighi, dem General-Vicarius der Insel, in den Zimmern des Kaisers gelesen wurde; alle Civil- und Militairbehörden waren zugegen.

Die Vorbereitungen zu unserer Abfahrt von der Insel wurden sehr geheimnißvoll betrieben. Am 26. Febr., am Tage unserer Einschiffung, mit dem Baron Galeazzini, dem Civil-Intendanten der Insel, auf der Promenade am Hafen, erhielt ich gegen 11 Uhr Morgens Befehl, mich zum General Cambronne zu begeben, der mich die Befehle des Generals Drouot zu empfangen abschickte. Dieser würdige Chef sagte mir:

„Major, die im Garten der Herren Offiziere beschäftigten Arbeiter werden ihre Arbeit bis 3 Uhr fortsetzen; in dieser Stunde hören die Arbeiten auf, die Truppen werden bis 4 Uhr essen; unmittelbar darauf werden sie sich mit Waffen und Gepäck sammeln, und um 5 Uhr einschiffen. Die Herren Offiziere nehmen nur einen Mantelsack mit."

Im ersten Augenblick bestürzt, erlaubte ich mir, den biedern General Drouot zu fragen: „Wohin gehen wir? Kann ich meine Frau mitnehmen?"

„Ich darf nichts sagen," erwiederte er, „vollziehen Sie die Befehle, die ich Ihnen gebe."

Um 5 Uhr Abends schifften die Truppen sich ein, 300 Mann und der Bataillonsstab bestiegen die Kriegsbrigg Inconstant; die übrigen Truppen wurden auf mehrere Transportfahrzeuge vertheilt. Der Kaiser, nachdem er mit Madame Mère und mit der Fürstin Pauline dinirt und sich ihnen empfohlen hatte, ging um 8 Uhr Abends an Bord des Inconstant mit den Generalen Bertrand, Drouot und Cambronne. Bald gingen wir unter Segel, ohne daß jemand wußte, wohin wir gingen, bis ein einfaches Ereigniß uns das Räthsel lösete.

Der Schiffs-Lieutenant Taillade, ein ausgezeichneter Offizier, der die Brigg Inconstant während unserer Anwesenheit auf Elba commandirt hatte, und durch den Fregatten-Capitain Chautard, seit einigen Monaten vom Continente angekommen, ersetzt war, bemerkte am 28. Febr., Morgens gegen 8 Uhr, diese Gegenden vollkommen kennend, daß der neue Commandant der Brigg seine Richtung auf einen der Küste Frankreich's entgegengesetzten Punkt nahm, und sagte ganz laut zu den Offizieren, die auf dem Deck waren: „Meine Herren, wir gehen nach Spanien oder nach Afrika!" Diese Worte wurden sofort dem Kaiser durch den Oberst Mallet rapportirt, der sogleich Taillade kommen ließ.

„Wo sind wir?" sagte Se. Majestät zu dem Offizier.

— Sire, erwiederte er, wir haben die Richtung nach Afrika.

„Dahin will ich nicht,“ sagte der Kaiser lachend: „Taillade, ich ernenne Sie zum Fregatten-Capitain, übernehmen Sie das Commando der Brigg und bringen Sie mich an die Küste Frankreich's.“

— Sir, erwiederte Taillade, Ew. Majestät soll morgen Mittag dort seyn.

Wirklich, der Wind, der am 27. kaum wehte, und uns auf der Höhe von der Insel Capraya gelassen hatte, wurde so stark, daß unser neuer Commandant in wenig Stunden Antibes erreichte, das er uns gegen Abend signalisirte. Am 1. März, um 3 Uhr, landeten wir im Golf Juan, zwischen Cannes und Antibes.

Das einzige Begegniß, das wir auf dem Meere hatten, war mit der französischen Brigg der Zephir, geführt vom Schiffs-Lieutenant Andrieux, der oft die Reise von Toulon nach Livorno machte. Der Capitain des Inconstant, als er ihn erkannt, machte dem Kaiser Anzeige, der befahl, daß alle auf dem Verdeck zusammengedrängt, sich platt auf den Bauch legen sollten. Dann nahm der Capitain Taillade sein Sprachrohr, begrüßte den Commandanten Andrieux, ihm zurufend:

„Wohin gehen Sie Commandant?“

— Nach Livorno. — Und Sie, Commandant?

„Nach Genua,“

— Wie befindet sich der große Mann?

„Gut,“ erwiederte Taillade.

Und die beiden Briggs gingen dicht bei einander vorbei, sich mit der größten Schnelligkeit von einander entfernend.

Der Commandant der französischen Brigg vermuthete gewiß nicht, daß der große Mann ihn in diesem Augenblick hören werde.

Vor der Ankunft am Landungsplatz befahl der Kaiser dem Capitain Lamourette, Commandant der ersten Chasseur-Compagnie, in einem Boot mit 30 Mann und einem Tambour zu landen, um sich einer vor längerer Zeit zum Schutz der Bai errichteten Verschanzung, und die Se. Majestät durch eine Abtheilung der Garnison von Antibes besetzt hielt, zu bemächtigen. Der Offizier fand Niemand, und angetrieben von dem Verlangen, dem Kaiser Anhänger zu verschaffen, überdies die Garnison auf dem Glacis beim Manoeuvre sehend, glaubte, sich nur zeigen zu dürfen, um sich des Platzes zu bemächtigen. Wirklich marschirte er dorthin. Die Schildwache näherte sich ihm mit dem Rufe: „Wer da?“

„Garde des Kaisers,“ antwortete er

Die Wache trat ins Gewehr und ließ das Detaschement einrücken; aber der den Posten kommandirende Offizier, als er sieht, daß die Truppe die dreifarbige Kokarde trägt, läßt die Zugbrücke aufziehen und das Detaschement der Garde wird gefangen genommen. Das unglückliche Detaschement wird von Brigade zu Brigade nach Toulon geführt, und in die Kasematen des Fort Lamalgue gesteckt; die Offiziere würden vor ein Kriegsgericht geführt, und wahrscheinlich zum Tode verurtheilt seyn, als die zu Toulon commandirende Behörde, von der Ankunft des Kaisers in Paris unterrichtet, die unerschrockenen Gefangenen in Freiheit setzen ließ. Dann wurden sie mit Gelagen und Banketten überhäuft, wie vorher mit Injurien und schlechter Behandlung; sie wurden im Triumphe durch die ganze Stadt getragen. Einige Tage nachher kam dieses Detaschement nach Paris.

Die Ausschiffung wurde am 1. März, 3 Uhr Nachmittags, beendet. Ich kam mit dem ersten Fahrzeuge, auf dem sich der würdige und ehrenwerthe General Drouot befand, ans Land. Ein Douanenposten, der ganz in der Nähe, in einer hölzernen Baracke war, steckte, als er uns erkannt, eiligst die dreifarbige Kokarde auf.

Nach der Landung Sr. Majestät wurde sein Bivouac in einem Olivenhölzchen aufgeschlagen, zwischen dem Golf Juan und der großen Straße von Nizza, in geringer Entfernung von Cannes und von dem festen Platze Antibes. Kaum waren die Truppen ausgeschifft, und ehe man die Stellungen, um das Bivouac Sr. Maj. zu decken, eingenommen, erhielt der Schiffs-Lieutenant Carri, ein ausgezeichneter Offizier, voller Muth, Befehl, mit der ganzen Flotille nach Korsika zu segeln. Diese Bewegung wurde so ungemein schnell ausgeführt, daß ein junger Ordonnanzoffizier des Kaisers, aus einer Familie der Insel Elba, der in einem Winkel der Brigg eingeschlafen war, erwachte, als die Flotille schon mehrere Stunden vom Landungsplatze entfernt war.

(Fortsetzung folgt.)

Patriziersohn und Bettlertochter.

Von Carl Stegmayer.

Wie der Einzelne des Menschengeschlechts im Kampfe mit einem Feinde, dessen verderbliche Kraft ihm noch unbekannt, anfänglich unverzagt, ja wohl gar übermüthig und höhnend den ersten Angriff hinnimmt; dann je gewaltiger und verlegener des Feindes Streiche fallen, Angst und Zorn rasch wechselnd ihm durch die Seele zucken, Anruf der Heiligen und satanische Flüche in schneller Folge sich über die Lippen drängen; dann, wenn er des Feindes unwiderstehliche Uebermacht erkennt, ermattet vom Verluste des Blutes, das aus seinen Herzwunden strömt, in die Knie sinkt und um sein Leben bettelt und er endlich, in zornfunkelndem Auge des Würgers sein Verhängniß lesend, im erbärmlichen Gemische von Ergebung und Trotz mit auf die Brust gesunkenem Haupte und geballten Fäusten den Todesstreich erwartet in lautlos dumpfem Schweigen — so kämpfen und erliegen auch ganze Völkerstämme und Staaten! —

Also war auch das meerumfluthete Venedig anfangs unverzagt, als in den Tagen des Dogen Michaeli die Pesth durch die auf Chios fast vernichtete Flotte in die Lagunenstadt getragen, dort und da ein Opfer fällte, ja aus so manchem Marmorpalaste, der im märchenhaften Glanze des von den Vätern gehäuften Reichthumes glitzerte, aus so mancher Hütte, in der vom jüngsten Siegesraube geschwelgt ward, tönten in wilderem Jubel als sonst schamlosere Gesänge, und unerhörte freche Worte feuerten sich gegenwärtig an zum ungezügelten Genusse des Heute, weil, wie sie der unbekannten Krankheit dämonische Stärke verhöhnend sagten, das Morgen Jedem so ungewiß. Aber als der Würgengel rascher um sich schlug mit der Schärfe seines giftgetränkten Schwertes, von ganzen Familien nur mehr die Namen fortlebten im Gedächtnisse der Nachbarn: da überfüllten sich die Kirchen, da erstarben fast die Tausend und Tausend der zu Ehren der rettenden Heiligen angezündeten Kerzen im Weihnachtsqualme, der wolkenähnlich über den Altären hinzog, da wimmerten die Glocken stundenlang, wenn die in den Kirchen gedrängten Massen in Ermüdung nicht mehr zu jammern, sondern nur zu murmeln vermochten, und nur die Gottlosen unter Matrosen und Banditen, die kein Weib, kein Kind das ihre nannten, folglich nichts zu verlieren hatten als das eigene verfeilschte, verfallene Leben, kreischten schreckliche

Flüche in die allgemeine Klage, entsetzlich wie Blitz und Knall eines Feuergewehres bei nächtlichem Ueberfalle. Und als endlich Jung und Alt, Reich und Arm, Weiser und Thor, Gerechter und Sünder in Venedig der Pest vernichtende Uebermacht erkannte, der zu wehren kein Mensch konnte, kein Gott wollte, als an Venedig's ganzer Bevölkerung das schaurige Märlein sich zu verwirklichen schien von dem eisernen Zimmer, das Tag um Tag, Stunde um Stunde sich verengend dem darin Eingeschlossenen zum Sarge wird, da brütete lautlos dumpfes Schweigen auf den öffentlichen Plätzen und in der Paläste innersten Gemächern, und in der Hütten lichtlosestem Winkel, und es war, als ob Venedig nicht zu athmen wage, um dem Wütheriche Tod nicht des noch vorhandenen Lebens bangen Pulsschlag zu verrathen.

An einem dieser Tage saß der Proveditore Nicolo Gridenigo im Gemache, dessen Marmorwände Gemälde zierten, die allein von fürstlichem Reichthume zeigten, und dessen ganze Einrichtung dem excentrischen Wohlleben eines Satrapen sonst genügt hätte, jetzt aber einen gar seltsamen, lächerlich unheimlichen Anblick bot. Denn über den prachtvollen türkischen Teppichen, auf den goldglitzernden Einzelstücken der Bequemlichkeit dort und da, mitunter bis an die Prachtstücke der alten Meister reichend, lagen Vorräthe von Seemannskost und Backwerk und Weinfässer, als sollte das Gemach Mundvorrath für langwierige Belagerung wahren, welche Vermuthung an Wahrscheinlichkeit gewann, als das kostbare Schnitzwerk der Thüre mit sichtbar kürzlich neugelegten schweren Riegeln und Eisenstangen seltsam entstellt war. In Mitte aber von diesem anscheinend unerklärlichen Gemenge von Luxus der Pracht und den Bedürfnissen des Lebens saß bleich und abgemagert, mit tiefliegenden, nur manchmal grell aufblitzenden Augen, mit den Nägeln der Linken den Sammt des reichen Armstuhles zerkratzend, mit der geballten Rechten manchmal die Brust schlagend, als wolle er des Blutes stockenden Lauf fördern, der Proveditore und murmelte von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Worte, die nicht dem Himmel, nicht der Hölle entschieden galten, sondern anzuhören waren wie das unheimliche Schlafreden eines vom schweren Traume Beängstigten. Und immer irrsinniger wurden des Proveditore Stammelworte, immer lastender der Alp, der auf seine Seele drückend, den Strom des Lebens bald zu vereisen schien, bald in kochender Brandung gegen die fast berstenden Kammern des Herzens schwellte, denn immer rascher und wilder zogen die Erinnerungen seines Lebens in ihm vorüber. Wie er schon als Knabe in böser List die Gunst der Lehrer von Andern abzuwenden, sich zu gewinnen gewußt, und Schein und Strafe seiner Schuld Andern dulden gemacht; wie er als Jüngling des Tigers Sprung und der Schlange Kriechen zu einen gewußt, um so oder so dem Ziele näher zu kommen, das er unverrückt im Auge hielt; wie er als Mann vor keiner Tugend und keinem Verbrechen zurückgebebt und Anderer Jammer zu verstummen, seines Innern Vorwurf zu beschwichtigen verstanden, um unbeirrt seine Bahn zu gehen; wie er in schnöder Selbstsucht die Erbin uralten Namens und großen Reichthums, die einen Andern liebte, zum Altare geschleppt und als sein Weib zu Tode gequält; wie er kurz vor den Tagen, in denen die todtbringenden Nebel der Pest über der Stadt des heiligen Markus lagerten, seinen Sohn, an dem doch das hing, was er sein Herz nannte, seinen einzigen Sohn dem Moloche zu opfern entschlossen war, der janusköpfig nach Ehrenstellen und Goldbaaren ausschaute und seines Lebens Götze war; — und als er des Letzten gedachte, da riß es ihn gewaltig und jähe aus seinem Lehnstuhle in die Höhe, denn durch den Corridor, der von dem andern Flügel des Palastes zu des Proveditore verschlossenem Gemache führte, tönten hastige Schritte eines Nahenden, und lauter, wachsender Jammerruf. Jetzt pochte es schnell und stark an die Thüre. Der Proveditore nahm aus einem essiggefüllten Silbergefäße einen durch und durch gedrängten Schwamm, hielt ihn vor den Mund, und öffnete zitternd in Hast und Schreck eine in der Thüre angebrachte Oeffnung, durch die alsbald dumpf die Worte drangen: „Die Krankheit geht ihren furchtbar schnellen Gang. Dein Sohn Antonio wird erliegen!" Eine Minute lang stand der Proveditore erstarrt, keines Sinnes mächtig, dann sprang er zu einer großen Truhe, die in einer Ecke des Gemaches stand, riß den überschweren eisernen Deckel mit blitzschneller Jugendkraft empor, füllte Hände und Leibgürtel voll Goldstücke, riß jach die Thüröffnung wieder auf, und warf mit dem zwischen Befehl und Weinen schwankenden Rufe: „Rettet, Rettet!" das Gold hinaus, daß es sich vor der Thüre häufte und mit unheimlich höhnendem Geschrille auf den Marmorestrich kollerte. Darauf, als ob alle Denkkraft, aller Wille der Bewegung, die ganze Seele in den Gehörnerven allein noch hause, stand er versteint und horchend die folgenden Minuten. Und lauteres Angstgeschrei tönte herüber, und hastiger noch kam ein Schreckensbote, der rief: „Dein Sohn stirbt!" Da riß der Proveditore in der Kraft der Verzweiflung Eisenstangen und Riegeln von der Thüre, daß sie fast sich bogen und brachen und eilte über die klingenden Goldstücke, die wie dämonische Flämmchen unter seinen Tritten dort und da aufsprangen, in das Gemach, worin der Sohn, der einzige Sohn, gestorben lag, gräßlich entstellt von der würgenden Hand der Schnelltödterin und dem heftigst widerwilligen Todeskampfe. Dicht an seiner Leiche standen mit goldstrotzenden Taschen Aerzte und vermummte Glieder verschiedener Bruderschaften, im weiteren Kreise schen und tückisch des Hauses gebliebene schlechteste Diener, den übrigen Raum füllte lumpiges und wildaussehendes Gesindel, das aufgehalten und neugierig durch die Pforte des Palastes, welches die flüchtigen Diener offen gelassen, bis dahin gedrungen war, sich gegenseitig freundlich zugrinste und räuberische Hände ausstreckte nach des Gemaches Prunk und Reichthum. Auf keinem, keinem Gesichte lag Trauer um den Sohn, Mitleid um den Vater. Im Lachkrampfe stürzte der Proveditore zur Erde, dann raffte er sich auf und rannte vom Wahnsinn gepeitscht, bis er an einer Hütte am entlegensten Ende der Stadt erschöpft abermals hinsank besinnungslos. Und als er die Augen aufschlug, sah er sich in einem fast leeren Raume, der nothdürftig einige Helle durch ein Fensterchen erhielt, in dessen gebrochenen Rahmen statt Glases eine halbdurchsichtige Blasenhaut gespannt war. Das ganze Uebrige zeigte von unbeschreiblichem Elend. An seiner Seite kniete ein sonst rüstiger, doch grauköpfiger und eines Armes barer Mann, der aus dem nebenstehenden, stark beschädigten Gefäße seine Schläfe mit Wasser gerieben, und ihn nun mit einem freudigen „Gottlob" kräftig, doch sichtlich jede schmerzliche Berührung vermeidend, langsam völlig aufrichtete. Mittlerweile hatten sich des Proveditore Augen an die Dunkelheit der Hütte gewöhnt, und er sah nun, durch ein leises Stöhnen in einem Winkel der Hütte angeregt, dahin zu schauen, auf einem Strohlager ein in Lumpen gehülltes Weib sitzen, in dessen Schooße die Leiche eines schönen Mädchens lag. Und wie nun der Mann erzählte, die

Leiche sey die ihres einzigen, gar frommen Töchterchens, das, an der Pest erkrankt und gestorben, freilich ihres nachtumhüllten Lebens Licht und Leuchte gewesen, nun aber bei Gott sey, der es ja nur zu sich genommen, um es allem Erdenelende und der, je größer es geworden, vielleicht unabwendbaren Erdenschande zu entrücken, und wie er und sein Weib des Höchsten Rathschluß, in zwar gottverzeihlicher tiefer Betrübniß, aber doch in dankbarer Anbetung hinnähmen, und, wenn sie der Herr in dieser Schreckenszeit nicht schnell abriefe, sie selbander den dornigten noch übrigen Lebensweg nun um so muthiger gehen wollten, um dereinst von ihrem Töchterlein nur recht freudig empfangen zu werden; da fiel es dem Proveditore mit einemmal wie Schuppen von den Augen, da vermochte er zu erkennen, wie es möglich, daß solche Leute in solchem Augenblicke selbst Mitleid mit ihm, dem Fremden, gehabt, da glaubte er zum ersten Male an Gott und Menschenwerth und weinte bitterlich. Aber als der Bettler des reichen Mannes Schmerz schonend, zu seinem Weibe zurücktrat, und Beide an der Leiche der Tochter knieend beteten, sank auch der Proveditor laut schluchzend in die Knie und murmelte die in seiner zerknirschten Seele wieder aufdämmernden Gebete seiner Knabenjahre. So beteten in der vielleicht erbärmlichsten Hütte des palastreichen Venedig's zwei gute Menschen und ein geretteter Sünder zu dem, der gesagt: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen, und der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre."

Herzog von Kent, Vater der Königin Victoria.

Von W. Rae Wilson.

Der Charakter des verstorbenen Herzogs von Kent war von seltener Art. Er besaß einen scharfen Verstand und ein energisches Gemüth; hohe Unabhängigkeit des Geistes, keine Furcht kennend, gab jenen Eigenschaften den freisten Spielraum, und was seine Hand irgend zu thun fand, das vollführte er mit der unermüdlichsten Anstrengung, Ausdauer und mit all seiner Macht, des Spottes und Stirnrunzelns nicht achtend, womit ihm manches Mitglied seiner eigenen Familie sowohl wie andere Personen begegneten, die auf seine geistige Ueberlegenheit und steigende Popularität eifersüchtig waren.

Alle, die den Herzog für die Verbreitung des göttlichen Wortes und für die Armen und Nothleidenden sprechen hörten, deren er sich stets aufs eifrigste annahm, müssen sich erinnern, wie sehr ihm beide Gegenstände am Herzen lagen, wie tiefen Eindruck seine glühende Beredsamkeit auf Jedermann hervorbrachte, und welche Sympathie er ringsum für die vertheidigte Sache erweckte. Niemand stand höher in der Achtung der denkenden Klasse, Niemand gab allen Ständen ein glänzenderes Beispiel als der Herzog von Kent. In ihm war keine Doppelzüngigkeit, keine weltliche Klügelei, sondern offene, edle Freimüthigkeit und Geradheit zeichneten sein Benehmen bei allen Gelegenheiten aus.

Die Lebensweise dieses Prinzen war höchst regelmäßig, ja systematisch. Er war das Gegentheil eines Bonvivants, Wohlschmeckers, Spielers und Wettrenners. Wie er selbst sich, nach dem Beispiel seines Vaters, durch Mäßigkeit auszeichnete, und sich in der lustigsten Tischgesellschaft vor dem geringsten Uebermaß im Genuße hütete, so rügte er auch solche Laster, wenn er sie bei Anderen antraf. Niemals pflegte er Umgang mit liederlichen und unmoralischen Personen, sondern suchte vielmehr die Gesellschaft aller derer auf, die als Wohlthäter der Menschheit bekannt waren, die der Welt sich nützlich erwiesen und deren Namen einen guten Klang hatte. So oft er mit Jemand in nähere Berührung kam, war sein Erstes, daß er sich bei Anderen nach dessen Sitten erkundigte; hörte er, daß dieselben locker und unmäßig seyen, so zog er sich auf der Stelle von ihm zurück.

Gleich seinem ehrwürdigen Vater, stand auch der Herzog des Morgens schon sehr früh auf und arbeitete an seinem Pult so emsig wie ein Büreaubeamter. In seiner Korrespondenz übertraf er alle Andere an Pünktlichkeit. Es wurde allgemein anerkannt, wie gewissenhaft er in dieser Hinsicht war; obgleich ihm täglich ganze Haufen von Depeschen vorgelegt wurden, so beantwortete er sie doch sämmtlich auf der Stelle, und wenn es auch das Gekritzel der niedrigsten Soldatenwittwe oder Mutter war. In dem Jahre vor seinem Tode schrieb er über 500 Briefe, die mannigfachsten Gegenstände betreffend, theils in Angelegenheiten seines Regiments, theils in Sachen der vielerlei wohlthätigen Anstalten, die er im In- und Auslande beschützte, theils in seinen eigenen oder seiner Freunde Interessen. Alle diese Briefe wurden mit kaufmännischer Regelmäßigkeit in ein Buch kopirt.

Nie kann es einen aufrichtigeren und treueren Freund gegeben haben, als der Herzog von Kent es war, der nimmermehr Jemand verlassen hätte, dem er einmal die Freundschafts-Hand gereicht. Der Zugang zu seiner Person war jederzeit leicht zu erlangen, und von Stolz konnte man an ihm nicht das Geringste bemerken; er benahm sich gegen Jedermann mit einer Herablassung, die ihm alle Herzen gewann. Von warmem, wohlwollendem Gefühl, zeigte er stets die lebhafteste Sympathie für die Leiden seiner Mitmenschen, seine Hand war dem Armen immer geöffnet, und der Strom seiner Wohlthätigkeit ergoß sich in zahlreiche Kanäle, einheimische und fremde. Er war der bewährte Freund der verlassenen Wittwe, der armen Waise und des braven Soldaten.

Vor keiner Macht sich beugend, modelte der Herzog seine Grundsätze nie nach den wechselnden Umständen. Er blieb vielmehr immerdar fest und beharrlich bei den liberalen Prinzipien, zu deren Annahme ihn die innigste Ueberzeugung bewogen hatte, und weder sein Bruder, der Prinz-Regent, noch irgend eine andere Person auf Erden, wie hoch sie auch gestellt seyn mochte, war im Stande, ihn in seinen Gesinnungen auch nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Jede mildthätige Anstalt der Stadt London, um deren Beschützung dieser königliche Prinz ersucht wurde, förderte er aus allen Kräften, durch Beredsamkeit, Einfluß und Freundlichkeit; ja er war der Lebensquell, ihre Seele. So oft er den Vorsitz in einer Versammlung dieser Anstalten führte, gelang es ihm durch seine eindrucksvollen Reden, die Herzen und Geldbörsen aller Zuhörer zu öffnen, und die Meisterschaft, womit er über jeden ihm vorkommenden Gegenstand zu sprechen wußte, erregte eine allgemeine Bewunderung. — Bis zu seinem Tode unterhielt der Herzog von Kent einen lebhaften Briefwechsel mit vielen der edelsten Männer, namentlich auch mit dem Kaiser Alexander von Rußland und seinem von ihm sehr hochgeschätzten Freunde, dem Herzoge von Orleans, jetzigen Könige der Franzosen, und seine Bemühungen für die große Sache des Volksunterrichts, sowohl in England, wie auf dem Continent und auf dem ganzen bewohnten Theile des Erdballs, haben ihm die vollsten Ansprüche auf den Dank der Nachwelt erworben.

№ 30.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

England und die Engländer.

Der englische Sonntag.

(Schluß.)

Dem bisher Gesagten will ich eine Erzählung beifügen, welche meine Ansichten über das religiöse Gefühl des englischen Volkes bestätigt. Am Vermählungstage der Königin drängte sich eine dichte Volksmasse auf dem Platze zwischen dem Buckingham-Palaste, aus dem das Brautgefolge herauskam, und der Sankt-James-Kapelle, in welcher die Feierlichkeit stattfand; dieser Platz war ein Meer von Köpfen, aus dem sich ein starkes Gemurmel und Geschrei erhob, daß die Hausvögel, z. B. die Tauben, erschreckt davonflogen. Als der königliche Wagen kam, war das Hurrahgeschrei dem Donner einer Explosion gleich. Aber als eine Stunde nachher die Artillerie-Salven ankündigten, daß in diesem Augenblicke die Brautringe gewechselt wurden, und daß der Erzbischof das königliche Paar einsegnete, entstand ein allgemeines tiefes Schweigen, wie es nur in einer Kirche herrschen kann, auf dem ganzen Platze, und diese Hunderttausende von Menschen blieben während der muthmaßlichen Dauer des feierlichen Segens in einer vollkommenen Andacht. Dieses geistige und freiwillige Gebet einer ganzen Nation für ihre Königin machte auf mich einen Eindruck, wie ich ihn nie und bei keiner Gelegenheit so stark empfinden werde. — Zu einer Zeit, wo alles fromme Vertrauen zu verschwinden scheint, bewahrt man die Augenblicke, in denen man Zeuge war von solchen Manifestationen, deren ganzer Werth in ihrer freiwilligen Aeußerung besteht, als eine ihrer kostbarsten Erinnerungen.

Wenn die meisten englischen Familien, in ihrer behaglichen Wohlhabenheit, das Gemälde eines allgemeinen und beneidenswerthen Glückes darstellen, so herrscht dagegen in vielen eine traurige Neigung, die ihre Existenz untergräbt und sie elend und lächerlich macht; es ist die Sucht, vornehme Gesellschaften zu besuchen, und die Wuth, Personen von höherem Stande, als sie selbst, bei sich aufzunehmen. Da die allgemeinen Züge dieser Menschenklasse dieselben sind, so werde ich nur einzelne Beispiele aus dem englischen Leben anführen.

Das Erste also, was ein englischer Adelsfreund thun muß, ist, die Kaste, in welcher er gern leben möchte, genau zu kennen. Um dies zu erreichen, lernt er die vorzüglichsten Biographieen in dem Buche: Peerage auswendig und studirt sorgfältig alle Wappen, die an der Spitze einer jeden Lebensgeschichte der in diesem kostbaren Buche beschriebenen Familien stehen. Mit einer solchen Gelehrsamkeit streut er den Leuten Sand in die Augen. Begegnet man einer Equipage, an deren Seitenthüren ein Wappen und darüber eine Krone gemalt ist, und fragt man: „Wer ist dieser vornehme Herr?" — so antwortet der Adelsfreund: „Es ist Lord oder Lady Somebody in Begleitung der Miß Such a one; seit so und so vielen Wochen wohnen sie in ihrem Hotel auf dem Portman-Square; vor drei Tagen haben sie ein sehr prachtvolles Konzert gegeben; auf morgen sind sie zum Diner bei dem Herzog B. oder bei dem Marquis v. A. eingeladen; im Sommer bringen sie die ersten Wochen auf ihrem Gute Somebodyshall zu; dann gehen sie, zu Eröffnung der Jagd, nach ....park u. s. w." Der Fremde, über diese genaue Kenntniß erstaunt, sagt: „Sie kennen wohl diese Familie sehr genau?" — „O nein! ich bin ihnen nur einige Male in Gesellschaften begegnet."

Ein durchaus nothwendiges Studium für den Adelsfreund ist die aufmerksame und tägliche Lektüre der Artikel in der Morning-Post oder im Herald, die mit: Fashionable World (vornehme Welt) überschrieben sind. In einer der Spalten dieser Journale läßt man für 10 Shillinge oder gar für eine Guinee seinen Ball, sein Diner, sein Konzert einige Tage zuvor anzeigen und den Tag darauf für eine der Länge des Artikels angemessene Summe die prunkenen Toiletten, die im Salon glänzten, beschreiben und die klangvollen Namen der vornehmen Gäste bekannt machen.

Diese mit Kritiken begleitete Schilderung des Festes bildet den Stoff der gewöhnlichen Unterhaltung der Adelsfreunde. — Wenn man den Tag eines Festes bestimmt hat, so schickt man seinen Artikel in die Morning-Post oder in den Herald; der Redakteur wird gebeten, den Ball der Mistreß A. unter dem des Lords W. oder des Herzogs B. anzuzeigen; dann hört man im Verlaufe des Tages bei den Besuchen, die man abstattet, folgendes Gespräch, das sich überall wiederholt:

„Ach, meine liebe Mistreß A., ich habe heute die Anzeige Ihres Balls in dem Herald gelesen." — „Nicht möglich! — Sie setzen mich in Erstaunen!" — „Sehen Sie nur selbst nach." — „Es ist unbegreiflich, daß Freunde oder Eingeladene sich eine solche Indiscretion erlauben und ein so kleines Fest öffentlich bekannt machen." — „Klein? Wie viele Gäste haben Sie denn eingeladen?" — „Vierhundert; aber ich sehe, daß ich nun noch weit mehr einladen muß." — „Warum denn?" — „Sehen Sie selbst, meine Liebe! Der Herzog B. gibt an demselben Tage, wie ich, einen Ball; Sie begreifen, daß dieser Umstand mir einen großen Theil meiner Herren entziehen wird; ich muß also die Liste vergrößern."

Wenn ein Adelsfreund das Glück gehabt hat, bei einer hochadeligen Familie eingeführt zu werden, so giebt er an der Thür dieser letzteren seine Karte ab. Und es ist ein großes Vergnügen, sagen zu können: „Ich habe bei der Lady X. oder B. einen Besuch gemacht." Beim nächsten Besuche antwortet sie euch auf eure Zudringlichkeiten mit einer stolzen Steifheit, die von den Nachbarn also verdolmetscht wird: „Meine liebe Mistreß, ich weiß, daß Sie ein schönes Haus und eine glänzende Umgebung haben; aber unsere Adels-Gesellschaft ist so zahlreich

und so überfüllt, daß, wenn wir Jeden, der es wünscht, einführen wollten, unsere Zeit, die von unseren nächsten Bekannten schon ganz in Anspruch genommen ist, für die hinzutretenden Emporkömmlinge durchaus nicht hinreichen würde."

Wenn ein Dandy von altem Adel sich herabläßt, in einem nichtadeligen Hause eine Einladung anzunehmen, so darf man ihm nur diejenigen Gäste vorstellen, die seines Ranges würdig sind; die übrigen sind für ihn so gut wie gar nicht da.

Diejenigen Personen, welche die Sucht haben, über ihren Stand hinauszugehen, kränken oft ihre Untergebenen mit einem Hochmuth und einer Verachtung, die sie selbst von Vornehmeren erdulden. Hier ein Beispiel: Eine Dame aus der Hillstreet verlangt einen Sprachlehrer, der sich ihr, mit vornehmen Empfehlungen versehen, vorstellt. Die Dame sieht ihn, ohne ihn zum Sitzen einzuladen, durch eine Lorgnette mit frechem Stolze an. — „Ah, Sie sind Herr X....?" — „Ja, Madame." — „Sie geben Unterricht in der Literatur?" — „Ja, Madame." — „Und wie viel verlangen Sie für die Stunde?" — „Zehn Shillinge." — „O, das ist zu viel, ich kann Lehrer für zwei Shillinge haben." — „Das weiß ich auch, Madame; Sie können Lehrer für 18 Pence bekommen; denn es gibt verschiedene Classen von Lehrern. Es hängt ganz von Ihnen ab, einen Lehrer zu wählen, der so wohlfeil als möglich unterrichtet; aber ein respectabler und vernünftiger Mann hält seine Zeit und Wissenschaft für etwas theurer. Es thut mir also leid, Madame, daß man mich wegen einer solchen Kleinigkeit inkommodirt hat; Ihr Diener....."

„O, warten Sie doch, mein Herr; vielleicht können wir noch einig werden. Man hat mir gesagt, daß Sie gute Empfehlungen haben." — Die habe ich, Madame; ich komme eben von Lady Julia B., ich gebe ihren Töchtern Unterricht." — „O, Lady B., ich kenne sie genau." — „Verzeihen Sie, Madame; ich meine Lady Julia B." — „Ja, ja; ich kenne sie genau, und ich treffe sie sehr oft." — „Verzeihen Sie Madame; Sie irren sich ohne Zweifel im Namen; denn ehe ich mich Ihnen vorstellte, fragte ich Lady Julia, ob sie mir einige Nachrichten über Ihre Familie mittheilen könnte; sie antwortete mir, das sie Sie wohl hätte nennen hören, aber daß sie Sie gar nicht kennte." — „O ja... sie wird sich geirrt haben... Kurz, mein Herr, ich werde mich freuen, wenn ich Sie bei meinen Freunden empfehlen kann." — „Ich danke ergebenst, Madame, aber ich bin durch meine Freunde schon genug empfohlen. Eine Verbeugung endigte diesen Besuch.

Diese Sucht nach Vornehmheit aber hat nicht bloß die Handelsklassen ergriffen, die durch ihren Reichthum und ihren Luxus es den Adeligen gleich thun; die Kaufleute lassen auch untereinander selbst dieselben Schwächen blicken; sie messen ihre gesellschaftliche Stellung nur nach der Zahl ihrer Pferde und nach der Pracht ihrer Livree ab. Derjenige, der in einer Equipage mit zwei Pferden fährt, sieht mit Verachtung auf den herab, der sein Pferd und sein Gig selbst lenkt. Dieser Letztere wirft einen mitleidigen Blick auf seinen Nachbar, der in einem Omnibus oder in einer Miethkutsche fährt; derjenige, der drei Lakaien und einen Haushofmeister hält, läßt sich nicht herab, den Nachbar zu besuchen, der nur zwei Livreebedienten hat, u. s. w. Diese Unterscheidungen gehen ins Unermeßliche, und man muß erstaunen, daß das englische Volk, welches doch so viel gesunden Verstand und richtiges Urtheil hat, auf der andern Seite so thöricht und so kleinlicht denken und handeln kann. That is human nature.

Die Verzeihung.

(Nach dem Französ. von G. Overmann.)

Als die Franzosen 1823 in Madrid eingezogen, war auch ein junger Spanier von der Glaubens-Armee unter ihnen. Plötzlich stürzt ein junges Frauenzimmer mit fliegenden Haaren bleich und blutbefleckt, von den Stufen eines Klosters herab und vor dem Glaubenskrieger ruft sie aus: „Mein Bruder mein Alphonso!" Da fliegt unser junger Kriegsgefährte ihr entgegen, drückt sie an sein Herz und fragt zugleich nach seinem Vater. „Du sollst ihn sehen," antwortete das Mädchen, sich die Thränen abtrocknend. „Auch ich muß weinen," versetzte Alphonso; „ach wie süß sind die Zähren, welche Freude vergießen macht!" — „Was redest Du von Freuden? schrie die Spanierin auf; „komm mit mir." Und sie suchte ihren Bruder fortzuziehen. „Wohin führst Du mich Juana?" fragte Alphonso. „Zu unserm Vater." — „Wo ist er? dieß ist ja nicht der Weg, der zu des guten Vaters Wohnung führt." — „Zu seiner Wohnung? — Ach, er ist nicht mehr!" — Diese Worte stieß sie im Tone der heftigsten Verzweiflung, des größten Schmerzes aus. „Ha, mich schaudert!" rief der Jüngling. „Wer konnte meinen alten Vater aus seinem Eigenthum verdrängen? O, rede, Schwester!" — Ungeheuer konnten es, Barbaren!" — „Rede, wo ist er? Ich beschwöre Dich bei Gott und der heiligen Jungfrau!" — auf dem großen Platze ist er, komm!" Beide Geschwister eilten fort und langten auf dem großen Platze an. Hier — o des gräßlichen Anblicks! — hier lagen noch Leichnahme der Unglücklichen, welche die Grausamkeit der Anführer der Glaubens- und Königsfeinde dem Tode geopfert. Die zitternde Juana deutete auf den Haufen der Geschlachteten, die noch unbegraben hier öffentlich aufgeschichtet lagen, und sprach: „Hier befindet sich auch unser Vater. Alphonso, räche ihn," Und sie nannte ihm den feigen Mörder ihres geliebten Vaters.

Wie versteinert stand Alphonso eine Weile da; dann hob er seine Blicke zum Himmel, gleichsam dort für seine Rache Stärke und Weihe zu erflehen. Seine Schwester lag bereits auf ihren Knieen neben dem gräßlich verstümmelten Körper des Greises. Dann rief sie tief erschüttert aus: „Schau ihn hier, den guten Vater!" Der junge Krieger stürzte auf die Leiche hin und schwur: Er soll gerächt werden!" — Er heftete seine bleichen Lippen auf des entseelten Vaters Wangen, erhob sich dann rasch, und es blitzte der Degen in seiner Hand.

„Schwester!" rief er aus, „bewahre mir seinen Leichnam: ich eile ihn zu rächen." Der Jüngling war plötzlich kein Mensch mehr; er glich einem Löwen, der nach des Beleidigers Blute mit brennendem Durste schnaubt; denn er sah ja hier die theure Leiche seines unmenschlich gemordeten Vaters. Er stürzte fort. Die Soldaten hielten ihn auf; einer unserer Offiziere wollte ihn beruhigen, mit ihm von Ergebung in sein Schicksal, von Vergessen des Geschehenen, von Verzeihung sprechen. Unglückseliger," rief der Gereizte, „würdet Ihr nicht selbst Euren Vater rächen? — Betrachtet hier den verstümmelten Leichnam des meinigen!" Indem er dieß sprach, verdoppelte sich seine Wuth. — Gleich darauf fiel Alphonso dem Offizier zu Füßen, ergriff dessen Hände, küßte sie, bat und verlangte von ihm die Rache als eine Gnade, forderte seines Feindes Blut als eine Wohlthat. Aber, wie man leicht denken kann, solche Bitten waren vergeblich; schon glaubte man, zu sehen, wie seine Verzweiflung ihn zum Selbstmorde bringen müsse, denn er wiederholte unabläßig: „Wenn ich den Mörder nicht tödte, so gebe

ch mir selbst den Tod!“ Ein Ordensgeistlicher seiner Nation vernahm jenes Geschrei und trat näher. Er sah, welche fürchterliche Gefühle und Entschlüsse in des Jünglings Brust kämpfen. Der ehrwürdige Mann nahete sich Alphonso; dieser aber stieß ihn zurück, wohl wissend, was er von ihm verlange. Doch der Priester ließ sich nicht abschrecken und näherte sich ihm abermals mit dem Rufe: „Bist Du ein Christ, Alphonso!“ — Der junge Krieger erhob den Blick und erwiderte: „Ja, der bin ich; aber ich will meinen Vater rächen!“ — Da zeigte ihm der Geistliche ein Crucifix mit den Worten: „So tritt dieses hier mit Füssen! Der, welcher daran ausgestreckt hängt, ist gestorben, um uns zu lehren, daß wir den Feinden verzeihen sollen!“ Schweigend zeigte ihm Alphonso den Leichnam des Vaters, indem bittere Thränen über seine Wangen flossen; sein Herz — war wieder weich geworden. Der Priester, seine Gedanken errathend, setzte schnell hinzu: „Ja ja, auch dem Mörder unseres Vaters müssen wir verzeihen!“ — Hier schüttelte Alphonso verneinend das Haupt, denn dieß schien ihm wirklich zu viel gefordert; allein der ehrwürdige Geistliche fiel ihm zu Füssen und rief mit aufgehobenem Crucifix: „Um Rache schnaubend Deinen Feinden nachzulaufen, mußt Du erst über mich, den Diener Christi, hinstürzen, mußt Du über dieses Kreuz hinschreiten, das Dein Vater beim letzten Athemzuge, seinen Mördern verzeihend, küßte!“ Diese Worte ergriffen das ganze Gemüth des jungen Spaniers so sehr, daß er tief erschüttert, erkannte, welchen schrecklichen Entschluß die Leidenschaft in ihm erweckt hatte. Schnell hob er den ehrwürdigen Priester empor, drückte das Crucifix an seine Lippen und fiel dem frommen Ordensmanne in die Arme, während der gezückte Degen seiner Rechten entsank und er mit bewegter Stimme sagte: Ich verzeihe, wie Jesus und mein Vater verziehen.

Die Blinde.

Das wohl besorgte Blinden-Institut befand sich neben der St. Paulskirche. Pohlmann, der Director des Instituts, ein sehr menschenfreundlicher Mann, war von Müller über Carolinens Einzug mit heutigem Tag in Kenntniß gesetzt worden, und hatte derselben die liebvollste Aufnahme unter die jungen Lichtberaubten Gefährtinen ihres Schicksales vorbereitet. Es war heimlich dafür gesorgt worden, daß der Organist von St. Paul, während Caroline ins Blindenhaus einging, eines ihrer Lieblingsstücke auf derselben Orgel spielte, vor der sie, die neue Cäzilie, so oft gesessen. Wehmüthig ergriffen stand sie auf dem Gang still und horchte. Ach! Musik war jetzt das Licht ihrer Seele, und sie bat Müller'n um die Güte, ihr doch ja recht bald ihren Flügel herüberführen zu lassen; die Trennung von ihm fiel ihr jetzt zu schwer. Müller versprach ihren Wunsch zu stillen, und das Lächeln einer seligen Freude erhöhte die Reize ihres schönen Angesichts.

Schon jetzt gewann Pohlmann das gute Mädchen sehr lieb; er war mit ihrem Schicksale vertraut und er fühlte, daß unter allen seinen Blinden sein Mitgefühl Carolinen am Meisten zugewendet sey. „Ich will Ihnen,“ sprach er, „nachdem Sie die Säle des Unterrichts und der gesellschaftlichen Unterhaltung, Speise- und Schlafzimmer der Blinden hier schon oft gesehen, nun auch das äußerst hübsch, bequem und reinlich eingerichtete Zimmer für unsere Pflegetochter, Ihren sanften Schützling, zeigen. Es wird allen billigen Wünschen entsprechen. Wollen Sie folgen.“ Müller folgte dem Director, ihm nach führte Sophie die Blinde. Am Ende eines ziemlich langen Ganges schloß Pohlmann ein helles, freundliches und nach den Umständen möglichst gut eingerichtetes Zimmer auf, das die frei'ste Aussicht nach Süden hatte. Aber was für einen Anblick hätte für den Blinden selbst ein Paradies?

Vor den offenen Fenstern — es war in des Frühlings ersten Tagen — dehnte sich der geräumige Garten des Instituts aus, in dem sich zuweilen die hier aufgenommenen Lichtberaubten ergingen. Hart hinter der ziemlich niedern und an einigen Stellen morschen Gartenmauer befand sich der tiefe Stadtgraben, in dessen träge fließendem Wasser jüngst eine Blinde ertrank, die über die niedere Mauer hinuntergestürzt war. Von Müller an die Gefährlichkeit dieses Umstandes erinnert, versprach der Director, die morsche Mauer nächstens neu aufbauen zu lassen, um ein neues Unglück zu verhüten.

„Hörst du, Sophie?“ sagte Caroline. „Du wirst mich ja nie verlassen, und am wenigsten in diesem Garten. Gehorche du meinem Vorgefühl!“

Müller verabschiedete sich, nachdem er dem humanen Director noch einmal die väterlichste Sorge für den, — wie er glaubte — hier so wohl geborgenen Schützling empfohlen, und Sophie brachte der Freundschaft das Opfer, Carolinen wenigstens in den ersten Tagen keine Stunde zu verlassen. In aller Stille, ganz ohne daß die Waise es merkte, ließ Müller ihr den Flügel auf ihr Zimmer bringen. Sophie führte sie aus dem Garten davor, und freudig und Gott preisend und des Pfarrers Güte segnend betastete sie das Ton-Instrument und spielte, daß man glaubte, die Harmonien der Sphären zu hören. Seit Langem waren das ihre glücklichsten Tage; sie sollten traurig enden nach dem Plane der elendesten Bosheit.

Jeremias Sahling, ihr Oheim, war seit dem letzten unfreundlichen Abschiede, nicht wieder mit ihr zusammengekommen. Auf Rechnung seiner eigenen armen Seele wollte er nun ein Vorhaben ausführen, mit dessen glücklichem Gelingen er seine Gier nach des Mädchens Erbtheil zu befriedigen hoffte. Um Mittel und Gelegenheit aufzuspüren, die ihm die Hölle an die Hand geben sollte, war es nothwendig, daß er zuerst mit dem Innern des Blinden-Instituts sich vertraut machte. Ein Besuch in der Wohnung und im Garten war genug. Mit dem Anscheine der Theilnahme an dem auserkorenen Opfer hatte er seine Mündel verlassen. Er wußte beiläufig, um welche Abendstunde sie im Garten seyn würde. Sophie mußte daheim ihrer erkrankten Mutter warten, und so war Karoline, wenn der Director sie nicht unter besondere Schirmung stellt, allein Gott und sich selbst überlassen; auch dieß schien Sahlings Absicht zu begünstigen.

Es war um Sonnen-Untergang, als die Waise, ihren Gedanken an die Vergangenheit nachhangend, auf einer Steinbank zunächst der Gartenmauer saß, und hier erwartete, bis der Director zurückkäme, um sie in die Wohnung abzuholen. Derselbe hatte ihr streng anbefohlen, die Bank ja nicht zu verlassen, bis er wieder da wäre; denn für sie sey hier Alles noch ein Labyrinth. Die Blinde folgte ihm so gut, daß sie ihren Platz um kein Haar breit zu verrücken wagte. — Wenn ein dem Käfig entsprungener Tiger durch die Strassen eilt, flieht Alles, auch der Muthigste in's Haus und wirft die Thüre hinter sich zu. Was für ein mordsüchtiger Tiger in Menschengestalt durch die Thüren des Institutes in den offenen Garten sich einschlich, ahnte der Director nicht.

Unbemerkt stand der schreckliche Unhold spähend im Garten. Dasselbe Stilet, das den Edelmann Milany entseelte, hatte ihm irgend ein dienstwilliger Geist der Nacht in die Hände gespielt. Er hatte nicht so bald seine dort allein sitzende Mündel wahrgenommen, als die Hölle in seiner Brust die Flamme seiner Gier nach des Mädchens Erbtheile wieder hoch anfachte. Hinter Gebüschen lief er leis auf die Waise zu. Diese vernahm wieder die schleichenden Diebesschritte des Verruchten und entsetzte sich; doch hielt sie Das für Sinnen-Täuschung und erhob sich, die schwachen Arme wie zur Nothwehr vorhaltend, und fragte, immer ängstlicher werdend: „Ach Gott! sind Sie das, Herr Director?"

Es war still; Das schreckte sie noch mehr. Von unsäglicher Angst getrieben versuchte die Blinde zu entfliehen, und lief gegen die niedere Mauer, wo sie, an einer Baumwurzel strauchelnd, niederstürzte und das Gesicht an den rauhen Steinen schärfte. Die hohe Angst hatte sie der Sprache beraubt; auf ihrer Brust lag jene schwer wie ein drückender Alp.

Es war wieder still. Sie horchte auf — und kein Laut bewegte die Luft. Schreckliche Ungewißheit! Er konnte vor ihr stehen und den Arm zum Stoße erheben. Leise, wie sie jetzt aufstehen wollte, schlich Sahling ihr näher, und ehe sie nach Hilfe zu schreien im Stande war, hatte er die Blinde kräftig mit einem Arme umschlungen, und ihr mit der andern Hand den Mund bedeckt. Das Erbtheil und Emilie schwebten ihm vor, er wollte zustoßen, kein Mensch, nur Gott sah es. Da gab ihm die Hölle einen besseren Gedanken ein; er erhob sie, um sie über die morsche niedere Mauer hinabzuwerfen. Man würde dann glauben, sie sey hier selbst hinuntergestürzt. Gott gab dem Mädchen im Augenblicke höchster Noth eine wunderbare Kraft; sie rang sich aus des Verruchten Armen los, ehe es gelungen, das Entsetzlichste auszuführen. Von ihrem Arme mächtig zurückgestoßen, während sie um Hilfe schrie, fiel er, da der Boden feucht und abschüssig war, gegen die Mauer; diese wich — und Sahling stürzte, anstatt der gottgeschützten Blinden, rücklings durch die Mauer-Oeffnung in die Tiefe jenseits hinunter. Einen dumpfen Webboten des bösen Vormunds vernahm die entsetzte Gottgeschirmte und stand regungslos, bis der Direktor, dessen Stimme jetzt zu ihren Ohren drang, herbeigeeilt war. Zugleich mit ihm beflügelte seine Schritte Pfarrer Müller.

„Mein Gott!" fragte bestürzt der Direktor, „was ist da Schlimmes vorgefallen? Zu welcher Szene des Jammers rief uns Ihr Nothgeschrei? Die Mauer dort   Gott des Himmels!" —

Caroline deutete nach der frischen Mauer-Oeffnung hin und antwortete: „Dort ist eben ein armer, armer Mensch verunglückt; sehen Sie dort hinunter! Eilen Sie zu Hilfe; Der Unglückliche muß mit dem Tode ringen, und ich glaube, es war mein Oheim Sahling."

Mit Schaudern und Entsetzen blickte Müller in die Tiefe und sagte zu Pohlmann: „Eilen Sie, Hilfe für den Mann zu bringen, bevor er vollendet hat!" Ein Blick des Direktors hinab sträubte ihm jedes Haar zu Berge; denn da unten hing, in einen spitzigen Pfahl gestürzt, und auf die gräßlichste Weise selbstgespießt, der vom Himmel fürchterlich bestrafte Sahling. Sein vom höchsten Schmerze wild verzerrtes Gesicht war nach Oben gekehrt; durch den Rücken und den zerrissenen Leib gedrungen war ihm der Pfahl bis zu dessen Mitte hinab. Die wunderbar gerettete Waise wurde auf ihr Zimmer gebracht; von ihres Oheims Unthat sagte sie noch nichts, und so betrachtete man ihn bis jetzt als einen aus Schuld der schlechten Mauer Verunglückten. Ueber die Ursache ihrer verwundeten Wange gab die junge Blinde nur so viel an: sie sey aus Unvorsichtigkeit im Garten gestürzt. So sehr sie das Verbrechen des Oheims verabscheute, wollte sie den Gottvergessenen durch die Enthüllung seiner Bosheit doch nicht noch unglücklicher machen.

Eine Leiter wurde herbeigebracht, und Sahling, der jetzt schon das vollkommenste Aussehen einer entseelten Leiche hatte, und seinen Schmerz durch Stöhnen und Weheklagen ausstieß, durch einige zu Hilfe genommene Männer mittelst Seilen heraufgezogen. Mit der furchtbaren Todeswunde hier über das Gras gelegt, bekannte er mit sterbenden Worten sein Verbrechen, dessen Ausführung die ewige Vorsehung gehindert. Es war in ihm kein Eingeweide, das nicht der Pfahl, dieß Werkzeug göttlicher Vorsehung, zerrissen hatte. Das Auge des Elenden brach in dem letzten Blicke der Reue und des stummen Flehens um Vergebung. Seine Seele entfloh, ehe er aus Müllers Hand die letzte Tröstung der Religion empfangen. Daß ihn Emilie angefeuert hatte, die Blinde hinwegzuräumen, dies Geheimniß nahm er mit in die Ewigkeit hinüber. Dieß war Sahlings Ende, an den so furchtbar schon in dieser Welt das Gericht jenes Vergelters über den Sternen ergangen.

Als man Emilien die Nachricht von Sahlings Tode brachte, sank sie in Ohnmacht. Jetzt öffnete sie die Augen der Seele, und die Schuld an Sahlings gräßlicher Verunglückung maß das böse Weib sich zu. Dieser Schlag mußte kommen, um sie von einem Pfade zurückzuschrecken, auf dem sie Frauen-Ehre und Seelenruhe beinahe gänzlich verloren, und Schmach, Schande und Elend bis über das Grab gefunden hätte. Sie ward in sich gekehrt und in Reue wandte sich das Herz ihr um.

So sichtbar waltete da über den Bösewicht Gottes heilige Hand.

Miscellen.

Im zoologischen Garten (Regentspark) in London hat sich dieser Tage ein merkwürdiges Beispiel von der Gefräßigkeit der Boa-Constrictor ereignet. Zwei Schlangen dieser Gattung, von 11 und 9 Fuß Länge, welche Capitain Redman aus Calcutta mitgebracht und dem zoologischen Garten am 4. September v. J. geschenkt hatte, waren in ihrem Käfig ganz einträchtig beisammen gewesen, als die kleinere in voriger Woche krank wurde und zur gewohnten Zeit nicht fressen wollte. Die größere hatte bereits ein Kaninchen und drei Meerschweinchen zu sich genommen, als sie auch noch ihre schwächere Gefährtin verschlang, wie sich aus dem plötzlichen Verschwinden der letztern und aus dem gewaltigen Umfange ihres eigenen Körpers ergab, der in seiner größten Dicke drei Fuß im Durchmesser überstieg. Ein so auffallender Beweis der Gefräßigkeit dieser Schlangen ist in der Naturgeschichte noch unbekannt.

Vor Kurzem ging ein Bauer durch eine Hauptstraße der Stadt Köln, um im Auftrage eines Andern in einem ihm näher bezeichneten Laden Rowland's Makarassaöl (ein hochgepriesenes Haarwuchsmittel) zu kaufen. Als er in den Laden trat, verlangte der verdächtige Mann, um das rechte um so sicherer zu erhalten, den Herrn des Hauses selber zu sprechen. Endlich erschien dieser. Als er den Bauern nach seinem Begehren fragte, musterte ihn dieser vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte dann, indem er sich umwandte: „Wenn Ihr der Herr des Hauses seyd, so bin ich gewiß nicht im rechten." Er sah nämlich, daß der Handelsherr selbst eine fürchterliche Glatze hatte.

№ 31.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Epilog
zur
Gedächtniß-Feier Eßlair's.

Von
Eduard v. Schenk.

Dargestellt auf dem k. Hoftheater zu München am 26. März 1841.

Hellas weinte Dir nach, o Pylades, da Du gestorben,
Auch die Kamönen beweinten Dich laut. —
Alkaios aus Messene.

Personen:
Genius der Poesie.
Melpomene.
Thalia.
Unsichtbarer Geisterchor.
Schauplatz: Garten der Poesie.

Erster Auftritt.

Cypressenhain im Garten der Poesie mit Aussicht in eine anmuthige Landschaft. Im Hintergrund ein geschlossener Tempel.

Melpomene.

Welch ungewohntes Rauschen und Bewegen
Geht durch die Zweige dieses dunkeln Hains
Es ist, als ob sie trauernd sich besprechen,
Ihr Leid einander klagen wollten. — Schweigt,
Ihr Ulmen und Cypressen, störet nicht
Der Muse tiefes Sinnen! — Aber wie?
Ihr rauscht noch lauter auf und durch eu'r Flüstern
Vernehm' ich Töne fernher — näher jezt —
Wie Harfenklänge bald, bald wie Gesang. —
Die Stimmen sind es, ich erkenne sie,
Der Geister, die, getragen von den Schwingen
Der Lüfte, stets unsichtbar, mir es künden,
Wenn Einer von den Sterblichen, die sich
Auf Erden ruhmvoll meinem Dienst geweiht,
Hinüberschlummert in das dunkle Land,
Wo Kunst nicht mehr, doch ew'ger Friede blüht. —
Ach, wessen Todes Boten sind sie heut?

Chor der Geister:
(hinter der Scene)

Als die Blätter sanken
Vor des Winters Hauch,
Sahn wir niederwanken
Zu des Grabes Schranken
Deinen Liebling auch.

Muse, wandl' in Trauern
Deinen hohen Muth,
Weil in Todesschauern
Zwischen Alpenmauern
Jetzt dein Eßlair ruht.

Melpomene.

Was hör' ich? Er dahin! Wohl sah ich lang
Voraus schon den Verlust, doch da er kommt,
Trifft er wie unerwartet mir das Herz.
(Sie läßt sich auf einen Rasensitz zur Seite nieder und verhüllt sich.)

Zweiter Auftritt.

Melpomene. Thalia.

Thalia.

Was sitzest du so kummervoll, o Schwester,
Und hüllst das Antlitz in den Purpurmantel?
Wohl ruht stets tiefer Ernst und heil'ge Trauer
Ob fremden Leid und menschlichen Geschick
Auf deiner hehren Stirn, doch heute scheint
Ein eignes Leid die Seele dir zu trüben.

Melpomene.
(sich enthüllend und aufstehend)

Wohl drückt ein herber Schmerz die Seele mir;
Was aber frommt es, wenn ich weinend ihn,
O meine heitre Schwester, dir entdecke?
Mit leichten Tritten, gaukelnd wie der Zephyr,
Wenn er mit deines Kranzes Rosen spielt,
Durchwandelst scherzend du den üpp'gen Garten
Und sammelst Blumen für die Brust und Haupt,
Indeß ich sinnend den Cypressenhain
Durchschreite, dessen düstre Schatten mich
Anwehen mit Begeist'rung, oder still
Hinabschau' in den Strom, deß Wogen mir
Ein Bild des Wechsels alles Irdischen,
Des ew'gen Todes ist und ew'gen Lebens.
So sind wir Beide ganz verschiednen Sinns.
Nicht theilen würdest meine Klagen du,
Vielleicht mit holdem Scherz mich trösten wollen
Und damit tiefer mich verwunden. — Nein!
Laß lieber meinen Schmerz den ernstern Schwestern,
Der strengen Klio, der erhabenen
Kalliope vertrauen. Haben sie
Auch keinen Zögling heut, wie ich verloren,
Vermögen sie doch fremden Schmerz zu theilen.

Thalia.

Und doch vermag ich inniger als Jene
Zu fassen deinen Kummer und Verlust.
Ich wandle ja, wenn auch nicht hier im Garten,
Doch auf der Erde Hand in Hand mit dir,
Und in denselben Hallen wechselnd bringen
Den Sterblichen wir edle Geistesfreude;
Und ob du stolz gleich auf mich niederblickst,
Sind wir doch beide stark durch Eintracht nur.
Drum sag' mir, welchen Zögling du verloren?
Ich bin neugierig von Natur. Ich lasse
Dich nicht, bis du dein Leiden mir geklagt.

Melpomene.

So höre denn! — Du weißt, zwei Doppelreihen
Von Jüngern sind's, die unserm Dienst sich weihen.
Die Einen schaffen, angeblitzt vom Strahl
Der Musen, kühn und frei, nach eigner Wahl,
Die Spiele, die bald heitres Leben spiegeln,
Bald seine Räthsel ernst und groß entsiegeln.
Die andern stellen, zwar nachschaffend nur,
Doch sinnlich wahr, in lebendster Natur
Des Dramas Schöpfung dar, daß sie den Ohren,
Den Augen scheint wie eben erst geboren.
Sie beide ringen nach demselben Ziel;
Und wie der Mime nichts ist ohne Dichter,
Bringt auch den Dichter erst des Mimen Spiel
Dem Volke nah, dem ersten seiner Richter.

Thalia.

Und jener Mann, der jetzt dem Tod verfiel,
War es ein Mime? sprich, war es ein Dichter?

Melpomene.

Ein Mime war's, der herrlichste Tragöde,
Der seit Jahrzehenten die deutschen Gaun
Entzückt durch seines Heldenspieles Schaun,
Und dessen Stelle nun verwaist und öde.
Früh hatt' ich meinen Funken ihm gesandt,
Daß er das Wahre stets und Schöne fand,
Ohn' ängstlich erst danach sich abzumühen,
So wie in voller Pracht die Blumen blühen,
Ohn' emsig erst zu spinnen ihr Gewand.
Ihm hatte die Natur der Gaben Fülle
Geschenkt: des Heros kräftige Gestalt,
Ein strahlend Aug', durchsicht'ge Seelenhülle,
Und dann der Stimme siegende Gewalt,
Ob sie geruhig hinfloß oder stille,
In trautem Lispeln weiche Töne sang,
Ob sie wie Donner durch die Hallen klang.
In's frische Leben hat er so gerufen,
Was meine Dichter einst begeistert schufen,
Und groß, wie sie nur selber sie gedacht,
Erschienen Shakespears, Goethes, Schillers Werke
Durch Eßlairs Kunst in ihrer Riesenstärke,
Die Welt entzückend mit erhöhter Macht.

Thalia.

Wie? Eßlair ist's, den wir verloren — Ja!
Ich sage: wir. Nicht du allein, wir beide
Verloren ihn, uns beiden stand er nah,
Und gleichen Theil nehm' ich an diesem Leide.
Nicht minder, wie im Ernste, groß im Scherz,
Hat er auch in den heiterfarb'gen Bildern,
Womit das Leben meine Dichter schildern,
Erquickt durch Lust und Laune jedes Herz,
Daß heut' in frohes Lachen sich ergossen,
Die gestern noch vor ihm in Thränen flossen.

Melpomene.

Kannst du es wagen, jene leichten Spiele,
Zu welchen er sich nur herniederließ,
Sich zu erholen nach erkämpftem Ziele,
Und daß man ihn als vielgestaltig pries —
Die Spiele, malend das gemeine Leben
In Bürgerhäusern, Bauerhütten nur,
Entnommen der alltäglichen Natur,
Wagst du zu meinen Spielen zu erheben,
Wo sich entscheidet ganzer Völker Loos,
Wo in Palästen Helden, Fürsten blos,
Vom Pomp der Rede, des Gewands umgeben,
Und hohe Frau'n mit edler Todten Urnen
Herschreiten auf erhabenen Kothurnen? —
Nur diesen wollt' er seine Vollkraft weihn
Und danken seinen Ruhm; ganz war er mein.

Thalia.

Durch Spott könnt' ich für deinen Stolz mich rächen,
Doch will ich ihn aus Mitleid dir verzeihn.

Melpomene.

Das ist zu viel!
(Leierklänge ertönen aus dem Tempel.)
Horch! welch ein Zauberklang
Ertönt dort, unsern Kampf zu unterbrechen!

Thalia.

Ist es sein Geist, der sich dem Grab entschwang,
Das Urtheil selbst in unserm Zwist zu sprechen?

Dritter Auftritt.

Der Genius der Poesie tritt aus der sich öffnenden Pforte des Tempels. Melpomene und Thalia bleiben im Vordergrund stehen.

Genius
(vorschreitend, zwischen beide Musen tretend):

Bis in mein Heiligthum erklang das Leid,
Geliebte Töchter, und der heft'ge Streit,
Die beide sich, erregt durch das Entschweben
Des großen Mimen, unter euch erheben.
Ach! weint in Eintracht über den Verlust
Mit gleicher Trauer und aus tiefster Brust,
Ohn' erst zu hadern, welcher von euch Zweien
Am liebsten er sich wollte dienend weihen.
Euch Beiden hat er lang mit Lust gedient;
Auch, als nicht frisch mehr seine Kraft gegrünt,
Errang er noch bis an des Lebens Gränze
Auf Deutschlands Bühnen frische Lorbeerkränze.
Die Ersten selbst in jedem Künstlerkreise,
Sie beugten sich voll Ehrfurcht vor dem Greise.

Soll ich, o Musen, euren Streit zu schlichten,
Den Blick auf ein'ge der Gestalten richten,
Die er zuletzt noch, als des Todes Ruf
Von fern schon hallte, herrlich wiederschuf?
In flücht'gen Bildern laß' ich sie erstehen
Und, Schatten gleich, an euch vorübergehen.
Nicht deinem Reich allein sind sie entliehen,
Melpomene; sie sind es auch Thalien.

(Der Hintergrund füllt sich mit Wolken; diese theilen sich, und in einer Oeffnung in der Mitte zeigt sich König Lear wahnsinnig, mit Blumen geschmückt; neben ihm Gloster und Edgar.)

Seht dort ihn im Gedicht des großen Britten,
Als alten Lear, der mit jeder Macht
Des Unglück's mit des Sturm' und Wahnsinn's Nacht,
Mit Töchterundank grausen Kampf gestritten,
Dem Kind, dem Bettler gleich die Flur durchmißt
Und doch in jedem Zoll noch König ist.

(König Lear verschwindet, und in einem neuen Bilde zeigt sich der Essighändler Dominik mit seinem Schubkarren.)

Seht jetzt ihn hier als muntern Dominik
Den goldbeladnen Essigkarren schieben
Und, krönend seines Sohnes treues Lieben,
In Glück auflösen alles Mißgeschick,
Daß bei des Alten Scherz und frommem Handeln
Des Hörers Thränen sich in Jubel wandeln.

(Ein drittes Bild zeigt Wallenstein, sich entkleidend, mit Gordon und dem Kammerdiener.)

Ihr kennt dort die gebietende Gestalt;
Der stolze Friedland ist's, der jetzt, entkleidet
Der Zeichen ird'scher Gunst und Allgewalt,
Zum letzten Schlaf von seinen Dienern scheidet. —
Auch er ging hin, den langen Schlaf zu thun
Und von des Tages Qualen auszuruh'n.

(Das vierte Bild stellt den Kriegsrath Dallner aus Ifflands Dienstpflicht, sitzend im Kreise seiner Familie, dar.)

Hier zeigt er euch sich als ergrauter Rath,
Treu seinem Fürsten dienend wie dem Lande,
Verfolgt, doch mehr bedrängt noch von der Schande
Des Sohn's, ihn warnend vor der ärgsten That
Und ihm zurufend mit der Liebe Flehen:
Laßt jenseits mich euch Alle wiedersehen!

(Im fünften Bilde steht der geblendete Belisar, geführt von seiner Tochter Irene.)

Schaut ihr den blinden Greis am Wanderstab,
Den Haß und Rache stürzen ließ und blenden,
Geführt von seiner Tochter frommen Händen?
Hört ihr ihn fragen nicht aus tiefem Grab,
Gedenkend, wie Er herzerschütternd war:
Gibt es noch Thränen jetzt für Belisar?

(Das letzte Bild zeigt Nathan den Weisen vor dem Sultan Saladin.)

Durch Mährchen sucht dort Nathans weiser Mund
Des Lebens höchster Frage zu entweichen
Und bittern Glaubensstreit in Einem Bund
Der Liebe und der Hoffnung auszugleichen. —
Auch Ihm ist nun des Lebens Räthsel klar,
Und Licht, was ihm auf Erden dunkel war.

(Das Bild und die Wolken verschwinden.)

Und wie viel and're Bilder könnt' ich euch
Von ihm noch zeigen! War er doch so reich
Durch seiner Jugend, seines Alters Wirken
In eurer Kunst verschwisterten Bezirken.

Melpomene.

Ja du hast Recht. Nicht im Kothurne blos,
Im Soccus war auch unser Mime groß.

Thalia

(zu Melpomene).

Und ich gesteh' es gern, noch voller schmückte
Der Lorbeer ihn, den er bei dir sich pflückte.

Genius.

Ach! wie die Bilder flüchtig uns entschwebten,
So werden sie's auch der Erinnerung
Der Menschen. Jenen nur, die mit ihm lebten,
Bleibt sein Gedächtniß immer frisch und jung:
Doch den Geschlechtern, die dann kommen werden,
Entgeht allmählig seines Wirkens Spur
Und selbst auf seiner heimathlichen Erden
Wird er zuletzt ein Hauch, — ein Name nur.
Das ist das Einz'ge, was dem Mimen bleibt,
Indessen nach Jahrtausenden die Dichtung
Noch fortlebt und in immer stärk'rer Lichtung
Bei neuen Völkern neue Blüthen treibt
Und jedes Werk der Menschen überdauert,
Wenn sie wie Felsen auch es aufgemauert.
Doch weil der Name nur noch lebt des Mimen,
So mag es seinen Zeitgenoßen ziemen,
Daß sie ihn beschirmen vor Vergessenheit,
Und retten aus dem tiefen Strom der Zeit.
Die Königsstadt, die er in edlen Hallen
Gerührt, erfreut sein halbes Leben lang,
Die froh noch horchte seinem Schwanensang,
Sie will am Ort, wo er dem Tod verfallen,
Im stillen Friedhof an der Berge Wand,
Wo Heilung er gesucht und Tod nur fand,
Dort will sie einen Denkstein ihm errichten,
Erfüllend so des Danks, der Liebe Pflichten —
Ein Stein, der seinen Namen stets erneue
Und den im fremden Land des Wandrers Hand
Mit frischen Alpenrosen überstreue.
Das thun sie jetzt dort unten. Doch hier oben,
Im Land der Phantasie, im Dichterhain
Erhebe sich ihm auch ein Ruhmesstein
Von ew'gen Frühlingsblüthen überwoben.
Er, der des Dichters Werk belebt, verklärt,
Verkörpert hat, ist solcher Ehre werth.

(Auf den Wink des Genius erhebt sich ein einfaches Denkmal mit Eßlairs Namen in der Mitte der Bühne aus dem Boden.)

Melpomene

(an das Denkmal tretend).

Mit Wehmuth leg' ich ihm zum Dank und Lohne
Auf seinen Stein hier meine Lorbeerkrone.

(Sie nimmt sich den Lorbeerkranz vom Haupte und legt ihn auf das Denkmal.)

Thalia
(eben so).
Und um den Lorbeer schling' in heiterm Glanz
Sich meiner Rosen duftend frischer Kranz.

Genius
(hinter dem Denkmal zwischen den Musen).
Und immerdar soll Eßlair's Name neben
Den Namen Garriks hier und Talmas leben.

Miscellen.

(Nemesis.) Ein Wilddieb in der Nähe von Riga schoß auf einen Hirschen, der auch tödlich getroffen zu Boden fiel. Der Schütz warf sich höchlich entzückt auf seine fette Beute, um ihr mit dem Waidmesser den Hals zu durchschneiden, und ganz verenden zu machen. In dem Augenblick aber, als er sich über den Kopf des Thieres beugte, raffte sich dieses auf und setzte mit dem Manne, in dessen Gewand sich die Zacken des Geweihes gebohrt hatten, in der letzten äußersten Kraftanstrengung über Stock und Stein ziellos und rastlos, bis es durch Blutverlust und übermäßige Anstrengung gänzlich erschöpft niederstürzte und ausathmete. Als sich nun der Mitgeschleppte mühevoll von den Geweihen losmachte, hatte er einen noch größeren Schrecken, als er bereits ausgestanden, denn es stand der gefürchtete Revierförster vor ihm, und zog ihn zur Verantwortung über das, was heute und seit einer Reihe von Jahren geschehen war.

Ein ähnlicher Fall hat sich vor einiger Zeit im Innkreise zwischen den Städten Paßau und Schärding ergeben. Ein Bürger aus P. fuhr auf einem kleinen Schiffe den Inn herab, und als er in der Nähe der Bergruine Wörnstein kam, sah er den gekrönten Kopf eines Hirsches, der von einem Wald herüber nach dem andern wechselte, aus den Wellen hervorragen. Sogleich erwachte in dem Manne die Lust der Wilddieberei, wornach er die Kette seines Kahnes um die Geweihe des königlichen Thieres schlang und dem Ufer zuruderte, um dort seine Beute zu schlachten. Ehe er aber noch das Gestade erreichte, faßte der Hirsch festen Grund, und nun wieder im Besitz seiner vollen Kraft, riß er aus, schleuderte Schiff und Schiffer weit ins Land hinaus und mit der Kette um die Geweihe und einem Stücke des zerrissenen Schiffkranzes eilte er dem Gebirgswalde zu. Der arme Mann hatte nun ein übel zugerichtetes Schiff und zudem noch einige Contusionen am Leibe.

Kürzlich waren im Oberwallis einige Taglöhner beschäftigt, Holz zu fällen, als sie gegen den Gipfel eines Berges einen Lämmergeier sich erheben sahen, der in seinen Krallen eine Bürde trug, in welcher sie bei genauerer Betrachtung einen Fuchs erkannten. Bald war der Raubvogel mit der Beute in seinem Felsennest angekommen, wo sie eine große Aufregung bemerkten, ohne etwas Besonders unterscheiden zu können. Aber plötzlich stürzte der Lämmergeier senkrecht über den Felsen hinab ins Thal. Die Arbeiter liefen herbei, und fanden das Thier ohne Kopf. Der Fuchs hatte ohne Zweifel schlau und gewandt den Moment wahrgenommen, wo er seinen Räuber erwürgen konnte.

Ein Student kam von der Universität in seine Heimat. Als der Vater ihn fragte, wie sein Examen ausgefallen sey, antwortete er: „Sehr gut, so vortrefflich, daß ich dasselbe nächstens auf allgemeines Verlangen wiederholen muß.“

[Ein Fuchs, mehr als ein Hühnerdieb.] Gegen Ende verflossenen Monats geht ein Einwohner von Mártonos, Seppsier Stuhles, nach Sz. György, um auf dem dasigen Markt mehrere Stücke Zugvieh einzukaufen, und hatte zu dem Zwecke seinen kleinen Gürtel mit Zwanzigern und Banknoten tüchtig gefüllt. Unfern einer Brücke bemerkte er in dem frischgefallenen Schnee eine Fuchsspur und erblickt bald darauf im Graben den Fuchs selbst, zusammengekauert und, wie es scheint, halb erfroren. Behutsam hinzuschleichend, wirft er sein Oberkleid über das sorglose Thier, und es gelingt ihm, den schelmischen Hühnerfeind zu fangen, der sich auch gelassen in sein Schicksal zu ergeben scheint. Schon berechnet der glückliche Jäger, wie viel der Verkauf seines Fanges in Sz. György ihm einbringen werde, als Reinecke, der Umarmung seines Freundes überdrüssig, unruhig wird, und sich zu befreien sucht. Um sich vor seinen grimmigen Bissen zu schützen, geräth der Mann auf den unglücklichen Einfall, dem Erhaschten mit seinem Gürtel den Hals zu umwinden und etwas zusammen zu schnüren. Wohlgemuthet schreitet der Mártonoser seinem Ziele zu. Schon ist er ganz nahe an Sz. György, als, aufgescheucht durch das aus dem Flecken herübertönende Hundgebell und Geräusch, Reinecke dem Sorglosen plötzlich sich entwindet und sammt dem an seinem Halse festgeknüpften und wohlbespickten Gürtel flüchtig über die weiße Schneedecke davoneilt, und nach wenigen Augenblicken im Gestrüppe verschwindet. Wer beschreibt das Entsetzen des armen Mannes! Vergeblich eilt er mit einigen zusammengerafften Freunden dem listigen Räuber nach, um den vielleicht losgewordenen Gürtel aufzufinden; fruchtlos ist sein Suchen und Jammern. Mit Verwünschungen und Rache dürstendem Herzen gegen das ganze Fuchsgeschlecht kehrte er nach Mártonos zurück, wo Gelächter und Witzeleien seinen Verlurst ihm noch mehr verbitterten.

Beim Steuereinzahlen wurden einem Bauer einige durchlöcherte Zwanziger zurückgestoßen und nicht angenommen; da sagte dieser verwundert: „Ich finde das Geld recht gut; das kann man doch anhängen, damit es bei Einem bleibt, sonst geht ohnehin Alles gleich wieder fort.

Ein Landmann, der noch nie in eine Komödie kam, besuchte solche in einem Landstädtchen, und stellte sich hart an das Orchester. In dem Stücke hatten sich ein Paar Verliebte zu zanken, und sich wieder auszusöhnen. Vor der Versöhnung hatte der Liebhaber für sich hinzusagen: Soll ich verzeihn? Dabei sah er den Bauern zufällig scharf an; dieser glaubte, die Frage sey an ihn gerichtet, und antwortete: Ja, Herr! da fragt Er mich zu viel. Das muß Er besser wissen.

Wie im Orient die Steuerbetreibung organisirt ist, zeigt folgende Anekdote, die Major von Heilbronner erzählt. Ein Stadttheil in Cairo sollte dem Pascha eine Steuer zahlen und blieb aus. Als man untersuchte, fand sich, daß von 16 Steuerpflichtigen 15 an der Pest gestorben waren. Das half den 16ten nichts. Er mußte nun allein das zahlen, was auf den ganzen Stadttheil veranschlagt war.

Ein Bauer taumelte betrunken aus der Schenke heraus, als eben der volle Mond am Himmel stand. Er betrachtete ihn eine Weile aufmerksam und rief endlich: „Du brauchst darum nicht so dick zu thun, daß Du alle Monate einmal voll bist, ich bin es alle Tage.“

№ 32.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der letzte Stuart.

Von E. M. Ottinger.

Am 19. September 1745 rückte der Prätendent Karl Eduard, der Enkel Jakobs II. von Schottland, unterstützt von den Waffen Frankreichs, als Sieger in die Hauptstadt seiner unglücklichen Ahnen ein und wurde von den Schotten als Regent ausgerufen. Noch einmal schien der untergegangene Glücksstern der Stuarts wie ein Phönix aus seiner Asche emporzusteigen und neuen Glanz auszuathmen. Mit kindlicher Ehrfurcht und stolzem Bewußtseyn betrat er die altergrauen Hallen Holyroods, des ehrwürdigen Königpalastes, der Jahrhunderte lang die Residenz seiner erlauchten Vorfahren war. Der Anblick dieses uralten Schlosses rief in sein Gedächtniß die ganze Bilderreihe vergangener Größe zurück. Die Manen König Davids I. von Schottland, des Gründers der Abtei Holyrood, schienen ihm Grüße des Willkomm's zuzuwinken. In diesen Hallen war es, wo einst seine Ur-Urgroßmeister, die schöne, unglückliche Maria Stuart, ihr Sohn Jakob VI., der als Jakob I. 1605 den Thron Englands bestieg, im vollen Sonnenglanze ihres Glückes residirt. Dieses Schloß, während des Bürgerkrieges von den Truppen Oliver Cromwells zerstört, wurde 1670 von Karl II., nach dem Plane William Bruce's, wieder aufgebaut und mit wahrhaft königlicher Pracht ausgeschmückt. Wie pochte ihm das Herz, als er die Galerie durchschritt, in welcher seine erlauchten Ahnen, die Bilder von 114 schottischen Königen, gemalt von dem Niederländer Jean de Witt, in den historisch-treuen Trachten ihres Zeitalters prangten. Jener Ahne dort, der so finstern Blicks auf ihn herabschaut, ist König Macbeth, der seinen Vetter Duncan erschlug. Hier Robert Bruce und Jakob II., der gelehrteste Monarch seiner Zeit, der Salomon Englands. Voll Ehrfurcht beugte der Regent vor diesem Bilde seine Knie und weinte ihm eine Thräne der Erinnerung. Noch tiefere Wehmuth ergriff ihn, als er in dem alten, vom König Jakob V. erbauten Theile dieses Schlosses, das Kabinet der Königin Maria betrat, in dem ihr Liebling, der Sänger David Rizzio, die trüben Wolken ihres Mißmuths durch die Töne seiner Zitter und die Lieder seiner Heimath verscheuchte. In diesem Zimmer war es, in das Mariens Gemahl, Heinrich Darnley mit seinen Verschworenen eindrang und seinen beglückten Nebenbuhler vor den Augen seiner Gattin mit dem Schwerte durchbohrte. Die Königin, die damals ein Kind unter ihrem Herzen trug, sank besinnungslos zu Boden und dieser Schreck hatte die Folge, daß eben dieses Kind, Jakob VI. sein ganzes Leben hindurch vor dem Anblick eines entblößten Schwertes wie ein Verbrecher vor der Erinnerung einer bösen That zurückbebte. Arme unglückliche Maria, seufzte der Regent, als sein Blick auf die unvertilgbaren Blutzeichen jener Schreckensscene fiel. Die Erinnerung an die Schuld Mariens, an den Mord Darnley's warf sich wie ein giftiger Reif auf die junge Knospe seiner Freude, seines Sieges, der ihm eine schöne Zukunft, den Thron seiner Väter, verhieß.

Bald aber kehrte das launische Kriegsglück dem jungen Sieger den Rücken und lächelte seinem Feinde. Noch einmal trug er am 23. Januar 1746 einen Sieg bei Falkirk davon; aber dieser Sieg war sein letzter, und sein Glücksstern, kaum aufgegangen, wieder dem Erlöschen nahe. Am 27. April desselben Jahres entschied die Schlacht bei Culloden das Schicksal des Prätendenten. Der Herzog von Cumberland trug einen vollständigen Sieg und Karl Eduard die Schmach und Niederlage davon. Er mußte die Flucht ergreifen und verkleidet von einem Ort zum andern fliehen.

Das Parlament, nicht zufrieden, den Prätendenten besiegt zu haben, setzte einen Preis von 30,000 Pfund Sterling für denjenigen aus, der den Rebellen — gleichviel ob lebendig oder todt, der Strafe des Gesetzes überliefern würde. Der hohe Preis weckte in mehr als einem Schotten die Begierde, den Befehl des Parlaments zu erfüllen, um den lockenden Preis zu erringen.

Seitdem fand der fliehende Stuart nirgend anderes ein sicheres Asyl, als im Schooß der Wälder, in den Schluchten der Berge, in der Nacht unzugänglicher Höhlen. Dem drückendsten Mangel preisgegeben, von Hunger und Durst gequält, irrte er, wie ein Bettler in Lumpen gehüllt, von Insel zu Insel, in der Hoffnung, endlich die Küste Frankreichs zu erreichen.

Eines Abends, als den ganzen Tag hindurch ein heftiger Orkan gewüthet und unaufhörlicher Regen den, wie ein gehetztes Wild scheu umherirrenden Stuart bis auf den Leib durchnäßt hatte, trieb ihn der quälende Hunger, die nasse Kälte, die alle seine Glieder erstarrt, die Müde und Mattigkeit, am Ausgang eines Waldes, einer einsamen Hütte zu, durch deren einziges Fenster ihm ein Licht entgegenschimmerte. Dieses Licht schien dem armen Stuart freundlich zu sich heranzuwinken, ihm Trost zuzusprechen und Hoffnung einzuflößen, in dieser armseligen Hütte ein menschenfreundliches Herz zu finden, das, selbst wenn es ihn erkennen sollte, ihn, trotz des großen Preises, der auf seinen Kopf gesetzt, dennoch nicht verrathen würde. Er folgte der Einladung dieses Lichtes, der Stimme seines Herzens und klopfte, beherzter als je, an die Thüre dieser Hütte, die verschlossen war.

Bald darauf öffnete sich das Fenster und eine barsche Stimme fragte Werda?

Ein armer Mann, der, vom Regen durchnäßt, von Hunger und Durst gequält, Euch um ein kleines Plätzchen an Euerem

Herd, um einen Bissen Brod und um einen Trunk Wasser bittet, was Euch der Ewige tausendfach vergelten wird.

Dummes Geschwätz! Ob's der Ewige vergilt oder nicht, mir gleich! Ihr habt Hunger und Durst, ich habe Wasser und Brod, mithin ist es meine verdammte Schuldigkeit, Euch Beides zu geben. Kommt, sprach der Mann, die Thüre öffnend, tretet ein und thut, als ob Ihr zu Hause wäret. Auch ich bin ein armer Mann und weiß so gut als Ihr, was es heißt, Hunger und Durst und nichts zu essen und nichts zu trinken haben. Nehmt Euch einen Stuhl, setzt Euch an den Kamin und trocknet Euch, denn Ihr seyd, wie ich sehe, so naß wie ein Pudel, der durch's Wasser geschwommen ist.

Ich bin schon seit frühem Morgen auf den Beinen, und hatte keinen Penny, um irgendwo einzukehren.

Armer Teufel! Wo kommt Ihr her, guter Freund?

Von Hacksworth.

Was gibt's dort Neues, fragte der Mann und rückte den Tisch an den Kamin.

Der elende Stuart ist auf's Haupt geschlagen.

Elend sagt Ihr? Hört, guter Freund, bedient Euch eines andern Ausdrucks... sagt lieber unglücklich, bedauernswerth.

Der Karl Stuart ist ein Rebell und ein Rebell verdient kein Mitleid, erwiederte der Prätendent mit erkünstelter Wuth.

Ihr seyd ein trotziger Patron. Mitleid hab' ich mir sagen lassen, verdient selbst ein Verbrecher, ein schlechter Kerl. Um wieviel mehr verdient es ein Held, der letzte Sprößling unserer alten Könige, die Gott der Herr gesalbt, die Jahrhunderte lang unser Land mit starker Hand beschützt und Keinem etwas Böses zugefügt.

Mag seyn, der Karl Stuart bleibt trotzdem ein junger Laffe, ein tollkühner Wagehals, ein hirnloser Abentheurer....

Hört zu schimpfen auf, guter Freund, sonst könnte es Euch leicht gereuen, bei mir eingekehrt zu seyn. Ich bin ein Freund der Stuarts, daß Ihrs wißt und rathe Euch, den jungen Karl Eduard — den Gott segnen und noch lange Jahre zum Schrecken Englands erhalten möge — mit keiner Silbe mehr zu beleidigen, sonst könnte es leicht geschehen, daß ich die Gastfreiheit verletzte und Euch ohne Umstände zur Thür hinaus werfe. Versteht Ihr mich?

Ihr werdet aus einem andern Loche pfeifen, wenn ich Euch sage, daß das Parlament...

Einen Preis von 30,000 Pfund auf seinen Kopf gesetzt... das weiß ich, guter Freund... Ich wollte, der Karl Eduard käme zufällig in mein Gehege... ich wollte ihn...

Ausliefern, wie sich das von selbst versteht...

Hört, guter Freund, schier thut es mir Leid, daß ich Euch eingelassen, hätte ich gewußt, daß Ihr ein Anhänger Englands — ein Feind der Stuarts seid — ich hätte Euch — Gott strafe mich — lieber verhungern lassen.

Kennt Ihr den Karl Eduard?

Ich habe ihn nie gesehen, aber ich liebe ihn, weil er der letzte Sprößling unserer alten Könige, weil er ein tapferer Bursche, ein Held von ächtem Schrot und Korn, mit einem Wort, weil er ein Schotte ist.

Ihr seid ein braver Mann.

Ich bin ein Schotte, guter Freund, und damit Punctum. Wenn's Euch gefällig ist, so trinkt hier diesen Humpen Bier und wollt Ihr eine Freundschaft mir erweisen, so leert ihn...

Auf Euer Wohl, fiel ihm der Prätendent in die Rede.

Nicht auf mein, auf Karl Eduard's Wohl. Er lebe!

Ihr nanntet ihn vorhin einen Unglücklichen. Ist der wohl unglücklich, der noch solch einen Freund wie Ihr seid besitzt. Karl Eduard ist trotz seines Unglücks ein beneidenswerther Mann, denn seht in diesem Augenblicke — dem schönsten seines Lebens — drückt er die Hand des edelsten seiner Freunde, sprach der Enkel Jacobs und drückte dem Manne die Hand.

Wie? Was? Ihr seid...

Ich bin Karl Eduard, Euer Landsmann, auf dessen Kopf das Parlament einen Preis von 30,000 Pfund gesetzt.

Der Teufel hole das ganze Parlament... Ihr seid Karl Eduard... Ihr seid mein König...

Mehr als dies... ich bin Euer Freund!

Ich habe meinen König gesehen... er hat mir die Hand gedrückt... er hat mich seinen Freund genannt... Gott im Himmel, ich danke Dir, sprach der Mann, sank nieder auf seine Knie und benetzte die Hand seines Königs mit Thränen herzinniger Freude.

Steh auf... Du kniest vor einem Schatten...

Vor dem Sohne unseres alten Königshauses. Nun, Herr, erlaubt, daß ich meiner Freude Luft mache. He, Martha, Jenny, Weib, Mutter, Tochter, kriecht aus Euren Federn heraus, kommt herein und bewirthet unsern Gast, unsern lieben theuern Gast, Ach, Herr, könnte ich Euch doch sagen, wie glücklich ich bin ... jetzt tausche ich armer Schotte nicht mit dem reichsten Pair von England. Setzt Euch, lieber Herr, meine Marthe soll Euch Warmbier kochen... meine Jenny soll Euch ein Nachtlager bereiten ... denn Ihr müßt bei uns bleiben, ich lasse Euch nicht fort, so war ich Thomas Kreight heiße und nichts als ein armer Bauer bin.

Du hast ein edles Herz ... der Himmel wird Dich segnen!

Gleich darauf eilten Martha und Jenny, kaum zur Hälfte angekleidet, aus der Schlafkammer herbei.

Weib, Tochter, rief der überglückliche Bauer, knieet nieder... Ihr steht vor Eurem Herrn und König.

Toms will uns nur zum Besten haben, antwortete die Frau, die den späten Gast mit mißtrauischem Blick betrachtete. Der Mann in Lumpen da soll unser König seyn?

Vater, fügte die reizendschöne Jenny hinzu, hat zwar noch nie gelogen, das aber glaube ich ihm nicht.

Einfältige Weiber! Glaubt Ihr, der nur sey der wahre König, der die Krone und den Purpurmantel trägt? Der da ist freilich nicht König Georg, das Braunschweiger Kind. Dieser sitzt ruhig daheim in seinem Schloß zu Windsor und legt die Hände in den Schooß und läßt das Parlament für sich regieren. Der hier ist ein anderer Mann! Knieet nieder sag' ich Euch... der da ist ein Schotte, ein Stuart, Karl Eduard!

Heiland der Welt, riefen beide Frauen und schlugen vor Erstaunen die Hände zusammen. Bald aber verwandelte sich die kalte Verwunderung in tiefsinnige Theilnahme. Beide verschlangen jetzt den unglücklichen Flüchtling mit Blicken herzinniger Rührung und stürzten zu seinen Füßen nieder und falteten die Hände wie fromme Kinder, die ihrem Schöpfer ein Unrecht abzubitten haben.

Ach, lieber Herr, stammelte Martha, verzeiht einem beschränkten Weibe, daß Euer Aeußeres...

Zürnt uns nicht, Herr Karl Eduard, lispelte Jenny, daß Mutter und ich nicht gleich gesehen, daß...

Steht auf, meine Lieben! in Eueren Augen lese ich die Sprache des innigsten Mitgefühls ... Eure Thränen sagen mehr als alle Worte unserer Sprache. Ja, ihr Lieben ich bin

Karl Eduard, der jetzt ohne Heimath, ohne Obdach, verfolgt von Häschern und Spionen, die, wie Jäger auf ein edles Wild, Jagd auf meinen Kopf machen, weil das hohe Parlament 30,000 Pfd. St. darauf gesetzt. Ich bitte Euch, ihr Lieben, erbarmt Euch des armen Flüchtlings: räumt mir ein kleines Plätzchen ein, wo ich diese Nacht ausruhen kann von der Last des Tages.

Ach, lieber Herr, sprach Martha, in Thränen zerfließend, unsere Hütte ist Euer wie unser Herz.

Mit Freuden lassen wir Gut und Blut für Euch, fügte der ehrliche Toms hinzu.

Ich bereite Euer Lager, sagte Jenny. In unserer Hütte könnt Ihr ruhig schlafen; wir wachen und beten für Euch.

Wenn solch ein Engel für uns betet, so muß der Himmel mit uns seyn, erwiederte der Prätendent, der, entzückt von der jungfräulichen Schönheit dieses Mädchens, sein Auge mit namenloser Wonne auf ihren unschuldvollen Zügen ruhen ließ.

Aber unser lieber Gast hat auch Hunger und Durst, begann Toms. Tummle Dich, Alte, koche Warmbier, schaffe unsern ganzen kleinen Vorrath herbei. Gern wollen wir ein Paar Tage hungern und darben, wenn mit dem Wenigen, was wir haben, nur unserm Herrn gedient ist. Herr Gott, wie preise ich Dich, daß Du meiner Hütte solchen Gast zugeführt! Ihr seyd durchnäßt, lieber Herr, hier ist eine Bank, setzt Euch zum Kamine.

Ihr guten Menschen! Euere Theilnahme flößt mir neuen Muth, neues Vertrauen ein. So lange für die Stuarts noch so treue Herzen schlagen, wie die Eurigen, ist ihr Stern noch nicht erloschen. O käme doch bald die Zeit, wo ich im Stande wäre, Euere Treue würdig zu belohnen!

Martha rückte den Tisch in die Nähe des Kamines. Toms warf ein Bündel Reißig hinein und fachte das schon halb erloschene Feuer zur frischen Gluth an. Jenny holte aus der nahen Scheune frisches Stroh, legte es dem Kamine gegenüber auf die Erde hin und breitete, weil die Armen kein Betttuch hatten, die bunte Ueberdecke ihres eigenen Bettes darüber aus. Voll kindlicher Theilnahme blickte das schüchterne Auge der unschuldigen Taube zu dem schönen Flüchtling hinüber, der kein Auge von ihr abwandte.

Martha hatte unterdessen den Tisch gedeckt, Brod und Butter herbeigeschafft und Warmbier gekocht.

Wollet Ihr, meine Freunde, daß Euere gastfreundliche Gabe mir munden soll, so müßt Ihr Euch zu mir setzen und, gesetzt, Ihr hättet schon gegessen, mir zu Lieb noch einmal mitessen.

Euer Wille ist der unsere, erwiederte Toms. Martha, Jenny, setzt Euch!

Toms nahm an der Seite seines hohen Gastes Platz. Ihm gegenüber setzten sich Mutter und Tochter.

Karl Eduard hatte eben den irdenen Humpen ergriffen und den erquickenden Trank auf das Wohl seiner treuen Schotten geleert, als er und seine Tischgenossen den Hufschlag naher Pferde vernahmen. Das Blut stockte in seinen Adern... Toms und die Seinen wurden leichenblaß. Das Pferdegetrappel kam näher und näher und mehr und mehr wuchsen Angst und Besorgniß. Der Prätendent, die Nähe von Verfolgern ahnend, wollte fliehen und im Schutze der Nacht seine Rettung suchen. Der Bauer hielt ihn zurück.

Bleibt! Hier nützt keine Flucht! Sie würden Euch einholen. Bleibt und vertraut auf Gottes Schutz.

In demselben Augenblick hielten vor dem Eingang der Hütte fünf Reiter, die von ihren Pferden herabsprangen und diese an einen Baumstrunk anbanden. Dann klopfte Einer von ihnen an die Thür und verlangte Einlaß im Namen des Königs.

Toms schritt der Thür zu, um sie zu öffnen. Karl Eduard, dem Unvermeidlichen die Stirne bietend, suchte Fassung zu gewinnen. Die Frauen aber schienen mehr todt als lebendig.

Verzeiht, guter Freund, sprach der eintretende Reiter, daß ich zu so später Stunde die Ruhe Eurer Hütte störe. Vom Parlamente ausgeschickt, den Rebellen Stuart, den Gott verdammen möge, zu verfolgen und ihn, — gleichviel ob lebendig oder todt — dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, reiten wir seit frühem Morgen durch Kreuz und Quer und eben jetzt, wo wir dem Rebellen auf der Spur zu seyn glauben, sehen wir uns von stockfinsterer Nacht überrascht, mitten in einem unwegsamen Wald, aus dem wir, des Weges unkundig, keinen Ausweg wissen. Im Namen des Königs fordere ich Euch auf, uns den Weg zu zeigen bis zum nächsten Ort.

Kommt, sprach Toms, ich will Euch führen.

Erlaubt, guter Freund, daß ich zuvor ein Paar Minuten bei Euch ausruhe. Der anhaltende Ritt, hat mich müde und marode gemacht. Wollt Ihr einem treuen Soldaten König Georgs — den Gott noch lange erhalten möge — einen Schluck Wasser reichen.

Nehmt dieses Bier, erwiderte der Bauer.

Tausend Dank, guter Freund. Aber hört, je länger ich Euch betrachte, desto bekannter erscheint mir Euer Gesicht. Ich muß Dich schon irgendwo gesehen haben. Euer Name, fragte der Häscher, den Humpen zum Munde führend.

Ich heiße Thomas Kreight.

Und diese da, fragte der Soldat, auf dessen Ehehälfte zeigend?

Ist, mit Verlaub, mein Weib.

Und dieses junge hübsche Kind?

Ist meine Tochter.

Gratulire, erwiederte der Reiter, seinen Schnurrbart streichend. Und dieser junge Mann, fragte er weiter?

Ist, erwiederte Toms, und gerieth in's Stocken.

Mein Mann, fiel Jenny ihrem Vater in die Rede.

Euer Mann??? wiederholte der Häscher mit schneidendem Tone.

Warum wundert Euch das, fragte der Prätendent mit fester Stimme?

Ein so junges hübsches Kind und — goddam! — schon verheirathet. Die hübsche Dirne hätte wohl noch ein Paar Jährchen warten können. Schöne Mädchen, wie Ihr, bekommen alle Tage einen Mann. Euer Name, junger Herr?

John Belton, erwiederte der Prätendent.

Geboren?

Zwei Stunden von hier.

Euer Handwerk?

Köhler!

Köhler? Ei der Tausend! Ein Köhler mit Händen weißer als frisch gefallener Schnee!

Wir waschen uns hier zu Lande, warf Jenny mit schnippischen Tone hin.

Auch unser Einer wäscht sich; aber trotz aller Seife hat unser Einer, obgleich kein Köhler, solche weiße, zarte Mädchenhände nicht. Hätte der junge Mann nicht etwas Bart, ich würde ihn für ein verkleidetes Frauenzimmer halten, sprach der Soldat, den Humpen bis auf die Neige leerend.

Verlaßt Euch auf mein Wort, er ist ein Mann, betheuerte Jenny mit gereiztem Tone.

Ihr müßt das freilich am besten wissen, erwiederte der Reiter und freute sich so sehr über diese Antwort, daß er in helles Lachen ausbrach. Der Mann da ist also wirklich ein Mann? Nun aber ist es hohe Zeit, daß wir uns wieder auf den Weg begeben. Ihr, guter Freund seyd alt; Euch will ich daher nicht inkommodiren. Ihr aber, weißhändiger Köhler, seyd noch jung und kräftig... Ihr seyd, wie Ihr mir sagtet, aus dieser Gegend, folglich muß sie Euch bekannt seyn. Nicht wahr, Köhler?

Ganz recht!

Im Namen des Königs fodere ich Euch auf, mir und meinen Kameraden den Weg zu zeigen bis zum nächsten Dorfe . . .

Das erlaube ich nicht, fuhr Jenny mit trotziger Miene den Soldaten an. Mein Mann hat den ganzen Tag gearbeitet... er ist müde und bedarf der Ruhe....

Zärtliches Täubchen, das! Theilnahmvolles Gemüth! Seyd wohl noch nicht lange verheirathet?

Seit acht Tagen erst, erwiederte Jenny, die sich im Innern über sich selbst wunderte, woher sie auf einmal so viel Muth und Gewandtheit zum Lügen herbekommen.

Seit acht Tagen erst? Ja, da wäre es mehr als grausam, wenn ich Euch Nachts Euern Mann entführen wollte. Ueberdem seyd Ihr so schön und niedlich, daß man Euch so leicht nichts abschlagen kann. Wie heißt Ihr doch schnell?

Jenny!

Schöner Name! Wer doch auch solch eine Jenny besäße! Wie gesagt, Ihr hättet noch recht gut ein Paar Jährchen warten können! Vielleicht hätten dann noch andere Männer um Euch geworben.

Ich habe mir nie einen schönern Mann als diesen da gewünscht.

Geschmacksache, liebes Kind. Mir, aufrichtig gesagt, gefällt er nicht, trotz seiner verdammt weißen Hände. Nun, Alter, wenn Euer Eidam zu faul ist, uns als Führer zu dienen, so müßt Ihr das Geschäft übernehmen.

Ich bin bereit.

Nun, gute Nacht, weißhändiger Köhler, gute Nacht, hübsches Frauchen, sprach der Reiter und wollte ihr Kinn streicheln.

Jenny aber schlug ihn mit solcher Beherztheit auf die Hand, daß er erschreckt sie zurückzog.

Na, na, nichts für ungut! es war nicht bös gemeint...

Kommt, kommt, sagte Thoms.

Der Soldat wünschte noch einmal gute Nacht und verließ dann die Hütte. Er und seine Kameraden warfen sich draußen auf ihre Pferde und schlugen, von Toms geleitet, den Weg nach dem nächsten Orte ein.

Den Frauen fiel eine Centner-Last vom Herzen; auch Karl Eduard athmete wieder freier.

Du liebes, engelgutes Kind, sagte er zu Jenny, wie sehr bewundere ich Deinen Muth, Deine Geistesgegenwart. Du, Du allein, hast mich gerettet aus den Händen meiner Verfolger. Schutzgeist, Engel, wie kann ich Dir das jemals vergelten?

Ach, lieber Herr, erwiederte Jenny mit Thränen in den Augen, hättet Ihr in mein Herz schauen und darin die Angst lesen können, Ihr würdet jetzt nicht fragen, womit Ihr mir sie vergelten könnt. Ihr seyd gerettet, lieber Herr. Das ist der schönste Lohn, den unser Vater im Himmel mir beschieden hat.

O wüßtest Du, wie mich das rührt! Hätte ich eine Krone, ich würde sie zu Deinen Füßen legen und Glück und Glanz und Thron und Scepter mit Dir theilen. Aber ich bin nur ein armer Flüchtling noch, dem nichts auf der Welt geblieben ist, als die Hoffnung auf ein besseres Sein in einer schönern Welt. Nimm diesen Ring, die letzten Trümmer aus dem Schiffbruch meines Glückes und trage ihn zur Erinnerung an diese Stunde. Aendert sich einst mein Schicksal, schenkt mir Gott das Glück, daß ich einmal noch als Sieger einziehe in das Land meiner Väter, dann sollst Du erfahren, daß Du heute keinen Undankbaren hast gerettet.

Jenny zerfloß in Thränen. Karl Eduard steckte einen goldnen Reif an den kleinen Finger ihrer linken Hand und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Diesen Kuß gibt der B r u d e r seiner S c h w e s t e r.

Ach Herr, stammelte Jenny, die vor Freude keine Worte finden konnte.

Herr sagst Du. Laß mich aus Deinem Munde das schwesterliche Du vernehmen. Es wird mich trösten in den Tagen des Verraths, denn so lange Du noch lebst, steh' ich auf Erden nicht ganz verlassen da.

* * *

Eine halbe Stunde später kehrte der alte Toms zurück. Es ist schon spät, lieber Herr, begebt Euch zur Ruhe...

Ihr habt Recht. Mit Tagesanbruch muß ich wieder fort.

Wie, stöhnte Jenny, schon Morgen wollt Ihr uns verlassen?

Meine Sicherheit fordert das. So lang mein Fuß noch auf brittischem Boden weilt, kann jeder Augenblick mir Gefahr bringen.

Nun denn, so schlafet wohl, seufzte Jenny und machte dem gepreßten Herzen durch Thränen Luft.

* * *

Am andern Morgen, als die graue Dämmerung den ersten Strahlen der Sonne zu weichen begann, verließ der Prätendent die Hütte, in deren Schutz er seit langer Zeit die erste Nacht der Ruhe verlebte. Er umarmte Toms und sein Weib, küßte seine Schwester Jenny, und dankte ihnen, in Thränen aufgelöst, für all das Liebe, das sie ihm erwiesen.

Fünf Tage später erreichte der Prätendent den Hafen Frankreichs und noch an demselben Tage schrieb er seiner Jenny, daß er nun gerettet sey.

Der zwei Jahre später (1748) zu Aachen geschlossene Friede vernichtete den letzten Rest der Hoffnung, den Thron seiner Väter zu erobern. Durch Verwendung der Marquise von Pompadour erhielt er von Ludwig XV. eine jährliche Pension von 200,000 Livres, und auch der König von Spanien gab ihm eine jährliche Rente von 12,000 Dublonen.

Vierzig Jahre später, am 31. Januar 1788 starb er in Rom.

Thomas Kreight und seine Tochter Jenny nahmen ein trauriges Ende. Der ehrliche Bauer, in dessen Macht es einst gestanden, den Prätendenten gefangen zu nehmen und dadurch 30,000 Pfd. St. zu gewinnen, stahl bald darauf, von der drückendsten Armuth getrieben, eine Kuh, wurde ertappt und — gehangen.

Die arme Jenny wurde darüber wahnsinnig.

C h a r a d e.

Die Erste, sie nähret.
Die Letzten, sie tödten.
Das Ganze, es nennt die
Der Ersteren Form.

№ 33.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der Bischofsmord zu Frauenburg am Abende des 3. Januar 1841.

Eine Elegie am Sarkophage
des
durch ruchlose Hand ermordeten Hochwürdigsten Bischofs von Ermeland, Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens erster Klasse,
Herrn
Andreas Stanislaus von Hatten.

Geweiht
dem Andenken des Hochseligen
von
Johann Bapt. Cavallo,
Domvikar am Erzbisthume Bamberg.

Quis talia fando
Temperet a lacrymis

Was weh'n die Lüfte heut' so bang und schaurig
Dort über Frauenburgs Gefilde hin!
Der Abend sinkt so ahnungsschwer und traurig!
Und Luna will den scheuen Blick entzieh'n.
Der Abendstern erscheint in blut'gem Schimmer;
Gerippe rasseln in dem Todtenhaus;
Es regen sich der Särge morsche Trümmer,
Und auf den Gräbern herrscht Vampyren Graus.

Ha! furchtbar brüllt die Hölle; — Qualm und Feuer
Entsprudelt ihrem flucherfüllten Schlund;
Sie donnert Beifall einem Ungeheuer,
Das Zeugniß gibt von ihrem Lasterbund;
Und gräßlich ist das Zeugniß! — Ermland weine!
Und hülle dich in tiefe Trauer ein!
Dein Kirchenfürst im heiligen Vereine
Soll eines Cannibalen Beute seyn.

Nichts ahnend wie das Lamm auf froher Weide,
Wenn schon im nahen Flug' sein Würger schwebt,
Weilt einsam im Gemach der Gottgeweihte,
Der fromm den Blick zur Himmels-Heimath hebt;
Da schleicht der Tiger mit gespreitzten Krallen,
Die Hölle in der eh'rnen Brust,
Hin zu des greisen Bischofs Friedens-Hallen,
Und stillt mit Blut und Raub die grimm'ge Lust.

Des Gottgesalbten Haupt, — die Silberhaare,
Des Hohenpriesters Tugendschmuck und Ruhm,
Sein Opferamt am heiligen Altare,
Sein Hochverdienst im Gottes Heiligthum,
Des edlen Menschenfreundes sanfte Blicke,
Der Segen seiner reichen Himmelssaat,
Nichts hält den Gottvergessenen zurücke
Von Raub und Mord; — es siegt die Höllenthat.

Auch nicht das Angstgewimmer, nicht das Flehen
Des greisen Herren treuen Dienerin
Regt Mitleid, — kann dem Tiger widerstehen,
Sie selbsten streckt des Mörders Waffe hin.
Doch wende sich das Aug' von einer Scene,
Die schaudervoll das Menschenherz zerreißt,
Die uns die grause Opfer der Hyäne
Im Blut, im Schmerze, im Todeskampfe weist.

Ach, über Sion rollt die Schreckenskunde!
Entsetzen packt das Haar: — es heult der Schmerz,
Die Kathedrale bebt in ihrem Grunde,
Der Priester Jammerschrei tönt himmelwärts;
Vom Thurme ruft im dumpfen Glockenschlage
Das Leid wie kläglicher Posaunenton,
Und der verwais'ten Heerde laute Klage
Dringt durch die Wolken hin zum Gottes-Thron.

Der schwarzen Gräu'lthat ist der Hirt erlegen,
So schnell und schrecklich, wie in Segenspracht
Der Fruchtbaum unter schweren Donnerschlägen
Von Hagelsturz und Blitze niederkracht;
Sein Stab, den Segenskränze nur umrankten,
Liegt an der kalten Leiche jammerschwer,
Der Armuth tausend Zungen, die ihm dankten,
Sind starr; — der Segensspender ist nicht mehr!

Nicht auf des Glaubens Sonnenwegen weidet
Der gute Hirt die treue Heerde mehr;
Nur grauenvolle Nacht des Todes breitet
Der Trauer Rabenfittiche umher;
Und Väter, Mütter, Söhne, Töchter wallen
Von fernen Gauen her zum Sarkophag';
Gedrängte Schaaren füll'n die Tempelhallen,
In Gottes Schoos zu gießen Leid und Klag'.

Und ach der schweren, wehmuthvollen Stunde!
Schon weht der Leichenfahne schwarzer Flor!

Zum Zuge ruft der Dom mit eh'rnem Munde;
Die Trauerhymne tönt vom Priesterchor;
Von Hütten und Pallästen wogt die Menge
Im ernsten Leichenzuge hin zur Gruft;
Die Thräne rinnt, — die bangen Grabgesänge
Erfüll'n in Seelenharmonie die Luft.

Doch strahlend schwebt des Glaubens Engel nieder,
Und träufelt Frieden auf die Trauerbahn;
Erhebt euch, rief er, Tiefgebeugte, wieder!
Und betet Gottes weisen Rathschluß an!
Nur durch des Lebens dunkle Labyrinthe
Führt zum erwünschten Ziele Gottes Hand;
Nur über Golgatha und Dorngewinde
Erreicht ihr das ew'ge Heimathland.

Nicht Schrecken sind des Grabes Moderdüfte,
Dem Gottergeb'nen, der nur Gutes sät;
Er sinkt in Staub, vertraut dem Gott der Grüfte,
Ihm glänzt des ew'gen Frühlings Morgenröth';
Er sieht den Heiland auf dem Grabe schweben,
Und hört des Trostes Worte, die er spricht:
„Ich bin die Auferstehung und das Leben,
Wer an mich glaubt, der stirbt für ewig nicht."

So lebt nun auch in Paradiesesfreude,
Nicht mehr von Erden-Müh' und Leid bedrängt,
Der gute Hirt, den seliges Geleite
Von guten Thaten hat zur Gruft gesenkt.
Aus seinem Unschuldblute, das geflossen,
Aus seinem herben Leidensbecher sind
Des Lebens ew'ge Blüthen aufgesprossen,
Dort schmückt ihn wonnig nun ihr Duftgewind.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

In der guten Stadt Straßburg, gerade dem Münster gegenüber, stand vor einer Reihe von Jahren ein hohes, stattliches Haus, dessen solide Bauart ganz aus Stein, dessen ausgezackte Giebelseiten, himmelhohe Schornsteine, kleine, aber höchst zahlreiche Fensterlein, vor allem aber die bizare Steinmetzenarbeit an den Fenster- und Thürengewändern, Stockwerkabsätzen und Ecken auf eine graue Vorzeit, als die Periode seines Ursprungs, zurückwiesen. Das Haus enthielt eine Menge von Zimmern und Kammern und jedesmal in Mitten des Geschosses lag ein Saal. Es hatte gerade sieben Stockwerke und jedes Stockwerk war außen durch eine Linie von kleinen Bogen abgegrenzt, von denen aus ganz merkwürdige und in's Frazzenhafte gehende Arabesken zwischen den Fenstern hinliefen. Hunderte von Schwalben nisteten ungestört in diesen Bögen, es sey denn, daß ein frecher Spatz von Münster ein Nest occupirt hätte, um da zu ärndten, wo er nicht gesäet oder genauer, da zu ruhen, wo er nicht gebaut. An des Hauses Hinterseite, und zwar gerade in der Mitte der längern Seite des Baues schloß sich ein runder, ziemlich weiter Thurm an, der die Treppe einschloß. Sie empfing ihr Licht aus kleinen schief mit ihr laufenden Fensterlein. Auf sie mündeten alle Stockwerke durch große Thüren aus, die jedes Sockwerk als ein ganzes abschlossen. Oben lief ein Dach spitzig zu und bildete einen Taubenschlag, den man schöner un ruhiger gar nicht finden konnte; daher denn auch eine Tauben Colonie hier haus'te, deren Zahl sich weit in die Hunderte ve lor. Große Speicher zogen sich unter dem Dache des Hauses un zu gleicher Erde reihten sich zahlreiche trockene Gewölbe hi welche auf eben so geräumigen als guten Kellern sich erhobe Was aber dem Hause einen eigenthümlichen Werth gab, da war das Wohnliche und Behagliche jener Räume, die Helle de Zimmer durch die vielen, wenn auch kleinen Fensterlein, d großen wunderbar wärmenden Kachelöfen mit ihren Ritter Riesen, Mönchen und wundersamen Gethier, die eingelegten Fuß böden und durch merkwürdige Stuccaturarbeit verzierten Decke Alles war ächt, nirgends Flitter; aber sein Erbauer mußt enorme Gelder gehabt haben. Er selbst, so eine Art Erwin vo Steinbach, soll wie Bauherr, so auch Baumeister gewesen seyn. Das war eine alte Sage in der Familie, auf die man stolz wa

Schon sind viele Jahre in das Meer der Zeiten hinabge flossen, seit ich es nicht mehr gesehen, und doch steht dies Ha vor meinen Geistesaugen, als hätte ich es heute gesehen un mich ergötzt an den barocken Fratzen des Steinmetzen, der ei absonderlicher Kauz gewesen seyn muß. O, das Haus spielt eine bedeutende Rolle in meinem Leben — es sah meine erst Thränen und hörte meinen ersten Jubel — es war mein Va terhaus.

Verarge es mir nicht, theuerer, freundlicher Leser, daß i es Dir so genau abkonterfeie, es war ja mein Vaterhau Seine Räume waren ja alle geheiligt durch theuere Erinne nugen aus meinem Leben. Dort hatte ich sie gespielt mei Knabenspiele, meine Träume geträumt, meine Phantasien g hegt, meine Thränen geweint, meinen Schmerz stille getrage O, wer solche Räume ohne Pietät betrachten kann, dem spre ich alles Gefühl ab.

Als ich wieder nach Straßburg kam vor etwa fünf Jahre da fand ich es nicht mehr. Ja, es war weggetilgt vom Bo den, wo eine moderne Zeit ihr frivoles Wesen trieb, eine Ze ohne Pietät. In meinem Grimm wunderte ich mich, daß den Münnster hatten stehen lassen oder daß sie ihn wenigste nicht weiß oder himmelbläulich angestrichen und irgend wie u wo die drei Farben, die Tricolore, wie gratiös die Straßburge mir sagten, angebracht. Der war ihnen, scheint's, ein Bisch zu groß. Aber mein Vaterhaus mit seinen Erinnerungen wa weg, ganz weg. Lächelt, wenn ich Euch hier einfach sage, da mir die hellen Thränen aus den alten Augen rannen, als i das steife, moderne, gradlienige Ding ansah, das jetzt da sta mit himmelhohen Fenstern, glatt, geleckt, geschniegelt mit eine Balkönchen für vertrocknete Blumen. Himmel und Erde! — ich hätt's niederreissen mögen, dieß malitiöse Ding ohne Ve gangenheit, ohne Geschichte, ohne Schwalben, Tauben und Ar besken — und doch blutete mir das Herz. War ich doch he gekommen, um es mir anzukaufen und darin zu sterben. Hat ich mir doch vorgenommen, nichts wegzunehmen, als die groß Spienengewebe, womit es manchmal drapirt war. Welc Illusionen! Ich hatte die vierzig Jahre vergessen, die riese groß zwischen dem Damals und Jetzt lagen oder stande An dem Münster lehnte ich, als diese wechselnden Empfindunge von Schmerz und Grimm mich durchzuckten. Die Leute ging und kamen und sahen mich nicht, was mir lieb war — u eine uralte, verschrumpfte Höckerin saß da bei ihren Aepfe und Birnen, die mich beobachtete.

Gefällt Ihnen das Haus? fragte sie mich.

Gott behüte! rief ich aus. Wie könnte mir das gefallen? Nun, so geht's mir, mai foi, gerade, sprach die Repräsentantin des Straßburger Zwitterthums, das halb deutsch, halb französisch und doch keines von beiden ist; da gefiel mir doch das alte Haus besser; da hatte ich toujours etwas zu observiren, bald ein monstre, bald ein Idole, bald ein bête bald un visage und unter den Thorbogen fand ich im Regen ein asyle.

Ich drückte ihr ein Frankstück in die Hand und ging. Da war doch eine Sele, die mit mir gleich dachte. Ich ging auf die Plattform des Münster und hing meinen Gedanken nach — dann setzte ich mich schnell wieder in den Wagen und fuhr weg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben —"

was mir theuer und werth war. Fahr' hin — ich habe nichts mehr mit dir gemein. Nur deinen Münster trag ich im Herzen, denn er ist der zweite Punkt meines Daseyns, an den sich Vieles knüpft, woran der Greis noch halten wird mit aller Kraft der Seele! Doch ich muß zurückkehren!

In dem Hause, das ich beschrieben, günstiger Leser, da wurde ich geboren. In meinen frühesten Erinnerungen lebt die belle étage, wo damals meine Eltern wohnten. In den trockenen Gewölben, welche mehr Hallen bildeten, waren die Magazine meines Vaters, denn er war Kaufmann. Die übrigen Stockwerke waren alle vermiethet an bunt zusammengewürfeltes Menschenvolk, unter denen nur ein Paar mich interessirte, das war der Doctor Frommel und seine Schwester, weil sie meine Tauben fütterten und sie so lieb hatten, wie ich selbst. In der Stadt hatte ich noch zwei alte Tanten, denen ich von Zeit zu Zeit die Hand küssen mußte und dann allemal durchgeschimpft wurde, weil ich zu wild sey.

Alle frühesten Erinnerungen sind mir vom Sturme der Zeit und des Lebens weggewischt. Nur Ein Ereigniß steht hart, schauerlich und schwarz in meiner Seel, so schwarz wie der Sarg, der eine so schauderhafte Rolle darin spielte, obwohl ich erst fünf bis sechs Jahre damals alt war. Ach! der Sarg umschloß mein Mütterlein, die treue, liebe Engelseele. Sie starb und die Menschen holten mir sie und trugen sie weg. Als sie den Sarg in die Erde senkten, wollte ich verzweifeln, wollte ich in das Grab springen. Mein guter Vater hielt mich gewaltsam zurück. Bleib bei mir, mein Kind, rief er, Du bist ja mein letzter Trost in diesem Jammerthale! Das Wort schnitt mir durch's Herz. Ich sah den Mann an, den ich nie weinen gesehen, und klammerte mich an ihn und rief: Ja, ich will bei Dir bleiben! — Alle Welt schluchzte laut über diese Scene. Nun schien's, als sey mit dem Mütterlein, um das wir trauerten, alles Glück von uns gewichen. Ich begriffs eben nicht, wie es kam, daß wir keine Schreiber mehr hatten, daß die Gewölbe leer waren, daß wir in's siebente Stockwerk zogen und der Vater so traurig war. Die Tanten kamen nicht mehr. Niemand besuchte uns als der gute Doktor Frommel. Darauf sah ich viele Soldaten, hörte schießen und bedauerte nur, daß dies meine armen Tauben so ungeheuer scheu machte. Oft gingen wir am Abend auf den Kirchhof, an der Mutter Grab und pflegten die Blumen. Und dann erzählte mir der Vater, wie lieb und gut sie gewesen. Das wußte ich ja auch, und doch ließ ich mirs so gerne wiedererzählen. Aber der arme Vater wurde immer trauriger, wie sehr ich ihn auch liebkosete. Es that mir wohl leid, daß wir so hoch hinauf in das Haus, in das enge Stübchen gezogen; allein ich war meinen Tauben näher, sah den Münster und die frommen Schwalben, und was that's, daß ich, um in die Schule zu kommen, etwa hundert Stufen mehr hinab und wieder hinaufhüpfen mußte! — Allein es ging doch schlimm mit uns. Der Vater schickte mich einmal mit einem Briefe zu den Tanten. Die aber ließen mich ihre Hand nicht mehr küssen, schimpften den Vater einen Bankeruttirer und jagten mich fort.

Ach Gott, wie that mir das so weh! Und doch wußte ich gar nicht, was das Wort zu bedeuten hatte.

Nun folgten sich die allerschmerzlichsten Auftritte jählings, und eine von Tag zu Tag wachsende Noth. Ich will nicht das Einzelne aufzählen, könnte es auch nicht mehr, wenn ich wollte; aber das steht in meiner Erinnerung fest, es war die schrecklichste Zeit, die ich je erlebt, die alle meine Jugendfreuden tödtete, die meinem Sinne alle seine Heiterkeit nahm und ihm einen Ernst zugesellte, der fest in mir wurzelte. Ach, es kam so weit, daß ich zitterte, wenn ich Schritte vernahm, die sich unserm Kämmerchen naheten, weil ich fürchtete, es möchten wieder Leute seyn, die meinem guten so tiefgebeugten Vater Geld forderten.

Das Schrecklichste für mich war, das wir unser Haus verlassen mußten. Es wurde versteigert und kam an einen reichen Mann, der herrlich und in Freuden in den Räumen lebte, die Zeugen unseres Kummers und unserer Thränen gewesen waren. Der Moment, wo wir es verließen, war ein sehr harter. Still, aber mit blutendem Herzen verließ es mein Vater; ich unter heißen Thränen. In einem abgelegenen Gäßchen fanden wir in einem Dachstübchen unsere Wohnung. Ich sah den Münster nicht mehr, nicht mehr meine Tauben und die frommen mir so befreundeten Schwalben. Alles war fremd; nirgends eine Erinnerung. Ich hätte müßen an den Münster vorübergehn, wenn ich zur Schule wollte, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Hätte ich ja doch da auch müssen an unserm Hause vorübergehen! Konnte ich das? — Niemand besuchte uns hier als Doktor Frommel. Der kam uns immer wie ein Bote Gottes, denn er brachte dem Vater zu schreiben und das gab uns Brot.

Während wir noch in unserm Hause gewohnt hatten, war ich gar oft auf der Plattform des Münsters, um mich der wundervollen Aussicht zu freuen, die schon mein kindlich Gemüth mächtig in Anspruch nahm. Dadurch hatte ich mit dem dort wohnenden alten Thürmer eine recht vertraute Freundschaft geschlossen. Er war so recht mein Mann, denn er wußte gar schöne Geschichten zu erzählen, unter denen mich keine mehr ergriff; als die von dem alten Meister, welcher die Apostelubr gemacht, und dem sie darum, daß er keine zweite mache, die Augen ausgestochen; der aber dann nichts mehr gebeten, als daß man ihn noch einmal an sein Werk führe, und, als man das gethan, einen einzigen Griff in das Werk that, daß es nun gar nicht mehr ging und auch nicht mehr gemacht werden konnte. Gewiß hundertmal mußte er sie mir erzählen und immer fühlte ich den ganzen heißen Schmerz des unglücklichen Opfers roher Undankbarkeit mit. Seit langer Zeit war ich nicht bei ihm gewesen. Da begegnete er mir einst und hielt mich an. Der alte ehrliche Mann hatte sich an mich gewöhnt und vermißte mich schmerzlich. Ich mußte versprechen, wieder zu kommen und that es auch. Aber meine Feder kann den Eindruck nicht schildern, den der Anblick unsers Hauses auf mich machte, als ich da oben stand und herabsah auf die theuren Räume. Alle die seligen Tage und die nachdunkeln der Zeit seit Mütterchens Tod gingen in langer Prozession an meinem Auge vorüber.

Der alte Mann begriff, was die Seele des Knaben in ihrer tiefsten Tiefe erschütterte. Er nahm mich an seine Hand und zog mich weg und erzählte mir wieder die Mähr vom alten Meister, von Erwin von Steinbach und seiner Tochter, und was der Teufel alles getrieben, um den Bau zu zerstören, aber ich blieb theilnahmslos und in mich gekehrt. Am Ende zerdrückte er eine Thräne — und ließ mich gewähren. Jede freie Stunde, welche mir nun übrig blieb, brachte ich auf dem Münster zu. Mein Vater mochte glauben, ich spiele mit den Knaben meines Alters, während ich da droben in den reinen Lüften in meiner eignen Welt und in der Vergangenheit lebte, und wohl auch meinem alten Freunde die Last abnahm, die Fremden umherzuführen.

Eines Tages, es war am Todestage meines Mütterchens, war mir das Herz so voll und schwer, daß ich fast nicht wußte, wie ich mir helfen sollte. Ich war mit dem Vater auf ihrem Grabe gewesen und dann bei ihm geblieben, bis der gute Doctor kam, um mit ihm zu plaudern und sein Pfeifchen mit ihm zu rauchen, da schlich ich weg, und eilte auf den Münster. Da stand ich denn wieder an meiner alten Stelle und träumte vom vergangenen Glücke, als noch mein Mütterchen lebte. Mein alter Thürmer führte Fremde umher. Es war eine Familie von drei Personen, ein spindeldürrer schwarzer Mann, eine dicke frivole Frau und ein kleines liebes Mädchen meines Alters. Die sah mich so stille und trauernd da stehen und trat mit dem lebendigsten Ausdrucke des Mitleids im Gesichtchen zu mir.

Du weinst? sagte sie mit herzbewältigendem Wohllaute. Ist Dir was Schlimmes begegnet?

Ach ja, sagte ich. Ich weine um mein theures Mütterchen, das ruht im Grabe, und dort unten liegt unser Haus, aus dem uns die bösen Menschen vertrieben haben.

Du Armer sagte sie, und in die himmelblauen Augen trat auch eine Thräne. Ich weine um meinen guten Vater, fuhr sie fort, der lebt aber noch und doch durfte ich nicht bei ihm bleiben! Sie breitete ihre Arme dort hinab, nach dem Rhein zu, und sagte dann: Dort lebt er. O könnte ich ihn wiedersehen, er war so gut. Wie heißt Du? fragte sie dann.

Albert, antwortete ich ihr.

Ich heiße Antonie, fuhr sie gesprächig fort.

In diesem Augenblicke rief eine schneidende Stimme: Antonie! Sie legte das Händchen auf meinen Arm, sah mich weinend in's weinende Auge an und sagte: Leb wohl, Albert! und hüpfte, sich die Augen trocknend, weg. Ich hörte noch die Mutter grollen und — sie war verschwunden.

Aber ihr Bild verschwand nicht. Es war, als hätte es sich durch die Thränen meiner Augen hindurch nur tiefer und unauslöschlicher in meine Seele gegraben. Wie auch der Sturm des Lebens später um mich und über mich dahin brauste, dies Bild schien mir immer ein Engel zu seyn, der mich anlächelte und Frieden meiner Seele gab. Wunderbar muß ich noch das Spiel meiner kindlichen Phantasie heute nennen, die stets das Bild, umgeben von einem Sternen- und Strahlenkranze, sah, und sich überredete, es sey eben ein Engel gewesen, den mir das Mütterchen gesendet. Die Züge konnte ich aber niemals vergessen. Ich weiß, daß ich in spätern Jahren von einem reizenden weiblichen Antlitz angezogen wurde, immer aber war es eine Aehnlichkeit mit Antonien, die mich ansprach. Begann ich dann aber diese Züge näher zu betrachten, so zerfiel die Täuschung schnell. Es war Ein Zug und nichts Ganzes. Das schöne Bild Antoniens stand doch unaussprechlich weit darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zusmarshausen, 20. April. Gestern Nachmitta[g] hat sich im Weiler Au, Gerichts Zusmarshausen, ein beme[r]kenswerther Vorfall ereignet. Der Gendarmerie-Brigadier v[on] Zusmarshausen traf nemlich gelegenheitlich einer Spähpatrou[ille] im dortigen Wirthshause den berüchtigten Thadäus Zell[er] von Diemantstein, Gerichts Bissingen, auf welchen schon d[en] ganzen verflossenen Winter hindurch wegen mehreren begangen[en] Diebstählen und gefährlichem Herumvagiren gefahndet wurd[e]. Als derselbe den Brigadier im Wirthshause ansichtig wurd[e], überfiel er den Letztern auf eine so schnelle Weise, daß es de[m] Gendarmen nicht mehr gelingen konnte, mit seinen Waffen i[hn] abzuhalten, und der genannte Brigadier hätte bei der über[le]genen Stärke dieses gefährlichen Menschen unterliegen müsse[n], wenn nicht zwei Männer zu Hülfe gekommen wären. D[ie] Hülfeleistenden entfernten sich hierauf, und als der Gendar[m] diesen Zeller schließen wollte, widersetzte sich dieser neuerdin[gs] auf eine solche Weise, daß das Leben des Brigadier bedro[ht] war und dieser in die Nothwendigkeit versetzt wurde, von sein[en] Waffen Gebrauch zu machen, wobei er dem verwegenen Men[]schen mit seinem Bayonnet einen Stich in seine Brust versetzt[e], in Folge dessen, obgleich alle ärztliche Hülfe angewendet wurd[e], der Verwundete am andern Morgen seinen Geist aufgab. Da[s] wackere Benehmen dieses Brigadiers bei diesem Vorfalle ve[r]dient lobende Erwähnung um so mehr, da dieser gefährlich[e] Vagant auf die schonendste Weise von diesem Brigadier be[]handelt wurde, und nur die Tollkühnheit dieses gefährliche[n] Menschen seinen eigenen Tod herbeiführte.

Am 14. April war großes Leben auf und an der Them[se]. Es fand nämlich das im voraus vielbesprochene große Wett[]rudern (rowing match) zwischen den Schwesteruniver[si]täten Oxford und Cambrigde statt. Jede der Hochschulen hat[te] acht ihrer stattlichsten Studenten als Ruderer gestellt, die eigen[s] zu diesem Zweck verfertigten Boote waren 52 Fuß 7 Zo[ll] lang, 3 Fuß 8 Zoll breit, die Studiosen wurden gewog[en] und die Differenz des Gewichts ausgeglichen. So geschah u[m] 6 Uhr Abends die Abfahrt aus zwei Bogen der Wes[t]minsterbrücke stromaufwärts; Brücke und Ufer waren mit zah[l]losen Zuschauern bedeckt. Die Cantabs (Cambridger) war[en] in weiße, die Oxonians (Oxforder) in blau und weißgestreif[te] Jacken und Pantalons gekleidet; jene ließen einen hell-, die einen dunkelblauen Wimpel wehen. Die Wettfahrt betrug b[ei] Hochwasser volle sechs englische Meilen gut (1½ deutsche), d[urch] Vauxhall- und Batterseabrücke hindurch, bis zur Brücke b[ei] dem freundlichen Dorfe Putney. Eine ganze Flotte vo[n] Booten und Barken mit Neugierigen suchte die jugendliche[n] Ruderer zu begleiten, aber alle standen bald von ihrem Vo[r]haben ab, und nur die Dampfboote hielten gleichen Schri[tt]. Die Fahrt wurde in 32 bis 34 Minuten gegen die rückstr[ö]mende Fluth zurückgelegt. Cambridge blieb, wie im vorig[en] Jahre, Siegerin, und zwar um sechs Bootlängen.

Auf der Eisenbahn zwischen Mühlhausen und Thann fa[nd] am Ostermontag auf der Station Sennheim im Augenblick d[es] Ein- und Aussteigens zwischen zwei Wagenzügen ein Zusamme[n]stoß Statt, wobei der Packwagen, und die zum Glück noch unb[e]sezten zwei leztern Wagen zerschmettert wurden. Hätten [die] 150 Passagiere bereits ihre Plätze eingenommen gehabt, [so] würde der größere Theil derselben das Leben eingebüßt habe[n].

№ 35.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

(Fortsetzung.)

Ueber die erste Zeit meines Aufenthaltes, über meine Bekanntschaften, Erfahrungen, Studien will ich weggehen; es wäre zu wenig ansprechendes für meine Leser; aber eines bedeutungsvollen Umstandes darf ich nicht verschweigen.

Es war in einer Mainacht, die so warm, weich und sternenhell war, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich zu Bette zu legen, als ich sinnend und träumend am offenen Fenster saß. Auf den Straßen war es endlich stille geworden. Ich dachte meiner Lieben in Straßburg, die unter der grünenden Decke des Friedhofs schliefen und derer, die noch lebenswarm vielleicht auch jetzt meiner dachten. Da schlugen wunderbar klagende Töne an mein Ohr. Woher kamen die? — Ich lauschte. — Es waren die Töne eines Violoncellos — aber das waren Töne eines Meisters, wie ich noch keinen gehört, gegen den der Doctor und ich Stümper waren. Klang's doch, als sängen Engel Klagelieder, als wären das keine Saiten mehr, als berühre sie kein Bogen, sondern der Hauch himmlischer Wesen. Meine ganze Seele concentrirte sich im Hörsinn.

Woher kamen sie? Manchmal schien mir's, als kämen sie aus der Ferne der Straße her; allein sie schwollen an, wie die Töne einer Aeolsharfe und verschwammen dann wieder so leise und wunderbar, daß ich meinte, sie kämen aus der Höhe.

Manchmal trat eine Pause ein; dann aber wühlte es in den Tönen fürchterlich und schauerlich. Grelle Akkorde klangen wie der Schrei der Verzweiflung; Läufe braus'ten daher wie das dumpfe Grollen der Wuth — dann klagte wieder in unaussprechlich ergreifenden Moll-Akkorden die tiefste Wehmuth. — Es waren freie Phantasien — aber Phantasien eines schmerzzerrissenen Gemüthes waren es, das fühlte ich so lebendig, daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Instinctartig griff ich zu meinem Instrumente. Ich gedachte der Scene in Straßburg und meines Pflegevaters Worte von damals klangen mir wie Mahnruf in die Seele. Bist du ein Leidender, der du deinen Schmerz in Tönen aussprichst, sagte ich leise, so will ich's versuchen, ein Himmelswort dir zuzurufen. Ich griff in die Saiten und spielte jene Melodie, die einst mein ganzes Wesen so wunderbar heilte: „Befiehl du deine Wege.“

Es wurde stille.

Vielleicht lauscht er! sagte ich zu mir. Gott gebe dir Friede! Ich variirte frei die Melodie. Ich fühlte, daß ich vielleicht nie besser gespielt. Zuletzt ging ich wieder in den einfach herrlichen Choral über und — o, wer beschreibt meine Freude! — ich vernahm wie der Spieler mir sekondirte. Die Töne waren näher gekommen. Jetzt erst vernahm ich, daß sie von der Gallerie des Thurmes herabklangen. Wahrscheinlich hatte der Spieler früher im Gemache am offenen Fenster gesessen, und die wehende Luft hatte die Töne getragen, gedämpft und geschwellt.

Alles wurde stille; aber ich sah oben an der Gallerie eine dunkle Gestalt lehnen, die jetzt verschwand. Auch ich schloß meine Fenster; aber ich konnte lange nicht einschlafen. Ich dachte nach über das Leiden des Unglücklichen. Spät entschlummerte ich und der Traum gaukelte mir wunderbare Bilder vor. Ich hörte fort und fort die herrlichsten Töne und ich stand oben auf dem Münster zu Straßburg und Antonie stand neben mir und sagte: „Du hast ihm Frieden gegeben!“ Wem? frogte ich; aber sie entfaltete Engelsflügel und entschwand zu lichtern Regionen, und ich ging frohen Herzens heim, legte mich nieder und entschlief. —

Die Sonntagssonne leuchtete hell in meine Fenster. Die Glocken klangen schon mächtig, als ich erwachte. Das Ereigniß der letzten Nacht, der Traum, das Wiedersehen Antoniens, deren Bild in den letzten Zeiten seltener vor meiner Seele gestanden — das Alles zusammen genommen, bewegte mich tief.

Leise klopfte mein Aufwärter.

Als er eintrat, fragte ich: Schottler, wer wohnt da droben auf dem Mittelthorthurme?

Der Thürmer, sprach mit verwunderter Miene der ehrliche Kerl, der jedoch durch vieles Nachdenken sich keine Ruhe raubte.

Wer ist denn der Thürmer?

Ich hörte nun die ganze Familiengeschichte eines schlichten armen Teufels, der vom Viertelsnachtwächter zum Thürmer avancirt war und da oben in edler Junggesellschaft in höhern Regionen lebte, ziemlich unbekümmert um das Treiben in der Tiefe.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

Es ist gewiß wahr, versetzte betheuernd der ehrliche Schottler; Sie können mir's glauben; denn er ist mit mir in die Schule gegangen und ist unseres Nachbars, des Nachtwächters, Sohn.

Spielt er ein Instrument?

Schottler lachte aus allen Kräften. Keins, Herr, als das Nachtwächterhorn, das nur einen Ton hat.

Jetzt erzählte ich ihm, während er mir mein Frühstück zurecht setzte, was ich gestern gehört.

Lieber Herr, hob er endlich an, und blickte mir bedeutungsvoll in die Augen; gestern Abend war Samstagabend. Sie waren wohl auf dem Commers im Faulenpelze, haben sich da das Bier gut schmecken lassen und das ist Ihnen zu Kopfe gestiegen. Das läßt Einen allerlei Melodien hören und spielt Einem gar seltsame Possen. Ich weiß das aus eigner vielfältiger Erfahrung.

Mit dem wars also nichts, das sah ich klar ein. Ich entließ ihn schnell, kleidete mich sonntäglich an und ging zu mei-

nen Hausleuten, um hier mich zu erkundigen; allein es ging mir nicht besser als bei Schottlern. Sie sahen mich spöttisch an und mochten wohl auch denken, ein Habemus habe mich beim Schopfe gefaßt und mir den seltsamen Spuk vorgespielt.

Ich fing bald an der ganzen Geschichte selber zu zweifeln an und hielt's für einen Traum, wenn nicht bei meiner Rückkehr in meine Stube mein Violoncello noch am Fenster gelehnt und mir klar bewiesen hätte, daß keine Phantasmagorie des Traumes, sondern die Wirklichkeit meiner Seele sich eingeprägt.

Aber bin ich nicht ein Thor? rief ich mich selber an. Da gehe ich von Pontius zu Pilatus und frage, um alle Augenblicke dummer und am Ende noch weißgemacht zu werden, ich habe einen Rausch gehabt, während ich doch fern von all' dem wüsten Treiben einer rohen sogenannten Burschikosität mit einem Freunde in den Ruinen des Schlosses gelustwandelt hatte, bis das zunehmende Dunkel der Nacht uns mahnte, die Ruhe zu suchen, da wir beide nicht in der Stimmung waren, in Saus und Braus roher Lust einen Abend zu morden, wie dieser war. Ich steige selber hinauf; das ist das Klügste.

Gesagt, gethan. Ich eilte hinab unter das Thor, grüßte freundlich die alte Hökerin, die ihre verschrumpften Aepfel und Birnen, geröstete Kastanien und Haselnüsse anpries, und öffnete die Thüre, die zum Thürmerstübchen führte.

Eine dunkle enge Wendelstiege führte mich nach unsäglich ermüdendem Steigen in's Helle.

Ein Ach! drängte sich unwillkührlich über die Lippen, während das Auge das wundervolle Panorama durchschweifte, das hier ausgebreitet vor ihm lag.

Dort das Schloß. Im Golde der Frühsonne schimmerten die uralten Mauern gar herrlich, durch welche sich das frische Maiengrün der Bäume hindurchdrängte; weiter herüber der Riesenstein mit seinen schönen Baumgruppen und der weltbekannten Sattler-Müllerei; dort oben haus'te der Nekar vor Ziegelhausen her in die letzte Bergschranke, ehe er die lachende Ebene erreicht. Hoch thürmte sich rechts der Kaiserstuhl, links die Granitmaße des Heiligenberges. Und da unten die Stadt mit ihrer Häusermaße, die so tief unter mir lag! Und als ich mich umwandte und der Brücke folgend, den Philosophenweg, Neuenheim, Handschuchsheim und die ganze Dörfermenge bis hinab zum vereinsamten stillen Mannheim überblickte und die Bergkette jenseits des Rheines, den silbernen Nekar und dort drüben den Rhein — o, da brach ich, Alles vergessend, in einen Ausruf des Entzückens aus.

Ich ging rund um die Gallerie herum und genoß den herrlichen Anblick. Da erschallte das Geläute, welches die Gläubigen zur Kirche rief, und wie mit einem Zauberschlage klangs von den Dörfern rings umher, getragen vom säuselnden Winde. Der Eindruck war groß und gewaltig und hob die Seele zu dem Herrn der Welt empor.

Der Thürmer trat jetzt zu mir heran, mich grüßend und mir seine Verwunderung bezeugend, daß einmal ein Student zu ihm herauf gestiegen sey. Es sey seltsam, meinte er, daß so selten Jemand daran denke, wie schön es hier oben sey und wie so reizend die reiche Gegend sich vor dem Auge entfalte, und wie so viel reiner die Luft sey, die man hier oben athme, gegen die drunten in den Gassen der Stadt.

Ein Blick auf den Mann bezeugte mir vollkommen die Wahrheit und Richtigkeit der Aussage Schottlers.

Das kann doch nicht von Allen gelten, sagte ich; denn noch heute Nacht oder vielmehr gestern Abend hattet ihr Besuch hier oben.

Ich? fragte der Thürmer. Da irren Sie. Es war N mand hier!

Ei, versetzte ich, spieltet Ihr denn so herrlich das V loncello?

Nein, wahrhaftig nicht! versicherte er gutmüthig; aber d war eben kein Besuch; das that der alte Herr, der bei n wohnt. Er hat einmal wieder gar schön gespielt, aber auch schauerlich. — Ach, das geht mir immer durch die Seele, m glauben Sie mir, dann ist er recht gebeugt; aber gestern wa anders. Erst spielte er wieder so wild — dann wurde er sanf und als da unten der Student, der neben dem Thurme woh auch anfing und das schöne Kirchenlied spielte, da ließ er d Bogen ruhen und faltete die Hände und sah mit weinend Blicke hinauf zum Himmel und dann spielte er mit dem unten, und in seinem Gesichte sah ich zum ersten Male seit ze Jahren eine Art von Heiterkeit. Und auch heute ist er vi ruhiger und stiller und hat schon viel gebetet, was er so seltener that.

Diese Worte waren mir Himmelskost.

Ist er denn irre? fragte ich.

Gott behüte, nein, entgegnete der Thürmer. Aber er sehr traurig. Seit zehn Jahren wohnt er hier und da un wissen es die Leute nicht einmal. Manchmal ist er sehr unruh Dann spricht er laut und oft schreckliche Worte; aber ist ein Sturm vorüber, so wird er wieder sanft wie ein Lam redet mit mir so freundlich und sanft, als sey er es g nicht gewesen.

Wer ist er denn eigentlich?

Das weiß ich nicht.

Und wißt Ihr auch nicht, woher er ist?

Ebenso wenig.

Der Mann brach kurz ab.

Aber aus der Thüre des Stübchens trat jetzt eine hohe e Gestalt. Sechs Jahrzehnte hatten nur das Haar zu Schnee g bleicht, wenn es der Kummer nicht gethan, allein die Kraft d Gestalt hatten sie nicht beugen können. Hoch und stolz wöl sich die Stirne. Nur das Auge sah düster, und diese Düster heit stand im grellsten Kontraste mit dem liebevollen und m den Ausdrucke des männlich schönen Gesichts. Genauer betracht zeigten sich Spuren tiefen Seelenleidens. Als er mich erblick und meinen ehrerbietigen Gruß kurz und ernst erwiedert hat wandte er sich auf die andere Seite des Thurms.

Er ist sehr menschenscheu, sagte der Thürmer, reden S ihn nicht an.

Das würde ich ohnehin nicht gethan haben, sagte ich, u bat den Thürmer, mich allein zu lassen, indem ich ihm Geldstück in die Hand drückte.

Alles Unbekannte und Räthselhafte, das uns im Leben gegnet, nimmt unsre Aufmerksamkeit in Anspruch und hat den Geist einen eigenthümlichen Reiz. Ich könnte indessen n sagen, daß gerade das allein mir den Greis bedeutungs und wichtig gemacht. Es war mehr als das. In diesen Z gen lag etwas so Bekanntes und Ansprechendes, Etwas, was m fast gewaltsam anzog. Und zu diesem unbekannten Etw das ich ohnehin mir nicht nachweisen konnte, gesellte sich d Gefühl für fremden tiefen Schmerz. O, ich hätte dem Gr an die Brust sinken und sagen mögen: Schütte den Schm deiner Brust in meine Brust aus; sie weiß auch, was Schm und Kummer heißt. Ich will mit dir trauern und wein aber den Schmerz dir lindern! —

Er kam zurück, sah mich mit einem langen, durchbringenden Blicke an und verschwand innerhalb der Thüre zur Wohnung des Thürmers.

In meinen Gedanken versunken, blieb ich noch lange auf der Stelle, träumte mich zurück auf meinen Münster, und schied dann stille, aber mit dem Vorsatze, wieder zu kommen.

In meiner Wohnung angelangt, faßte ich den festen Entschluß, mich dem Greise zu nähern. Ich sann nach, wie ich das wohl bewerkstelligen könnte. Nach langem Sinnen schien mir die Musik die Sprache zu seyn, die vermitteln könnte zwischen uns. Das lebhafteste Interesse erfüllte mich für den unbekannten Leidenden, den vielleicht der Menschen Tücke mit dem ganzen Geschlechte entzweit, den ich aber wieder mit ihm auszusöhnen für meinen heiligsten Beruf erkannte. Von nun an saß ich, sobald die Dämmerung kam, an meinem Fenster und spielte das Beste und Edelste, was ich kannte, spielte mit ganzer Seele oft bis spät in die lauen Sommernächte hinein. Fast jeden Abend sah ich die hohe Gestalt an der Gallerie lehnen, und meinem Spiele lauschen. Wenn das auf der einen Seite meiner Künstlereitelkeit auch schmeicheln mochte, so machte es mir auf der andern Seite um so größere Freude, weil ich merken konnte, daß ich, wenn auch langsam, doch sicher meinem Ziele näher rückte.

Der Thürmer referirte mir, wie ihm diese Unterhaltung zusagte, wie er so lange aushalte, als ich spielte; wie er seitdem öfter mit ihm rede und sich nach mir erkundigt habe. Das sey sehr viel, meinte der ehrliche Mensch, denn so viel Theilnahme an irgend etwas habe er seit langer Zeit nicht geäußert.

Nach einiger Zeit ging ich Abends einmal auf den Thurm, um mich der Aussicht zu freuen, die im hellsten Mondscheine einen eigenen Zauber haben mußte. Als die Zeit kam, wo ich sonst zu musiziren pflegte, trat der Greis auf die Gallerie und lehnte sich an die Stelle, wo ich ihn jedesmal aus meinem Fenster sehen konnte.

Ich faßte mir ein Herz und trat zu ihm.

Ich störe wohl manchmal Ihre Ruhe durch mein abendliches Spiel, sagte ich — darf ich um Ihre Verzeihung bitten?

Ueberrascht wandte er sich zu mir, denn es schien, als habe er meine Anwesenheit nicht bemerkt.

Ach, sprach er, sind Sie der Violoncellist? Nein, das darf ich nicht sagen; im Gegentheile, Sie haben einen alten Mann schon oft erfreut.

Dann danke ich Gott, sagte ich mit einer Bewegung, die sich selbst in dem Tone meiner Stimme bemerklich machte.

Er schwieg eine Weile, dann sprach er: Wohl ist es der schönste Triumph der Musik, daß sie erheitern kann und erheben und Frieden flößen in zerriss'ne Herzen.

Ich habe das wohl erfahren, sagte ich.

Er sah mich forschend an — Sie? — fragte er. Junger Mann, wissen Sie, was Sie da sagen?

Ich legte die Hand auf mein Herz und erwiederte: O man muß noch nicht dem Greisenalter nahe stehen, um zu wissen, was tiefer Schmerz heißt.

Das ist wahr, sagte er. Es hat jedes Menschenleben seine Passionszeit. Dem kommt sie frühe, jenem spät.

Aber, setzte ich hinzu, es hat auch jedes Leben sein Osterfest. Er schüttelte den Kopf.

O glauben Sie, glauben Sie fest und innig! sagte ich. Das Osterfest kommt. Es schließt die Passion und wenn die Passion durchs ganze Leben gewährt hätte.

Wohl Ihnen, sprach er dumpf, wenn Sie das glauben können.

Blicken Sie aufwärts, sagte ich; Der, der die Sterne dort lenkt, der kennet den Schmerz seiner Kinder und sendet Frieden.

Im Tode, ja, sagte er.

Gewiß, war meine Antwort; aber auch noch diesseits des Grabes. —

Er schüttelte die greisen Locken, reichte mir die Hand und sagte sanft: Schlafen Sie wohl, wenn Sie können; — Er ging zur Thüre, kehrte aber noch einmal um.

Junger Mann, sagte er, wollen Sie die Bitte eines Mannes erfüllen, der dem Grabe, Gottlob! nahe steht?

Freudig bejahte ich seine Frage.

Dann spielen Sie wohl Abends wieder so, wie bisher!

Gerne, sehr gerne, sagte ich; doch ich weiß, auch Sie spielen dies herrliche Instrument — dürfte ich wohl — ich stockte und fürchtete zu dreist zu seyn.

Was denn? fragte er sanft.

Dürfte ich wohl bitten, mit Ihnen zusammen spielen zu dürfen? —

Sie haben die Eisrinde meines Herzens geschmolzen, sagte er nach einer Pause — und Ihre Theilnahme an einem Manne, der längst an kein menschlich Mitgefühl mehr glaubte hat mich wie umgewandelt. Es sey. Ich will glauben, Gott habe Sie mir gesendet. Kommen Sie denn; ich erwarte Sie morgen. Und nun, gute Nacht! —

Er ging.

Ich aber blieb in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben kann, die mich aber noch nicht unter den tiefblauen Sternenhimmel weggehen ließ. Ich dankte Gott, daß es mir gelungen war so weit. Jetzt hoffte ich mehr; ich hoffte, Frieden in diese wunde Brust zu bringen.

Der Thürmer kam, um die zehnte Stunde zu blasen. Als dies beendet war, trat er zu mir.

Junger Herr, sprach der einfache, biedere Mensch. Sie üben eine wunderbare Macht über den alten Herrn aus. Seit Sie ihn durch Ihr Spiel erfreut, ist er ruhiger, milder. Jetzt hat er gar mit Ihnen gesprochen. Das ist etwas Unerhörtes. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn wieder für die Welt zu gewinnen. Lassen Sie nicht ab!

Ich erzählte ihm, daß ich nun wohl Abends mit ihm musiciren würde, was den Mann in das größte Erstaunen versetzte.

Ich ging endlich — und — wie bin ich froher eingeschlafen!

Mit Sehnsucht sah ich dem folgenden Abende entgegen. Als er endlich nahte, nahm ich mein Instrument und das Beste unter meinen Musikalien, meist Duo's, welche ich mit meinem theuern Pflegevater gespielt. Ich wanderte die steile Treppe hinan. Er hatte mich schon erwartet, und führte mich durch des Thürmers enges Stübchen in ein etwas geräumigeres, dessen Fensterlein die herrliche Aussicht in die rauhe Ebene von Mannheim bot. Das Ameublement war höchst einfach. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Pult, ein Bücherschrank — über dem Pulte ein schönes Christusbild in Oehl — und das Bette — das war Alles. —

Freundlich empfing er mich. Ohne viel zu reden, setzten wir uns. Ich legte die Musik vor.

Vortreffliche Auswahl! sagte er. Sie ehrt Ihren Geschmack. Er wählte eines aus. Wir stimmten und begannen.

Ich gestehe gerne, daß ich mit Beschämung mich als Stümper diesem Meister gegenüber erkannte. Es lag in seinem Spiele

eine Zartheit und Kraft zugleich; ein Wohllaut, der das Herz bewältigte. Selbst mein Pflegevater spielte so nicht. Und mit welchem Gefühle, mit welcher Präcision spielte er! Er schien aufzuleben. Die Vergangenheit schien begraben. Als das Stück geendet war, und sein Bogen sank, konnte ich nicht umhin, meinem Gefühle Worte zu geben. Er ging kurz darüber weg und lobte mein Spiel. Das Stück hatte ihm so wohlgefallen, daß er vorschlug, es da capo zu spielen. Nun ging es noch besser. So flog der Abend hin. Ich ließ mein Instrument mit seiner Genehmigung stehen, weil ich ja wieder kommen durfte, und schied spät, mit wachsendem Wohlwollen von ihm entlassen.

Forthin war ich jeden Abend bei ihm. Immer näher schloß sich der Greis an mich. Schon nach einem Monate war es ihm zur Gewohnheit geworden, mich jeden Abend zu sehen. Ich lernte viel. Gerne opferte ich meine Spaziergänge. Gerne zog ich mich je mehr und mehr von dem Umgange der Studenten zurück, um diese höheren Genüsse mir zu verschaffen. Oft spielte er Solo. Oft phantasirte er zum Entzücken. Ich sah, wie ein neues Leben in dem Greise aufging, wie er mich liebgewann; aber der Schleier des Geheimnißvollen, der über seinem Leben, seinem Geschicke lag, war immer noch undurchdringlich und ich that nichts, um ihn auch nur im mindesten zu berühren. Nicht einmal kam es zu einer Unterhaltung, die ein anderes Gebiet berührt hätte, als das der Musik. Er selbst besaß Ausgezeichnetes aus diesem Gebiete. So fehlte es uns nie an neuem vortrefflichem Stoffe und jeder Abend brachte neue Genüße.

Der Umgang mit dem ehrwürdigen Manne war mir nachgerade zum geistigen Bedürfniß geworden. Ich konnte die Abende kaum erwarten. Bis 10 Uhr währte unsere Musik. So forderte es die Lebensordnung des Greises und meine Studien; denn mit dem grauenden Tage stieg ich auf, um den Verlurst der Abende zu ersetzen. Und als die Abende länger zu werden begannen, blieb mir noch Zeit, um das nicht zu verkürzen, was mir Lebensaufgabe war. Endlich nahte der Schluß des Semesters.

Werden Sie in den Ferien zu den Ihrigen gehen? fragte mich der Greis eines Abends.

Ich bejahte seine Frage.

So werde ich Sie schwer vermissen, junger Freund.

Desto erfreulicher wird mir, der ich Gleiches bekennen darf das Wiedersehen seyn, sagte ich.

Wenn — entgegnete er; ich bin alt und des Lebens müde. Vielleicht finden Sie meinen Hügel. Dann — setzte er hinzu, behalten Sie als Andenken mein Violoncello und meine Musikalien. —

Ich redete ihm das aus — und als die Ferien kamen, schied ich mit Wehmuth von dem Manne, der mir theuer geworden war. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine Eisenbahn, in London. Eine der merkwürdigsten Eisenbahnen in England ist die zwischen London und Blackwall, eine Eisenbahn von einem Theile Londons zum andern, ihrer ganzen Länge nach unter Häusern und Straßen hinlaufend, und zwar auf einem 24 Fuß breiten, meist 30 Fuß hohen Bogenbau. Sie wird indeß nicht mit Dampfwagen befahren, weil dies der Feuersgefahr wegen nicht thunlich ist. An jedem Ende steht eine kräftige Dampfmaschine, und jede dreht eine große Tonne, an welcher sich ein sechs (engl.) Meilen langes Seil befindet. Die Wagen sind so geordnet, daß die, welche zuer anhalten sollen, die letzten sind, so daß sie von dem Zuge ab getrennt werden können, ohne daß dieser anzuhalten brauch Auf ein durch den elektrischen Telegraphen gegebenes Zeiche beginnt die entgegengesetzte Dampfmaschine zu arbeiten, da Seil aufzuwinden und so den Wagenzug heran zu ziehen. Jed Viertelstunde geht ein Zug von einem Endpunkte zum ander und zwischen denselben befinden sich fünf Stationen. In de ersten 31 Tagen wurden 570,000 Passagiere befördert, und e gewährt einen höchst seltsamen Anblick, eine lange Wagenreih geräuschlos, scheinbar von selbst, pfeilschnell oben an und übe den Häusern Londons hinfliegen zu sehen.

Vor Kurzem war ein Krokodill-Ey aus Aegypten nach Lyo gebracht und einem dortigen naturhistorischen Cabinette geschenk worden. Der Director desselben, Jourdan, brachte es in ein warme Temperatur, beobachtete es unablässig, und hatte wirk lich das Vergnügen, nach Ablauf einiger Zeit ein junges Kro kodill aus der Schale kommen zu sehen. Der ägyptische Ga befindet sich wohl, und man hofft, daß er am Leben bleiben werde.

Paris, 12. April. In der neu erscheinenden Revue Orientale liest man folgende Notiz. Europa zählt 20 Millionen Einwohner, welche dem Islamismus fremd sind, un mit der europäisch-türkischen Bevölkerung nichts gemein haben, während die Türken zählen:

in Europa	8,800,000
in Asien	8,000,000
Aegypten hat	4,000,000
Tripolis	660,000
Tunis	1,800,000
Algerien	1,500,000
Marokko	6,000,000
Im Ganzen	30,760,000

Hiervon sind aber Christen und Israeliten:

in Europa	6,800,000
in Asien	4,000,000
in Aegypten	100,000
in den Barbaresken-Staaten	1,000,000
Zusammen	11,900,000
Diese von obigen	30,760,000
abgezogen, bleiben	18,860,000

muselmännische Bewohner. Zu den 207 Millionen Bewohnern kommen nun die 11,900,000 in den muselmännischen Staaten. Demnach werden 218 Millionen Menschen von 18 Millionen anderer in Bewegung gesetzt, die ohne Wissenschaft, Gewerbfleiß und eigentliche Regierung sind. Diese 18 Millionen Muselmänner besetzen 234,000 Quadratmeilen, während Frankreich 34 Millionen 27,500 Quadratmeilen einnehmen. In muselmännischen Ländern kommen 76 Einwohner auf 1 Quadratmeile, während z. B. in Belgien 4000 auf eine solche kommen.

Berichtigung.

In Nro. 34 des Unterhaltungsblattes ist zu berichtigen: S. 270 Z. 5. v. u. lies: Mittelungsglied statt Mitglied; S. 262 Z. 3 v. u, lies: Lebensregungen statt Lebenserzeugungen, und begeisternden statt begeisternde, in der letzten Zeile ist nach Umgebung einzuschalten: so gerne.

№ 36.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

(Fortsetzung.)

Aber gen Straßburg zog mich das Herz mit unnennbarer Gewalt. Dort erwarteten mich ja liebende Herzen! —

Ich flog der Vaterstadt zu.

O wie pochte das Herz, als ich mit dem sinkenden Abende am Vaterhause, am Münster vorüberkam! Wie pochte es in der Brust, als ich die Thüre öffnete zur Stube, wo die Theuern wohnten! Der Doktor saß da und phantasirte wieder auf dem Cello — und seine Schwester ruhte von des Tages Arbeit und horchte dem Spiele.

Da grüßte ich — und das Instrument flog in die Ecke, daß es donnernd grollte, ob solcher Ungebühr — und ich lag an der Brust der edelsten Menschen.

Als das Licht kam, wurde ich gemustert. Nun, du bist größer und männlicher geworden! klang es. Siehst wohl aus — u. s. w. Dann, während die Tante, wie ich sie nannte, das Essen beschickte, mußte ich unvermerkt ein Examen rigorosum bestehen.

Aber das Gesicht des Examinators wurde immer heiterer, und er konnte es sich nicht versagen, mir seine Freude über die wohlangewendete Zeit zu bezeugen.

Wie stehts denn mit dem Cello? fragte er.

Wir könnten ja wohl eine Probe machen, Väterchen! sagte ich.

Topp! rief er und drückte mir das Instrument in die Hand.

Ich spielte — und übertraf mich selbst.

Alle Pest! rief der Doktor, Junge, da muß ich die Segel bald streichen! Wo hast Du Dich denn so vervollkommnet?

Nun mußte ich erzählen ab oro Ledae, und that's mit froher Erinnerung und seligem Bewußtsein. Der Doktor horchte aufmerksam.

Du hast brav gehandelt, Albert, sprach er, und drückte mir die Hand. Mag ein Geschick den Greis gebeugt haben, von welcher Art es sey, so ist es brav von Dir, Alles aufzubieten, ihn zu erheitern, und ebenso brav, Dich nicht in sein Vertrauen einzudrängen. Fahre so fort. Dir ist es wohlthätig, ihm heilsam, und Gott gebe seinen Segen dazu.

Am andern Tage war mein erster Gang auf den Friedhof, der zweite auf den Münster. Die Freude meines alten Freundes, des Thürmers, war groß. Mir kehrte die Vergangenheit zurück, und die Gefühle wurden mächtig wieder erregt.

Ich mochte schon eine Weile oben seyn, als der Alte, der mich mir selber überlassen hatte, zu mir kam. Bald hätte ich ja vergessen, hob er an, Ihnen zu sagen, daß Jemand nach Ihnen gefragt hat, an den Sie gewiß nicht denken.

Ich fühlte, daß eine dunkle Röthe mir auf die Wangen stieg, denn — ich dachte — an Antonien.

Rathen Sie einmal? — sagte er lächelnd.

Endlich fuhr er fort: Erinnern Sie sich noch des kleinen freundlichen Mädchens, das einmal vor — ich weiß nicht wie viel Jahren Sie hier vor Ihrem Vaterhause weinend fand und mit Ihnen plauderte und mit Ihnen weinte?

In nicht geringer Bewegung bejahte ich seine Frage.

Nun, die ist wieder da gewesen; aber wie hat sie sich verändert! Damals noch Kind — Jetzt eine blühende Jungfrau, was sag' ich? schön wie ein Engel Gottes und mild und freundlich, wie so ein Engel.

Es ergriff mich eine seltsame, mir bisher ganz fremde Ungeduld. Ich konnte nicht erwarten, bis mir der alte Mann ausführlich erzählte, und bestürmte ihn mit Fragen.

Er erzählte: Vor etwa drei Wochen kamen drei Fremde — ein altes Paar, die sehr verdrießlich und leidend drein sahen und ein allerliebstes Püppchen von etwa achtzehn Jahren, so schön, wie ich es Ihnen vorhin bezeichnete. Der Herr sah dort hinaus, die Dame ging auf die entgegengesetzte Seite, und das Mädchen trat zu mir — ich stand nämlich dort, wo Sie jetzt stehen. Vor vielen Jahren bin ich schon einmal hier gewesen, hob sie zu plaudern an, mit einer Stimme, die etwas ungemein Einschmeichelndes hatte. Ich, meines Orts konnte mich natürlich darauf nicht mehr besinnen, denn es kommen der Fremden, wie Sie wissen, Tausende hier herauf. Wer sieht sich aber die Leute alle an? — Damals — fuhr sie fort, und es stieg eine helle Gluth über das schöne Gesichtchen, stand hier ein Knabe und weinte — ich wurde jetzt aufmerksamer — er sah, fuhr sie fort, dort hinab auf das alterthümliche Haus und sagte mir, das sey sein Vaterhaus, aus dem ihn böse Menschen vertrieben, und aus dem sie ihm auch sein Mütterlein fortgetragen in's dunkle Grab. Jetzt wußte ich's; ja, die ganze Scene von damals kam mir recht frisch in meine alten Gedanken, denn ich hatte das Mädchen weinen gesehen, als sie von Ihnen ging.

Ich fiel ihr also rasch in die Rede und sagte: das war Albert!

Richtig, bemerkte sie nicht ohne Erregung, er hieß Albert.

Was ist aus dem Knaben geworden? —

Haha! rief ich, froh, daß ich Ihr Lob einmal ausposaunen konnte, das ist ein schmucker junger Herr geworden, wie Milch und Blut und brav, Mademoiselle, brav, wie irgend Einer in der Welt. Ja, den sollten Sie sehen! Jetzt studirt er in Heidelberg als Doktor.

Heidelberg! rief sie in seltsamem Tone und ein recht tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust herauf.

Während wir so sprachen, rief die alte Hexe, wie damals, mit ihrer gellenden und schneidenden Stimme: Antonie! Sie schrack zusammen.

Wenn er wieder hieher kommt, so grüßet ihn freundlich von mir — von Antonien — sagte sie, drückte mir ein Zweifran-

kenstück in die Hand und flog wie ein Pfeil davon. Als ich an die Stelle zurückkam, lag einer ihrer Handschuhe da, den sie in der Hast verloren. Ich hätte ihr ihn gerne nachgetragen; aber wie sollte ich alter Mann das flücht'ge Kind ereilen?

Habt Ihr denn noch, Vater Jerome? fragte ich mit bebendem, pochendem Herzen.

Er lachte. Freilich, fuhr er fort, hab' ich ihn noch; denn ich konnte mir wohl denken, daß der für Sie einen unschätzbaren Werth hätte. Hoh! unser Einer hat auch Ritter- und Liebesgeschichten genug gelesen aus der Bibliothek des Meister Stephan, des Buchbinders, meines Gevattermannes, um zu wissen, wie es jungen Herren zu Muthe ist, wenn sie ein Bischen verliebt sind.

Er humpelte fort und ließ mich in einer höchst aufgeregten Stimmung zurück. Nach wenigen Minuten brachte er mir den Handschuh. Er war von gelblicher Seide, und verrieth die kleine Hand, die ihn getragen. Vor dem Alten mochte ich keine neue Blöße geben, ich steckte ihn also ohne Weiteres in meine Tasche; aber ich fragte viel, sehr viel, um irgend eine Spur zu finden, irgend ein Merkzeichen, wohin Sie sich gewendet haben könnte. Das Alles aber war und blieb umsonst; denn der alte Mann wußte natürlich nichts weiter, als was er mir bereits mitgetheilt. Nur das sagte er noch, daß sie einen unverkennbaren Zug stillen Leidens in ihrem Gesichte gehabt, der ihm verrathen habe, daß sie wohl nicht ganz glücklich seyn möchte.

Da war denn mit einem Male ein Funken hineingeschleudert in die stille Welt des Herzens, der, zur Flamme wachsend, bisher unbekannte Räume erleuchtete! Da war denn der Phantasie ein Feld geöffnet, so weit und groß, daß sie sich endlos drinnen ergehen konnte; da war denn nun mit einem Male der kleine Engel mit dem heiligen Scheine und den Flügeln zu einer engelschönen Jungfrau geworden, die sich meiner erinnerte, die wohlwollend meiner gedacht, deren Reize selbst einen hochbetagten Greis noch mit Wohlgefallen erfüllten. Wer zweifelt, daran, daß nun meine Träume, wachend oder schlafend, sie und nur sie sahen? daß ich mit den schönsten Farben das kleine Lockenköpfchen, dessen schöner Züge ich mich noch so lebhaft erinnerte, ausmalte, vergrößerte, daß, mit Einem Worte, die ganze Welt in den Hintergrund trat, und Antonie, umgeben von allem Zauber der Romantik und der Poesie, meine Seele erfüllte? O, ich hätte ja nicht ein Jüngling seyn müssen! Es hätte ja die theure Erinnerung nicht in mir leben dürfen, wenn es hätte anders kommen sollen. Ich liebte mit ganzer Seele ein Ideal, und das stand als Götterbild auf dem Altare eines unentweihten Herzens. Ich kam zerstreut nach Hause; denn meine Gedanken schweiften in unbekannten Fernen. Ich haderte mit dem alten Jerome, daß er nicht gefragt, wer sie sey, und wohin sie reise — und nicht tausend andere Fragen gethan, die mich über Alles interessirten. Ich grollte mit meinen Professoren, die die Collegia so weit hinausgedehnt hatten. Wären die Ferien früher gewesen, dann hätte ich sie vielleicht gesehen, und — dann gewiß das Alles gefragt, damit ich sie hätte wieder finden können — oder — Alles das vergessen in ihrem Anblick. Kurz — ich machte es um kein Haar besser, wie alle jungen Leute meines Alters, wenn sie in einer ähnlichen Lage gewesen wären.

Mein Pflegevater wurde ganz irre an mir. Er brachte nichts aus mir heraus. Als er am Abend ein Duo mit mir spielen wollte, wozu er eines Freundes Instrument geliehen, machte ich so unausstehlich dumme Streiche, verfehlte den Tact so schülerhaft, daß er nahe dran war, recht ärgerlich über mich zu werden. Ich begriff aber nun recht gut, daß es Noth that, dem losen Spiele der Einbildungskraft Schranke und den Verstand möglichst an ihre Seite zu setzen. So gings den besser und ich sehnte meinen Pflegevater wieder mit mir aus.

Eines Tages kam er auf meine durch seine Empfehlungsbriefe veranlaßten Bekanntschaften.

Es ist mir recht aufgefallen, sagte er, daß Du mir doch gar nichts von dem Professor **** schriebst, nachdem ich Dir aufgetragen, Dich zu erkundigen. Ich hab' ihn wohl gekannt, sehr werth gehalten, später manches Beklagenswerthe von ihm gehört, dann aber nichts mehr während vieler Jahre.

Ich erinnerte jetzt mich auf's genaueste, daß ich allerdings des Doktors Auftrag erfüllt, aber das, an sich sehr dürftige Resultat meiner Erkundigungen ihm mitzutheilen vergessen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Einfluß der ersten Zeit meines Lebens in der neuen Welt der Universität, was allein auch der Grund meiner Vergessenheit gewesen war und gab ihm dann die Details, welche ich über besagten Professor erfahren, den man übrigens sehr hochgeachtet zu haben schien.

Was ich erfahren, war, daß der unglückliche Mann in sehr traurigen, ehelichen Verhältnissen mit einer verworfenen Frau gelebt, von der er sich zuletzt mußte scheiden lassen und die dann mit ihrem ansehnlichen Vermögen sich an einen Schauspieler gehangen und verschwunden sey. Er habe seine Professur niedergelegt, sey weggezogen und Niemand wisse, was aus ihm geworden sey.

Das war ungefähr Alles, was ich erkundet hatte. Das Loos des Mannes bewegte meinen Pflegevater sehr, denn er verdankte dem edlen Manne Vieles, dessen Geschick eine so betrübende Wendung genommen.

Unter vielen Zerstreuungen vergingen die kurzen Ferien. Ich kehrte zurück zu der Alma Ruperto-Carolina, zu meinen Studien, zu meinem alten Freunde, dessen Namen ich nicht einmal kannte. Wie groß war des Greises Freude! Wie herzlich bewillkommete er mich! Wie klagte er, daß die Tage so langsam hingeschlichen seyen und daß ihm das Spiel auf seinem Instrumente gar keine Freude habe machen wolle. Alles kam wieder in den alten geregelten Gang. — Ja, ich darf wohl sagen, daß es in diesem Gange blieb während dreier Jahre.

Mein Alter blieb stumm über seine Schicksale und ich in ehrerbietiger Ferne, wie groß auch das Vertrauen war, das zwischen uns statt fand. Nur das hatte ich gehört, daß er Werner hieß und unter dieser Adresse Briefe und Gelder ankamen, deren er zu seiner sehr bescheidenen Subsistenz bedurfte.

Wie gesagt, meine Studienzeit war abgelaufen. Das Triennium absolvirt und der alte Doctorhut saß auf meinem jungen Kopfe mit allen Ehren. Daß hiermit meine Vorbereitungen zu meinem ärztlichen Berufe enden sollten, war durchaus nicht die Meinung meines Pflegevaters; vielmehr sollte ich nach Würzburg und sein berühmtes Juliushospital, Wien und sein wohlbekanntes Krankenhaus, Berlin und seine Charité besuchen und dort practisch mich zurechtfinden lernen am Krankenbette und bei den Operationen.

Ich will nicht verhehlen, daß mir diese Aussichten höchst erfreulich waren, denn mein Durst nach Wissen und Vervollkommnung, war stets gewachsen, je tiefer ich in die Schachte einer Wissenschaft hinabgestiegen war, deren Wesen noch — ein verschleiertes Isisbild, ein großes, nicht gelös'tes Räthsel ist.

Aber auch das sey ohne Hehl bekannt, daß ich von Heidelberg sehr ungerne schied. Wer könnte gerne einen Ort verlassen, dem er so Vieles verdankt, den die Natur mit verschwenderischem Reitze ausgestattet hat? — Und bei mir trat wirklich die Trennung von dem ehrwürdigen Werner hinzu. O, ich durfte mir ja gestehen, daß mein Umgang wunderbar ihn verändert hatte, daß seine ganze Seele mit immer wahrhaft väterlicher Liebe an mir hing. Es gab Momente, wo er mit sich selbst im Kampfe lag, ob er das schreckliche Siegel lösen sollte, das auf seinen Lippen lag über ein Leben, dessen Glück furchtbar mußte zertreten worden seyn; aber stets schien ihn eine unsichtbare Macht zurückzuhalten. Ich mied jede Gelegenheit, weil ich, ich gestehe es gerne, mich fast fürchtete, diese Geschicke kennen zu lernen, die in der That schrecklich mußten gewesen seyn. Sprach ich von meiner Abreise, dann traten Thränen in seine Augen und er sagte: Ich habe wohl gewünscht, Sie möchten mir die Augen zudrücken! Es soll nicht seyn!

Ich mußte ihm versprechen, oft, recht oft ihm zu schreiben. Von seinem Segen begleitet, zog ich bewegten Herzens ab. Aber ich habe mein Versprechen redlich gehalten, bis ich ihn selber wiedersah.

In Würzburg weilte ich ein Jahr, dann eilte ich nach Berlin zuletzt nach Wien. Was soll ich sagen von diesen drei Jahren? Sie flossen hin im strengsten Dienste der Wissenschaft, welcher ich mich gewidmet. Kein Ereigniß trat störend oder fördernd in den ruhigen Entwickelungsgang, den mein inneres und äußeres Leben verfolgte. Ob ich im reiferen Alter die schönen Träume meiner Jugend fortträumte? Ob das schöne Ideal meiner Seele blieb? — Selbst auf die Gefahr hin als Schwärmer belächelt zu werden, antworte ich mit der Hand auf dem Herzen: Ja! Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die lieblichsten Mädchen kennen zu lernen, Zierden ihres Geschlechts — aber wenn sie irgend Eindruck auf mein Herz machten, so war es eine flücht'ge Aehnlichkeit mit den Kinderzügen Antoniens, die mir so klar und unverwischt vor der Seele standen. Suchte ich mich aber genauer mit diesem Zuge vertraut zu machen, so verschwand er wieder, eben weil er nur ein unbedeutender war. So blieb mein Herz frei. Ich war wohl nüchtern und verständig genug, mir zu sagen, daß im Grunde dies seltsame Thun eine Art thörigten Götzendienstes vor einem Phanthasiegebilde sey; denn wo war diese Antonie? Sah' ich sie je wieder? War sie, die jetzt zwanzig Jahre zählen durfte, nicht längst vielleicht die Gattin eines Andern, wenn sie noch lebte? —

Und dennoch! — O, wer enthüllt die seltsame Tiefe des menschlichen Wesens? Wer lös't die Räthsel des Gefühls? Wer wagt es, sie wegzuläugnen die unsichtbaren Fäden, die uns leiten? Wer vermag eine gewisse Vorherbestimmung gänzlich zu bezweifeln und einer dunkeln Ahnung zu widersprechen, die oft das Innerste der Seele durchbebt? Mir war's oft, als flüstre mir mein Schutzgeist leise in die gläubig forschende Seele: Du wirst sie wieder sehen und wiederfinden, um sie nicht wieder zu verlieren! —

Es war nicht lange vor meiner Abreise aus Wien, daß ich wieder einmal Morgens in das Krankenhaus trat. In der letzten Zeit hatte ich nämlich, da es Sommer war, eine Reise nach Ischl und in das Tyrol gemacht; hatte dann die nächsten Umgebungen Wiens beschaut, und, was Wien selbst Sehens- und Hörenswerthes aus dem Gebiete der Künste besaß, genossen.

Ein junger Arzt aus dem Nassauischen, den ich früher schon kennen gelernt hatte, erzählte mir im Heimwandeln interessante Krankengeschichten aus der letzten Zeit. Die interessanteste Kranke aber haben wir jetzt, fuhr er redselig fort, theils wegen ihrer selbst, theils wegen der wunderschönen Tochter, welche sie selber pflegt. Bei dieser Frau zeigt sich die furchtbare Macht des Gewissens auf eine entsetzliche Weise. Für Sie, der Sie in Heidelberg studirt haben, muß die ganze Erscheinung noch wichtiger seyn. —

Wie so? fragte ich mit Neugierde.

Sie spricht so oft von Heidelberg, daß ich glauben muß, sie sey da her.

Und was spricht sie denn? — fragte ich ziemlich gleichgültig; denn was konnte mich eine mir unwichtige Heidelbergerin interessiren.

Sie war, das geht aus ihren Reden hervor, einst eines Professors Frau —

Jetzt wurde ich aufmerksamer. Nannte sie nicht den Namen ****, fragte ich rasch.

Den nannte sie und nennt ihn oft. Sie klagt sich laut an, ihn verrathen, ihm die eheliche Treue gebrochen zu haben und mit einem schlechten Menschen davon gegangen zu seyn, der sie um das Ihrige brachte und sie hier in's Elend setzte, nachdem sie früher schon das reichste Maß des Unglücks erschöpft hatte durch die Verworfenheit dieses Menschen. Sie verlangt nach ihrem ersten Manne, um seine Verzeihung zu erhalten, und es ist, als ob der Geist die morsche Hülle nicht verlassen könnte, bis dieser Gluthwunsch Befriedigung gefunden. Ich sage Ihnen, der Zustand ist schauderhaft. Aber Niemand leidet mehr, als die schöne Tochter, deren Zukunft wahrhaft verzweifelt ist, denn sie ist arm. Dabei leidet sie schrecklich durch die Geständnisse der oft fast rasenden Mutter. Sie schläft bei der Tochter des Portiers und erträgt das Uebermaß ihres Wehes mit der Geduld eines Engels.

Während dieses Gespräches waren wir zu der Anstalt gelangt. In meinem Kopfe ging Seltsames herum. Konnte ich vielleicht die Frau mit der Nachricht beruhigen, der Professor sey todt? Denn daß er todt war, bezweifelte in Heidelberg Niemand. Mit meinem Freunde trat ich ein und er führte mich zu dem Saale, wo ich die Unglückliche finden sollte.

Ich gestehe, daß mir das Herz pochte; denn der schmählich mißhandelte Gatte, obwohl ich ihn nie gekannt, war ja meinem theuern Pflegevater theuer und so stand er ja auch mir nahe genug. —

Als ich eintrat in den Saal, hörte ich die lauten Ausbrüche ihrer Verzweiflung von ferne, sah sie dann die Hände ringen auf eine herzergreifende Weise.

Vor dem Bette kniete eine jugendliche Gestalt, die ihr Haupt in die gefalteten, betend gefalteten Hände gelegt hatte und so mit beiden zu Füßen des Bettes auflag.

Ich trat jetzt nahe zu ihr heran. Ich hörte eine Stimme, deren schneidend widriger Ton mir auffiel, weil es mir war, als hätte ich ihn schon einmal im Leben gehört.

Ich sah ihr in das Antlitz, das schon ganz die facies Hypocratico zeigte und schauderte vor dem Greuel der Seelenqual, die sich auf so fürchterliche Weise hier erkennen ließ. —

Da rief sie: O führt mir ihn her, daß er mir verzeihe und ich sterben könne! —

Er ist hinüber gegangen! sagte ich mit dumpfer Stimme. Ich komme von Heidelberg!

Sie richtete sich jetzt blitzschnell auf, starrte mich entsetzlich an und fragte: Ist er todt?

Er ruht. Droben finden Sie ihn! sagte ich.

Sie sank zurück — und war todt.

Jetzt erst fiel mein Blick auf das Mädchen, das, seit ich zu ihrer Mutter gesprochen, ihr Haupt erhoben hatte. Leichenblaß starrte auch sie mich an — aber — wer schildert mein Gefühl! Es war Antonie.

Antonie! Antonie! rief ich aus, finde ich Dich wieder!

Sie erhob sich rasch bei diesem leidenschaftlichen Ausrufe. Um Gotteswillen, sagte sie bebend, wer sind Sie? —

Albert bin ich, rief ich aus, der Knabe vom Münster, mit dem Du einst geweint, in einer schweren Stunde.

Sie faltete ihre Hände vor der angstvoll pochenden Brust, und ein Strahl milder Freude zuckte über das leidende Antlitz.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Volk Italien's in den Städten und auf dem Lande. Auffallend ist es, wie hoch in ganz Nord-Italien das Volk in den Städten über dem Landvolke steht. Nur unter dem letzteren findet sich gänzliche Verarmung. Die Städte bilden das Ansehen des Reichthums, der Thätigkeit und Civilisation dar, und übertreffen in dieser Hinsicht Alles, was man in dem südlichen Italien sehen kann. Auf dem Wege von Venedig nach Mailand kommt man fast alle zwanzig Miles durch eine große volkreiche Stadt. Mailand selbst zeugt in seinem Aeußeren so viel Luxus und Civilisation, wie irgend eine andere europäische Stadt, selbst London und Paris nicht ausgenommen. Die Ursache der Superiorität der städtischen Bevölkerung über das Landvolk liegt darin, daß die Bauern Hörige, die Handwerker in den Städten dagegen frei sind, — frei zwar nicht in politischer, aber doch in industrieller Beziehung — daß sie arbeiten können, für wen sie wollen, und ihren Markt suchen dürfen, wo sie wollen. Es fehlt den Italienern nicht an Thatkraft und Unternehmungsgeist; Lust zum Handel ist stets ein hervorragender Zug in ihrem National-Charakter gewesen, und bei mehr als einer Gelegenheit haben sie gezeigt, welche Wunder sie zu wirken vermögen und welchen hohen Gipfel der Civilisation und Prosperität sie erreichen können, sobald man ihnen Institutionen giebt, welche ihrem National-Genie ein freies Feld der Entwickelung eröffnen. So elend und versunken der Bauernstand auch erscheint, so besitzt er doch gewisse Arten des Geschmackes, welche auf Fähigkeit zur Verfeinerung hindeuten und die wir in anderen Ländern vergebens unter den höhern Classen suchen würden. So z. B. scheint die Vorliebe für Blumen allgemein zu seyn, und man sieht selbst den geringsten Bauer selten ohne eine Rose am Hute oder im Knopfloche. Auch besitzen die geringeren Classen und besonders die Frauen eine angeborne Anmuth und Eleganz der Manier, so wie einen Geschmack in der Wahl der Kleidung, den manche Dame der vornehmen Welt beneiden könnte. Wie tief die Italiener auch sinken mögen, so scheinen doch Rohheit und Gemeinheit in ihrem Wesen nicht Wurzel fassen zu können. Die Elemente hoher Civilisation und Verfeinerung liegen in dem italienischen National-Charakter, und es bedarf nur weniger Jahre einer guten Regierung, um sie an's Licht zu ziehen, wie das Beispiel Toskana's zur Genüge dargethan hat.

[Das Murren der Engländer.] Ein ächter Engländer ist ein geborener Murrkopf. Er ist unzufrieden mit dem Lichte, weil es seine Augen blendet, wie mit der Dunkelheit, weil sie ihm das Licht entzieht. Er ist unzufrieden, wenn er hungrig ist, weil er essen möchte, und er ist unzufrieden, wenn er satt ist, weil er nicht mehr essen kann. Er ist unzufrieden mit dem Winter, weil er kalt ist, mit dem Sommer, weil er heiß ist, und mit dem Frühling und Herbst, weil sie weder heiß noch kalt sind. Er ist unzufrieden mit der Vergangenheit, weil sie nicht mehr ist; mit der Zukunft, weil sie noch nicht da ist, und mit der Gegenwart, weil sie noch nicht vergangen ist. Er ist unzufrieden mit dem Gesetz, weil es ihn beschränkt, und mit der Freiheit, weil sie die andern nicht beschränkt. Er murrt über alle Elemente: über das Feuer, weil es so theuer ist, über das Wasser, weil es so schlecht ist, über die Erde, weil sie staubig oder schmutzig ist, und über die Luft, weil sie entweder kalt oder heiß, feucht oder trocken ist. Die ganze Welt scheint nur da zu seyn, um den Engländer zu quälen und ihn unzufrieden zu machen. Der Engländer ist unzufrieden mit der Natur wegen ihrer Rauhheit und Natürlichkeit, und mit der Kunst, weil sie nicht natürlich ist; er ist unzufrieden mit dem Alten, weil er desselben überdrüssig ist, und er ist unzufrieden mit dem Neuen, weil er nicht daran gewöhnt ist. Er ist unzufrieden mit allem, mit dem man unzufrieden seyn kann, und wenn er nichts findet, so ist er eben auch unzufrieden. Wenn er gesund ist, ist er mit dem Koch, ist er krank, mit dem Aerzte nicht zufrieden. In den Theatern ist er unzufrieden mit den Schauspielern und in der Kirche mit dem Prediger. Er kann keinen Tag vergnügt seyn, ohne einmal unzufrieden zu werden. Mit der ganzen thierischen Schöpfung ist er unzufrieden; mit den Pferden, wenn er sie reitet, mit den Hunden, wenn er mit ihnen jagt, mit den Vögeln, wenn er sie nicht trifft ꝛc. Immer sucht er nach etwas, über das er klagen kann; er lieset die Zeitungen, um über die Staatsangelegenheiten sich zu ärgern; er sieht überall umher, um etwas Häßliches zu erblicken, spitzt die Ohren, um Mißtöne herauszufinden, und zieht die Luft in die Nase, um üble Gerüche zu wittern und dann darüber zu schimpfen. Man kann einen Engländer nicht schwerer beleidigen, als wenn man ihm sagt, er habe keine Ursache, unzufrieden zu seyn; aber er läßt sich durch keine Gründe überzeugen, daß er nichts zu klagen habe, und wenn es Jemand versuchen wollte, würde er sich über denselben beklagen.

(Entstehen einer neuen Stadt bei Paris.) Der bekannte Pariser Banquier Lafitte hat das Gut Maisons bei Paris, das dem Grafen v. Artois, dann dem Marschall Lannes gehörte und einen ungeheuren Park hat, an sich gebracht und dort eine eigenthümliche Kolonie, eine Stadt von lauter Landhäusern angelegt. Für 8000 Frcs. kauft man sich da eine allerliebste Villa mit Garten; mehrere hundert dergleichen sind bereits fertig, und fast alle in verschiedenem Style erbaut. Das Dorf dabei folgt dem so gegebenen Aufschwunge. Statt eines Pallastes im Besitz einer einzigen Familie erheben sich jetzt hunderte, ja tausende von Lusthäuschen und Schlößchen. In wenigen Jahren wird Maisons-Lafitte eine der heitersten und anmuthigsten Städte Frankreichs seyn; Bäder und Kirchen sind bereits da; ein Theater wird nicht ausbleiben, und dann wird es schwerlich irgend eine Stadt mit Maisons-Lafitte aufnehmen können. Jeder freie Platz, jede Allee führt den Namen eines berühmten Mannes. Der neu entstehende Ort soll nie eine abgezirkelte und abgeschnürte Stadt bilden, sondern stets durch Manichfaltigkeit der Bauart und der Lage das Auge erfreuen.

Auflösung der Charade im Blatte Nro. 32:
Erdkugel.

№ 37.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

(Schluß.)

Großer Gott, sagte Antonie, wie sind Deine Wege wunderbar! Aber was sagten Sie von meinem guten Vater, ist er wirklich nicht mehr unter den Lebenden? — Kannten Sie ihn?

Ich kannte ihn nicht, wohl aber mein Pflegevater sehr genau. Er soll todt seyn?

Sie zitterte heftig und reiche Thränen perlten über die bleichen Wangen. So werde ich bald allein in dieser Welt dastehen! sagte sie.

Das ist schon so, sagte ich, und doch nicht so. Ihre Mutter hat ausgelitten. Danken Sie Gott, daß der furchtbare Kampf ihrer Seele geendet.

Mit einem heftigen Schrei sank sie ohnmächtig nieder.

Schnell waren einige Wärter da, die mir hilfreiche Hand leisteten. Wir brachten sie hinab zu dem Portier, wo sie schlief und wohnte. Die Familie des ehrlichen Innösterreichers bot Alles auf, sie in's Leben zu rufen. Dieß geschah bald.

Sie sah sich mit großen Augen um. Ist meine Mutter todt? fragte sie. Wo ist Albert?

Hier, sagte ich, dem dieser Namen von dieser Lippe tief in's Herz drang. Sie reichte mir ihre Hand. Ach, sagte sie, jetzt entsinne ich mich, daß Sie mit Ihrer Nachricht der Mutter schrecklichen Kampf endeten. Gott Segne Sie dafür! Ach, sie hat schrecklich gelitten, schrecklich gebüßt. Gott sey ihrer Seele gnädig! — Sie brach in lautes, heftiges Weinen aus. Ich hielt ihre Hand und weinte mit ihr. Endlich sah sie mich an. Ach, sprach sie, welch eine Zeit liegt zwischen diesem Augenblicke, wo ich Sie zum Erstenmale sah und diesem hier erlebten!

Ich setzte mich zu ihr und suchte sie zu beruhigen. Ich sah, die Ueberspannung ihrer Nerven durfte nicht erhalten werden. Ich bat sie, sich ruhig nieder zu legen, weil sie der Ruhe bedürfe. Dann ging ich zu der Familie, die mich wohl kannte. Die Tochter blieb bei Antonien.

Was ich hier von ihr hörte, war nur überschwenglich viel Gutes. Ich empfahl sie der Familie mit dem Bemerken, daß ich für Alles haften würde und ging dann hinauf, um wegen des Leichnams Sorge zu tragen.

Nach einer Stunde fragte ich nach. Sie war in einen tiefen Schlaf gesunken. Ich empfahl die größte Schonung für sie und ging dann, von den heftigsten Gefühlen bewegt, in die Leopoldstadt, wo sie früher gewohnt hatte, um mich nach ihren Umständen zu erkundigen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ich die Wohnung fand. Ach, da standen ihre Effecten, bürgend für die Zahlung des Miethzinses. Hier hörte ich, daß sie vor einem Jahre hier ankamen. Hader und Zwietracht war allezeit zwischen dem Manne und Antoniens Mutter, weil der Verschwender, nur der Ueppigkeit fröhnend, Alles durchgebracht. Endlich stahl er ihre Kleinodien, ihre letzte Hoffnung, und verschwand, sie hülflos zurücklassend. Antonie war der versöhnende Engel in diesem Zwiespalt gewesen, und hatte, als der Verworfene entwichen war, die Mutter mit ihrer Händearbeit ernährt. Aber die Mutter trug, die Qual ihres Gewissens los zu werden, ihre ganze Unzufriedenheit auf die Schuldlose über und quälte sie Tag und Nacht. Diese trug's stille mit der Geduld eines Engels. Endlich brach die Krankheit los. Der herbeigerufene Arzt vermittelte die Unterkunft im Krankenhause. Das Weitere kannte ich durch meinen Freund.

Ich zahlte die Miethe. Ich schloß den Contract auf's neue für sie und zahlte die Miethe auf ein Halbjahr voraus: denn sie mußte eine sich're Stätte haben und diese Familie war eine jener biedern Handwerkerfamilien von ächtem Schrott und Korn, wie man sie in Wien in den tiefern Regionen der Mittelklasse noch so häufig findet.

In einer außerordentlichen Erregung ging ich heim und schrieb Alles meinen Lieben in Straßburg bis in die kleinsten Details, und bat um ihren weisen Rath; dann aber fand ich es nothwendig, mit mir selber zu überlegen, welchen Weg ich einzuschlagen, welchen Plan ich zu befolgen habe. — Wohl fühlte ich, daß mein Herz als furchtbare Macht gegen den kühlen Richter Verstand auf den Kampfplatz trat. Wohl regte sich in mir die ganze Macht der Gefühle; war ja doch Antonie mein Ideal, mein Engel gewesen, der mich schützend durch die Gefahren der Jugend begleitet hatte. Und nun hatte ich sie gefunden und Alles, Alles sprach für sie. Das Uneigennützigste, unbestocheuste Lob wurde ihr gezollt — und mehr als Alles sprach für sie ihr Auge, aus dem das reine, aber vielgeprüfte Herz blickte. —

Eine Unruhe trieb mich um, die mich nicht in's Reine kommen ließ. Ich eilte wieder in das Krankenhaus. Sie schlief noch immer und schon neigte sich der Tag. Ich sah sie.

O, wie pochte das Herz! Das war der süße Schlaf eines reinen Herzens! Wie war sie schön! Wie verklärte der Schmerz der Vergangenheit diese Züge!

Eine leise Röthe lag wie ein ätherischer Hauch auf den bleichen Wangen, und dieß gab dem schneeweißen Teint etwas wunderbar Reitzendes.

Ich mußte Antonien verlassen; aber kaum war nach einer unruhevollen Nacht der Morgen hell und klar über der Kaiserstadt aufgegangen, so war ich auf und als die Stunde kam, die es gestattete, sie zu besuchen, da eilte ich zu ihr.

Jetzt erst, als ich so vor ihr saß und den Erzählungen lauschte, die von reichlichen Thränen begleitet waren, tauchte das theure

Bild ganz in meiner Seele auf und erfüllte das ganze Herz. — Ich erzählte Ihr, daß Alles zu ihrer Aufnahme in ihrer alten Wohnung bereit sey. Sie erröthete und ihre Thränen rannen häufiger. Ich sah den Kampf jungfräulicher Scham mit dem Bewußtseyn der Hülflosigkeit; aber ich sah auch, daß keine unedle Furcht vor mir sie erfüllte, sondern jenes Vertrauen, das alles glaubt, das keinem Argwohn Raum in der Seele gibt. Solch eines Vertrauens ist nur eine schuldlose Seele fähig.

Die Ruhe hatte sie gestärkt. Als ich sie nun bat, sich in ihre Wohnung von mir begleiten zu lassen, willigte sie ein. Stille und in tiefer Bewegung schritt sie dahin. Als wir ankamen, brach der Sturm der Gefühle wieder hervor in seiner größten Stärke.

Ich ergriff ihre Hand und sagte: Theuere Antonie, zagen sie nicht vor der Zukunft. Blicken Sie ihr mit Vertrauen entgegen. Der Herr hat mich zu Ihrem Beistande wunderbar herbeigeführt. Ich werde seinem Fingerzeuge freudig folgen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder. Gönnen Sie meinem Herzen die Erfüllung der Pflichten eines Bruders, die ihm eine theuere Angelegenheit seyn werden.

Sie legte ihre Hand in die Meine. Ja, Gott hat Sie mir gesendet, das fühle ich und mein Dank ist innig, den ich Ihm dafür darbringe; aber auch Ihnen bleibe ich ewig verschuldet. Ach, vergeben Sie es, wenn ich dem, was mein Herz bewegt, nicht Worte geben kann. Was mein Herz erfüllt, sieht Der, der in's Verborgene schaut. Er wird es Ihnen lohnen.

Ich suchte dieser Unterredung eine andere Wendung zu geben und erzählte ihr meine Geschicke; denn sie kannte mich ja nicht. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und die Erinnerung an jene Münsterscene ergriff sie mächtig. Als ich ihr aber nun sagte, wie ihr Bild in meiner Seele gelebt und wie meine Phantasie es in einen Engel umgewandelt; als ich ihr mit der Gluth meines Gefühls den Eindruck schilderte, den ihr Gruß auf mich gemacht, da gerieth sie in eine Verwirrung, das Blut stieg ihr bis zur schneeweißen Stirne und sie wagte es nicht, das Auge aufzuschlagen. Ich hatte mein Herz mit all der Liebe, die es für sie gehegt, offen dargelegt. Sie war kaum fähig, zu reden.

Sie bat, ihr die Erzählung ihrer Geschicke zu erlassen, weil sie zu sehr angegriffen sey, und ich schied von ihr.

Ich sah sie nun öfter. Es kostete mich viele Mühe, sie zurück zu halten, der Leiche ihrer Mutter zu Grabe zu folgen. Allein es war nothwendig. Der Einfluß dieser Erschütterung würde allzu heftig für sie gewesen seyn.

Forthin blieb sie in ihrer Wohnung. Sie ging nicht aus. Ich kam täglich zu ihr. O dies Zusammenleben steigerte meine Liebe, ließ mich das Glück ahnen, daß ich im Leben finden würde, wenn sie unzertrennlich mit mir verbunden seyn würde. Mein Entschluß stand fest; aber Antonien wagte ich nicht, ihn auszusprechen, da ich ja die Gesinnung meines Pflegevaters nicht kannte.

Aber was sollte Antonie beginnen, wenn ich nun Wien verließ? Dieser Gedanke quälte mich unaussprechlich. Begleiten konnte sie mich nicht. Von Straßburg blieb die Antwort höchst beunruhigend aus. Dieser Brief mußte entscheidend seyn für mich. Antonie war sehr zurückhaltend, oft fast scheu; aber es gab Momente, wo ihr Gefühl durchbrach und mich Blicke in ihr Herz thun ließ, die mich unendlich glücklich machten.

Vier Wochen waren so, eines Theils im beglückenden Umgange mit Antonien, andern Theils in nicht geringen Sorgen wegen des Ausbleibens jener Nachricht von meinem Pflegevater hingeflossen. Um im jeden Falle für Antonien gesorgt zu haben, schloß ich mit der Familie, bei der sie wohnte, einen Contract, der sie vor Wechselfällen sicher stellte. Antonie wußte es nicht, auch sollte es ihr noch nicht bekannt werden. Ich aber dachte, obwohl mit blutendem Herzen, an meine Abreise. Ich ordnete meine Angelegenheiten, und diese Beschäftigungen hielten mich zwei Tage ab, Antonien zu besuchen. Am dritten Tage hielt ich es nicht mehr aus. Ich eilte zu ihrer Wohnung. Unten fragte ich, ob sie zu Hause sey? —

Allerdings, sagte man mir; allein sie habe Besuch von einem Herrn. —

Das erschreckte und frappirte mich zugleich.

Der Herr war auch gestern schon bei ihr, sagte der Miethmann. Er ist auch bei uns gewesen und hat sich sehr lebhaft nach ihr erkundigt. Es ist ein ältlicher Herr, setzte er hinzu.

Ich nahm allerdings Anstand, jetzt hinauf, zu gehen. War es vielleicht ein Verwandter?

Nun, gehen Sie doch hinauf, sprach der Schuster. Sie verlangt sehr nach Ihnen, wie meine Kinder sagen.

Das entschied.

Ich klopfe an und trete ein — aber ich bleibe auch starr auf der Schwelle stehen; — denn — neben Antonien sitzt der Doktor Frommel aus Straßburg, mein Pflegevater, leibhaftig.

Er sieht mich, springt auf und fliegt an meine Brust.

Junge, ruft der Doctor aus, wo steckst Du? Seit drei Tagen laufe ich in Wien herum, suche Auskunft bei Pontius und Pilatus über Dich, höre hier, höre dort. Endlich denke ich, bei Antonien Dich gewiß zu finden; aber seit zwei Tagen sitze ich da, harre voll Sehnsucht wie Sie — und Du Patron kommst nicht einmal? —

Theurer Vater, weil ich Alles zur Abreise geordnet — sagte ich, ihn herzend; weiß ich ja vor Angst nicht, was ich machen soll, da die Briefe nach der Hand ausbleiben.

Da hast Du mich ja selbst und das ist besser, wie alle Briefe! lachte er.

Ich wußte mich kaum zu fassen. Und Antonie saß da verklärt von stiller Seligkeit.

Aber, um des Himmels willen, fragte ich endlich meinen Pflegevater, warum kamen Sie nicht in meine Wohnung, die Sie gewiß im Krankenhause bei dem Portier erfahren konnten?

Ganz recht mein Sohn, sagte er, heitern Humors. Erstlich wollte ich nicht, weil ich erst einmal hören wollte, was aus Dir geworden wäre, und zweitens wollte ich auch mich nach Antonien erkundigen. Denn Du kannst Dir wohl denken, daß es mir nicht gleichgiltig ist, wer meine Schwiegertochter wird —

Väterchen! rief ich da aus voll Seligkeit und fliege auf's neue an seinen Hals. Väterchen ist's wahr?

Na, na — lacht er und wischt sich eine Thräne weg — ich habe nichts mehr dagegen, wenn anders die da — er deutete auf Antonien — ihr Wort nicht zurück nimmt, das sie mir, als Deinem anständigen Freiwerber, heute gegeben hat.

Jetzt wechselt die Scene. Die Erröthende sinkt an meine Brust und lispelt die Bestätigung, und Frommel segnet unsern Bund. — Ich will nun meine Leser nicht mit Schilderungen meines Glückes, meiner Seligkeit ermüden. Wer Aehnliches nicht empfand, für den ist's leer — und wer's empfand — versteht seine Fülle, auch wenn ich's unbeschrieben lasse.

Die Verlobung wurde aber glänzend gefeiert und meine Gäste waren der ehrliche Nassauer Doctor, der Portier und seine Familie und der Schuster und die seine. Ihre Glück-

wünsche waren treu gemeint, und der Nassauer lächelte schalkig und meinte, die Rose sey unendlich schön erblüht, ich müsse mich gut auf die Blumenpflege verstehen.

Mein Pflegevater aber drängte zur Abreise.

Da rollten denn einige Tage später drei Glückliche in einem wohlbespickten Wagen zum Thore der Kaiserstadt hinaus, der Zweie ihre segnenden Scheidegrüße zuriefen, während das Lächeln der Einen sich mit Thränenperlen schmückte.

Wir reisen über Heidelberg, sagte Frommel. Apropos, Albert, hab' ich ja doch vergessen, Dir die Grüße des alten Werner zu bringen. Er beschwert sich sehr, daß Du in der letzten Zeit so selten geschrieben. Ich hab' ihm den Staar gestochen. Ich war bei ihm auf dem Thurme, wo er über dem niedern Treiben der Welt lebt, von ihr ganz vergessen. O sein Herz ist aufgethaut und Du hast die Rinde durchbrochen, die eisig darum lag. Er segnet Dich. Jetzt soll ihm, wie ich höre, eine große Freude bevorstehen.

Welche? mein Vater, fragte ich mit dem ganzen Eifer, den meine Liebe zu dem Greise mir eingab.

Er wird ein verloren geglaubtes Kind wiederfinden.

Antonie seufzte tief auf. Ach, sie mochte ihres Vaters gedenken, der das seine nicht mehr sehen konnte.

Ich drang, von Neugierde gestachelt, in den Wortkargen, aber er wies mich kurz ab und sagte: Warts ab. Er wird Dir's schon selber sagen.

Endlich langten wir in Heidelberg an. Im Carlsberg stiegen wir ab. Ich wollte sogleich hinauf eilen zu Wernern.

Halt! rief der Alte. Herr Collega, bleiben Sie bei Dero Bräutchen und harren Sie gefälligst hier am Fenster und wenn Sie mich dreimal in die Hände klatschen hören, dann kommen Sie selbander.

Ich auch? fragte naiv Antonie.

Ich denke wohl, sprach Frommel. Der Freund Deines Bräutigams hat wohl ein Recht, seine Braut auch kennen zu lernen.

Er ging. Wir aber lagen im Fenster und ich erzählte ihr viel von dem Alten und meinem Verhältnisse zu ihm. Ihr Sinn aber war trübe, und es schienen gar düstere Gedanken an ihrer Seele vorüberzuziehn! Fast immer hatte sie Thränen in den Augen.

Da klatschte es droben, und des Pflegevaters Taschentuch wehte als Signal im Winde. Ich ergriff Antoniens Hand und zog sie mit fort; denn ich brannte vor Verlangen, den biedern Alten wieder zu sehen.

Als wir aber die Treppe hinaufstiegen, kam mir Manches in Frommels Benehmen erst so seltsam und unerklärlich vor, daß es mir fast die Brust bewegte. Er hatte so seltsame Reden geführt. Was wollte er mit dem Glücke, das dem alten Werner blühe? —

Jetzt waren wir auf der Gallerie.

Frommel ergriff Antoniens Hand, führte sie in das Stübchen und sagte: Hier bringe ich Ihnen das verheißene Kleinod, Ihre verlorne Antonie!

Antonie stieß einen Schrei des Entzückens aus und flog auf Wernern zu.

Mein Vater, mein theurer Vater! rief sie und schluchzte an seinem Halse.

Was ist das? fragte ich meinen Pflegevater.

Siehst Du's denn nicht? — war seine Antwort. Das spricht doch klar genug. Antonie ist seine Tochter. Er ist nicht der alte Werner, sondern der von seiner Frau schändlich verlassene Professor ***, den die Welt vergaß und der sie floh. Er lebte lange in der Ferne und kehrte dann hierher zurück, als ihn fast Niemand mehr kannte. Hier oben sah ihn Niemand. Ohnehin hatte ihn der Kummer fast unkenntlich gemacht. Als Du mir von Wien aus schriebst, da war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte selber sehen, wie es um Dich stehe, und trennen, falls Du ein Getäuschter wärest, und vereinen, wenn es sich so verhielt, wie Du geschrieben. Auf der Hinreise besuchte ich das lange nicht wieder gesehene Heidelberg, und konnte mir es nicht versagen, Deinen alten Violoncellisten kennen zu lernen. Wie erstaunte ich, als ich meinen alten Freund, den Professor fand! Auch er erkannte mich wieder. Da konnte ich mir denn nicht versagen, ihm Deinen Brief mitzutheilen, der ihn fürchterlich erschütterte; aber aus dem tiefen Schmerz tauchte die selige Hoffnung wieder auf, gleich einem leuchtenden Gestirne, die Hoffnung, sein Kind, seine Antonie, wieder zu sehen. Lange schon harrte er in glühendem Verlangen. Darum bin ich vorausgegangen, ihn vorzubereiten, damit nicht der Sturm des Entzückens ihm das morschgewordene Herz breche.

Das erzählte er mir, während er mich auf die Gallerie zog, um Antonie mit ihrem Vater allein zu lassen.

Mir schwindelte fast. Manchmal kam mir das Alles vor wie ein Zauberwerk; allein ich hatte Alles selbst erlebt. Es war Wirklichkeit. Mein Auge hob sich zur heitern Bläue des Himmels, von wannen alle der Segen kam, und ich dankte Gott aus voller Seele.

Jetzt öffnete sich die Thüre: Herein, mein Freund, herein, Albert, mein Sohn, daß ich Dich und meine Antonie segne! so rief verklärten Angesichts der Greis. Wir eilten zu ihm, und sein Segen befestigte unsern Bund. Ich schloß Antonie in meine Arme und fragte: Gibt es Glücklichere?

Sie legte ihre kleine Hand auf meinem Mund und sprach halblaut: Unberufen — Nein!

Es hielt unglaublich schwer, den Greis zu bestimmen, uns gen Straßburg zu begleiten. Doch willigte er endlich ein.

Unsere Ankunft dort war ein neues Freudenfest für die Tante. Unser Hochzeitfest folgte bald, an dem auch der alte Jerome unser glücklicher Gast war.

Und das Glück lächelte uns noch lange. Als endlich der Tod uns unsere drei Lieben entrissen hatte, verließen wir Straßburg und siedelten uns in Heidelberg an. Das Glück war uns günstig. Wir sahen unsern Wohlstand mit dem Häuflein unsrer Kinder wachsen. Dies weckte den Wunsch in mir, das Vaterhaus an mich zu kaufen und dort unsre Tage zu beschließen. Aber ich fand es nicht mehr; ich fand Vieles anders und kehrte zurück in den Schoß meiner Familie, überzeugt, daß das Glück an keine Räumlichkeiten gebunden ist.

Miscellen.

(Fortschritte des Christenthums.) Folgende Zahlverhältnisse zeigen die progressive Vermehrung der Bekenner der Christusreligion von den ersten Zeiten der Kirche an bis in das neunzehnte Jahrhundert. — Erstes Jahrhundert 500,000 Menschen; zweites Jahrhundert 2 Millionen; drittes Jahrhundert 5 Mill.; viertes Jahrhundert 10 Mill.; fünftes Jahrhundert 16 Mill.; sechstes Jahrhundert 20 Mill.; siebentes Jahrhundert 28 Mill.; achtes Jahrhundert 30 Mill.; neuntes Jahrhundert 40 Mill.; zehntes Jahrhundert 50 Mill.; eilftes Jahrhundert 70 Mill.; zwölftes Jahrhundert 72 Mill.; dreizehntes Jahrhundert 75 Mill.; vierzehntes Jahrhundert 81 Mill.; fünfzehntes Jahrhundert 100 Mill.; sechszehntes Jahr-

hundert 125 Mill.; siebzehntes Jahrhundert 185 Mill; achtzehntes Jahrhundert 250 Mill.; neunzehntes Jahrhundert 260 Millionen Menschen.

Am 7. Februar, wo zu London ein so heftiger Wind herrschte, daß er nach der Versicherung der dortigen Blätter Hunderte von Hüten u. dgl. entführte, und unzählige spaßhafte Scenen veranlaßte, wandelte ein elegant angezogenes, dem Anscheine nach, junges Frauenzimmer über die Blackfriarsbrücke, die eine Hand im Muff, die andere mit der Haltung eines an einem Sammthut vom neuesten Schnitt befestigten kostbaren Schleiers beschäftigt. Da kommt ein Windstoß und lüftet die Säume ihrer Gewänder gar zu unverschämt in die Höhe; sie läßt den Schleier einen Augenblick fahren, um dieses Basrelief wieder in Ordnung zu bringen. In diesem Augenblicke aber entführt ihr die vermuthlich scheelsüchtige Windesbraut Schleier sammt Hut und Unterhäubchen, dazu aber auch — o wehe! — ihr gesammtes Haar, das in agaçanten Locken ihre Schläfen und Wangen umringelt hatte. Die scheinbare „Miß noch in den Zehnern," wie die Engländer sagen, stand, wie vom Schlage gerührt, als eine haarlose hohe Vierzigerin da, ein unauslöschliches Gelächter schallte rings um sie her: da ergreift einer von den Umstehenden, von Mitleiden mit der vor Beschämung fast Besinnungslosen ergriffen, sein Taschentuch, schlingt es ihr rasch ums Haupt, führt sie zu einem eben vorüberfahrenden leeren Miethwagen und fährt mit ihr nach ihrer Wohnung.

(Scenen aus der englischen Gerichtspraxis.) Ein wohlhabender, unbescholtener Mann, Marchin Clifford, kam mit werthvollem Gepäck in ein Städtchen bei Cambridge, zog in ein Wirthshaus und hielt sich daselbst etwa vierzehn Tage lang in Geschäften auf. Hiernächst begab er sich auf einige Tage nach Cambridge, ließ aber sein Gepäck zurück und sagte, er werde wiederkommen. Mehrere Tage verstrichen, der Wirth wurde besorgt und ließ das Gepäck untersuchen, wo sich, unter guten Kleidern und Gegenständen von Werth, ein Band von Byron, etwa zwei Schillinge werth, vorfand, welcher einem Kellner gehörte. Der Fremde wurde verhaftet, vor Gericht gestellt, und obgleich er betheuerte, das Buch nur zum Lesen zu sich genommen zu haben, was auch ganz klar war, so wurde er doch als Dieb zu dreimonatlichem Zuchthaus verurtheilt, und ist somit für sein ganzes Leben beschimpft und zu Grund gerichtet. — Der Marquis Waldgrave fiel einen Polizeidiener auf der Straße an, prügelte ihn halb todt, raubte ihm den Hut und zog fröhlicher Dinge von dannen. Vor Gericht ermahnte der oberste Richter England's, Lord Denman, die Partheien zum Vergleich, und der steinreiche Marquis wird den Mißhandelten mit ein Pfund abfinden. Das heißt Gleichheit vor dem Gesetz, aber eine wächserne Nase der heiligen Justitia!

Verwichenen Samstag ging ein Kassenbedienter, Hr. P..., des Abends durch die Jonystraße, nach dem Marais: er trug auf seiner Schulter einen Sack mit fast 10,000 Fr. in Silbermünze, und in seinem Portefeuille befanden sich über 20,000 Fr. in Bankbillets; er verdoppelte seinen Schritt, den die Last, die er trug, etwas erschwerte, als plötzlich drei Individuen über ihn herfielen, und ihn zu Boden warfen; der starke und muthige Diener setzte den Angreifenden einen lebhaften Widerstand entgegen; bald ergriffen die drei Banditen die Flucht und der Kassenbedienter beeilte sich, seinen Sack aufzuheben; allein in diesem Augenblick bemerkte er, daß ihm seine Brieftasche entwendet worden. Aus der Nähe verfolgt, waren die Diebe auf dem Punkte erhascht zu werden, als sie an der Marienbrücke ankamen. Dann trennten sie sich alle drei; einer von ihnen näherte sich der Brustwehr, und schleuderte die Brieftasche in den Fluß; er wurde im nämlichen Augenblick verhaftet, während ein wackerer Mariner die Brieftasche auffischte und sie wohlbehalten zurückbrachte; der zweite Bandit konnte erst auf den Abend verhaftet werden, und später wurde der Dritte zur Verfügung der Justiz gestellt.

Hier eine merkwürdige Probe von Geistesgegenwart und Muth. Bei der Rückkehr des ersten Wagenzugs von Medeah nach Muzaia hatten sich Unvorsichtige, nachdem das Bivouac bereits aufgeschlagen war, aus dem Lager entfernt, um Gras für ihre Pferde zu schneiden; vier oder fünf wurden enthauptet, worunter ein Kolonist. Ein maurischer Gendarme hatte sein Pferd an einen Baum gebunden und seinen Mantel ausgebreitet, den er mit Gras füllte, so wie er es abschnitt, als er einen Haufen Araber auf sich zukommen sah. Was thut unser Tapferer? er läßt den Mantel im Stich und klettert auf den Baum, wo er, mit einer Flinte bewaffnet, eine regelmäßige Belagerung aushält. Als unsere Soldaten ihn befreiten, hatte er 15 Kartuschen verbrannt. Die Araber wagten es nicht, dem Baume sich zu nähern, um das Pferd loszumachen, und sie zogen sich zurück, indem sie blos den himmelblauen Mantel mitnahmen.

[Der Jude und der Branntwein.] Ein polnischer Jude, der sein Gehör verloren, klagte dieses Uebel seinem Arzte. „Das kommt von zu vielem Branntweintrinken", meinte der Arzt. Der Jude trank eine Zeitlang keinen Branntwein, und bekam sein Gehör wieder. Nach drei Monaten trifft der Jude wieder mit dem Arzte zusammen, und ist wieder so taub, wie vormals. Der Arzt schreit ihm zu: „Ihr habt gewiß wieder Branntwein getrunken? „Ja", antwortete dieser, „das hab ich, denn sehen Sie, Herr Doktor, ich habe sechs Wochen keinen Branntwein getrunken, und recht gut gehört, aber alles, was ich gehört habe, war nicht so gut wie Branntwein."

„Freund, was halten Sie von der Wasserkur?" — Nicht viel. — „Nicht viel? Recht, ich habe auch immer nicht viel davon gehalten; aber jetzt fange ich an, ganz anders darüber zu denken, ich sage Ihnen ganz anders. — Anders?" — „Allerdings. Anders und besser; ich halte viel, ich sage Ihnen, sehr viel davon, und schon einer einzigen Eigenschaft wegen gebe ich ihr vor jeder andern Kur den Vorzug." — Und diese wunderbare Eigenschaft wäre? — „Ganz einfach die: Jede andere Kur macht das Wasser zu Wasser; aber diese macht das Wasser zu Gelde.

Charade.

Die ersten Beiden deuten dir ein Zeichen
Des Dienstes und der Unterwürfigkeit,
Denn nie vernimmt man sie bei seines Gleichen,
Wo Freund dem Freund die bied're Rechte beut.
Doch auch die Thoren lassen sie ertönen
In wilder Lust der frohbewegten Zeit,
Wo Jeder ungestraft den Andern mag verhöhnen
In hergebrachter alter Freudigkeit. —
Die beiden Letzten dienen zur Bekleidung,
Zur Zier und Noth zum Schutz für Mann und Weib,
In Form gebracht nach des Geschlechtes Scheidung,
Doch auch zum eleganten Zeitvertreib.
Ein Jeder wählt dieß Stückchen nach Gefallen,
Wie uns bereits ein altes Sprichwort lehrt,
Und hörest du das Ganze fröhlich schallen,
Dann glaube mir, es ist die Welt verkehrt.

№ 39.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Deserteure.

Eine Begebenheit aus dem siebenjährigen Kriege.

Von Theodore S. Fay.

(Schluß.)

Die beiden Veteranen schlichen mit klopfendem Herzen durch die Nacht, einer Gruppe nach der anderen, den Schildwachen ungesehen vorbei, und kamen endlich glücklich aus dem Gewirre bewaffneter Soldaten in das freie Feld, sie athmeten freier und fingen an zu laufen und eben wollten sie einander glückwünschend in die Arme fallen, als ihnen eine barsche Stimme entgegen rief:

„Halt! Wer da?"

Beide Flüchtlinge blieben stehen und das Blut gerann in ihren Adern; aber sie antworteten nicht.

„Wer da?" — rief die Stimme zum zweiten Male.

Karl und Adolph spannten ihre Gewehre.

„Laßt uns ruhig unseres Weges gehen," — sagte Karl — „und wir thun Euch nichts zu Leide; wenn Ihr uns anhaltet, so geben wir Feuer."

„Ha!" — schrie der Anrufende, indem er bis dicht vor die Flintenläufe trat — „Deserteure! Streckt das Gewehr!"

Ein doppelter Schlag mit dem Schwerte schlug ihre Waffen nieder, welche ihnen auch von selbst aus der Hand gefallen wären, denn vor ihnen stand in Kanonenstiefeln, blauem Rock, mit rothen Aufschlägen, dreieckigem Hut und Zopf — der König.

„Wer seyd Ihr? — donnerte ihnen Friedrich zu, indem seine scharfen, blauen Augen Wuth und Verachtung sprühten.

„Unglückliche, Sire!"

„Wie! um diese Zeit! Am Abend vor einer Schlacht? wo das Vaterland jeden Arm, jeden Blutstropfen verlangt, sich wie die Diebe und Räuber in der Nacht wegstehlen und Eure tapferen Kameraden dem Tode überlassen? Weg mit Euern Gewehren, Ihr Feiglinge!"

Die beiden schuldbewußten Deserteure sahen einander an und gehorchten.

„Folget mir."

Sie folgten ihm.

Der Monarch ging schnell zu, bis er an die Vorposten kam; er übergab sie der Wache, und verhörte sie selbst auf der Stelle.

„Wie heißest Du?"

„Karl Schulz!"

„Und Du?"

„Adolph Arndt!"

„Ihr gehört zum Regiment Möllendorf?"

„Ja, Sire."

„Ihr wolltet desertiren, als ich Euch traf?"

„Ja, Sire."

„Ihr gesteht es also ein?"

„Ja, Sire!"

Der Generaladjutant, der unbemerkt in einer kleinen Entfernung folgte, kam jetzt näher und zugleich mit ihm eine Patrouille von drei Mann mit einem Offizier.

„Oberst Kaunitz" — sagte der König zu seinem Adjutanten — „diese beiden Schurken, welche ich beim Desertiren ertappte, haben ihr Verbrechen eingestanden. Sie können auf keine Gnade Anspruch machen. Führe Er sie mit der Patrouille zum ersten Wachtposten, und theile Er dem kommandirenden Offizier meine Ordre mit, sie in einer halben Stunde erschießen zu lassen."

Der Adjutant verbeugte sich; die Beiden wurden abgeführt. Der Monarch sah die traurige Schaar militärisch aufmarschiren, und ihre schweren Tritte verhallten immer mehr, ehe er seine funkelnden Augen an den Gestalten der beiden armen Teufel, die so plötzlich an den Rand der Ewigkeit geschleudert wurden, abwendete — und die, obgleich sie nach unseren Begriffen bedauernswerth waren, dem vollendeten, an strenge Disciplin gewöhnten Feldherrn, des beim Militär gefährlichsten und entehrendsten Verbrechens schuldig schienen.

Oberst Kaunitz kehrte bald zurück.

„Sire, die beiden armen Leute sind bereit, und die Execution wird sogleich stattfinden, aber —"

„Aber?"

„Oberst Möllendorf hat mich gebeten, Eurer Majestät diese beiden, bei ihnen gefundenen Briefe zu überreichen, da er glaubt, daß vielleicht —"

„Nun weiter." —

„Daß Eure Majestät dieselben vielleicht lesen möchte."

„Wie lauten sie?"

Der Offizier las sie laut vor.

„Was will Oberst Möllendorf damit sagen, daß er mir die beiden Briefe zustellen läßt? — fragte der König.

„Sire?"

„Die Kerle sind schuldig."

„Ja Sire, das gestehen sie auch ein. Ihre Schuld ist keinem Zweifel unterworfen."

Und gerade jetzt, wo morgen das Schicksal meines Reiches entschieden werden soll."

„Oberst Möllendorf hat mich ersucht, Ew. Majestät mitzutheilen, daß der Charakter der beiden Leute vortrefflich ist, daß sie so lang und tapfer in Eurer Majestät Dienst gefochten haben, daß sie beim Regiment allgemein beliebt und bei jedem Angriff die Ersten gewesen sind."

„Ich hoffe doch nicht, daß der Oberst Möllendorf mir den albernen Rath geben will, die Schuldigen zu begnadigen?"

„Er hat mich Eurer Majestät vorzustellen, daß ein Gefühl von — von —"

„Nun?"

„Von Kälte im Dienst sich der Truppen bemächtigt hat, und daß es gerathen wäre, dies Gefühl wo möglich nicht noch zu steigern."

„Mon Dieu! Monsieur le Colonel! was will er denn?"

„Er hat mich bevollmächtigt, in seinem Namen Eurer Majestät mitzutheilen, daß allgemein, sowohl bei den unteren Offizieren wie bei den Leuten ein Widerwille gegen eine Schlacht unter den jetzigen Umständen herrscht. Wenn wenigstens Ew. Majestät in Ihrer Weisheit, der wir uns stets unterworfen haben, geruhten, so denkt er, es würde eine günstige Wirkung hervorbringen, wenn —"

„Ich diese Leute begnadigte?"

„Ja Sire."

„Das werde ich nicht, Herr Oberst! Ich will es nicht; mein Entschluß steht fest; ich würde meine Leute zu Weibern und Knaben machen. Wenn ein Soldat desertirt, so muß er sterben."

Der Adjutant schwieg; der König entfernte sich schnell mit ihm, und ehe Einer von Beiden es merkte, waren sie auf der Richtstätte angekommen. Ein Detaschement von zwanzig Mann war schweigend und finster, einem offenen Platze gegenüber, wo die beiden Opfer, ohne Montur, mit gebundenen Händen schon knieten, um die tödtliche Salve zu empfangen, aufmarschirt. Die Truppen standen in Reihe und Glied umher. Todesschweigen, das nur dann und wann von dem Klirren eines Säbels oder eines Gewehres unterbrochen ward, herrschte. Die Scene war zur Genüge von Fackeln erhellt, welche in Zwischenräumen von harten, unbeweglichen Händen gehalten wurden, und bei dem grellen Licht sah man die traurigen oder unzufriedenen Gesichter der Fackelhalter.

Die vom Könige bestimmte halbe Stunde war bis auf zwei Minuten verstrichen. Der Lieutenant, der die Exekution kommandirte, hatte sich an den Flügel der Mannschaft gestellt, und erhob den Degen.

„Macht Euch fertig!"

Das Knackern der Gewehrhähne von zwei Gliedern zeigte an, daß das Kommando erfüllt war.

„Legt an!

Ein Klirren entstand durch diese Bewegung der Flinten.

„Halt" — rief ein alter Soldat.

Dieses verwegene Unterbrechen der Execution erregte allgemeines Erstaunen.

„Sire" — sagte dieser vortretend — „darf ein alter Soldat am Abend vor einer Schlacht, in der er vielleicht sein Leben für Eure Majestät verliert, um eine Gnade bitten?"

„Na, sprich, alter Schnurbart!"

„Begnadigen Sie Einen — wenigstens Einen dieser Leute."

„Gut! Ja! Aber welchen sollen wir nehmen? Wollt Ihr den, der sterben soll, wählen?"

„Nein, Sire! Das Schicksal mag entscheiden."

Gut!"

„Lassen Sie sie zu jenem Stein führen, und mit diesem Würfel knöcheln, wer das Höchste wirft, muß Ew. Majestät morgen im Felde dienen.

„Es sey! — sagte Friedrich, der eben so wie Napoleon, seine Soldaten im Herzen mehr liebte, als die Offiziere — „aus Gnade und um Euch zu zeigen, wie ungern ich sogar den Schuldigen strafe, bewillige ich das Gesuch."

Ein lauter Jubel erhob sich, und dennoch war er nur getheilt. Die beiden armen Soldaten wurden vorgeführt. Sie waren bleich, und das Schwimmen ihrer Augen zeigte, wie nah sie dem Tod gewesen, und noch waren, aber sie schritten ruhig und fest einher, und sahen einander an.

„Gib mir die Hand, Freund" — sagte Karl — wir sind schlimm daran."

„Ja, ja" — antwortete Adolph, indem er des Freundes Hand erfaßte — „aber darum keine Feindschaft."

„Nein — nicht die mindeste. Im Gegentheil, ich empfehle Dir, im Falle ich verliere, meine Familie."

„Und ich desgleichen."

„Noch eine Umarmung!"

Sie umarmten und küßten einander.

„Wohlan!" — rief Karl — gib mir den Würfel!"

Es war nur ein Würfel da, und der sollte aus der freien Hand geworfen werden.

Karl warf ohne Zaudern.

„Fünf!"

„Gib her" — sagte Adolph — „Ha! fünf mit!"

„Noch einmal!" rief Karl, und warf.

„Sechs!" — sagte der König — „Du bist frei!"

Karl bedeckte das Gesicht theils aus Freude, theils aus Gram über seinen, dem Tode sicher geweihten Freund mit den harten und gebräunten Händen.

Dieselbe Ueberzeugung von seinem Tode hatte auch Adolph, denn voll Entsetzen rief er:

„So fahre hin, Leben!" — und schmetterte mit der Kraft der Verzweiflung den Würfel gegen den Stein.

Ein Schrei der Verwunderung schallte von allen Lippen, und ward zum allgemeinen Jubelruf.

Der Würfel war zersprungen. Eines von den beiden Stücken zeigte die Sechs, das andere die Eins.

„Sire" sagte der alte Soldat, der zuerst diese Art der Entscheidung vorgeschlagen hatte — „Ew. Majestät haben Karl schon das Leben zugesprochen, und Adolph ist nach den Bedingungen des Gottesurtheils frei."

„Gut — gut," — sagte der König. „Sie sind frei! Gibt es hier noch mehrere Deserteure, so sollen sie bis morgen warten, und wenn wir den Feind nicht schlagen — so wollen wir Alle zusammen desertiren."

Der Morgen brach an. Die Schlacht (von Torgau) ward geschlagen. Der Sieg krönte die Stirne des Königs mit frischem Lorbeer. Karl und Adolph fochten so tapfer, daß ihr Benehmen die Aufmerksamkeit des Kommandeurs auf sich zog, da Jeder von Beiden durch Wunder der Tapferkeit mit half, das Schicksal dieser berühmten Schlacht zu entscheiden.

Der Würfel ward aufbewahrt, und wird noch den Fremden von dem höflichen Aufseher des Kunstkabinets, in dem dritten Stockwerk des königlichen Schlosses zu Berlin gezeigt.

Louis Bonaparte als König in Holland.

Louis Bonaparte wurde in seinem siebenundzwanzigsten Jahre König wider seinen Willen. Welches Mährchen der Tausend und einen Nacht nimmt wohl einen phantastischeren Anfang?

Sobald er in die Hauptstadt eingezogen war, bot der improvisirte Hof des widersprechenden Monarchen ein Schauspiel, welches in vollkommenem Einklange mit dem Romane seines Ursprungs stand. Das diplomatische Corps und der Hofstaat des Königs fanden weder Palast noch Tafel bei einem repu-

blikanischen Volke, das in Zeit von vierundzwanzig Stunden zu königlichen Unterthanen umgewandelt worden war; sie mußten in einem Gasthofe wohnen und bei einer Schauspielerin speisen. In diesem Gasthofe, der den Namen des Marschalls Türenne führte, mußten die Gesandten der beim König Ludwig I. vertretenen Mächte ihre Kanzeleien wohl oder übel in sehr beschränkten Zimmern unterbringen, deren Thüren alle nach Einem Korridor hinausgingen. Auf diesem Korridor wurden die Rechte des Vortritts mit minderer Strenge geltend gemacht, als auf dem Wiener Congresse. Der Schein einer Lampe zeigt Nr. 1, russische Gesandtschaft, Herr v. Nesselrode; Nr. 2 österreichische Gesandtschaft, Herr v. Feltz; Nr. 3, der Graf v. Loewendal u. s. w. Der französische Gesandte, Dupont-Chaumont, war der einzige, der eine Strohmatte vor der Thür liegen hatte.

Der leidenschaftlichste Kampf der feindlichen Interessen entspann sich an der gemeinsamen Tafel. Mlle. Lobé vom französischen Theater im Haag hatte hier die Rolle der Ninon de Lenclos unter ihren Anbetern der Place Royale im siebzehnten Jahrhundert übernommen.

Das Ministerium wurde bald zusammengebracht; Mollerus, Gogel, Twent, Roel, van der Goes waren Männer, die alle Achtung verdienten; aber die Fatalität, welche auf dieser merkwürdigen Regierung lastete, offenbarte sich von Anfang an. Einige Höflinge hatten den König überredet, er sey der Landessprache vollkommen mächtig; er wollte demnach die Generalstaaten holländisch anreden; bevor jedoch die Rede zu Ende war, schwebte Lächeln auf aller Lippen. Etwas später, gleichsam als ob der Zufall alle seine Launen an ihm hätte auslassen wollen, verwirrte sich eine Debatte, welche die Minister in der Landessprache begonnen hatten, so sehr, daß sie zum Französischen ihre Zuflucht nehmen mußten.

Diese und ähnliche komische Vorfälle bekümmerten den König, dem deren nachtheilige Wirkung nicht entging. Daher unterließ er auch nichts, was seiner Krone eine moralische Stütze verleihen konnte. So unternahm er eine Pilgerfahrt nach Saardam. Die Huldigung, die ein aus dem Volke hervorgegangener Fürst einem Monarchen erwies, der wenigstens für einige Zeit in die Reihen desselben zurückgekehrt war, zeigt ebenfalls von einer edlen Gesinnung. In jener Zeit war das elegante steam-boot, welches die Reisenden jetzt nach dem Y bringt, noch nicht vorhanden; Napoleon hatte den Dampf proscribirt; man mußte mit der naoht schuit vorlieb nehmen.

Welche Fahrt! Auf dem Boote befanden sich der Bruder des großen Napoleon; in seiner Gesellschaft Gesandtschafts-Sekretäre, Minister, Neugierige; hinter ihnen entrollte sich das prachtvollste Panorama: Amsterdam, bewimpelt und beflaggt zu Ehren Louis Buonaparte's, Amsterdam, die schwimmende Stadt, das holländische Delos. Vorwärts des Schiffes entfaltete sich dagegen ein bukolisches Tableau: üppige Wiesen, zwischen denen hohe Segel emporragten, so daß die Schiffe aus der Grasdecke zu schwimmen schienen. Auf diesen weiten Flächen traf der Blick auf keinen Menschen; sie waren ganz und gar von dem Lieblingsvolke Paul Potter's, von weidenden Rindern, und frei umherschweifenden Heerden eingenommen. Es schien fast, als ob diese höhnisch auf den Monarchen herabschauten, dem sein Thron weniger Sicherheit bot, als ihnen die beständig dem Anstürmen des Meeres ausgesetzten Weideplätze.

In Saardam fand der König auch keine Beruhigung. Der Anblick des reizenden Dorfes von buntem Holze, der elliptisch ausgeschnittene Hafen, die vierhundert tausenden Mühlen machten einen freundlichen Eindruck auf ihn; aber die Schlange lauerte unter den Blumen. Als man der Häusergruppe näher kam und die Einwohner auf ihren Lusthäusern mit unerschütterlicher Ruhe ihre Pfeifen rauchen und die „Vrai Hollandaise" lesen sah, die neue Zeitung, welche Herr von Ferriére und Louis für sie redigirten, da entschlüpfte dem Munde Aller ein Schrei der Verwunderung. Auf dem Giebel jedes Häuschens las man Worte des Friedens und der stillen Zufriedenheit, Axiome und Sentenzen, welche als Ausdruck der Volksweisheit von einem Ende der Welt zum andern verbreitet sind, Aufschriften wie folgende: „Hier weilt der Frieden." — „Hoffnung und Ruhe." — „Ich bin zufrieden." — „Ich liebe meine Mitmenschen." — „Vaterland und Ehre", und ähnliche. Beim Anblicke dieser Inschriften, von denen einige unter den damaligen Umständen beißende Satyren waren, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen auf den König hinzuschauen. Sein Charakter widerstand diesem Eindrucke nicht, und das traurige Verhängniß seiner Regierung schien sich in seinen Zügen abzuspiegeln.

Fast jeder Tag brachte solche Winke der Vorsehung, geheimnißvolle Andeutungen. Bald waren sie düster wie das Geschick des Fürsten, bald burlesk wie eine Fastnachtsposse. Im Jahre 1808, während der Hof sich zu Utrecht aufhielt, wendeten sich die Hofleute an einen Schauspieler, Namens Moraitrier, der sich im französischen Frack mit leichter Eleganz bewegte, um von ihm die Kunst zu lernen, wie man einen Federhut halten oder einen Degen à la Richelieu umgürten müsse. Aber Moraitrier's Kunst scheiterte an den bürgerlichen und militärischen Gewohnheiten von Leuten, die wohl dazu gemacht waren, um Holland zu erobern, aber nicht, um sich darin zu behaupten.

Im Palaste kamen die lächerlichsten Scenen vor. Ein Oberkoch, Namens Darras, der sich, wie Vatel, durch eine verleumderische Nachrede in seiner Ehre gekränkt glaubte, drang einst beim Frühstück bis zum Könige. „Sire", sagte er, „man hat mich verleumdet, aber ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; und da ich Ihr Vertrauen verloren habe, so gebe ich Ew. Majestät die Schürze meines Dienstes zurück." Mit diesen Worten legte er, wie ein abgedankter Minister sein Portefeuille, die Schürze auf den Tisch des Königs nieder. Einen weniger zur Schwermuth geneigten Fürsten würde dieser lächerliche Stolz erbittert oder belustigt haben. Louis antwortete mit Lächeln: „Darras, ich bin mit ihnen zufrieden; nehmen Sie die Schürze zurück." — „Sire", entgegnete der Koch mit tiefer Verbeugung, „Ihnen kann ich nichts abschlagen." Ein anderesmal sagte der König zu Giraud, seinen ersten Chirurgus: „Giraud, hätten Sie wohl je geglaubt, daß Sie der Chirurgus eines Königs werden würden?" — „Und hätten Sie wohl Sire", entgegnete der Franzose pikirt, „noch vor kurzem daran gedacht, daß Sie König werden würden?"

Pariser Gerichtsscenen.

Verhandlung vor dem Disciplinar-Rathe der 5. Legion der Pariser National-Garde.

Ouvrilliot. Geehrte Richter, zanken Sie mich nicht, daß ich einen Tag lang von meinen Posten abwesend war; ich gebe ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß ich nichts dafür kann — die Uniform ist Schuld daran; dieser vermaledeite Frack hat mich compromitirt, und zu Gemeinheiten verleitet....

Der President. Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke.

Duvrilliot. Ja, zu Gemeinheiten! ich kann keinen andern Ausdruck finden. Ich habe meinen Schnurrbart in römischen Punsch getaucht — ich habe auf meiner Patrontasche Platz genommen, und mich dem Genusse von vier schlechten Cigarren hingegeben.... ich empfehle mich der Milde meiner gestrengen Richter.

D. Präsid. Führen Sie Ihre Entschuldigungsgründe an.

Duvrilliot. So wie ich in die Wachtstube trat, erbat ich mir als ganz besondere Gunst, zum Frühstück gehen zu dürfen. Als ich diese ehrwürdige Pflicht erfüllt hatte, und eben im Rückweg begriffen war, ersuchte mich ein Bauer, ihm den Weg nach dem Vendome-Platze zu zeigen. „Hier, auf dieser Seite Landsmann," sprach ich, „Ihr werdet schon von weitem das erlauchte Erz (die bronzene Statue Napoleon's) erblicken." — „Kamerad," versetzte der brave Mann, „Ihr seyd Militär, ich seh's an Euerm Rocke. Auch ich war es; ich habe 7 Jahre unter dem Kleinen gedient: in Moskau ist mir ein Onkel umgekommen, und ein Vetter von mir dient noch als Perückenmacher bei den Sapeurs... wir sind also Kampfgenossen; laßt uns Eins mit einander trinken!" Seine Gründe schienen mir schlagend; er hielt mich für einen wackern Kriegsmann — und ich sah nicht ein, warum ich ihm seinen Irrthum benehmen sollte. (Allgemeines Gelächter.)

D. Präsid. Ihr seyd also mit einander in einem Caffeehause gewesen?

Duvrilliot. Sie haben es errathen — ich konnte nicht umhin. — „Donnerwetter!" rief mein Kamerad, „Ihr habt da eine Bärenmütze auf dem Genick, die sich gewaschen hat; ich trug eine ganz ähnliche, als ich die ägyptischen Piramiden bestieg.... ich habe sogar eine Frau jenes heißen Landes verführt, die in den Diensten des Pascha stand.... Später ließ er sie spießen, weil sie mir eine Flasche Wein und ein Päckchen Lebkuchen heimlich durch's Küchenfenster zugesteckt hatte." (Anhaltendes Lachen.)

D. Präsid. Sind Sie denn lange durch diesen alten Soldaten aufgehalten worden?

Duvrilliot. Das will ich meinen! Der Kerl schenkte ein, daß mir angst und bang wurde. - „Freund," sprach er, „habt Ihr gute Löhnung?" — „Könnts nicht sagen," versetzte ich, „wir müssen uns im Gegentheil unsere Montur selbst stellen, und noch obendrein dem Tambour Trinkgelder bezahlen." — „Oho, zu meiner Zeit ging's nicht so knauserig her; als ich noch Tambour-Major in Preußen war, da hatten wir reichlichen Sold.... und die Lebensmittel! Ich lag bei einer Preußischen Gräfin im Quatier, die setzte mir tagtäglich fette Hühner vor. Hergott, wie mich die Creatur lieb hatte! Kaum ein paar Tage nach dem Abmarsch unseres Regimentes fand man sie in einem Sauerkrautständer erstickt. Das war Selbstmord um meinetwillen!" (Man lacht laut.)

D. Präsid. Mit einem Worte, dieser Mensch war also Schuld an Ihrem Dienstversäumnisse?

Duvrilliot. Wie ich Ihnen sage, oder vielmehr — wie ich Ihnen schon gesagt habe, meine Uniform war Schuld. Er hat mir einen unverschämten Rausch angehängt, mir, der ich im Durchschnitt nur klares Wasser zu mir nehme! — Zuletzt aber wurde mir's gar zu toll, denn er fiel mit seinem Stock auf mich aus. „Ihr kennt den Degen," rief er. — „Ja wohl, versetzte ich, — vom Sehen; unsere Stadt-Sergeanten sind große Freunde dieses Möbels...." — „Holla Kamerad," schrie er plötzlich, pariret mir diesen Stoß! — eins — zwei — lustig — ausgefallen!" — Ich wollte lieber," entgegnete ich, „das wäre Euch nicht eingefallen — ich mag diese unschicklichen Spiele nicht." — „Wie, Ihr seyd ein Schnurrbärtiger Grenadier, und fürchtet Euch vor der Fuchtel?" — „Ja, ich gesteh' es offen, diese Unterhaltung gehört nicht zu meiner Specialität.... fangen wir was Anderes an." — „So bist Du denn kein Soldat?" schrie er, so laut wie ein Ausrufer. — „Nein, zum Teufel," versetzte ich beleidigt, „ich bin Lampenanzünder!" (Gelächter.) „Was, Du bist nicht bei Wagram blessirt worden; Du hast die Füsse nicht in Rußland erfroren? Und Du unterstehst Dich, mit mir anzustoßen? Bomben-Donnerwetter!" — „Es thut mir unendlich leid," erwiederte ich verdutzt, „daß ich nicht das Glück habe, diese Gebrechlichkeiten zu besitzen; aber ich habe, mit dem besten Willen von der Welt, an beiden Füßen nur ein Hühnerauge und ein paar Winterbeulen aufzuweisen...." (Schallendes Gelächter.)

D. Präsid. Das Alles soll also beweisen, daß Sie wider Ihren Willen vom Dienste abgehalten worden sind.

Duvrilliot. Allerdings, Hr. Präsident; ich konnte mich erst spät von diesem wüthenden Eisenfresser losmachen.... und was war Schuld? Die Uniform der National-Garde. (Den Rock ausziehend) Hier überliefere ich den Thäter der Rache des Gesetzes!

Der Bürger-Soldat wird zu zwölfstündiger Einsperrung verurtheilt.

Verhandlung vor dem Disciplinar-Rathe der 8. Legion der Pariser National-Garde.

Häusliche Geschäfte.

Präsident: Wollen Sie uns doch sagen, Herr Arony, warum Sie erst um zehn Uhr auf Ihren Posten zurückgekehrt sind? — Arony: Ich hatte ein dringendes häusliches Geschäft zu verrichten; meine Frau nahm mich stark in Anspruch. — Präsident: Der Disciplinarrath hat keine Notiz von Ihren häuslichen Angelegenheiten zu nehmen. — Arony: Ja, mein Gott, wenn man ein Mensch ist, so kann man doch menschliche Dinge nicht vermeiden. Ich sage Ihnen, ich hatte ein so dringendes Geschäft, daß ich an nichts Anderes denken konnte. — Präsident: Nun, was war es denn? — Arony: Ich mußte meine Frau durchprügeln. (Allgemeines Gelächter.) — Präsident: Sie sollten sich schämen, einen solchen Grund öffentlich anzuführen. — Arony: Ei, warum nicht gar? ich habe schon seit zehn Jahren diese Gewohnheit; auch meine Frau ist vollkommen damit vertraut: ja, sie würde diese Züchtigungen jetzt gar nicht mehr missen können; denn so oft ihre Natur eine Gemüthsbewegung bedarf, so ärgert sie mich, und ich verstehe dann gleich, was sie will. — Präsident: Nehmen wir auch an, es wäre eine rechtsgiltige Entschuldigung, daß Sie Ihre Frau geschlagen haben, so konnte Ihnen doch dieses häusliche Geschäft, wie Sie es nennen, nicht so viele Zeit wegnehmen, daß Sie erst um zehn Uhr wieder auf Ihrem Posten waren. — Arony: Das Geschäft an sich selbst allerdings nicht; allein nachdem die gute Frau ihre Tracht Prügel hatte, mußte ich sie doch trösten, und dazu brauchte ich zwei geschlagene Stunden — das Trösten geht nicht so schnell, als das Prügeln. — Daß der Disciplinarrath diese Entschuldigungen nicht gelten ließ, wird der geneigte Leser sich wohl denken.

Auflösung der Charade im Blatte Nro. 37:

Schellenkappe.

№ 40.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Das Unglück.*)

Das Unglück ist ein Mann von Eisen,
Es rüttelt mit der rauhen Hand
Dich aus dem Schlaf, mit ihm zu reisen,
Und duldet keinen Widerstand.

Es führt dich über steile Klippen,
Auf rauher Bahn, zum Abgrund fast
Und hört nicht, wenn mit matten Lippen
Du flehest um ein Stündlein Rast.

In Nöthen wähnst du zu verblassen,
Doch merkst du erst, was du gewannst,
Wenn es dich endlich nun verlassen,
Auf eb'nem Pfad du wandern kannst.

Die Glieder, die so lang gerungen,
Fühlst du jetzt plötzlich fest und stark,
Ein frischer Hauch hat dich durchdrungen
Bis zu des Lebens tiefstem Mark.

Du fühlst dein Auge sich erhellen,
Den Geist belebt ein neuer Schwung. —
Du dankst ihm, daß es als Gesellen
Dich mitnahm auf die Wanderung.

*) Aus den „Gedichten von Nikolaus Becker. Köln, 1841. Verlag von M. Du Mont-Schauberg."

Graf Warwick's Siegelring.

(Eine Erzählung aus der Zeit der Rosenkriege. N. d. Engl. von F. F.)

Ist Einer, der des Schicksals festen Schluß
Vorher kann künden, der muß wissen auch,
Daß, was geschrieben steht im ew'gen Buch
Des Schicksals, läßt durch Menschenwitz und Kunst
Sich ändern und vermeiden nimmermehr.
Ludwig Bary.

Die Geschichte der Rosenkriege mit ihren unerquicklichen Bildern des Kampfes ehrgeiziger Großen und des ewigen Wechsels der Volksgunst, diese Geschichte mit nur wenigen Beispielen reiner Vaterlandsliebe, ist dennoch anziehend durch die sittliche Lehre, welche sie auf jedem Blatte darbietet. Im ganzen Verlauf der unheilvollen vierzig Jahre, von der Ermordung des Herzogs von Glocester bis zum Tode Richard's III. bei Bosworth sieht man, wie die Rache Jedem, der auf die Gewalt Anspruch macht, langsam, aber sicher nachschleicht und seinen verdienten Lohn zu Theil werden läßt. Alle werden von den unzerreißbaren Fäden des Schicksals umstrickt: der Betrüger wird betrogen, der Verräther verrathen, der Mörder fällt unter dem Beil oder dem Dolch, und auf all' diese Auftritte werfen Vorbedeutungen, Ahnungen, Träume und Weissagungen ein geheimnißvolles Dämmerlicht. Der noch unvollkommene Zustand der eben wieder auflebenden Wissenschaft, mehr aber noch das wechselvolle Spiel der Begebenheiten erklärt es, wie kaum zu irgend einer Zeit in England Einsicht in die Zukunft eifriger gewünscht wurde, als damals, und wie man geneigt seyn konnte, zu glauben, daß sie aus Sternen, Edelsteinen und Blumen erforscht werden möchte. Staunend über die unerwarteten Ereignisse, welche jeder Tag mit sich brachte, wandten die Menschen sich von der wandelbaren Welt den unwandelbaren Gestirnen zu; beunruhigt und mißtrauisch gegen ihre Nebenmenschen, suchten sie durch Zaubermittel und Besprechungen den Geistern der Höhe die untrügliche Kenntniß, die mächtige Hülfe abzuzwingen, welche sie bei den Erdenbewohnern vergebens suchten. So ward denn vor allen andern Wissenschaften diejenige hochgehalten, welche die Zukunft ergründen half zu einer Zeit, wo das Alte schwand, und wo die Menschen, ohne es zu wissen, am Rand einer neuen Fluth standen, welche bald die religiösen und politischen Einrichtungen des mittelalterlichen Europa verschlingen sollte. Die Forscher vertieften sich in alle tollen Träumereien, welche die schwankenden Geschicke der Menschen an die unsichtbare Welt zu knüpfen suchten. Die Astrologie nahm ihren Lehrstuhl ein auf Universitäten und schlug ihren Wohnsitz auf in Klosterzellen, wo mancher Geistliche, vergessend, daß jegliche Erforschung der Zukunft Sünde ist, die dicken Bände des Petrus Lombardus und des Thomas Aquinas bei Seite legte, um den heiteren Sternenhimmel zu betrachten, und Crucifix und Brevier mit Astrolabium und Horoscop vertauschte.

Die Stiftsherren der reichbegabten Priorei von S. Martin le Grand thaten sich nicht wenig darauf zu gute, einen der gelehrtesten Astrologen zu den Ihrigen zu zählen. Oft, während der geringe Bürgersmann, halb verschämt und halb beängstigt, an der wohlverwahrten Thür des Heiligthums von S. Martin anklopfte, um, mit seinem Silbergrot in der Hand, eine Offenbarung der Zukunft bei einem Wahrsager zu suchen, den die Furcht vor dem Galgen dorthin getrieben, geschah es, daß die ersten Herren des Landes angeritten kamen und an dem großen Thor der Priorei von ihren reichgeschmückten Rossen stiegen, nicht um in der Kirche vom Himmel Erleuchtung zu erflehen, sondern um in dem Studirzimmer des Dr. Reinbolt Bourchier sich Raths zu erholen, und sich zu entscheiden, ob sie Kampf und Streit beginnen oder ruhig zu Hause sitzen, ob sie die Sache der weißen Rose behaupten oder das Banner der rothen aufwerfen sollten, je nachdem die Sterne es durch die dunkeln

und oft unverständlichen Antworten des berühmten Forschers andeuteten.

Ein gelehrter Mann war Dr. Reinhold Bourchier, obwohl er weder seine Jugend, noch seine männlichen Jahre im Kloster zugebracht hatte. Einem jüngeren Zweig der alten Familie der Bourchiers, Freiherren Berners, angehörend, Vater hoffnungsvoller Kinder, hatte er an Höfen und in Lagern sich nicht träumen lassen, daß in seinen alten Tagen das Kloster seine Zufluchtsstätte und das Buch der Sterne sein Trost seyn würde. Wohl ihm, wenn es nicht so gekommen wäre! Aber in den früheren Kämpfen der Rosen hatte er Verluste erlitten; eine der länderverheerenden Seuchen, welche unter dem allgemeinen Namen Pest begriffen wurden, hatte seine ganze Familie bis auf einen Sprößling weggerafft, und so hatte Reinhold England verlassen, um fern von der Heimath seinen Kummer und seine Verluste zu vergessen. Endlich, nach langjähriger Abwesenheit war er zurückgekehrt, und hatte durch Begünstigung des mächtigen Mannes, der damals das Geschick des Hauses York in seiner Hand hatte, des berühmten Grafen von Warwick, einen Theil seiner Güter wieder erlangt, obwohl er sich noch immer als ein Anhänger des Hauses Lancaster bekannte. Eigene Neigung hatte ihn nun bestimmt, seinen Aufenthalt in der Priorei von St. Martin zu wählen und das Zureden seines entfernten Verwandten, des Kardinals Bourchier, Erzbischofs von Canterbury, bewog ihn, sich unter die Stiftsherren aufnehmen zu lassen. Hier verlebte er nun seine Tage im trügerischen Studium der Astrologie, und wandte alle Kräfte seines Geistes auf die Erforschung der Zukunft, und vornehmlich auf die Ergründung des einstigen Schicksals seines Enkels. Dieser Knabe, ein in Noth und Elend geborner Sohn eines geächteten Lancasters, war von einem andern gelehrten Astrologen als Derjenige bezeichnet worden, in dessen Händen einst das Schicksal der Krone Englands liegen würde.

Am Abend des 14. April 1464 saß Dr. Reinhold Bourchier in seinem Studirzimmer an seinem Pult. Ihm gegenüber nahm den eichenen Sessel mit hoher Rückenlehne ein Mann in mittleren Jahren, mit dunklem Haar und strengen Zügen, ein, dessen, vom weiten Mantel fast ganz verhülltes, goldgesticktes Wamms in jener Zeit der Kleiderordnungen verrieth, daß er den Rang eines Grafen hatte. Dieser Mann, dessen Augen forschend auf den Astrologen geheftet waren, wie der Blick des Schülers auf den Lehrer, war kein Geringerer, als Richard Neville, Graf von Salisbury und Warwick, Oberstkämmerer von England, Statthalter von Irland und Hauptmann von Calais, der Glücklichste unter den Großen, der unbezwinglichste unter den Kriegern, der erste von Edwards Unterthanen, wenn man ihn überhaupt Unterthan nennen konnte. Endlich nahm Dr. Bourchier das Wort: „Es ist Gefahr, und vieles, das nur die Zeit an's Licht mag bringen. Nichtsdestoweniger steht fest, die Sterne deuten noch auf eine höhere Bestimmung, und scheinen zu verkünden, daß Alles möglich ist für Warwick."

„Aber dieser geheime Auftrag, Edwarden eine Braut heimzubringen? Sagtet Ihr nicht, er würde sich daheim verheirathen? und sagtet Ihr nicht, meine Tochter Anna würde Königin werden?"

„So sagt ihr Horoscop. Aber es giebt noch andere Könige außer Edward," erwiederte der Astrolog.

Warwick warf dem Sprecher einen Zornblick zu. „Was? soll die rothe Rose ihr Haupt wieder erheben?"

„Was geschehen soll, wird geschehen," war die feierliche Antwort. „Für jetzt ist der Stern von York im Aufsteigen."

„Und wird es seyn, so lange Warwick noch eine Stimme zum Gebieten und eine Faust zum Fechten haben wird. Der Schwan mag sich aufschwingen und die Gazelle mag fliehen, aber der weiße Bär wird stets fest halten an dem weißen Falken von York."

„Ereifert Euch nicht, Herr Warwick," sprach Dr. Bourchier.

„Ihr seyd ein Lancasterer," entgegnete Warwick mit Heftigkeit, „und darum seht Ihr üble Vorbedeutungen für York."

„Ich sehe keine für York. Wohl aber sehe ich, was ich nicht sehen möchte, in dieser Sendung. Wann reis't Ihr ab?"

„Sobald ein glücklicher Tag sich findet."

„Das wird lange dauern."

„Am Ende bleibt meine Sendung erfolglos, denn Edward ist im Grund gar nicht dafür, und ich erlebe dagegen die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches, meine Enkel als Erben der Krone Plantagenets zu sehen."

Der Astrolog zog ein großes dickes Buch vor sich und blätterte langsam darin. Er sann nach, und sprach endlich: „Herr Warwick, willst Du Dein künftig Geschick erfahren, so merke auf, wenn es zur Complete läutet."

„Mag dies Geschick seyn, welches es wolle, stets werd' ich York anhängen", versetzte im scharfen Tone der Graf.

„Sagt nichts, Herr Warwick. Merkt auf und seht."

„St. Georg! Du arger Lancasterer, soll ich, der ich Margarethen ewigen Haß geschworen, ich, der ich eigenhändig den König Heinrich in den Tower geführt, der ich geschworen, im Leben und im Tode York's Sache nimmer zu verlassen, als wir die Ringe wechselten vorm Hochaltar von Canterbury, ich, der ich eigenhändig dem jungen Edward die Kron' auf's Haupt gesetzt — habt Ihr nicht selbst gesagt, daß unser Schicksal sich aneinanderknüpft in Wohl und Weh?"

„In Wohl oder Weh, Herr Warwick." Geschicke können in Haß sowohl verknüpft seyn, wie in Liebe."

„Sind Sie verknüpft in Liebe, Alter", rief Warwick zornig. „Mich mußt Du nicht mit Lügenprophezeihungen zu täuschen suchen. Laß die rothe Rose, wofern sie es wagt, nochmals ihr Haupt erheben. Sie soll stets finden, daß ich bereit bin, das Pfand hinzuwerfen und meinen Todfeind zu heißen, es aufzuheben." Und unwillkürlich fuhr er auf, zog seinen gestickten Handschuh aus und warf ihn auf den Boden.

„Rührt ihn nicht an, Herr Warwick", sprach der Astrolog im feierlichen Ton. „Die Stunde ist gekommen und der Mann, Euer Todfeind naht."

Laut ertönte jetzt das Geläute der dumpfen Glocke von St. Martin. Mit Grauen blickte Warwick nach der Thür.

„Weg, Herr Warwick! Ich höre Tritte auf der Treppe. Verbergt Euch hinter den Vorhang!" rief der Astrolog, und sah mit peinlicher Spannung auf die Thür, wie sie sich öffnete, und auf den Eintretenden, der lachend über die Schwelle schritt.

Er war hochgewachsen und ausgezeichnet wohlgestaltet. Von seinem Gesicht, welches großentheils mit dem Mantel verhüllt war, konnte man fast nichts weiter erblicken, als ein freudestrahlendes blaues Auge. Aber dies Auge war dem hinter'm Vorhang hervorsehenden Grafen so bekannt, daß er auf der Stelle wußte, er hatte hier keinen Todfeind, keinen grimmigen Lancasterer vor sich, sondern den, welchem er so eben Treue gelobt, den, auf dessen Haupt er die Krone gesetzt hatte — den König Edward.

„Ho! was ist das für eine Vorbedeutung?" rief der Vermummte, sprang unbefangen vorwärts und hob den Handschuh

auf mit den Worten: „Ich wollt', er wär' von einer schönen Frau!"

Eine zweite Person, kleiner von Gestalt, und ebenfalls mit verhülltem Gesicht, war unmittelbar nach ihm eingetreten, zog ihn auf die Seite und flüsterte ihm angelegentlich Etwas zu. Er trat zurück, der Kleinere trat vor und sprach: „Wir sind Söhne eines Landedelmannes. Mein Bruder will sich verheirathen, und hat die Wahl zwischen zwei schönen Fräuleins, die Eine ist eine Engländerin, die Andere eine Französin. Welche wird er nehmen?" Und damit legte er dem Astrologen ein Pergamentblättchen vor, welches ein Horoscop enthielt. Bourchier warf einen forschenden Blick auf den verkleideten König und betrachtete das Pergament. Lange und aufmerksam sann er über das Vorgelegte nach, und endlich sprach er: „Die Engländerin wird er nehmen."

Edward lachte laut auf. „Großen Dank, Herr Astrolog, für Eure fröhliche Prophezeihung!" sagte er und stieß nachlässig eine Börse mit Rosenobeln auf den Tisch. „He, Richard, Euer Falk ist mein, ehrlich gewonnen, bei S. Marien!" Sein Begleiter faßte ihn beim Arm, raunte ihm einige unvernehmliche Worte zu, und beide verließen hastig das Zimmer.

„Und dies ist mein Todfeind?" rief Warwick, hinter dem Vorhang hervorstürzend, als kaum die Thüre sich hinter den Weggehenden geschlossen hatte. „Alter Mann, was meint Ihr?" Seine bebende Lippe und die Blässe auf seinem Gesicht verrieth, welchen erschütternden Eindruck die Vorbedeutung auf ihn gemacht hatte.

„Er ist's", antwortete Dr. Bourchier feierlich. „Kennt Ihr ihn?"

„Ihn kennen? Heilige und Engel! wer kennt nicht König Edward?"

„Ich erkannte wohl, daß es sein Horoscop war, und ich bemühte mich, zu erkennen, wer es gebracht hat. Aber gewiß würde der König selber es nicht hieher getragen haben. Heilige Jungfrau! Edward von York in meiner Zelle.

„Er war es und sein Bruder Richard. Ihr kennt ihn nicht so genau wie ich. Welchen tollen und leichtsinnigen Streich gibt es, den Edward von York nicht machen möchte? Ich sehe, die Heirath mit Fräulein Bona sagt ihm nicht zu, und halb im Scherz, halb im Ernst, hat er mit seinem Bruder gewettet, daß er Euren Ausspruch hören wollte."

„Mögen die Heiligen Euch immerdar beschirmen, edler Herr von Warwick!" sprach Dr. Bourchier, ernst den kühnen Kriegsmann anblickend, der auf dem Schlachtfeld nie Furcht gekannt hatte, auf dessen Antlitz aber jetzt sich das Entsetzen malte. „So wenig wie Ihr, konnt' ich denken, daß je König Edward mich befragen würde. Aber es ist geschehen, er hat Euer Pfand aufgehoben, und Ihr mögt seiner Herausforderung gewärtig seyn."

Warwick warf sich auf den Stuhl und versank in düsteres Sinnen. Er wußte, hier konnte keine Verabredung statt gefunden haben, und er schauderte bei dem Gedanken an die grauenhafte Vorbedeutung. Aber er konnte sich nicht denken, wie Edward, der bei all' seinem Eigenwillen und Leichtsinn ihn stets wie seinen Vater geehrt hatte, sich gegen ihn wenden sollte, und eben so wenig, wie er selber, die Stütze des Hauses York, seine Hand wider das Gebäude erheben sollte, das er, mehr als jeder Andere, sich bemüht hatte, aufrecht zu erhalten, und an dessen Bestand ihm mehr. als irgend einem Andern gelegen seyn mußte. Endlich sprach er: „Rathet mir guter Doktor Bourchier, denn ich selber weiß nicht, was ich thun soll."

„Von Herzen gern möcht' ich es thun, Gnädiger Herr. „Aber hier ist eine Wolke, welche ich nicht durchdringen kann, und neue Begebenheiten müssen erst Licht auf die Vorbedeutung dieses Abends werfen. Es bleibt nichts übrig, als daß Ihr baldigst Euch aufmacht, Eure Botschaft auszurichten. Ihr Ergebniß wird zeigen, welches Euer weiterer Lebenslauf seyn muß." Der Astrolog hielt inne, denn man hörte abermals Fußtritte. Die Thür ging auf, und ein schöner Knabe, von etwa sechzehn Jahren, sprang herein. „Amias, mein Junge, was bringt Dich hieher?" sprach der Alte, ihn mit Zärtlichkeit betrachtend.

Der Knabe antwortete lachend: „Meister Philipp Malpas hat mich hergeschickt. Ist es Euch nicht lieb, mich zu sehen, guter Großvater?" Er hielt inne und trat zurück, als er den Unbekannten bemerkte, der ihn starr ansah.

„Komm her, Junge", sprach der Graf. „Was hast Du in der Hand?"

Der Knabe trat schüchtern vor und antwortete: „Einen schönen gestickten Handschuh, welchen mir ein junger Mann zugeworfen hat, als ich eben zum Thore hereintrat."

Der Graf griff hastig darnach und rief: „Heilige Jungfrau! Mein Handschuh!"

Der Sterndeuter blickte verwirrt den Grafen und dann seinen Enkel an. Warwick stand auf und bemerkte: „Mich dünkt, diese Vorbedeutung ist am Ende nicht so schlimm, denn mein Pfand ist mir unvertauscht durch einen schönen Boten zurückgebracht worden." Dabei streichelte er dem hübschen Knaben den Kopf. „Lebt wohl, Dr. Bourchier. Morgen reise ich ab, und mögen die Heiligen dies sonderbare Geheimniß aufklären."

„Das gebe der Himmel, edler Herr!" erwiederte der Sterndeuter mit Nachdruck, während der Graf hinausging. „Unsere liebe Frau weiß, wie wenig ich erwartet habe, daß eine solche Vorbedeutung sich zutragen würde."

„Ist das Graf Warwick, der Königmacher?" fragte der Knabe. „Ich meine, ich hätt' ihn vergangene Nacht gesehen."

„Wo?"

„O, ich habe nur von ihm geträumt, und es kam mir vor, als hätt' ich seinen weißen Bären und Knotenstock auf meine Brust gewirkt. Ich ließ mir nicht einfallen, daß ich ihn heut sehen würde."

„Und weßhalb bist Du hergekommen?"

„Der alte Meister Philipp Malpas, der Goldschmied, hat mich gebeten, Euch zu sagen, er wünschte eine Stunde mit Euch zu sprechen, und wollte Euch bitten, ihm die Stunde zu bestimmen."

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Gerichtsscenen.

Pariser Zuchtpolizeigericht.

Die wohlfeile Miethe.

Nach öffentlichen Festen und Volksfeierlichkeiten, welcher Art sie auch seyn mögen, hat die Zuchtpolizei immer zu thun. Diesmal führt die Beisetzung der irdischen Hülle des Kaisers Napoleon uns einen schlauen Streich eines gewissen Jacques Brugeon vor die Augen, ihn aber vor die Zuchtpolizei.

Am Tage vor jener Feierlichkeit kömmt nämlich ein Unbekannter zu einem gewissen Verin, Hauseigenthümer in den elisäischen Feldern, und besieht dort ein Logis, welches ihm so

gefällt, daß er es für den Monat Januar miethet. Jedoch fügt er die Bedingung hinzu, diese Zimmer bei der morgenden Leichenfeier für sich und seine Familie schon benutzen zu dürfen. Der Eigenthümer geht darauf ein, um seinen Miethsmann nicht zu verlieren, und dieser gibt ihm seine Adresse: „Von Hinestat, Straße St. Louis, Nro. 16," damit er Erkundigungen über ihn einziehe; dem Portier gibt er drei Franken als Trinkgeld.

Herr Berin beschließt, in einigen Tagen nach dem Manne zu fragen, da der Weg für heute zu weit ist; und gerade hierauf hatte der Unbekannte gezählt, und erschien mit einem Dutzend Personen, um sich der Aussicht auf den Trauerfestzug zu erfreuen. Auch benahmen sich diese an den Fenstern, als ob jede Person fünfzig Franken bezahlt hätte.

Acht Tage hernach fragte Berin in dem ihm bezeichneten Hause nach Herrn von Hinestat, und erfährt, daß ein solcher niemals dort gewohnt habe. Jetzt begreift Berin, daß er auf eine schlaue Art geprellt sey, und hat nichts Eiligeres zu thun, als seinen Miethzettel, den er eingezogen, wieder auszuhängen.

Schon hatte er diesen ärgerlichen Vorfall beinahe vergessen, als er dem vermeintlichen Herrn von Hinestat in der Straße Notre-Dame-des-victoires begegnet, ihn bei'm Kragen packt, zur Rede stellt, und Entschädigung begehrt. „Sind Sie von Sinnen," entgegnete ihm jener, „ich weiß nichts von Ihren Fenstern, Aussichten und Zimmern; gehen Sie Ihre Wege, ich kenne Sie nicht!" Ja, als Berin ihn nicht fahren läßt, wird jener böse, und schlägt ihn mit seinem Spazierstocke. Die Menge umringt sie, die Wache kömmt, und führt sie ab, vor die Zuchtpolizei, wo der angebliche von Hinestat, sich als Jacques Brugron zu erkennen gibt; aber von dem Act der Vermiethung nichts zu wissen behauptet.

Indessen hat Berin seinen Pförtner kommen lassen, und dieser sagt aus, daß er den jungen Mann um so mehr wieder erkenne, als er ihn nicht allein zweimal gesehen, sondern derselbe ihm an dem Tag der Feierlichkeit die drei Zimmer zu heizen befohlen habe, nachher aber, ohne das Holz zu bezahlen, fortgegangen sey, weßwegen er ihn recht in's Auge gefaßt habe.

Hierauf verwirft das Gericht die Abläugnung des Ertappten, und verurtheilt ihn zu achttägigem Gefängnisse und hundert Franken Strafe an den Fiscus.

Berin erwiedert, daß eigentlich ihm, nicht aber dem Fiscus die hundert Franken zukämen, da er mindestens so hoch seine Fenster bei der Feierlichkeit hätte vermiethen können. Er wird jedoch nicht weiter angehört.

Miscellen.

Die buchstäbliche Auslegung der Gesetze. Man hat viel von der übertriebenen Ehrfurcht der Engländer vor dem Buchstaben des Gesetzes gesprochen und einige seltsame Beispiele davon angeführt. Eines der merkwürdigsten ist das folgende: Ein Mann hatte einem andern im Kampfe die Nase abgeschnitten, wurde deßhalb vor die Assisen gestellt und des Verbrechens der Verstümmelung angeklagt. Der Advokat des Angeklagten, der wohl wußte, daß die Sache selbst nicht geläugnet werden konnte, suchte in den Wörterbüchern der Chirurgie nach dem eigentlichen Sinne des Wortes Verstümmelung. Er fand da, daß Verstümmelung die Abtrennung oder Zerstörung eines Gliedes bedeute. Als er darauf das Wort „Glied" aufsuchte, fand er, daß man so nur einen Theil des Körpers nennen könne, der aus Knochen, Muskeln, Nerven und einer Menge anderer Gegenstände besteht, von denen die Nase nicht die Hälfte zu besitzen schien. Er gründete seine Vertheidigung also auf den Beweis, daß die Nase, die nur aus gewissen unbedeutenden Knorpeln bestehe, kein Glied genannt werden könne, daß das Abschneiden der Nase folglich auch nicht die Vernichtung eines Gliedes sey, was vor den Gesetzen die Verstümmelung ausmache, und daß also sein Client, wie tadelnswerth auch seine Handlung seyn möge, freigesprochen werden müsse, da er mit Unrecht des Verbrechens der Verstümmelung angeklagt worden sey. Die Geschwornen waren auch dieser Meinung und der Nasenabschneider wurde demnach in Freiheit gesetzt. Da nun diese Freisprechung durch ihre Folgen die Nasen aller Engländer zu bedrohen schien, brachte das Ministerium die Sache vor das Parlament, damit dieses den eigentlichen Sinn des Gesetzes bestimme, und ein feierlicher Beschluß dieser großen gesetzgebenden Versammlung erklärte denn, daß die Nase allerdings ein Glied sey, wonach sich die Gerichte und die Bürger in Zukunft zu richten hätten. Und solche Dinge kommen bei dem ernstesten Volke in der Welt vor!

(Nachdrucke deutscher Klassiker in England.) Der Buchhändler Baudry in Paris hat in London sechs verschiedene Niederlagen von seinen Nachdrucken deutscher Klassiker (bei Dulau und Comp., Barthes und Lowell, Ballière, Rolandi und bei Jeffs) etablirt. Dort ist unter Anderem in 15 Bänden eine mit doppelten Kolumnen auf feinem Papier gedruckte Ausgabe der sämmtlichen Werke Klopstock's, Goethe's, Schiller's, Tieck's und E. T. A. Hoffmann's zusammen für 9 Pfund 4 Schill. (61½ Thlr.) zu haben, was natürlich für einen englischen Bücherliebhaber, der sich eine deutsche Bibliothek anschaffen will, eine unbedeutende Summe ist. Wir machen die rechtmäßigen Verleger der gedachten deutschen Klassiker auf diese wohlberechnete Speculation des Herrn Baudry aufmerksam, damit sie ihrerseits, falls sie es für nöthig erachten, Gegenmaßregeln treffen, die zunächst darin bestehen können, daß sie ebenfalls schöne und wohlfeile Exemplare ihrer korrekter gedruckten Ausgaben nach England senden.

In einer Weinschenke zu Paris spielten einige Handwerker um ihre Zeche. Der Verlust war gering, da äußerte einer derselben, Namens Cartupaul, ein junger Mensch von 18 Jahren, gegen einen seiner Kameraden: Unser Spiel hat nicht Reiz genug, weißt Du was? wir wollen jetzt anstatt um Geld, um ein halbes Ohr spielen." — „Es gilt," versetzte jener lachend, und die Parthie begann. Cartupaul verlor; alsbald ergriff er eine Scheere, trat zu dem Gewinnenden, und sprach mit dem größten Gleichmuth: „Nimm und schneide mir damit das rechte Ohrläppchen weg." Als hierauf der Andere sich dessen weigerte, und die Sache für einen Scherz erklärte, rief Cartupaul: „Nun so muß ich selbst die Operation an mir vornehmen!" und bei diesen Worten trennte er mit einem einzigen Schnitte den untern Theil seines Ohres von dem oberen, und warf das abgeschnittene Stück auf den Tisch. „Aber halt Kamerad," fuhr er fort, „meinen goldenen Ohrring, der noch an deinem neuen Eigenthum hängt, hast Du nicht dazu gewonnen; den wollen wir versaufen. He da, bringt Wein herbei!" Während er so sprach, löste er den Ring von dem abgeschnittenen Ohrläppchen ab, suchte so gut als möglich das Blut zu stillen, das aus seiner Wunde rann, und trank und lachte mit einer so ausgelassenen Fröhlichkeit, als wäre er der vorgenommenen Amputation völlig fremd geblieben.

№ 41.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wochentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Graf Warwick's Siegelring.

(Eine Erzählung aus der Zeit der Rosenkriege. N. d. Engl. von F. F.)

(Fortsetzung.)

„Es ist mir recht", sprach der Astrolog. „Ich will mich gern eine Stunde mit ihm unterhalten, denn er ist ein gelehrter Mann." Und damit wandte er sich wieder zu seinem Pult und forschte in seinem großen Buch, als wüßte er gar nicht, daß das einzige ihn noch an die Welt fesselnde Band, sein Enkel, neben ihm stand.

Amias war längst wieder weggegangen, lange schon war das Nachtgeläute verklungen und die Conventualen hatten sich zur Ruhe begeben, und immer noch brannte die Lampe auf der Studierstube des alten Doktors. Er sann nach über die unerwarteten Begebenheiten des Abends, und verglich die Horoscope der drei dabei betheiligten Personen, um aus ihren geheimnißvollen Sinnbildern die Kenntniß zu schöpfen, welche der Himmel den Menschen versagt hat. „Es kann nicht anders seyn", sprach er endlich, sein großes Buch zumachend und zum offenen Fenster hinaus nach den funkelnden Sternen sehend, während der ferne Orgelton und Chorgesang ihm verkündete, daß seine Brüder, aus ihrem ersten Schlaf geweckt, zur Nachtmette versammelt waren. „Es kann nicht anders seyn. Die Schicksale von Edward, von Warwick und das meines Enkels sind in sonderbarer Conjunktion verknüpft. Es war keine leere Prophezeihung, welche Baptista Santa Croce mit den Worten verkündete: Das Schicksal von Englands Krone wird in dieses Kindes Händen liegen."

Nach wenigen Wochen kehrte Warwick von seiner Sendung zurück, und fuhr in einer Pracht, die kaum der königlichen nachstand, in seiner Barke nach Westmünster. Aber hier war kein König, der mit Sehnsucht seiner Ankunft harrte. Man berichtete ihm, daß Edward diesen Morgen auf die Jagd geritten sey, und beiläufig hinterlassen habe, er gehe nach St. Albans.

„So will ich denn nach St. Albans gehen," sprach Warwick zähneknirschend zu seinem Gefolge. „Sattelt mir mein eisengraues Roß und erwartet mich am Ellerthor."

Seine Dienerschaft eilte fort, seinen Befehl zu vollziehen. Warwick, zornig, mißmuthig und innerlich zerrissen, bestieg wieder seine Barke.

Kaum eine Stunde später sah man den Grafen und sein Gefolge in düsterm Schweigen nach St. Albans zu reiten. In der Nähe von Barnet vernahmen sie die lustigen Töne eines Hiefhorns, und in demselben Augenblick bemerkten sie einen schmucken Jägersmann auf einem milchweißen Zelter, der mit sechs Reitern nicht weit von ihnen einem Hohlweg zusprengte.

„Alle Heiligen!" rief Warwick, sich zu seinem nächsten Begleiter wendend, „dort ist Frau Blanche — und, bei Gott, König Edward!"

Der Diener sah genau hin und erwiederte: „Mich dünkt, es ist der König."

„Er ist es ohne Zweifel," rief Warwick und gab seinem Pferd die Sporen. Bald war er nahe genug, um an dem eng anliegenden Wamms von grünem Soy, an der mit Juwelen geschmückten Halskette, der gestickten Schärpe und dem karmesinrothen Baret, überschattet vom Reiherbusch, und nur theilweise das reiche goldgelbe Haar bedeckend — den eitlen und wohlgestalteten Edward Plantagenet zu erkennen. Der König hielt stille, wandte sich mit heiterer Miene um, und sein lachendes Auge begegnete dem strengen Blick Warwick's. Ueberrascht und vor Zorn erröthend, wich er einige Schritte zurück, um seinen Aerger zu verbergen, und bemerkte: „Der edle Herr v. Warwick reitet scharf heute Morgen."

„Der Bote muß es wohl, wenn Derjenige es thut, für den die Botschaft bestimmt ist. Ich dachte wir würden uns in London treffen."

„Wir haben auf Eure Ankunft bis gestern Abend gewartet, und darauf sind Wir ausgeritten, der Kurzweil zu pflegen bei diesem lieblichen Frühlingswetter," versetzte Edward im Ton der Gleichgültigkeit. „Nun, wie ist Eure Sendung abgelaufen?"

„Gut, Herr König. Beliebt es Euch, Fräulein Bona zu heirathen, so ist Alles bereit."

„Und wie, wenn es mir nicht beliebte?"

„Warum habt Ihr daran nicht früher gedacht?"

„Das hab' ich allerdings. Aber der Rath erklärte, Edward sollte keine Andere, als ein Fräulein von königlicher Abkunft wählen. Bei Unserer Lieben Frauen! die Herren haben sich verrechnet."

Warwick warf dem Redenden einen ernsten Blick zu. „Was meint Ihr, König Edward? Weßhalb bin ich mit dieser Botschaft abgesandt worden?"

„Nein, guter Warwick, laßt diese Fragen. Ich muß noch weit reiten vor Abend; mein Liebchen wartet mein."

Der Graf ließ den Zügel aus der Hand fallen und blickte dem König scharf in's Auge. „Euer Liebchen?"

„Ja, mein Liebchen, welches ich eben besuchen will," erwiederte Edward ungeduldig.

„König Edward, was soll das heißen?"

„Daß ich meinem Zeitvertreibe nachgehe und thue, was mir gefällt," antwortete Edward muthwillig. Und damit wandte er Frau Blanche dem Hohlweg zu und sprengte fort.

Einen Augenblick saß Warwick regungslos da, und es möchte schwer seyn, die bittern Gefühle zu beschreiben, die in diesem kurzen Augenblick seine Seele bestürmten. „Ich will der Sache auf den Grund kommen," sagte er. „Wahrlich die Vorbedeutung ist nicht trügerisch gewesen." Er gab seinem eisengrauen Roß die Sporen, eilte weit seinen erstaunten Dienern voraus

und holte den König ein, dessen fröhliches Lachen in der hohlen Gasse wiederhallte. „Ein Wort, König Edward; heirathet Ihr Fräulein Bona?"

Edward wandte sich zornig um. „Wir sind zu alt, um Uns solche Fragen stellen zu lassen," erwiederte er. „Uns däucht, Herr Warwick zeigt geringe Höflichkeit, indem er Uns so an den Fersen hängt, während Wir fort wollen."

„Es ist mir nicht darum zu thun, Euch an den Fersen zu hängen," entgegnete Warwick bitter. „Aber ich verlange Antwort auf meine Frage: Heirathet Ihr Fräulein Bona?"

„Ihr verlangt Antwort? Wahrlich, Herr Warwick ist der Frau Höflichkeit angenommener Sohn, daß er so zu seinem Oberherrn spricht."

„Wer hat Dich dazu gemacht, übermüthiger Herrscher? Wer hat Dein Banner aus dem Staub emporgehoben, als Deines Vaters Haupt über dem Thor von York erschwarzte? Wer hat die weiße Rose aufgerichtet und die rothe niedergetreten?"

Mein gutes Schwert und mein gutes Recht."

„Dein gutes Schwert? — Was war es gegen Warwick's Schwert? Dein gutes Recht? — Wie stünd' es damit ohne die Schwerter meiner Leute?"

„Der gnädige Herr von Warwick thut heute Morgen gewaltig stolz," sprach Edward mit einem fast höhnischen Lächeln auf seiner schönen Lippe. „Vielleicht gedenkt er, seine Hülfe der schwächeren Sache zuzuwenden, und wahrlich, der fromme Heinrich bedarf kecker Redner und kecker Streiter, da er selber nichts für sich thun kann. Anders ist es mit Dem, der seine Krone genommen hat und sie zu wahren vermag."

„Edward! spottet Ihr meiner Anhänglichkeit? Seht Euch vor. Der Bär kann so weit gehetzt werden, daß er sich umkehrt und seine Feinde zerreißt."

„Der Bär will immer mit der Nase vorn seyn," erwiederte Edward mit Bitterkeit. „Es wäre nicht zu verwundern, wenn er sich am Ende auf die Seite der furchtsamen Gazelle von Lancaster schlüge, sobald der weiße Falk von York die Leine zerreißt, an der er zu lange gehalten worden ist. Mag es seyn. Edward kann die rothe Rose, sollte sie ihr Haupt wieder erheben, eben so leicht vernichten, wie er diese Blume mit seiner Reitgerte zerhaut."

Mit diesen Worten schlug er auf einen schönen Zweig aufbrechender wilder Rosen, der halb über den engen Weg herüberhing. Aber nicht ein Blatt fiel. Der Zweig fuhr wieder in die Höhe und ließ herausfordernd seine rothen Blüthen schwanken. Warwick sah mit gespannter Aufmerksamkeit hin, als Edward zornig den Schlag wiederholte. Abermals bog sich der Zweig, und abermals ließ er nicht ein Blatt fallen, traf dagegen bei'm Zurückschnellen den weißen Zelter in die Augen, so daß dieser sich heftig bäumte.

„Was sagt Ihr jetzt zur rothen Rose?" rief Warwick. „O es liegt Wahrheit in schlimmen Vorbedeutungen!" Und dabei dachte er an den Abend, wo Edward seinen Handschuh, ohne ihn zu kennen, aufgehoben hatte.

Edward drehte sich kaltblütig herum und bemerkte mit Aerger, wie der Schrecken sich auf den Gesichtern seiner Begleiter malte. „Eure Gegenwart, edler Herr, ist es, die üble Vorbedeutungen bringt. Drum will ich Eure Frage beantworten, weil sie Uns Eurer unerwünschten Gesellschaft entledigen wird. Ich heirathe Fräulein Bona nicht, und fragt Ihr warum? — Weil ich verheirathet bin."

„Mit wem? Edward von York vermählt? Mit wem?"

„Es gebührt sich in der That, daß der König von England auf Alles antwortet, was Herr Warwick fragt," sprach Edward, seinen Zorn zurückhaltend, um seinem Spott durch Kälte größeren Nachdruck zu geben. „Es gebührt sich zudem auch, daß Herr Warwick den Namen meines Liebchens erfährt, damit er bei ihrer Krönung wisse, wem er als Oberstkämmerer den gewohnten Dienst zu leisten hat. Frau Elisabeth Wydville ist meine Gemahlin, zwar nur die Wittwe eines lancastrischen Ritters, doch Tochter eines Grafen, wenn dieser auch nicht gerade die Wappen von Neville und Beauchamp führt." Edward nahm in spöttischer Höflichkeit die Mütze ab verbeugte sich hohnlächelnd und sprach: „Hat der gnädige Herr von Warwick noch weiter etwas zu fragen?"

Warwick warf ihm einen finstern Blick zu und erwiederte mit halberstickter Stimme: „Du hast den Bären gehetzt, hüt' Dich vor seiner Rache."

Edward verbeugte sich nochmals spöttisch, gab der Frau Blanche die Sporen und sprengte davon. Der Hufschlag weckte den Grafen aus seinem düstern Sinnen. „Edward!" rief er, „warte! Weshalb sollt' ich Deines Vaters Ring behalten, wenn der Sohn meine Freundschaft verschmäht? Nimm ihn hin und zugleich meine Herausforderung!" Er riß einen Ring von seinem Zeigefinger und warf ihn weit von sich auf den Weg. Drauf wandte er sein Roß und eilte zurück zu seiner erstaunten Gesellschaft.

Mittlerweile ritt Edward in unmuthigem Schweigen seines Wegs. Er sah, daß er schon im Begriff stand, die Früchte seiner unbesonnenen Heirath in der Feindseligkeit, vielleicht im Abfall des mächtigsten und treuesten seiner Großen zu ernten. Es war nicht die Ungeduld des Liebenden, mit welcher er seinen Ritt fortsetzte, bis er die Thürme von Grafton vor sich hatte. Trotz dem, daß hier die staatskluge Herzogin Jaqueline ihm mit Wein und Confect aufwartete, und die schöne Elisabeth selber ihm entgegenhüpfte, blieb seine Stirn umwölkt. Er setzte den Becher nieder, ohne den Wein zu kosten, betrachtete kalt die lieblichen Züge seiner Neuvermählten, die er vor drei Wochen zum Altar geführt, und deren schlaue Mutter gar wohl wußte, daß selbst die schönste Kette den weißen Falken von York nicht lange fesseln konnte.

„Unsere Liebe Frau sey Euer Beistand, Herr v. Warwick," rief Dr. Bourchier, als der Graf blaß und aufgeregt in sein Studierzimmer trat. „Was ist vorgefallen? Ich habe Botschaft in's Warwicker Haus geschickt, um Euch bitten zu lassen, Ihr möchtet heute nicht zum König gehen. Aber es hieß, Ihr wäret noch nicht zurück."

„Und warum sollt' ich nicht?"

„Weil Gefahr ist — Gefahr der Ungnade, sogar Gefahr für Euer Haus."

„In Ungnade bin ich schon gefallen. Ja, Edward und ich sind beisammen gewesen und wir sind als Feinde geschieden."

Heilige Mutter Gottes!"

„Ja. Und er ist verheirathet, vermählt mit der Tochter des Emporkömmlings Rivers, und er hat mit Geringschätzung meiner edlen Ahnen gedacht, der Wappen von Beauchamp und Neville. Der Bär ist scharf gehetzt worden, aber die Zeit wird kommen, wo er seine Rache finden wird. Meint Ihr nicht?"

Stumm vor Erstaunen über die Erfüllung seiner Voraussagung, blickte der Astrolog den Grafen an. Endlich sammelte er sich wieder und fragte: „Was habt Ihr zu ihm gesagt?"

„Herausgefordert hab' ich ihn, und ihm den Ring hingeworfen, den sein Vater mit mir gewechselt hat.“

„Da sey Gott vor! Aber dieser Ring ist ja an Eurem Finger.“

Warwick sah eilig nach dem Ring, welcher noch an seiner rechten Hand war, und rief: „Wahrhaftig! — St. Georg und St. Michael, meinen eignen Siegelring hab' ich weggeworfen!“

„Bekümmert Euch deshalb nicht. Meister Malpas wird Euch einen besseren machen.

„Das wird und kann er nicht. O Unglückstag! Wär' es doch dieser Ring gewesen!“

„Sagt das nicht. An diesem Ring hängt viel, viel, was nur die Zeit offenbaren wird.“

„Aber an dem andern hängt mehr. Er war von einem gelehrten Mann gemacht, der keinen andern mehr machen wird, vollendet in einer glücklichen Stunde, begabt mit großen und wundersamen Kräften. Heilige Jungfrau! Fünfhundert Mark wollt' ich gerne dem geben, der ihn wiederschaffte.“

„Vielleicht findet er sich wieder.“

„Nein, mein Unstern waltet vor. Aber wer mir diesen Ring brächte, könnte von mir erlangen, was er nur immer begehrte.“

Beide saßen schweigend da — Warwick in vergeblichem Schmerz um den Verlust seines theuern Siegelrings; Dr. Bourchier in unruhigem Hin- und Hersinnen, welche eigenthümliche Kräfte dieser Ring besitzen möchte, von dem Warwick vorher nie gesprochen hatte. Der Graf stand endlich auf. „Doktor Bourchier,“ sprach er, „ich erkenne Eure Geschicklichkeit an. Ihr habt mir richtig Dinge vorausgesagt, deren Eintreffen ich mir nicht denken konnte. Zeigt mir nun, wie ich die üblen Folgen abwenden soll.... Beweiset Euch als Freund gegen mich, wie ich mich immer gegen Euch erwiesen habe, und fordert als Belohnung, was Ihr wollt.“

„Für mich hab' ich nichts zu erbitten,“ erwiederte der Sterndeuter; „aber ich habe einen Enkel, den ich Euch empfehlen möchte.“

„Ich will mich seiner annehmen. Sagt ihm, er soll morgen zu mir kommen, denn ich reise nach Schloß Middleham. Lebt wohl.“

„Die Heiligen im Himmel seyen gepriesen,“ rief der Stiftsherr, als der stolze Graf weggegangen war. „Der erste Schritt für meinen Amias ist gethan. Steht er einmal unter dem Schutz des weißen Bären, dann kann ich ziemlich außer Sorgen für ihn seyn, und wer vermag seine weitere Laufbahn zu bestimmen! O Himmelskönigin! gib nur, daß er das Banner der rothen Rose wieder aufrichtet, und mein letzter Wunsch ist erfüllt!“

Warwick fuhr nach Schloß Middleham. Aber es dauerte nicht lange, so kamen Boten über Boten von dem reuigen Edward, welcher Versöhnung wünschte. Güter, Vormundschaften, Würden für seine Verwandte (denn der Graf selber war bereits mit hohen Aemtern überhäuft) wurden ihm in so reichlichem Maße angeboten, daß er sich endlich auf Zureden seiner Brüder zu einem trügerischen Frieden bequemte. Güter und Ehrenstellen wurden an seinen Bruder, den Freiherrn von Montague, verschwendet, die Inful von York ward auf das Haupt seines jüngsten Bruders, des Kanzlers Georg Neville, gesetzt, und zum Dank für all' dies führte Warwick selber am Fest des heiligen Michael in der Abtei Reading die unglückliche Elisabeth Wydville in den Kreis der Großen des Reichs, auf daß sie deren Huldigung empfinge. Aber er that es mit verbissenem Ingrimm. „Wartet und sehet Euch vor, Warwick,“ sprach der Stiftsherr zu St. Martin. Die Zeit wird kommen, doch bis dahin muß der Bär gefesselt bleiben.“

Sechs Jahre fieberhafter Ungewißheit verflossen, und oft ward der falsche Friede zwischen Edward und Warwick gebrochen, und eben so oft erneuert. Die Hoffnung auf das Wiedererblühen der rothen Rose war selbst in den Herzen der eifrigsten Lancasterer fast verschwunden, während die Yorkischen, empört über die Liederlichkeit und Gewaltsamkeit ihres einst so beliebten Königs, heftig, wenn auch nicht laut, zu murren begannen und sich über den leichtsinnigen Mißbrauch des Gnadenrechtes beschwerten, durch welchen die entferntesten Verwandten Elisabeths den alten Familien der Großen des Reiches gleichgestellt wurden. Der Beschauer indeß, welcher die fröhlichen Gesichter der festlich gekleideten Bürger auf dem damals weitläufigen Kirchhof von St. Paul und Ludgate gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß das geringste Mißvergnügen bei ihnen Raum finden könnte. Es war ein heiterer sommerlicher Tag. Eine glänzende Prozession nach dem Dom, zu Ehren des Schutzheiligen der Stadt, sollte vorüberziehen, denn es war der Festtag St. Edwards, des Bekenners, und König Edward und die Großen seines Hofes wollten ein neues Altartuch von Goldstoff dem heiligen Erkenwald darbringen.

„Stellt Euch hier herauf, Gretel“, sprach ein altes Weib zu seiner eben so bejahrten Begleiterin, welche sich mit ihrem Krückenstock langsam durch das Getümmel drängte. „Hier stellt Euch herauf. Der gute Meister Malpas ist kein Flegel, daß er ein altes Weib von seiner Thüre wegjagen sollte. Von hier können wir die ganze Ludgate hinuntersehen, und gerade auf die große Thür von St. Paul.“

„Ei ja, das können wir“, entgegnete die Andere. „Aber ich meine, wir hätten in vergangenen Jahren schönere Dinge gesehen. Wißt Ihr noch, im Jahre acht und fünfzig, als der gute König Heinrich und York und alle große Herren hingingen, Friede zu machen?“

„Recht gut. Aber, lieber Gott, es gibt so viele Streitigkeiten und Versöhnungen, daß man sie kaum alle behalten kann.“

„Es wird deren noch mehr geben, so lange unser rechtmäßiger König im Gefängniß sitzt, und sein Sohn herumfliegt, Gott weiß wo.“

„Still, Gretel, so etwas darf man nicht sagen. Erst gestern Abend wurde Rudolf Aston vor die Alterleute beschieden, weil er zu einem seiner Nachbarn gesagt hatte, es würde nicht eher wieder gut gehen, bis der gnädige Herr von Warwick obenan wäre.“

„Und wahrlich, ich denke, wir alle dürfen so sagen,“ fiel ein keckblickender Mann ein, der in lederner Jacke und gestricktem wollenem Baret, der gewöhnlichen Handwerkertracht, nebenan stand. „Wer macht ein besseres Haus, als der Herr von Warwick? Jeden Morgen werden sechs fette Ochsen zum Frühstück gekocht. Ich kann Euch sagen, vergangenen Winter hätte ich manchmal das Frühstück entbehren müssen, wäre die Speisekammer im Warwicker Haus nicht gewesen.“

„Und so wäre es auch mir gegangen,“ fügte ein Anderer hinzu, dessen abgeschabte rostfleckige Jacke, und dessen halb braunrothe, halb blaue Hosen, die Livree von York, verriethen, daß er ein abgedankter Reisiger war. „Man hat mich verwichenes Jahr halb todt von Calais fortgeschickt, und dem Herrn von Calais zu Gefallen hätt' ich sterben können, aber, Dank dem Martinsstift, wo ich Unterkunft fand — freilich in lumpiger Gesellschaft — und dem Rind- und Hammelfleisch des edlen

Herrn von Warwick, bin ich jetzt wieder so weit, daß ich fechten kann — für wen, brauch' ich nicht zu sagen."

Alle Vier sahen sich bedeutsam an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tauf-Feste der französischen Königssöhne.

Ein französisches Blatt macht bei Gelegenheit der Taufe des kleinen Grafen von Paris auf die französische Vorzeit aufmerksam, und wir finden in dem Artikel Manches, was auch für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn möchte. Wie Napoleon, so sucht auch Ludwig Philipp an die alten Dynastieen anzuknüpfen. Wie viel Gewicht z. B. der heilige Ludwig auf seine Taufe legte, erhellt daraus, daß er in Privatbriefen zu unterschreiben pflegte: „Ludwig von Poissy." Das Städtchen war ihm so werth, weil er es für seine religiöse Geburtsstätte hielt; er war dort getauft, und pflegte zu sagen: „Vor der Krönung die Taufe; diese ist eine größere Ehre als jene." Im Zeitalter des heiligen Ludwigs war dieser Ausspruch keine bloße Redensart; Könige und Völker fühlten so. Fortan blieb die Tauffeier bei Ludwigs Nachfolgern in dem nemlichen Ansehen, wenigstens äußerlich. Bemerkenswerth ist das Aufkommen des Kunstausdruckes unter Karl V.: der Königssohn wurde „christianisirt", „on chretionna son fils", den nachherigen Karl VI. mit gewaltigem Pompe und bedeutender Freigebigkeit. Wie weiland bei der Krönung des Kaisers deutscher Nation Geld ausgestreut ward, so ließ der französische König männiglich, wofern er Theil daran haben wollte, eine Gabe von acht Denaren verabreichen. — Oft wurde der Thronfolger bald nach der Geburt getauft, und die Tauffeste folgten zu gelegener Zeit nach. Franz I. ältester Sohn erblickte das Licht der Welt am letzten Februar 1517, und wurde erst am 25. April 1518 getauft, von wo an er den Titel „Herzog von Orleans" führte. Die „Christianisirung" fand auf dem Chateau d'Amboise statt, „und obschon die Taufe zur Nachtzeit vor sich ging, so war es doch hell wie bei Tag, sintemal eine große Menge Lichter angezündet war." Auch dieser symbolische Zug der Erleuchtung fand bei den jüngsten Tauffeierlichkeiten Nachahmung. Die Päpste nahm man damals gern zu Gevattern. Pomphaft war die Taufe von Heinrichs IV. ältestem Sohne. Der Dauphin und nachherige Ludwig XIII. ward 1601 geboren, und erst am 16. September 1606 mit seinen Schwestern zu Fontainebleau getauft. Welche Prinzen und Prinzessinnen, Ordensritter und Großwürdenträger, Adelige und Offiziere dabei zugegen waren, übergehen wir; die ganze damalige Noblesse war versammelt. Charakteristisch ist auch hierbei wieder der Wink: „An selbigem Tage war der Himmel hell und klar; doch die Hüte, Bänder, Knöpfe und Degen der hohen Herrschaften und des Hofes waren so reich mit Edelsteinen und Gold besetzt, daß dieselben die Sonne überglänzten. Das Wehrgehenk des Herzogs von Epernon war allein dreißigtausend Thaler werth. Alles übertraf jedoch das Kleid der Königin, das mit 32,000 Perlen und 3000 Edelsteinen besetzt war." — — Der Herzog von Sully ließ am folgenden Abende ein Feuerwerk abbrennen, wobei unter anderen eine Burg mit Kanonen vertheidigt, und von Satyrn und Wilden erobert ward. Ludwig XIV. ward sogleich nach der Geburt getauft, und erst lange nachher fanden die Feierlichkeiten Statt. Die Wein-, Wurst- und Schinkenvertheilungen, das verbrauchte Schießpulver, das Glockengeläute und die Tedeum's dauerten volle vierzehn Tage; die Pathengeschenke wurden mit lateinischen Versen überreicht, und der Prinz war „schön wie ein Engel anzuschauen." Des Ceremoniels war kein Ende; es war ja damals die Zeit der Hofetikette und des Formenwesens. Mehr muß der Anachronismus in Verwunderung setzen, daß ein Soldat, ein Eroberer, ein durch sein Genie zum Thron gelangter großer Mann, diesen Firlefanz abgestandener Geschichten wieder aus der historischen Rumpelkammer hervorholte. Und dennoch geschah dieß Wunder bei der Taufe des Königs von Rom. Gegen Feierlichkeiten selbst konnte wohl kein Vernünftiger etwas einwenden; aber gegen die Art derselben desto mehr. Als der König von Rom am 20. März 1811 zur Welt kam, trug ihn die „Gouvernante des Enfans de France", welcher der diensthabende „Colonel-General der Garde" folgte, in seine Gemächer. Selbigen Abends ward er getauft, und auf dem Zuge in die Kapelle trug ihm ein „Marschall von Frankreich die Mantelschleppe nach!" Alle Korporationen verneigten sich vor des Kindes Wiege, und hielten eine pomphafte Anrede, worauf die Madame Gouvernante eben so förmlich eine Dankrede in des Kindes Namen hielt. An seinen Windeln hingen das Großkreuz der eisernen Krone und das Großkreuz der „Ehrenlegion!" Der Senat schenkte dem ersten Pagen, der ihm die Geburt meldete, eine Pension von 10,000 Fr.; der zweite Page erhielt vom Munizipalcorps für dieselbe Sache dieselbe Pension. Die Pagen wuchsen und nahmen zu, doch ihre Pensionen schrumpften seit 1814 gewaltig zusammen. Am Tage der öffentlichen Tauffeier wurde die Affenkomödie der Honneurs gegen das Kind wahrhaft komisch. Alles ging ängstlich und kleinlich, wie in der alten Zeit, und doch lag eine Revolution zwischen dem Sonst und Jetzt. Nicht ein Wagen, nicht ein Hofschranze, nicht ein Page, nicht ein Huissier des Pallastes fehlte auf der Liste des Festzuges zur Notre-Dame. Das Munizipalkorps sorgte bestens für Lustbarkeiten. Der ganze Hof begab sich aufs Stadthaus; über 2000 Personen waren eingeladen. Doch sollte die Stadt auch ein Festmahl, ein Mittags- oder Nachtessen geben? — Diese hochwichtigen Fragen beschäftigten die Köpfe gar sehr. Endlich erschien ein Schreiben des Oberceremonienmeisters, welches wörtlich also lautete: „Herr Präfekt! nur kein Souper, denn der Kaiser soupirt nicht! Ein Diner, zwei Sessel für den Kaiser und die Kaiserin; ein Tabouret für Madame Mère; für die gekrönten Häupter Stühle, wie für die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses." Also ward dinirt auf der Stadt Unkosten! Im Saale, oder vielmehr im Garten spendeten Tiber und — Seine Wasser; Rom und Paris schloßen einen „ewigen Bund." Das kaiserliche Bankett war pompös, aber Niemand aus dem Volke war dazu geladen, auch die Präfekten nicht, wie sich von selbst verstand. Die ersten Magistratspersonen standen aufrecht voll Ehrerbietung hinter des Kaisers Sessel, als alle Gäste Platz zu nehmen geruht hatten. Die Ettikette brachte das nicht anders mit sich! So ehrte der Sohn der Revolution sein Jahrhundert, und dieß wäre die Perspective, welche er seinem Volke bei der Geburt des Thronfolgers zeigte! Daß die Freisinnigeren sich von dieser Gespenstergeschichte aus einer erstorbenen Zeit entsetzten und die alten Republikaner hohnlachten, versteht sich von selbst. Diese Tauffeierlichkeiten und ähnliche Mißgriffe machten Napoleon lächerlich, und gewonnene Schlachten wogen diese Schlappen in der öffentlichen Meinung nicht auf!

№ 42.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Graf Warwick's Siegelring.

(Eine Erzählung aus der Zeit der Rosenkriege. N. d. Engl. von F. F.)

(Fortsetzung.)

„Was sagt man in Calais von dem edlen Grafen und von dem französischen König?" fragte Gretel leise.

„Was sie sagen Mütterchen? Daß der gnädige Herr von ihm erlangen kann, was er begehrt. Seht, dieser König ist alt und weise und in den Sternen erfahren, ganz anders, wie der dort — und hat einen hellgrauen Bart, und trägt ein Wamms, das keinen Grot werth ist; aber weise ist er, und Viele meinen, da er in den Sternen lies't, kann er Manches sehen, was wir nicht sehen können, was aber geschehen wird."

„Gott geb's!" sprach Gretel. „Ach, ich dachte doch, ich müßte wieder einmal ausgehen, um meinen gnädigen Herrn von Warwick zu sehen, und vielleicht würd' ich dann auch mein geliebtes Pflegkind wieder einmal erblicken."

„Ich bezweifle, ob Ihr heute den Grafen zu sehen bekommen werdet," bemerkte der Reisige. „Heute Morgen war er nicht im Warwicker Haus."

„Heilige Maria! ist wieder neuer Streit?" riefen die Drei.

„Habt Ihr nicht gehört," sagte ein Mann, der eben herzukam, „daß dem König kund geworden ist, wie der Herr von Warwick mit seinem Schwiegersohn Clarence auf ihren eigenen Namen Volk in Lincolnshire geworben haben, anstatt die Empörer zu bekämpfen?"

„Empörer! So sagen alle unsere Großen, wenn halbverhungerte arme Schelme selbst das Gesetz in die Hand nehmen," rief die Lederjacke.

„Ihr habt Recht, Meister," sprach der Kriegsknecht. „Was hat den Aufstand von Robin Redesdale verursacht? Was diesen Aufstand der Leute in Lincolnshire? Was anders, als weil sie kein Brod hatten? Da steckt weder die weiße, noch die rothe Rose darhinter."

„Aber vielleicht steckt der weiße Bär darhinter," bemerkte der zuletzt Gekommene mit bedeutungsvollem Nicken.

„Nun, dann geht mein Traum aus," sprach Gretel, mit dem Kopf wackelnd.

„Was war das für ein Traum?" fragten die Uebrigen neugierig.

„Die heilige Jungfrau bewahre uns vor Unheil! Ich sah den Herrn von Warwick, und er hatte seinen langen Pelzmantel an, glitzernd mit seinen goldenen Kreuzchen, und mich däuchte, er stand auf, und mein liebes Pflegkind kam zu ihm, mit einer rothen Rose in der Hand."

„Und er nahm sie; ganz gewiß," rief der Kriegsknecht.

„Ja, und er warf den Mantel ab, und siehe, da war auf m Brustharnisch seiner mit Messing ausgelegten Turnierrüstung eine andere rothe Rose in Schmelzarbeit, und darauf war Gejauchze und Schießen mit Donnerbüchsen, und da wacht' ich auf."

„Was sagt Ihr zu dieser Vorbedeutung?" flüsterte ein Geistlicher seinem Begleiter, einem stattlich geputzten Bürger, zu, mit welchem er an das Haus herangekommen war.

„Ich achte auf dergleichen nicht. König Alonso giebt nichts darauf, wie Ihr in seinem Buch lesen könnt; eben so wenig Raymund Lully."

„Aber ich, denn ich habe sie oft wahr erfunden."

„Lieber Herr Doktor, Ihr seyd nun einmal für die rothe Rose eingenommen, und so ist Euch Alles, was ihr günstig scheint, eine sichere Vorbedeutung. O heilige Mutter Gottes, wenn doch nur die Kriege einmal aufhörten!"

Meister Philipp Malpas (denn er war es) klopfte an seine Thür, bat mit der Freundlichkeit der damaligen Bürger die Gruppe, stehen zu bleiben, ließ ihr einen Krug Bier herausbringen, und folgte seinem Gast Bourchier die Treppe hinauf in sein bestes Gemach, von dessen zwei Bogenfenstern zwei kostbare blaue und braunrothe Atlastücher mit großen eingewirkten Blumen herabhingen, an den Fensterschwellen mit großen Nadeln befestigt, deren Knöpfe in Ermanglung natürlicher Rosen hübsche Rosetten von weißem Atlas zierten.

Jetzt näherte sich der lange Zug. Voran die Stiftsherren, Pfründner, der Subdekan und Dekan von St. Paul, alle in weißen Leibröcken und prachtvollen Meßgewändern, die Psalmen dieses Tages singend, hinter ihnen die städtischen Beamten — die Alterleute, deren lange Scharlachröcke ihre reichverzierte Zelter halb bedeckten, der Burgvogt der Stadt im Harnisch, mit dem rothen Banner des Schutzheiligen St. Paul, und Herr Richard Lee, der Bürgermeister, mit der Halskette von Gold und karmesinsammtem, mit Zobel gefüttertem Rock, sammt Gefolge von Reisigen mit dem rothen Kreuz Loudons auf den Schultern und der weißen Rose darüber. Sodann kamen unter Trompetengeschmetter und dem betäubenden Getöse der Heerpauken die Großwürdenträger des Reichs, jeder mit seinem Wappen in Stickerei auf den Aermeln seines Atlas- oder Sammetmantels, und ausgezeichnet vor allen hinter den silbernen Stäben seines weltlichen Amtes und den silbernen Kreuzen seines Erzbisthums, welche jüngere Söhne aus den ersten Häusern des Landes trugen, Georg Neville, Kanzler von England, Primas von York, jüngster Bruder von Warwick, mit der kostbaren Inful auf dem Haupt, in Purpur gehüllt und auf einem milchweißen Maulthier reitend. Sein schwarzes Auge warf strenge Blicke auf die Menge, die zu beiden Seiten auf seinen Segen wartete, und schien deutlicher als in Worten zu sagen, wie sehr er die Politik seines Vaters und Bruders verabscheue, die ihn, als feurigen Jüngling von neunzehn Jahren,

„Er ist gut gearbeitet“, sprach der Goldschmied, wischte ihn sorgfältig ab, und untersuchte ihn mit seinem geübten Kennerauge. „St. Dunstan!“ rief er, „er muß wohl gut gearbeitet seyn, hier ist ja das Zeichen von Baptista Santa Croce.“

„Laßt sehen“, sprach Dr. Bourchier hastig. „Es ist ein Siegelring, ein Agat-Siegelring. Lieber Meister Malpas, was ist darauf eingegraben? Es muß — aber wie kann es seyn?“

„Beruhigt Euch, Dr. Bourchier. Es kann allerdings seyn, wie Ihr meint. Hier ist der Bär und der Knotenstock. Der Bär ist entfesselt. Oben ist ein Stern, unten eine Sonne“.

„Großer Gott! welch' Ereigniß! Es ist also der Fall, Graf Warwick's Siegelring kommt ihm nach sechs Jahren wieder zu Handen, und die Zeit ist eingetreten, wie dadurch angedeutet worden, daß die weiße Rose dort von dem Pferde zertreten ward.“

„Der Bär ist entfesselt, die Sonne unter ihm, das deutet allerdings das Emporkommen Warwick's über York an“, sprach Meister Malpas. „Und es muß so kommen, denn nie hat Baptista Santa Croce einen Talisman gemacht, der nicht eine zuverlässige Kraft besessen hätte, nie hat er ein Zeichen gegeben, das nicht eingetroffen wäre.“

Am Morgen von St. Alphege bot der weitläufige innere Hof der Burg Warwick einen belebten Anblick dar. Der Graf stand im Begriff, mit seiner Dienerschaft aufzubrechen, um zu seinem Schwiegersohn Clarence zu stoßen. Die Bewohner des Städtchens und der nahen Dörfer hatten sich herzugedrängt, um die königliche Pracht des großen Grafen zu sehen. Die Leibdienerichaft prangte in Scharlachröcken mit dem, auf Brust und Schulter gestickten, weißen Knotenstock, die Reisigen im schimmernden Harnisch und Sturmhauben, welche wie Spiegel die Sonnenstrahlen zurückwarfen; die Edelknaben und Edelknechte in gestickten Waffenröcken, die Ritter in eingelegten Rüstungen und Helmen mit wehenden Federn, auf reichgeschmückten Streitrossen, und vor allen ragte Warwick selber hervor mit der weißen Feder auf dem Helm und dem Wappenmantel. Die Zuschauer waren ungewiß, wem die Reise galt, ob die wohlgerüstete Schaar auszog, gegen die Bauerschaft zu kämpfen, die, angeführt von den Rittern Robert Wells und Karl Delalande, unter Waffen stand, oder ihnen Hülfe zu leisten. Alle aber riefen aus vollem Herzen: Glück zu, Warwick!“ Unbewegt von diesem Jubelruf, entwand der Graf hastig seine Hand dem Druck seiner Tochter Anna und wollte eben die Treppe hinab eilen, als er einen Greis in geistlicher Tracht heraufkommen sah. „Dr. Bourchier,“ rief er, „was führt Euch hieher?“

„Ich komme, Euch zu sagen: macht Euch auf und handelt; die Zeit ist gekommen.“

„Ist gekommen?“ entgegnete Warwick verdrießlich: „jetzt, wo Edward von neuem Streit sucht? wo er mich ohne Grund der Verrätherei beschuldigt? wo er herabgezogen ist nach Eringham, und denen, welche er Rebellen zu nennen beliebt, eine Schlacht geliefert hat, als ob ich nicht würdig wäre, sein Banner zu erheben?“

„Ja, jetzt ist die Zeit.“

„Wozu?“

Die weiße Rose wegzuwerfen und die rothe zu erhebren.“

Die Antwort war keineswegs leise gesprochen, und der Greis blickte stolz umher, als brächte er eine Botschaft des Himmels. Mit Staunen und Verwunderung betrachteten ihn die Diener des Grafen.

„Die rothe Rose erheben?“ entgegnete Warwick. „Wie kann ich das, ich, der ich mich der weißen verpflichtet habe? Oft hab' ich Streit mit Edward gehabt, aber nie hab' ich der weißen Rose die Treue gebrochen.“

„Wie aber, wenn Edward Euch die Treue gebrochen, wenn er sein, dem Vater des Herrn Robert Wells gegebenes, Wort gebrochen hat, und die Ritter Karl Delalande und Robert Wells enthauptet sind?“

„St. Georg! es ist unmöglich.“

„Fragt jene Boten, die weit her geritten kommen, was sie für Zeitung bringen.“

Die ermüdeten Boten, welche so eben angelangt waren, traten vor und berichteten, wie die beiden Anführer der Bauerschaft, ungeachtet der feierlichen, vom König gegebenen Zusage, als Verräther enthauptet worden seyen, und wie Edward eben den Wappenkönig vom Hosenband abgesandt habe, um den Grafen von Warwick aufzufordern, zu seiner Unterthanenpflicht zurückzukehren.

„Die Zeit ist gekommen!“ rief Warwick grimmig, riß die weiße Rose von seinem Helm und warf sie auf die Erde. „Mahne mich, Edward, so viel Du willst; die Hand, welche Dir die Krone auf's Haupt gesetzt hat, soll sie auch wieder herunterreißen.“

„Nimm den Ring, Herr Warwick,“ sprach der Astrolog, und steckte ihm den lange vermißten Siegelring an den Finger. „Sechs Jahre lang war er in den Staub getreten, wie das Glück Lancasters. Jetzt ist er wiedergefunden, und jetzt ist es Zeit, jenes Banner zu entfalten. Nimmer, so sagen die unwandelbaren Sterne, wird der Sieg von der Fahne Desjenigen weichen, der diesen Ring trägt.“

„Auf, für die rothe Rose und Lancaster!“ rief Warwick, wie bezaubert durch die Worte und die Gabe des alten Mannes, und freudig ward der Ruf in der ganzen Burg wiederholt. Er hallte fort durch die Straßen von Warwick, er erscholl in der alten Stadt Coventry und von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt verbreitete sich die Kunde: Graf Warwick hat das Banner von Lancaster aufgeworfen! — An demselben Tage erblühte von neuem die rothe Rose.

Der Sommer kam, und verging beinahe, ehe in London die rothe Rose das Haupt über ihre weiße Nebenbuhlerin erhob. Im Norden und im Westen des Reichs triumphirte die Sache von Lancaster. Endlich rüttelte Edward sich aus seiner Gleichgültigkeit auf und zog aus gen York, seinen Feinden eine Schlacht zu liefern, ehe noch Warwick mit dem jungen Königsohn Edward, unterstützt von dem französischen König, nach England zurückkehrte, um den schwachen Heinrich aus seinem Gefängniß im Tower auf den Thron seiner Väter zu erheben.

Zu derselben Zeit saß, finster brütend über den raschen Lauf der Begebenheiten, Georg Neville in seinem prächtigen Gemach im Yorker Hause. Sein Fuß im gestickten Pantoffel ruhte auf einem kostbaren Schemel, sein Haupt an der kunstreich geschnitzten Rücklehne seines vergoldeten Sessels. Auf den mit Elfenbein und Edelsteinen verzierten Tisch neben ihm sah man einen goldenen Becher und einen goldenen Teller mit köstlichem Obst, ferner den Sammetbeutel mit dem Reichssiegel und ein aufgeschlagenes Prachtexemplar von Froissart, welches in lebhaften Farben die Abbildung eines Turniers zeigte. Nur einer war zugegen, sein vertrauter Diener, der in ehrfurchtsvoller Entfernung mit gesenktem Haupt und auf die Brust gekreuzten Armen dastand.

„Bei St. Peter, Unserm Schutzpatron," sprach der Kanzler, „Unser Bruder von Warwick schreibt schier in königlichem Ton: „Und Ihr sollt eine Kundmachung erlassen, darinnen König Heinrichs Recht behauptet wird, und sollt Euch in den Tower verfügen und ihn herausführen, — in sein Schloß zu Westminster, auf daß er dort Unserer Ankunft erwarte. Der Herr nehme Euch in seinen heiligen Schutz."" — Und Dich in den seinigen!" murmelte er, und legte den Brief zur Seite. „Grausames Schicksal, das Dir das Erbe und die Grafschaft und das Ritterschwert verlieh und meine einstigen Hoffnungen zerknickte!" Er hielt plötzlich inne, denn er besann sich, daß er im Ausbruch seines Unwillens mehr gesagt hatte, als er gehört haben wollte, wandte sich gegen seinen Diener und gebot ihm, sich zu erkundigen, ob Dr. Bourchier gekommen sey.

Der Diener kam bald wieder zurück und führte den Stiftsherrn ein. Dr. Bourchier beugte das Knie vor dem Schemmel seines geistlichen Oberen und küßte dessen ihm dargereichte Hand.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der vor Kurzem abgetretene Minister der öffentlichen Arbeiten in Belgien hat eine Uebersicht der belgischen Eisenbahnen bekannt gemacht. Die Vorarbeiten begannen 1834, und kosteten 642,000 Francs. Im folgenden Jahre wurden vier Wegstunden fertig, und 5 Millionen verausgabt. Im Jahre 1836 neun Wegstunden; Ausgabe 13,488,000 Francs. 1837 wurde für eine Zweigbahn eine Million, für die Hauptlinie 12 Millionen verausgabt, so daß im Ganzen die Bahn kostete: 26,400,000 Fr. Dafür war eine 24 Stunden lange Bahn gebaut worden. Im Jahr 1838 war dieselbe bereits noch einmal so lang, und kostete 40,275,000 Francs; im Jahr 1839 waren drei und sechzig Wegstunden fertig, und 57,285,000 Fr. ausgegeben worden; am 1. Jan. 1841 drei und achtzig Wegstunden Eisenbahn mit einem Kostenaufwande von 77,900,000 Francs. Material und Stationsgebäude sind in dieser Summe mitbegriffen. Das erstere besteht 122 Lokomotiven, 122 Tenders, 528 Personenwagen, 673 Waggons für Waaren, und 136 Dienstwagen. Der Preis einer gewöhnlichen Lokomotive beläuft sich auf etwa 30,000 Fr., einer Diligence 6400, eines Char-à-banc 4000, eines Transportwagens 3200 Fr., und eines gewöhnlichen Waggons 1700 Fr. Die Lokomotiven und Wagen haben zurückgelegt: 1835: 10,074 Stunden; 1836: 29,561 St.; 1837: 61,594 St.; 1838; 129,755 St.; 1839: 174,361; 1840: 236,221 also binnen 6 Jahren nicht weniger als 641,229 Wegstunden! Die belgischen Kammern haben für Eisenbahnen überhaupt 125,000,000 Francs bewilligt, davon die Regierung für etwa 15 Millionen Francs Grund und Boden erworben, das nöthige Material angeschafft, und wird 103 Wegstunden Schienenbahnen gelegt haben, so daß also die Liene etwa 1,200,000 Fr. gekostet hat.

[Begräbnißweise der Chinesen.] Die Engländer, welche der englischen Expedition gegen China beiwohnen, haben unter Anderm berichtet: Die Eingebornen von Tschusan (der Insel, welche die Engländer in Besitz genommen haben) begraben ihre Todten nicht, sondern der Leichnam wird in einem hölzernem Sarge mit einem leicht abzunehmenden Deckel, an freundlichen Plätzchen im Freien auf den Boden mitten unter Bäume und Blumen gestellt, meist in dem Garten an dem Hause. In den meisten Häusern, in die wir traten, fielen uns solche Särge auf und wenn wir so neugierig waren, sie zu öffnen, so sahen wir den Todten darin liegen, gekleidet wie im Leben, mit Taback und Pfeife auf der Brust, so wie Brod und Reis am Kopfe.

(Die heroische Wittwe.) Eine unserer reichsten „Löwinnen", die seit mehreren Jahren Wittwe geworden, hat neulich ihren zahlreichen Bewerbern angekündigt, daß sie entschlossen wäre, zur zweiten Heirath zu schreiten. Sie gab diesen ihren Entschluß öffentlich kund auf dem Schießplatz des Hrn. Lepage, wohin diese Dame sich jeden Tag in Mannskleidern begiebt, um einigemale abzufeuern. Alsbald stellten sich die Schmachtende in Reihe und Glied, indem sie um den süßen Vorzug flehten; ihre Hitze schie aber bedeutend kühler zu werden, als die junge Wittwe ankündigte, daß sie nur Dem ihre Hand reichen werde, welcher entschlossen wäre, seine Uhr in einer Entfernung von 30 Schritten empgr zu halten, um sie von einem Pistolenschuß zerschmettern zu lassen Nur Herr von F...., der Unerschrockenste oder Verliebteste von Allen, unterzog sich allein der Feuerprobe. Er nahm Platz 30 Schritte von der Dame, hielt seine Uhr als Scheibe empor, für welche er kühn den Schuß erwartete: die Stücke der Uhr flogen bald in alle Winde und die Erprobten einander in die Arme.

Die gegenwärtige Mode der Damen, eine Schleppe am Kleide zu tragen, hat einen aristokratischen Grund. Eine Dame, die ihr Kleid so lang trägt, daß es das Steinpflaster berührt, pflegt in der Regel nicht viel Wege zu Fuß zu machen. Das lange Kleid soll andeuten, daß man nicht nöthig habe, sich zu Fuße auf der Straße sehen zu lassen. Aber auch die Frauen des Gewerbestandes tragen jetzt, der Mode folgend, sehr lang zugeschnittene Kleidungsstücke, und bewegen sich mit diesen recht zahlreich auf unsern staubgefüllten Straßen. Sie bringen, da sie ihre auswärtigen Geschäfte nach wie vor treiben, eine Menge unnützer Partikelchen in ihr Haus zurück. Jetzt gewinnen die Straßen zwar dadurch, daß sie durch recht kostbare Mittel entstäubt werden, aber es gränzt ans Lächerliche, wenn eine Bürgersfrau, bei einem starken Winde spazierend, den Chausseestaub mit ihrem langen Kleide aufregt und uns über ihr Verhältniß täuschen und Staub in die Augen streuen will. Mögen die Damen, welche in der Residenz in glänzenden Equipagen sich schaukeln lassen, sich mit Straßen-berührenden Kleidern putzen, aber unsere Hausfrauen sollten sich doch in Betreff ihrer Kleider etwas kürzer zu fassen suchen!

[Eine Todtengruft.] Der Industriel von Calais meldet, ein Landmann habe in der Gegend von Tournehem zufällig den Eingang in ein unterirdisches Gewölbe entdeckt, in welches 64 Stufen hinabführen und welches 5 Metres br- und 90 lang ist. In dem Gewölbe fand er symetrisch zu Reihen Soldaten mit langen Bärten auf dem Rücken liegen hingestreckt, als ob sie schliefen. Auf diesem Terrain, welches das Hallot de Justice heißt, wurden, wie man glaubt, die 600 Soldaten im Jahre 1317 erhenkt, deren Hinrichtung Lambert d'Ardes erwähnt.

(Ankündigung eines Wichsierers.) Bei mir gibts Wichse, russische, englische und türkische nach Belieben.

№ 43.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Graf Warwick's Siegelring.

(Eine Erzählung aus der Zeit der Rosenkriege. N. d. Engl. von F. F.)

(Schluß.)

„Ich habe nach Euch geschickt, Doktor", nahm der Kanzler das Wort, und winkte seinem Diener, sich zu entfernen. „Ich möchte über wichtige Dinge mit Euch reden. Man spricht von einem Siegelring meines Bruders Warwick, der große und wundersame Eigenschaften besitzen soll."

„Das ist richtig", antwortete der Sterndeuter.

„Nun woher kommen diese Eigenschaften? Enthält er ein Stück des wahren Kreuzes? oder ist er, wie man mir gesagt hat, aus dem Gold gemacht, welches man in dem Grab St. Edmunds, des Königs, gefunden hat?"

„Nein, es ist ein reiner, fehlerloser Agat, auf welchem Zeichen von großer Kraft eingegraben sind, und der ohne Zweifel zu einer Zeit gemacht worden, wo des Grafen Stern im Aufsteigen war, und der in einer Glücksstunde vollendet ward."

„Aber dieser Ring war auf sonderbare Weise verloren gegangen, sagt man, und wurde sechs Jahre lang vermißt. Und dennoch, hat nicht mein Bruder während dieser Zeit seine Tochter Isabel an des Königs Bruder vermählt? War das nicht großes Glück?"

„Leider möchte es sich nicht so bewähren. In diesem Augenblick ist Clarence unwillig über die Aussöhnung des Grafen mit Margarethe, und sollte dieser, wie es heißt, Fräulein Anna mit Prinz Edward vermählen, dann möchte schlimme Fehde zwischen ihnen ausbrechen."

„Fräulein Anna ist nicht in Frankreich. Sie ist bei ihrer Tante in der Abtei Barking."

„Mag seyn. Aber ihr Horoscop sagt, sie würde Königin werden."

„Und könnt Ihr an solche Dinge glauben."

„Ganz gewiß. Ist nicht jede Begebenheit in des Grafen Leben durch sein Horoscop zum voraus gezeigt worden?"

„Nun, was sagt es denn von seinem Ende?" fragte der Kanzler mit bitterem Lächeln.

„Das ist in Dunkel gehüllt, welches nur die Zeit lichten kann."

„Aber sein Stern, sagt Ihr, ist Jetzt im Aufsteigen. Wie lange kann das dauern?" fragte der Kanzler mit forschendem Blick den Astrologen, daß dieser betroffen zurückwich. „Nein, Doktor, antwortet nur unverzagt", fuhr er in milderem Tone fort. „Ich glaube gern, daß etwas Wahres an diesen Vorbedeutungen ist. Und weil ich Gefahr für meinen allzu leichtblütigen Bruder besorge, d'rum hab' ich Euch kommen lassen, auf daß Ihr ihm rathet und ihn vor Schaden warnt. Der Ring hat mir seiner Zeit viel Kummer gemacht."

Der arglose Astrolog, welcher über dem Lesen im Buch des Himmels das wichtigere Studium des menschlichen Herzens vernachlässigt hatte, ließ sich durch die anscheinende Theilnahme des Georg Neville an dem Schicksal seines Bruders täuschen, gab ihm umständlichen Bericht von dem wundersamen Verlust und Wiederfinden des Ringes, und sprach wiederholt die Ueberzeugung aus, daß an seinem Besitz Warwick's Glück hänge.

„Wir danken Euch herzlich, guter Doktor," sprach der Kanzler, als der Stiftsherr ihm zum Abschied die Hand küßte. „Ach, Unser wackerer Bruder ist von Gefahren umringt. Thut Euer Möglichstes, um ihm zu helfen, dann werdet Ihr Euch auf immer meine Gunst sichern."

„Es wird ihm wohlgehen," rief der entzückte Lancaster. „Er hat die rothe Rose aufgerichtet, und an ihrem Wohlergehen wird er Theil nehmen!"

„Also wärest Du bestimmt, mir überall den Vorsprung abzugewinnen!" rief der Kanzler, als er sich allein sah. „O daß ich ein Laie wäre, wie wollt' ich Dir im Feld entgegentreten! Und wäre diese Hand nur einmal wider Dich auf der Wahlstatt erhoben, dann wollten wir sehen, wer von uns fallen und wer die weitläufigen Güter des Nevilles besitzen müßte! Du hast mich verstoßen, — sieh zu, wohin Du gerathen wirst. Ich kann nie in den Besitz Deiner Güter kommen; aber einen Besitz will ich Dir entreißen, diesen verhängnißvollen Ring!"

Mittlerweile kehrte Dr. Bourchier in fröhlicher Hoffnung zu seiner Wohnung zurück, und war dergestalt in Gedanken vertieft, daß er erst durch einen kräftigen Händedruck auf die Anwesenheit seines geliebten Enkels aufmerksam gemacht wurde.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Alte.

„Aus der Abtei Barking."

„Was hatte Euch dorthin geführt?"

„Der Wunsch, mein Liebchen zu sehen," antwortete der Ritter, und schlug, halb verschämt, halb lachend, die Augen nieder.

„Und habt diesen Lohn davon getragen," sprach der Großvater lächelnd, indem er eine aus dem Wamms des Ritters hervorstehende schwarze Locke zog. „Wie heißt sie?"

„Anna."

„Ihr Heiligen!" rief der entzückte Großvater, als der junge Ritter wieder weggegangen war: „Fräulein Anna, sie, die einst eine Krone tragen soll, ist meines Enkels Liebchen!"

Die nächsten Monate schwanden den Lancasterern in lauter Jubel dahin. Im ganzen Lande triumphirte die rothe Rose. Warwick war zum Protektor ernannt, Edward von York lebte in der Verbannung. Der Stiftherr von St. Martin, geehrt und belobt von dem Grafen und seinem Bruder, sah seinen Enkel täglich mehr in der Gunst seines Herrn steigen, und dachte entweder an kein bevorstehendes Unglück, oder wenn er

daran dachte, glaubte er sich im Stande, es durch seine Kenntniß der Zukunft abzuwenden. Als daher um Fastnacht die Kunde von der Landung Edwards in Yorkshire einlief, freute er sich fast derselben, denn er glaubte nun den Augenblick der Entscheidung herannahen zu sehen, welcher nach Andeutung der Sterne das Schicksal Warwick's und seines Enkels unauflöslich verknüpfen sollte.

Aufmerksam das Horoscop Edward's betrachtend, saß Dr. Bourchier in seinem Studierzimmer. Es war der Abend, wo die Nachricht von dem raschen Vorrücken des Königs gegen Conventry einlief. Plötzlich stand bleich und aufgeregt Graf Warwick vor ihm.

„Mein bewährter Rathgeber," sprach der Graf, „ich bin mißmuthig, krank am Leibe, aber noch mehr krank am Herzen. Gequält von Zweifeln an einem glücklichen Erfolg und von Furcht vor Verrath, wend ich mich ab von dem Rath der Menschen um die unwandelbaren Sterne des Himmels zu fragen."

„Ihr thut wohl daran, edler Herr. Doch woher die Besorgniß?"

„Hab' ich dazu nicht Grund genug? Edward rückt vor an der Spitze von zwanzigtausend Mann, Clarence, mein eidbrüchiger Eidam, hat die rothe Rose weggeworfen und ist zu ihm gestoßen. Und — gerechter Gott! — Andere von meinem Blut mögen wohl auch mit meinen Feinden im Bund seyn. Und sollte dieß hier mich nicht das Aergste fürchten lassen?" Er nahm sorgfältig aus seinem Beutel den Siegelring, und legte ihn dem Astrologen vor.

„Der Agat ist los und in der Mitte zerbrochen," sprach der Doktor, ihn sorgfältig betrachtend. „Heilige Jungfrau, wie ist das gekommen?"

„Gott allein weiß es, — von ihm kommt diese Vorbedeutung."

„Nein, dieser Agat ist absichtlich zerbrochen worden. Ein Feind in Eurem eignen Haus, ein Verbündeter Yorks, hat versucht, ihn herauszuzwängen und ihn dabei zerbrochen."

„Königin des Himmels! Es kann niemand anders gewesen seyn, als er," sprach Warwick bebend.

„Fasset Muth, edler Herr," redete der Astrolog ihm zu, „Philipp Malpas stellte Euch diesen Ring wieder her, und morgen früh bring ich ihn Euch wieder."

„Ich muß heut' Abend fortreiten. Oxford ist ausgezogen; ich muß ihm folgen."

„Dann schick ich ihn Euch durch einen eilenden Boten."

„Aber habt Acht, daß es ein zuverlässiger Bote ist, und vor allen Dingen sorgt, daß der Ring nicht meinem Bruder in die Hände fällt."

Dr. Bourchier sah den Grafen starr an. „Ich habe meine Gründe, dies zu wünschen," fuhr Warwick fort. „Fragt mich nicht darnach. Ich will Herrn Amias schicken, um den Ring abzuholen. Habt also wohl Acht, daß Ihr ihn keinem Andern gebt. — Aber jetzt eine Frage: Wann soll ich eine Schlacht liefern?"

„Edward's Stern ist wieder im Aufsteigen. Liefert noch keine Schlacht."

„Aber er rückt ja auf London los, und deshalb ist Oxford ausgezogen."

„Kehrt Euch nicht daran. Der Bär darf sich nicht erheben, bis nach dieser Conjunction."

„Wann ist das?"

„Nach dem 14. April, gerade sieben Jahre nach dem Tag, wo Edward auf dieser Stelle Euren Handschuh aufgehoben."

„Ja, ich erinnere mich. Gott! wäre dieser Tag vorüber; ich habe böse Ahnungen."

„Verbannt sie. An diesem Tag wird sich zeigen, ob nicht der weiße Bär York's weißen Falken für ewig niederschlägt."

„Oder selber niedergeschlagen wird!"

„Nein, Herr von Warwick, hängt nicht solchen Gedanken nach. Alles wird gut gehen. Mit diesem Ring am Finger und mit guten Schwertern und treuen Herzen um Euch, werdet Ihr York's Stolz und Macht auf ewig niederschlagen. — Führt nicht Herr Oxford einen Stern mit Strahlen in der Fahne?"

„Allerdings."

„Gut. Liefert die Schlacht unter s e i n e m Zeichen, und Edward's Sonne wird untergehen vor Eurem aufsteigenden Stern."

„Das will ich thun, denn es hat mir schon dreimal geträumt, in der Schlacht würde der weiße Bär niedergeworfen. Lebt wohl, guter Freund. Der Graf schüttelte dem Stiftsherrn herzlich die Hand und warf einen begierigen Blick auf den Ring. „Ich wollte," sprach er, er wäre wieder an meinem Finger."

„Das soll er, und Niemanden, als Amias, will ich ihn übergeben." Doktor Bourchier sah mit einer Beklemmung, die er sich nicht erklären konnte, dem großen Grafen nach, während derselbe durch den Stiftshof ging. „Der Himmel schirme Dich und Deine Sache!" sprach er, als die Heldengestalt unter dem Thorweg verschwand. In demselben Augenblick begann die Todtenglocke hell zu läuten. „O ihr Heiligen im Himmel!" rief er, „sollt' ich den Warwicker zum letzten Male gesehen haben?"

In dieser Nacht verließ Warwick mit seinem Gefolge London für immer, und Edward drang, ohne Widerstand zu finden, nach Süden vor. Noch immer aber besaß die rothe Rose den Thron. Georg Neville, dessen Bewachung der schwache König und der feste Tower anvertraut waren, führte, scheinbar beunruhigt über die Annäherung Edwards, den König Heinrich mit Gepränge durch die Gassen von Westcheap, und ließ die guten Bürger auffordern, in ihrer Treue gegen das Haus Lancaster nicht zu wanken. Dies geschah am Morgen des grünen Donnerstags 1471, und am Nachmittag ritt Edward mit seinem Gefolge durch die Schlupfpforte bei Moorsfields ein, und Georg Neville führte den schwachen König herbei und gab ihn und die Schlüssel des Towers in die Hände des Todfeindes seines Bruders. „Wir danken Euch, gnädiger Herr von York," sprach Edward mit bedeutsamem Lächeln. „Seyd versichert, wenn Unser Sieg vollständig ist, soll Georg Neville seinen Lohn empfangen."

Die Nachricht von diesem unerhörten Verrath traf den Stiftsherrn zu St. Martin wie ein Donnerschlag. Das Herz wollte ihm brechen bei dem Gedanken an die Folgen desselben. Er blätterte in seinem geliebten Buch, er sah empor zu den himmlischen Lichtern, die so heiter über den Mühen und Sorgen der Erdenbewohner glänzten, aber er wußte nirgends Trost oder Rath zu finden. Das Gerücht ging, Warwick sey bei Barnet angelangt, und Edward zog mit einem wohlgerüsteten Heerhaufen aus London ihm entgegen. Noch immer lag der wichtige Siegelring, vollkommen wieder in seiner früheren Schönheit hergestellt, auf dem Pult des Sterndeuters, ohne daß Jemand gekommen wäre, ihn abzuholen. „Morgen," sprach er, „muß die Schlacht geschehen, und das steht fest; Warwick muß diesen Ring tragen oder zu Grund gehen."

Endlich spät am Abend des Samstags trat Amias in sein Studierzimmer ein mit den Worten: „Geschwind, Großvater, gebt den Ring her!“

„St. Georg und St. Michael mögen Dich schirmen!“ rief hocherfreut der Astrolog, und übergab seinem Enkel den kostbaren Talisman. „Melde dem Grafen, er solle sich hüten, dem Ort nahe zu kommen, wo er einst diesen Ring verlor.“

„Ich will es ausrichten, lieber Großvater. Lebt wohl.“

Ritter Amias wickelte sich in seinen Mantel, der das Abzeichen von York trug, bestieg sein Roß und ritt getrost von dannen. Es dauerte nicht lange, so hörte er Hufschlag hinter sich, und noch ehe er die Höhe des Highgater Berges erreicht hatte, sah er deutlich, daß drei Reiter ihm scharf nachsetzten. Er zweifelte nicht daran, daß man ihn belauert und die Abschiedsworte seines Großvaters ausgehorcht hatte. Entschlossen, um jeden Preis den Talisman zu retten, trieb er sein Pferd auf's äußerste an. Aber seine Verfolger waren wohl beritten, und es dauerte nicht lange, so waren sie dicht hinter ihm. Er hatte kaum noch eine halbe Stunde bis Barnet, und mit unbeschreiblicher Freude erblickte er in geringer Entfernung eine bewaffnete Schaar, auf deren Banner er im hellen Mondschein einen Stern mit Strahlen zu erkennen glaubte. Er rief ihr zu, und sie ritt ihm entgegen. Doch ehe sie bei ihm anlangte, hatten seine Verfolger seinen Zügel gefaßt. „Dein Herr soll nimmer diesen Schatz besitzen!“ rief er, als er auf dem Arm des Vordersten das Abzeichen des verrätherischen Georg Neville bemerkte, nahm das Büchschen mit dem Ring von seinem Hals und warf es dem Führer der anreitenden Schaar zu, die jetzt etwa noch einen Bogenschußweit entfernt war. „Haltet Euch nicht auf, um mich zu befreien,“ rief er, „bringt es augenblicklich dem Grafen von Warwick; sein Schicksal hängt davon ab.“ Und damit wandte er sich um, und ließ sich geduldig als Gefangener nach London zurückbringen.

Trüb dämmerte der Morgen des 14. Aprils 1471. Es war der Morgen des Ostersonntags, welcher Christen in Schlachtordnung gegen einander erblickte, und während in den blumengeschmückten Kirchen gesungen ward: „Haec dies, quam fecit Dominus; exultemus et laetemur in ea!“ *) begegneten Brüder den Brüdern und Väter den Söhnen im grimmigen Kampf. In ängstlicher Erwartung sah Dr. Bourchier zum Ellerthor hinaus, und fragte, wie es mit der Schlacht stand. Bald brachten eilende Boten die Nachricht, daß der Herr von Oxford geflohen war, und daß Warwick und sein Bruder Montague todt auf der Wahlstatt lagen.

„Die rothe Rose liegt darnieder,“ sprach ein alter Priester, der zum Thor herein kam. „Verflucht sey der Astrolog, welcher den Grafen von Warwick berathen hat! Seine Leute haben den Stern, Oxford's Abzeichen, für König Edward's Sonne angesehen und gegen ihre eigenen Waffenbrüder gefochten.“

Wie ein Dolchstich trafen diese Worte das Herz des Stiftsherrn, und jetzt erschienen ihm auf einmal seine geheime Studien als ein Verbrechen. Es fehlte nur noch ein Tropfen, um den Kelch seiner Leiden voll zu machen, und als er erfuhr, daß sein Enkel bei dem Kanzler in Haft war, angeschuldigt, durch Zauberei dem König Edward nach dem Leben getrachtet zu haben, da hieß er die Amtsdiener willkommen, welche gesandt waren, auch ihn in's Gefängniß zu führen. Nur im Grab sah er Ruhe für sein gequältes Herz.

*) Dies ist der Tag, den Gott gemacht; laßt uns fröhlich seyn und jauchzen.

Am Tag nach dem Tod seiner zwei Brüder saß der Kanzler, am Rathstische, und fragte den vorgeführten Ritter Amias Bourchier: „Was habt Ihr zu sagen?“

Der junge Mann antwortete: „Ich habe den Ring weggeworfen, damit er Euch nicht in die Hände fiele. Ich dachte, es wäre Oxford's Knappe, dem ich ihn zuwarf. Leider hat der Unglücksstern mich getäuscht, wie er uns alle getäuscht hat.“

„Unglücklicher Greis!“ sagte zu dem andern Gefangenen ein sanft aussehender Mann. „Wie oft hab' ich Euch vor solchen Studien gewarnt und Euch dargethan, wie sündlich es ist, dem Himmel eine Kenntniß der Zukunft abzwingen zu wollen. Was hast Du mit der Astrologie gewonnen? das Verderben der Sache, der Du anhängst, den Tod dessen, der Dir zu fest geglaubt hat, und das Schicksal eines Hochverräthers für Deinen Enkel!“

Der Greis ächzte verzweifelnd: „Laßt mich sterben; ich bin schuldig. Aber mein Enkel hat nichts verbrochen, er war nur der Ueberbringer dieses wunderbaren Siegelringes.“

„Und strebte darnach, meines Bruders Tochter zu heirathen, weil in seinen Händen das Schicksal von Englands Krone liegen sollte,“ fügte der Kanzler hinzu.

„Ich Fräulein Anna heirathen?“ rief der junge Ritter. „Mit Anna Cresacre bin ich verlobt, und auf die alberne Prophezeihung hab' ich nie Etwas gegeben.“

„Die Prophezeihung war nicht so albern, wie Du meinst, wenn anders der Siegelring des Grafen so wunderbare Kräfte besaß,“ bemerkte ein junger Mann, der, ohne seine Sammetmütze abzulegen, sich oben an den Tisch setzte. „Du hast ihn weggeworfen, damit er nicht in die Hände eines Yorkers fiele. — Weißt Du, wem Du ihn zugeworfen hast?“

„Ich dachte, dem Walter Fitzhugh, Edelknecht des Herrn von Oxford.“

„Es ging Dir, wie Deinem Herrn. Du hast die Sonne mit dem Stern verwechselt und den Ring mir gegeben, dem König Edward!“ Und mit diesen Worten legte der König den Ring auf den Tisch.

„Hier hast Du einen neuen Beweis von der entsetzlichen Nichtigkeit dieser Studien,“ nahm der obenerwähnte sanft aussehende Mann wieder das Wort. „Die weiße Rose war bestimmt, zu siegen, und so führten alle zur Verhinderung dieses Sieges angelegten Pläne lediglich dazu, ihn zu beschleunigen.“

Doktor Bourchier rang verzweifelnd die Hände. „Das Schicksal von Englands Krone ist also doch in seinen Händen gewesen,“ sprach er. „Aber ich habe dies Abzeichen angerathen, ich habe den Tag der Schlacht gewählt, und ich bin Schuld am Untergang der rothen Rose!“

„Nun,“ fragte der König, „was sollen wir mit diesen zwei Leuten da anfangen?“

„Gebt augenblicklich Befehl zu ihrer Hinrichtung,“ war die Antwort des Kanzlers.

„Gehorsamer Diener, das wär' ein schlechter Lohn für diese Gabe,“ sprach Edward lachend. „Nein, mich dünkt, ich bin diesem jungen Mann eine bessere Vergeltung schuldig. Das Schicksal von Englands Krone war in seiner Hand, und er hat es mir in die Hände gelegt. Ihr seyd frei, Herr Amias Bourchier, und bleibt im Besitz von Euren Gütern, zu welchen Wir noch zwei Edelhöfe des Herrn von Warwick hinzufügen wollen. Und wenn ihr an den Hof kommen wollt, soll Euch von Uns alle Ehre erwiesen werden, denn ich zweifle,

ob ich unter allen meinen Leuten einen finden könnte, der so treu wäre, wie Ihr Eurem Herrn gewesen seyd."

„Zweifelt König Edward an der Treue seiner Diener?“ fragte der Kanzler.

„Die Eurige gedenk' ich nie mehr in Frage zu stellen, gnädiger Herr,“ antwortete Edward mit bitterem Lächeln, „denn ich werde keinen Anlaß mehr dazu haben.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte der erstaunte Kanzler. „Meine Treue ist wahrhaft erprobt.“

Das ist sie, und sie ist mangelhaft erfunden worden. Auf welche Seite würde Georg Neville sich geschlagen haben, wenn ich nicht den Sieg gewonnen hätte?“ Mit diesen Worten legte Edward, der den Verrath liebte und den Verräther haßte, ihm einige Papiere vor. „Wir wollen Eure Dienste fortan entbehren, gnädiger Herr, und weisen Euch eine sichere Wohnung auf Schloß Hammes an.“ Auf diese feste Burg ward Georg Neville alsbald abgeführt, und dort starb er nach vierjähriger Gefangenschaft vor Kummer und hoffentlich mit reuigem Herzen. — Dr. Bourchier kehrte traurig nach seiner Zelle im Stift von St. Martin le Grand zurück, um nie mehr die Sterne zu befragen. Er verbrannte sein großes Buch, zerbrach sein Astrolab, und verbrachte den kurzen Rest seiner Tage in Gebet und Bußübungen. Herr Amias Bourchier aber lebte lange und glücklich. Er focht unter dem Banner Richmond's im Feld von Bosworth (1484), und gelangte zu hoher Gunst bei diesem siegreichen König. Aber er zog sich bald vom Hof zurück und verwandte seine alten Tage auf die Unterweisung seiner Enkel, denen er oft zur Warnung die Geschichte von Graf Warwick's Siegelring erzählte.

Miscellen.

(Die Grisette.) Die Grisette ist eine Blüthe, die nur auf Pariser Boden gedeiht. An anderen Orten Frankreich's findet man wohl Arbeiterinnen, aber beide Wesen durch einen tiefen Abgrund getrennt. Diese sind steif, schwerfällig; die Andere lacht und scherzt wie der Vogel auf dem Zweige. Kein Weib in der Welt geht zierlicher als die Grisette. Man sehe sie nur über das kothige Straßenpflaster hingleiten, ohne ihre weißen Strümpfe im Geringsten zu beschmutzen. Und wohin eilt sie? Es ist ja noch so früh, und Paris schüttelte sich ja kaum aus seinem Schlummer auf. Immerhin, aber für die Grisette ist es schon lange Tag. Ihre Toilette ist beendet, und sie wandert nach ihrem Laden. Nun geht es an die Arbeit. Armes Geschöpf, deren Kleid aus bedrucktem Kattun besteht und deren gelenkige Finger vom Morgen bis zum Abend Tüll, Seide und Sammet zuschneiden! Ist das nicht eine wahre Tantalus-Qual? Sie ist dazu bestimmt, andere Frauen zu schmücken, während ihr doch selbst ein seidenes Kleid nicht übel stehen würde, und sie vielleicht nur ein Wort zu sagen brauchte, um dieses und andere Herrlichkeiten zu erhalten. Aber das will sie nicht; wenn ihr nur ihr Julius oder ihr Eduard treu bleibt, so ist sie glücklich; denn die Grisette hat ein Herz, welches dem Eigennutze unzugänglich ist. Es giebt wohl kein besser angewendetes Leben als das der Grisette. Der Beamte, der Schreiber, der Büreau-Mensch haben den Abend für sich. Wenn es vier Uhr schlägt, so stehen alle Federn still. So glücklich ist die Grisette nicht. Ihre Arbeitszeit beginnt um neun Uhr Morgens und endet erst um zehn Uhr Abends. Und von diesen dreizehn Stunden verbleiben ihr kaum einige Minuten für ihre Mahlzeit. Und wie wird sie für solchen ausdauernden Fleiß bezahlt? Ihr Lohn beträgt kaum so viel, daß sie ihre Kanarienvögel davon füttern und ihren Stubengarten unterhalten kann. Dennoch ist die Grisette glücklich. An einem Tage vergißt sie die Beschwerden der ganzen Woche: O glückseliger, dreimal gesegneter Sonntag! Am Sonntage, wie nur ein Sonnenstrahl sich sehen läßt, holt sie ihr bestes Kleid, ihre koketteste Haube, ihre zierlichsten Halbstiefel hervor und legt sich dann ins Fenster, mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharrend, wo es zehn Uhr von Saint-Jacques-du-Haut-Pas herabschlagen wird. Wenn die ersehnte Stunde gekommen ist, so wird dreimal an die Thür geklopft, und Julius stürzt in das Zimmer. Julius ist Student, auch er muß in der Woche arbeiten, und den Liebenden bleibt für ihre Leidenschaft also nur der Sonntag. Wie wissen sie aber auch diesen Tag zu benutzen! Vor allen Dingen beilen wir uns aber, aus Paris zu kommen. Wohin soll die Reise gehen? Ei, das ist ja Montmorency mit seinen grauen Eseln und seinen rothen Kirschen, Saint-Germain und sein Wald, Versailles und seine Wasserkünste. Also Vorwärts! Nie ist wohl ein König, die Könige der Tausend und eine Nacht mit eingerechnet, so glücklich gewesen, wie der Student und die Grisette, so lange der Sonntag dauert. Promenaden zu Fuß, zu Pferde, zu Esel, Ringstechen, ein Mahl in einem besonderen Kabinette, welche Freuden ließen sich wohl diesen vergleichen! Und dann kommt der Abend und in seinem Gefolge ein ländlicher Ball. Sie walzen, sie galoppiren, bis der letzte Wagen oder der letzte Eisenbahnzug sie nach Paris zurückführt. Aber das Glück ist vergänglich. Julius wird Advokat oder Arzt. Er kehrt in seine Provinz zurück und läßt die Grisette einem melodramatischen Schmerz zum Raube. Das arme Wesen seufzt und geht mit Gedanken des Selbstmordes schwanger bis zum nächsten Sonntage, wo sie eine neue Bekanntschaft anknüpft.

Ein schreckliches Unglück hat sich in Rheims zugetragen: Ein Kellergewölbe ist eingestürzt und hat — fünfundzwanzigtausend Flaschen Champagner zertrümmert!

Man berechnet, daß Fany Elsler in Havannah' und New-Orleans über 45,000 Dollars (ungefähr 120,000 fl.) eingenommen hat, ohne die Geschenke, die auf mehr als 20,000 Dollars geschätzt werden. Sie wird vermuthlich im September nach Paris zurück kommen.

Kürzlich wurde in der Papierfabrik zu Castle-green binnen sechs Stunden ein Bogen Papier verfertigt, der nur zwölf englische Meilen lang ist.

Ein Bauer, der auf der Schranne sein Getreide verkauft hatte, trat in eine Wirthsstube, sah hier seinen Nachbar sitzen und sagte zu demselben: Hanns, denke dir, heute habe ich schöne neue Kronenthaler eingenommen, und wenn du erräthest wie viele, so schenk ich dir alle dreizehn.

Logogryph.

Ein Frommer des Alterthums hat mich gemacht,
Du suchst jetzt umsonst meines Gleichen;
Jetzt siehst Du mich nur von den Bösen vollbracht,
Wenn Du wechselst die ersten zwei Zeichen.
Dann werd' ich ja nur zum Verderben gebraucht,
Wie außerdem einst ich zur Rettung getaugt.

№ 44.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

I.

Michael Ney ist am 10. Januar 1769 in der kleinen Stadt Saarlouis, an der Grenze von Lothringen, geboren. Sein Vater war Soldat gewesen und dann in seine Geburtsstadt und zu dem bescheidenen Gewerbe eines Faßbinders, welches er früher betrieben, zurückgekehrt. Er wünschte, daß sein Sohn sich zu seinem Handwerk bestimmen möchte; allein seine Erzählung von den Kämpfen, welchen er während des siebenjährigen Krieges beigewohnt, entflammte die feurige Phantasie des jungen Michael und es trat bereits sein entschiedener Beruf für das Waffenhandwerk hervor.

Michael erhielt den ersten Unterricht in dem Augustiner-Collegium. Ruhig und aufmerksam während des Unterrichts, ließ er nach der Beendigung desselben seinem Ungestüm freien Lauf. Er stellte dann seine kleinen Kameraden in Schlachtordnung auf, übte sie ein, und commandirte sie, als wären sie in einem Lager gewesen. Der Notar Valette in Saarlouis, der den Exercitien des jungen Ney häufig mit Vergnügen zugesehen und der nicht seinen Beruf, aber seinen Verstand errieth, erbot sich gegen den Vater, ihn in sein Geschäft zu nehmen. Aber am Morgen Gänge zu machen und am Abend Schriften zu expediren, war ein Leben, welches für eine solche Organisation nicht geeignet war. Es wurde ihm bald zuwider und Michael verließ das Geschäft des Herrn Valette, um in das Parquet des öffentlichen Ministeriums einzutreten. Das hieß aus der Scylla in die Charybdis gerathen; denn, Papier gegen Papier, sind Kauf- und Ehe-Contracte doch noch besser als trockene Anträge vor Gericht.

Indeß hatte Ney sein fünfzehntes Jahr erreicht. Ein älterer Bruder, Peter Ney hatte eben Dienste genommen. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, die unwiderstehliche Neigung zum Kriegerleben bei ihm zu entwickeln, und von nun an träumte er von nichts mehr als von Ruhm und Kampf. Peter indeß, der immer viel über ihn vermocht hatte, gelang es, diesem kriegerische Geiste eine andere Richtung zu geben. Michael war thätig und einsichtsvoll: man hatte ihm die Aufsicht über die Schmieden von Salek angeboten. Auf das Bitten seines Bruders nahm er diesen Posten an und stand ihm mit Eifer vor. So verflossen zwei Jahre; aber die Gegend, in welcher er wohnte, unterhielt seine Leidenschaft fortwährend: alle umliegenden Städte waren Festungen und hatten Garnison. Ging der junge Aufseher von Salek nach Trier, nach Bingen oder nach Zweibrücken, überall sah er Uniformen, überall sah er militärische Umgebungen, an denen er so gerne Theil genommen hätte; seine Lage war ihm endlich unerträglich geworden und eines Morgens gab er, ohne seiner Familie ein Wort zu sagen, seinen Posten ab und schlug den Weg nach Metz ein, wo das Husarenregiment „General-Oberst" stand, mit der Absicht, sich hier als Freiwilliger anwerben zu lassen; aber auf dem halben Wege gedenkt er des Schmerzes, den dieser rasche Entschluß seiner Mutter verursachen würde; er steht still, er zögert, die Sohnesliebe trägt den Sieg davon; er eilt zurück nach Saarlouis, um seine Mutter zu umarmen und seinen Eltern ein letztes Lebewohl zu sagen.

Er wurde von seiner Familie sehr ernsthaft empfangen. Vorwürfe, Bitten, Drohungen, Alles wurde von seinem Vater angewandt, um ihn von seinem Plan abzubringen; aus Furcht, den Thränen seiner Mutter nicht widerstehen zu können, ging Michael heimlich davon, machte sich wieder auf den Weg und brachte seinen Plan zur Ausführung. So zeigte er von Anfang an diese Characterstärke, welche, einen einzigen Tag ausgenommen, sich vor keinem Hindernisse beugte. Später und als das Glück den mit goldenen Bienen verzierten Stab in seine Hände gegeben hatte, kam er nach Saarlouis zurück. Die Einwohner der Stadt drängten sich um ihn, einen Landsmann zu betrachten, auf den sie stolz waren, die Truppen standen unter dem Gewehr, die Kanonen donnerten, seine Ankunft zu feiern; er, einfach und bescheiden, wie er immer war, erkannte diese Straße, welche er sechszehn Jahre früher allein, zu Fuß, arm, in strenger Kälte gezogen war und dachte an das letzte Lebewohl seiner Mutter; die Thränen drangen ihm ins Auge und bewegt erzählte er den Officieren, welche ihn umgaben, von seinen ersten Jahren.

Ney kam am 1. Februar 1787 in Metz an und nahm noch an demselben Tage in dem Regiment „General-Oberst" Dienste, welches später das vierte Husarenregiment wurde. Er war damals achtzehn Jahr alt. Er begann seine militärische Laufbahn unter den Auspicien eines seiner Landsleute, eines einfachen Unterlieutenants, der, weil er kein Edelmann war, nichts für ihn thun konnte; aber bald machte er sich seinen Oberen bemerklich. Seine Aufführung, seine Achtsamkeit, die Leichtigkeit, mit welcher er die Exercitien mit seiner Waffe begriff und ausführte, verschafften ihm ihr Wohlwollen und den demüthigen Grad eines Brigadiers. Zu dieser Zeit lagen auch die Jäger von Ventimille in Garnison in Metz. Unter den maitres d'armes dieses Regiments befand sich einer, welcher Malassen hieß und für einen gefährlichen Raufer galt. Immer den Säbel in der Hand, hatte er sich den jungen Rekruten, welche er in Contribution setzte, furchtbar gemacht: die besten Fechter fürchteten ihn; auch insultirte er die Husaren ungestraft, von denen er bereits mehrere maitres d'armes zu Krüppeln gemacht hatte.

Eines Tages, als mehrere Unterofficiere der Husaren sich in einem Kaffehause der Stadt zu Ehren eines neuen Ankömmlings

versammelt hatten, stimmte einer von ihnen, ein junger Lothringer, von gutem Aussehen und kräftiger Stimme, ein Lied aus seiner Heimath an, dessen Refrain seine Kameraden im Chor wiederholten. Inzwischen kömmt Malasson. Die lärmende Freude der Husaren verfehlt nicht, das Mißfallen des maitre d'armes zu erregen, der sich schon durch reichliche Libationen den Kopf erhitzt hat. Er fährt den Sänger, der kein anderer war als Ney, heftig an und befiehlt ihm, still zu seyn. Dieser kehrt sich nicht an seine Weisung und singt weiter. Den Drohungen folgt eine Herausforderung und Ney und Malasson verlassen endlich das Kaffehaus, um den Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Sie kommen an dem bestimmten Platze an, schon sind die Säbel gekreuzt, als Ney sich stark am Rockschooß gezogen fühlt und sich umwendet: es ist der Major seines Regiments, der ihn festnehmen und ins Gefängniß werfen läßt.

Das Duell wurde damals mit dem Tode bestraft. Ney war auf frischer That betroffen, der Fall konnte nicht schwerer seyn; aber er war bei seinen Kameraden beliebt. Die Unterofficiere kamen in Masse und baten den Oberst um Gnade; sie wurde ihnen bewilligt. Kaum hatte er das Gefängniß verlassen, als die Unterofficiere zusammentraten, um zu überlegen, wie man den übermüthigen maitre d'armes bestrafen könne. Diese Rache gebührte Ney um so mehr, als er für den muthigsten und gewandtesten galt; auch nahm er den Auftrag mit Freuden an, ohne sich um die Folgen zu kümmern. Dies Mal wurde der Kampf geheimer betrieben und Ney schlug mit einem starken Säbelhiebe seinem Gegner vier Finger von der rechten Hand herunter; er zog sich in Folge dieser Wunde nach Lille zurück, wo er im Elend lebte. *) Als der Oberst erfuhr, daß Ney sich nur im Auftrag geschlagen habe, drückte er bei dieser neuen Geschichte die Augen zu.

Ney machte die unteren Grade sehr schnell durch. Im Jahr 1793 wurde er zum Lieutenant, im folgenden Jahr zum Capitän ernannt. Kleber, der ihn zu würdigen wußte, attaschirte ihn seinem Stabe und verlieh ihm in der Folge den Grad eines Escadrons-Chefs. In der Zeit, welche ihm seine militärischen Beschäftigungen frei ließen, arbeitete Ney eifrig daran, die Mängel seiner ersten Erziehung zu verbessern. Im Jahr 1796 trat er zur Sambre- und Maas-Arme über, in die Division des Generals Collaud und gab an den Tagen von Altenkirchen und Dierdorf vielfache Beweise seiner Bravour. In Folge des

berühmten Gefechts von Rednitz, welches er im Jahr 1797 unter dem Feuer von vierzehn Kanonen lieferte, wurde er zum Oberst ernannt. In der Schlacht von Norwied, die ihm den Grad eines Brigadegenerals einbrachte, befehligte er einen Theil der französischen Cavallerie und trug mächtig zum Erfolg des Tages bei, indem er die Oesterreicher auf allen Punkten über den Haufen warf. Am Abend, im Zustande der höchsten Ermüdung und mit Blut und Wunden bedeckt (ihm waren zwei Pferde unter dem Leibe getödtet), erzählte er seinen Waffenbrüdern die Ereignisse der Schlacht. Einer von ihnen tadelte ihn wegen seiner „Unvorsichtigkeiten“, wie er sie nannte.

— Es ist wahr, antwortete Ney, ich bin heute wieder gut davongekommen. Vier Mal war ich allein mitten unter den Oesterreichern; ich hätte nie geglaubt, daß ich lebend aus diesem Handgemenge entkommen wäre.

— Du bist glücklicher gewesen als Dein Bruder, sagte man zu ihm.

— Wie! rief Ney und sah seinen Freund mit ängstlichen Blicken an. Sprich! Ist mein Bruder todt?

Man berichtet ihm, daß in einem hitzigen Treffen in Italien Peter Ney, Officier in der 55sten Halbbrigade, getödtet sey. Bei dieser traurigen Nachricht bedeckt Ney sein Gesicht mit seinen Händen und ruft unter Thränen:

— Mein armer Peter! Und meine Mutter und meine Schwester, was wäre aus ihnen geworden, wenn ich heute Morgen gefallen wäre! Er schrieb am folgenden Tage an seine Familie, damit sie seinetwegen nicht besorgt sey.

Seine vollkommene Gleichgültigkeit in Gefahren erlaubte ihm, jene leichte Bewegung zu machen, von der ein Soldat, wie muthig er auch sey, in gefährlichen Augenblicken nicht immer frei ist. In der Schlacht von Iller, in dem Augenblick, wo ein Capitän vom Generalstabe, den Hut in der Hand, ihm über eine Sendung Bericht erstattet, saust eine Kugel so nahe an ihnen vorbei, daß der Offizier instinktmäßig sich bückt, aber nichts destoweniger in seinem Berichte fortfährt.

— Es ist gut, sagte Ney zu ihm, als er seinen Bericht beendet, aber ein anderes Mal grüßen Sie nicht so tief.

Nach einander unter Massena in der Schweiz und unter Moreau in Deutschland dienend, stand Ney im Jahr 1799 als Divisionsgeneral bei der Rheinarmee, als das Directorium gestürzt wurde. Der erste Consul, der oft von ihm hatte sprechen hören, nahm ihn mit nach Italien. Nach diesem ans Wunderbare grenzenden Feldzuge, den die Schlacht bei Marengo beendete, benutzte Ney die Muße, welche der Waffenstillstand ihm ließ, um an seine Wunden zu denken. Als er nach dem Frieden von Lüneville nach Paris zurückkehrte, nahm ihn Napoleon mit ganz besonderer Auszeichnung auf. Sey es Sympathie, sey es Politik, daß er Ney durch engere Bande an sich zu fesseln wünschte, er fragte Madame Bonaparte um Rath, und diese fand nichts Besseres aus, um die Absichten ihres Mannes zu unterstützen, als seinen Schützling zu verheirathen.

Ihre Tochter Hortense Beauharnais hatte eine Jugendfreundin, Fräulein Auguié, ein liebenswürdiges und schönes Mädchen, welches das Unglück ihrer Familie noch interessanter machte. Josephine wollte zugleich den Wunsch dessen erfüllen, dessen Ruhm sie vorhersah, und der Tochter ihrer Freundin eine glänzende Existenz sichern. Sie gab also Ney einen Brief, der ihn bei Herrn Auguié einführen sollte, und legte diesem Briefe ein Billet bei, welches eben so freundlich gegen den General als schmeichelhaft für die Familie lautete: „Ich sende Ihnen, Ge-

*) Im Jahre 1808 sah eben dieser Malasson eines Morgens die ganze Garnison sich auf dem großen Platze von Lille in Schlachtordnung aufstellen. Die Truppen sollten vor einem Marschall des Reiches Revue passiren. Von einem glänzenden Generalstabe umringt kommt er an, und Malasson erkennt in dem Marschall den Husaren, der ihn zwanzig Jahre früher im Duell verwundet. Mitten in der Menge der Neugierigen, die sich auf seinen Weg drängt, hat auch Ney den frühern maitre d'armes von Ventimille erkannt, dem er einst eine so harte Lehre gegeben. Er läßt ihn nach der Revue rufen, spricht gütig zu ihm, erkundigt sich nach seinen Umständen, und als er hört, daß er weder Familie noch Mittel hat, sagt er zu ihm: Ein Mann, mit welchem ich das Schwert gekreuzt, soll nicht Hungers sterben. Hinfort erhaltet ihr eine Pension von 6000 Fr., aber unter der Bedingung, daß ihr euch rechtschaffen aufführt. — Malasson war damals weit entfernt zu ahnen, daß ihn sieben Jahre später eine schreckliche Katastrophe dieser letzten Hilfsquelle berauben würde. Als er hörte, daß der Marschall erschossen sey, war sein Schmerz so groß, daß er sich verzweifelnd eine Kugel durch den Kopf schoß, da er seinen Wohlthäter nicht überleben wollte.

neral — so schrieb sie an Ney — den Brief, um den Sie mich gebeten haben, für den Bürger Auguié. Ich bitte Sie, seine Bekanntschaft zu machen. Ich sagte ihm nicht alles Gute, was ich von Ihnen weiß und denke, weil ich ihm die Genugthuung lassen will, selbst über die Eigenschaften seines künftigen Schwiegersohns zu urtheilen. Aber ich wiederhole Ihnen hier die Versicherung, daß Bonaparte und ich großes Interesse nehmen an dieser Verbindung zweier Personen, welche im höchsten Grade sein Wohlwollen und seine Achtung besitzen. Ich, General, theile aufrichtig seine Gefühle.

„Malmaison, den 10. Prairial des Jahres X.

„La Pagerie Bonaparte.“

Die Unterhandlung ging nach Wunsch und Ney machte Alles zu seiner nahen Vermählung bereit. Trotz der Befehlshaberstellen, welche er in sechs auf einander folgenden Kriegsjahren bekleidete, besaß er nichts weiter als ein Eigenthum von 80,000 Francs Werth; aber er vertraute seinem Muthe, sich seine Zukunft zu sichern. Auguié hatte mit den Trümmern seines glänzenden Vermögens das Schloß Grignon gekauft, und hier wurde die Vermählung seiner Tochter gefeiert. In dem Dorfe wohnten zwei alte Leute, die seit länger als fünfzig Jahren verheirathet waren. Ney wünschte, daß über diese beiden Paare an demselben Tage und demselben Altare mit ihm von Neuem der eheliche Segen gesprochen werden möge.

— Dies Ehepaar wird mich, hatte er zu seinem Schwiegervater gesagt, an meine bescheidene Herkunft erinnern und diese Erneuerung einer langen Verbindung wird ein glückliches Zeichen für die meinige seyn. — Der Gedanke war edel, aber die Weissagung sollte leider nicht in Erfüllung gehen.

Als einige Tage nachher die Neuvermählten sich nach Malmaison begeben hatten, um Madame Bonaparte ihren Besuch abzustatten, trat der erste Consul herein: — Ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, mein lieber General, sagte er zu Ney; aber das ist nicht Alles, ich will Ihnen mein Hochzeitsgeschenk machen. Und auf einen Wink, den er einem Kammerdiener gab, brachte dieser einen orientalischen Säbel, dessen Griff außerordentlich reich verziert war. Napoleon gab ihn Ney mit den Worten: Nehmen Sie diese Waffe als eine Erinnerung an die Freundschaft und die Achtung, die ich für Sie hege. Sie gehörte einem ägyptischen Pascha, der muthig auf dem Schlachtfelde von Abukier starb: führen Sie dieselbe, wenn sich eine Gelegenheit zeigt, die Republik zu vertheidigen.

— General! rief Ney, ich schwöre bei meiner Ehre, daß dieser Säbel mich nur mit dem Leben verlassen soll!

Er sprach wahr; aber dreizehn Jahre später sollte, wie man sehen wird, diese Waffe ein verhängnißvolles Geschenk für ihn werden. (Fortsetzung folgt.)

Pariser Gerichtsscenen.

Disciplinar-Rath der 5. Legion der Pariser Nationalgarde.

D. Präsid. Wie kömmt es Hr. Villemaitre, daß Sie, der sonst so pünktlich im Dienste ist, vier Stunden lang von Ihrem Posten abwesend waren?

Villemaitre. Ich kann bei Gott nichts dafür. Meine Wohnung ist daran schuld; ein häßliches Local; es raucht wie ein Schweizer.

D. Präsid. Erklären Sie sich näher.

V. Sie wissen, meine Herren, oder Sie wissen nicht, daß ich eine Wohnung in der Nähe der Börse wünschte; ich sah mich also nach einer um, was Sie natürlich finden werden. (Hier erzählt der Angeschuldigte mit großer Weitschweifigkeit, daß er endlich, nach vieler Mühe, eine Wohnung in Aftermiethe genommen und bezogen.)

D. Präsid. Kommen Sie einmal zur Sache.

V. Ich war kaum seit zwei Tagen eingezogen, als man mich auf die Wache commandirte. Nachdem ich Schildwache gestanden, bat ich den Wachkommandanten um Erlaubniß, zum Frühstück gehen zu dürfen. Ich eilte nach Hause, und umgab mich mit einem Laibchen Brod, einem Stück gespickten Kalbfleisches und einer Flasche Bordeaux.

D. Präsid. So kürzen Sie doch ab.

V. Meine Zähne hatten ungefähr zehn Minuten für meinen Magen gearbeitet, als ein rothhaariger Mann in mein Zimmer stürzte, mit wildem Blicke und wüthender Geberde ausrufend: „Herr, es ist wieder losgegangen!“ — „So“, versetzte ich erstaunt, „es ist wieder losgegangen?“ — „Wie ich Ihnen sage; und Sie müssen mir meine 20 Fres. zurückgeben!“ — „Ihre 20 Fres.? Ich kenne Sie ja gar nicht!“ „Was, haben Sie nicht meiner Frau etwas ausgerissen?“ — „Ich reiße Niemand irgend etwas aus — am wenigsten Ihrer Frau, deren Daseyn mir nicht einmal bekannt ist.“ — „Herr, wie mögen sie läugnen, daß meine Frau zwei Stunden lang unter Ihren Händen geschrieen hat!“ — „Nein, das ist zu toll! Ich hasse jede Gewaltthätigkeit; ich thue nicht einmal einem Flohe etwas zu leide — außer im Fall gerechter Nothwehr ...“

D. Präsid. Wer war denn der sonderbare Mensch.

V. Ein Ehemann — ein Ehemann im Zustande der Gährung! — „Marktschreier!“ rief er, „Sie sind schuld, daß meine Frau nicht mehr essen kann; sie bringt höchstens noch Fleischbrühe hinunter.“ — „Das thut mir herzlich leid, aber was kann denn ich dafür? „Lügner!“ brüllte mir der Menschenfresser zu, „Sie haben meine Frau ihrer Wurzeln beraubt, und nun kann sie sich an gar nichts mehr halten — — Sehen Sie selbst; hier ist ihr Gebiß!“

D. Präsid. So sagen Sie doch endlich, wer der Mensch war.

V. Ein Kunde des vorigen Miethbewohners; dieser ernährte sich nämlich von anderer Leute Mäulern. Nun scheint es, daß die Frau des erstern sich von dem letztern einige Stockzähne hatte ausziehen lassen, und daß der Künstler ihr dafür ein falsches Gebiß schlecht einsetzte; darum rief er mir auch bei'm Eintritt zu: „Es ist schon wieder losgegangen!“

D. Präsid. Was soll aber das Alles beweisen?

V. Das soll beweisen, Hr. Präsident, daß mich meine Rechtfertigung bei diesem exaltirten Menschen viele Zeit gekostet hat. Sie können sich doch wohl vorstellen, daß man sich nicht so leicht von den Klauen eines Ehemannes losmacht, der das Gebiß seiner Frau in der Hand hat!

Villemaitre hat das Glück, mit einem officiellen Verweise davon zu kommen.

Drei Soldaten vom 63. Linienregiment, Chevreux, Goyot und Constant, ergingen sich in den Gallerien des Palais-Royal. Von allen Seltenheiten, die sich ihren staunenden Blicken hier darboten, reizte nichts so sehr ihre Gelüste, als ein Aushängschild des Restaurateurs Halavant. „Mittagessen zu zwei Francs für die Person.“ Es war gerade um die Essenszeit; also hatten sie Appetit. Von Goyot angeführt, treten sie in den Speisesaal, und verlangten ein ausgesuchtes Mittagessen, zu Ehren seiner alten Mutter, die in ihrer Bereit-

willigkeit Geld geschickt habe. Guyot, der Sprecher der Truppe, macht den Speisezettel. Beefsteaks, Rostbeefs, Fricandeaux, Fische und süße Speisen werden in zweiundzwanzig Platten aufgetragen, und endlich sogar Dessert. Bis hierher geht Alles gut. Als sie aber, statt einer halben, zehn Bouteillen rothen und weißen Weins ausgetrunken hatten, und Guyot mit lauter, gebieterischer Stimme eben noch eine Flasche Champagner begehrte; da stiegen dem Wirth doch diese und jene Bedenklichkeiten auf, und statt des perlenden Weins, ließ er ihnen die Rechnung vorlegen. Während aber nun Guyot auf seinem Champagner bestand, machten sich die beiden andern aus dem Staube, und erreichten die Straße. Guyot will ihnen folgen, wird aber auf seiner Flucht ergriffen, und auf die Wache gebracht. Heute wird er vor das zweite Kriegsgericht gestellt.

Präsid. Oberst Laurens. Sie sind es also, der seine Kameraden zum Eintritt in die Restauration verleitet hat?

Der Angeklagte. Mein Herr Oberst, ich bin ein Mensch, der von der Brust redet. Ja, ich sagte zu ihnen: Kerls, wollt ihr auf ein Mittagessen für 2 Fr. Sturm laufen? Sie waren dabei. Also gingen wie hinein. Ich hatte sie aber nicht zechfrei zu halten.

Präsid. Wäre auch nicht wohl möglich gewesen, denn Sie hatten ja nur 34 Sous in der Tasche. Sie begreifen also wohl, daß Sie einen Schurkenstreich begangen haben?

Angekl. Entschuldigen Sie, Herr Oberst! 34 Sous waren für mich genug, denn das Essen kostete nur 2 Frcs., und Kinder und Soldaten zahlen überall weniger. (Lachen im Gerichtssaal.)

Präsid. Wollte man auch Ihrer Unkenntniß und Ihrem guten Glauben Etwas zugeben, so konnten Sie doch nicht wohl erwarten, daß man Ihnen 22 Platten und Ihren Antheil an 10—12 Flaschen Wein, für wenige 34 Sous auftragen werde.

Angekl. Ich glaubte eben, es sey eine Table d'hôte, wo man essen dürfe, so viel man wolle. Ich forderte, Niemand schlug mir etwas ab. Hätte man uns gesagt: „So, jetzt ist es fertig", so wären wir alle gegangen.

Guyot wird wegen betrüglichen Zechens zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Miscellen.

Paris, 18. Mai. Die viertägigen Pferderennen und Jagden in Chantilly, welche über 100,000 Neugierige herbeizogen, waren dieses Jahr schöner und glänzender als je. Das herrlichste Wetter begünstigte die Feste vom 12. bis 16. Mai. Am letzten Tage drängten sich 50,000 Menschen um die Rennbahn, unter ihnen die schönsten und anmuthigsten Frauen der Welt. Sechs Wettrennen fanden statt, worunter der berühmte Pferdebesitzer Lord Henry Seymour zwei Preise gewann. Den Tag zuvor wurde ein Hirsch gehetzt, welcher in einem Weiher gerade vor dem alten Schlosse der Königin Blanca abgefangen wurde, zum unendlichen Vergnügen der dort versammelten Damen. Die Heimkehr von der Jagd mit Fackeln brachte im Hofe der Burg eine zauberische Wirkung hervor.

Straßburg. Man schreibt aus Belfort: „Ein fürchterliches Unglück hat sich in einem Schoppen, genannt der Kugelpark, der an den östlichen Wällen liegt, zugetragen. Nachdem die Kugeln letzthin daraus weggenommen worden, erhielt ein Schreinermeister die Erlaubniß, seine Dielen daselbst niederzulegen, und da der Schoppen beständig offen stand, so machten die Kinder der Nachbarschaft daraus ihren gewöhnlichen Spielplatz. Verwichenen Samstag, zwischen 11 und 12 Uhr, spielte ein kleines Mädchen von 11 Jahren bei den Dielen, als plötzlich eine Schichte zusammenfiel, und das Kind von allen Seiten überschüttete. Es blieb so für seine Eltern bis 10 Uhr des Abends verloren, um welche Stunde Arbeiter Dielen holten, und den Leichnam des unglücklichen Kindes entdeckten. Seine Stellung verrieth, daß es nicht auf der Stelle gestorben war, und daß es verzweifelte Anstrengungen machte, bevor es auf diese jammervolle Weise verschied.

(Die Frisur à la Fontanges.) Als sich Mademoiselle Fontanges mit Ludwig dem Vierzehnten auf einer Jagdparthie zu Vincennes befand, zerstreute ein Windstoß ihre Frisur; um sie zusammenzuhalten, nahm sie eins ihrer Strumpfbänder und wand es um ihre Stirne. Ludwig fand sie in der Frisur so reizend, daß er sie bat, dieselbe den ganzen Tag zu behalten. Am andern Morgen sah man alle Hofdamen mit einem Strumpfbande um die Stirne, frisirt à la Fontanges.

(Ein romantischer Vorfall.) Im Anfange des Mai kehrte Marie, eine Waise, gegen Abend mit ihrer Schaafheerde, welche sie den Tag über gehütet hatte, nach dem Dorfe Licq in den Pyrenäen heim. Dasselbe liegt am Fuße des Montjaurat, den sie bis etwa zur Hälfte herabgestiegen, war, als lautes Geschrei um Hülfe zu ihren Ohren drang. Entschlossen verließ sie ihre Heerde, stieg abermals bergauf und gelangte bald zu einer Hochfläche, wo sich ihr ein schrecklicher Anblick darbot. Ein Mann war im Kampfe mit einem Bären! Muthig drang Marie mit ihrem Schäferstabe auf das Ungethüm ein, das nun den Mann fahren ließ und auf sie losstürzte. Dieser aber, von den Tatzen des Bären befreit, half seiner Lebensretterin und beiden gelang es, den Feind zu tödten. Inzwischen hatte sich ein Sturm erhoben und die verlassene Heerde auseinander getrieben. Der Weg war steil und gefährlich; aber der Gerettete, ein junger Baske, Namens Manech, zeigte sich dankbar und trieb die verirrten Schaafe wieder zusammen. Er war rüstig und beherzt, sie hübsch und gefühlvoll; beide gewannen einander lieb und schwuren sich Treue. Der Verkehr unter jungen Leuten im Gebirge ist einfach und zwanglos; Marie hatte bald die Hoffnung Mutter zu werden, und Manech bat seinen Vater, die Geliebte heimführen zu dürfen. Aber dem Vater war die Waise verhaßt, weil sie nicht Geld und Gut hatte; sein Sohn sollte ein reiches Mädchen heimführen und zwar ohne Verzug. Der Alte drohte dem Sohne mit Fluch und Enterben, wenn er seinem Willen nicht nachkomme. Der Entschluß der beiden Treuen war bald gefaßt. Manech führte die ihm aufgezwungene Braut an den Altar; als aber die Trauung vorüber war, wandte er seiner Neuvermählten den Rücken, stieß den hartherzigen Vater bei Seite, verließ die Kirche, drängte sich durch die versammelte Menge und eilte den Montjaurat hinan, wo die arme Marie seiner schon harrte. Er rief ihr zu, sie hörte seine Stimme, beide sahen einander; sie aber, fürchtend, daß doch in des Geliebten Gegenwart ihr Entschluß wankend werden möchte, wartete seine Ankunft nicht ab, sondern stürzte sich sogleich von einem Klippenvorsprunge hinunter in den Abgrund. Gleich nachher folgte ihr Manech und Beider Leichen fand man zerschmettert im Thale liegen.

№ 45.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle.)

(Fortsetzung.)

II.

Endlich war das Kaiserreich constituirt. Die Napoleon anvertraute Gewalt war auf seine Familie übertragen und die Successionsordnung festgesetzt. Als Consul hatte Bonaparte nur Obergeneräle gehabt; als Kaiser wollte er Großwürdenträger der Krone und Marschälle haben. Ney empfing mit zuerst den höchsten Commandostab, aber nie vergaß er seine bescheidene Abkunft, und gern erinnerte er sich, im Glanze seiner Stellung, an den Punkt, von dem er ausgegangen war. Der Eifer, den der Kaiser an den Tag legte, sich mit alten Namen zu umgeben, und die Gunst, in welcher der alte Adel in seinem Generalstabe stand, mißfielen dem Marschall. Namentlich vor diesen Repräsentanten des alten Regime sprach er gern von seinen ersten Jahren. Eines Tags, als in den Tuilerien einige von ihnen affectirt von ihren Ahnen sprachen und von dem Vermögen, das sie einmal erhalten würden, unterbrach sie der Marschall plötzlich mit den Worten:

— Ich, meine Herren, ich bin nicht so glücklich wie Sie, ich kann von meiner Familie Nichts erlangen; aber zu der Zeit, wo ich noch nicht war, was Sie sind, glaubte ich mich reich, wenn ich ein halbes Brod in meinem Schrank hatte.

Bei einer andern Gelegenheit, bei einem Prunkessen bei dem Kriegsminister, saß Ney neben einem Fürsten des Rheinbundes, der sich von seinem Heiducken bedienen ließ. Während der Mahlzeit bediente dieser den Marschall so eifrig, daß dieser sich beim Dessert umwandte, um ihm dafür zu danken; plötzlich rief er aus: Ha, es ist Friedrich!

Dann, um sich bei seinen Tischgenossen zu entschuldigen, denen dieser vertrauliche Ausdruck fast ein Aergerniß zu geben schien, fügte der Marschall mit einer Verbeugung hinzu:

— Verzeihen Sie, es ist ein Schlafkamerad, den ich hier wiederfinde.

Auf einen Wink des Fürsten entfernte sich der Heiduck. Man stand vom Tisch auf und der sonderbare Ausruf des Marschalls war bereits vergessen; aber das Gefühl, welches ihn hervorgerufen, lebte noch in dem Herzen Ney's; statt den Gästen in den Salon zu folgen, ging er in das Vorzimmer, erkundigte sich, was aus Friedrich geworden sey, und als er hörte, daß er mit den andern Domestiken zu Tisch sitze, suchte er ihn auf, umarmte ihn vor der ganzen Dienerschaft, drückte ihm seine Börse in die Hand, und trug ihm aufs Angelegentlichste seine Dienste an.

Im Jahr 1805 ins Lager von Boulogne gerufen und bald mit dem Commando über das sechste Armeekorps gegen Oesterreich gesandt, besetzte der Marschall die sämmtlichen Donaupässe. Von Sieg zu Sieg trug ihn sein Ungestüm von Elchingen nach Ulm, und während Napoleon bei Austerlitz triumphirte, errang Ney an andern Punkten Vortheile, welche den Erfolg dieses unsterblichen Feldzuges sicherten. Dann schlug er die Preußen bei Jena, die Russen bei Friedland, und zeichnete sich so aus, daß der Kaiser ihm damals den glorreichen Namen, „der Tapfere der Tapferen," bestätigte, den die Soldaten vom sechsten Armeekorps ihrem Anführer bereits seit langer Zeit gegeben hatten. Unsere Adler, Sieger im Norden Europa's, überschritten die Pyrenäen. Ney drang mit ihnen in die Halbinsel ein; aber er versprach sich schlimme Dinge von diesem Kriege, und scheute sich nicht, sich gegen Napoleon, der eben nach Madrid gekommen war, offen darüber auszusprechen.

Eines Morgens, als der Kaiser nach der Parade in den Palast zurückgekehrt und durch den Saal geht, in welchem alle Chefs der Armeecorps versammelt sind, bemerkt er Ney und bleibt vor ihm stehen:

— Nun, mein Herr Unzufriedener, sagte er zu ihm in launigem Ton, ich habe treffliche Nachrichten erhalten. Romana hält sich nicht mehr, die Engländer sind geworfen; sie werden sich nicht mehr in Gefahr setzen; in drei Monaten ist Alles zu Ende.

Der Marschall schweigt und schlägt die Augen nieder. Napoleon runzelt leicht die Stirn und beginnt von Neuem: — Herr Marschall, werden Sie mich mit einer Antwort beehren?

— Sire, entgegnete Ney, das dauert lange Zeit. Ich bemerke nicht, wie Ew. Maj., daß unsere Sache vorwärts kommt. Diese Leute sind starrköpfig: Weiber und Kinder mischen sich hinein; sie tödten uns unsere Leute im Kleinen; dieser Krieg wird eine schlimme Wendung nehmen. Es ist keine Armee, die wir zu bekämpfen haben, es ist ein ganzes Volk; ich sehe kein anderes Ende davon, als unser Verderben.

Während Ney sprach, hatte ihn der Kaiser fest angesehen. Als er zu Ende war, begann er von Neuem, ohne das Ansehn zu haben, als antwortete er direct dem Marschall:

— Nun wohl! Angenommen, daß es eine Vendée ist: ich habe die Vendée unterworfen. Die Calabresen hatten sich ganz anders empört!..... Ueberall, wo es Berge gibt, gibt es Insurgenten. Das Königreich Neapel ist jetzt ruhig. Es ist nicht genug, eine Armee zu führen, man muß auch auf das Ganze sehen. Das europäische System ist nicht mehr dasselbe wie unter Friedrich. Heutzutage müssen die großen Mächte die kleinen verschlucken. Hier haben die Priester Einfluß. Das ist es, was diese Leute erbittert. Aber die Römer haben sie bezwungen, die Mauren haben sie bezwungen, wir sind mehr werth als die Römer und als die Mauren: wir werden deßhalb mit den Spaniern fertig werden. Würde Julius Cäsar die Gallier

bezwungen haben, wenn er sich hätte abschrecken lassen? Man sagt, daß das Volk gegen uns ist; aber dies Spanien ist eine Einöde; man findet nicht einen Menschen auf der Quadratmeile. Wenn dem anders wäre, würde ich Europa gegen sie zu Felde führen. Denken Sie nicht wie ich, Herr Marschall? fragte nun Napoleon und wandte sich rasch zu ihm.

— Nein, Sire, antwortete Ney.

— Ah! . . . . machte der Kaiser, der wenig gewohnt war, seine Generäle ihre Meinung in so lakonischer Art vorbringen zu hören.

Die Uneigennützigkeit Ney's kam seiner Unabhängigkeit gleich. Nie besudelte er sich mit der Beute der eroberten Länder. Nicht weniger ehrenvoll für Ney ist es, wenn wir erwähnen, daß kein französischer General so viele Ansprüche auf die Dankbarkeit der Emigranten hatte, als er. Es gab wenig edle Familien, die nicht seiner Menschlichkeit Dank schuldeten für die Erhaltung der Unglücklichen, welche in seine Gewalt gefallen waren.

Trotz seines Widerwillens gegen die Kriege in Spanien und Portugal entfaltete Ney hier wie anderswo die heroischen Eigenschaften, die ihn in so hohem Grade auszeichneten. Man weiß, mit welcher Kraft, mit welcher Energie er die Massen hinriß und sie gegen den Feind führte. Ungestüm, wenn es galt, einen Angriff auszuführen, besaß er eine nicht zu zerstörende Kaltblütigkeit, wenn er angegriffen wurde.

Das Leben in den Lagern, die Strapatzen des Krieges, die Wunden, welche er am Kopfe erhalten, hatten ihn frühzeitig ganz kahl gemacht. Sein spärliches Haar von lichtem Blond hatte ihm bei den Soldaten den Namen „der rothe Löwe" verschafft, wie Napoleon sein Wuchs den Namen „der kleine Corporal." Auch sagten die Soldaten, wenn sie in einem entscheidenden Augenblick den Marschall erblickten, in ihrer kräftigen Sprache:

— Der rothe Löwe ist da: nun wird es heiß hergehen.

Am Abend eines sehr heißen Treffens, machte der Kaiser Ney ein Compliment, wegen seines schönen Benehmens, und war unerschöpflich im Lobe der Kaltblütigkeit, die er während der Action an den Tag gelegt.

— Sire, ich habe nur meine Pflicht gethan, entgegnete dieser.

— Aber, mein lieber Marschall, sagte Napoleon lächelnd, haben Sie denn nie Furcht gehabt.

Ney antwortete einfach und das faßt seinen ganzen Charakter in ein Wort zusammen —:

— Meiner Treu, Sie, ich habe nie Zeit dazu gehabt.

Zu dem Feldzuge gegen Rußland wurde Ney von Napoleon aus Portugal zurückgerufen, und ihm der Titel „Herzog von Elchingen" verliehen. Als auf diesen Anlaß eines Abends eine zahlreiche Gesellschaft in den Salons des Marschalls versammelt war, und Jeder ihm eifrig Glück wünschte, unterbrach er diesen Schwall von Schmeichelworten, um sich an einen alten Offizier zu wenden, der sich bescheiden bei Seite hielt:

— Erinnern Sie sich noch der Zeit, Capitän, wo Sie, wenn ich Ihnen meinen Rapport abstattete, mir sagten: „Es ist gut, Ney, ich bin zufrieden mit Dir, fahre fort, so zu dienen, und Du wirst Dein Glück machen?

— Ich erinnere mich dessen recht gut, Herr Marschall, erwiederte ihm sein früherer Chef; ich hatte damals die Ehre, einen Mann unter meinen Befehlen zu haben, der mehr taugte als ich; das vergißt sich nicht.

In dem unheilvollen russischen Feldzuge flog das dritte Armeecorps, unter Ney's Commando, „Gewehr im Arm", wie Napoleon sich ausdrückte, zum Siege. In den Gefechten von Smolensk und Valontina zeichnete sich der Marschall aus, aber die Schlacht an der Moskwa bedeckte ihn mit unsterblichem Ruhm. In Moskau erhielt er den Fürstentitel vom Kaiser. Ney ahnte das Unglück, welches der großen Armee drohte. Eines Tages, unzufrieden, daß die von ihm nicht gebilligte Ansicht im Conseil durchgegangen war, rief er aus: — Gebe der Himmel, daß die Fuchsschwänzerei von Hof-Generälen der Armee nicht schädlicher sey, als die blutigste Schlacht!

Während des unglücklichen Rückzuges, der für so viele brave Soldaten ein Grab ihrer Eroberung wurde, hielt Ney mit wahrhaft übermenschlichem Muthe bis zuletzt die Ehre unserer Waffen aufrecht. Unsere Vorhut und das Gros der Armee war mit Verlust vieler Mannschaft durch Krasnoe gezogen. Die Russen, 40,000 an der Zahl, hatten diesen Posten besetzt, um den Marschall und die Nachhut abzuschneiden. Ney, durch seine Späher von der ungeheuren Ueberlegenheit der Russen benachrichtigt, gibt es auf den Durchgang zu erzwingen, und ertheilt Befehl, eine rückgängige Bewegung auszuführen, das heißt, den wüsten und eisigen Weg zurückzumachen, den das Schwert und die Kälte mit Leichen besäet hatten. Seine Soldaten empören sich gegen einen solchen Befehl, der sie einem sicheren Tode zu weihen scheint. Um sie zum Gehorsam zu bringen, entfaltete der Marschall die ganze Energie seiner Seele: — Wie! Was! sagt er zu ihnen, habe ich euch nicht immer zum Siege geführt? Folgt mir.

Nachdem er seinen Adjutanten zum Vereinigungspunkt einen Fluß bezeichnet, welcher die Straße bespült, und dem Vorposten zueilt, eilt er allein und zu Pferde hinaus, um den Lokalitäten gemäß den Rückzugsplan, den er entworfen, zu combiniren. Die Truppen, dem Befehl ihres Chefs endlich gehorsam, gehen bis an den bezeichneten Fluß zurück; die Adjutanten des Marschalls, unruhig über seine lange Abwesenheit, durchstreichen die Ebene, welche der Fluß durchströmt, und finden ihn ruhig auf einem mit Schnee bedeckten Baumstamm sitzend, und in seine Schreibtafel, beim Scheine des Mondes und bei einer Kälte von 25 Grad, den Weg aufzeichnend, den er seine Soldaten führen will. Einige Reiter erhalten Befehl, sich auf das Eis zu wagen, welches den Fluß bedeckt, um sich zu überzeugen, ob es das Gewicht der Kanonen tragen könne. Das Eis bricht unter den Füßen der Pferde; man muß einen günstigeren Ort suchen. Endlich wird eine Meile weiter hinauf, mitten in der Nacht, der Uebergang bewerkstelligt; aber die Stärksten sind erschöpft, und die meisten Verwundeten starben.

Ney läßt seine Truppen einen Kreis schließen. Feuer werden angezündet; er befiehlt, den Rest der Lebensmittel zu vertheilen, und als das geschehen ist, spricht er:

Meine Freunde, wir sind gerettet! Eine Meile von uns steht eine Anzahl Pferde, die von Kosacken bewacht werden: einige Leute, wenn sie guten Willen haben, genügen, sich ihrer zu bemächtigen; fort! ich stehe für den Erfolg!

Eine Abtheilung macht sich auf den Marsch; zwei Stunden nachher waren die Pferde fortgeführt, und der Marschall kam zeitig genug an der Beresina an, um die Gefahr und den Ruhm des Uebergangs zu theilen; die ganze Armee begrüßte seine Rückkehr mit einem Freudenruf. Napoleon eilte auf ihn zu und umarmte ihn mit Rührung. Einige Stunden vorher hatte man ihn den Verlust des Marschalls beklagen und mit dem

Tone tiefer Traurigkeit sagen hören: — Ich habe 10 Millionen in Gold in den Gewölben der Tuilerien, ich würde sie gerne hingeben, um Ney loszukaufen.

Indeß brachte jeder Tag neues Unglück. In Mitten der Scenen des Todes und der Verheerung, die sich bei jedem Schritt erneuerten, führte der Marschall diesen gefahrvollen Rückzug zu Ende, immer kämpfend, bisweilen still haltend, nie weichend. So passirte er Kowno und den Niemen, und vierzig Tage und vierzig Nächte lang, setzte er unaufhörlich sein Leben in Gefahr, um einige Franzosen mehr nach Frankreich zurückzubringen; zuletzt von allen kehrte er dahin zurück.

Ein neuer Feldzug, der Feldzug in Sachsen, wurde im April 1813 eröffnet. Die kriegführenden Armeen standen sich bald einander gegenüber. Mitten in den Triumphen von Lützen, von Bautzen und Dresden, verbreitet sich das Gerücht in der Armee der Alliirten, daß Ney in dem Treffen bei Dennewitz getödtet ist. „Wenn der Fürst von der Moskwa todt ist," sagt Bernadotte in seinem Bülletin vom 12. Sept. 1813, „so hat der Kaiser Napoleon einen seiner besten Feldherren verloren."

Der Marschall, untröstlich über die Niederlage, welche er bei Dennewitz erlitten, wollte die Armee verlassen; es kam ihm sogar der Gedanke, diese Niederlage nicht zu überleben. Mehrere Tage hindurch entschlüpfte ihm von Zeit zu Zeit der Ausruf: Wenn ich mir nicht schon eine Kugel durch den Kopf gejagt habe, so ist das, weil ich meine Truppen wieder sammeln wollte, bevor ich endete. Wie unglücklich, daß ich nicht am 5ten gefallen bin!

Seit der Schlacht bei Leipzig mehrten sich die Unfälle. Bald betrat das verbündete Europa den Boden des Vaterlandes. Nicht mehr galt es, unsere Eroberungen zu beschützen, unsere Städte, unsere Felder, unser Eigenthum, unsere Civilisation mußten wir dieser Million von Fremden streitig machen, die das Kaiserreich, um mich so auszudrücken, Brust an Brust packten. In diesem verzweifelten Kampfe entfaltete Ney eine unermüdliche Thätigkeit. Bei Brienne, bei Champaubert, bei Montmirail hielt er fortwährend im Kartätschenfeuer und spornte seine jungen Soldaten durch Wort und Beispiel an, bis zu dem verhängnißvollen Augenblick, wo Frankreich, erschöpft, verrathen, aber nicht besiegt, der brutalen Gewalt der Masse unterlag.

Wir haben in kurzen Abrissen die glänzende Laufbahn verfolgt, welche der Marschall in dieser Periode von 26 Jahren durcheilte. Wir werden jetzt die politischen Ereignisse erzählen, welche die blutige Katastrophe herbeiführten, die seinem Leben ein Ende machte.

III.

Napoleon hatte in Fontainebleau den Einzug der allirten Truppen in Paris erfahren; der Senat hatte seine Thron-Entsetzung ausgesprochen, aber noch von einer Handvoll Tapferer umgeben, hoffte er, seinen Feinden trotzen zu können, als Ney, einer der ersten, das Wort „Abdankung" aussprach.

— Sie sind nicht mehr Kaiser! hatte er zu ihm gesagt; wir stehen nicht mehr für den Gehorsam der Truppen, wir sind ihrer nun nicht mehr Herr.

Diese unerwarteten Worte, diese Beschuldigungen, diese Undankbarkeit seiner Waffenbrüder bewiesen Napoleon, daß der so hingebende Generalstab von Marengo und Wagram nicht mehr vorhanden sey. Er ergab sich in sein Geschick. Eine Abdicationsacte zu Gunsten seines Sohnes und der Kaiserin als Regentin wurde Ney, Macdonald und Caulincourt übergeben, und dieselben beauftragt, das Aktenstück nach Paris zu bringen. Schon aber war die Sache Napoleon's und der Seinigen verloren. Die Bevollmächtigten kehrten unverzüglich nach Fontainebleau zurück: Ney erschien vor dem Kaiser.

— Nun! fragte Napoleon den Fürsten von der Moskwa, ist Ihre Sendung von Erfolg gewesen?

Zum Theil, Sire; Leben und Freiheit sind Ihnen garantirt; aber die Regentschaft ist nicht bewilligt; es war zu spät; der Senat wird morgen die Bourbons anerkennen.

— Wohin soll ich mich zurückziehen?

— Wohin es Ew. Maj. gefällt.

Und Ney schrieb auf der Stelle an Herrn von Talleyrand, den Präsidenten der provisorischen Regierung, um ihm über diese Unterhandlung Bericht zu erstatten und ihm zu gleicher Zeit seinen Anschluß an die neue Ordnung der Dinge zu übersenden: „.... Ich sah nun," sagt der Marschall in seinem Schreiben, „daß, um unserm theuren Vaterlande die furchtbaren Leiden eines Bürgerkrieges zu ersparen, den Franzosen Nichts mehr übrig bliebe, als ganz die Sache unserer alten Könige zu ergreifen, und, von diesem Gefühl durchdrungen, habe ich mich gestern Abend zum Kaiser Napoleon begeben, um ihm den Wunsch der Nation vorzulegen. Morgen hoffe ich, daß er selbst mir die förmliche und authentische Abdicationsacte zustellen wird ꝛc." Sechs Tage später, am 12. April 1814, als der Graf von Artois seinen Einzug in Paris hielt, sah man eine Anzahl von Marschällen, um ihn zu becomplimentiren: „Monseigneur," sagte Ney, der im Namen seiner Waffenbrüder das Wort führte, „wir haben mit Eifer einer Regierung gedient, welche uns im Namen Frankreich's befahl. Ew. königl. Hoh. und Se. Maj. werden sehen, mit welcher Treue und Hingebung wir unserm legitimen Könige zu dienen wissen werden."

Später ging er nach Compiègne, Ludwig XVIII. entgegen, der ihn, nachdem er ihn mit der größten Auszeichnung aufgenommen, am Tage nach seiner Ankunft in den Tuilerien empfing und ihn fragte, wie er am besten seinen Thron befestige.

— Sire, antwortete ihm der Marschall, es bedarf nur Eines Wortes Ew. Majestät; befehlen Sie, daß die „kaiserliche Garde" die „königliche Garde" heißt, und Ihr Thron wird unerschütterlich seyn.

Die Marschälle Napoleon's, auf diese Weise berufen, die Stützen des Thrones der Bourbons zu seyn, wurden in den vertrauten Rath des Königs zugelassen, der die großen Militärchargen des Staats unter sie vertheilte. Ney wurde bei dieser Gunstspendung nicht vergessen. Durch königliche Ordonnanz vom 20. Mai 1813 wurde er zum Oberbefehlshaber der Kürassiere, Dragoner, Jäger und chevaux-légers ernannt; am 1. Juni wurde er Pair von Frankreich, am 2. Gouverneur der sechsten Militärdivision, und am 4. Ritter vom heiligen Ludwig. Ludwig XVIII. wollte ihm selbst diese Würde verleihen und empfing aus dem Munde des vor ihm knieenden Marschalls den Schwur, treu seiner Person zu sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Boote aus Tuch.) Man hat in Frankreich einige Versuche mit tragbaren Booten aus Tuch, die von einem Hrn. Leclère erfunden wurden, gemacht. Eine Flottille von fünf dieser kleinen Fahrzeuge, welche 23 Personen enthielten, fuhr vor einiger Zeit von dem Hafen La Rapee nach St. Cloud,

ohne irgend einen Unfall zu erfahren, und alle fünf wurden von einem einzigen Mann in einem kleinen Handkarren zurückgebracht. Während der Fahrt wurde mehremal am Ufer angelegt, die Boote aus dem Wasser herausgehoben, auseinander gelegt, und dann wieder zusammengesetzt und ins Wasser gebracht, in Zeit von weniger als fünf Minuten. Ihr Gewicht ist nicht größer als 14 bis 15 Kilogr.

(Filztuch-Fabrikation.) Herr Charles Depouilly, dessen Thätigkeit und Einsicht die Weberei und Färberei schon manchen Fortschritt verdankt, hat eine Flizhutfabrik in Suresne errichtet, und unlängst die Vorsteher der wichtigsten Tuchfabriken in Paris und den Departements dahin eingeladen. Allen war es bekannt, mit welchem Eifer Herr Depouilly die wichtige Erfindung Jacquard's angegriffen, mit welcher Uneigennützigkeit er zu deren Verbreitung mitgewirkt hatte; und es wäre wohl Keinem in den Sinn gekommen, ganz entgegengesetzte Prinzipien der Manufaktur von demselben Manne anpreisen zu hören. Er zeigte nun den versammelten Fabrikanten sein neues Etablissement und die ganze Prozedur, wie auch die dadurch gewonnenen Stoffe. Darauf fragte er: wie viel Arbeiter sie gebrauchten, um täglich 300 Metres Tuch nach der bisherigen Methode aus dem Rohstoffe zu verfertigen, und erhielt zur Antwort — 200 Personen. „Und ich, sagte Herr Depouilly — gebrauche nicht mehr als acht Leute zu 2 Fr.; — was ihr in 2 Monaten produzirt, leiste ich in 4 Stunden, und für je 100 Fr. Eurer Fabrikationskosten genügen mir 40. Wenn daher, wie man annimmt, bisher jeder Mann in Frankreich im Durchschnitt für 21 Fr. Tuch jährlich für seine Kleidung braucht, so liefere ich ihm dasselbe für 9 Fr.", und dabei zeigte er der erstaunten Versammlung wollene Decken, die er für 4 Fr. liefern kann. „Es fehlt zwar nicht an Opposition für diese Reform in der Tuchfabrikation, denn die Rücksicht auf das Gemeinwohl ist nie mächtig genug, um jeden Einzelnen zu bewegen, sein Privatinteresse ohne Widerstand zu opfern; aber die Mehrheit der anwesenden Fabrikanten schien die Zukunft dieser schönen Erfindung wohl zu begreifen, und Viele zögerten nicht, sich offen für die große Neuerung zu erklären, da sie in Suresne sich überzeugen mußten, daß alle bisherigen Einwendungen gegen dieselbe durchaus grundlos waren; denn Herr Depouilly zeigt ihnen Zeugproben, die nicht allein in Feinheit mit dem schönsten Tuch wetteifern können, sondern auch zugleich in Festigkeit, Weichheit und Glanz." Wir fügen noch hinzu, daß neuerlich auch in Rußland das Privilegium der Filztuch-Fabrikation einer Gesellschaft ertheilt worden ist, an deren Spitze der Banquier Baron Stieglitz steht. — Löblicher und erfreulicher ist es aber, wenn solche Erfindungen zum Gemeingut Aller gemacht werden, damit nicht ohne Noth den vielen Wenigerbemittelten das Ihrige entzogen werde, um einzelne Reiche noch mehr zu bereichern. Eine solche Art von Schutz für die inländische Industrie gegen die des Auslandes, und zugleich für die bestehende Industrie gegen den indirekten Nachtheil der neuen, bessern, ist zwar keine leichte, aber gewiß eine sehr würdige und zeitgemäße Aufgabe für jeden Staat, der einmal die Fahne des Fortschritts aufgepflanzt hat.

(Oben oder Unten.) Ein guter Schwabe hatte die Bemerkung gemacht, daß zu seinem Fäßlein Eilfer, das er noch als ein werthes Angedenken an die seligen Zeiten aufbewahrt hatte, ein guter Freund den Zutritt haben mußte; denn wenn er mit dem Hammerstiel oben zum Spundloch hinein sondirte, so fehlte ihm allemal eines Daumen breit oder zwei. Da dachte er, wart, ich will dir's vertreiben und petschirt den Spunden oben zu und drückt das Siegel darauf, und bei jedem Schlag, den er auf den Spunden that, sagte er immer: „dir will ich's vertreiben." Nach ein Paar Tagen kommt er wieder in den Keller und sieht nach dem Fäßlein und nach dem Spundloch und findet noch richtig das Siegel darauf; doch war er nicht so leichtgläubig, wie weiland der König Cyrus beim Daniel; sondern er sondirte wieder, und findet, daß ihm richtig wieder ein Zoll oder etwas daran mankirte. Also ruft er den Johann. Wie der kömmt, so sagte er: „Geht das auch mit rechten Dingen zu, Johann, daß mir alle Tage mein Wein zusammenschrumpft, wie ein Borsdorfer Apfel? hab' ich doch oben das Spundloch zupetschirt, daß nicht einmal der Geruch heraus kann, vielweniger der Eilfer?" „Herr!" sagt der Johann, „was hilfts, wenn ihr oben zumacht und unten den Zapfen offen lasset?" „Aber, närrischer Teufel", sagt der Herr, „der Wein fehlt mir nicht unten, sondern oben!" „Ja so", sagte Johann, „wenn's Euch oben fehlt, so will ich's glauben!" und hat darnach den guten Herrn bei seinem guten Glauben gelassen. Merke: Es soll allemal verdächtig seyn, wenn's einem oben fehlt.

(Naiv!) Eine Dame hörte in Gesellschaft davon sprechen, daß man kein Wort vom „Präsident" (Dampfboot) höre. „Ei", sagte sie, „was sagt denn der Vice-Präsident?"

Diesen Sommer werden die Damen auf dem Lande bestimmt Tabak rauchen, berichtet ein pariser elegantes Journal; die Herren, welche in allen Dingen Luxus zeigen wollen, haben sich aus Havanna vergoldete Cigarren kommen lassen, wie sie die königliche Fabrik für die Granden von Spanien liefert, und wie sie der Kaiser Don Pedro zu rauchen pflegt. Die Damen rauchen sogenante pajillas, die sehr kurz sind, und diejenigen Raucher, die einander Feuer geben wollen, nöthigen, einander sehr nahe zu kommen; es ist dies eine spanische Galanterie. Die Pariserinnen werden übrigens nur die Andalusierinnen nachahmen, welche nicht immer, sondern nur gelegentlich rauchen.

Die beste Art zu rekrutiren hatte Wallenstein. Seine Werber kamen in die Häuser und legten, fanden sie einen brauchbaren Burschen, einen Strick und ein Händchen — Handgeld hin. Er hatte nun die Wahl, gehängt oder exercirt zu werden.

Scherz-Charade.

Ich ertön' in jeder Sprache;
Einmal ziele ich auf Rache;
Zweimal werd' ich dort vernommen,
Wo man Aufschluß hat bekommen;
Drei- und mehrmal ausgestoßen,
Zeuge ich von Witz und Possen;
Mancher fast zu Boden sinkt,
Bis er mich zu Ende bringt. —

W . . . . . r.

Auflösung des Logogriphs im Blatte Nro. 43:
Arche — Rache.

№ 46.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

IV.

Indessen konnte die königliche Regierung unmöglich von langer Dauer seyn. Von unermüdlichen Feinden und noch gefährlicheren Freunden umgeben, schlecht unterstützt, kräftig angegriffen, war sie, als sie kaum einige Monate bestanden, bereits der Auflösung nahe. Der Hof wollte die Charte nicht, die der König der Nation als Garantie gegeben. Der Clerus bedauerte seinen früheren Einfluß und seine vernichteten Privilegien. Eine Menge Dorfjunker aus der Provinz verlangten mit großem Lärm eine unmögliche Wiederkehr zu dem früheren Regime. Andererseits ließen die unklugen täglich gegen die alte Armee gerichteten Angriffe diese den Sturz einer Gewalt wünschen, welche nur sie ihres Ruhms zu berauben trachtete. Viele General-Officiere waren in ihrer gerechten Empfindlichkeit verletzt. Freilich hatte der Hof Ney wie die meisten andern Marschälle aufgenommen; aber wenn man ihm anfangs gelächelt hatte, so wurde dieses Lächeln später ein Lächeln der Geringschätzung. Während man ihm selbst hier noch schmeichelte, wurde seine Gemahlin in den Tuilerien schlecht empfangen. Beschimpft von Frauen, welche sie durch ihre Schönheit und mehr noch durch ihren edlen Charakter verdunkelte, war die Marschallin häufig, die Augen in Thränen gebadet, aus dem Schlosse zurückgekehrt. Fügt man zu diesen tausend Ursachen zum Mißvergnügen, die aristokratischen Formen des Herzogs von Blacas, an welchen Ludwig XVIII. ihn, einen der Marschälle des Reichs, verwies, wenn er eine Gunst für einen Waffenbruder zu erbitten hatte, so begreift man, wie er nach und nach die königliche Regierung, die zu begründen er so mächtig beigetragen, zu hassen begann. Er beschloß deshalb, sich auf seinen Landsitz zurückzuziehen, um sich von den Strapatzen des Kriegs zu erholen und sich seinem einsiedlerischen Geschmack hinzugeben; aber vor seiner Abreise ging er nach St. Leu und stattete der Königin Hortense einen Besuch ab, welche ihre Mutter, die Kaiserin Josephine, verloren hatte.

— Nun, Frau Herzogin, sagte er zu ihr, Sie halten sich also ganz bei Seite?

— Ich muß es, Herr Marschall.

— Welche Pfütze ist dieser Hof der Tuilerien! Sie sind sehr glücklich, daß Sie nicht die Beleidigungen dieser Leute zu ertragen gehabt haben. Aber, hatte Ney hinzugefügt, sie wissen nicht, was es heißt, die Frau eines Marschalls von Frankreich zu insultiren.

— Vielleicht wäre es gut, es ihnen zu zeigen.

— Ja .... vielleicht! hatte Ney mit drohender Geberde entgegnet; und ich könnte mich wohl damit befassen.

Indeß wurde der König einerseits durch die sogenannten „Intriguen des Pavillons Marsan," andererseits durch die Couriere gequält, welche ihm Herr von Talleyrand von Wien aus sendete, als die Donnerbotschaft der Landung Napoleon's in Cannes, welche der Kriegsminister am Abende des 5. März 1815 berichtete, alle diese diplomatischen Kunststücke einstweilen zur Ruhe brachte. Das Entsetzen im Schlosse war stark. Ludwig XVIII. blieb lange Zeit, ohne ein einziges Wort zu sprechen; dann sagte er mit bestürzter Miene zu seinem Minister: Was sollen wir machen? Wie sollen wir uns da herausziehen?

— Es giebt nur Einen Mann, den Ew. Majestät Bonaparte entgegen stellen können, antwortete der Minister, und das ist der Marschall Ney. Er ist tapfer unter den Tapfern; die Aussicht, den zu besiegen, den wir immer als unbesieglich betrachten, wird seinem Stolze schmeicheln.

— Wo ist er? fragte der König.

— Auf seinem Landsitz bei Châteaudun.

— Es ist weit, antwortete der König; doch das thut Nichts; schreiben Sie ihm auf der Stelle, oder vielmehr senden Sie irgend Jemanden an ihn ab und geben Sie ihm demgemäß Instructionen.

Der Minister kehrt in sein Hotel zurück, fertigt eine Depesche an und befiehlt dem dienstthuenden Adjutanten, Herrn Vaudus, auf der Stelle abzureisen und dem Marschall sein Schreiben zuzustellen. Dieser Offizier entledigt sich seiner Mission und kommt nach Paris zurück. Ungeachtet der Befehle des Ministers, welche dem Fürsten von der Moskwa einschärften, sich direkt nach Besançon zu begeben, und hier den Befehl über die Truppen seines Gouvernements zu übernehmen, reist derselbe in der Nacht vom 6. auf den 7. nach Paris ab und verfügte sich bei seiner Ankunft direct zu Herrn Batardi, seinem Notar, der ihm berichtet, der Kaiser sey an der Küste von Frankreich gelandet.

— Ha! ruft der Marschall, wie vom Blitze getroffen, das ist ein sehr großes Unglück! Was will man machen? Wen wird man diesem Mann entgegen stellen können?

Er begiebt sich darauf zum Herzoge von Berry, den er in Verzweiflung findet, daß er nicht statt seines Vaters in Lyon gewesen ist. Der Marschall bietet ihm seine Dienste an.

— Ich bitte Sie, zu meinem Oheim zu gehen, sagt der Prinz zu ihm.

Ney stellt sich am folgenden Morgen beim Lever des Königs ein; man sagt ihm, Se. Majestät sey leidend und könne Niemand vorlassen. Er dringt auf eine Audienz und wird endlich bei Ludwig XVIII. eingeführt, den er bei dem Fürsten von Foix und dem Herzog von Duras findet. Das große Ereigniß, welches so eben stattgefunden, wird gleich anfangs der Gegenstand der Unterhaltung.

— Sire, fragt der Marschall, sind Ew. Majestät auch ganz sicher, daß man Sie nicht hintergeht?

Und auf die Antwort des Königs, der ihm Details angiebt, entgegnete Ney:

— Aber, Sire! Bonaparte müßte toll geworden seyn! Wie sollte es kommen, daß er seine Garde nicht bei sich hat? Er hatte wenigstens 800 Mann guter Truppen auf der Insel Elba bei sich.

— Seine Garde hatte ihm nicht folgen wollen, erwiederte der König. Indeß, man muß ihm entgegen rücken . . . Herr Marschall, reisen Sie ab! Gehen Sie diesem „blutdürstigen Menschen“ entgegen, der mein Volk in einem Meere von Blut ersäufen will. Gehen Sie und kämpfen Sie gegen ihn! Sie machen sich um Ihren König und um Frankreich verdient, und wenn Sie über Bonaparte triumphiren, so haben Sie den Sieger der Sieger besiegt!

Diese Worte berauschten Ney. — Sire, antwortete er, ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu versichern, daß ich nicht nöthig habe, gegen ihn zu kämpfen; er ist toll, vollkommen toll; er verdiente, daß man ihn nach Charenton setzte oder in einen eisernen Käfig steckte.

General-Offiziere, welche die Ankunft des Marschalls in Paris erfahren hatten, kamen zu ihm in sein Hotel.

— Nun? sagte Ney zu ihnen, was denken Sie von dem Aufzuge Bonaparte's? Er ist toll! Er ist mit 300 Banditen gelandet! Seine Garde hatte ihm nicht folgen wollen; ich gehe ab und ihm entgegen!

Wirklich ging er in dieser Stimmung ab. Am 10. war er in Besançon und schrieb unter diesem Datum einen Brief an den Grafen von Artois, in welchem die Worte vorkommen: „Ich bitte Ew. königl. Hoheit, mich in Ihrer Nähe und in der Vorhut, wo möglich, zu verwenden. Wir sind hier ohne Nachrichten über Bonaparte's Unternehmungen. Ich denke, es ist der letzte Act seines tragischen Endes. Ich würde sehr dankbar seyn, wenn Ew. königl. Hoheit mir Bericht zukommen lassen und vor Allem, wenn Sie sich meiner bedienen wollten.“ Am folgenden Morgen stürzte der Herzog von Maillé herein, und meldete die Abreise Sr. königl. Hoheit, die Ereignisse von Grenoble und die unvermeidliche Besetzung von Lyon durch „die Bande des Usurpators.“

Ney entschließt sich nun, sein Hauptquartier nach Lons-le-Saulnier zu verlegen, „entschlossen“, wie er dem Kriegsminister schreibt, „den „„Feind““ bei der ersten günstigen Gelegenheit anzugreifen.“ In der Nacht vom 11. auf den 12. März trifft er in dieser Stadt ein und legt sich nicht schlafen, um sich mit den Maaßregeln zur Concentrirung seiner Streitkräfte zu beschäftigen. Alle Maaßregeln, welche er trifft, die Weisungen, welche er seinen Offizieren, den Truppen, den Behörden vom Jura gibt, bezeugen, daß er am 13. Abends mehr als je die Absicht hat, die Sache der Bourbons aufrecht zu halten, obgleich Herr von Bourmont ihn unaufhörlich mit erstaunter Miene fragt:

— Wie! Herr Marschall, Sie wollen gegen den Kaiser kämpfen?

— Und warum nicht? antwortete Ney mit einer Art Eitelkeit; muß ich es nicht auch?

Während dieser Zeit rückte Napoleon mit reißender Schnelle vor. In der Nacht vom 13. auf den 14. März langten von ihm bei dem Marschall Ney, auf dessen Beistand er von allen Marschällen am wenigsten rechnete, Emissäre an, die ihm mit verschiedenen Papieren ein Schreiben des Grafen Bertrand übergaben. Man hat nie in Erfahrung gebracht, was bei dieser geheimnißvollen Unterredung vorgefallen ist und wie Ney's Antwort auf die Eröffnung lautete, welche ihm gemacht wurde. Gewiß ist aber, daß mit dem Marschall eine gänzliche Metamorphose vorging, und daß er am folgenden Morgen, unruhig, unthätig, unentschlossen, die Generäle Bourmont und Lecourbe rufen ließ, um sie von dem in Kenntniß zu setzen, was ihm in der Nacht mitgetheilt war und ihnen eine Proclamation vorzulegen, die ihm gedruckt übergeben war, sie im Namen der Ehre beschwörend, ihm offen zu sagen, was sie dächten, und ihm zu rathen. Lecourbe, heißt es, hielt sich zurück; aber Herr von Bourmont erklärte nicht allein, daß der einzige Entschluß, den man fassen könne, sey, sich zu Napoleon zu verfügen, sondern er ließ auch aus eigenem Antriebe die Truppen auf dem Markte versammeln und holte dann den Marschall, damit er diese geheimnißvolle Proclamation verlese, welche unzweifelhaft einen vollständigen Abfall herbeiführen mußte.

Mit seinem Generalstab in Mitten der Soldaten angekommen, welche ein Carrée bildeten, las Ney mit unsicherer Stimme, wie folgt:

„Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten!

„Die Sache der Bourbons ist für immer verloren! Die legitime Dynastie, welche die französische Nation sich erwählt hat, wird von Neuem den Thron besteigen: nur der Kaiser Napoleon, unser Souverain, darf über unser schönes Vaterland herrschen! Möge der Adel der Bourbons sich entschließen, nochmals sich zu verbannen oder unter uns leben wollen, was macht uns das aus? Die geheiligte Sache der Freiheit und unsrer Unabhängigkeit wird nicht länger durch ihren traurigen Einfluß leiden. Sie haben unsern Kriegsruhm erniedrigen wollen; aber sie haben sich getäuscht: dieser Ruhm ist die Frucht zu edler Thaten, als daß wir je die Erinnerung daran verlieren könnten.“

Diese Erklärung der Prinzipien brachte eine elektrische Wirkung hervor. Der Enthusiasmus machte sich in Ausrufungen Luft, welche einen Augenblick den Marschall hinderten, fortzufahren; endlich begann er mit fester Stimme von Neuem:

„Soldaten! Die Zeiten sind nicht mehr, wo man die Völker regierte, indem man alle ihre Rechte vernichtete; die Freiheit triumphirt endlich, und Napoleon, unser erhabener Kaiser, wird sie auf immer befestigen! Sey hinfort diese schöne Sache die unsre und die aller Franzosen! Seyen alle die Tapfern, welche ich zu befehligen die Ehre habe, von dieser großen Wahrheit durchdrungen!“

Bei diesen Worten sah man die weißen Kokarden und die Lilien in die Luft fliegen; man sah Freudenthränen den Augen dieser alten Soldaten entfließen, welche nie geweint hatten. „Die Fußgänger bedeckten ihre Gewehre mit Küssen, die Reiter umarmten ihre Pferde.“

„Soldaten! — so schloß der Marschall — ich habe euch zum Siege geführt; jetzt will ich euch zu dieser unsterblichen Schaar führen, die den Kaiser Napoleon nach Paris geleitet, und dort wird für immer unsre Hoffnung und unser Glück sich erfüllen. Es lebe der Kaiser!“

— Es lebe der Kaiser! wiederholten die Soldaten begeistert. Die Offiziere umgaben den Marschall, den sie im Uebermaaß ihres Entzückens beinahe erdrückten. Nur das Volk blieb ruhig, weil diese Bewegung eine Ungewißheit begleitete, gemischt mit Besorgniß wegen der Zukunft. Der Entschluß Ney's war so persönlich, so unerwartet gewesen, daß der Graf de Grivelle, der Befehlshaber der gesammten Nationalgarde vom Jura, der nicht recht verstanden hatte oder zweifelte an dem, was er so eben gehört, sich dem Marschall in äußerster Aufregung näherte

und, auf die Proclamation deutend, die jener in der Hand hielt, ihn fragte:

— Haben Sie sich nicht geirrt, Herr Marschall? Wie?

— Verzeihen Sie, mein Herr, antwortete Ney, ich habe gesagt, was ich sagen wollte.

Herr von Grivelle ritt aus den Reihen des Generalstabs heraus, zerbrach sein Schwert auf dem Sattelknopf, warf die Stücke weg und rief mit einem Tone, der etwas Chevaleresles hatte:

— Leben Sie wohl, Herr Marschall! Erinnern Sie sich nur, daß es einem Edelmanne aus der Franche-Comté leichter ist, sein Schwert zu zerbrechen, als seine Schwüre zu verletzen!

Und er entfernte sich. Ney, indem er dem Sturm folgte, der ihn fortzog, glaubte aufrichtig den Wunsch des Landes zu erfüllen. Von Bourmont und Lecourbe begleitet, kehrte er in seine Wohnung zurück und lud seinen ganzen Generalstab zum Mittagsessen ein. Nach einer kurzen Mahlzeit setzte Ney die Route fest, auf welcher die von ihm befehligten Truppen Napoleon zuziehen sollten, und in der Nacht reiste er nach Dole ab. Hier forderte der Marschall alle öffentlichen Beamten auf, sich einer Sache anzuschließen, welche, wie er sagte, die Sache Frankreich's geworden war. Am 17. langte er in Dijon an, wo er den Kaiser zu finden glaubte, der schon gegen Auxerre marschirte.

Indeß quälte den Marschall der Wankelmuth, den er in seinen Schritten gezeigt. Er glaubte ohne Zweifel ihn erklären zu müssen und richtete das folgende Schreiben an den Kaiser:

„Weder aus Achtung noch aus Anhänglichkeit gegen Ihre Person bin ich gekommen, mich Ihnen anzuschließen. Sie sind der Tyrann meines Vaterlandes gewesen; Sie haben Trauer und Verzweiflung über alle Familien gebracht. Schwören Sie mir, weil das Schicksal Sie zurückführt, daß es in Zukunft nur Ihre Aufgabe seyn wird, die Leiden wieder gut zu machen, welche Sie über Frankreich verhängt. Ich fordere Sie auf, nur noch zu den Waffen zu greifen, um unsere Grenzen zu vertheidigen und sie nicht mehr zu überschreiten, um in der Ferne nutzlose Eroberungen zu versuchen. Nur unter diesen Bedingungen erscheine ich, um mein Land vor der Zerrüttung zu bewahren, die es bedroht."

Dieser kühne Brief war vielleicht auch das Resultat des Versprechens, welches er, nach der Behauptung eines Zeugen, häufig den unter seinen Befehlen stehenden Offizieren gegeben: „Wenn ich zu dem Kaiser gehe," soll er gesagt haben, „so nehme ich es über mich, ihm zu erklären, daß, wenn er fortfährt, den Tyrannen zu spielen und seine Generäle zu quälen, sie ihn wohl zu entfernen wissen werden."

Der Kaiser erhielt diesen Brief in Auxerre, wo er den Marschall zu finden glaubte. Als er ihn gelesen, zuckte er leicht die Achseln und steckte ihn ruhig in die Tasche mit den Worten:

— Immer derselbe! Auf dem Schlachtfelde ist er ein Halbgott; sonst aber ist er ein Kind!

Dann wandte er sich an den General Bertrand und sagte zu ihm:

— Ich begreife nicht, daß Ney noch nicht hier ist. Das beunruhigt mich. Sollte er seinen Plan geändert haben? ... Ich will wissen, woran ich bin: sehen sie nach.

Einige Zeit nachher kam der Marschall in der Stadt an. Es war acht Uhr Abends. Der Graf Bertrand benachrichtigte den Kaiser davon. „Aber," fügte er hinzu, „bevor er sich bei Ew. Majestät einfindet, wollte der Herzog von Elchingen seine Gedanken sammeln und sein Benehmen vor und nach den Ereignissen von Fontainebleau rechtfertigen."

— Ei! Was bedarf ich der Rechtfertigung! Gehen Sie und sagen Sie ihm, daß ich ihn noch immer liebe und daß er auf der Stelle erscheinen soll, mich zu umarmen.... Aber nein, unterbrach sich der Kaiser, ich will ihn erst morgen sehen, um ihn zu strafen, daß er auf sich hat warten lassen.

Am folgenden Morgen früh tritt ein Ordonnanz-Offizier in Ney's Zimmer und sagt nichts weiter als die Worte:

— Herr Marschall, der Kaiser verlangt sogleich nach Ihnen.

Ney sieht den Offizier mit verstörten Blicken an; sein Athem stockt, er zittert.

— Ja, ja, der Kaiser, sagt er, und nimmt seinen Hut wie ein Mann, der nicht weiß, was er thut; ich gehe zu ihm, und folge Ihnen.

Und er begleitet den Ordonnanz-Offizier, der ihn in dem Salon meldet, in welchem schon eine große Zahl von General-Officieren versammelt ist. Napoleon, als er ihn sieht, geht ihm schnellen Schrittes entgegen und reicht ihm die Hand. Der Marschall ist so bewegt, daß er keine Worte finden kann. Große Thränen entrinnen seinen Augen. Endlich bringt er einige unverständliche Worte hervor, unter denen man „Fontainebleau" unterscheidet.

— Herr Marschall, unterbricht ihn der Kaiser lebhaft und mit tiefem Ausdruck, ich erinnere mich dieser Zeit nicht, ich erinnere mich nur der Moskwa.

Und er giebt von Neuem dem Marschall die Hand, der sie an seine Lippen führt und mit vor Rührung bebender Stimme sagt:

— Ach! Sire, nun möchte ich für Sie sterben.

Der muthige und unglückliche Marschall sollte dieses Versprechen erfüllen.

Am Nachmittage desselben Tages ließ Napoleon den Marschall rufen. Dieser fand ihn von mehreren Oberoffizieren umgeben, worunter Cambronne, Brayer, Labédoyère und ein polnischer Oberst, der ihm über die Befehle, welche er seinem Regiment für den folgenden Tag gegeben, Bericht abstattete.

— Umarmen Sie mich, mein lieber Marschall, sagte Napoleon zu ihm und ging Ney eilig entgegen; ich habe Ihnen heute Morgen gesagt, es bedarf keiner Erklärung; ich habe Sie immer geehrt und geschätzt als den „Tapfern der Tapfern."

— Sire, antwortete Ney tief gerührt, man verbreitet eine Menge Lügen, die ich widerlegen möchte. Ich habe immer als guter Franzose gehandelt.

— Ich weiß es. Auch habe ich nie an Ihrer Anhänglichkeit gezweifelt.

— Sie hatten Recht, Sire; Ew. Majestät können immer auf mich zählen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Ich habe mein Blut für dasselbe vergossen, ich bin bereit, es bis zum letzten Tropfen zu vergießen, um einen Bürgerkrieg zu verhindern. Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor Allem.

Der Kaiser unterbrach ihn mit den Worten:

— Der Patriotismus ist es, der mich nach Frankreich zurückführt. Ich habe erfahren, daß das Vaterland unglücklich ist; ich bin gekommen, es vor dem Bürgerkriege, dem größten der Uebel, zu bewahren, es von den Bourbons und den Emigranten zu befreien. Seyn Sie ruhig, ich werde Frankreich Alles geben, was es von mir erwartet.

— Ew. Majestät können sicher seyn, Unterstützung zu finden: die Bourbons haben sich ins Verderben gestürzt, weil sie sich die Gemüther der Armee entfremdet haben.

— Zum Henker! rief Napoleon aus; Prinzen, welche nie ein Schwert gekannt, konnten die Armee nicht ehren: sie waren eifersüchtig auf unsern Ruhm!

Ja, Sire! sie suchten unaufhörlich uns zu erniedrigen. Noch steigt mir das Blut in den Kopf, wenn ich daran denke, daß ein Marschall von Frankreich, ein alter Soldat wie ich, sich auf die Knie werfen mußte vor einem .... Herrn von Blacas, um das Kreuz des heil. Ludwig zu erhalten. Das konnte nicht von Dauer seyn, Sire; und wenn Ew. Majestät nicht erschienen wären, sie fortzujagen, so hätten wir selbst sie aus der Thür geworfen.

Es ist Thatsache, daß in dem Augenblick, wo Napoleon wieder erschien, Frankreich, ermüdet, mißvergnügt über die neue Ordnung der Dinge, mit seinen Wünschen eine zweite Revolution herbeirief.

— Wie ist die Stimmung Ihrer Truppen? fragte Napoleon den Marschall.

— Vortrefflich, Sire; ich glaubte, sie würden mich erdrücken, als ich ich ihnen verkündete, daß wir Ihren Adlern entgegen ziehen würden.

— Welche Generale haben sie bei sich?

— Lecourbe und Bourmont, Sire.

— Und wir können auf sie zählen?

— Für Lecourbe stehe ich, Sire; was Bourmont betrifft, fügte der Marschall hinzu, so bin ich seiner nicht so sicher.

— Sie mußten hierher kommen.

— Ich habe es Bourmont vorgeschlagen; er machte aber Einwendung, und, meiner Treu, ich habe nicht darauf gedrungen.

— Sie hatten Unrecht: fürchten Sie nicht, daß er Unruhen anstiftet und uns Verlegenheiten zu Wege bringt?

— Nein, Sire; er würde es nicht wagen. Außerdem würde er Niemanden finden, der ihn unterstützte. Alle Voltigeurs Ludwig's XVIII., *) die man uns aufgedrungen hat, habe ich aus unsern Reihen gejagt; das ganze Land ist im Enthusiasmus.

— Ich denke ohne Hinderniß in Paris einzuziehen. Ich hoffe am 20. oder 25. da zu seyn, es sey denn, daß die Pariser mich nicht zurückhaben wollten, fügte er lächelnd hinzu.

— Ach, Sire! Ew. Majestät werden dort wie ein Retter erwartet!

— Ich will meine Hauptstadt wiedersehen, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen werde, sagte der Kaiser; unser Triumph muß rein seyn, wie die Sache, der wir dienen. Bleiben Sie und speisen Sie zu Mittag bei mir, mein lieber Marschall, ich werde Ihnen meine Pläne und Absichten auseinander setzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nannte man die adeligen Offiziere, welche seit der Rückkehr der Bourbons in die Armee eingeschoben wurden.

Historisch-merkwürdige Wahrzeichen in Bayern.

1.

Der große Wetzstein in Regensburg.

In der guten Vorzeit sind nutzbare oder fromme Stiftungen für die arme oder leidende Menschheit nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn sie auch hie und da der Jetztwelt sonderbar vorkommen mögen. Konnte z. B. ein Bürger, Konrad Paldell von Cham, im Jahre 1436 eine Wasserstiftung zu Chammünster machen, darin bestehend, daß zur Zeit des an dem heil. Dreifaltigkeits-Sonntag dortselbst gefeierten Kirchweih-Gottesdienstes ein eigens bestellter Wasserträger den weither wandernden Pfarrkindern aus dem entfernten Lindbrunnen umsonst Wasser in die Kirche tragen und zur Labung reichen mußte, so wird es nicht auffallen, wenn wir nun lesen, daß ein Paulstorfer von Chürn für Unbemittelte, welche sich keine Wetzsteine zu ihrem Geschäfte zu kaufen im Stande waren, durch eine, beim Messerschmiedhandwerke zu Regensburg hinterlegte Summe Geldes für ewige Zeiten eine gleiche Stiftung zu machen sich bewogen gefunden hat, daß jedesmal der älteste Meister des Handwerkes in seinem Verkaufsladen einen großen Wetzstein aufhängen mußte, woran jeder Arme, so bald er dieß im Namen des Herrn von Chürn gefordert, umsonst sein Messer rc. wetzen durfte.

Das bemeldete Handwerk hatte darüber Siegel und Briefe, daß, so oft ein Paulsdorfer von Chürn mit Tod abgegangen ist, so oft mußte der älteste Meister von ihnen das Lehen nehmen und obiges zu thun feierlich geloben. Dieses Adelsgeschlecht der Paulstorfer stammte aus dem alten Noriscerlande, der Heimath der Eisen- und Waffenhämmer, dann der Messerschmieden. Die Paulstorfer waren theils Mitgewerbschäftler der Erzgruben von Amberg und Sulzbach, theils besaßen sie selbst eigene Hämmer auf ihren großen Herrschaften zu Tänesberg, Nabek und Rieden. Den Absatz ihrer Fabrikate sicherte in der Vorzeit nicht nur die Stadt Amberg, sondern auch die Reichsstadt Regensburg, welche damit den Handel überallhin getrieben. Vermuthlich hat ein Paulstorfer diese Großhandlung selbst geführt; denn nur Raths-Geschlechter waren damals Herren alles Großhandels und in einer aufgefundenen Urkunde von 1387 erscheint eine Wittwe Elsbet die Paulstoferin als Purgerinn zue Regensburch. Sie nannten sie von der Chürn, einst eine Burg zu Regensburg selbst, von dem sich ein uraltes Geschlecht also geschrieben. Mit dem Aussterben der Chürner 1390 ist die Burg an das Kloster Weltenburg, von diesem 1403 an einen Chorherrn, Hartmann Orthoff, zu St. Johann, im folgenden Jahre an dieses Stift selbst gekommen, endlich zum Dechanenhaus an der Gred bestimmt worden.

Obiges Lehen-Recht haben in der Folge die Herren und nachmaligen Fürsten von Lobkowitz auf Störstein und Neustadt an der Waldnaab von dem letzten Paulstorfer, Hanns Christoph, zu Speyer, 1522 ledig gestorben, vermittelst Kaufes der Herrschaft Chürn, welche an die Vorfahren des Paulstorfers von den früheren Besitzern, den Edlen Chürnern, im Jahre 1394 käuflich gelangt ist, erworben. Weil aber später der älteste Waffenschmiedmeister, vielleicht im Wahne, daß mit dem letzten Paulstorfer solches Servitut erloschen sey, unterlassen hatte, erörtertes Lehen zu nehmen und den Wetzstein in recognitionem öffentlich aufzuhängen, ist von der fürstl. Lehen-Kanzlei zu Neustadt im Jahre 1642 noch an den Regensburger Magistrat die Requisition ergangen, daß er das Handwerk an seine alte Obliegenheit wieder mahnen möge. Der Rath hat auch richtig den ältesten Meister Stadele dießfalls vorrufen, aber nichts darüber in das Raths-Protokoll eintragen lassen. — Bis zu dem Eingange des achtzehnten Jahrhunderts erhielt sich dieses stiftungsmäßige Wahrzeichen der Stadt Regensburg; seitdem ist es verschwunden — wahrscheinlich auf ewige Zeiten. Nur durch einige Geschichtsforscher (wie z. B. unser ehrenwerther Schuegraf) ist die Volkssage davon urkundlich bewahrt.

Sch.

№ 47.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit mit Napoleon in Paris angelangt, zeigt sich Ney, aus einem unerklärlichen Entschluß, kaum in den Tuilerien und reist fast sogleich nach seinem Landsitze ab, von wo er nur wiederkehrt, um der Feierlichkeit auf dem Maifelde beizuwohnen. Als der Kaiser, der über seine Abwesenheit erstaunt war, ihn sieht, sagt er mit ironischem Tone zu ihm:

— Ich glaubte, Sie wären emigrirt.

— Das hätte ich viel früher thun müssen, antwortet ihm der Marschall; jetzt ist es zu spät.

Waterloo nahte heran. In diesem blutigen Drama, wo alle Rollen im Voraus von Napoleon vertheilt waren, zeichnet sich Ney wie immer durch seine Kaltblütigkeit und seine Unerschrockenheit aus. Um sieben Uhr Abends nach den ungeheuersten Anstrengungen erscheint der Marschall, zu Fuß und den Degen in der Hand, vor dem zweiten Regiment leichter Infanterie, welches sich den ganzen Tag geschlagen hatte und dessen Reihen bereits gelichtet waren.

— Kameraden! der Sieg hängt von Eurem Muthe ab! Es sind die Engländer, die uns gegenüber stehen!

Sieben Pferde wurden Ney an diesem Tage unter dem Leibe getödtet und bis zum letzten Augenblick kämpfte er an der Spitze der Regimenter der Garde, welche sich unsterblich machten, indem sie mit dem Kaiserreich fielen.

V.

Jene fieberhafte Unruhe, welche immer einer Unglücksnachricht vorhergeht, ließ die Hauptstadt das Unglück von Waterloo ahnen. Anfangs hatte man keine Details; man wußte nur, daß Napoleon eine entscheidende Schlacht verloren habe und daß die Verbündeten in forcirten Märschen gegen Paris vorrücken; aber bald begriff man den ganzen Umfang der neuen Leiden, welche Frankreich bedrohten, als man die plötzliche Rückkehr des Kaisers in das Elysée erfuhr.

Ney war der Letzte gewesen, der das Schlachtfeld verlassen. Von Müdigkeit erschöpft, mit Staub, Blut und Wunden bedeckt, hatte er Alles gethan, um an den Orten, welche Zeugen seiner ersten Siege gewesen, einen glorreichen Tod zu finden; aber die Vorsehung behielt ihm einen andern Tod auf: er kehrte nach Paris zurück.

Carnot war es, der von Napoleon den Auftrag erhielt, das traurige Bulletin von Waterloo in die Pairskammer zu bringen. Es herrschte in dieser Versammlung mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als in der Deputirtenkammer; aber die Pairs hatten keine Macht und kein Ansehen in der öffentlichen Meinung. Die bestürzte Miene einer großen Zahl von Generälen verkündeten nur zu sehr, wie groß unsere Verluste gewesen. Carnot begann indeß einen an den Kriegsminister gerichteten Rapport zu verlesen, der beunruhigender lautete, als das Bulletin von Waterloo. Er meldete darin, daß verschiedene Armeecorps sich wieder gesammelt hätten und daß man hoffen könne, 60,000 Soldaten zusammenzubringen und ihnen 200 Kanonen zu senden.

Ney, der in der Sitzung zugegen war, erhob sich und sprach mit Heftigkeit:

— Die Nachricht, welche Ihnen der Minister des Innern gegeben hat, ist falsch! Es ist unmöglich, daß man 60,000 Mann, wie man behauptet, zusammenbringen kann. An der Nordgränze ist Niemand; der Feind kann kommen, wann er will.

Bei diesen Worten entstand eine lärmende Bewegung in der Versammlung.

— Ja, meine Herren, fuhr Ney fort, allerhöchstens haben der Marschall Grouchy und der Herzog von Dalmatien 20 bis 25,000 Mann zusammenbringen können. Ich habe diesen unglücklichen Rückzug befehligt; ich bin meiner Sache gewiß. Wenn der Kaiser geglaubt hätte, daß Grouchy's Streitmacht stark genug sey, um eine Reserve zu bilden, so würde er zu ihm gestoßen seyn; aber die Ueberzeugung vom Gegentheil hat ihn bestimmt, nach Paris zurückzukommen. Es gibt kein Mittel mehr, das Vaterland zu retten, als dem Feinde Vorschläge zu machen, denn, wenn er will, ich wiederhole es, kann er in höchstens sieben bis acht Tagen in Paris seyn.

Die Kühnheit dieser Sprache machte tiefen Eindruck. Der Marschall fügte dann mit halber Stimme und so, daß ihn nur die Pairs hören konnten, welche sich in seiner Nähe befanden, hinzu:

— Ich sage es nochmals: es bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als Unterhandlungen einzuleiten. Sie müssen die Bourbons zurückberufen. Ich, ich werde mich nach den Vereinigten Staaten begeben.

Die, welche die letzten Worte gehört hatten, wandten sich mit den bittersten Interpellationen an ihn. Als die Sitzung zu Ende war, drängten sich mehrere Pairs um ihn herum und tadelten energisch die Lebhaftigkeit seiner Angriffe gegen den Kriegsminister.

— Ei, meine Herren, antwortete er ihnen, ich bin Keiner von den Leuten, die ihr Privat-Interesse über Alles setzen. Was werde ich bei dem Allen gewinnen? Wenn Ludwig XVIII. zurückkehrt, so wird er mich erschießen lassen; ich mußte zu Gunsten meines Landes sprechen.

Diese übermäßige Offenheit war nicht geeignet, die Gemüther der Leute zu beruhigen, die die Macht in Händen hatten und bereit waren, Alles zu thun, um ihre Würden

und ihr Vermögen zu erhalten. Es bildeten sich Gruppen, und unter den an den Marschall gerichteten Vorwürfen hörte man das Wort „Verräther" aussprechen. In der Sitzung des folgenden Tages erhob der General Drouot in einer geschickt ausgearbeiteten Rede den Muth der Kammer von Neuem, indem er Hilfsquellen vor ihr entwickelte, deren Existenz sie nicht einmal ahnte. Ney wollte nochmals auf diese Behauptungen antworten; das Geschrei und das Murren, welches sich von allen Seiten gegen ihn erhob, hinderten ihn, sie zu widerlegen.

Als der Marschall einige Tage nachher erfahren hatte, daß man ihn in einem Club als „Verräther des Vaterlandes" denuncirt habe, und als die provisorische Regierung Nichts that, um dieser ungereimten Verläumdung zu begegnen, glaubte er es seiner Ehre schuldig, feierlich sich darüber auszusprechen, wie sein Benehmen in dem letzten Feldzuge gewesen und er richtete an den Präsidenten der provisorischen Regierung ein Schreiben in Form eines Memoire, welches er drucken und in vielen Exemplaren vertheilen ließ. Trotz seiner Erkläruugen erhielt er kein Commando in der neuen Armee, welche man in aller Eile um Paris herum organisirte, und als inzwischen die Abdankung des Kaisers zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon's II., zurückgewiesen war, zeigte sich Ney in der Pairskammer, weniger um an den stürmischen Discussionen Theil zu nehmen, als um auf die Anschuldigungen zu antworten, welche gegen ihn erhoben werden könnten. Als in einer dieser Sitzungen die Kammer beschlossen hatte, zu den Unterstützungen für die Opfer von Waterloo beizutragen, beeilte sich der Marschall, Herrn Laffonnier, der beauftragt war, die freiwilligen Beiträge in Empfang zu nehmen, seine Gabe anzubieten. Er nahm aus seiner Börse die neun Zwanzig-Frankenstücke, welche sie enthielt und überreichte sie dem Quästor mit den Worten:

— Es ist allerdings wenig für so viele Unglückliche, aber es ist Alles, was ich besitze: ich habe nun Nichts mehr.

VI.

Indeß war am 3. April die Capitulation unterzeichnet, welche Paris zum zweiten Male den Fremden überlieferte. Da der Herzog von Wellington an Ludwig XVIII. geschrieben hatte: „Es ist wesentlich, das Ew. Majestät ein Dokument vor sich her senden, welches Vergessenheit und Verzeihung verkündet," so erklärten die legitimistischen Journale laut, in pomphaften Artikeln, daß der König die Absicht habe, das Vergangene zu vergessen und meldeten zu gleicher Zeit seinen Einzug in die Hauptstadt zum 8. desselben Monats. Obgleich Artikel 12 der Convention den Marschall vor jeder Rechenschaft sicher stellte, *) willigte er auf Bitten seiner Gemahlin ein, Paris zu verlassen und einen Zufluchtsort in der Schweiz zu suchen, mit der Absicht, sich nach den Vereinigten Staaten zu begeben, wenn das Interesse der Seinigen es erheischte.

Am 5. Juli traf er seine Anstalten zur Abreise. Aus Vorsicht sowohl als seiner Bequemlichkeit wegen, wollte er nur das durchaus Nothwendige mit sich nehmen: ein Felleisen und einige Koffer bildeten sein ganzes Gepäck. Aber unter den Waffen, welche er besaß, war eine, auf welche er großen Werth legte, nicht weil sie außerordentlich reich gearbeitet war, sondern wegen der Erinnerungen, die sich daran knüpften; es war der ägyptische Säbel, den ihm Napoleon bei seiner Vermählung geschenkt hatte. Ney wollte sich nicht von ihm trennen. Um auf seiner Reise nicht belästigt zu werden, hatte er sich mit mehreren Papieren versehen. Der Kriegsminister, Fürst von Eckmühl, hatte ihm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit, nebst einen Reisepaß unter dem angenommenen Namen Reiffet und in der Eigenschaft eines Majors vom 3ten Husarenregimente gegeben. Der Polizeiminister hatte ihm gleichfalls zwei Pässe besorgt, von denen der eine auf den Namen Michael Theodor Neubourg lautete. Er reiste also ab und langte am 9. Juli in Lyon an. Dort berichtete ihm der General-Polizei-Commissär, daß die Straßen nach der Schweiz von den Oesterreichern besetzt seyen und daß er nicht mit Sicherheit diese Richtung einschlagen könne. Zur Unterstützung seiner Behauptung sagte er ihm, daß der Prinz Lucian, welcher einige Tage früher durch Lyon gekommen, verhaftet und nach Turin gebracht sey (dies war der Wahrheit gemäß), und rieth ihm deßhalb den Agenten Oesterreichs, Herrn von Bubna, der sich augenblicklich in Lyon befand, um einen Paß zu bitten oder auch in die Bäder von Saint-Alban zu gehen und hier auf Nachrichten aus Paris zu warten. Der Marschall zögert, er will zu seiner Familie zurückkehren oder weiter gehen; seine Entschlüsse waren zu dieser Zeit mehr als je ephemer. Ney, auf dem Schlachtfelde so furchtbar, war im gewöhnlichen Leben so schwach, daß er nicht einmal mit einem impertinenten Kammerdiener auskommen konnte. Indeß entschloß er sich, sich für den Augenblick nach Saint-Alban zurückzuziehen und hoffte von hier aus leicht ins Ausland zu kommen. Er blieb hier bis zum 23. Juli, und correspondirte täglich mit seiner Frau und einem Banquier (Herr von Moutalba), der ihn drängte, den Creditbrief, welcher ihm auf ein Haus in den vereinigten Staaten angeboten war, anzunehmen. Die Briefe der Marschallin verminderten die Besorgnisse ihres Mannes, der seinerseits so lange als möglich den Augenblick hinausschob, in welchem er Frankreich verlassen sollte. Schlecht berichtet über die äußersten Maßregeln, welche die Regierung zu nehmen entschlossen war, wußte er nicht, daß eines der einflußreichsten Mitglieder der fremden Coalition, Lord Clancarty, zu Ludwig XVIII. gesagt hatte:

— Sire, Sie müssen alle Verschwörer treffen, welche Bonaparte zurückgeführt haben; sonst ist Europa nicht ein Jahr lang sicher.

Der Hof, eben so unversöhnlich als die Fremden, drang gleichfalls auf Rache. Die Ultra-Royalisten wollten die Capitulation von Paris nicht anerkennen. Die furchtbare Ordonnanz vom 24. Juli 1815 erschien: der Marschall Ney figurirte an der Spitze dieser Liste des Todes und der Achtung, *) angeklagt, „den König vor dem 23. Mai verrathen, Frankreich und die Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen und sich der Regierung gewaltsam bemächtigt zu haben."

*) Dieser Artikel lautete: „Niemand kann wegen seiner politischen Handlungen und wegen seiner früher bekannten Meinungen zur Rechenschaft gezogen werden."

*) Diese Liste enthielt 57 Namen. Neunzehn Individuen, welche eine erste Kathegorie bildeten, sollten unverzüglich vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Man bemerkte unter ihnen den Marschall Ney, Labédoyère, die beiden Brüder Lallemand, Brayer, Gilly, Grouchy, Clauzel, Bertrand, Drouet, Cambronne, Lavalette, den Herzog von Rovigo. 38 Andere sollten in 48 Stunden Paris verlassen und sich nach den vom Polizeiminister ihnen angewiesenen Orten begeben. Wir nennen unter diesen den Marschall Soult, die Generäle Excelmans, Vandamme, Lamarque, Lobeau, Pernée, die Herren Boulay (von der Meurthe), Thibaudeau, Carnot, Harel, Arrighi (Herzog von Padua), Felix Desportes, Bory, Saint-Vincent.

Von diesem unerwarteten Streiche niedergeschmettert, entsandte die Marschallin in aller Eile eine vertraute Person an ihren Gemahl, um ihm anzuempfehlen, vorsichtig zu seyn und auf der Stelle Saint-Alban zu verlassen, wo die Fremden, welche zu dieser Jahreszeit dort zusammentreffen, eine verhängnißvolle Entdeckung herbeiführen könnten. Ney willigte ein, eine Verkleidung anzulegen und derselbe Bote führte ihn in das Departement vom Cantal, nahe bei Aurillac, zu Frau von Bessonis, einer Verwandten der Marschallin. Hier durfte er sich vor Nachforschungen gesichert glauben. Er hielt sich fortwährend in seinem Zimmer, speiste hier allein und verließ es nur am Abend, um frische Luft zu schöpfen. Die Gebieter des Hauses, der Familie Auguié nahe befreundet, sahen mit einem schmerzlichen Gefühl diesen Mann, eine der größten Militär-Illustrationen Europa's, genöthigt, sich gleich einem Missethäter zu verbergen. Mehr als ein Mal in diesen Tagen der Angst, überraschten sie den „Tapfern der Tapfern" die Augen mit Thränen gefüllt bei dem Andenken an seine Familie. Eine von dem Marschall begangene Unvorsichtigkeit führte seine Entdeckung, seine Verhaftung und folgeweise sein Verderben herbei. Eines Tages stattete eine Person, welche in Aurillac wohnte, einen Besuch auf dem Schlosse ab. Ein Säbel von außerordentlich reicher Arbeit, der auf dem Kanapee im Salon liegt, erregt seine Bewunderung. Frau von Bessonis erzählt ihm von dieser Waffe eine Geschichte, die den Besucher zu befriedigen scheint, aber als er sich am folgenden Tage in einem Hause in Aurillac in zahlreicher Gesellschaft befindet, spricht er von dem Säbel, den er Tags vorher gesehen, bricht von Neuem in Bewunderung aus über die Schönheit der Arbeit und giebt eine ganz genaue Beschreibung davon.

— Wahrhaftig! ruft Jemand, der ihm aufmerksam zugehört hatte, ich kenne diese Waffe, sie hat Bonaparte gehört, als er noch erster Consul war und es gibt jetzt nur zwei Personen, die in ihrem Besitz seyn können: Murat oder der Marschall Ney.

Diese Worte hörte Herr Locard, der Präfect vom Cantal und ein exaltirter Royalist. Er hielt sie für bedeutend; da er aber nicht das Ansehen haben wollte, als finde er Spione unter den Leuten, welche er in seinen Salons sehe, so zog er der Form wegen einige Erkundigungen ein und sandte eines Morgens sechzehn Gensdarmen mit einem halben Dutzend Polizeiagenten nach Bessonis, um den Marschall Ney zu verhaften. Ney kleidete sich an, als ein Diener ganz bestürzt in sein Zimmer tritt und ihm berichtet, daß das Schloß von Gensdarmen und schlimm aussehenden Leuten umzingelt ist, die seinen Namen genannt haben.

— Monseigneur, fügt er hinzu, fliehen Sie; noch können Sie fliehen, aber eilen Sie.

Ney, trotz der Bitten des Dieners, weigert sich dessen hartnäckig; als er selbst das Fenster seines Zimmers öffnet, bemerkt er die Gensdarmen, welche schon in den Hof dringen.

— Was wollt Ihr? fragt er den, der die Abtheilung zu befehligen scheint.

— Lassen Sie sich nicht stören, mein Herr, antwortet ihm dieser, ohne aufzusehen und weit entfernt zu glauben, daß der Marschall es ist, der so mit ihm spricht; wir suchen den Fürsten von der Moskwa.

— Was soll der Fürst von der Moskwa?

— Wir haben Befehl, ihn zu verhaften.

— Dann kommt hier herein, sagt der Marschall und deutet auf die Thür, die zu seinem Zimmer führt: ich will ihn euch zeigen.

Die Gensdarmen steigen die Treppe hinauf. Als sie oben angekommen sind, stehen sie dem Marschall gegenüber, welcher zu ihnen spricht:

— Nun wohl! hier bin ich! Michael Ney, Fürst von der Moskwa, bin ich!

Er wurde noch an demselben Tage nach Aurillac gebracht. Herr Locard nahm eine Art Verhör mit ihm vor, in welches er sich geduldig fügte, überzeugt, daß seine Lage nichts Besorgnißerregendes habe; aber es traf der Befehl ein, ihn nach Paris zu führen. Ney reiste in einer von der Gensdarmerie escortirten Postchaise ab, mit zwei Offizieren dieser Waffe neben sich. Während die Fluthen der Rhone den blutigen Leichnam des Marschalls Brune ans Ufer spülten, sollte ein anderer Marschall von Frankreich als Opfer der Rache der Restauration und des eifersüchtigen Grolles des Auslandes fallen.

Indessen waren im Departement vom Cantal die Ansichten über das mehr oder minder Gesetzliche der Verhaftung getheilt; unter dem Landvolke bemerkte man sogar große Aufregung und einer der Officiere, welche Ney escortirten, der die ganze Verantwortlichkeit kannte, die in dem Fall, wo der Gefangene entführt werde, auf ihm lastete, stimmte für die Anwendung der größten Strenge bei der Ueberführung. Aber der andere, der vormals unter den Befehlen des Marschalls gedient hatte, setzte vollkommenes Vertrauen in die Rechtlichkeit seines Charakters.

— Herr Marschall, sagte er zu ihm, als sie im ersten Relais angekommen waren, der Auftrag, den wir zu erfüllen haben, ist uns peinlich, das werden sie nicht bezweifeln. Unsere Instruktionen lauten bestimmt; wenn sie uns indeß Ihr Wort geben wollen, daß Sie keinen Versuch machen wollen, zu entfliehen, so werden wir Ihnen eben solche Freiheit lassen, als wenn Sie zu Ihrem Vergnügen reisten.

Ney drückte diesem Officier die Hand: — Ich gebe es Ihnen, antwortete er.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ritterliches Turnierspiel zu Augsburg.

Im Jahre 1416 sind die benachbarten Herzoge von Bayern nach Beilegung eines Zwistes wegen des Georg Rehm, einem Augsburger, zu einem ihnen zu Ehren gegebenen Turnier in diese Reichsstadt mit Gefolge eingeritten. Der junge Herzog Wilhelm II. von Straubing, welcher dabei schon mehrere Kämpfer aus dem Sattel gehoben hatte, ward über die Gewandtheit eines derselben etwas eifersüchtig, wie es geschienen, indem er ihn, einen schwarzen Stier auf Schild und Helm führend, mit den Worten herausforderte: „Wer ist denn diese schwarze Kuh, welche so tapfer um sich stoßt? Sie soll kommen und eines mit mir wagen." Rehm sprengt unverweilt heran. Sie tummeln wacker ihre Rosse, bis dieser den Herzog mit einem Stoß aus dem Sattel hebt. Er stürzt betäubt zu Boden. Als er sich wieder erholt, sagt er: „Diesen wackeren gewandten Ritter mussen wir näher kennen lernen, denn er hat seine Probe gut bestanden."

Nach geendigtem Turnier war, wie gewöhnlich, gastliches Mahl und fröhlicher Tanz. Da kam es auch zum Dank durch Frauen-Hand. Dem Bayer Herzog Wilhelm hat man den ersten Preis zuerkannt, einen Lorbeerkranz, mit einer Perlenschnur umwunden. Er nahm ihn aber nicht an, indem er sagte: „Mit nichten! der erste Dank gehört der schwarzen Kuh, und nur der zweite mir." Er ritt fröhlich von hin-

nen, ist aber nicht wieder gekommen, da er im nächsten Jahre schon mit Tod abgegangen. Sch.

Historisch-merkwürdige Wahrzeichen in Bayern.

2.

Der fromme Thorwart in Freising.

Wer den äusserst merkwürdigen Dom in Freising besucht, und das dortige Wahrzeichen nicht gesehen, dem wird, gemeiner alter Sage nach, nicht geglaubt, in denselben gewesen zu seyn.

Es ist gleich am Eingange rechts in diese Prachthallen der an einer Seitenkapelle aufgestellte Grabstein des frommen fürstbischöflichen Thorwartes Otto Seemoser, auf welchem er in Lebensgröße in langem Barte, mit einem Laib Brod, kolorirt abgebildet ist. Dieser alte Diener bezeigte sich, gegen den Willen seines geistlichen Herrn, sehr freigebig für die Armen, und theilte ihnen oftmals heimlich Brod von dem Ueberflusse mit. Einst begegnete ihm aber der Bischof, als er eben im Begriffe war, drei Brode, die er unter dem Kleide getragen, den Armen zu spenden. Gefragt, was er da trage, gab sie der Thorwart für Steine aus. Und sie wurden, wie die Volkssage erzählt, wirklich zu Stein, als er sie vorzeigen mußte; darnach aber wieder zu Brod.

Merkwürdig bleibt die Kunst, mit welcher, zur Verewigung dieser wohlthätigen Handlung, später aus einer dichten, marmorartigen Masse diese Brodlaibe geformt und so künstlich bemalen worden, daß man, die Schwere abgerechnet, ächte Laibe zu sehen glaubte, um so mehr, als auch die untere Fläche wie gewöhnlich mehlartig ist, an der Seite einen leichten Eindruck hat, welchen der geformte Teig beim Einschiessen in den Backofen oft von ohngefähr zu erhalten pflegt.

Leider sind schon die Hälften von diesen Broden ihrer Stelle entrückt, und in Privat-Sammlungen zu finden. Sch.

Miscellen.

(Ein Wort zu seiner Zeit! — Nürnb. Corr.) Wenn ich irgend einem Unternehmen das beste Gedeihen wünsche, so ist es insbesondere dem der Dampfschiffahrt. Nächst den vielen Vortheilen, die diese im Geschäftsleben herbeiführt, verbinden sich auch damit eine Menge Annehmlichkeiten, welche letztern wohl freilich theilweise von der Führung des Schiffes, so wie überhaupt von der Aufsicht und dem Entgegenkommen Derjenigen, denen der eine oder der andere Posten auf demselben anvertraut ist, abhängen. In dieser Beziehung bewährte sich bis jetzt zu Gunsten des Publikums unter Anderm die Donaudampfschiffahrt auf der Strecke zwischen Wien und Linz. Man konnte so sorglos sich den Wellen dieses mächtigen Stromes anvertrauen, und gewann dabei den reichen Genuß der schönen Natur, die an so vielen Stellen ihre Reize herrlich entfaltet. — Unbekümmert über etwaiges Mißgeschick oder häufige Unfälle, sondern frohen und heiteren Sinnes trat ich am 14. d. M. meine Reise auf dem Dampfboot Erzherzogin Sophie von Wien nach Linz an; dasselbe war dieses Mal wieder sehr besetzt; und die Fahrt ging den Tag über gut von Statten. In der darauf folgenden Nacht jedoch stieß das Schiff in der Nähe von St. Mölk plötzlich auf eine nahe am Ufer befindliche Steinkugel; das Boot bekam sogleich einen Leck, und das Wasser drang in aller Schnelligkeit zuerst in die Maschinenkammer, Magazine, und dann in die Kajüten. Die Verwirrung, die unter den sämmtlichen Reisenden entstand, war natürlich groß, aber noch größer das Glück, daß das Schiff nicht über den Stein hinausfuhr, denn, o Entsetzen! welch' unbeschreibliches Unglück hätte, wenn das Schiff zum Sinken kam, dann entstehen können! Ich, noch kurz vor dem Unfall auf dem Verdeck, mußte leider gewahr werden, daß die Leitung des Schiffs nur dem Anführer und dem Steuermann anvertraut war, und wenn beide wohl sonst ihrer Pflichterfüllung getreu sind, so fehlte hier dennoch die rechtzeitige Anordnung des Mannes, der das Haupt der Schiffsmannschaft bildet. In wie weit nun bei diesem Unfall den Reisenden ihre Effekten sowohl, als auch ein großer Theil der Güter, beschädigt wurden, für deren schnellmöglichste Beförderung zu Lande nach Linz die Agentschaft daselbst ebenfalls rechtzeitig hätte wirken sollen, will ich hier nicht näher berühren, indem eine hochlöbliche k. k. Administration der Donaudampfschiffahrt in Wien wegen ihrer billigen und gerechten Denkungsweise in so hohem Rufe steht, und den Betheiligten ihren Schaden gewiß möglichst zu mildern suchen wird. — Um das Vertrauen für die Dampfschiffahrt auf der besagten Strecke nicht geschwächt zu sehen, wird eben so die gute Fürsorge einer hochlöblichen k. k. Administration es veranlassen, bei den künftigen Fahrten der Sophie einen Mann an die Spitze zu stellen, der seinen Posten mit Energie versieht, oder der, in Abwesenheit, seinen nächsten Untergebenen die bezügliche Ordre ertheilt. — Das Leben eines jeden Reisenden ist ja dem Kapitän gleichsam in die Hände gegeben, und ich wünsche daher, daß mein Wort zu seiner Zeit im Namen aller Interessenten bei der geeigneten Stelle Beachtung finden möge! —

Im Monat Mai. Von einem Reisenden.

Ein Mainzer Elegant ging mit seiner Angebeteten auf der Rheinbrücke spatzieren, und ließ sich über die angenehme Kühle des Abends in folgender affectirter Phrase aus: „O", sprach er, „welch' sanfter Zephyr bewegt sich in Ihren Locken, meine Theure!" — „Um Gotteswillen", schrie das Mädchen, indem es mit beiden Händen hastig in den Kopfputz fuhr, „reißen Sie doch das abscheuliche Thier aus meinen Haaren!"

„Ich bin so sehr erkältet. Vormittags war ich in der Kirche, Abends auf dem Ball bei *** Gott, es war einzig schön! Wir tanzten bis 5 Uhr, drei Cotillons nach einander. Dann promenirten wir zu Fuß nach Hause. Die kühle Morgenluft war balsamisch. Nun aber muß ich leiden! die Mandeln sind geschwollen, Mama will, ich soll das Zimmer hüten, die fatale Grippe grassirt. — — Es ist recht ärgerlich — solche Erkältung! Ich gehe niemals wieder hin!" — — „Auf den Ball?" — — „Nein, in die Kirche." —

Ich melde mich zur Anstellung." — „Oh! Sind Sie vielleicht der junge Mann, den mir Madame X. mit solcher Wärme empfahl?" — „Entschuldigen Sie, ich bin leider durch Niemand empfohlen, ich kann mich nur berufen auf meinen Fleiß und meine Fähigkeiten." — „Daß doch Jeder glaubt, er dürfe sich nur melden, um angestellt zu werden! Es ist keine Stelle leer, mein Herr!"

Auflösung der Scherz-Charade im Blatte Nr. 45:
Ha! — Ha, ha! — u. s. w.

№ 48.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

In Riom hielt man an, um ein wenig der Ruhe zu pflegen. Nach dem Essen erschien ein öffentlicher Beamter und berichtete den Officieren der Gensdarmerie, daß sie in einiger Entfernung auf ihrem Wege Leute finden würden, die sich in der Absicht aufgestellt hätten, den Marschall zu befreien.

— Meine Herren, sagte derselbe zu seinen Wächtern, Sie haben mein Versprechen. Wenn es der Fall seyn sollte, daß man gegen meinen Willen einen Versuch machte, mich zu befreien, wohl! so geben Sie mir meine Waffen zurück, und ich werde Ihnen beweisen, daß mein Wort mir mehr gilt, als mein Leben.

In der That bemerkte man einige Leute, die hier und da in Abtheilungen aufgestellt waren und entschlossen schienen, dem geringsten Signal des Marschalls zu entsprechen; aber er blieb ruhig und still in seinem Wagen, der den Weg nach der Hauptstadt fortsetzte. Während der ganzen Reise hatte ein unsichtbares Wesen den Vorspann bereit gehalten und Alles vorbereitet, was nöthig war, um jede Verzögerung der Reise zu verhindern. Einige Lieues von Paris wartete die Marschallin, welche von der Ankunft ihres Gemahls unterrichtet war, in einem Gasthofe auf ihn. Die Officiere der Gensdarmerie glaubten diese schmerzliche Zusammenkunft nicht stören zu dürfen und entfernten sich. Nachdem er einige Augenblicke bei der Marschallin verweilt, ging Ney seinen Wächtern entgegen und sagte entschlossenen Tones zu ihnen: — Fort nun, meine Herren, ich bin der Ihrige.

Diese schienen erstaunt, als sie Spuren von Thränen in den Zügen des Marschalls bemerkten. Ney sagte zu ihnen:

— Sie sind erstaunt, daß Sie mich weinen sehen? Ich erwehre mich dessen nicht; aber nicht über mich weine ich, ich weine über meine Frau, über meine Kinder. Ich habe vier Kinder, meine Herren!

Die Marschallin, welche sich nicht entschließen konnte, sich von ihrem Gemahl zu trennen, den man in die Abtei führen sollte, bat um die Erlaubniß, in den Wagen zu steigen, in welchem er sich befand; als man aber in der Nähe des Gefängnisses angekommen war, verlangte Ney, der seine Frau nicht zum Zeugen der Formalitäten seiner Einkerkerung machen wollte, daß sie in ihr Hotel zurückkehre. Es war am Sonnabend, den 19. August 1815, 6 Uhr Abends, als er in der Abtei anlangte. Einige Augenblicke später führte ihn der Director dieses Gefängnisses in das Zimmer, welches er einnehmen sollte.

Nach der Unordnung zu urtheilen, welche man darin bemerkte, konnte es noch nicht lange leer stehen. Die Betttücher waren noch nicht einmal weggenommen. Während der Director sich wegen dieser Nachläßigkeit entschuldigte und mit forschendem Auge alle Theile des Gemachs betrachtete, wie um sich zu überzeugen, daß sein Gefangener darin in Sicherheit sey, wurden die Blicke Ney's auf ein zerknittertes Papier gezogen, welches er unter dem Bettfuße bemerkte. Er nahm es auf; es war das Fragment eines Briefumschlags, von welchem nur die zerrissene Aufschrift übrig war:

A Monsi
Monsieur Charles La Bédo
Chez M de Foutry,
Faub Poissonnière, No.
A Par

Dann der Poststempel einer kleinen Stadt von Auvergne, mit dem Datum vom 28. Juli 1815.

— Armer Labédoyère! sagte Ney und rollte maschinenmäßig das Papier mit dem Finger zusammen; wo mag er jetzt seyn! Er hat wohl gethan, sich ihrer Rache zu entziehen; sie hätten ihm nie seinen Muth und seine Rechtlichkeit verziehen.

In demselben Augenblick hörte man in der Richtung nach Norden Musketen knallen. Ney fuhr unwillkührlich zusammen.

— Was ist das; fragte er den Director. Exercirt man zu solcher Stunde?

— Ich weiß es nicht, Herr Marschall, antwortete dieser, den Kopf senkend, und entfernte sich.

Dieser Mensch hätte ihm antworten können, denn er wußte es: „Es ist Labédoyère, den man erschießt und dasselbe Loos ist Ihnen aufbehalten!" denn er hatte Ney das Zimmer gegeben, welches der unglückliche junge Mann inne gehabt und welches er erst eine Stunde vor der Ankunft des Marschalls verlassen hatte, um auf die Ebene von Grenelle hinausgeführt zu werden.

VII.

Die Minister versammelten sich, um über die Frage zu berathen, ob der Marschall vor ein Kriegsgericht oder vor die Pairskammer gestellt werden solle. Sie entschieden sich für das Kriegsgericht, in Betracht, daß der Marschall seit der Ordonanz vom 24. Juli aus der Kammer ausgeschlossen sey; da sich aber die Polizei mit der ersten Instruction der Sache beschäftigen mußte, so erschien es Herrn von Richelieu etwas unpassend, einen Marschall von Frankreich in einem Detentionsort zu lassen, der für die Soldaten angewiesen war. (Labédoyère war während der Dauer seines Prozesses dort geblieben.) Die Minister beschlossen deßhalb, ihn unverzüglich nach der Conciergerie zu versetzen.

Als man den Marschall diese Maaßregel verkündete, schien der Name Conciergerie einen unangenehmen Eindruck auf ihn zu machen. Indeß behauptete er während seiner kurzen Ueber-

siedelung die Fassung eines Mannes, der die Gefahr seiner Lage weder verkennt noch fürchtet. Als er aus dem Wagen stieg, sah er sich von einem Trupp Polizeiagenten umgeben, die ihn ins Innere begleiteten. Der Gefangenaufseher bekümmerte sich wenig um ihn, beschäftigt wie er war, den neuen Ankömmlingen ihre Zimmer anzuweisen. Unter den Anwesenden bemerkte Ney einen Herrn von Laudrejan, der lange Zeit Geheimsekretär des Herzogs von Rovigo gewesen war und der in seiner Gegenwart so verwirrt schien, daß er, in der Meinung, dieser Mensch sey gleich ihm ein Opfer der Reaction, auf ihn zuging, um ihm sein Mitgefühl auszusprechen; aber Herr von Laudrejan wich zwei Schritte zurück und mit dem Zeigefinger auf ihn deutend, sagte er zu einem der Schließer:

— Führt den Herrn Marschall auf Nr. 4 — und verschwand.

— Welches Amt bekleidet denn dieser Herr hier? fragte Ney.

— Herr von Laudrejan ist zweiter Gefangenaufseher, war die Antwort.

Ney war ein wenig verwirrt über seinen Mißgriff.

Er folgte seinem Führer bis ans Ende eines dunklen, im ersten Stock liegenden Corridors und wurde in seine neue Wohnung gebracht, welche, wie der Cicerone der Conciergerie berichtet, zu den Zeiten des heiligen Ludwig als Küche gedient hatte. Dies Zimmer war ein langer und schmaler Raum mit einem schräge liegenden Fenster, aus welchem man nur einen Quadratfuß Himmel sehen konnte. Die Mauern waren mit Namen, Todesemblemen und Ausrufungen der Verzweiflung bedeckt. Das Mobiliar bestand aus einer schlechten Bettstelle, einem wurmstichigen Tische, einem Stuhl mit drei Beinen und zwei stinkenden Kübeln. Ney beklagte sich nicht. Nachdem er zwei Tage an diesem scheußlichen Orte zugebracht, wurde er in ein ziemlich reinliches Zimmer geführt. Er wurde von den dienstthuenden Soldaten bewacht; ein Gendarme schlief in seinem Zimmer; von Stunde zu Stunde traten Runden herein und durch ein in der Thür angebrachtes Schiebfenster konnte man jeden Augenblick Tag und Nacht sehen, was im Innern vorfiel.

Kaum war der Marschall in sein neues Gefängniß gebracht, als man ihm meldete, daß er vom Polizeipräfecten verhört werden würde. Diese Formalität schien einen Augenblick auf die Festigkeit seines Charakters einzuwirken und begann seinem Gemüthe einige Besorgniß einzuflößen. Anfangs lehnte er die Competenz dieser Behörde ab, aber bald nachher fügte er hinzu:

— Ich werde mich nicht weigern, auf die Fragen zu antworten, welche der Polizeipräfect mir vorlegen kann; aber ich wiederhole es, ich erkenne ihn nicht als hinreichend befugt an, mich gerichtlich zu vernehmen.

Herr Decazes erschien. Die ersten Worte waren nur ein Austausch von Erinnerungen, welche mit den gegenwärtigen Umständen in keiner Verbindung standen. Dann erzählte Ney von der Niederlage von Waterloo und sprach endlich von seinem „unglücklichen Tage", wie er den 14. März nannte, den Tag, wo er den unter seinen Befehlen in Lons-le-Saulnier versammelten Truppen die Proklamation des Kaisers vorgelesen hatte, deren Text wir bereits mitgetheilt.

— Ich hatte den Kopf verloren, fügte er hinzu, ich wurde wider meinen Willen hingerissen.

Stolz wies er die Beschuldigung zurück, daß er Geld vom Könige empfangen habe. Dies Gerücht hatte ihn tief im Herzen verwundet. Man sagte nämlich, der Marschall habe, bevor er Paris verlassen, Se. Majestät um eine Summe von 500,000 Francs gebeten, um „seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen", und er habe diese Summe erhalten. Die Wahrheit war, daß der Marschall 40,000 Francs rückständigen Gehalt zu fordern und die Zahlung dieser Summe von dem Kriegsminister verlangt hatte, der ihm nur eine Anweisung von 15,000 Francs auf den Zahlmeister in Besançon hatte geben können. Wie ungeräumt auch die gegentheilige Behauptung war, so litt der Marschall nicht weniger dabei, daß er sich in den Augen Europa's nicht reinigen könne, welches ihn, Ney, eines Actes so niedriger Habsucht beschuldigt!

Dann bemühte sich der Marschall auf Bitten des Herrn Decazes seine Erinnerungen zu sammeln.

— Ich glaube allerdings, sagte er, in dem Augenblick, wo ich im Begriff war, Paris zu verlassen, um mich nach Besançon zu begeben, dem Könige die Hand geküßt zu haben; aber das geschah, weil Se. Majestät sie mir hinreichten, als Sie mir gute Reise wünschten. Die Landung Bonaparte's schien mir so unsinnig, daß ich mit Unwillen davon sprach. Ich bediente mich wirklich des Ausdrucks „eiserner Käfig" und sagte, er verdiene, daß man ihn dort hineinsperre; aber ich habe nicht gesagt, daß ich, ich ihn in einen eisernen Käfig sperren wolle. Wer behauptet, daß ich so zu dem Könige gesprochen, irrt oder hat nicht recht gehört.*) In der Nacht vom 13. auf den 14. März erhielt ich die Proclamation, welche ich den Truppen vorlesen sollte. Ich theilte sie den Generälen Bourmont und Lecourbe mit. Bourmont stimmte dafür, sich Bonaparte anzuschließen: „Die Bourbons, sagte er zu mir, haben zu viel Dummheiten begangen, als daß man sie nicht aufgeben müßte." Es war am 14. Mittags, als ich diese Proclamation in Lons-le-Saulnier verlas, aber sie war schon bekannt. Vor dem 15. habe ich an Bonaparte weder geschrieben noch Jemanden abgesandt. Ich hatte sogar verkleidete Gensdarmen abgeschickt, um Erkundigungen über den Marsch, die Zahl und die Stimmung seiner Truppen einzuziehen. Ich hatte die Offiziere jedes Regiments versammelt und nachdem ich sie an ihre Pflicht erinnert, fügte ich hinzu, daß wenn ich sie schwanken sähe, ich selbst das Gewehr des ersten Grenadiers nehmen und den Andern ein Beispiel geben würde.

— Wie können Sie denn, fragte der Polizeipräfekt, die Veränderung erklären, welche mit Ihnen vorging und auf welche Art rechtfertigen Sie Ihr Verfahren am 14. März? Waren Ihre Pflichten nicht immer dieselben?

— Freilich! Ich wurde aber mit fortgerissen; ich habe Unrecht gehabt, ich habe es Ihnen gesagt.

— Wer hat Sie aber bestimmen können? Sollten Sie nicht vielmehr durch Ihre Reden und Ihr Beispiel die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen mit fortgerissen haben?

— Ich habe Niemanden verführt. Der Oberst Dubalen vom 64sten war der einzige, der protestirte; ich gab ihm Erlaubniß, sich zu entfernen und hinderte seine Verhaftung. Mein Adjutant Clonet benahm sich eben so und bat mich nach Paris zurückkehren zu dürfen; wenn ich ihn aufforderte, seine Abreise um einige Tage „aufzuschieben", so geschah das nur seiner eigenen Sicherheit wegen. Was mich persönlich bestimmt hat, ist die Furcht vor einem Bürgerkriege und die Versicherung, welche die Agenten Bonaparte's mir gegeben hatten, daß die verbündeten Mächte mit ihm einig seyen, daß der König von Rom

*) Es waren der Fürst von Poix und der Herzog von Duras, die Zeugen der Unterredung.

und seine Mutter als Geißeln in Wien bleiben sollten, bis er Frankreich eine liberale Constitution gegeben. Alles Dinge, die er selbst mir wiederholte, als ich ihn in Auxerre zum ersten Male sah. Die Generäle Bourmont und Lecourbe haben mir weder einen Einwurf noch eine Bemerkung gemacht. Bourmont hat Bonaparte kurz nach mir gesehen und ist sogleich von ihm verwandt.

— Hatten die Truppen vor Ihrer Proclamation eine üble Stimmung gegen den König an den Tag gelegt?

— Es herrschte eine dumpfe Unruhe unter ihnen und die üble Stimmung der Truppen war allgemein bekannt.

— Forderte nicht am Tage ihrer Ankunft in Paris der damalige Kriegsminister, der Marschall Soult, Sie auf, zum Könige zu gehen?

— Allerdings.

— Wissen Sie, welche Gründe er dazu haben konnte?

— Nein; ich errathe es nicht. Ich habe ihn auf jede Weise gedrängt, um die Zahl der Truppen zu erfahren, welche ich in meinem Gouvernement hatte; ich konnte Nichts erlangen. Hätte ich auf Verrath gesonnen, so hätte ich Suchet und Oudinot falsche Berichte zukommen lassen, hätte sie nicht dringend aufgefordert, vorzurücken.

— Wenn Sie nicht vor Ihrer Ankunft in Lons-le-Saulnier den Plan entworfen hätten, zu Bonaparte zu stoßen, wie hätten Sie dann so schnell Ihr Benehmen und Ihre Gefühle ändern können.

— Es war wie das Durchbrechen eines Deiches. Ich gebe zu, daß das schwer zu erklären ist. Es war die Wirkung der Behauptung der Agenten Bonaparte's. Der Beweis, daß ich noch am 13. dem Könige treu war, liegt in den Briefen, welche ich an diesem Tage an die Marschälle Suchet und Oudinot geschrieben.

— Haben Sie nicht von diesen Generälen Briefe empfangen?

— Ich habe nur in der Nacht vom 13. auf den 14. Briefe erhalten; es war ein Schreiben von Bertrand, worin er mich aufforderte, die beigefügten Proclamationen zu verbreiten und ein Schreiben von Bonaparte, worin er mir Befehl gab, nach Mâçon oder Dijon zu marschiren und viele Artillerie mitzunehmen. Vom Könige erwähnte er gar nichts; er gab mir Befehle, wie er es ein Jahr vorher gethan und als wenn unsere gegenseitige Stellung sich nie geändert hätte.

Nach einigen auf die Herzoge von Bassano und Rovigo bezüglichen Fragen, fragte Herr Decazes den Marschall:

— Hat Bonaparte Ihnen Nichts über die Complotte mitgetheilt, welche seine Rückkehr vorbereiteten und erleichterten?

— Er hat mir von seiner Unterredung mit dem General Koller und von seinem Diner an Bord eines englischen Schiffes erzählt. Er hat mir gesagt, daß seine Sache das Resultat einer langen Combination war: Cambronne, Labedoyère, Bertrand, Drouet, Brayer, Alix und ein polnischer Oberst waren gegenwärtig. Er erzählte uns die Ereignisse in Paris während seiner Abwesenheit sehr detaillirt; er war sehr gut darüber unterrichtet. Er wußte zum Beispiel, daß bei dem Feste im Stadthause die Marschälle keinen Platz gehabt hatten. Er sprach von der Trauerfeierlichkeit vom 21. Januar. Er erkundigte sich nach mehreren Personen bei mir. Er war es, der mir die Ungnade Soult's und die Abgabe seines Degens an den König mittheilte.

— Erinnerte Sie Bonaparte in seinem Briefe vom 13. nicht an Ihre alten Verbindlichkeiten und nannte er Sie nicht Du?

— Nein; nie hat er mich Du genannt; er sprach bloß von meinen Feldzügen mit mir; er sagte mir, daß er sich mit Vergnügen meiner Thaten erinnerte; ich glaube, daß er mich den „Tapfern der Tapferen" nannte, wie er es bisweilen that. Ich möchte, fügte der Marschall füglich hinzu, daß Sie ausstreichen könnten, was ich über Gérard, Bourmont und andere Generäle gesagt habe. Ich will Niemanden angeben; ich wünsche nur dem Könige zu beweisen, daß ich nicht die „Absicht" gehabt habe, ihn zu verrathen. Als ich abreiste, habe ich ihn mit dem Entschluß verlassen, mein Leben für ihn zu opfern. Indeß ist das, was ich gethan, ein großes Unglück. Ich hatte den Kopf verloren, aber ich habe nie Complotte geschmiedet. Ich hätte nach den Vereinigten Staaten gehen können: ich bin nur geblieben, um die Ehre meiner Kinder zu retten. Ich hänge nicht am Leben; ich glaube es genügend bewiesen zu haben.

Das war das erste Verhör des Marschalls. Man bemerkte seitdem an der Ungleichheit seiner Stimmung, daß sich bisweilen seine Lage ihm unter düsteren Farben darstellte. Bald zeigte er, nach einer mehrstündigen Ruhe, Ungeduld und selbst Zorn; bald näherte er sich nach langem Stillschweigen denen, die er zurückgestoßen, und unterhielt sie von der Besorgniß, die ihn quälte, oder von den Gründen, sich sicher zu fühlen, die er in seiner Vertheidigung zu finden glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-merkwürdige Wahrzeichen in Bayern.

3.

Der Affe und der Prinz in der Ludwigsburg zu München.

Die St. Lorenz- oder alte Hofkirche an der Ludwigsburg zu München, beide von Herzog Ludwig dem Strengen im Jahre 1253 erbaut, von Kaiser Ludwig dem Bayer 1324 erweitert, erstere, obgleich ein schönes Denkmal alter Baukunst, am Eingange dieses Jahrhunderts abgewürdigt dann zerstört, hatte unter anderm im Innern eine aus Stein gehauene brave Bildner-Arbeit aufzuweisen. Sie stellte Maria mit dem Kinde Jesus auf dem Arme dar, vor welcher Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Beatrix kniete, mit der obigen Jahrzahl 1324. Dieses Kleinod, in unrechte Hände gekommen, ist für immer verschwunden, und es bleibt der Nachwelt nur das wehmüthige Andenken an dasselbe.

Der nämliche Fall ereignete sich auch mit dem, an einem äußern Pfeiler jener Kirche gegen den Hofgraben angebrachten historischen Wahrzeichen, einen in Stein ausgehauenen Affen mit dem Windelkind im Arm, dessen Entstehung folgende ist:

Es hat sich einst in der herzoglichen Hofburg ein sehr zahmer Affe befunden, welcher mit seinen possirlichen Gebärden und Sprüngen Klein und Groß belustigte, daher er sich in den fürstlichen Gemächern überall herum frei bewegen durfte. So auch in der Kindsstube, wo es öfters für ihn zu naschen gab, und mit ihm gespielt wurde. Da sah er oftmals aufmerksam dem sorglichen Einwickeln, in Windeln legen und Wiegen eines zarten jungen Prinzen zu, ja man ließ sich das von ihm nachäffend hie und da aus Spaß gefallen. Nun begab es sich, daß das leichtsinnige Kindsmensch (man hatte damals auch Kammermenscher, Kammerknechte) welcher der Prinz anvertraut war, sich einen Augenblick von der Wiege entfernt hat. Der

unbemerkt und ruhig in einem Winkel der Stube lauernde Affe benützte schnell diese Gelegenheit, zu üben, was er gelernt. Er schmeichelte und wiegte das Kind, letzteres jedoch immer heftiger, so daß es ob der zu starken Bewegung zu weinen und zu schreien anfing. In Verlegenheit und Angst gerathen, wußte sich der Affe nicht anders zu helfen, als das Kind, wie die Wärterin gethan, herauszunehmen aus der Wiege, es herumzutragen, zu hätscheln und zu stillen. Da aber alles nichts half, und Niemand zu Hülfe herbeikam, gerieth der Affe so in Furcht, daß er mit dem Kleinen davon sprang, sich auf den Fürst der Burg flüchtete, denselben fest in seinen Armen haltend, unter beruhigenden Liebkosungen. — Man kann sich den Schrecken des Hofgesindes denken, wie es in den Kammern keinen Prinzen mehr gefunden, endlich doch den Verdacht auf den heillosen Affen geworfen hat. Als man beide nach vielem Suchen auf der so gefährlichen Höhe erblickte, wurden lang alle möglichen Lockmittel und Künste angewendet, um das Thier mit dem theuersten Sprößling zum Herabsteigen zu bewegen. Es auf andere Weise zu bewerkstelligen, war durchaus unmöglich. Endlich gelangen glücklich diese Versuche. Der Prinz war von der großen Gefahr errettet, der in Ungnade gefallene Affe aber augenblicklich vom Hofe entfernt. Sch.

Miscellen.

Bei einer Theatervorstellung in London, wo Carter's wilde Bestien mitwirkten, ging kürzlich die junge Schauspielerin Miß Henrick im Zwischenakte vor dem Käfig des Tigers vorbei; in diesem Augenblick öffnete sich ein Thürchen, durch welches dem Tiger Nahrung gereicht wurde; dieser streckte die Tatze heraus, ergriff die Unglückliche am Kleide und zerrte sie an das Gitter des Käfigs hin, indem er ihr zugleich eine tiefe Wunde am Bein beibrachte. Auf das Hilfegeschrei eilte Hr. Carter hinzu, und bei seinem Anblick ließ der Tieger seine Beute los; Miß Henrick aber wurde in einem jämmerlichen Zustande ins Spital gebracht. Carter zahlt ihr großmüthig während der Kur die Gage fort.

Gent, 5. Juni. Wir haben abermals ein Unglück zu berichten, das in dieser Nacht eine der schönsten Fabriken unserer Stadt zerstörte. Die schöne Baumwollenspinnerei des Hrn. de Hemptinne in der rue des meneurs wurde diese Nacht ein Raub der Flammen, denen man nicht Einhalt zu thun vermochte. Die Ruhe, welche während der Nacht herrschte, sowie die schleunige Hilfe der Nachbarn verhinderte, daß die Flammen die anstossenden Gebäude beschädigten, ein Theil der Kardenmaschinen, den man auf 60,000 Fr. schätzt, ist überdieß gerettet worden. Die Gebäude und Maschinen sind bei der compagnie royale von Frankreich versichert. Der Schaden beläuft sich auf etwa 200,000 Fr.

Die Schleichhändler auf der belgisch-französischen Grenze sind wieder auf ein sinnreiches Mittel verfallen, die Zollwächter zu täuschen. Sie haben nämlich Fässer mit Spiritus oder andern Waaren in große mit Mistjauche gefüllte Fässer gethan und jene in diesem unreinen Elemente aus einem Lande in's andere geschafft. Lange Zeit scheint Alles gut gegangen zu seyn; aber kürzlich wurde doch Alles entdeckt.

Waadt. Im laufenden Jahre sind in diesem Kantone eine Menge Ueberreste aus der grauen Vorzeit ausgegraben worden. Zu Orbe kamen bei Nachgrabungen ein römischer Mosaikboden und altes Gemäuer zum Vorschein. Kurze Zeit vorher wurden zu Mezieres große Ueberreste einer römischen Stadt aufgedeckt. In Ferlens und zu Trey entdeckte man mehrere Skelette. Zwei Armspangen und ein Halsband aus letzterem Dorf, beide von Erz und sehr alt, wurden im Kantonalmuseum niedergelegt. Ganz neulich stieß man oberhalb Nyon auf eine große silberne Medaille mit arabischer Inschrift, die vermuthlich von dem Einfall der Sarazenen herrührt. Endlich ist den 22. d. das Daseyn von 20 vorzeitlichen Gräbern an der Straße von Iferten nach Lausanne auf einer der Anhöhen obenher dem Dorfe Romanel an den Tag gekommen. Die Gerippe lagen unordentlich durcheinander, so daß ungewiß ist, ob Männer da in Folge eines Gefechtes begraben wurden, oder ob sie zu einem ehemaligen Todtenacker gehören. In einem der Gräber lag ein eisernes kurzes Schwert auf der Brust eines Kriegers. Bei einem andern Skelett fand sich eine große schwere Schnalle und andere Zierrathen. Die gefundenen Gegenstände zeigen, daß diese Gräber dem nämlichen Volk angehörten, dessen Gebeine auf dem Hügel von Bel-Air bei Chesaux begraben sind, wo ein ganz gleiches Schwert und gleich gearbeitete Geräthe gefunden wurden.

Ein Reisender, der vor Kurzem das berühmte Trappistenkloster La Trappe besuchte, versichert, daß die Behauptung, jeder Mönch müsse jeden Tag an seinem eigenen Grabe arbeiten, — ein Mährchen sey. Dagegen erwähnt er eine Bestimmung, die dort in Kraft steht und die bisher weniger bekannt war, daß nämlich der Trappist, wenn er krank wird, seine Krankheit — lieben muß; er darf den Schmerz nicht blos für kein Uebel, sondern er muß ihn für eine Wohlthat halten; er darf sich nie beklagen und sich über seinen Zustand nie erkundigen.

(Urtheil eines Hindu über die Taglioni.) Zwei Hindus, die sich zwei Jahre lang in England aufgehalten, haben ihre Bemerkungen über diesen ihren Aufenthalt drucken lassen, und wir finden in dieser Schrift auch eine Schilderung ihres Besuchs in dem Opernhause: „Auf der Bühne," sagen sie, „sahen wir sehr viele Mädchen, die alle ganz gleich gekleidet waren, sehr hübsch waren, tanzten, schwere Schwenkungen u. s. w. ausführten, auf einem Beine standen, sich schnell umdrehten, und das andere Bein ausstreckten. Es war der letzte Abend, an welchem die Taglioni, eine beliebte französische Tänzerin, in England tanzen sollte, und ein englischer Freund, der uns häufig begleitete, fragte uns, wie uns ihr Tanz gefalle. Er für seinen Theil war darüber entzückt, uns aber ließ er sehr kalt, und wir wunderten uns sehr, als wir hörten, daß sie jeden Abend, wenn sie auf der Bühne auftrete, 150 Guineen erhalte. Bedenkt nur, 150 Guineen gibt man in England einem Mädchen dafür, daß es eine lange Zeit wie eine Gans auf einem Beine steht, dann das andere gerade ausstreckt, so drei oder viermal sich herumdreht, sich so tief verbeugt, daß sie sich fast setzt und bald auf diese, bald auf jene Seite der Bühne springt. Alles dieß dauerte keine Stunde. Und für diese Stunde bekam sie so viel, als sechs Weber in Spitalfields (die schöne Seidenzeuge weben) in einem Jahre verdienen können, wenn sie jeden Tag 14 Stunden arbeiten. Es erscheint uns sehr thöricht, einer Tänzerin für eine Stunde Herumhüpfen mehr zu geben, als Das, was sechs Seidenweber mit ihren Frauen und Familien ein ganzes Jahr lang unterhalten könnte." (N. C.)

№ 49.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Schlechte Zeiten.

Von
Heinrich Hub.

„Heutzutag' nach allen Seiten
Muß man wenden sichund dreh'n,
Weil in den betrübten Zeiten
Schlecht nur die Geschäfte geh'n;
Kaum kann man das Brod erschwingen,
Durchzukommen ist nicht mehr. —
Heda, Kellner, heda! bringen
Sie mir doch die Weinkart' her!

Freund, Sie können mir es glauben:
War auch früher Einer faul,
Flogen doch gebrat'ne Tauben,
So zu sagen, ihm in's Maul;
Aber jetzt hält kaum ein fleiß'ger
Handwerksmann den Mangel fern. —
Einen Schoppen vierunddreiß'ger
Deidesheimer hätt' ich gern!

Früher feilschten nicht die Kunden
Um den Heller bis auf's Blut;
Was für richtig ward befunden,
Das bezahlte man auch gut.
Jetzt ruft um den kleinsten Bettel
Man der Meister ganze Zahl. —
A propos! Den Speisezettel,
Kellner, geben Sie einmal!

Wenn ich an die Zeiten denke
Und vergleiche sie mit jetzt!
Knaben hatten in der Schenke
Oft vier Gulden böte gesetzt.
Am Roulett im größten Bade
Sieht man jetzt so Etwas nie. —
Kellner, eine Carbonade,
Braun gebraten, bringen Sie!

Wenn, um Conto's forzuschicken,
Ich in meine Bücher schau',
Wird mir's oft vor meinen Blicken
Violett und schwarz und blau,
Und die bösen Schuldner foppen
Unser Eins noch obendrein. —
Kellner, he! noch einen Schoppen!
'S ist ein delikater Wein!

Was man eingenommen heute,
Morgen ist's verschwunden schon,
Dann bezahlt man seine Leute;
Der Gesell' will seinen Lohn.
Darb' du, Meister, mit den Dein'gen!
Er muß zu der Musik doch. —
'S ist ein excellentes Weinchen!
Kellner, einen halben noch!

Hätt' ich doch in frühern Jahren
Blanke Thaler, handvollweis';
Denn in jenen Zeiten waren
Alle Dinge noch im Preis;
Ja, mehr als jetzt Rechenbleche
Hatt' ich Gulden sonst im Haus. —
Kellner, was macht meine Zeche?
Auf dies Goldstück krieg' ich 'raus."

Es geschah! — Noch viel des Schönen
Von der frühern Zeiten Flor
Raunte unter Gläsertönen
Mir mein Nachbar in das Ohr;
Endlich schied der arme Klager
Und es war sein letztes Wort:
„Morgen nicht so spät beim Schwager:*)
Es spielt Jägermusik dort!"

*) Inhaber einer der bedeutendsten Brauereien Frankfurt's, in dessen geräumigem, starkbesuchten Gartenlokale wöchentlich zweimal Harmoniemusik anzutreffen ist.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

. Er bestand drei Verhöre. Als die Polizei die Instruction beendet hatte, einigte sich das Ministerium über den Punkt: „die ganze gegen den Marschall gerichtete Anklage auf die Verlesung der Proclamation in Lons-le-Saulnier zu beschränken, welche seine Truppen verleitete, zu den Fahnen des „Usurpators“ überzugehen.“ Eine königliche Ordonanz vom 2. August setzte ein Kriegsgericht nieder, um über ihn zu richten; aber ein solches Tribunal war nicht leicht zu bilden. Eine Verfügung des Kriegsministers bezeichnete die Mitglieder dieses Tribunals. Es waren die Marschälle Herzog von Conegliano (Moncey), Herzog von Treviso (Mortier), Herzog von Castiglione (Augereau), Fürst von Eslingen (Massena) und Jourdan: die Generallieutenants Gazan, Claparède, Villate und der maréchal-de-camp Grundler, Letzterer als Berichterstatter, war ihnen beigegeben. Herr von Joinville, Oberintendant der ersten Militärdivision, sollte die Funktionen des königlichen Procureurs, und Herr Boudin die des Greffiers versehen. Der Vorsitz gebührte dem Rechte nach dem Marschall Moncey, jetzigem Gouverneur der Invaliden, als ältestem Marschall und ältestem Offizier der Armee. Von allen seinen Waffengefährten geliebt und geachtet, war er das Muster der ganzen jungen Krieger-Generation, der er durch einen Sohn verbunden war, welchen er noch beweint; *) er war der vertraute Freund Ney's, den er im Beginn seiner Carriere, im 4ten Husarenregiment, gekannt hatte; er weigerte sich in dem Gericht zu sitzen, und setzte die Gründe seiner Weigerung in einem Schreiben an den König auseinander, das ein Denkmal edler Unabhängigkeit und großherzigen Patriotismus ist.

„Sire,“ heißt es darin, „in die grausame Alternative versetzt, Ew. Majestät ungehorsam zu seyn oder gegen mein Gewissen zu handeln, ist es mir Bedürfniß, mich zu erklären. Ich lasse die Frage, ob der Marschall Ney unschuldig oder strafbar ist, unerörtert: seine Thaten und die Billigkeit seiner Richter haben dies gegen die Nachwelt zu verantworten, die in derselben Wagschaale Könige und Unterthanen wägt. Sind es die Fremden, welche verlangen, daß Frankreich seine berühmtesten Bürger schlachte? Anfangs sind sie als Verbündete erschienen; sie haben die Ablieferung der Waffen verlangt. Nun wohl! In zwei Drittheilen Ihres Königreichs, Sire, ist nicht einmal eine Jagdflinte übrig geblieben. Sie haben die Verabschiedung der französischen Armee verlangt: nicht ein einziger Mann ist übrig geblieben, nicht ein einziger bespannter Pulverwagen. Es scheint, daß ein solches Uebermaaß von Nachgiebigkeit ihre Rache hätte sättigen können. Sie wollen Sie Ihren Unterthanen verhaßt machen, indem sie die Köpfe in der Armee fallen lassen, deren Namen sie nicht aussprechen können, ohne sich ihrer Demüthigungen zu erinnern.

„Sire,“ mein Leben, mein Vermögen, das Liebste, was ich habe, gehört meinem Lande und meinem Könige; aber meine Ehre gehört mir und keine menschliche Gewalt kann mir sie rauben. Ich sollte über das Schicksal des Marschalls Ney entscheiden? Ich! Aber Sire, erlauben Sie mir, Ew. Majestät zu fragen, wo waren die Ankläger, als er auf so vielen Schlachtfeldern siegte? Wenn Rußland dem Sieger von der Moskwa nicht verzeihen kann, kann Frankreich den Helden von der Beressina vergessen? Vielleicht, wenn der unglückliche Marschall bei Waterloo gethan, was er sonst so oft gethan, vielleicht, sage ich, würde er nicht vor einer Militärcommission stehen, vielleicht würden die, welche heute seinen Kopf verlangen, seinen Schutz anflehen.“

Der Hof war durch die Weigerung des Herzogs von Conegliano verletzt und der König zeigte sich tief beleidigt über diese sogenannte „Verwegenheit eines soldatischen Emporkömmlings.“ Die Männer, gegen welche er sich darüber ausließ, reizten ihn noch mehr auf und der Marschall Moncey erhielt einen neuen Befehl, unter den Richtern Ney's zu sitzen; aber dieser hatte einen solchen Schritt nicht ohne Bedacht gethan; er antwortete mit einer neuen Weigerung. Nun sah man eine unerhörte Sache: um sich an dem Marschall zu rächen, suchte man ein revolutionäres Gesetz aus der Republik hervor, welches jeden Militär, weß Grades er auch sey, entsetzte und zu drei Monat Gefängniß verurtheilte, wenn er sich weigerte, einen von der Executivgewalt ihm ertheilten Befehl zu vollziehen. Diese von dem Kriegsminister sehr seltsam motivirte Ordonanz schloß mit den Worten: „Der Marschall Moncey ist entsetzt. Er wird mit dreimonatlicher Gefängnißstrafe belegt werden.

Ein Marschall von Frankreich entsetzt durch einen Minister und zu drei Monat Gefängniß verurtheilt wie ein Unterlieutenant! . . . .

Aber gegen die allgemeine Erwartung, gegen die Hoffnungen und die Wünsche seiner Freunde, lehnte Ney, auf den Rath seiner Advokaten, der Herren Berryer Vater und Dupin des Aeltern, in Folgendem die Competenz eines Kriegsgerichts ab, in welchem er natürlich Garantien der Freundschaft und militärischer Brüderschaft finden mußte:

„Ich erkläre durch Gegenwärtiges, daß ich die Competenz eines jeden Kriegsgerichts ablehne, um in Gemäßheit der königlichen Ordonanz vom 24. Juli, gerichtet zu werden. Indeß bin ich aus Achtung gegen die Marschälle von Frankreich und die Generallieutenants, aus welchen dieses Gericht besteht, bereit, auf die Fragen zu antworten, welche der maréchal-de-camp Grundler mir vorlegen wird.

„Aus der Conciergerie, den 14. September 1815.

„Der Marschall Fürst von der Moskwa, Ney.“

Trotz dieser Protestation, erschien der Marschall am 9. Nov. vor dem Kriegsgericht. Fürwahr, ein zugleich merkwürdiges und rührendes Schauspiel für die Pariser damaliger Zeit, die gewohnt waren, die Marschälle als Halbgötter zu betrachten, als sie einen der größten unter diesen Männern des Kaiserreichs, des Hochverraths angeklagt, vor den Schranken eines Tribunals erscheinen sahen. Die Menge war unermeßlich und das Tribunal hielt in dem großen Saale des für die Assisen angewiesenen Palastes, Sitzung. Auf diesen Bänken, auf denen Tags zuvor noch unbekannte Richter und Verbrecher gesessen, sah man die Oberanführer der Armee, jeder mit den Insignien seines Ranges geschmückt; hinter ihnen standen zahlreiche Adjutanten und Officiere aller Grade; überall militärisches Gepräge. Wie auch die Meinungen verschieden seyn mochten, das Gefühl, welches das Auditorium beherrschte, war eine religiöse Sammlung. Die Nationalgarde, diese Garde, welche seit 50 Jahren genöthigt ist, Gewehr im Arm, so viele Revolutionen vor sich vorübergehen zu sehen, versah mit der Gensdarmerie zu Pferde den Dienst im Innern. Um zehn Uhr Morgens waren die Kriegsrichter versammelt. Der Marschall Jourdan, welcher den Vorsitz im Gericht führte, war im Begriff, die Audienz zu eröffnen,

*) Der Oberst Moncey, der auf der Jagd getödtet wurde. Er war ein Page des Kaisers gewesen.

ils Massena, welcher denselben Widerwillen empfunden hatte wie Moncey, welcher aber klüger war als dieser, sich recusirte und als Grund die Zerwürfnisse anführte, die einst zwischen ihm und Ney in Spanien und Portugal bestanden. Die andern Richter fanden den Grund nicht genügend und nahmen eine Recusation nicht an, belobten indeß den Herzog von Esslingen wegen seinem edelherzigen Zweifel.

Die Audienz begann. Da der Berichterstatter die Verlesung der Aktenstücke des Processes, fünfzehn an der Zahl, nicht hatte beenden können, so wurde die Audienz bis zum folgenden Tage aufgeschoben. In der Nacht waren die sämmtlichen Posten des Palastes verdoppelt und am folgenden Morgen war eine außerordentliche Militärmacht aufgeboten: die ganze Garnison von Paris schien auf den Beinen zu seyn.

Um zehn Uhr eröffnete das Gericht seine Sitzung. Der Berichterstatter fuhr mit der Verlesung der Aktenstücke fort. Als sie beendet war, nahm Jourdan das Wort und sich an das Auditorium wendend, welches noch zahlreicher als Tags vorher sich eingefunden hatte, sagte er:

— Der Marschall Ney wird sogleich vor das Gericht geführt werden: ich brauche dem Publikum kaum die Stille und die Rücksichten anzuempfehlen, welche es dem Gericht und „dem Unglück“ schuldet.

Dann wandte er sich an die bewaffnete Macht und fügte hinzu: „Bittet“ den angeklagten Marschall, „die Güte zu haben,“ vor uns zu erscheinen.

Das größte Schweigen herrschte im Saale. Aller Augen waren auf die kleine Thür geheftet, durch welche Ney eintreten sollte. Endlich eröffnete sie sich; der Marschall, von zwei Gensdarmerie-Offizieren begleitet, trat ein. Die Wache präsentirte das Gewehr vor ihm. Trotz der Weisung des Präsidenten lief ein Flüstern der Sympathie durch die Versammlung. Ney dankte seinen Freunden für diese Aufnahme. Seine Haltung war ruhig. Er war in eine blaue Uniform ohne jede Stickerei gekleidet, aber er trug seine Marschalls-Epauletten. Nur der Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion glänzte auf seiner Brust. Am linken Arm trug er einen Trauerflor; es war die Trauer um seinen Schwiegervater, Herrn Auguié, der, als er die Verhaftung seines Schwiegersohnes erfahren, am Schlagfluß gestorben war. *) Auf einer Estrade, dem Präsidenten gegenüber, war ein Sessel für den Marschall bereit gehalten. Als der Präsident die gewöhnlichen Fragen an ihn richtete, zog Ney, statt sie zu beantworten, ein Papier aus der Tasche und las die Protestation vor, die er in der Conciergerie aufgesetzt. Er verlangte darin, von seinen Pairs gerichtet zu werden.

Als der Präsident auf der Stelle seinen Vertheidigern das Wort gegeben hatte, um die behauptete Incompetenz zu begründen, versuchte Herr Berryer in seinem Vortrage zu beweisen, daß „nur die Pairskammer in dieser Sache legaler Weise entscheiden könne.“ Das Gericht ging in diese Ansicht ein und erklärte in Folge einer Berathung, welche nur eine Viertelstunde dauerte, mit einer Majorität von fünf Stimmen gegen zwei, daß es nicht competent sey. So erhielt der Marschall, was er oder was man für ihn gewünscht hatte. Und doch war die Zusammensetzung des Gerichts durchaus beruhigend. Wenn die Advokaten sich darauf beschränkt hätten, die Sache selbst dem Gericht vorzutragen, so würden die alten Generäle nie den Tod über ihren glorreichen Kameraden verhängt haben; Ney wäre im schlimmsten Fall zur Deportation verurtheilt und, wie Moreau, nach den Vereinigten Staaten verbannt. Man hatte also Unrecht, leere Form- und Competenz-Einreden vorzubringen; man hätte einsehen sollen, daß in Sachen der Politik ein Tribunal immer competent genug ist, um freizusprechen.

*) Eine Art Verhängniß hat diese unglückliche Familie zu allen Zeiten verfolgt. Die Frau des Herrn Auguié, eine Schwester der Madame Campan und, wie sie, Kammerfrau Marie Antoinettens, wurde, als sie die Hinrichtung der Königin vernahm, so lebhaft davon ergriffen, daß sie, von einer Art Schwindel befallen, an's Fenster eilte und sich hinausstürzte; sie starb auf der Stelle.

Unglücklicher Weise dachte man nicht so. Das Gericht, welches seinerseits sehr froh war, sich der Verantwortlichkeit eines solchen Urtheils zu überheben, ließ die Einrede gerne zu: Ney war verloren.

VIII.

Die Entscheidung des Kriegsgerichts, wodurch es die Sache des Marschalls abwies, erregte die verschiedensten Gefühle. Das Volk begrüßte sie freudig, wie eine gute Nachricht. Am Hofe dagegen erregte sie Aller Wuth. Die Ultra-Royalisten glaubten, daß man Ney retten wolle, und ihn zu retten, schien ihnen ein Verbrechen.

— Es ist Verrath! riefen Einige. — Es ist eine organisirte Verschwörung! behaupteten Andere.

Die Entscheidung der Incompetenz war am 10. November abgegeben. Die Minister brachten einen Theil der Nacht vom 10. auf den 11. in Berathung zu. Sie arbeiteten eine königliche Ordonanz und eine Anklageacte aus, und am folgenden Tage, am 11., brachte der Herzog von Richeleiu diese Ordonanz und diese Anklageacte in die Pairskammer. Das Conseil schien die Verurtheilung des Marschalls zu seiner persönlichen Sache gemacht zu haben. Nie waren ministerielle Dokumenmente mit weniger Ueberlegung abgefaßt. Mit einer Ungeschicktheit, welche den geheimen Grund dieser Racheglut deutlich zeigte, hatte das Ministerium nicht nur den König und Frankreich, sondern auch Europa hineingemischt. Die Redaction dieses monstruösen Aktenstückes schrieben Einige Herrn Guizot zu, damals General-Sekretär der Justiz unter Barbé de Marbois, Andere Herrn Lainé, damals genau mit Herrn von Richeleiu verbunden. Wie dem auch sey, alle Minister waren in der Kammer zugegen; der Herzog von Richelen hatte es über sich genommen, die Anklage zu unterstützen. Folgendes sind einige Stellen aus seiner Ansprache an die Pairs:

„Das außerordentliche Kriegsgericht, welches niedergesetzt war, um den Marschall Ney zu richten, hat sich für incompetent erklärt. Einer der Gründe stützt sich darauf, daß der Marschall des Hochverraths angeklagt ist. Nach den Ausdrücken der Charte steht es Ihnen zu, Verbrechen dieser Art zu richten. Um diese hohe Jurisdiction auszuüben, braucht die Kammer nicht wie ein gewöhnliches Tribunal organisirt zu seyn. Niemand kann wollen, daß das Urtheil durch den Grund verzögert werde, daß bei der Pairskammer kein Magistrat existirt, der das Amt des General-Procureurs versieht. Die Charte hat einen solchen nicht bestimmt: sie hat ihn nicht gewollt. Die Regierung ist es, die als Ankläger auftreten soll; die Minister sind die natürlichen Organe der Anklage, und wir glauben weit eher eine Pflicht zu erfüllen, als ein Recht auszuüben. Nicht nur im Namen des Königs erfüllen wir diese Pflicht, nein, „im Namen Frankreich's, welches seit langer Zeit mit Unwillen und jetzt mit Erstaunen zusieht,“ „im Namen Europa's“ beschwören wir Sie, über den Marschall Ney zu richten. Es ist unnöthig, die Methode der Magistrate nachzuahmen, welche bei ihrer Anklage Alles, was dem angeschul-

digten zur Last fällt, detaillirt aufzählen . . . . Wir wagen zu behaupten, daß die Pairskammer der Welt eine glänzende Genugthuung schuldig ist; sie muß schnell seyn, denn man muß die Indignation zurückhalten, welche von allen Seiten sich erhebt. Die Minister des Königs sind genöthigt zu erklären, daß die Entscheidung des Kriegsgerichts ein Triumph wird für die Faktiosen. Wir „beschwören" Sie deßhalb und nehmen Sie im Namen des Königs in Anspruch, sich unverzüglich mit dem Proceß des Marschalls Ney zu beschäftigen" rc. rc.

Die Verlesung dieses Documents, welches von dem Ministerconseil unterzeichnet war (die Herren de Richelieu, de Vaublanc, Decazes, de Feltre, Barbé de Marbois, Dubouchage und Corvetto) machte einen tiefen Eindruck auf die Pairskammer, die sich bereits mit starker Majorität gegen den Marschall ausgesprochen hatte. Auf den Vorschlag eines Pairs erklärte die Versammlung durch das Organ ihres Präsidenten, des Kanzlers Dambray, „daß sie die ihr im Namen des Königs durch die Minister Sr. Majestät gemachte Mittheilung ehrfurchtsvoll aufnehme und daß sie bereit sey, ihre Pflicht zu thun." Dann vertagte sie sich zum folgenden Montag, den 18. November, um von den Aktenstücken Kenntniß zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-merkwürdige Wahrzeichen in Bayern.

4.

Der steinerne Mann in Augsburg.

Am untern Graben, unweit dem evangelischen Waisenhause zu Augsburg, an dem Eckhause Lit. H. Nr. 316., ist ein Standbild von Gestein in Lebensgröße an der Wand festgemauert zu sehen, das jedem wißbegierigen Fremden gezeigt wird. Man nennt es in der Volkssprache „den steinernen Mann" und hat historischen Ursprung aus Augsburgs viel bedrängten Zeiten des 17. Jahrhunderts.

Vom November 1634 bis zum März 1635 blokirte im 30jährigen Kriege der bayerische General-Feldmarschall von Wahl die Stadt dergestalt, daß, weil alle Zufuhr an Lebensmitteln unmöglich war, derselben bereits eine große Hungersnoth drohte. Und da sich der tapfere schwedische Kommandant Johann Georg aus dem Winkel, trotz der Vorstellungen und Bitten des Magistrats und der Vornehmsten nicht entschließen konnte zur Uebergabe der Stadt an die Befehlshaber der Heere der Verbündeten, so fing das Volk an, über den wirklich eingetretenen Mangel laut zu murren. Als aber die Noth den höchsten Grad erreicht hatte, trat ein Bäckermeister Namens Konrad Hackher, seit seinem 40. Lebensjahre 1618 mit der Bäckerstochter Felizitas Lauter verehlicht, mit folgender, von ihm ersonnenen Kriegslist auf, um den Belagerern zu zeigen, daß die Stadt noch verproviantirt, folglich an eine baldige Uebergabe derselben noch nicht zu denken sey. Er zeigte von den Zinnen eines Stadtthurmes den feindlichen Vorposten einen Laibbrod, zum Zeichen, daß noch genug vorhanden sey, obwohl es der letzte war. Allein eine Kanonenkugel riß ihm alsbald den rechten Arm mit dem Brode weg, und nach einigen Tagen endete der wackere Mann sein Leben. Die bald darauf erfolgte Aufhebung der Belagerung war übrigens nicht so fast dieser List, sondern dem Löwenbergischen Akkord zu verdanken, welchen die Abgeordneten der Stadt Augsburg aus dem kais. Hauptlager am 24. Mai. 1635 ausgewirkt hatten.

Aus Dankbarkeit für die wohlmeinende Absicht ihres braven Mitbürgers und zum ewigen Andenken an Hackhers Vaterlandsliebe und Aufopferung veranstalteten die Bewohner Augsburgs eine Geldsammlung, und ließen ihm mit der Pickelhaube, dem Harnisch, der Hellebarde und den Laibbrod im Arme, unweit dem Schwedenberge, ein Standbild von Gestein errichten.

Sch.

Pariser Gerichtsscenen.

Disciplinarrath der 5. Legion der Nationalgarde.

Walson tritt mit sehr nachdenklicher Miene vor den Rath. Walson ist rothbekupfert, und mit Knospen im Gesicht, und sehr häßlich. Die Legion fordert indeß seine Dienste. Diese gute Legion ist nicht so zimpferlich. — Der Präsident. Sind Sie Herr Walson? — Der Angeklagte: Ich bin Walson, du bist Walson, er ist Walson, wir sind Walson, ihr seyd Walson, sie sind Walson. — Der Präsid. Begehen Sie keine Unschicklichkeiten. Sagen Sie mir lieber, warum Sie nicht auf die Wache gezogen sind? — Der Angekl. (unschlüssig) Gezogen? — Der Präs. Ja gezogen. — Der Angekl. (mit Wärme) Ich ziehe, du ziehst, er zieht, wir ziehen, ihr zieht, sie ziehen. (Allgemeines Gelächter.) — Der Präsident: Ist Ihre Absicht, den Rath zu beleidigen? — Der Angeklagte. Ha! very good! ich beleidige den Rath, du beleidigest den Rath, er beleidigt den Rath, wir beleidigen den Rath, ihr beleidigt den Rath, sie beleidigen den Rath. (Lang anhaltende Heiterkeit.) — Der Auditor. Das ist ein schlechter Witz, den der Herr da machen will. — Der Angekl. (einfallend.) Ich mache, du machst, er macht, wir machen . . . — Der Auditor. Schweigen Sie, und lassen Sie mich sprechen. — Der Angeklagte. (ihn fortwährend unterbrechend.) Ich spreche, du sprichst, er spricht, wir sprechen, ihr sprechet, sie sprechen. (Lange Heiterkeit.) — Der Auditor hält mitten in seiner Rede inne, da er sich keines Zeitworts bedienen kann, ohne die Konjugationen des Angeschuldigten herbei zu ziehen. In diesem Augenblick stürzt ein kleines Männchen unter schallendem Gelächter vor die Schranken des Gerichts; er erstickt und platzt beinahe vor Lachen. — Der kleine Mann. Meine Herren, ha, ha, ha! ich will Ihnen sagen. — Der Angekl. (einfallend.) Ich sage, du sagst, er sagt, wir sagen, ihr saget . . . (Allgemeines Gelächter im ganzen Saal.) Der kleine Mann. Ha, ha, ha! meine Herren, dieser Brave hat Sie getäuscht, als . . . — Der Angekl. (einfallend.) Ich täusche, du täuschest, er täuscht, wir täuschen, ihr täuschet, sie täuschen. In diesem Augenblick packt das kleine Männchen den Angeschuldigten, und erklärt endlich, demselben die Hand vor den Mund haltend, daß er allein der wahre Delinquent sey. Was den Walson betreffe, welcher die Richter durch seine Unterbrechungen belustigt habe, so sey er ein Engländer, ein neu erst angelangter Vetter von ihm, welcher von seinem Sprachlehrer die Aufgabe erhalten habe, alle Zeitwörter, die er nennen höre, zu konjugiren, damit er sich besser mit der französischen Sprache vertraut mache. Wer lacht ist entwaffnet. Der Rath übt Nachsicht, und entläßt die beiden Walson ohne Verurtheilung. Der wahre Delinquent tritt vor die Schranken. Ich grüße Sie, meine Herren. — Der Engländer, der den Mund wieder frei hat. Du grüßest dich, er grüßet sich, wir grüßen uns, ihr grüßet Euch, sie grüßen sich. — Damit gehen die beiden Vettern mitten unter den Ausbrüchen der allgemeinen Heiterkeit von dannen.

№ 50.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

IX.

An diesem Tage begaben sich die Minister in die Sitzung. Herr von Richelien verlas in der Kammer eine fernere königliche Ordonanz vom 12., welche die vom 11. ergänzte und das zu beobachtende Verfahren festsetzte. Die Funktionen des öffentlichen Ministeriums wurden Herrn Bellart übertragen, einem wüthenden Royalisten, der lange Zeit Advokat in Paris gewesen war. Ausdruck des Kabinets, vergaß Herr Bellart im Laufe dieser beklagenswerthen Debatten nur zu oft den unpartheiischen Charakter seiner hohen Funktionen, um sich den Declamationen eines leidenschaftlichen Anklägers zu überlassen. Die Instruction des Processes wurde Herrn Seguier übergeben, der lange Zeit erster President der cour impériale in Paris gewesen war: ein glühender Royalist und seit Kurzem zum Pair von Frankreich ernannt. Herr Seguier entfaltete bei seiner Mission so großen Eifer, daß drei Tage ihm genügten, den gigantischen Aktenstoß durchzusehen, die Zeugen vorzuladen und ihre Aussagen zu vernehmen, so daß die Debatten am 21. eröffnet werden konnten. Unpartheilichkeit ist ihm nicht abzusprechen, aber nie wurde eine Criminalsache schneller instruirt.

Währenddeß erhielt Ney, der noch immer in der Conciergerie war, fortwährend den Besuch seiner Advokaten, seiner Verwandten und seiner Freunde. Die Marschallin und ihre Kinder erschienen alle Tage und speisten mit ihm zu Mittag; gewöhnlich begleitete sie ihren Mann auf dem Spaziergange, den er am Abend machte, aber nur, wenn die andern Gefangenen schon wieder zurück waren. Im Allgemeinen legte er sich früh schlafen und lebte mäßig. Er stand um 6 Uhr Morgens auf, ging eine Stunde lang auf dem Hofe des Gefängnisses spazieren, kehrte dann in sein Zimmer zurück, frühstückte und arbeitete oder las bis zur Stunde seines Mittagsessens. Weder sein Name noch sein Rang konnten ihn vor den kleinen Plackereien schützen, mit welchen die Behörde die Gefangenen ohne Grund gern zu quälen scheint. Ney machte gern Musik; er selbst spielte die Flöte ziemlich gut. Während der ersten Tage seiner Gefangenschaft war es ihm verstattet gewesen, seine Langweile mit Hülfe dieser Zerstreuung zu vertreiben. Bald wurde ihm aber dieser Trost auf Befehl des Polizeipräfekten unter dem Vorwande genommen, daß die Reglements nicht erlaubten, irgend ein Instrument in ein Gefängniß zu bringen. Wahrscheinlich schien die Flöte Herrn Decazes ein zu revolutionäres Instrument.

Als die vorbereitende Instruktion begonnen hatte, mehrte sich die Wachsamkeit um den Marschall. Tag und Nacht standen ein Gensdarm, ein Nationalgardist und ein Grenadier der alten Garde vor seinem Fenster. Diese Schildwachen waren nichts anderes als verkleidete gardes-du-corps. In der That erkannte Fräulein Dubourg, welche mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, ihren Verwandten, Herrn von Lavalette, zu besuchen, der in einem Zimmer gerade über dem des Marschalls gefangen saß, unter den Schildwachen vor der Thür ihres Vetters den Herrn von Chazelles, garde-du-corps aus der Compagnie des Herzogs von Ragusa, in die Uniform eines Grenadiers zu Pferde gekleidet. Endlich bestimmte die Unbequemlichkeit, den Marschall täglich aus der Conciergerie ins Luxembourg zu führen, den Groß-Referendar, ihm im Innern des Palastes ein Gemach anweisen zu lassen, welches er nur verließ, um einige Schritte von da, hinter der Mauer des Gartens der Pairie, zu sterben.

Vor der Eröffnung der Debatten hatte sich die Kammer als Gerichtshof constituirt; Herr de Bellert hatte sein Requisitorium mitgetheilt, welches nichts war, als ein leidenschaftliches Resumé der Geschichte von 1815; die Kammer war darauf zu den Exclusionen geschritten. Es wurden Recusationen zugelassen. Die Herren de Jaucourt, Gouvion-St. Cyr und Talleyrand, welche die erste Anklage-Akte als Minister des Königs eingebracht hatten, excusirten sich. Auch den Herzog von Castiglione excusirte man, weil er in dem Kriegsgericht gesessen hatte. Zwei Pairs, der Fürst von Poix und der Herzog von Duras, konnten, als Zeugen in dem Proceß, ihren Sitz nicht einnehmen. Der legalen Excusation der geistlichen Pairs, welche in Criminal-Processen immer statthaft ist, erwähnen wir nicht. Ein edles Beispiel, welches wir anführen müssen, gab der Herzog de Broglie, der sich, da er eben das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, als Pair introduciren ließ, um dem Marschall seine Stimme zu geben.

Da in Criminalsachen im Pairshofe die Stimmen der Verwandten des Angeklagten bis zu gewissen Graden nur für Eine Stimme zählen, so setzte man ein Verzeichniß der Pairs auf, welche sich in dem Reductionsfall befanden, und die Kammer constituirte sich. Am Dienstage, den 21. November 1815, wurden die Debatten eröffnet.

Man hatte verkündet, daß die Sitzungen öffentlich seyn sollten; eine große Anzahl Billets war vertheilt; besondere Vorkehrungen waren in dem in ein Tribunal umgewandelten Saal getroffen. Von Tagesanbruch an umgaben starke Abtheilungen aller Truppen, welche die Besatzung von Paris bildeten, das Luxembourg. Schon um 8 Uhr Morgens füllte das Publikum den engen Raum, der ihm bewilligt war. Die Fremden von Auszeichnung drängten sich zahlreich zu diesem mit blutigen Buchstaben auf die Seiten unsrer Geschichte geschriebenen Drama. Man bemerkte unter ihnen den Kronprinzen von Würtemberg,

den Fürsten Metternich, den Baron von Golz (einen preußischen Diplomaten), den Grafen von Grisin (einen russischen General) und die meisten Botschafter. Edle Damen vom Hofe und aus dem Faubourg St. Germain und viele Deputirte im Costüm sah man in den vorbehaltenen Tribünen. In der Mitte der über dem Pult des Präsidenten angebrachten Draperie las man eine Inschrift in weißer Schrift:

Weisheit. Duldung. Mäßigung.

Um eilf Uhr wurde unter tiefer Stille die Sitzung eröffnet. Der Kanzler von Frankreich, Herr Dambray, nahm den Präsidentenstuhl ein, neben ihm saßen die Secretaire der Kammer: die Herren de Pastoret, de Choiseul, de Sèze und de Châteaubriand. Nur drei Minister waren zugegen; die Herren de Richelieu, de Vaublanc und Dubouchage. Der General-Procureur Bellart, der Repräsentant des öffentlichen Ministeriums, hatte ein Pult zur Rechten des Präsidenten. Herr Cauchy, der expedirende Secretair der Kammer, welcher die Funktionen des Greffiers versah, saß zur Linken; die Staatsboten und Huissiers saßen vorne, auf Tabourets. Die Nationalgarde und die Gendarmerie versahen den Dienst. Die Kammer schien sehr vollzählig zu seyn; nie war die Versammlung glänzender und zugleich trauriger gewesen.

Als die Pairs ihre Sitze eingenommen, bedeckte sich Herr Dambray.

— Meine Herren, sagte er mit bewegter Stimme, der Marschall Ney, des Hochverraths und des Attentats gegen Sicherheit des Staats angeklagt, wird vor Ihnen erscheinen. Ich mache dem Publikum, welches zum ersten Male unsern Sitzungen beiwohnt, bemerklich, daß es sich kein Zeichen der Billigung oder Mißbilligung erlauben darf; die Zeugen müssen vernommen, die Antworten des Angeklagten gewissenhaft niedergeschrieben werden. Ich befehle der bewaffneten Macht, Jeden zu verhaften, der die Achtung, welche er dieser erhabenen Versammlung schuldet, und die Rücksichten aus den Augen setzt, welche ein großes Unglück in Anspruch nimmt. Man führe die Zeugen ein, fügte er mit verändertem Ton hinzu, und bringe dann den Angeklagten vor.

Sechszehn Zeugen erschienen nach einander und nahmen auf der ihnen angewiesenen Bank Platz. Die Advokaten des Marschalls, die Herren Berryer Vater und Dupin der Aeltere, traten ein. Man hörte ein Klirren von Waffen. Der Marschall erschien, von vier königlichen Grenadieren escortirt, welche nichts anderes waren, als Beamte aus dem Hause des Königs. Er war auf dieselbe Art gekleidet, wie er vor dem Kriegsgerichte erschienen war. Sein Schritt war fest, aber sein Gesicht trug das Gepräge einer Melancholie, welche die Gefühle verrieth, die ihn bewegten. Indeß warf er einen sanften und ruhigen Blick auf die Versammlung, welche er grüßte, bevor er seinen Vertheidigern die Hand drückte und sich auf den Sessel setzte, der zwischen die übrigen gestellt war.

Nun sah man, wie sich auf den Tribünen die Damen (alle waren, trotz der Strenge der vorgerückten Jahreszeit, in Weiß gekleidet,) sich auf die von den Männern besetzten Plätze drängten, um noch einmal das dem Tode geweihte Haupt des berühmten Angeklagten zu sehen.

Als die Aufregung, welche der Eintritt des Marschalls in dem Saale hervorgebracht, sich gelegt hatte, sagte der Präsident: — Greffier, rufen sie die Herren Pairs namentlich auf und zeichnen Sie die Namen derer auf, die nicht antworten.

Der namentliche Aufruf begann.

Und ich! rief der Herzog von Brissac, Sie haben mich vergessen: ich bin hier!

Als diese Formalität beendet war, sah man, daß die Herren de Vaubois, Jules de Polignac, de Bransac, de Broglie, de Valmy und Destutt de Tracy fehlten; sie erschienen erst in der Sitzung des folgenden Tages.

— Angeklagter! fragte der Präsident den Marschall, wie ist Ihr Name, Vorname, Alter, Geburtsort, Wohnort und Stand?

— Michael Ney, geboren zu Saarlouis am 10. Januar 1769, Marschall des Reichs, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Pair von Frankreich, Ritter vom heiligen Ludwig, Großkreuz der Ehrenlegion, Großkreuz des Christus-Ordens, Offizier der eisernen Krone.

— Angeklagter, nahm Herr Dambray wieder das Wort, leihen Sie dem, was jetzt verlesen werden wird, die größte Aufmerksamkeit. Ich empfehle Ihren Beiständen, die strengste Mäßigung in den Debatten zu beobachten, welche jetzt eröffnet werden, und sich durchaus innerhalb der den Gesetzen schuldigen Ehrfurcht zu bewegen. Greffier, beginnen Sie die Verlesung der Aktenstücke mit den königlichen Ordonnanzen, welche verfügen, daß der Pairshof sich unverzüglich mit dem Prozesse des Marschalls Ney beschäftigen soll; dann lesen Sie die Anklageakte.

Diese Verlesung füllte die ganze erste Sitzung aus. Die zweite Sitzung, so wie die folgenden, wurde von präjudiciellen Fragen in Anspruch genommen, welche die Advokaten des Marschalls über die mangelnde legale Constituirung des Gerichts, erhoben hatten. Herr Bellart antwortete auf die langen Vorträge der Herren Berryer Vater und Dupin des Aelteren, in dem bitteren und gereizten Ton, der sein Requisitorium bezeichnet hatte. Alle präjudiciellen Fragen wurden von dem Gerichte beseitigt. Zu den Verhören und der Abhörung der Zeugen schritt man indeß erst in der Sitzung vom 4. Dezember.

X.

In der Zwischenzeit hatten die Advokaten des Marschalls ihm gerathen, die Capitulation von Paris und die Intervention der Unterzeichner derselben anzurufen. Die Marschallin bat den Herzog von Wellington um eine Unterredung. An die Botschafter in Paris wurden Noten erlassen. Es wäre edel von dem Herzoge gewesen, hätte er intervenirt.

Er konnte einen entwaffneten Feind retten, der um so heiliger war, als er noch kürzlich sein Schwert mit ihm gekreuzt. Wellington antwortete:

— Ich habe keinen Einfluß in der Regierung des Königs von Frankreich. Es steht nicht in meiner Macht, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen.

Die englischen Journale sprachen viel von diesem Schritte. Lord Holland und fast alle Mitglieder der Opposition nahmen Antheil daran, aber sie konnten von der Unbeugsamkeit Wellington's Nichts erlangen. In einer letzten Unterredung mit der Marschallinn, welche energisch den Artikel 12 des Traktats geltend machte, hatte dieser kalt geantwortet:

— Madame, dieser Artikel geht den König von Frankreich Nichts an; er hatte nur den einzigen Zweck, die Einwohner von Paris gegen die Rache der siegreichen Armee zu schützen. Diese Capitulation ist außerdem nur für die Mächte verbindlich, welche sie ratificirt haben, und Ludwig XVIII. hat diese Ratification nicht gegeben.

— Aber, erwiederte die Marschallin, kommt die Besitzergreifung Ludwig's XVIII. nicht einer Ratification gleich?

— Madame, das geht den König von Frankreich an, antwortete der Herzog; wenden Sie sich an ihn.

Die Marschallin konnte sich nicht enthalten, dem Herzoge eine schmerzliche Indignation an den Tag zu legen. Eben so vergeblich hatte sie sich an den Baron Vincent, den Botschafter Oesterreich's gewandt. Als alle diplomatischen Schritte ohne Erfolg geblieben waren, beschlossen die Vertheidiger, vor dem Pairshofe diesen Grund gelten zu machen. Zu diesem Behufe wurden der Fürst von Eckmühl (Davoust), der General Guilleminot, die Herren Bignon und de Bondy, welche die Capitulation von Paris unterzeichnet, vorgeladen.

XI.

Am 4. December begannen die Debatten von Neuem. Herr Dambray eröffnete die Sitzung mit der Frage an den Marschall, wo er vor dem 6. März gewesen sey.

— Ich erkläre, antwortete Ney, daß ich auf alle Fragen, welche mir in diesem Kreise vorgelegt werden könnten, nur unter dem Vorbehalt der Vortheile antworten werde, welche Artikel 12 der Capitulation von Paris und der Traktat vom 20. November mir sichert.

Bei diesen Worten erhob sich Herr Bellart.

— Die Commissäre des Königs, rief er, erklären, daß sie solche Vertheidigungsmittel in dieser Sache nicht gestatten können. Der Angeklagte kann sich der Hülfsmittel bedienen, welche er für angemessen hält, aber nicht außerhalb der Grenzen des Processes.

Ein beifälliges Murmeln ließ sich auf den Bänken der Pairie vernehmen.

In den folgenden Verhören beschämte Ney die Anklage durch immer einfache und der Wahrheit getreue Antworten. Er hatte selbst erhabene Augenblicke. Aber Männer, welche unter seinen Befehlen gedient, zeugten unglücklich für ihn. Herr von Bourmont unter andern, sagte folgendermaßen aus:

— Die Stimmung der Truppen war vortrefflich, als mich der Marschall rufen ließ. — Nun, mein lieber General! sagte er zu mir, Sie haben diese Proclamationen Bonaparte's, die man überall verbreitet, gelesen: sind sie gut abgefaßt? — Ja, antwortete ich ihm, es sind mehrere Phrasen darin, die einen großen Eindruck auf die Truppen machen können; diese hier zum Beispiel: „Der Sieg schreitet im Sturmschritt vorwärts!“ Man muß sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht in der Armee in Umlauf kommen. — Ei! mein Freund, das Ding ist geschehen; in ganz Frankreich ebenso: Alles ist zu Ende. — In diesem Augenblick trat der General Lecourbe ein und der Marschall fuhr fort: — Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein lieber General; ich sagte Bourmont, daß Alles zu Ende sey: seit drei Monaten sind wir Alle einig. Wären Sie in Paris gewesen, so hätten Sie es gewußt, wie ich. Der König muß seine Hauptstadt verlassen haben. Wenn er es nicht gethan hat, so wird er aufgehoben; aber wehe dem, der ihm auch nur eine Schramme beibringt! Es ist ein guter Mann, der Keinem zu nahe getreten ist. Er wird auf ein Schiff gesetzt und nach England eingeschifft. — Das heißt, er wird bloß entthront? sagte ich zu ihm. — Es muß seyn, und wir haben nichts Besseres zu thun, als zu Bonaparte zu gehen.

Nach dieser Aussage erhob sich der Marschall und sagte mit Ruhe:

— Es scheint, daß der General Bourmont sein Thema mit Muße ausgearbeitet hat. Er glaubte nicht, daß wir uns je wiedersehen würden, er hoffte, man würde mich behandeln wie Labédoyère. Ich, der ich nicht zu reden verstehe, ich gehe zur Sache. Ich ließ die Generäle Bourmont und Lecourbe bitten, zu mir zu kommen. Ich bedaure lebhaft, daß Lecourbe todt ist; aber ich werde ihn an einem andern Orte fragen als hier ... dort oben!... und dort werden auch Sie antworten, Herr von Bourmont!

— Ich war in meinem Zimmer, fuhr Ney fort, und las diese verhängnißvolle Proclamation; ich zeigte sie ihnen. Bourmont sagte Nichts als: Ich bin ganz Ihrer Meinung; es ist kein anderer Entschluß zu fassen. — Schon lange Zeit, sagte Lecourbe, ist ein Gerücht im Umlauf; aber von wem ist Ihnen diese Proclamation zugeschickt? — Darauf kömmt es jetzt nicht an, antwortete ich ihm; ich frage Sie um Ihre Meinung. — Keiner von ihnen sagte: — Was wollen Sie thun? Sie opfern Ihren Ruhm! Sie entfernten sich und Bourmont ließ die Truppen auf dem Markte zusammentreten. Wenn er meinen Schritt für strafbar hielt, konnte er mich verhaften, nach Belieben mit mir schalten; ich hatte kein einziges Reitpferd. Bourmont, ich wiederhole es, hat mich aus meiner Wohnung abgeholt. Er und Lecourbe haben mich nach dem von den Truppen gebildeten Quarrè geführt. Hier habe ich diese unglückliche Proklamation verlesen und dann haben Beide bei mir zu Mittag gegessen.

Ein lebhafter Streit entspann sich zwischen dem Marschall und Herrn von Bourmont, ein Streit, den die Apostrophe des Herrn Berryer schloß:

— Haben Sie, Herr von Bourmont, als alle Truppen: Es lebe der Kaiser! riefen, Es lebe der König gerufen?

Die Frage traf auf's Ziel. Ein dumpfes Gemurmel brach in der Versammlung aus.

— Sie entfernten sich von dem Terrain der Instruktion, sagte ein Pair.

— Diese Frage ist von äußerster Unschicklichkeit, rief Herr Bellart.

— Sie bezieht sich auf ein Factum! erwiederte Herr Berryer.

Einige Pairs verlangten, daß man diesem Streit ein Ende mache.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel für junge Ehemänner.

Als ich neulich mit einem geschätzten Freunde, den Krankheit ein oder zwei Wochen lang ans Zimmer gefesselt hielt, spazieren ging, machte er die Bemerkung, daß es für einen Ehemann eine gute Lektion sey, wenn er von Zeit zu Zeit gezwungen werde, zu Hause zu bleiben, da er sich alsdann von den Sorgen und unendlichen Arbeiten seiner Frau, deren Mühseligkeiten, häusliche Plichten und Geduld er sonst nie erkannt hätte, einen Begriff machen könne. Männer und besonders junge Männer, werden durch ihre Geschäfte den Tag über meistens außerhalb des Hauses gehalten und kehren nur zur Essenszeit heim; und da sie dann fast immer die nämlichen häuslichen Verrichtungen sehen, so glauben sie, daß sie allein alle Plackereien, alle Sorge und Verantwortlichkeit haben. Solche Leute aber haben eine ganze schiefe Ansicht; sie müssen Gelegenheit erhalten, genauere weitere Beobachtungen anzustellen, und darum fesselt sie der Himmel vielleicht durch Krankheit, daß sie das im Schmerz lernen, was sie, während sie gesund waren, nicht beachteten. Es ist in der letzten Zeit in den öffentlichen Blättern den Frauen und namentlich den jungen, so vielerlei gesagt, ihre Fehler sind aufgezählt, viel-

leicht noch vergrößert, ihre Pflichten und die der weiblichen Sphäre angehörenden Verrichtungen sind ihnen, und zwar nicht in den schonendsten Ausdrücken, auseinander gesetzt worden. Wir glauben, daß die Frauen im Allgemeinen besser sind, und zweifeln, daß man viele Frauen findet, welche unangenehm oder nachlässig sind, ohne daß Kälte und Unfreundlichkeit des Mannes daran Schuld sind. Sie sind, in so weit wir Gelegenheit zu beobachten hatten, hingebender und treuer als die, welche sich ihre Herren nennen und welche, nach dem Herkommen der Gesellschaft, andere und gewöhnlich angenehmere, abwechselndere Geschäfte haben. Wir protestiren also gegen diese so oft und überlästiger Weise an die Damen gerichteten Lektionen und sind überzeugt, daß sie (wenigstens größtentheils) von einigen verschimmelten Junggesellen, die es nicht besser wußten, oder von unüberlegten Ehemännern, welche verdienten, daß sie bis an's Ende alte Junggesellen blieben, geschrieben sind. Ist den andererseits gar nichts zu sagen? Sind die Männer so durchgängig die vollkommenen, liebenswürdigen, beleidigten Geschöpfe, wie man sie gewöhnlich darstellt? Die Männer sagen oft, daß die Verschwendungssucht ihrer Weiber ihre Taschen geleert, daß ihre nie still stehenden Zungen ihnen die Ruhe geraubt, und im Allgemeinen ihr unangenehmes Wesen sie ins Gast- oder Spielhaus getrieben habe; dies ist aber eine schlechte Entschuldigung für einen schlechten Lebenswandel. Die Sache ist die: Die Männer verlieren oft das Interesse an ihrem Häuslichen dadurch, daß sie es versäumen, ihr Haus so angenehm und interessant als möglich zu machen. Man sollte nie vergessen, daß die Frau ihre Rechte hat, die nach der Hochzeit eben so heilig sind, als vor derselben, und die Liebe eines guten Ehemanns zu seiner Frau wird in der Ehe eben so viele Aufmerksamkeiten und Artigkeiten bezeigen, als zur Zeit, da er noch Liebhaber war. Ist dieß nicht der Fall, so trägt in den meisten Fällen der Mann die Schuld.

Zum Beispiel: Vor der Hochzeit wird ein junger Mann nicht leicht eine Einladung zu einer Soirée, zu der seine Geliebte nicht eingeladen ist, annehmen. Ist er nach der Hochzeit noch eben so genau? Während der Zeit, da er ihr den Hof machte, verlangte es seine Galanterie, daß er sich ihr so angenehm als möglich machte; nach der Hochzeit denkt er oftmals mehr daran, alle Annehmlichkeiten für sich zu behalten. Wie oft geht ein verheiratheter Mann, nachdem er den lieben Tag vom Hause entfernt war, während die Frau sich abmühen mußte, des Abends an irgend einen Vergnügungsort und läßt die Gattin freudenlos und unglücklich allein bei ihrer Arbeit! Wie oft läßt er ihre freundschaftlichsten Anerbietungen unbeachtet, belohnt dieselben nicht einmal durch ein Lächeln, und ihre größten Anstrengungen werden vom überall Fehler findenden Eheherrn getadelt! Wie oft verbringt der Mann seinen Abend, selbst wenn er zu Hause bleibt, mit stillem Lesen oder einer anderen Beschäftigung, welche dem Weibe das Recht selbst an den Genüssen der eigenen Stube Theil zu nehmen, abstreitet!

Ihr Ehemänner, betrachtet einen Augenblick und erinnert Euch, was Euer Weib, als Ihr sie nahmt, und das nicht etwa aus Zwang, sondern aus freier Wahl, war, und Ihr wähltet sie wahrscheinlich, weil sie, wie Ihr damals glaubtet, allen Anderen überlegen war. Sie war jung, vielleicht der Liebling einer glücklichen Familie, sie war froh und munter, wie die Lerche, und ihre Geschwister liebten sie innig; und doch verließ sie dies Alles, um ihr Geschick an das Eurige zu knüpfen, um Euer Haus zu beglücken und Alles zu thun, was Frauenliebe und Frauenklugheit ersinnen kann, um Euren Wünschen zuvorzukommen und die Lasten, welche Euch auf Eure Pilgerreise drücken möchten, tragen zu helfen; auch sie hegt natürlicher Weise Hoffnungen und Erwartungen; sie konnt nicht so viel versprechen, ohne einen Gedanken einer Erwiederung Einerseits, und sie hoffte, Ihr würdet nach der Hochzeit eben die Gefälligkeit zeigen, mit der Ihr in der Brautzei so verschwenderisch waret. Sie ward Euer Weib; vertauscht ihr Vaterhaus mit dem Eurigen, sprengte die Liebesbande welche sie an ihres Vaters Wohnung banden, und suchte nu Eure Liebe; sie verließ vielleicht das behagliche Leben, das ihre elterliche Nachsicht bereitet hatte; mit welchen Gefühle muß sie jetzt nach und nach mit dem Bewußtseyn, daß Ih sie jetzt minder liebt, als vordem, erwachen! daß Ihr Eur Abende am dritten Orte zubringt, daß Ihr höchstens nach Hause kommt, um Euren Hunger zu stillen, einen Platz zu finden, wo Ihr ruhen könnt, wenn Ihr ermüdet, oder eine Wärterin zu haben, wenn Ihr krank seyd!

Warum verließ sie den traulichen Herd ihrer Jugendtage? Warum verlangt Ihr, daß sie alle Genüsse einer glücklichen Heimath aufgeben sollte? Etwa nur darum, um Eure Strümpfe zu stopfen, Euer Zeug auszubessern, Eure Kinder zu warten und bei Eurem Krankenbette zu wachen, und um Euch ein behagliches Leben zu schaffen? Oder war es nicht auch beabsichtigt, daß sie in der Verbindung mit dem Manne, den sie zu lieben wagte, glücklich würde?

Es ist auch nicht genug, wenn Ihr erwidert, daß Ihr ihr ein eigenes Haus gebt, sie kleidet und ernährt. Das thut Ihr Euretwegen und würdet für irgend eine Haushälterin dasselbe thun. Sie ist Euer Weib! und wenn ihr nicht den Bedürfnissen abhelft, und einiger Maßen den vernünftigen Erwartungen, die Ihr durch Eure Aufmerksamkeit vor der Hochzeit erregt habt, entspricht, so dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn sie niedergeschlagen ist und ihr Herz abgestumpft wird. Ich wiederhole es: wenige Weiber machen schlechte Frauen, deren Gefühle nicht von irgend einer äußeren Verletzung durch Gleichgültigkeit oder Gedankenlosigkeit ihrer Männer verwundet sind. Es ist unsere wahre und freie Meinung, daß bei der größeren Anzahl von Beispielen häuslichen Elends der Mann der schuldige Theil sey. (Beilage zur Regensburger Zeitung.)

Miscellen.

In dem polytechnischen Institut Londons hat ein französischer Mechaniker Moineau ein paar Uhren aufgestellt, die sich selbst aufziehen und zwar durch das Oeffnen der Thüre des Zimmers, in dem sie sich befinden. So oft die Thüre geöffnet wird, windet sich auch ein Gewicht auf, und sobald diese ganz aufgewunden sind, bringt das Oeffnen der Thüre keine Wirkung mehr hervor. Die Maschinerie, durch welche die Uhr mit der Thür in Verbindung steht, ist in der Mauer versteckt. Man braucht die Thüre nur einmal zu öffnen, um das Werk auf vierundzwanzig Stunden in Bewegung zu setzen. Die Uhren gehen so lange, bis die Materien, aus denen sie zusammengesetzt, abgenutzt sind.

In einem Städtchen hatte man den Boden des Rathhauses seiner sonnigen Lage wegen zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Nach mancherlei Beschädigungen desselben, die Niemand vergüten wollte, rief der Bürgermeister im Zorne darüber aus: „daß dich! So will ich doch auch, von nun an, keinen mehr aufhängen lassen, als die Rathsherren!“

№ 51.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Des Dichters Stern.*)

Aus tiefer Nacht geheimnißvollem Grunde,
Vom Schlummer in der Liebe Mutterschooß
Erwacht das Kind und ringt zu neuem Bunde
An's Tageslicht zur Mutterbrust sich los.

Und Licht und Klang verkünden ihm das Leben,
Das frisch entquollne, reich an Lust und Schmerz;
Es wächst heran in Leiden, Lieben, Streben —
Und findet bald — Beschränkung allerwärts.

Bei reifer Menschheit lernt es denken, sinnen —
Erkennt zuletzt im Wechsel wahres Glück:
So lernt es seine Schmerzen liebgewinnen
Und fügt sich freudig jeglichem Geschick.

Ein solches Kind — fand plötzlich sich der Dichter
Im Strudel einer Welt, die ihn umrauscht;
Wie oft erloschen ihm der Hoffnung Lichter!
Doch ruhig hat er stets dem Tag gelauscht.

Und immer neu erstrahlt sein Glanz ihm wieder,
Ob auch die Nacht ihn finster oft umgab;
Die Morgensonne brachte Lust und Lieder —
Und Rosen kränzten seinen Pilgerstab.

Noch jüngst — es war bei dunklem Wolkenhimmel,
In Tropfen rieselte das graue Naß —
Durchstrich ich — düster — München; kein Gewimmel
Des Sonntags regte sich auf öder Straß'.

Schon faßten mich des Mißmuths scharfe Klauen;
Verdrossen mied ich kothgeword'nen Staub;
Da wandt' ich mich, urplötzlich aufzuschauen —
Und wurde — einer Lichterscheinung Raub.

Zwar düst'res Schwarz war ihres Glanzes Hülle;
Ein dunkler Regenschirm wölbt' über sie
Sein Baldachin, und schützt der Reize Fülle,
Die ihr ein Gott in seltner Huld verlieh.

Doch blendend strahlt' aus holdem Angesichte
Ein glühendes, ein geistvoll liebes Aug':
Hell ward's um mich, als wir vom Sonnenlichte,
Entschwunden war des Unmuths schwarzer Rauch.

Ich lenkte — wie gebannt — nach ihr die Tritte
In zagender Entfernung, doch ihr nah;
In holdem Takt — mit weiblich zartem Schritte
Ging sie vor mir, den sie kaum folgen sah.

Weit führte sie der Weg; — die Isarbrücke
Trug sie mit Stolz, als fühlte sie die Last
Des Schönen über sich; mit reinstem Glücke
Sog ich den süßen Anblick ohne Rast.

Als sie verschwand — trat über ihrem Hause
Ein heller Stern aus tiefem Wolkenschacht,
Und flimmerte mir freundlich heim zur Klause:
Es war mein guter Stern — in dunkler Nacht.

Golbert.

*) Dies Genre-Bild in Versen widmet dem wackern deutschen Volk der Bayern ein Reisender, zwar deutschen Stamms und jeden Zoll ein Deutscher, doch fern von seiner Väter Heimat geboren, und zum erstenmal Deutschlands heilige Erde betretend, wo ihm Münchens Kunstschätze, die herrlichen Schöpfungen eines hochsinnigen Königs, eine Welt eröffnet, deren unauslöschliche Erinnerung den Rest seiner Tage mit heiterem Abendroth umstrahlen wird.
München, den 13. Juni 1841, im schwarzen Adler.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

Unter der Zahl der bittersten Anklagen, welche man gegen den Marschall vorbrachte, war die, daß er sich den Truppen in Lons-le-Saulnier mit den Insignien des Kaiserreichs gezeigt habe, eine Beschuldigung, welche Ney fortwährend leugnete. Der Marquis de Vaulchier, damals Präfekt vom Jura, sagte seinerseits aus.

— Ich bemerkte, hieß es in seiner Aussage, daß der Marschall den Adler in der Dekoration der Ehrenlegion trug und daß seine Adjutanten das weiße Band abgelegt hatten.

— Mein Herr, Sie sind im Irrthum, wie viele Andere, unterbrach ihn Ney kalt; ich trug die Decoration des Königs: Sie haben nicht recht gesehen.

— Ich bin so überzeugt, daß ich den Stern mit dem Adler auf Ihrer Brust gesehen, erwiederte der Zeuge, daß ich noch an demselben Abend mit meiner Frau darüber sprach.

— Unmöglich mein Herr. Noch, als ich in Paris ankam, hatte ich die Decoration des Königs. Die Thatsache kann Herr Caillouë, mein Juwelier im Palais-Royal, beweisen:

Der Zeuge wurde eingeführt und deponirte wie folgt:

Als der Herr Marschall mit Bonaparte nach Paris gekommen war, sandte er mir durch seinen Kammerdiener alle seine Decorationen zum Aendern zu. Am 25. März ließ ich ihm dieselben zurückstellen, nachdem ich sie in mein Buch eingetragen.

— Wollen Sie nicht die Sachen bezeichnen? sagte Ney zu ihm.

Herr Caillouë schlug sein Buch auf und las:

— Den 25. März. Herr Marschall Ney debet: Ein Medaillon des Großkreuzes, n. 75, 50 Francs; ein Kreuz, n. 1, 12 Francs: zwei Porträts Bonaparte's in emaillirtem Gold, 60 Francs, 30 Francs jedes; ein Großkreuz . . .

— Diese Details sind unnöthig, bemerkte ein Pair.

— Verzeihen Sie, erwiederte der Marschall, sie beweisen klar, daß ich die Decorationen nicht tragen konnte, welche viele Zeugen in Lons-le-Saulnier an mir gesehen haben wollen.

— Hatten Sie nicht, fragte der Präsident den Zeugen, vor der Zeit, welche Sie eben erwähnten, für den Angeklagten einen Stern der Ehrenlegion mit dem Bildnisse Bonaparte's geändert?

— Nein, mein Herr.

— Der Marschall, bemerkte Herr Bellart, brauchte in seinen Decorationen nur den Adler oder das Bildniß zu ändern, die sich nach Belieben ersetzen lassen, und die Veränderung war um so leichter vorzunehmen, als nur dieser Unterschied in den Sternen der früheren Regierung und denen, die der König ertheilt, besteht. Diese Aussage ist deßhalb von keiner Bedeutung.

— Verzeihen Sie, sagte Herr Berryer; eben so wie die andere, bezieht sie sich auf ein Factum.

Man ging weiter. Die Anklage-Zeugen, deren Aussage das meiste Gewicht hatten, waren der Herzog von Durac, der Fürst von Poix, Herr von Bourmont, der Graf von la Genetière, der Baron Capelle und der Marquis von Vaulchier. Die Aussage des Baron Clouet zeichnete sich durch Mäßigung und Schicklichkeit aus. Er war Ney's Adjutant gewesen und vergaß die Dankbarkeit nicht, welche er seinem Wohlthäter schuldig war. Dagegen gab es Zeugen, deren Worte einen solchen Haß athmeten, daß selbst einige Pairs sich darüber empört zeigten. Herr Dupin konnte sich, als er eine solche Aussage mit anhörte, nicht länger halten:

— Ich will ihn unterbrechen, sagte er zum Marschall; wie können Sie dulden, daß dieser Mensch so viele Unwahrheiten vorbringt.

Endlich stand er von seinem Platze auf und war im Begriff auf diesen Zeugen loszustürzen, um ihn aufzufordern zu widerrufen, was er so eben betheuert, als er sich kräftig von der Hand des Marschalls zurückgehalten fühlte, der ihm mit leiser Stimme sagte:

— Halt! mein Freund, halt! Was wollen Sie thun? Sehen Sie nicht, daß sie meinen Tod wollen? Sie werden mich nicht retten und vielleicht diesen Menschen verderben, der, wie ich weiß, Kinder hat. Schweigen Sie und lassen Sie ihn sprechen.

Dieser Zug ist edel und erhaben; aber konnten nicht die Kinder des Marschalls ihrerseits ihm zurufen: — Mein Vater, auch Sie haben Kinder!

Die Debatten gingen fort. Die Frauen, der unwandelbaren Gewohnheit des „reizenden Geschlechts" zufolge, folgten begierig einem Processe, dessen Resultat den Tod eines Menschen herbeiführen sollte. Die Aussage von Davoust war wichtig: sie hätte den Marschall retten müssen.

— In der Nacht vom 2. auf den 3. July, sagte der Fürst von Eckmühl, war Alles zu einer allgemeinen Schlacht vorbereitet, als die Regierungs-Commission die Herren Bignon und de Bondy an mich absandte, welchen sie Instructionen gegeben hatte, um mit den feindlichen Generälen zu unterhandeln. Ich fügte einen Artikel hinzu, der eine Stipulation zu Gunsten des Militairs enthielt und gab diesen Herren den General Guilleminot bei. Die ersten Flintenschüsse waren schon gefallen. Um Blutvergießen zu vermeiden, sandte ich einen Offizier an die Vorposten, um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Man setzte die Artikel fest. Ich hatte den General Guilleminot beauftragt, die Unterhandlungen abzubrechen, wenn die Militairs nicht in die zu Gunsten der Einwohner von Paris und anderer Individuen stipulirten Artikel begriffen seyn sollten. Man brachte mir die Convention, ich unterzeichnete sie und ertheilte Befehle, sie zu vollziehen.

— Was würden Sie gethan haben, wenn die vorgeschlagene Convention nicht angenommen wäre? fragte Herr Berryer den Fürsten von Eckmühl.

— Zum Henker, erwiederte Davoust und wandte sich gegen den Advokaten, ich würde eine Schlacht geliefert haben. Ich hatte eine treffliche Armee, und alle glücklichen Chancen, die ein General voraussehen kann, waren auf meiner Seite.

Herr von Fitzjames zeigte sich der Aussage der Bevollmächtigten günstig, welche versicherten, daß die Stipulationen der Convention von Paris das Eigenthum und „die Personen" schützten.

— Ich frage die Herren Bevollmächtigten, sagte Herr von Fitzjames, ob sie, auf ihre Ehre, der Meinung sind, daß sich kraft dieser Convention die Thore von Paris für den König geöffnet haben; denn es wäre schwer eine Convention zu statuiren, welche den einen Theil verpflichtet und den andern nicht.

Der General Guilleminot erschien und bestätigte das Zeugniß des Marschalls Davoust.

— Als Chef des Generalstabs der Armee, sagte er, erhielt ich den Auftrag, den militairischen Theil der Convention vom 3. Juli zu stipuliren. Ich verlangte Garantie für alle Personen, welches auch ihre Ansichten, ihre Functionen und ihr Benehmen gewesen. Ich hatte Befehl die Unterhandlung abzubrechen, wenn dieser Artikel verweigert würde, und die Armee war bereit, anzugreifen.

Herr von Bondy fügte hinzu:

— Die ersten Basen des mit den Fremden abgeschlossenen Traktats waren die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, die Erhaltung der Hauptstadt, die Sicherheit der Personen. Mehrere Artikel wurden bestritten und modificirt, aber Artikel 12, der sich auf die Personen bezog, welche wegen ihrer Functionen oder ihrer Meinungen hätten zur Verantwortung gezogen werden können, wurde auf die beruhigendste Art für alle Individuen angenommen, die sich compromittirt glauben konnten.

Nun that Herr Dupin eine Frage, welche sehr übel ange-

bracht war, weil sie Zweifel warf auf die so bestimmte Aussage des Marschalls Davoust:

— Ich wünsche, sagte er, daß der Herr Fürst von Eckmühl erkläre, wie er den Artikel 12 der Convention verstanden; ob er bestimmte, daß man bloß die öffentlichen Beamten nicht verfolgte. Verstehen ihn der Herr General en chef und die Commissäre der Regierung nicht so, daß er jedes Individuum, welches es auch sey, sicher stellen sollte?

— Die Commissäre des Königs, rief Herr Bellart, können nicht zugeben, daß diese Frage den Zeugen vorgelegt werde: sie ist wenigstens unnütz, um nicht zu sagen indiscret.

— Wie der Fürst von Eckmühl den Artikel verstand, ist für den Proceß gleichgültig, fügte der Präsident hinzu.

— Nein, nein! riefen einige Pairs.

— Mein Herr, sagte der Marschall, ich habe immer diese Convention als einen so genügenden Schutz betrachtet, sie hat mir ein solches Vertrauen eingeflößt, daß ich in Frankreich geblieben bin, und doch hat man mich auf die Proscriptionsliste gesetzt. Seitdem hat der König seine Minister fortgeschickt; dadurch hat er seine Ordonanz gemißbilligt, ich nehme den wohlwollenden Schutz des Königs in Anspruch, ich habe ein Recht auf ihn, wie jeder Franzose.

Als die Zeugen sämmtlich abgehört waren, gab der Präsident dem General-Procureur das Wort, um sein Requisitorium vorzutragen. Es zeichnete sich durch Emphase und Geschmacklosigkeit aus. Das Folgende ist ein Fragment daraus.

„Meine Herren Pairs, sagte Herr Bellart in der Einleitung, wenn in der Tiefe der Wüste, die sonst volkreiche Städte bedeckten, der denkende Reisende, welchen die für unser Geschlecht charakteristische unermüdliche Wißbegierde dorthin geleitet, die traurigen Reste dieser berühmten Monumente erblickt, welche in entfernten Zeitaltern, in der wahnsinnigen Hoffnung der Zeit zu trotzen, errichtet und jetzt nur noch ungestaltete Trümmer und so zu sagen ein flüchtiger Staub sind, so kann er sich nicht einer tiefen Melancholie erwehren, wenn er bedenkt, was der menschliche Stolz, was seine Werke werden. Wie viel grausamer ist es aber für den, der die Menschen liebt, das Schauspiel der Vernichtung eines großen Ruhmes zu sehen, der durch eigene Schuld sich seine Schmach bereitet und selbst durch Verbrechen die Ehren brandmarkt, welche ihn anfangs umgaben! In einem solchen unglücklichen Fall fühlen wir Etwas in uns sich regen für die Achtung, die wir dieser jetzt gefallenen Berühmtheit zu zollen gewöhnt waren. Aus einem unerklärbaren Widerspruch möchten wir fortwährend verehren, was in so großem Glanze strahlte und zu gleicher Zeit verabscheuen und verachten, was dem Staate so furchtbares Unheil bereitete. Das, meine Herren Pairs, ist der doppelte und entgegengesetzte Eindruck, welchen die Commissäre des Königs — und sie erwehren sich seiner nicht — bei diesem beklagenswerthen Prozesse empfinden.“

In diesem Tone sprach Herr Bellart vier und eine halbe Stunde fort. Die Sitzung wurde aufgehoben, als diese Rede zu Ende war. Am folgenden Tage, den 6. Dezember hörte man die Advokaten. Herr Berryer sprach zuerst: Herr Dupin folgte ihm. Von dem Wunsche beseelt, dem Marschall Ehre und Leben zu retten, sprachen beide mit bewunderswürdiger Beredsamkeit, als aber Herr Berryer das unwiderlegbare Argument der Capitulation von Paris, die Ludwig XVI. ratificirt, anführte, unterbrach ihn Herr Bellart mit den Worten:

— Ich glaube, den Vertheidigern des Marschalls die Gelegenheit ersparen zu müssen, ein neues Aergerniß in dieser Sache anzuregen, welche dessen bereits zu viel veranlaßt; wir sind Franzosen, wir haben französische Gesetze; diese sind die einzigen, auf welche man sich berufen darf.

Und er stellte demgemäß das Petitum.

— Kraft der discretionären Gewalt, welche mir zusteht, sprach Herr Dambray, untersage ich den Vertheidigern einen Traktat zu besprechen, an welchem der König keinen Theil gehabt hat, und noch länger Vertheidigungsmittel zu gebrauchen, welche zu der Anklage in keiner Beziehung stehen.

— Wir haben eine zu große Achtung vor den Entscheidungen des Gerichts, erwiederte Herr Dupin, um uns irgend eine Bemerkung über die eben abgegebene Entscheidung zu erlauben; aber kraft des Traktats vom 20. November, also später als der vom 3. Juli, gehört Saarlouis nicht mehr zu Frankreich und wir haben gesehen, daß die in einem einer andern Macht „abgetretenen Lande“ geborenen Individuen unter dem Schutz des allgemeinen Völkerrechts stehen. Der Marschall ist freilich immer Franzose von Gesinnung, aber er ist in einem Lande geboren, welches dem Könige von Frankreich nicht mehr unterworfen ist.....

Bei diesen Worten vernahm man ein dumpfes Murren auf allen Bänken der Pairie. Der Marschall verstand seine unheilkündende Bedeutung und erhob sich sogleich.

— Mein Herr, sagte er zu seinem Vertheidiger mit würdevoller Ruhe, ich gebe nicht zu, daß Sie noch weiter gehen.

— .... Um die mit seinem ursprünglichen Stande verbundenen Rechte zu behalten, fuhr Herr Dupin fort, bedarf es eines Naturalisations-Briefes, und .....

— Genug! mein Herr, genug, sage ich Ihnen! rief Ney lebhaft.

— Ei! Herr Marschall, erwiederte Herr Dupin heftig, Ihr Leben gehört nicht Ihnen!

— Ja! ich bin Franzose! sagte Ney in großer Aufregung, und ich will als Franzose sterben! Bis hierher ist mir meine Vertheidigung frei vorgekommen; aber ich bemerke, daß man sie mehr und mehr beschränkt! Ich danke meinen edelherzigen Vertheidigern für das, was sie für mich gethan und zu thun bereit sind; aber ich bitte sie, lieber ganz aufzuhören, mich zu vertheidigen, als mich unvollständig zu vertheidigen. Ich bin angeklagt, der Zusage der Tractate entgegen, und man will nicht, daß ich mich auf sie berufen soll! Ich mache es wie Moreau: ich appellire an Europa und an die Nachwelt!

Nach diesen edlen Worten des Marschalls rief Herr Bellart heftig:

— Es ist Zeit, diesem System der Langmuth, welches man beharrlich angenommen, ein Ziel zu setzen. Man hat antifranzösische Maximen geltend gemacht; man hat die Freiheit der Vertheidigung bis zur Zügellosigkeit getrieben; die Vertheidiger haben mehr Zeit gehabt, als sie verlangt hatten. Wozu die Abschweifungen von der Sache, welche sie sich erlauben? Es heißt die Vertheidigung nicht beeinträchtigen, wenn man sie in bestimmte Grenzen einschließt.

— Vertheidiger, sagte Herr Dambray und unterbrach den General-Procureur, fahren Sie fort und bleiben Sie bei der Sache.

— Herr Präsident, ich verbiete meinen Advokaten zu sprechen, wenn man ihnen nicht gestattet, frei zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Als Kaiser Maximilian (sagt die Augsburger Chronik) den sonderbaren Gedanken gefaßt hatte, sich selbst zum Papst erwählen zu lassen, sandte er auf das bloße Gerücht, daß Se. Heiligkeit tödtlich krank sey, den damaligen Bischof von Gurk, Matthäus Lang, einen gebornen Augsburger, ältesten, aber unbemittelsten Geschlechtes, nach Rom, die Kardinäle für seine Wahl zu gewinnen. Der Papst war schon wieder genesen, als jener ankam. Lang hatte in Wien mit Auszeichnung studiert und sich dem geistlichen Stande gewidmet. Durch Empfehlung kam er in die kurmainzische Kanzlei, bald darauf wurde derselbe Geheimschreiber Bischofs Friedrich III. bei der lateinischen Expedition. In dieser Stellung lernte ihn der damalige Prinz Maximilian kennen; dessen Gunst er sich zu erwerben wußte. Zuerst zum Probst zu Wördsee in Kärnthen, dann zum Abt zu Viting in diesem Lande befördert, ward Lang zu Anfang des 16ten Jahrhunderts Administrator des Bisthums Gurk, dann auf dem Reichstag zu Augsburg seinem Wunsche gemäß Domprobst daselbst, obwohl sich das Kapitel widersetzte, bald auch Probst in Constanz, dann kais. Gesandter am Reichstag zu Regensburg, in Paris, Mantua, Bologna, Preßburg u. s. w. endlich Koadjutor, darauf Erzbischof in Salzburg. Auch der folgende Kaiser Karl benutzte den gewandten Diplomaten, nachdem er der Krönung in Aachen beigewohnt, so wie dem Reichstag in Nürnberg. In seinem Land hatte Lang einen mißlichen Bauern-Aufstand erlebt. Nach dessen Beendigung legte er, 72 Jahre alt, 1540 sein Haupt zur Ruhe.

Wie der Aberglaube schon von so manchem Unglück die nahe oder entfernte Ursache gewesen, so ist er auch ganz vor Kurzem wieder der Anlaß zu einem recht traurigen Vorfall in einem Orte des Verwaltungs-Bezirks der Liegnitzer Regierung geworden. Der Mutter eines kränklichen vierjährigen Kindes war als Kurmittel gerathen worden, neunerlei Holzarten zu sammeln, solche zu Asche zu verbrennen und diese dem Kinde aufzulegen. Sie that, wie ihr geheißen, verbrennt das zusammengesuchte Holz, schüttet die Asche davon sogleich in einen leinenen Beutel, legt diese dem Kinde im Bette unter den Kopf und entfernte sich. Bald darauf werden von einer anderen Frau Spuren von Feuer bemerkt. Man eilt in das Gemach, wo das Kind liegt, und findet dessen Bett fast ganz verglommen, es selbst aber mit Brandwunden überdeckt. Aller ärztlichen Hülfe ungeachtet, starb das Kind nach sieben schmerzvollen Stunden; die unglückliche Mutter wurde dem Gerichte übergeben. Sonder Zweifel war in der Asche noch Feuer verborgen gewesen, das sich dem Bette mitgetheilt und dieses in Brand gesetzt hatte. Möge dieser beklagenswerthe Vorfall als ein warnendes Beispiel betrachtet werden, Andere von ähnlichem Aberglauben und Unvorsichtigkeit abzuhalten!

(Die Sprache der Wienerinnen.) Ein englischer Reisender, der im Londoner Athenäum vom 22. Mai Skizzen von Wien und den Wienern mittheilt, macht die Bemerkung: „Bei meinen Spaziergängen auf der Bastei ist es mir stets aufgefallen, daß die Wiener Damen, die unter einander Deutsch sprechen, augenblicklich zur französischen Conversation übergehen, sobald sie einen Fremden in der Nähe wahrnehmen; es ist dies eine recht häßliche Affectation! Wir möchten diese Bemerkung mit goldenen Buchstaben drucken lassen und sie allen schönen Wienerinnen in rosenfarbigen Couverten zusenden, damit sie doch erfahren, welchen Eindruck auf die Fremden ihre für die Fremden eingerichtete „Conversation" macht. Wir haben zwar in Wien selbst gehört, daß die Damen sehr oft nur darum zum Französischen ihre Zuflucht nehmen, weil sie dieses besser, d. h. in einer gebildetern Form sprechen, als das Deutsche; aber abgesehen davon, daß dieses Besser nur um so schlimmer sey, fragen wir: wer möchte aus dem Munde einer sehr schönen Wienerin ihr schelmisch-naives Wienerisch nicht viel lieber hören, als das polirteste Französisch? (Didaskalia.)

Ein beliebter, aber sehr zerstreuter Arzt in Amerika besuchte einen seiner Kranken. Dieser sollte Pillen einnehmen. In England und Amerika herrscht die sehr vernünftige Sitte, daß die Aerzte gleich baar bezahlt werden und zwar bei Reichen mit einer Guinee. Auch bringen die Aerzte gleich die Medicamente mit. Unser Doctor sah den Kranken nachdenkend an, zog dann eine Schachtel Pillen aus einer, ein Goldstück aus der andern Tasche, nahm zehn Pillen selbst ein, drückte dem Kranken das Goldstück in die Hand und ging. Am andern Morgen war der Patient gesund der Arzt lag in Krämpfen.

Donau-Fahrt
am 3. Juni 1841.

Was durchfurchet brausend deine Wogen,
Danubia, edler Strom! —
Das Dampfboot kömmt daher gezogen
Vom Regensburger Dom! —
Es schwinden die Berge, es fliehen die Auen,
Nicht schleunig genug kann das Auge sie schauen;
Wie gut, daß der munt're gesellige Kreis,
Sich kundig die Ufer zu deuten weiß.
So durchsaust man die Brücken, beim Tönen der Glocken,
Doch was bringt denn das Schifflein so plötzlich in's Stocken?
Entronnen schon glücklich den Felsenblöcken,
Was setzt uns so unheilvoll in Schrecken! —
Es kracht! — Des Cylinders Deckel ist morsch entzwei,
Und mit der Dampffahrt ist's für heute vorbei.
Wir sitzen fest! — Doch schmeckt uns das Essen,
Und bei Scherz und Wein wird die Noth vergessen.
Bald kommen herbei die prächt'gen Stellwagen,
Die rumpelnd und stossend gen Passau uns tragen,
Und froh, daß aus strudelnder Wasserhöhle
Wir glücklich gerettet die lebende Seele,
Wird scherzend das Abentheuer belacht,
Und von mir in diese Reimlein gebracht.

(Reg. Ztg.) **Baron v. Seckendorf.**

Homonyme.

Obgleich nie eines Menschen Sohn,
Kannst doch mich, auf dem Königs-Thron,
Ein Volk beherrschend, finden. —
Bald findest mich im Götterchor,
Bald hörst mich von der tapfern Schaar,
Nach schwerem Kampf verkünden.

W.

№ 52.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der Marschall Ney.

(Aus dem Siècle)

(Fortsetzung.)

— Da der Herr Marschall die Debatten schließen will, sagte sogleich Herr Bellart, so wollen wir unsererseits keine neuen Bemerkungen vorbringen und mit unserm Requisitorium schließen.

Und mit triumphirender Miene verlas er seinen Antrag auf Todesstrafe, in welchem man die folgende Behauptung bemerkte, die den durch die Debatten erwiesenen Thatsachen durchaus widersprach: „..... sich hat zu Schulden kommen lassen, Einverständnisse mit Bonaparte zu unterhalten, zum Zweck, ihm und „seinen Banden“ den Eintritt auf das französische Gebiet zu erleichtern“ ꝛc. Er schloß mit dem Antrage, daß die Kammer auf den Marschall die Artikel des Code pénal anwenden möge, welche sich auf die des Verbrechens des Hochverraths und des Attentats gegen die Sicherheit des Staats überwiesenen Individuen beziehen.

— Angeklagter, fragte der Präsident, haben Sie irgend eine Bemerkung über die anzuwendende Strafe zu machen?

— Nein, mein Herr.

— Man lasse den Angeklagten, die Zeugen und das Publikum abtreten, befahl Herr Dambray. Das Gericht wird in Berathung treten.

Auf diesen Befehl entfernte sich Alles in düsterem Schweigen Ney stand auf, zog ruhig seine Uhr aus der Tasche und sah nach der Zeit; dann grüßte er die Versammlung und verließ den Saal, von seinen Vertheidigern begleitet, denen er seinen innigen Dank aussprach.

— Was wollen Sie? sagte er zu ihnen, es ist eine Kanonenkugel.

Der Hof trat unverzüglich in geheime Berathung, welche bis 6½ Uhr dauerte. Nach doppeltem namentlichem Aufruf über die anzuwendende Strafe entschieden 128 Stimmen für Tod, 17 für Deportation; fünf Mitglieder wollten nicht votiren. *)

Das Gericht beschloß sodann, das Urtheil „in Abwesenheit des Angeklagten“ zu sprechen. Herr Dambray entfernte sich, um dasselbe abzufassen, kam dann zurück und las es dem Gerichte vor, welches damit einverstanden war, und um 11½ Uhr Abends sprach es endlich das unheilvolle Urtheil, welches den Marschall Ney zum Tode, zu den Proceßkosten und, auf den Antrag des General-Procureurs, zum Verlust des Ordens der Ehrenlegion verurtheilte.

XII.

Diese letzte Sitzung des Pairsgerichts hatte lange gedauert. Der Marschall hatte den ganzen Tag keine Nahrung zu sich genommen. Sobald er in sein Zimmer zurückgekommen war, trug man ihm zu essen auf. Er setzte sich zu Tisch und fing ruhig an zu essen. Währenddeß trat Herr Berryer ein. Die ausnehmende Unruhe, welche sich in seinen Zügen und in seinen Gesprächen kund gab, stach stark gegen die Heiterkeit und Kaltblütigkeit des Marschalls ab, die sich nicht verleugneten. Nachdem sie einige Worte gewechselt, umarmten sie sich.

---

*) Folgendes ist die Liste der Pairs, welche nach der „Geschichte der Restauration“ von Capefigue, für den Tod stimmten:

Die Marschälle Herzog von Ragusa, von Belluno, von Valmy; die Grafen Serrurier und Perignon; der Admiral Ganthaume; die Generäle Compans und Mounier; der Fürst de Beaufremont; die Herzöge de Saint-Aignan, de Fitz-James, de Chevreuse de Brissac, de Rohan, de Luxembourg, d'Harcourt, de Valentinois, de Lavauguyon, de Larochefoucauld, de Clermont-Tonnere, de Coigny, de Montmorency (Laval), de Beaumont, de Lorges, de Croï-d'Havré, de Levis, de Lafarce, de Castries, de Doudeauville, de Chalais, de Serant, d'Aumont, de Caylus und d'Uzès; die Grafen Molé, Dupont, Dessolle, Maison, Lauriston, d'Haubersaert, Garnier, de Beauharnais, Soulès, Davaust, Pastoret, Abrial, Barthelemy, de Beaumant, de Guernonville, de Canclaux, Cornet, d'Aguesseau, Demont, Deprère, d'Hedouville, Dupuy, Emmery, de Lamortillière, Laplace, Lecouteulx Canteleu, Lebrun de Rachemont, de Lespinasse, de Montbadan, de Saint-Vallier, de Semanville, Shé, de Tascher, de Vaudois, de Villemanzi, Vimar, Victor de Latour Maubourg, de Vaudreuil, Charles de Damas, de Clermont-Tonnere, du Cayla, de Castellanne, Choiseul-Gouffier, de Contades, de Crillon, Victor de Caraman, de Durfort, de Damas-Crux, d'Ecquevilly, François d'Escar, Ferrand, de Laferronnays, de Gand, de Laguiche, d'Haussonville, Latour du Pain-Gauvernet, Machault d'Arncuville, de Mun, de Muy, de Noë, Rouge, de Rully, Suffren Saint-Tropez, de Saint-Priest und Auguste Talleyrand; die Vicomtes de Châteaubriand, Mathieu de Montmorency und de Verac; die Marquis d'Harcourt, de Clermont-Gallerande, d'Albertas, d'Avaray, de Boisgelin, de Bannay, de Breze, de Chabannes de Frondeville, de Gontaut-Biron, de Juigne, d'Herbouville, de Louvois, de Mathan, d'Orvilliers, d'Osmand, de Reigecourt, de La Suze, de Talaru, de Vence, und de Mortemart; die Barone Seguier, Boissel de Monville und de Larochefoucault; der Chevalier d'Andigne; endlich die Herren Emanuel Dambray, Desèse, de Lamoignon (Christian), Boissy-Ducoudray, de Saint-Roman, de Vibraye, de Linch, Morel de Vindé, Lepelletier de Rosembo und der Amtmann von Crussol.

Die Pairs, welche, nach demselben Geschichtsschreiber, für die Deportation stimmten, waren:

Die Herzöge de Broglie und de Montmorency; die Grafen Berthollet, Chasseloup-Laubat, Chollet, Colaud, de Fontanes, de Gouvion, Herwyn, Klein, Lanjuinais, Lemercier, Lenoir-Laroche, de Malleville, Porcher de Richebourg, Curial und de Lally-Tolendal.

Es votirten gar nicht:

Der Herzog de Choiseul; der Marquis d'Aligre; die Grafen Theodore de Nicolaï, de Sainte-Suzanne und de Brigode.

— Leben Sie wohl, mein lieber Vertheidiger, sagte Ney zu seinem Advokaten; wir werden uns eines Tages . . . anderswo . . . wiedersehen, fügte er hinzu.

In furchtbarer Aufregung kehrte Herr Berryer in seine Wohnung zurück, wo er Herrn Bignon fand, einen der Unterhändler des Traktats von Paris, den eine ernste und plötzliche Unpäßlichkeit abgehalten hatte, früh genug von seinem Schlosse von Econys einzutreffen, um bei den Debatten das Wort zu nehmen. Herr Bignon hatte eine Abschrift des auf die Brücke von Jena *) bezüglichen Documents bei sich, welches klar bewies, daß Ludwig XVIII. an dem Traktat vom 3. Juli Theil genommen. Obgleich die Debatten seit mehreren Stunden geschlossen waren, drängte Herr Berryer den Diplomaten, dies Document dem Pairsgerichte, welches noch in Berathung war, vorzulegen. Herr Bignon eilte dahin.

Der Marschall wurde unruhig, als Herr Berryer ihn verlassen hatte. Nicht daß er den Tod fürchtete: er hatte ihm in hundert Schlachten ins Auge gesehen; es war der Abschied, den er von seiner Familie nehmen sollte. Dieser schmerzliche Gedanke bewegte ihn tief. Während dieser peinlichen Betrachtungen wollte er maschinenmäßig, was auf seinem Teller lag, zerschneiden; er suchte nach einem Messer auf dem Tische und bemerkte, daß man ihm keins gegeben habe. **)

— Welche Niederträchtigkeit! sagte er halblaut. Dann erhob er den Kopf und schlug mit geballter Faust auf den Tisch.

— Warum habe ich kein Messer? fragte er die Aufwärter.

— Herr Marschall, antwortete Einer verlegen, man hat vergessen, es heraufzubringen.

— „Vergessen"! wiederholte Ney und zuckte die Achseln. Glauben sie denn, daß ich mich umbringen will? Der Tod und ich, wir kennen uns schon seit langer Zeit! Ich hoffe übrigens, daß sie mir einen Tod bewilligen werden, wie er Leuten meines Schlages zukommt: eine Kugel ins Herz! Man hole mir augenblicklich ein Messer! fügte er hinzu.

Man brachte ihm eins, welches an der Spitze rund war.

— Ich will ein anderes! rief er und stieß es zurück.

Da das Zimmer des Marschalls ganz oben im Palaste lag, so dauerte es lange, bis man hinab- und heraufgestiegen war. Während dieser Zeit saß er da, die Elbogen auf den Tisch gestützt, die Stirn auf die Hand gelehnt und schien peinliche Betrachtungen über diesen Gegenstand anzustellen; endlich als man ihm ein spitzes Messer gebracht hatte, faßte er es schnell und schleuderte es mit solcher Gewalt in die andere Ecke de Zimmers, daß es in das Täfelwerk eindrang. Dann stand e vom Tische auf und nachdem er schweigend eine Viertelstund auf- und abgegangen war, verlangte er Trinkwasser. Ma brachte ihm eine Kristall-Karaffe. Er verlangte Madeira man setzte ihm eine Flasche davon herauf, welche, wie alle Uebrige, aus der Küche des Groß-Referendars kam. De Marschall goß zwei Löffel von diesem Wein in ein Glas schenkte Wasser dazu und stürzte es gierig hinunter. Eine Augenblick nachher trank er wieder und die Karaffe war i kurzer Zeit geleert; der Durst, den er empfand, schien außer ordentlich. Ney fing dann an, einige Zeilen zu schreiben, be gann aber bald wieder durch das Zimmer zu gehen, wobei e eine Cigarre rauchte. Plötzlich warf er sich, ganz in de Kleidern, auf sein Bett, rauchte seine Cigarre aus und schlie bald ein. Man bemerkte, daß sein Schlaf ungestört und sei Athem ruhig und regelmäßig war wie der eines Kindes.

Er hatte einige Stunden geschlafen, als seine Ruhe durc das Geräusch unterbrochen wurde, welches drei Personen ver ursachten, die in sein Zimmer traten. Es war Herr Cauchy der die Funktionen des Greffiers bei dem Pairsgerichte be kleidete und in Begleitung zweier Huissiers erschienen war, un dem Marschall das gegen ihn gesprochene Urtheil vorzulesen Herr Cauchy war schon um Mitternacht erschienen, um seine Auftrag zu erfüllen; auf die Bemerkung indeß, welche ihm di Wächter machten, daß der Marschall schlafe, hatte er bis vie Uhr Morgens gewartet.

Als Ney diese drei schwarz gekleideten Personen aufrecht und unbeweglich vor seinem Bett stehen sah, fragte er, inde er sich halb erhob:

— Was wollen Sie von mir, meine Herren?

— Herr Marschall, entgegnete Herr Cauchy, ich habe ein schmerzliche Mission bei Ew. Excellenz zu erfüllen.

— Sie thun Ihre Pflicht, sagte Ney sanft; Jeder muß di seinige erfüllen in dieser Welt. Nur eilen Sie, denn ich möcht gern damit zu Ende seyn.

Nun begann Herr Cauchy, der ein Papier in der Hand hielt, mit dem einförmigen Greffier-Tone, mit dem man einen Anschlagzettel hersagen würde, zu lesen. Der Marschall aufrecht stehend und die Arme über einander geschlagen, hörte den Eingang dieses Aktenstückes, das folgendermaaßen lautete, mit vieler Ruhe an:

„Das Pairsgericht, nach Ansicht der Anklageakte, eingereicht am 16. November von den Herren Commissären des Königs, ernannt durch Ordonanzen Sr. Majestät vom 11. und 12. desselben Monats gegen . . . ."

— Zur Sache! Zur Sache! Herr Cauchy, unterbrach ihn der Marschall; Sie wissen recht wohl, daß ich seit sechs Wochen das, was Sie da lesen, oft genug habe wiederholen hören, als daß Sie es mir heute nicht erlassen könnten. Gehen Sie weiter und kürzen Sie das ab.

Herr Cauchy fuhr fort; als er aber zu den Worten gekommen war: „Verdammt Michael Ney, Marschall von Frankreich, Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa, Ex-Pair von Frankreich, Groß-Officier der Ehrenlegion, Großkreuz des Christusordens ꝛc." — bei dieser langen Aufzählung seiner Titel und Würden unterbrach der Marschall Herrn Cauchy von Neuem und sagte mit ungeduldigem Tone:

— Aber wozu denn das Alles? Man mußte sagen Michael Ney und ein wenig Staub: das war Alles.

*) Ludwig XVIII behauptete nämlich, er habe die Capitulation von Paris nicht unterzeichnet und sey deshalb durch dieselbe nicht gebunden. Als aber die Alliirten nach der Schlacht bei Waterloo die Brücken und Triumphbogen in der Hauptstadt zu zerstören drohten, widersetzte sich der König in einer von seiner eignen Hand geschriebenen Note, unter Beziehung auf die Bedingungen der Capitulation. Dieses Aktenstück, welches eine förmliche Ratification des Traktats enthielt, mußte dem Marschall das Leben retten. Man wollte es seinen Richtern vorlegen, als man erfuhr, daß die Schwäche desjenigen, der davon Gebrauch gemacht, und die geschickte Perfidie Ludwig's XVIII. es in die Hände seines Königlichen Verfassers zurückgebracht habe (Geschichte des öffentlichen Geistes in Frankreich, von Alexander Dumesnil.)

**) Es ist allenthalben Gebrauch, einem zum Tod Verurtheilten alle Mittel zu rauben, sein Leben zu enden vor dem Augenblick, den das Gesetz bezeichnet; aber diese Maasregel, welche bei Allen ohne Unterschied Anwendung findet, tritt erst dann ein, wenn das Urtheil gesprochen ist. Nun aber hatte der Marschall kaum die Sitzung verlassen, als man ihn dieser Maaßregel unterwarf; war man denn einer Verurtheilung so gewiß? . . .

Und als derselbe das Urtheil zu Ende gelesen hatte sagte er:

— Mein Herr, ich nehme an, daß sich Niemand erlaubt hat, der Frau Marschallin diese Nachricht zu hinterbringen. Ich behalte mir diese Sorge vor.

Herr Cauchy beugte sich vor dem Willen dieser so edlen und im Angesichte des Todes so ruhigen Seele.

— Der Marschall haben zu befehlen, antwortete er und schlug die Augen nieder; er kann auf gleiche Weise „seine Geschäftsführer und seinen Beichtvater“ empfangen.

— Mein Herr ich weiß, was ich zu thun habe. — Dann fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu: — Und, wenn's beliebt, zu welcher Stunde morgen?

— Um 8 Uhr Morgens, Herr Marschall.

— Das ist sehr spät, erwiederte Ney und legte seine Hand an die Stirn. Aber es thut Nichts. Herr Cauchy, fügte er hinzu, ich möchte allein seyn.

Der Greffier entfernte sich unverzüglich, von seinen beiden Beiständen begleitet, welche man für Automaten hätte halten können.

XIII.

Alles war vollbracht. Ney war für die Seinigen und für das Vaterland verloren. Das Andenken an seinen Vater, *) an seine Mutter, an alle die Seinigen, an Alles, was noch in diesen letzten Augenblicken des Lebens schmerzen kann, beschäftigte fortwährend seine Gedanken. Er schrieb einige Zeilen an die Marschallin, um ihr, was er „ihr Unglück“ nannte, zu verkünden und sie aufzufordern, ihm seine Kinder zuzuführen, damit er sie segne. Ein Wächter überbrachte den Brief. Um 5 Uhr Morgens kam die Marschallin allein im Luxembourg an. Der Doctor Pasquier, der Arzt der Pairskammer, erwartete sie. Er ging ihr entgegen und kam gerade noch früh genug, um sie in seinen Armen aufzufangen. Er ließ sie in ein Zimmer neben der Treppe bringen, welche zu dem Marschall hinaufführte. Endlich konnte sie sich dorthin begeben, wo „der Tapfere der Tapfern“ mit fester Hand den Ausdruck seines letzten Willens aufsetzte. Hier verließen sie ihre Kräfte wiederum und sie sank zu Boden. Der Marschall, der fortwährend die ganze Kraft seines Charakters behalten hatte, stürzte ihr entgegen und rief:

— Meine Herren, helfen Sie mir ihr beistehen! Und er richtete seine Gemahlin auf, welche, als sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, ihrem Gemahl um den Hals fiel und ihn convulsivisch umklammerte, unter den mit herzzerreißender Stimme gesprochenen Worten:

— Mein Freund, ich lasse Dich nicht mehr! Ich will hier bleiben!

Was der Marschall in diesem Augenblick empfinden mußte, läßt sich nicht beschreiben. Er rief seinen ganzen Muth zurück, um der Marschallin ein wenig Vertrauen durch die Erklärung einzuflößen, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeschoben, daß es nicht ihr letztes Lebewohl sey und daß er hoffe, am Abend noch einige Augenblicke bei seiner Familie zuzubringen.

— Mein Freund, man hintergeht Dich, sagte die unglückliche Frau, welche bis ans Ende eine erhabene Hingebung an den Tag legte; sie haben Eile, Dich zu opfern, ich weiß es.

— Ich versichere Dich, daß ich Hoffnung habe.

— Sie haben mich nicht einmal hören wollen! Lord Wellington!... Ach! Er vor Allen, wenn er gewollt hätte!... Ich habe mich zu ihren Füßen geschleppt und sie um Gnade angefleht . . . . Bitten, Thränen, Alles ist vergeblich gewesen. Es sind keine Menschen! . . . .

— Sprich leiser, ich bitte Dich darum; wenn unsere Kinder kommen, würden sie Dich hören und vielleicht verstehen . . .

Diese herzzerreißende Unterhaltung wurde erst durch die Ankunft der vier Kinder des Marschalls unterbrochen, welche von Madame Gamot, ihrer Tante, geführt eintraten. Nun erneuerte sich und noch schmerzlicher der vorige Auftritt. Madame Gamot fiel weinend dem Marschall zu Füßen. Währenddeß hatte Ney seine Kinder um sich versammelt. Die beiden jüngsten saßen auf seinen Knieen, die beiden ältesten (der Fürst von der Moskwa, gegenwärtig Pair von Frankreich, und der Herzog von Elchingen, Adjutant des Herzogs von Orleans —) standen vor ihm, und um sie besser an sein Herz drücken zu können, hatte er einen Arm um ihren Hals geschlungen und umfaßte sie so Alle zugleich. Sie zerflossen in Thränen als sie, aufmerksam den letzten Rathschlägen ihres berühmten Vaters lauschten; mit leiser aber deutlicher Stimme sprach er zu ihnen:

— Ja, meine Kinder, ich werde bald von hier gehen, an einen andern Ort... an einen Ort, wo es mir besser geht... Ich bleibe nur einige Zeit von euch getrennt; eure Mutter bleibt euch . . . . . Macht euch immer ihrer Zärtlichkeit würdig . . . . . der Sorgfalt, welche sie unaufhörlich an euch verschwendet . . . . . liebt sie von ganzem Herzen; liebt sie, wie ihr mich liebt . . . . Auch Frankreich liebt, denn Frankreich ist eure zweite Mutter; in meiner Abwesenheit wird sie euch mich ersetzen . . . . Wenn ihr groß seyd, so erinnert euch, daß ihr einen glorreichen, ja, glorreichen Namen führt! Man wird euch mein Leben erzählen; diene es euch als Beispiel. Und wenn ihr Männer seyd, wenn je euer Vaterland euch zu seiner Vertheidigung ruft, so geht, meine Kinder, und sucht, glücklicher als euer Vater, auf einem Schlachtfelde zu sterben.... Umarmt mich noch Ein Mal! . . . . . .

Nach dieser letzten Umarmung war der Marschall aufgestanden, denn er fürchtete, daß, wenn er diese herzzerreißende Zusammenkunft verlängere, sein Muth ihn in der letzten Stunde verlassen werde. Er wollte deßhalb seine Gemahlin und seine Kinder entfernen, um ihnen einen grausamen Abschied zu ersparen; er wandte sich an Madame Gamot, seine Schwägerin, und sagte ihr, daß die Marschallin vielleicht bis zum Könige dringen könne (er wußte das Gegentheil) und daß sie sie dorthin begleiten sollte

Kaum hatte die Marschallin diese Worte vernommen, als sie sich aufrichtete, die Augen trocknete, und mit dem Tone vertrauensvoller Freude rief:

— Ja, ja, der König! Die Herzogin von Angoulème ist gut: sie wird mich hören . . . . . ich werde von unsern Kindern zu ihr sprechen.

Und von Neuem fiel sie ihrem Gemahl um den Hals, den sie convulsivisch in ihre Arme schloß, und wiederholte: Mein Freund, ich werde Dich retten! ich werde Dich retten! . . .

*) Der Vater des Marschalls war ein fast hundertjähriger Greis. Er hegte für seinen Sohn eine Zärtlichkeit, gepaart mit Achtung. Obgleich von noch kräftiger Gesundheit, fürchtete man die Erregung für ihn, welche die traurigen Ereignisse von 1815 hervorbringen mußten. Er erfuhr nichts davon. Die Trauerkleider seiner Tochter, bei welcher er lebte, ließen ihn bloß vermuthen, daß ein großes Unglück seine Familie getroffen habe; aber er wagte nicht, Jemanden zu fragen. Traurig, düster, und nur selten den Namen seines Sohnes Michael nennend, starb er im Jahre 1826, ohne je die Katastrophe zu erfahren, welche ihm denselben geraubt.

Der Marschall wußte wohl, daß sein Tod beschlossen sey. Er drängte seine Frau zu gehen, und obwohl in der festen Ueberzeugung, keins der theuren Wesen wiederzusehen, die er zum letzten Male umarmte, sagte er doch zu Madame Gamot, welche seine Kinder fortführte, nachdem er ihr die Marschallin anempfohlen:

— Auf heute Abend, Schwester.

(Schluß folgt.)



Die Badanstalt Brunnthal bei München.

Es mag ein Oertchen uns noch so klein und unbedeutend erscheinen, gewiß hat dasselbe, besonders in der nächsten Umgebung der alten Munichia (München), bei näherer Forschung geschichtlichen Ursprung, interessante Besitzveränderungen, angenehme oder widrige Schicksale aufzuweisen. Daher dürfte es dem denkenden Lustwandler nicht unangenehm seyn, wenn er bei heiterem Besuche einer Stätte, sey es auch nur zur Erholung und Stärkung, einen Rückblick auf Vergangenheit, und eine Vergleichung mit der Gegenwart zu machen Gelegenheit findet.

Nachdem der Hauptspaziergang der lebensfrohen Münchner Welt, unser englischer Garten, seit einem halben Jahrhundert des Engländers Rumford unvergängliches Werk, von Fremden und Einheimischen gepriesen und beliebt, besonders in dem „vaterländischen Magazin" v. J. 1840 vom Anfange bis jetzt, von oben nach unten, romantisch beschrieben worden, eilen wir flüchtigen Fußes durch abwechselnde Schattengänge an kühlenden Isarärmen desselben über die Diminutiv-Eisenbahn mit Pferdekraft für die liebe Jugend im Paradies-Garten (einst dem großen Wasser- und Straßen-Baumeister von Riedl gehörig), wandeln auf dem herrlichen, der reißenden Isar mächtig trotzenden Riedl-Damm zur Bogenhauser Jochbrücke von Holz (statt der abgebrochenen Wiebeking'schen Bogenhängbrücke, woran leider Ruinen von Strebepfeilern er nuern), um nach deren Ueberschreitung rechts davon ab-, nach dem Gast- und Badhause, genannt Brunnthal, durch anmuthige Gartenanlagen und Lauben einzulenken.

Und, siehe da, auch hier bietet, nach erlangter Rast und wirthlicher Erfrischung, sich dem unermüdlichen Forschergeiste St[illegible]. zu erzählen von Vergangenheit und Gegenwart.

Dieser, in neuerer Zeit wieder sehr besuchte Erholungsplatz der Grofstär er ist höhern Alterthums, als wir Alle glauben möchten; denn schon im 12. Jahrhundert kömmt er in **monumentis boicis vol. VIII. pag.** 383 unter dem Namen Brunnetal, Brunntale, Brunntall, als **predium** (Landgut) vor. Unser vaterländischer Geschichtschreiber Lipowsky will aber dieses Brunnen in den Wessobrunner Urkunden vom Jahre 760 nach Christi Geburt (also lang vor Münchens Entstehung) erwähnt wissen, wie er in dessen Urgeschichte Th. I. §. 21 behauptet. Inzwischen wollen wir uns begnügen, den verehrlichen Lesern aus einer respektablen alten Münchner-Chronik Brunnthals eigentlichen Beginn mit dem Jahre 1682 vorzuführen, wo es heißt, daß Churfürst Maximilian Emanuel im Thale nächst der Isar zu Bogenhausen wegen des dortigen Forellen-Weihers ein Schlößchen erbaut habe. Da aber, wie gewöhnlich, wenig Geschmack mehr an Weiher, Forellen und Schlößchen gefunden worden, hat man letzteres für die in ihrer Gesundheit ruinirten (?) Hofbediensteten, dann zugleich für Offizierskinder, deren Väter in den unglücklichen Kriegen als Opfer gefallen, verwendet. Später kamen erstere in das errichtete Hofkrankenhaus nach Giesing, die Kinder in das Militär-Waisenhaus ob der Au.

Nun ist Brunnthal käuflich in verschiedene Hände gekommen, nämlich im Jahre 1731 an Baron v. Ruffin, dann an v. Schmadl, Schmaus, Seidl, Wenger, endlich 1799 an Baron v. Kastell. Zur projektirten Flußbetterweiterung brachte hierauf der Staat die Besitzung an sich, gab aber Schlößchen und Garten 1804 an einen zurückgebliebenen französischen Emigranten, Dumenyl, käuflich ab, unter Einziehung der Edelsitzgerichtsbarkeit und Ertheilung der Erlaubniß zu Errichtung einer Badwirthschaft.

Im Jahre 1823 erkaufte das Ganze in ziemlich herabgekommenem Zustande der gegenwärtige industriöse Besitzer Mayr, erweiterte und verschönerte es bedeutend, indem er nun Nebengebäude zu bequemen Bad- und Wohnzimmern, Stallungen 2c. herstellte. Derselbe wandte nicht nur schon 1825 die Oehlgas-Beleuchtung an, sondern machte von des berühmten Priesnitz weltbekannten Kaltwasserheilanstalt zu Gräfenberg Nutzanwendung, in dem hiezu ganz geeigneten, lieblichen Brunnthal.

Diese Bemühungen bleiben auch nicht unerkannt, denn der Platz wird von dem Münchner Publikum zu jeder Jahres- und Tageszeit häufig besucht und benützt, die Bewirthung allseitig gelobt, obwohl, wenigstens für Feiertage, ein böser Rival inzwischen da oben auf des Isarberges Höhe entstanden ist. Man hat nämlich das gräfl. Törring'sche Schloß Neuberghausen mit dem herrlichen Garten verkauft und auch eine Gastwirthschaft auf dasselbe radicirt. Gegenwärtig sind in Brunnthal mehrere Wohnzimmer auf der Morgen- und Abend-Seite bei zeitiger Bestellung zur beliebigen Auswahl bereit, so wie warme und kalte Wannenbäder verschiedener Art, aus einer Höhe von 20 Fuß strömend. Alle Gattungen warme und kalte Speisen, dann Getränke in bester Qualität, werden servirt. Ein Tarif für alle Bedürfnisse und Erfrischungen ist im Hause öffentlich angeschlagen, und der Besitzer schmeichelt sich, daß noch kein länger oder kürzer weilender Gast die Anstalt unzufrieden verlassen hat, da das herrliche, Kohlensäure haltende Quellwasser von Brunnthal von allen Aerzten zum innerlichen und äußerlichen Gebrauche für die menschliche Gesundheit bereits seit Jahren genugsam anempfohlen sich bewährte.

Sch.

№ 54.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Ein Duell Napoleon Bonapartes.

An einem der letzten Tage des Monats Oktober im Jahre 1800 unterhielt sich Napoleon über religiöse Angelegenheiten mit dem Polizeiminister Fouché und Mathieu, Ex-Mitglied des Rathes der Aeltesten.

„Schade,“ sagte der Letztere, „daß man zur Zeit den Theophilanthropen keinen größeren Schutz angedeihen ließ; die Lehren dieser ehrlichen Utopisten waren wenigstens frei von allem Aberglauben.“

„Aber was sind denn diese Ihre Theophilanthropen? fragte der erste Konsul. „Kennt man ihre Dogmen? Ists eine Religion?“

„Ja wohl ist's eine,“ antwortete Mathieu, und zwar eine sehr schöne und gute: ihre Lehre gründet sich auf die Gesetze des Naturrechtes; ihr Zweck ist die Ausübung der Tugend und Achtung vor den Pflichten. Es ist mit einem Worte eine rein moralische und sociale Religion.“

„Oh,“ sagte Napoleon, „schweigen Sie mir von einer Religion, die blos für mein Leben berechnet ist, und die mich nicht lehrt, woher ich komme und wohin ich gehe. In der Religion ist der Enthusiasmus immer dem Verstande vorzuziehen! nur der Enthusiasmus schafft große Männer und große Ereignisse. Es giebt gar keine Superstition, die nicht auch ihre erhabene Seite hätte.“

„A la bonne heure,‘ sagte Fouché: „da würde wohl das Erhabene an das Lächerliche streifen.“

„Das ist ein Gegenstand, den Sie nicht genug durchdrungen haben,“ versetzte Napoleon. „Gewiß gehört in unserer Zeit etwas anderes als ein hölzernes Kreuz dazu, um die Welt zu erobern; aber sehen Sie einmal, was diese Religion in neuester Zeit aus den Bauern der Vendée gemacht hat! Das religiöse Gefühl ist noch nicht ganz erloschen in Frankreich, und zwar zu seinem großen Glücke. Es wäre übrigens nicht so schwer, die ganze Summe Glaubens zu ermessen, indem man ein allgemeines Inventar des religiösen, abergläubigen und mystischen Geistes in Frankreich aufsetzte. Man brauchte nur in jeder Lokalität genaue Erkundigungen einzuziehen, nicht blos über das, was an religiösem Hange übrig ist, sondern auch was an allen Orten an Aberglauben, Vorurtheilen, Volks-Glauben und Gebräuchen, die mit dem Spiritualismus zusammenhängen, vorhanden ist. Ich würde Ihnen sehr viel Dank für die Ausführung dieser Arbeit wissen, Herr Minister, das würde sowohl sonderbare Entdeckungen, als auch so manchen guten Zweck herbeiführen.“

Die Arbeit wurde gemacht. Masset, damals beim Polizeiministerium angestellt, später unter Bigot de Préameneux beim Kultusministerium, wurde damit betraut. In einem hierüber dem Konsul gemachten Rapport über die verschiedenen Phasen und Resultate dieser seltsamen Untersuchung, war viel die Rede von einem gewissen Capiou, einem Bauer in der Normandie, aus dem Departement de l'Orne, der sich mit Wahrsagungen abgab, und großen Credit hatte, nicht blos in seinem Canton, sondern in dem ganzen Umkreise seiner Provinz. „Der Einfluß dieses Menschen ist so groß,“ hieß es in dem Rapport, „daß bei der letzten Insurrektion drei Viertheile von den Insurgirten dieses Departements nicht früher die Waffen gegen die Republik erhuben und auf Personen oder Besitzungen verbrecherische Angriffe machten, bevor sie nicht Capiou um Rath befragt hatten.“

Napoleon schloß gleich, daß ihm dieser Mann nützen könne. Ueberdieß lag es in seiner Natur, alle Menschen kennen zu lernen, welche die alltägliche breitgetretene Straße verlassen, und die, gleichviel durch welche Mittel, in dieser langen politischen Krise einen Einfluß auf die Menge erlangt hatten.

„Ich will diesen Capiou sehen,“ sagte er zu Fouché, „man muß ihn nach Paris kommen lassen.“

„Nichts leichter als dieß,“ antwortete der Minister, „in drei Tagen wird er hergebracht seyn, allein ich fürchte, daß wir diesem Bauern die Reisekosten theuer bezahlen werden müssen.“

Napoleon antwortete hierauf nichts, und ging auf etwas anderes Wichtigeres über. Die nächsten Tage sprach er gar nicht mehr von dem normännischen Bauern, und Fouché, welcher glaubte, er habe den gegebenen Befehl ganz vergessen, erwartete eine Ueberraschung Napoleons, als er ihm eines Tages ganz ernsthaft meldete, der Zauberer aus dem Departement de l'Orne sey unten und erwarte seine Befehle. Allein Napoleon antwortete ganz ruhig, ohne an seinen Minister sonst eine Frage zu stellen oder ihm eine Vorkehrung aufzutragen: „Man lasse ihn eintreten.“

Capiou wurde hereingeführt: auf den ersten Anblick schien er ein grober und dummer Bauer; aber wenn man ihn aufmerksamer betrachtete, so war es nicht schwer, unter dieser groben Hülle eine höhere Intelligenz zu entdecken, die breite und gewölbte Stirne dieses Mannes verkündete Macht und Willenskraft; die hervorstehende Nase, die breiten Nasenlöcher deuteten auf Sinnlichkeit, und der sehr tiefe Blick gab Zeugniß von Reflexion und Scharfsinn.

„Ihr, Bürger, seyd also der, welcher sich in's Wahrsagen einläßt?“ frug Napoleon.

„Ja, Monseigneur le prémier Consul,“ antwortete Capiou, „ich habe das Ding gemacht, und schäme mich dessen nicht, dam vair!“

„Verlohnt sich wohl, sich dessen zu rühmen!“ versetzte der erste Konsul.

„Vair! ich rühme mich ja nicht!“

„Das ist wohl ein kecker, aber possierlicher Bursche,“ sagte

Napoleon leise zu Fouché; „übrigens überrascht es mich nicht, ich habe ihn mir nicht anders vorgestellt. Lassen Sie uns allein, ich will mir das Vergnügen machen, ihm stark zu Leibe zu gehen."

Fouché ging hinaus, und Napoleon näherte sich dem Bauern.

„Da Ihr ein Zauberer seyd, Maitre Capiou," sagte er lächelnd, „so werdet Ihr mir wohl sagen können, warum man Euch hierher gebracht hat?"

„Ma foi Dieu! Das ist recht boshaft! Sicherlich hat man mir die Guingette (Diligence) nicht meiner schönen Augen wegen bezahlt. Eh bien, geben Sie mir selber Aufschluß über Ihre Frage."

„Noch einmal frage ich Euch, warum seyd Ihr hierhergekommen?"

„Bürger, erster Consul, verzeihen Sie meine Kühnheit; aber vair! ich kann Ihnen nicht antworten, wenn Sie mir nicht Ihre Hand geben."

Napoleon reichte seine weiche, weiße Hand dem vorgeblichen Zauberer hin, der sie faßte, untersuchte, betastete, und dann plötzlich mit begeistertem Ton ausrief:

„Ei, ei! Nicht alles Schwarze ist teuflisch! Sie nehmen es gut mit unserem heiligen Vater, dem Papst, und Sie thun daran sehr recht . . ."

„Was sagt Ihr da?" rief Napoleon mit lebhafter Bewegung, seine Hand zurückziehend.

„Warten Sie ein wenig — muß sehen, ob man nicht an den Thüren horcht — Sie werden Frieden zwischen Frankreich und dem Papst machen, und Sie werden sehr Recht thun; das sagt Ihnen Capiou, Bürger, erster Consul."

Mehr brauchte es nicht, um auf Napoleon, der von Natur aus ein Freund des Wunderartigen war, einen Eindruck zu machen: das Concordat war wirklich in seiner geheimen Politik und seinen religiösen Gesinnungen beschlossen; er hatte sogar schon etwas davon fallen lassen.

Der Prophet aus der Normandie wurde ganz kalt entlassen, aber der Polizeiminister erhielt den Befehl, ihn noch in Paris zu behalten, und ihn mit allem Nöthigen zu versorgen.

Kurze Zeit darauf wurde das Concordat unterzeichnet. Die Mehrzahl der Armee-Chefs, die dazumal in Paris anwesend waren, machten ihrer Unzufriedenheit über diesen Akt Luft, vielleicht weil sie darin den ersten Schritt Napoleons erblickten, um sich ohne sie zu etwas Anderem zu erheben, als das ist, wozu der Waffenruhm berechtigt, vielleicht weil sonstige Rivalität sie reizte; es wurden Drohungen laut, heftige Diskussionen hatten statt, und es schien, daß ein gegen den ersten Konsul verderblicher Entschluß zur Ausführung kommen werde.

Im Momente dieser, gewissermassen unangreifbaren Bewegung, wo Fouché alle Mittel anwendete, um die Leiter derselben herauszufinden und zu entlarven, erhielt er eines Morgens den Besuch des normännischen Propheten, den er fast schon vergessen hatte.

„Herr Minister," sagte er, „wollten Sie mich nicht in meine Heimath zurückschicken? Mir gefällt's nicht in Paris. Ich tauge hier zu nichts."

„Und was werdet Ihr da unten Besseres machen," antwortete Fouché, welchem die Intriguen jenes Momentes etwas Bitterkeit eingeflößt hatten. „Wollt Ihr in die Vendée gehen, Euch anzuschließen an die unruhigen Zänker, welche sich gegen den Staat verschwören? Nehmt Euch in Acht, Maitre Capiou, man verbrennt zwar die Zauberer nicht mehr, aber man hat noch den Gebrauch beibehalten, die Köpfe der Verschwörer mit Blei zu füllen."

„Oh! Wahrlich, das heißt uns für dümmer halten, als wi[r] sind. Wenn ich mich verschwören wollte, so würde ich nich[t] begehren, fortreisen zu dürfen, sondern zu bleiben. Hier geh[t] das von selbst."

„Ihr wisset also etwas, Capiou?" sagte der Minister, de[r] ganz betroffen über dessen letzte Worte war.

„Dam," antwortete der Normann, „wir könnten wohl meh[r] wissen, als jene, welche dafür bezahlt sind, hinter die Sache z[u] kommen."

„Und was wißt Ihr denn, braver Capiou?" frug Fouché und spitzte sein Angesicht, wie ein Wiesel.

„Jeder hat sein Geschäft, es ist nicht meine Sache, Auskunft zu geben."

„Gut, gut, seyd nur ruhig, ich weiß wohl, was sprechen sagen will; man wird Eure Dienste großmüthig belohnen, und um den Anfang zu machen, da ist etwas à conto indessen aber es ist nicht damit abgethan, uns was immer aus der Luf[t] Gegriffenes vorzumachen; überlegt das wohl, Maitre Capiou dann würde wohl die Belohnung ganz anders ausfallen. Nun denn, laßt sehen, was wißt Ihr denn von den Verschwörern und deren Anschlägen?"

Capiou steckte erst die zehn empfangenen Louisdor in ein[e] Börse; dann antwortete er:

„Der erste Consul ist sehr in Gefahr, denn die Verschwörer umgeben ihn, es sind die höhern Offiziere seines Generalstabs Gestern war man übereingekommen, ihn auf der Parade vom Pferde zu stürzen, und dann auf ihm herumzutreten! aber man ist davon abgekommen, und man sinnt heute auf ein anderes Mittel . . . Diese Leute wollen mit unserm Herrgott Krieg führen . . ., und doch hat der erste Consul klug gethan, mit dem heiligen Vater sich zu versöhnen."

„Das ist Alles sehr weitläufig," versetzte der Minister, „wi[r] brauchen Namen und genaue Daten."

„Nun denn, so will ich Ihnen denn auch was à conto geben, Herr Minister!"

Fouché war zu klug, um sich hierüber zu ärgern; er nahm zehn andere Goldstücke aus seinem Sekretär und gab sie Capiou:

„Ich hoffe," sagte er, „daß es uns doch gelingen wird, Euch ganz die Zunge zu lösen!"

Der Normann antwortete kein Wort darauf, sondern zog aus seiner Tasche einige Papiere, die er dem Minister darreichte. Es waren drei gedruckte Schmähschriften, an die französische Armee gerichtet. Sie waren voll von Schimpf und Verwünschungen gegen den corsischen Tyrannen, den Usurpator, den ausreißenden Mörder Klebers, von Sarcasmen gegen die Capuciuaden; ferner war darin ein Aufruf zur Insurrektion. Fouché las sie mehrere Male durch; er konnte kaum seinen Augen trauen.*)

„Maitre Capiou," fuhr Fouché fort, „ich halte Euch für einen sehr geschickten Mann; aber, mein braver Freund, man muß nichts halb thun: das sind Alten Papiere, jetzt müßt ihr uns Namen kennen lassen."

Capiou kratzte sich hinter dem Ohre und schwieg.

„Allons! Allons!" sagte Fouché; ich sehe wohl, daß man die Maschine noch mehr schmieren muß."

Und neue zehn Louisd'or zogen aus der Kasse des Ministers in die Börse des Normannen.

*) Desmartes, welcher von diesem Ereignisse in seinem „témoignages historiques" spricht, hatte ein Exemplar von den durch die Opposition erlassenen Proklamationen aufbehalten.

„Diese Papiere sagte hierauf Capion," sind in Rennes gedruckt worden, allwo sich das Hauptquartier des General Bernadotte, Kommandant der Armee des Westens, gegenwärtig befindet; selbe sind in einem Korb mit Butter, der an den Kommandanten Rapatel, Adjutant des Generals Moreau, adressirt war, durch die Diligence nach Paris geschickt worden."

Fouché lief gleich in die Tuilerien und beeilte sich, Napoleon seine Entdeckung mitzutheilen. Dieser zweifelte nicht, daß Moreau wenigstens Mitwisser der kühnen Publikation war, welche die Zwietrachtsfackel in die Reihen der Armee schleudern sollte, und er trug dem Minister auf, dem General darüber gleich eine Erklärung abzufordern. Die Zusammenkunft des Ministers mit Moreau hatte, wie man sich denken kann, keinen besonderen Erfolg. Moreau scherzte über diese Buttertopf=Verschwörung, wie er sich an seinem Tische und in seinen Salons über eine Ordenseinführung mequirte, indem er seinem Koche eine Ehren=Pfanne, und seinem Hunde ein Ehren=Halsband bestimmte.

Fouché berichtete Napoleon den geringen Erfolg seiner Sendung, welcher dießmal dem Paroxismus seines Zornes nicht steuern konnte, und daher ausrief: „Dieser Zustand einer feindlichen Rivalität muß aufhören! Es ist nicht recht, daß Frankreich, zwischen zwei Menschen hin= und hergezogen, leide. Wenn er glaubt, daß er im Stande ist, zu regieren, nun denn, so sey es! Er möge sich morgen um vier Uhr im Boulogner Gehölze einfinden, unsere Säbel sollen darüber entscheiden; ich werde ihn erwarten! Unterlassen Sie es ja nicht, Fouché, ihn dies zu wissen zu machen. Es ist ein Befehl, hören Sie! Befolgen Sie ihn!"

Es war nahe an Mitternacht, als der Minister mit einem so seltenen Auftrage aus den Tuilerien ging. Moreau wurde gefordert.

Den andern Morgen bei Tagesanbruch begab sich Napoleon in das Boulogner Gehölz, nur von Rapp und Savary begleitet. Moreau ließ nicht auf sich warten; er erschien in Begleitung seines Adjutanten Rapatel und seines Arztes und Freundes, Doktor Bernier.

„Ich füge mich Ihren Befehlen," sagte er zum ersten Konsul. „Möge entstehen, was da wolle aus dem lächerlichen Dinge, welches man mir lügenhaft beimißt; es würde übrigens eben nicht die bizarreste Sache gegenwärtiger Zeit seyn, daß sich zwei Generale die Gurgel abschneiden wegen dummer Klatschereien."

„Aber," unterbrach Napoleon, „diese Klatschereien sind wohl ernstlicher Art, denn es handelt sich um Sicherheit der Republik, um das Glück Frankreichs. Schon seit langer Zeit trachten Sie, mich zu stürzen oder vielleicht noch etwas Schlimmeres. Wohlan! Die Gelegenheit ist günstig: besser ein Duell als ein... Nein! ich will nicht Alles sagen, was ich weiß."

Bei den letzten Worten hatte Moreau heftig nach dem Griffe seines Säbels die Hand geführt. Der erste Konsul machte dieselbe Bewegung.

„Noch einmal," sagte Moreau, in dem ruhigen Tone eines Mannes, der sich zu beherrschen weiß, „ich stehe zu ihren Diensten, und es geschehe, was Sie wollen, aber noch einmal protestire ich mit ganzem Gewissen gegen das, wessen Sie mich anklagen."

Napoleon dachte ein wenig nach, dann sagte er:

„Ich will Ihren Worten glauben, General, und wenn Sie auf Ihre Ehre betheuern, daß ich mich getäuscht habe —"

„Ich betheure es!" versetzte Moreau.

In demselben Augenblicke kam Fouché, welcher sich von dem Normannen Capion begleiten ließ, der die Hauptursache dieses Auftrittes war.

„Ich komme," sagte der Minister, „um neue Behelligungen zu geben."

„Es ist nicht nothwendig, unterbrach ihn der erste Konsul, ich habe das Wort des Generals, welches mehr werth ist, als alle Behelligungen." Hierauf reichte er Moreau die Hand, welcher sie mit Herzlichkeit drückte, indem er sagte: „Unser Geschick ist sonderbar. Wer weiß, wohin es uns führt?"

„Das weiß ich eben so wenig, als Sie," antwortete der erste Konsul, „allein dieser hier," fügte er lächelnd hinzu, auf Capion weisend, welchen er abseits bemerkte, „behauptet mehr darüber zu wissen."

Moreau warf einen Blick auf den Normann und sagte: „Das ist ein Zauberer, welcher nicht aussieht, als hätte er das Pulver erfunden."

„Müssen mir das nicht so hart vorwerfen, General; es wäre vielleicht ein Glück für Sie, wenn man in dreizehn Jahren dieses Pulver nicht mehr kennte."

„Ich glaube gar der einfältige Bursche will mir Furcht einjagen," sagte mit verachtender, aber zugleich etwas beunruhigter Stimme Moreau.

„Bei Gott! Ich dachte daran nicht," versetzte Capion, „aber das weiß ich sicher, daß Ihnen das Pulver mehr Leid zufügen wird, als mir, was selbst das Ehren=Halsband Ihres Hundes nicht verhindern können wird."

„Geh, Lümmel," sagte der erste Konsul.

Innerlich war er jedoch nicht so unzufrieden mit den Worten des Bauern, als es schien.

Dreizehn Jahre verflossen, am 26. August 1813 donnerten die Kanonen an den Thoren Dresdens. Es war eine lange, blutige Schlacht. Gegen Abend brachten zwei Grenadiere in's Haupt=Quartier einen prächtigen Neufundländer Hund, den sie auf einer mit feindlichen Leichen bedeckten Anhöhe heulend gefunden hatten. Erst nachdem sie einen Stiefel mit seltsamer Form auch mitgenommen, folgte ihnen der Hund. An dem Schnitte und an der goldenen Rose, welche darauf war, erkannte man, daß der Stiefel einem höheren Offiziere angehört habe, dem der Schenkel in der Schlacht weggeschossen wurde. Auf dem Halsbande des Hundes aber stand die Inschrift: „Ich gehöre dem General Moreau an."

Bald erfuhr man, daß Moreau den rechten Schenkel in der Schlacht verloren habe. Drei Tage hernach starb er. Die Prophezeihung des Normannen ging in Erfüllung. H.

Ein Frosch — die Ursache zweier Selbstmorde.

Der französische „Courrier" bringt folgende Erzählung, deren tragischer Inhalt als Wahrheit verbürgt und selbst von den Behörden des Städtchens Boussy (Côte d'or in Frankreich) in allen Umständen bestätigt wird. Ein Bewohner des Städtchens ging auf den Froschfang aus, und kehrte Abends mit reicher Beute belastet nach seiner Wohnung zurück. Am Thore begegnet ihm Hr. Armand, ein junger, erst seit kurzem verheiratheter Kaufmann, und unser Froschfänger macht sich den Spaß, einen Frosch in die Rocktasche des Hrn. Armand gleiten zu lassen. Dieser erwacht in derselben Nacht, einen eisigkalten Gegenstand auf seiner nackten Brust fühlend; zu gleicher Zeit vernimmt er unheimliche, röchelnde Töne, die von jenem

Gegenstande auf seiner Brust herzurühren scheinen. Entsetzt springt Armand aus dem Bette, macht Licht, weckt seine junge Frau, die Nachsuchungen beginnen, allein der nächtliche Ruhestörer ist nicht zu finden. Armand legt sich wieder zu Bette, und das Gestöhn beginnt von Neuem. Daß dabei an ein Schlafen nicht zu denken war, versteht sich von selber. Morgens erhält Herr Armand einen Brief aus Paris, daß sein Onkel, mit dem er längere Zeit in Unfrieden gelebt ohne ihm verziehen zu haben, vom Schlage gerührt, gestorben sey. Armand's wahnerfülltes Herz bringt nun die Schrecken der vergangenen Nacht mit dem plötzlichen Tode des feindlich gesinnten Onkels in Verbindung und hält die nächtliche Ruhestörung für eine Geisterermahnung. Er begibt sich zum Pfarrer des Orts, theilt diesem den ganzen Hergang mit, und dieser bestätigt, daß allerdings abgeschiedene Seelen ihren Angehörigen zürnend erscheinen können, durch Gebete aber und gute Werke zu versöhnen wären. So kehrt Armand noch aufgeregter denn früher in seine Wohnung zurück. Die Nacht kommt, und mit ihr das klägliche Gestöhn. So fließen für Armand und seine Gattin acht schreckensvolle Nächte hin, denn in jeder Nacht wiederholt sich dasselbe unheimliche Aechzen, nur immer schwächer werdend. Der Frosch, der sich in eine Spalte der Fußboden-Diele eingenistet hatte, und der Nahrung wie seiner gewohnten Lebenselemente beraubt, die dumpfen Klagelaute ausgestoßen, brachte, immer schwächer werdend, auch desto kläglichere Sterbenslaute hervor. Armand aber sieht in dem nächtlichen Spuck die Strafe des Himmels für den Unfrieden, in dem er mit dem verstorbenen Onkel gelebt. Verstört, bleich, abgemagert geht er im Städtchen herum — das Leben ist ihm zur Last. Eines Morgens früh, es war am neunten Tage der furchtbarsten Seelenfolter, verläßt er die Wohnung, und wird am Abend im nahen Walde mit zerschmettertem Kopfe gefunden. Er hatte sich erschossen. Die junge Frau, vernichtet durch den Selbstmord ihres geliebten Gatten, schließt sich in ihr Gemach ein. Am andern Morgen fand man sie todt in ihrem Bette, sie hatte sich durch Kohlendampf erstickt. In der Mitte des Zimmers lag der unseelige Frosch, den der Kohlendampf aus seinem Verstecke im Todeskampfe hervorgetrieben und ebenfalls getödtet hatte. — Der Bewohner Boussys, der Armand den Frosch im Scherze in die Rocktasche gleiten ließ, hat sich nach diesem tragischen Vorgange, von Gewissensbissen gemartert, freiwillig der Behörde gestellt. (Aschaff. Z.)

Pariser Gerichtsscene.

Der siebenten Kammer des Zuchtpolizeigerichts lag dieser Tage eine sehr wichtige Frage vor, die bereits seit mehreren Monaten die englische Gesellschaft beschäftigt. Eine gewisse Brereton, die genöthigt worden war, London wegen Dinge zu verlassen, deren Aufzählung zu weitläufig seyn würde, hatte 1836 zu Boulogne sur Mer ein Pensionat errichtet. Bald darauf wurde sie genöthigt, diese Stadt zu verlassen und sich nach Paris Rue de la Pepinière, zu flüchten, zwei englische Pensionnairinnen, Celina und Allen, mit sich führend, von denen die erstere zwischen 13 bis 14 Jahre, die andere zwischen 15 — 16 Jahre alt war. Auch hatte die Brereton ihre Tochter Emma Richardson Strickland, die an Herrn de L. verehlicht, von diesem, einer sehr achtbaren Familie angehörigen Manne aber getrennt lebt, mit sich genommen. Das Etablissement der Brereton reussirte in Paris nicht besser, als in Boulogne, sie versank sogar in eine Lage, die an Elend grenzte. Die beiden jungen Engländerinnen, die allein das ganze Personal des Pensionats bildeten, hatten kaum die Kleidungsstücke und die zum Leben nothwendigen Gegenstände, und dennoch sandte der Vormund der jungen Mädchen regelmässig ein ziemlich bedeutendes Kostgeld. Im Laufe des Februars 1841 begegnete die Frau von L., die die Maitresse des Barons de St. Haouen geworden war, dem Letzteren in der Galerie des Palais royal, zu Paris; wie sie sagte, wollte sie in die Rue de Chartres, um Maskenanzüge zu besehen; bei ihr war die junge Allen. Der Baron schlug den Damen vor, ihn in seine Wohnung, Rue de Laffite Nr. 45., zu begleiten, wo sie von ihm aus Afrika mitgebrachte Costüme sehen würden. Hier soll sich der Baron von St. Haouen die strafbarsten Versuche gegen das junge Mädchen erlaubt haben, wobei ihn Frau von L. unterstützte. Einige Zeit später habe — sagt man — die Frau von L. auch die junge Celina zum Baron de St. Haouen geführt, und zwar unter dem Vorwande, sie wollte sie einer Gräfin vorstellen, und dieses Kind sey ein Opfer von Attentaten geworden, zu denen Frau von L. selbst das Beispiel gegeben habe. Da diese Thatsachen ins Publikum gekommen waren, so ergriff die Brereton die Flucht, die junge Allen mit sich führend und die junge Celina ohne Hülfe und Zuflucht lassend. Eine Dame Jönard, Rue de la Ville-Levête wohnhaft, der die obigen Thatsachen erzählt worden waren, hatte Mitleid mit der jungen Celina, und nahm sie zu sich; später begab sich diese Dame zu dem Polizeikommissär und setzte ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Die Untersuchung folgte und das Gericht erklärte, daß kein Grund vorhanden sey, gegen die Brereton gerichtlich einzuschreiten, dagegen hat sie die Frau von L. und den Baron de St. Haouen vor die siebente Kammer der correctionellen Polizei verwiesen. Frau von L., 23 Jahre alt, erklärte das Geschäft einer Erzieherin auszuüben. Sie ist von remarkabler Schönheit und entfaltet in ihrem ganzen Benehmen die Merkmale eines vornehmen Standes. Die Gazette des Tribunaux, die diese Thatsachen mittheilt, fügt hinzu, sie könne selbst, wenn die Verhandlungen nicht bei verschlossenen Thüren stattgefunden hätten, keine Details über die Debatten geben; dieselben haben Verhältnisse, der empörendsten Immoralität aufgedeckt, die von solcher Schuld gezeigt, daß man diese Angelegenheit anfänglich an die Entscheidung der Jury habe verweisen wollen. Das Gericht hat die Frau von L., geborne Emma Richardson-Strickland, zu einem Jahr Gefängniß und 100 Fr. Geldstrafe verurtheilt und ihr auf zwei Jahre (wird sie denn nach zwei Jahren fähiger seyn?) jede Befähigung zur Tutel oder Curatel abgesprochen. Den Baron de St. Haouen betreffend, so ist derselbe frei gesprochen worden, weil die ihm zur Last gelegten Thatsachen in ihrem Ensemble nicht alle von dem Gesetze zur Feststellung des Attentats gegen die Sitten erforderlichen Bedingungen in sich tragen. Wer erinnert sich nicht der Schilderung englischer Pensionate in Niclas Nickleby von Boz? Was soll man von Vormündern halten, die ihre Mündel Erzieherinnen anvertrauen, die aus London flüchten müssen und deren Töchter Maitressen sind? (Frankf. Conv.-Bl.)

Spruchgedicht.

Im Zorne dumm zu reden schadet nicht dem Wichte,
Er kann ja läugnen hintennach die Schafsgeschichte;
Nur schreiben nicht, er würd' ein Dummheitszeugniß schreiben,
Das Wort flieht aus der Luft, muß auf dem Blatte bleiben.

Weinmayer.

№ 55.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Geschichte eines Besen.

Von Gerber.

Wir saßen, so erzählte mir vor vielen Jahren mein Großvater, in unserer gewöhnlichen Abendgesellschaft in einem Kreis trauter Freunde, in dem Gasthaus zur Glocke, beisammen, und verkürzten uns den langen Winterabend, so gut es gehen wollte, mit Erzählungen aller Art. Dies gab Gelegenheit, von den kleinen, oft unscheinbaren Veranlassungen zu sprechen, durch welche oft so entscheidend in den Gang des Menschenlebens eingegriffen wird, und die wichtigsten Veränderungen herbeigeführt werden; ja daß sogar leblose Gegenstände zufälliger Weise einen sehr großen und wichtigen Antheil an unserm Lebensschicksal nehmen können. Ein reisender Kaufmann, welcher jedes Jahr in unsere Stadt kommt, und sich immer einige Tage darin aufhält, um seine Geschäfte zu besorgen, bemerkte darauf, daß er uns ein sehr interessantes Beispiel davon mittheilen könne. Auf seiner letzten Reise habe er mehrere Tage einen jungen Mann zum Reisegefährten gehabt, welcher von seinen Handelsgeschäften nach Haus zurückkehrte. Wir wurden bald sehr gute Freunde, und er lud mich daher ein, einige Tage bei ihm zu verweilen. Er hatte eine große Spezereihandlung und bewohnte eines der größten Häuser auf dem Marktplatz. Als ich das schöne Haus betrachtete, fiel es mir gleich auf, daß auf der Tafel, welche die Inschrift enthielt, ein großer Besen abgebildet war, und ich wunderte mich, daß mein Freund ein so gemeines Bild in seine Firma aufgenommen habe. Ich hatte dies längst vergessen bei dem Eindruck, welchen der Empfang einer liebenswürdigen Frau, seiner Kinder, seines häuslichen Glücks, des Wohlstandes, welcher überall herrschte, auf mich machte, als ich bei dem Eintritt in den Saal, wo gegessen wurde, noch weit mehr daran erinnert wurde; denn an der Wand hing ein Besen, oder vielmehr nur der Stumpf eines Besen, wovon der untere Theil verbrannt war, mit einem rothen Band umwickelt, welcher mit einem Lorbeerkranz umgeben und sonst auf eine sinnreiche Weise so geschmückt war, daß es einen hübschen, aber seltenen Anblick gewährte, auf einen Besen so viele Kunst verwendet zu sehen.

Als ich nicht umhin konnte, meinem Freund meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, antwortete er mir: das ist eine weitläufige Geschichte, die ich Dir nicht so schnell erzählen kann; dieser Besen ist auf eine wunderbare Weise in das Schicksal meiner Voreltern und in die Gründung unsers Hauses verknüpft; ich habe diese Geschichte deshalb niedergeschrieben, und will sie Dir mittheilen, Du kannst sie heute vor dem Einschlafen lesen. Er gab sie mir denn auch mit, als ich zu Bette ging; sie gefiel mir so wohl, daß ich sie abschreiben ließ; ich habe sie bei mir, und wenn Sie es wünschen, hole ich sie gleich herbei, um Sie Ihnen vorzulesen. Wir waren alle sehr begierig, die Geschichte dieses Besens zu hören, und baten ihn, sie uns diesen Abend noch mitzutheilen. Er hatte sie auf seinem Zimmer; wir setzten uns traulich zusammen, und erwarteten begierig seine Vorlesung. Ehe er damit begann, machte er uns darauf aufmerksam, daß sein Freund sich den Spaß gemacht habe, den Besen selbst seine Geschichte erzählen zu lassen, und ihm das Wort in den Mund zu legen, da es interessanter sey, zur Abwechslung auch ein Mal einen Besen reden zu hören, als Menschen, welche man alle Tage hört. Er bitte also, nicht zu vergessen, daß das liebe Ich in dieser Erzählung weder eine holde Schöne, noch ein Ritter, noch ein Graf, sondern ein Besen ist. Nach dieser Einleitung begann er die Vorlesung folgender Geschichte.

In der Ecke eines ärmlichen Stübchens saß vor ungefähr hundert Jahren ein schon ziemlich bejahrter Mann, und hatte einen hohen Haufen Reisig vor sich, aus welchem er emsig Besen machte. Der Mann war nemlich seines Handwerks ein Maurer, wie man sie auf den Dörfern antrifft, welcher es nie bis zur Meisterschaft hatte bringen können, und daher im Sommer bei einem Meister als Geselle arbeitete, im Winter aber, wenn er nicht auf der Ofenbank schlief oder im Wirthshaus saß, Besen und Körbe machte. Es war schon spät in der Nacht, draußen heulte der Sturm, und der Schnee schlug an die kleinen Fenster; schon lagen elf Besen fertig vor ihm, das Dutzend sollte noch voll werden, darum arbeitete er emsig an dem letzten Stück, und dieser Benjamin unter den zwölf Besenkindern, das war ich. Also wurde ich erschaffen, und erblickte das Licht der Welt oder vielmehr das Oellicht der Lampe in der Stube des Maurers Lipps den 15. Dezember 1741.

Vor dem Manne aber, welcher mir so eben das Daseyn als Besen gegeben hatte, saß seine Frau, eine spindeldürre Person, um einige Jahre jünger als er, und spann am Rocken. Hurtig sprang der Alte von seiner Arbeit auf, und rief erfreut: „auch wieder ein Dutzend fertig! Die trage ich nun morgen zum Kronenwirth."

„Zum Kronenwirth!" erwiederte die Frau, „daß Du das Geld wieder versaufen kannst, Du alter Lump! muß denn alles durch die Gurgel gehen, Du versoffener Schlingel!"

„Weib, schimpf nicht so, sonst lasse ich alle meine Besen auf Deinem Rücken tanzen; ich sage Dir, dieses Dutzend bekommt der Kronenwirth; ich hab's ihm schon lange versprochen."

„Und zum Voraus versoffen!" fiel ihm die Frau in's Wort. „Das will ich sehen, ob Du diese Besen auch wieder in's Wirthshaus trägst! lieber kratze ich Dir die Augen aus!" Und dabei machte sie eine so drohende Bewegung mit ihren langen, dürren Fingern gegen ihn, daß er es für nöthig fand, die Offensive zu ergreifen, und einen Besen zur Hand nahm, um ihr damit einen tüchtigen Streich zu versetzen. Die Frau aber hatte eben so schnell eine Waffe ergriffen, und mich traf das

Loos, von ihren dürren Fingern umkrallt zu werden, und in diesem hitzigen Zweikampf ihr zur Wehr zu dienen. Beide Theile schlugen eine gute Weile aus Leibeskräften auf einander, so tapfer aber auch das Weib sich wehrte, so wurde doch der Mann Meister über sie, riß mich aus ihrer Hand, drehte den Stiel um, und ließ mich nun schnell und kräftig auf ihren Rücken fallen, bis es ihr endlich gelang, seinen Händen zu entwischen, sich in die Kammer zu flüchten und den Riegel vorzuschieben. Nach langem Parlamentiren versprach endlich die Frau Besserung, und wollte nichts mehr dagegen einwenden, wenn die Besen der Kronenwirth bekomme; er aber gelobte, sie nicht mehr zu schlagen, wenn sie die Kammerthür aufmachen würde, und so wurde denn der Friede wieder hergestellt, und das streitende Ehepaar legte sich ausgesöhnt zur Ruhe.

Den andern Morgen aber stand die Frau vor Tag auf, und nahm, während der Mann noch schlief, uns Besen auf den Kopf, und ging mit uns in die Stadt auf den Markt. Mit dem Geschrei: Besen feil! kauft schöne Besen! trug uns das Weib durch die Straßen der Stadt. Sie hatte bereits viele Straßen durchschritten, als ihr aus einem großen, schönen Haus gerufen wurde; ein sehr hübsches Mädchen trat unter die Hausthür, besah sich die Besen, wählte lang, und kaufte endlich mich. Ich wurde in die Küche getragen, und bekam die Bestimmung, Küche, Hausflur und die Straße zu reinigen. In dem vornehmen Haus, in welchem ich jetzt leben mußte, ging es sehr groß her; eine Menge Domestiken rannten immer auf und ab, um den Willen der Herrschaft zu erfüllen. Da war ein Bedienter, ein stattlicher Bursche, der geberdete sich so stolz und eitel wie ein Herr; da war ein Kutscher, der die Pferde besorgte, ein schon alter, steifer Kerl; da war eine Kammerjungfer, welche die Damen des Hauses in dem Zimmer bediente; eine dicke Köchin, welche nicht vom Herde weg kam, und endlich noch ein Dienstmädchen, welches der Köchin helfen mußte, das Haus zu reinigen hatte, und die Kommissionen in der Stadt besorgte.

Das Dienstmädchen war erst vor einem halben Jahr von dem Land in die Stadt gekommen, kaum 16 Jahre alt, und von einer frischen und jugendlichen Schönheit, welche Aller Augen auf sich zog. Man nannte sie daher in der ganzen Stadt nur Schön-Röschen, und überall war sie beliebt, weil sie unschuldig, munter und gutmüthig war. Sie hatte auch den ganzen Tag mit mir zu schaffen, und ich war stolz darauf, in so schönen Händen zu seyn. Sie war vom Morgen bis zur Nacht guten Muths, singend und lachend kehrte sie Küche, Treppe Hausflur und die Straße, und manche Vorübergehenden schäkerten mit dem hübschen Mädchen, und sagten ihr Schmeicheleien, welche sie neckend beantwortete. So wie sie sich selbst sorgfältig putzte und Freude am Flitter und Tand hatte, so war sie auch gewohnt, Alles, womit sie umging, zu verzieren und zu verschönern, und so konnte sie es denn nicht unterlassen, auch um mich ein rothes Bändchen zu binden, um mich ein bischen schöner und kenntlich zu machen, da sie es nicht leiden konnte, wenn manchmal der Kutscher mich nahm, um den Stall zu kehren, worüber sie oft in Streit mit einander kamen. Dieses rothe Bändchen machte mir sehr viele Freude; denn ich war noch so eitel, wie es die Menschen in den Jahren der Kindheit sind, welche jeder bunte Flitter stolz und glücklich macht, und es fiel mir nicht ein, zu bedenken, daß ein Besen eine so struppige, unförmliche Kreatur ist, daß aller Putz und aller Flitter ihm doch keine Liebenswürdigkeit geben kann; ich vergaß es, daß Schön-Röschen in dem einfachsten, ärmlichsten Gewand Aller Augen auf sich zog, und durch ihre Schönheit entzückte. Denn so viele weibliche Personen noch im Hause waren, so kann ihr doch keine an Schönheit gleichen, und man mochte keine neben ihr sehen. Da war die gnädige Frau des Hauses, von dem Umfang einer Tonne, mit plumpen Gesichtszügen; da war ihre Tochter, Fräulein Emilie, welcher es ungefähr gerade so ging, wie mir, denn auf einem mißgestalteten Körper saß ein eben so häßlicher Kopf, mit einem Haar, so roth und struppig wie ein Besen, so daß Schön-Röschen uns oft mit einander verglich. Die arme Emilie wußte auch nicht, so wie ich, daß, wo die Natur uns Schönheit versagte, Putz und Flitter diesem Mangel wenig abzuhelfen vermag; denn obgleich sie sich immer auf das sorgfältigste schmückte, und mit den buntesten Farben, mit Gold und Silber und Edelsteinen sich umhing, so machte sie das so wenig schön, als mich mein rothes Band. Nur einen großen Vorzug hatte sie vor mir, daß sie nämlich, als einzige Tochter der reichsten Eltern, dennoch von vielen Anbetern umflattert, ja sogar bereits mit dem schönen Grafen von Plock versprochen war, um welchen sie alle Töchter der Stadt beneideten. Von dem andern weiblichen Personal des Hauses, von der Mamsell oder Kammerjungfer, welche so mager, als ihre Gebieterin dick war, und von der Köchin mag ich gar nicht reden, da sie mit meinem Schön-Röschen gar nicht verglichen werden konnten.

Ich lebte auf diese Weise manche zufriedene Tage, neue Besen kehren gut, das ist ja in der ganzen Welt bekannt, und so war Schön-Röschen mit mir und ich mit ihr zufrieden. Bald hatte ich auch Gelegenheit, einen Blick in den Glanz der vornehmen Welt zu thun. Es war die Carnevalszeit, in welcher die Maskenbälle gehalten wurden. Auch Emilie nahm sich vor, einen zu besuchen, aber ihrem Bräutigam sollte die Wahl ihrer Maske verschwiegen bleiben, indem sie eine Wette mit ihm einging, daß er sie nicht erkennen werde. Sie stellte eine Besenhändlerin vor, und ich gehörte zu dem halben Dutzend Besen, welche sie zum Verkaufe ausbot. Der Bräutigam aber wußte schon den Tag zuvor die Wahl ihrer Maske, denn er hatte die Kammerjungfer so sehr einzunehmen gewußt, daß sie ihm im höchsten Vertrauen und unter dem Versprechen der heiligsten Verschwiegenheit ihren ganzen Anzug verrathen hatte. Da unter der Maske ihr Gesicht und ihr struppiges Haar verborgen war, und sie mit vielem Geschmack ihren Anzug und ihren Putz zu wählen wußte, so stellte sie doch ein hübsches Landmädchen vor. Wie staunte ich, als ich in den prächtigen Tanzsaal trat, wo tausend flimmernde Lichter die Augen blendeten, wo der Glanz der Kronenleuchter, die kostbaren Verzierungen an den Fenstern und den Wänden mir entgegenschimmerten, wo eine rauschende Musik uns mit schmetternden Tönen begrüßte! Und erst die Pracht der Anzüge, die Schönheit der Damen und Herren in den verschiedensten Trachten; bald herrlich glänzend in Gold und Edelsteinen, bald durch komische Gestalten Lachen erregend. Die Paare wogten in den buntesten Formen durch die weiten Räume des Saals, und schienen auf den Wogen des Lichts und der rauschenden Musik zu schwimmen; in der Zwischenzeit aber neckten sich die Masken oder führten charakteristische Züge auf. Meine Emilie hatte uns schon eine Weile herumgetragen und uns feil geboten, manches Witzwort bekommen und erwiedert, aber sich vergeblich bemüht, ihren Bräutigam unter den Verkleideten zu erkennen, und tröstete sich nun damit, daß sie eben so wenig von ihm könne erkannt worden seyn. Da trat plötzlich

eine kleine, bucklichte Gestalt vor sie hin, als König der Nacht, seltsam und phantastisch gekleidet, und redete sie mit den Worten an: „Schöne Maske, Dir gebührt, als Königin, den Scepter der Schönheit zu führen, nicht aber mit Besen zu handeln; laß uns tauschen, gib mir nur einen Besen für meinen Scepter, damit ich ihn meiner Lieblingshexe zum Geschenk bringen kann." Emilie stutzte, die Stimme schien ihr bekannt, sollte es der Graf, ihr Bräutigam, seyn? Aber nein! so konnte er sich nicht verkleiden, so konnte eine große, schlanke Gestalt sich nicht zusammenschrumpfen. „Meinetwegen", erwiederte sie schnell, „für den König der Hölle ist auch ein Besen gut!" und damit übergab sie mich der bucklichten Majestät, und nahm dagegen den Scepter in Empfang. Sobald sie ihn in die Hände nahm, erblickte sie einen darum gewickelten Streifen Papier, auf welchem die Worte standen:

Nimm den Schönheits-Scepter hin,
Meines Herzens Königin;
Süße Braut, die ich erkoren,
Deine Wette ist verloren!

Ihr Herz wallte vor Freude, schnell blickte sie wieder auf, um dem Geliebten zu danken; aber er war nicht mehr da, sie suchte ihn in dem ganzen Saal vergebens, bis er nach einigen Stunden, als die Masken abgelegt wurden, mich ihr wieder zurück gab, und wir gegen Morgen nach Haus zurückkehrten.

Auch in der niedrigen Sphäre der Bedientenwelt herrschten mancherlei Kabalen im Kleinen, wie bei den Herrschaften im Großen. So war z. B. der Bediente Johann der erklärte Geliebte der Kammerjungfer, welcher er auch in der besten Form Herz und Hand auf ewig versprochen hatte, was ihn aber nicht abhielt, auch auf mein Röschen ein Auge zu werfen und überall nachzugehen, um sie von seiner Liebe zu unterhalten. Röschen aber konnte ihn nicht ausstehen, weil er ein eingebildeter, dummer Mensch war; und da er einst gar zu zärtlich wurde, als sie allein in der Küche mit mir kehrte, da kehrte sie mich um, und versetzte mit dem Stiel dem verliebten Johann einige so derbe Hiebe, daß es ihm klar wurde, wie wenig er von seiner Liebe zu hoffen habe, und beschämt davon schlich. (Fortsetzung folgt.)

Demoiselle Rachel in London.

Ein französisches Journal scherzt, in Bezug auf die Triumphe der Schauspielerin Rachel in London auf folgende Weise: Hermione hat alle brittischen Herzen zerrüttet, alle parlamentarischen Interessen getödtet, die Getreide- und Zuckerfrage, Mac Leod, den Präsident, den Orient, China erstickt. Die transatlantischen Ovationen, die Fanny Elßler erhält, sind ein Kinderspiel gegen die gigantischen Triumphe der Dem. Rachel. Das ganze Parlament liegt zu den Füssen Melpomenens; ein anderes Bataillon von Lords antichambrirt, um einen Blick von der jungen Israelitin zu erhalten, und ihr den Saum des Kleides zu küssen. Man schickt der Tragödin nicht mehr Shawls, kostbare Stoffe und Edelsteine, sondern Besitzungen von 30,000 Metres, Wälder, Dörfer, Marktflecken, mit einem Worte, England verliert ganz den Verstand. Dem. Rachel hat das Bischen Vernunft, welches John Bull noch hatte, ganz erschüttert. Indem wir ihm Dem. Rachel schickten, haben wir Albion in einen Zustand von Geistesabwesenheit versetzt. Aber Ihr meint vielleicht, dieser Enthusiasmus unserer Nachbarn über dem Kanal gründe sich auf

Achtung vor dem Talente unserer jungen Hermione? Keineswegs! Es ist damit bei ihnen wie mit der Musik. Sie hören Rubini und Tamburini aus genre, applaudiren aus fashion. London äfft die elegante Welt von Paris und druckt den französischen bon ton nach, wie Brüssel die Pariser Politik nachäfft, und die französische Literatur nachdruckt. Die Aufnahme, welche John Bull den Künsten angedeihen läßt, entsteht nicht aus einer wirklichen Verehrung für dieselben; bei ihm ist Alles gemacht, konventionell, falsch; Alles entspringt dort aus einer Quelle, aus idiopatriotischem Hochmuth. Vergebens erschöpfen sich die englischen Journale in Bewunderung, vergebens begrüßt das Publikum des Londoner Theaters die reine und korrecte Sprache unserer jugendlichen Tragödin, so wie die unnachahmliche (?) Poesie unserer Klassiker: das englische Publikum versteht weder unsere Werke, noch ihre Dollmetscher. Um den Sinn der Racine'schen und Corneille'schen Tragödien zu fassen, muß der brittische Zuschauer mit einem Buch in der Hand kommen, und folgt dem Autor und der Aktrice von Vers zu Vers. Zu diesem Geschäfte reicht aber ein Individuum allein nicht hin; drei oder vier Zuschauer müssen sich, wie man sagt, vereinigen, um den Sinn des Autors zu errathen. Stellt Euch eine der letzten Darstellungen der Rachel vor. Drei Engländer hören die „Andromache" mit dem Buch in der Hand.

Hermione:
Non, non, il les verra triompher sans obstacle,
Il se gardera bien de troubler ce spectacle.

Erster Engländer (zu seinem Nachbar):
What is it? (Was heißt das?)

Zweiter Engländer:
She would put the trouble in this play-house. (Sie wird dieß Schauspielhaus in Unruhe versetzen.)

Hermione:
Il peut me conquérir à ce prix de danger,
Je me livre moi-même et ne puis me venger!

Dritter Engländer:
What is it: Je me livre moi-même?

Erster Engländer:
J am a book myself. (Ich bin selbst ein Buch.)

Hermione:
. . . . . Tais-toi, perfide,
Et n'impute qu' à toi ton lâche parricide.

Erster Engländer:
Beautiful! (Schön); (zu seinem Nachbar): What is it: N'imput?

Zweiter Engländer:
It is a new french word J don't know. (Das ist ein neues französisches Wort, welches ich nicht kenne.)

Und so geht es immerfort. Jede Erklärung wird von einem Enthusiasmusgeschrei begleitet. Urtheilt daraus, was man von den ungeheuren Ovationen, welche der Dem. Rachel in London zu Theil werden, halten soll. (Nürnb. Corresp.)

Gemälde von Paris.

Der Posthof.

Ueber dem Eingange des Posthofs (la cour des messageries) sieht man einen Globus, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Erdball vorstellen soll. Frankreich, von rothen Linien durchschnitten, die alle vom Zentrum, oder Paris, ausgehen, nimmt allein mehr als die sichtbare Hälfte dieser großen

Kugel ein. Diese Allegorie — wenn es eine seyn soll — macht dem Architekten Ehre, weil er vielleicht dadurch hat zu verstehen geben wollen, daß für die Administration das Weltall in den großen Straßen bestehe, die von den Postkutschen befahren werden. Das Thor, an und für sich selbst, ist nichts weniger als groß und zwar deßhalb, weil ein Gewürzkrämer, der, in der Montmartrestraße, dicht daneben wohnt, sich in keinen Vergleich einlassen will, wodurch, mit Aufopferung seines Eigenthums, eine fast nothwendige Vergrößerung und Verschönerung erzielt werden könnte.

Das Einkommen, welches die Postkutschen den Unternehmern dieses Etablissements abwerfen, ist sehr bedeutend, und es giebt in Frankreich vielleicht nicht ein Dorf, das ihnen nicht seinen Tribut bezahlt.

In diesem Posthofe kann man den größten Theil der Fremden begrüßen, die aus allen Ländern Europas zu Paris, wie in einem Zentrum, zusammentreffen. Man hört dort eine Verwirrung der Sprachen, wie beim Thurmbau zu Babylon, man sieht ein Gemisch von Trachten, wie in einer Theatergarderobe, und eine Musterkarte von Gesichtern, wie in einem Wachsfiguren-Kabinet. In einer und derselben Minute kommen oft die Diligencen von Marseille, Bayonne, Calais und Straßburg an, und der Grund der englischen Sprache reibt sich gegen die Politur der Zunge Italiens, so wie die Periphrase der deutschen Mundart gegen den Schwulst der baskischen Rede; denn es ist höchst selten, daß die ehrlichen Reisenden aller Länder, nicht am liebsten und herzlichsten in ihrer Muttersprache — fluchen. Man kann sich leicht denken, daß die untern Beamten des Hauses, bei diesem Konzert von Schwüren und Flüchen, nicht im Rückstand bleiben mögen, um den Ankommenden bei Leibe keinen nachtheiligen Begriff von der Pariser Energie zu geben, und sowohl aus diesem eklektischen Grunde, als aus reiner Vaterlandsliebe, beten sie beständig das ganze Alphabet der Seine-Matrosen und Sackträger ab.

Das Gähnen, Poltern und Fragen der Ankommenden, die Eilfertigkeit, das Singen und Pfeifen der Abreisenden, die überraschenden Wiedererkennungen, die rührenden Abschiedsscenen, die Empfehlungen und Versprechungen, die Freude und die Thränen, die Hoffnung der Einen, die Bedauerung der Andern, der emporrankende Ehrgeiz, die niedergedrückte Verabschiedung, Furcht und Liebe, Entzücken und Traurigkeit, alle diese verschiedenartigen Bewegungen und Gefühle und Leidenschaften malen sich mit scharfen Zügen auf diesen Gesichtern, und ein Physiognomist kann keinen bessern Schauplatz zu seinen Beobachtungen erwählen, denn es gibt unter den Ein- oder Aussteigenden nur Wenige, in deren Augen nichts als Gleichgültigkeit zu lesen wäre. —

Um sich eine Idee von der Wichtigkeit dieser Unternehmung zu machen, muß man wissen, daß sie beständig mehr als zweihundert Diligencen in Bewegung setzt, und mehr als eilfhundert Pferde zu Bespannung derselben braucht, und daß die Messagerien jährlich über 1,100,000 Stunden zurücklegen. Die alleinige Unterhaltung der Pferde kostet jährlich über 4 Mill. Franken. Es gibt nicht einen Winkel in ganz Europa, mit dem dieß riesenhafte Unternehmen nicht in Verbindung stehe, und wohin es nicht Aufträge übernähme, für deren richtige Beförderung es immer gutsteht.

Seit einigen Jahren sind die Postkutschen sehr verbessert, und viel bequemer gemacht worden. Alles hängt jetzt in Federn, und man hat jetzt nicht mehr die harten Stöße zu besorgen, wodurch früher die Reisen so unangenehm waren. An den Barrieren von Paris werden die Reisenden, welche mit den Diligencen ankommen, nicht durchsucht, sondern ein Beamter begleitet sie bis in den Posthof, wo sich das Specialmautbureau befindet. Diese Einrichtung, die viel zur Bequemlichkeit der Reisenden beiträgt, kostet der Administration jährlich ungefähr 12,000 Franken.

Das Regiment von Schneidern.

Als Elliot, der unsterbliche Vertheidiger Gibraltars, in London Oberster war, und einmal den Auftrag erhielt, ein leichtes Dragonerregiment von 360 Mann zu errichten, ward er, eben als er auf seinem Zimmer mit verschiedenen Offizieren und Unteroffizieren die Disposition der Werbung und der Einrichtung verabredete, auf einmal gewahr, daß seiner Wohnung gegenüber einige hundert Schneider in ein Haus gingen. Er erfuhr, daß dieß eine Schneiderherberge sey. „Gut,“ sagte er zu den Unteroffizieren, „so kann man ja nur in dieß Haus gehen, und dort gleich ein ganzes Regiment anwerben. Die Unteroffiziere antworteten; „der Antrag möchte ihnen übel bekommen, sie würden statt Rekruten, Schläge erhalten.“ „Die Sache kommt nur auf die Art des Vortrages an,“ erwiedert Elliot. „Ich will selbst hineingehen, und mich für einen gewissen Schneider ausgeben.“ Es wurde ein Korporal gerufen, der von Profession ein Schneider war. Dieser mußte dem General den Gruß der Schneider lehren. Der Oberst ging nun in den Saal, wo die Schneiderbursche waren, grüßte nach Schneiderart die Versammlung und sagte: „Ich versichere Sie, nichts als die Liebe, die ich noch für Ihr, von mir in der Jugend erlerntes Handwerk habe, treibt mich an, Ihnen meinen Besuch zu machen. Jetzt da ich durch die Fügung des Himmels vom Schneider zum Obersten avancirt bin, wünsche ich nichts so sehr, als ein Regiment von Schneidern anführen zu können, um den Ruf zu widerlegen, daß die Schneider keine Courasche hätten. Es ist meine Absicht nicht sie zu überreden, Dienste zu nehmen; nur ersuche ich Sie, wenn einige von ihren Professionsfreunden Lust zum Soldatenleben haben, sie mir zuzuweisen“. Manche von den Schneidergesellen wollten seinem Mährchen nicht glauben, und verlangten zu ihrer Ueberzeugung zu wissen, ob er auch einen Rock zuschneiden könnte. Weil nun oft die Montirung in seiner Gegenwart zugeschnitten ward, und er als Ingenieur gut zeichnete, ward es ihm nicht schwer, ihr Verlangen zu befriedigen. Er ließ Montirungstuch kommen und zeichnete und schnitt, Beifall einerntend, den Rock zu. Er gewann um so mehr das Zutrauen der Versammelten, da er der Gilde zwei Dutzend Guineen zum Vertrinken schenkte. — Das dafür gekaufte und genossene englische Ale oder Starkbier that so gute Wirkung, daß am folgenden Tage einige hundert Schneider zu ihm kamen und Dienste bei ihm nahmen. Binnen 14 Tagen war sein Regiment vollzählig, und ohne viele Mühe erhielt es sich in der Folge so: ein Schneider engagirte den andern. Und bis diese Stunde schwören noch einige Dragoner unter diesem Regimente, daß ihr General ein Schneider gewesen sey. — Daß dieses Regiment unter Elliot's Anführung überall die glänzendsten Beweise der unerschrockensten Tapferkeit gegeben, darf wohl nicht übergangen werden.

№ 56.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Lurley.

Eine Rheinsage.

Es schwimmt im Abendscheine
Den Rhein hinab ein Kahn;
Ganz ruhig und alleine
Zieht er die Wellenbahn.

Ein schmucker Jüngling lenket
Das Schifflein wohlgemuth;
Anmuthig plätschernd senket
Das Ruder sich zur Fluth.

Schon zittert im dunklen Thale
Des Tages letzter Glanz,
Doch glüht in gold'nem Strahle
Noch rings der Felsenkranz.

Der Jüngling beuget eben
Vorüber am steilsten Hang:
Was mag ihn da umbeben
Für wundersamer Klang.

Und zauberisch ergriffen
Vom Ton, der traf sein Ohr,
Hebt zu den Felsenriffen
Das Auge er empor.

Und auf den gold'nen Höhen,
Da sitzt ein glänzend Weib:
Nie ward auf Erden gesehen
So wunderholder Leib!

Das lange Goldhaar hanget
Um Nacken und Arm zerstreut;
Es funkelt drinnen und pranget
Das reichste Perlengeschmeid.

Und ihren Korallenlippen
Entquillt ein Zaubergesang;
Gar hold schallt von den Klippen
Des Liedes Wiederklang.

Nicht kann den Blick mehr wenden
Der Schiffer von den Höh'n,
Das Ruder entsinkt den Händen,
Er weiß nicht, wie ihm gescheh'n.

Er sieht nicht, wie die Wogen
Umbrausen seinen Kahn;
Von Liebesweh umzogen,
Starrt er zur Maid hinan.

Da schwebt vom Felsenrücken
Sie nieder in den Strom,
Und schaut mit den blauen Blicken
Ihn an so mild und fromm.

Und singt ihm zu und winket
So voller Liebesglut,
Und lächelt — und versinket
Dann in des Rheines Fluth.

Und auf des Wassers Höhen
Glimmt noch ein goldn'er Schein.
Da ists um ihn geschehen,
Es zieht ihn rasch hinein.

Schon hüllen ihn die Wogen
Sein Sehnen ist vorbei —
Es hat ihn hinabgezogen
Die falsche Lureley.

M. Buchbaur, Cand. phil.

Geschichte eines Besen.

Von Gerber.

(Fortsetzung.)

Der Kammerjungfer aber war es nicht entgangen, welches Wohlgefallen Johann an Röschen hatte, und wie er ihr überall nachschlich, denn die Liebe sieht gar scharf. Sie bildete sich daher nichts anders ein, als Röschen wolle ihren Johann verführen, und begünstigte seine Bewerbungen, und die heftigste Eifersucht tobte in ihrem Herzen. So hatte sie auch diesmal bemerkt, daß Johann allein bei Röschen in der Küche gewesen war, und darüber entbrannte ihre Eifersucht wie ein verzehrendes Feuer, und kaum kehrte Röschen eine Stunde darauf die Hausflur, als sie, mit dem Kehrwisch in der Hand, herunter kam, und ihre vermeinte Nebenbuhlerin mit Vorwürfen und Schimpfworten überhäufte.

Der geneigte Leser wird mir die Mühe ersparen, den Verlauf dieser lebhaften Debatte weitläufig zu berichten; was ist schneller als eine weibliche Zunge, welche von Haß und Eifersucht in Bewegung gesetzt wird? wer vermöchte so schnell nachzudenken und nachzuschreiben, was mit Blitzesschnelle über zwei erbitterte weibliche Lippen geht? Mein Röschen vertheidigte sich anfangs ganz ruhig und gelassen, daß sie nichts von ihrem Johann wolle, wie dies ihr Besen am besten würde bezeugen können, wenn er reden könnte, was ich auch gerne bestätigt hätte, wenn ich hätte zum Wort kommen können. Zuletzt aber ereiferte sie sich auch, und wurde eben so heftig, wie ihre Gegnerin, und als endlich die Zungen zu kurz wurden, da nahm die Kammerjungfer ihren Kehrwisch zu Hülfe, und gab meinem Schön-Röschen einen tüchtigen Streich auf den Kopf. Eben so schnell gebrauchte nun Röschen mich als Waffe, und so entstand nun ein hitziger Kampf zwischen Besen und Kehrwisch, der aber bald entschieden war. Denn mein Röschen war nicht nur jünger, stärker und kräftiger als die Kammerjungfer, sondern ich darf mich in aller Bescheidenheit rühmen, daß ich durch meine Tüchtigkeit und Tapferkeit ihr schnell zum Sieg verhalf,

indem ich der Gegnerin den Kehrwisch aus der Hand schlug, und vielleicht noch lange nicht aufgehört hätte, ihren magern Rücken abzukehren, wenn nicht auf den entsetzlichen Lärmen die Hausleute herbeigekommen wären, und dem gewaltigen Zweikampf zwischen Besen und Kehrwisch ein Ende gemacht hätten.

Die Kämpfenden wurden auseinander gerissen, die Kammerjungfer schämte sich, unter den Händen ihrer Gegnerin am Boden liegend getroffen worden zu seyn, und da man die Ursache des Streits nicht errathen sollte, so machte sie schnell einen Spaß daraus, fing an übermäßig zu lachen, und stellte sich, als ob sie auf das beste mit Schön-Röschen einig wäre. Auch nachher ließ sie durchaus keinen Haß mehr gegen mein Röschen merken, sondern wurde sogar weit freundlicher und herzlicher als zuvor. Ich muß gestehen, daß, wenn ich gleich nur ein Besen war, ich dieser Freundlichkeit nicht traute, denn es lag etwas so Falsches, Katzenartiges in ihren blinzelnden Augen, daß nur mein unschuldiges Röschen sich konnte täuschen lassen. Meine Besorgniß stieg auf den höchsten Grad, als Röschen eines Tages ausgegangen war, und mich in ihrer Kammer hatte stehen lassen. Denn da schlich auf einmal die Kammerjungfer herein, öffnete still und leise Röschens Kleiderschrank, zog ein Paar große, kostbare goldene Ohrringe aus ihrer Tasche, und versteckte sie schnell in eine Ecke des Schrankes unter allerlei Weißzeug, wo sie schwer zu finden waren, und eilte dann wieder eben so heimlich fort. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, zu errathen, was diese Kammerkatze damit bezwecke; nur das fühlte ich wohl, daß es nichts Gutes seyn könne; mir wurde angst und bang um mein armes Röschen, und das Herz wollte mir vor Jammer zerspringen, daß ich das Vorgefallene nicht erzählen und sie warnen konnte.

Röschen aber hatte keine Ahnung von meinem Kummer, sie lachte, sie scherzte, sie vollbrachte heiter und flink ihr Tagewerk, wie zuvor, da wurde die Glocke des Hauses gezogen, und verdrießlich rief die Kammerjungfer, daß der schwarze Kaminfeger schon wieder da sey, Röschen solle herunter kommen, sie wolle den rußigen Kobold nicht sehen. Die Köchin war auf dem Markt, und so mußte denn Röschen in die Küche eilen, um aufzuräumen. Es war ein junger, schlanker, sehr schön gewachsener Bursche, welcher in die Küche kam, und nach wenigen vertraulichen Worten und Winken seine Leiter ansetzte und den Schornstein bestieg. Er muß nicht viel Ruß darin gefunden haben, denn er kam sehr bald wieder oben herunter, in welcher Zeit Röschen die Küchenthüre zugemacht hatte. Zu meiner Verwunderung eilte der junge Schornsteinfeger auf Röschen zu, und schlang ganz vertraut den Arm um ihren Leib. Nachdem sie die Liebkosungen des Grafen und des Bedienten Johann mit meiner Hülfe so heftig abgewehrt hatte, dachte ich nicht anders, als ich würde ihr nun auch gegen die Vertraulichkeit dieses Schornsteinfegers zu Hülfe kommen müssen, aber zu meinem Erstaunen ließ sie mich ganz ruhig neben seinem rußigen Besen stehen, hielt sich sogar nur in so unbedeutender Entfernung von ihm, um ihre Kleider nicht schwarz an ihm zu machen, ja, um ihn für diese Zurückhaltung zu entschädigen, putzte sie ihm zuerst mit der Schürze das Gesicht und besonders den Mund ab, worauf allerdings ein so schönes weiches, rundes, rothes Lippenpaar zum Vorschein kam, unter welchem eine so schöne Reihe Zähne hervorlächelten, daß ich es ihr nur halb verdenken konnte, wenn sie sich recht innig von ihm küssen ließ, und seine Küsse sogar eben so zärtlich erwiederte. Es ist mir leid, daß ich diesen Umstand meinen

Lesern nicht verschweigen kann, denn ich hätte meinem Schön-Röschen gerne einen bessern, angeseheneren Geliebten gegeben, als einen schwarzen Schornsteinfeger, allein selbst ein Besen, der einmal seine Geschichte beschreibt, ist verpflichtet, der Wahrheit treu zu bleiben, und man weiß ja wohl, daß die Mädchen in ihrer Liebe ihrem eigenen Kopfe folgen, und selten thun, was die Mutter oder die Tante oder der Verfasser will, welcher ihr Leben beschreibt. Wenn ich aber die schöne, kräftige Gestalt des jungen Schornsteinfegers betrachtete, und mir ihn in andern Kleidern, mit einem gewaschenen Gesicht dachte, was ja auch bei ihm wenigstens mehr als ein Mal in der Woche der Fall war, so mußte ich gestehen, daß er der schönste Jüngling sey, welchen ich bis jetzt gesehen hatte, und daher Röschen sich ihrer Liebe nicht zu schämen brauchte. Denn er gewann meine Zuneigung eben so sehr durch die Freundlichkeit seiner Worte, durch die Redlichkeit und Gutmüthigkeit, welche aus ihm sprach. Sie flüsterten zwar nur leise mit einander, aber es waren die zärtlichsten und doch dabei kindlichsten Ergießungen unschuldiger Herzen, welche die reinste Liebe beglückte. Ich merkte aus ihrem Gespräche, daß sie Nachbarskinder waren, und sich schon früher geliebt hatten, ehe Heinrich, so hieß er, ein Schornsteinfeger wurde, und daß sie fest entschlossen seyen, sich ein Mal zu heirathen, wenn sie sich so viel erspart haben würden, um eine Haushaltung anfangen zu können. Er erzählte von seiner Mutter, von dem Geld, das er wieder zurückgelegt habe, und sie wollte ihm eben den Vorfall mit der Kammerjungfer erzählen, als die Köchin vom Markt zurückkehrte, und schon beinahe an der Thüre war, als das glückliche Paar sie erst hörte. Schnell griff Heinrich nach seiner Leiter und nach seinem Besen, irrte sich aber in der Eile, und nahm mich mit fort, wogegen er seinen rußigen Schornsteinbesen stehen ließ.

Es that mir von Herzen weh, durch diesen Mißgriff von meinem lieben Röschen getrennt zu werden, und in die schwarzen Hände eines Schornsteinfegers zu kommen. Je länger ich aber bei meinem neuen Herrn war, je lieber mußte ich ihn gewinnen; er war so heiter, so freundlich, so gut, daß man gerne bei ihm seyn mußte. Er war immer froher Laune, und oft ertönte sein lustiges Lied selbst in dem engen Raum der Schornsteine. Ich war nicht so munter, wie er, ich konnte die ruhigen Tage bei Röschen nicht vergessen, und hatte eine Abneigung vor dem neuen Beruf, zu dem ich gebraucht wurde. Mein ganzes Leben war nun dem öffentlichen Dienst gewidmet, ich theilte das Loos von vielen gering geschätzten Menschen, welche ihre Kräfte dem Dienste des allgemeinen Besten aufopfern, ohne dafür belohnt, erkannt und geachtet zu seyn. Ich war es ja doch, welcher die volkreiche Stadt vor Feuersgefahr schützte und so manchen Haufen Ruß wegkehrte, aus welchem ein verzehrendes Feuer hätte werden können; aber wer dachte daran! Wie stolz blickte nicht mancher schön geputzte Kehrwisch auf mich herab, weil ich schwarz und rußig war, der doch in der Welt zu nichts nützte, als den Staub in einem vornehmen Haus abzukehren! Und wie mühevoll war mein Dienst! Den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe; bald mußte ich die ärmlichsten, niedrigsten halbverfallenen Rauchfänge der Armen reinigen, in welchen nie der Rauch einer guten Mahlzeit aufstieg; bald die hohen Schornsteine der prächtigen Wohnungen der Reichen säubern, welche von dem Rauch und Dunst kostbarer Speisen nicht erkalten. Ich würde manchen interessanten Zug meines Schornsteinfegerlebens erzählen, wenn nicht ein Hand-

werksgenosse in seinen Memoiren mir zuvorgekommen wäre, und den Lesern bereits ein Bild davon gegeben hätte.

Es ist ein undankbares, verdrießliches Geschäft um das Reinigen und Aufputzen, im Leiblichen wie im Geistigen; man nimmt unwillkürlich eine gewisse Rauhigkeit und Härte an, und ich kann es nicht läugnen, daß ich auch bei diesem Dienst meine frühere Weichheit und Elastizität verlor, und ein immer rauherer Besen wurde; darum ist es kein Wunder, wenn auch die Rezensenten, Sittenrichter, Polizeibeamte u. s. w., welche so viel mit geistigem und moralischem Unrath zu thun haben, und auskehren müssen, rauh und hart werden. Ja ich litt sichtbar in diesem harten, beschwerlichen Dienst, ich magerte täglich ab, verlor ein zartes Reis um das andere, und kam um die Rundung und Fülle, welche mir so gut anstund, und es würde mir gewiß eben so gegangen seyn, wie manchem großen und kleinen Mann, welche im grenzenlosen Eifer des Staatsdienstes ihr Leben zu Grund gerichtet haben, wenn mich nicht ein glücklicher Zufall davon befreit hätte.

Mein Schornsteinfeger Heinrich besuchte oft seine Mutter, eine Frau noch in den besten Jahren, welche Wittwe war, und noch drei kleine Kinder und eine alte Mutter zu ernähren hatte. Heinrich ging nicht leicht bei dem Häuschen vorbei, wo seine Mutter wohnte, ohne einen Augenblick bei ihr einzukehren, und bei einem solchen Besuch fügte es sich, daß er mich bei'm Eintritt in das Haus, in der Küche, neben einen Besen seiner Mutter stellte, und beim Fortgehen mich mit demselben verwechselte. So kam ich aus dem öffentlichen Dienst der Stadt wieder in das Familienleben, aber ich hatte leider nicht viel gewonnen. Es geht den Besen wie den alten Kleidern, den Pferden, und wie manchen Menschen, welche vom Glück nicht begünstigt sind; je älter und unbrauchbarer sie werden, um so tiefer sinken sie, um so mehr kommen sie immer in gemeine Hände, und müssen immer niedrigere Dienste thun, so wie manches Pferd, welches seine Laufbahn an einer Staatskarosse begann, wenn es alt und unbrauchbar geworden ist, den Mistwagen ziehen muß. Auch ich, ich muß es mit Erröthen und mit Thränen sagen, wurde nun meistens dazu verwendet, um den Stall der Wittwe zu kehren, in welchem sie zwei Kühe hatte, von denen sie sich nährte. Das hätte ich in meinen glücklichen Tagen nie gedacht, wo ich nur in Röschens schönen Händen dazu dienen mußte, den Boden des vornehmen Hauses zu reinigen, und mich so beleidigt fühlte, wenn mich ein Mal der Hausknecht aus Versehen zu seinen Stallgeschäften nahm. Ich tröstete mich zwar, so gut ich konnte, mit dem Gott Herkules, welcher auch ein Mal einen Stall kehren mußte, und manchen verzauberten Prinzessinen und andern hohen Standespersonen, welche oft eben so gemeine Dienste thun mußten, wie ich dies in dem Haus des Grafen oft erzählen hörte, aber die Tugend der Demuth fällt selbst einem Besen schwer, und beinahe Jeder meint, er sey etwas Besseres werth, und vom Schicksal zurückgesetzt; darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn es den meisten Menschen so geht. Nebenher mußte ich wesentlich zur Kinderzucht der Mutter beitragen, denn so oft sie nicht gehorchen wollten und gar zu bös waren, wurde eine Ruthe aus mir herausgezogen, um sie damit zu züchtigen, und hinter den kleinen, zerbrochenen Spiegel gesteckt, um als schreckendes Warnungszeichen immer vor ihren Augen zu seyn. Wenn dies noch lange gedauert hätte, so würde ich bei diesem pädagogischen Dienst noch weit schneller abgezehrt seyn, als selbst im Staatsdienst des Schornsteinfegers, denn ich war bereits um ein Gutes dünner geworden, wobei ich oft an die armen Schulmeister denken mußte, welche bei ihrem geringen Einkommen und dem vielen Zorn und den vielen Schlägen, welche sie austheilen müssen, noch magerer werden, als ich. Indessen sind meine Bemühungen nicht vergeblich gewesen, die Kinder wurden mäuschenstill und folgsam, wenn die Mutter auf die Ruthe wies, und ich kann mich rühmen, ihnen viel Sittsamkeit beigebracht zu haben.

Ein trauriges Ereigniß trennte mich wieder von dieser Familie, und veränderte meine Bestimmung.

Das Häuschen, welches Heinrichs Mutter bewohnte, lag nicht weit von einem großem Strome, dessen Fluthen, wenn er aus seinem Ufer trat, sehr bald den kleinen Hofraum hinter der Wohnung überströmten, ja sie sogar immer der Gefahr aussetzten, ganz weggerissen zu werden. Einst, an einem stürmischen Februarstag, trat plötzlich, nach einem tiefen Schnee, Thauwetter und Regen ein, das Eis hatte sich gebrochen, und mit tobendem Gepolter schwemmten die empörten Wogen ungeheure Eismassen vorbei; das Wasser überströmte den Hofraum, und hätte bald die Wohnung erreicht. Da eilte die Großmutter von den andern Gliedern der Familie unbemerkt mit mir in den Hofraum, und fing an, das Wasser wegzukehren. Die Wellen spotteten nur ihrer schwachen Kraft und ihres thörichten Strebens; in dem Augenblick, als das fleißige Mütterchen mit aller Anstrengung die Wellen wegkehrte, hüpften sie, wie zum Spott, mit neuer Kraft wieder zurück. Allein die alte Frau ließ sich dadurch nicht im mindesten stören, je heftiger das Wasser schwoll, desto emsiger strengte sie ihre Kräfte an, um die Fluth zurückzuwerfen.

Ach! wie gerne hätte ich ihr die Thorheit dieses Bestrebens vorgestellt, wie bedauerte ich, nur ein Besen zu seyn, der nicht reden kann, und wie mußte ich dabei an die schwachen Menschen denken, welche oft blos als unschuldige Werkzeuge, in der Hand mächtiger Thoren, den großen Entwicklungsgang der Weltgeschichte mit eben so ohnmächtigen, lächerlichen Mitteln aufhalten oder rückwärts gehen machen wollen, wie die alte, kindische Frau den gewaltigen Strom mit ihrem Besen. Endlich aber glitt die arme Frau bei der Heftigkeit ihrer Arbeit auf dem noch mit Glatteis bedeckten Boden aus, fiel ins Wasser, und wurde schnell von den tobenden Wellen, zur Strafe für die Vermessenheit, mit welcher sie sich ihnen entgegenstemmte, weggeschwemmt, wie dies meistens das Loos der Thoren ist, welche sich mit kindischer Kraft dem unaufhaltsamen Strom der Zeit entgegenstellen. Aber auch in den Fluthen des Stromes, auch im Todeskampf ließ mich die alte Frau nicht los, sondern umklammerte mich nur um so fester mit ihren starren, knöcherigen Fingern, und so schwamm ich denn mit ihr mitten unter dem Toben und Tosen der Eisschollen den Strom hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Glückliche Fügung.

Ein bayerischer Chevauxlegers-Offizier ritt durch die Straßen des brennenden Moskau, seine Reiterabtheilung aufzusuchen, hinter ihm ein gemeiner Mann. Da hörte er von dem Balken eines an der Ecke eines Gäßchen brennenden Hauses, ein dringendes Hülferufen. Er sah sich um, und gewahrte im armseligen Kittel einen Russen mit einem Sacke auf dem Rücken, den das brennende Haus hinderte, aus dem Gäßchen herauszukommen. —

Dieser war es, der den Offizier um Rettung bat. Der Bayer befahl seinem Reiter durchzusprengen. Das Pferd, der Flamme scheu, gehorchte nicht. Da besann sich der Offizier nicht mehr, spornte sein muthigeres Pferd, nahm aus dem brennenden Gehölze den Russen hinter sich, und sprengte glücklich wieder heraus. Allein noch war der Russe damit nicht zufrieden, er bat dringend, daß der Offizier ihn bis in eine nahe Gasse begleite, damit er unterwegs allein nicht von allenthalben herumschwärmenden Plünderern mißhandelt werde. Auch dieses erfüllte der Offizier, ritt mit ihm bis an das bezeichnete Haus, und trabte weiter.

Jeder weiß das Schicksal jenes mächtigen Heeres, desgleichen die Nähe Asiens seit den Kreuzzügen keines mehr gesehen. Unweit Smolensk wurde unser Offizier nach glücklich bestandenen Gefechten und Leiden umringt, gefangen, ausgezogen und rückwärts geschleppt. Der Unglückliche erkrankte unterwegs ermattet von Mißhandlungen, Entbehrung und Kälte. Ein Spital zeigte ihm sein Schicksal mit allen Bildern des Elends. Die Natur erlag nicht. Aber gleich einem Gerippe wankte er unter dem Haufen vieler Gefangenen durch die öden Gegenden. Der Transport von Offizirren aus Italien, Frankreich und Deutschland gelangte endlich in jene Weiten, wo fast Tage lang kein Dorf zu sehen ist. Hier waren eigene Hütten errichtet, um die Gefangenen Nachts aufzunehmen, unter kümmerlicher Verpflegung.

Eines Abends erreichten die Unglücklichen eine solche Quartier-Hütte, als zugleich ein russischer Graf herauritt, den Transport zu sehen. Er sprach mit einigen, und gab zu erkennen, daß er früher in Deutschland, Italien und Frankreich reiste. Die Männer aus diesen schönen Landen, jetzt so abgehärmt, fast alle dem Tode nahe, rührten ihn, er gedachte der frohen Stunden, die er in den Zirkeln dieser gebildeten Nationen genoß: er trug sich dem kommandirenden Offizier an, diese Leidenden in sein nahgelegenes Schloß aufzunehmen, sie zu erfrischen, und ihnen eine erträgliche Nacht zu bereiten. Der Transport-Kommandant wollte aber von seinem strengen Befehl nicht abgehen. Jener, aufgebracht, drohte mit dem Gouverneur.

Dieses half. Die Blicke der erfrornen Krieger erheiterten sich bei dem gefälligen Benehmen des Kavaliers. Als sie in einen erwärmten freundlich eingerichteten Saal kamen, war ihnen, als ergieße sich der Hauch eines überirdischen Gefühles über ihre Körper, denn solchen Genuß kannten sie kaum mehr. Man fing an, gesprächig zu werden, sich freuend der süßen Empfindung, menschlich behandelt zu werden. Ehe sich diese Gefühle gegenseitig unter den Kameraden lebhaft ganz mittheilen konnten, erschien der Herr des Schloßes mit Dienern und Knechten, die mit Erfrischungen beladen, den Armseligen die willkommnste Erscheinung waren. Jeder überließ sich dem Eindruck dieser seltenen Stunde mit einer Freude, welche in solchem unerwarteten Augenblicke in fast ganz entwöhnten Naturen sich noch aufrichten konnte. Der edelmüthige Graf unterhielt sich mit jedem. Er sah hier Männer von den ersten ihrer Nationen vor sich, jetzt elend gekleidet, durch Leiden entstellt, und dem Schicksale der härtesten Gefangenschaft übergeben. Um so mehr war er bereit, alles für sie zu thun. Zuletzt zog er ein Billet aus der Tasche, und gab es dem Nebenstehenden mit den Worten, daß, wenn an der nächsten Nachthütte bei ihrer Ankunft ein Edelmann aus gleicher Neugierde sich sehen ließe, der Besitzer des Billets dasselbe in die Höhe halten sollte, um den Neugierigen darauf aufmerksam zu machen, dann würden sie einer eben so guten Aufnahme entgegensehen. Der Menschenfreund verließ unter den lebhaftesten Dank-Erwiederungen den Saal, in welchem sich viele Ermüdete dem Schlummer überließen, ebenso betäubt von der Ueberraschung einer während ihrer Drangsale so selten gewordenen Menschengüte, als entkräftet von den Beschwerlichkeiten ihrer Lage.

Schon war des andern Abends die Hütte geöffnet, und die Spitze des Haufens von den Kosaken hineingedrückt, als ein russischer Edelmann heransprengte, und bald bemerkte, wie einer mit hochgehaltenem Arme ihm ein Billet zuwies. Er nahm es ab, und nach einem heftigen Gespräch mit dem kommandirenden Offizier, ging der Zug zu nicht geringer Freude der Gefangenen gegen ein nah gelegenes Schloß. Der Edelmann schien dem ganzen Benehmen nach, von dem Grafen durch einen Eilboten benachrichtet worden zu seyn. Denn in einem erleuchteten und erwärmten Saale fanden sie Weine, geistige Getränke und Speisen. Sie überließen sich der vollsten Lust. Wie eine Blume, die vom Sturm zertrümmert und ihrer Blüthen, dieser sinnigen Bedeutung üppiger Lebenskraft, beraubt, bei mildem Sonnenstrahle wieder den Keim in der Knospe sich regen fühlt, also erschlossen sich die gekränkten Gefühle, als der Edelmann folgendes begann: Ich war auch Offizier, und weiß, was dem Soldaten in eurer Lage wohlthut. Was ich an euch thue, vergelte ich für meinen Retter. Gott weiß, wie es ihm jetzt ergeht. — Ich war, als unser Moskau brannte, dort. Mein Haus stand in Flammen. Ich warf, der Aufmerksamkeit der Plünderer entgegen, einen Kittel meiner Knechte um, und so rettete ich in einem alten Sacke die meisten Papiere, Kostbarkeiten und Reichthümer. Allein, nun selbst in Gefahr, vom Feuer verzehrt zu werden, verzweifelte ich. Doch der Himmel sendete einen Mann, einen Offizier eurer Armee, der mich auf mein Flehen aus den Flammen trug, und mich meiner Familie gab, die in dem Hause eines Verwandten, meines Schicksals ungewiß, jammernd weilte. — Da nahte sich ihm der bayerische Kavallerie-Offizier, bedeckt von ärmlichem Gewande, entstellt an Bart und abgehärmtem Gesichte, und warf sich ihm in die Arme, mit den Worten: da Gott es so fügt, erkennt in mir diesen Mann. Der Russe, lange den Menschen betrachtend, erkannte mit Mühe die Züge jenes muthigen Reiters, der, in schöner Rüstung prangend, ihm damals als eine andere Gestalt erschien. Allein die Erzählung der nähern Umstände, welche der Offizier mittheilte, ließen dem Edelmann keinen Zweifel mehr übrig, den Retter seines Lebens in den Armen zu halten; denn auch der Bayer nahm damals in rascher That nicht so bestimmt die Züge des Geretteten in sich auf. Der Edelmann überließ sich dem Taumel einer unbeschreiblichen Freude über solch Geschick der Vorsehung; er erklärte, daß er seinen Retter nicht mehr aus dem Schloße lasse, er werde sich persönlich bei dem Gouverneur verwenden. In allen Anwesenden erhöhte diese Scene den Genuß der gastfreundlichen Bewirthung, bis sie vom Schlummer gestärkt, andern Morgens das Schloß verließen, ihrem fernern Schicksale folgend.

Der Edelmann stellte ein Rezepisse für den zurückgehaltenen Offizier aus, welcher unter freundlicher Bewirthung, von Wohlthaten überhäuft, der Gesundheit pflegend, bald die Leiden der Gefangenschaft vergaß, und mit allem Nöthigen an Geld und Kleidung versehen, späterhin dieses Schloß verlassen mußte, um sein Vaterland und seine Waffen-Gefährten wieder zu sehen, welche er vielleicht ohne dieses sonderbare Ereigniß nie wieder begrüßt haben würde.

A—.

№ 57.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Nachruf an Eduard v. Schenk.

In des Venus Felsenthale
Schloß der Mime sein Auge zu;
Von des Ruhmes letztem Strahle
Angeblickt, ging er zur Ruh.
Mächtig, wie die Berge ragen,
Stand er einst in Jugendkraft;
Königs Purpur galt's zu tragen,
In der Brust die Leidenschaft.

Wechselnd alle Lebenstöne
Sprach er aus, was die Brust bewegt,
Er, der Priester der Camöne,
Wie das Schicksal hebt und schlägt.
Schmerz und Wehmuth, kühne Flüge
Nach der Geister ew'gem Land —
Des Triumphs, des Jammers Züge
Schuf er wie mit Künstlerhand.

Wo des Helden erste Schritte
Auf den Brettern er gethan,
Sank er in die stille Hütte,
Müde ruhmbekränzter Bahn.
Seiner Stimme Klang verstürmet,
Und gebrochen der Feldherrnstab.
Berge über ihm gethürmet
Sind sein stolzes Reckengrab.

Ach, er ist zu dir gedrungen,
Sänger, ferner Klage Laut,
Daß der Meister ausgerungen,
Nimmer ihn dein Auge schaut.
Sind versunken die Gestalten,
Die sein kühner Geist belebt;
Aus ist dieses Künstlerwalten,
Und von Keinem wird's erstrebt.

Theseus nimmer, Otto nimmer,
Wallenstein, Tell, Belisar —
Es erblich des Sternes Schimmer,
Der dir selbst ein Zielpunkt war. —
Und da greifst du in die Saiten,
Sangst ihm nach den tiefen Schmerz,
Ihm ein Denkmal zu bereiten
Drängt es mächtig dein Dichterherz.

Und an uns vorüber zogen
Die Gestalten, Bild und Bild,
Vom Verklärungsglanz umflogen,
Winkten sie uns ernst und mild.
Deines Liedes Trauerklänge
Füllten uns mit Schauerlust. —
Ach, die eignen Schwanensänge
Quollen aus des Dichters Brust!

Kraftumblüht, den Blick gewendet
Nach des Ruhmes gold'ner Bahn,
Drang der Pfeil auf dich entsendet,
Trat dich das Verhängniß an. —
Und es brach der Stamm, voll Leben,
Seine Krone liederreich!
Ach, Gesang sein letztes Beben,
Stürzt er in das Schattenreich!

Nicht „ein Hauch nur“, Großes kündend
Lebst du deutschem Vaterland;
Eine Geisterflamme, zündend,
Schlingt sich dein ew'ges Lebensband!
Und so wirst du fortan walten
Mit des Liedes Flügelschlag.
Nichts mehr kann ihn niederhalten —
Und dir blüht des Ruhmes Tag!

(Morgenblatt.) Al. Bässel.

Geschichte eines Besen.

Von Gerber.

(Fortsetzung.)

Wir kamen aber nicht weit, denn unter der Stadt, gerade gegenüber von dem Zuchthaus, welches vor dem Thore lag, warfen uns bei einer Krümmung des Ufers die Wellen an das Land. Der Aufseher über das Strafhaus stand nicht weit von dieser Schwelle, und sah dem Eisgang zu, er rief daher sogleich seine Leute herbei, und ließ die Leiche in das Zuchthaus bringen. Die Frau des Aufsehers nahm mich indessen sogleich in Verwahrung, um mich für einen Sträfling aufzubewahren, während der Leichnahm der alten Frau, welchen die Familie bald anerkannte, zurückgegeben und beerdigt wurde.

Schon den andern Tag holte mich die Verwalterin ab, um mich einer neu angekommenen Verurtheilten zu übergeben, welche ihre Strafzeit hier zubringen mußte.

Wie erschrack ich aber, als ich in dieser Person mein Schön-Röschen im Gewande des Zuchthauses erkannte! Röschen erkannte auch mich an dem rothen Band, welches sie um mich gewunden hatte, und nahm mich daher mit einem Strom von Thränen in Arm. „Welche wunderbare Fügung!“ rief sie aus, „daß ich Dich hier wieder erhalten muß; o wer hätte dieß gedacht! Du könntest am besten meine Unschuld bezeugen, wenn Du reden könntest!“ Dies war auch allerdings der Fall, und aus dem, was sie der Verwalterin, welche über dieses Zusammentreffen mit ihrem vorigen Besen eben so verwundert war, erzählte, erfuhr ich Folgendes. Die Leser erinnern sich, daß ich selbst es mit angesehen habe, wie die Kammerjungfer in Röschens Schrank heimlich ein Paar schöne goldene Ohrringe versteckte. Diese wurden nach einigen Wochen vermißt, und der Verdacht fiel nun natürlich zuerst auf die Kammerjungfer, welche am meisten im Zimmer war, und daher am meisten Gelegenheit hatte, diesen Schmuck zu entwenden. Sie be-

theuerte aber hoch und theuer ihre Unschuld, und verlangte, daß alle ihre Sachen durchsucht werden sollten, unter der Bedingung jedoch, daß dieß auch bei allen andern Dienstboten des Hauses geschehen müsse. Sie ließ ihren Schrank und alle ihre Kleider auf das sorgfältigste untersuchen, aber es wurde natürlich nichts gefunden, eben so bei den übrigen Dienstboten, zuletzt kam man auch in Röschens Kammer, welche mit der größten Ruhe alles durchsuchen ließ; aber wer malt ihr Erstaunen, ihr Erschrecken, als man hier die vermißten Ohrringe unter ihren Halstüchern, tief versteckt, hervorzog! Alle waren eben so erstaunt, wie sie, denn Niemand hätte ihr einen Diebstahl zugetraut, allein der Augenschein war zu sehr gegen sie, als daß man ihre Schuld hätte bezweifeln können. Sie wurde sogleich in Verhaft genommen und vor Gericht gestellt. Umsonst betheuerte sie ihre Unschuld, sie wurde als überwiesen angenommen, und nur der besondern Verwendung ihrer Herrschaft selbst gelang es, sie von der Todesstrafe zu retten, mit welcher sie, nach den strengen Gesetzen jener Zeit, bestraft werden sollte; und es galt noch für eine Gnade, daß sie zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde.

Ich war der treue Gefährte ihrer Leidenstage; die weiblichen Sträflinge wurden meistens dazu verwendet, die Straßen der Stadt zu kehren. In einer ausgezeichneten Kleidung, von zweierlei Farbe, von hellem und dunkelm groben Tuch, mit einem Eisen an den Füßen, wodurch sie am Entfliehen gehindert wurden, mußten sie täglich dieses Geschäft unter der Aufsicht einer militärischen Wache besorgen. O wie schämte sich das arme Röschen, als sie zum erstenmal diese entehrende Arbeit verrichten mußte, und in der Gesellschaft der verworfensten Geschöpfe den Blicken der ganzen Stadt ausgestellt war! O wie oft habe ich ihre Thränen fließen sehen, wie oft wurde ich davon benetzt, wenn sie in der Erinnerung glücklicher Tage mich an ihr Herz drückte!

Das schöne Mädchen, welchem, trotz der Zuchthauskleidung, die Unschuld unwidersprechlich aus dem Auge sprach, erregte überall die innigste Theilnahme, das herzlichste Mitleid. Die Augen aller Männer ruhten auf dem schlanken, schönen, unglücklichen Mädchen; wo es möglich war, suchten die Leute ihr diese Theilnahme zu beweisen, und ihre Strafe zu erleichtern. Am meisten aber suchte der treue Schornsteinfeger Heinrich in ihre Nähe zu kommen, so weit es die Strenge der Wache erlaubte. Ach! der Unglückliche litt so unaussprechlich, wie Röschen selbst, er sah so bleich, so abgemagert aus, wie sie, und die Verzweiflung sprach aus allen seinen Zügen; denn ob er gleich keine Hoffnung mehr hatte, mit seinem Röschen verbunden zu werden, so blieb sie doch seine einzige Liebe.

Sechs Monate hatte sie auf solche Weise im Zuchthaus zugebracht, als ihr eines Morgens die Freiheit angekündigt wurde, und an ihre Stelle die Kammerjungfer in das Zuchthaus kam. Unbeschreiblich groß war ihre Freude, als sie aus dem Munde des Richters Folgendes erfuhr: Es wurden in dem Hause immer noch von Zeit zu Zeit Gegenstände von Kostbarkeit vermißt, so daß die Herrschaft endlich doch auf die Vermuthung kam, Röschen könnte vielleicht unschuldig gewesen seyn, da man ihr ohnehin von Anfang an keinen Diebstahl zugetraut hatte: man erinnerte sich an die Feindschaft, an die Eifersucht, welche kurz zuvor zwischen ihr und dem Kammermädchen ausgebrochen war, an den Eifer, mit welchem diese verlangt hatte, daß bei allen Dienstboten Nachsuchung gehalten werden müsse, und den Verdacht nicht undeutlich auf Röschen zu wenden suchte; man bemerkte besonders, daß der Bediente Johann seither weit mehr Geld hatte, und sich stattlicher kleidete, woraus man den Verdacht schöpfte, er möchte dieses Geld von seiner Geliebten, der Kammerjungfer, haben, was sie sich auf rechtliche Weise nicht erwerben konnte. Man stellte sie daher absichtlich auf die Probe, man ließ die Schlüssel zu mehreren Kostbarkeiten stecken, brachte sie auf den Gedanken, daß sie allein und unbeobachtet sey, während man auf der strengsten Lauer lag. Die Betrügerin ging in die Falle, sie entwendete sogar eine kostbare Uhr, und gebrauchte das gleiche Kunststück, sie vorerst in dem Zimmer des Sekretärs zu verstecken, wahrscheinlich, um sie so lange da liegen zu lassen, bis sie die Gewißheit hatte, daß man keine Nachforschungen mehr anstellte. Wäre sie gefunden worden, so wäre der Verdacht auf den Sekretär gefallen; war die Sache aber ein Mal vergessen, so holte sie das Gestohlene wieder. So hatte sie es bis jetzt immer getrieben, und war dadurch immer unentdeckt geblieben. Diesmal wurde sie aber auf der That ertappt, so daß kein Läugnen möglich war. Röschens Unschuld war eben damit sogleich erwiesen, was die Schuldige im ersten Schrecken sogleich eingestand, und so erhielt mein Röschen ihre Freiheit wieder, während die Kammerjungfer im Zuchthaus an ihre Stelle trat.

Beinahe hätte ich es Röschen übel genommen, daß sie in der Freude ihres Herzens gar nicht an mich dachte, sondern mich nun wegwarf, und, ohne Abschied von mir zu nehmen, in die Arme ihrer Mutter, ihres Heinrichs und all' der Freunde eilte, welche so großen Antheil an ihrer Befreiung nahmen. Die Verwalterin hob mich zum Andenken an dieses arme Mädchen, welches sie lieb gewonnen hatte, auf, und nahm mich zum eigenen Gebrauch in ihrer Küche.

Unter den Freundinnen, welche die Verwalterin besuchten, war eine alte Wittwe, welche ich immer mit Grauen und Widerwillen betrachtete, und in der Stadt nur die alte Sibyle hieß. Sie hatte rothe Augen, eine spitzige Habichtsnase, und ihr zahnloser Mund war mit so starken Haaren umgeben, daß es kein Wunder war, wenn sie allgemein für eine Hexe galt. Leider merkte ich bald, daß sie nicht ohne Ursache in diesem Ruf war, denn sie kam immer heimlich zu meiner Frau, um ihr allerhand verbotene Künste zu lehren. Besonders erzählte sie ihr viel von den Zusammenkünften der Hexen auf dem Blocksberg, und brachte es endlich dahin, daß meine Frau einwilligte, Theil daran zu nehmen. Sie brachte ihr zu diesem Zweck eine Salbe, durch welche sie in den Stand gesetzt wurde, dahin zu fahren, und an diesen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Es war eine helle Vollmondsnacht, als meine Frau still und heimlich sich vom Lager erhob, mich zu sich nahm, und mit mir in die Küche schlich. Sie stieg auf den Herd unter den Schornstein, und fing an, sich mit der Salbe zu reiben. Ich war voll Ungeduld in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, denn ich hatte längst von diesen Fahrten der Hexen gehört und die Besen beneidet, welche sie mitnehmen durften. Wie freute ich mich auf diesen höllischen Ritt durch die Lüfte. Bald hoffte ich die Berge, Thäler, Fluren, Städte und Wälder unter mir vorbeischweben zu sehen, und in wenigen Minuten hundert Meilen zu durchfliegen. Was sind unsere Luftballone, unsere Dampfschiffe und Eisenbahnen im Vergleich mit dieser Schnelligkeit? Wie weit sind wir, trotz unserer Gelehrsamkeit und Industrie, hinter jenen alten Weibern und ihren Besen in jenen so verrufenen Zeiten zurück! Gewiß steckt auch jetzt noch in jedem Besen ein Pegasus, aber die Menschen haben die Kunst verloren, sie zu behandeln. Das muß auch bei meiner Frau der

Fall gewesen seyn; denn statt sich in die Lüfte zu erheben, sank sie auf den Herd nieder, schlief ein, und blieb die ganze Nacht auf mir liegen. Erst als der Morgen graute, erwachte sie plötzlich und eilte in ihr Bett zurück. Wie sehr ich mich darüber ärgerte, mich in meiner Erwartung getäuscht zu haben, vermag ich nicht zu sagen.

Als die alte Sibylle wieder kam, dachte ich nichts Anders, als daß meine Frau sich darüber beklagen werde, daß sie nicht aus der Küche gekommen sey; aber zu meinem größten Erstaunen hörte ich, daß sie der festen Meinung war, sie sey mit mir auf dem Blocksberg gewesen, und den ganzen Morgen von den Freuden und Lustbarkeiten erzählte, welche sie dort gehabt hatte, und von den Personen, welche dabei gewesen waren. Nicht genug! dieser seltsame Auftritt wiederholte sich regelmäßig in allen Vollmondsnächten; wie das erste Mal, so bestieg sie den Herd, beschmierte sich mit der Salbe, setzte sich auf mich, um auf mir zu reiten, fiel dann um, blieb die ganze Nacht schlafend auf mir liegen, und erzählte doch den andern Tag mit derselben Zuversicht von dem, was sie auf dem Blocksberg gesehen und erlebt hatte. Ich merkte daraus, daß die Salbe die gute Frau in einen exaltirten Zustand versetzte, in welchem sie die wilden Bilder ihrer erregten Phantasie für Wirklichkeit nahm, und sie das schauen und erleben ließ, was sie wünschte und erwartete, weil es ihr von Andern erzählt worden war.

Es begab sich aber bald darauf, daß die alte Sibylle mit ihrer Nachbarin Verdruß bekam, und dabei nach ihrer Gewohnheit allerlei sonderbare Verwünschungen und Drohungen aussprach. Wenige Tage darauf hatte die Frau in ihrem Haus dies und jenes Unglück, und zuletzt starben ihr gar zwei Kinder schnell nach einander. Nun war es keinem Zweifel unterworfen, daß die alte Sibylle an allem diesem Unglück schuld sey, und auch die beiden Kinder behext habe. Die unglückliche Mutter zeigte die Sache bei dem Gericht an, und die alte Sibylle, welche ohnehin längst für eine Hexe galt, wurde eingesetzt. Sie gestand bald alles, was man von ihr verlangte, denn wo das Geständniß nicht heraus wollte, da half man mit der Folter so kräftig nach, daß sie nichts zu verschweigen vermochte. Auf diese Weise wurde sie denn auch gezwungen, die andern Hexen der Stadt anzugeben, und unter diesen war auch meine Frau, die Verwalterin. Sie wurde eingesetzt, und ihr, nebst noch sechs andern, welche die Sibylle angegeben hatte, der Prozeß gemacht. Bei der vorgenommenen Haussuchung wurde auch ich vorgefunden, und das rothe Band, welches ich hatte, dünkte die Richter nichts Rechtes zu seyn, und sie vermutheten gleich, ich möchte der Besen seyn, auf welchem sie zum Blocksberg geritten war. Bei dem peinlichen Verhör wurde ich ihr daher vorgezeigt, und befragt, ob sie nicht auf diesem Besen ihre Hexenfahrten angestellt habe? Dieser Anblick erschütterte sie so sehr, daß sie alles eingestand, was uns nicht wundern darf, wenn wir bedenken, daß sie wirklich der Meinung war, sie sey mit mir auf dem Blocksberg gewesen. O warum können die Besen nicht reden! wie leicht wäre es mir gewesen, ihre Unschuld zu bezeigen und zu versichern, daß sie nicht vom Herd weggekommn war; so aber konnte ich nichts für sie thun, und mußte es geschehen lassen, daß sie, sammt den andern Weibern als Hexe verurtheilt und verbrannt wurde.

Da ich in diesem Prozeß keine unwichtige Rolle spielte, so wurde ich nach dem Verhör sogleich in das Haus des Syndikus gebracht, welcher die Untersuchung zu leiten hatte. Sobald die Haushälterin des Syndikus mich erblickte, so griff sie hastig nach mir; denn so wie ich in ihr sogleich mein liebes Schön-Röschen erkannte, so erkannte sie auch mich auf den ersten Blick wieder als den Besen, welchen sie bei der Verwalterin des Zuchthauses zurückgelassen hatte. Sie begrüßte mich daher mit Thränen der Rührung und der Freude, und wollte mich sogleich für sich behalten, der alte Herr aber widersetzte sich dagegen, indem er sie freundlich belehrte, wie er diesen Besen zur Instruirung des Prozesses brauche, später ihn aber in sein Laboratorium nehmen wolle. Mich verdroß dies sehr, da ich weit lieber bei meinem Röschen gewesen wäre. Ich konnte lange nicht begreifen, wie sie zu diesem alten Syndikus gekommen sey, bis ich allmählig mit dem näheren Verhältnisse des Hauses bekannt wurde. Der alte Syndikus hatte sich Röschens bei der Entdeckung des Betrugs, durch welchen sie in das Zuchthaus gekommen war, mit besonderer Thätigkeit angenommen, indem er es gewesen war, welcher einst am meisten zu ihrer Verurtheilung beigetragen hatte, und ihr nun einen Ersatz für die ausgestandene, unverdiente Strafe schuldig zu seyn glaubte, auch in ihr eine weitläufige Verwandte seiner Mutter erkannte. Da nun seine bisherige Haushälterin so alt war, daß sie seinem Hauswesen nicht mehr vorstehen konnte, so nahm er sie zu sich in sein Haus. Ja er gewann sie so lieb, daß er sie nicht als Haushälterin, sondern als Tochter behandelte, und von ihr verlangte, daß sie ihre bisherige Kleidung ablegen und sich wie die Vornehmsten kleiden müsse. Das wollte nun Röschen durchaus nicht, indem sie fest erklärte, daß sie sich nie über den Stand, in welchem sie geboren sey, erheben werde. Der alte Syndikus, welcher nie verheirathet war, drang aber darauf, daß er sie nicht nur an einen Mann von Stand verheirathen, sondern sie auch reichlich aussteuern wolle und zu seiner Universalerbin einsetzen werde.

Das arme Röschen wußte in ihrer Angst sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihm gestand, ihr Herz sey nicht mehr frei, indem sie bereits ihrem Vetter Heinrich, dem Schornsteinfeger, ihr Wort gegeben habe. Aber mit unbeschreiblicher Wuth und Heftigkeit erklärte sich der Alte dagegen, und schwur hoch und theuer, daß er es nie zugeben werde, daß eine Verwandte von ihm einen Schornsteinfeger, der noch obendrein blutarm sey, heirathen werde. Und als er fand, daß Röschen unerschütterlich blieb, und nicht von ihrem Geliebten lassen wollte, da wandte er sich an ihre Mutter, und eröffnete dieser seine Absichten, ihre Tochter zu einer vornehmen, glücklichen Frau zu machen; und um sie zu überzeugen, wie sehr es ihm ernst sey, so fertigte er ihr sogleich das Testament aus, in welchem er Röschen zu seiner Universalerbin einsetzte, jedoch unter der Bedingung, daß sie jeden Umgang mit Heinrich aufgeben müsse, und sich nur mit seiner Einwilligung verheirathen dürfe. Die Mutter wußte sich über diesen Antrag vor Freude nicht zu fassen, und versprach, alles anzuwenden, um Röschen geneigt zu machen, der väterlichen Absicht des Herrn Vetters, wie sie den Syndikus nennen mußte, zu entsprechen, indem nur jugendlicher Leichtsinn sie noch verblende, und nicht zu zweifeln sey, daß sie bald dankbar erkennen werde, wie gut man es mit ihr meine. Die Mutter nahm daher das widerspenstige Röschen sehr ernstlich vor, zeigte ihr, wie thöricht und strafbar sie sey, daß sie die väterlichen Absichten des Herrn Vetters nicht erfüllen wolle, und hoffte zuerst durch Güte und Vernunft sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Als das nichts half, legte sie sich auf's Bitten und Weinen, und nannte sie eine lieblose Tochter, da sie eine so schöne Gelegenheit, auch ihrer Mutter in ihrem Alter glückliche Tage zu bereiten, von sich stoße, und

hätte dadurch beinahe die Festigkeit des guten Kindes erschüttert; doch die Liebe siegte, sie versprach ihrer Mutter, sie gewiß nie zu verlassen; sie versicherte, es werde ihr und ihrem Heinrich bei Fleiß und Gottesfurcht gewiß gelingen, auch für sie zu sorgen, wenn sie auch nicht reich wären: aber die Mutter wurde nun immer heftiger und hitziger, und wollte durch Zorn, Drohungen und Scheltworte erzwingen, was gütige Vorstellungen nicht vermochten. Damit richtete sie aber gerade am wenigsten aus, denn Röschen wurde nun auch eigensinnig, und erklärte fest, daß sie keine vornehme Frau werden wolle.

(Schluß folgt.)

Gräfenberg und Prießnitz.

Vor einigen Tagen ist hier eine interessante Kur vorgekommen, über welche ich Ihnen, im Interesse der leidenden Menschheit um so mehr Mittheilung machen zu müssen glaube, als gerade acute Fälle sehr selten in Gräfenberg vorkommen, und es allgemein wichtig ist, das Verfahren kennen zu lernen, welches Prießnitz zu deren Heilung beobachtet. Ein österreichischer Beamte, ein Mann von 48 Jahren, welcher seit mehreren Jahren an Nervenschwäche leidet, und schon mehrere Heilquellen ohne wesentlichen Erfolg gebraucht hat, hatte sich vor etwa 12 Tagen hier eingefunden, um die Wasserkur zu unternehmen. Sein Nerven-System war durch körperliche und Gemüthsleiden — amtliche Verdrüßlichkeiten und Verlust von Frau und Kind — im höchsten Grade zerrüttet, er hatte eine an Wasserscheu erinnernde Furcht vor kaltem Wasser, und nur die dringendsten Aufforderungen konnten ihn am 7ten Tage seiner Anwesenheit hierselbst bestimmen, auf einige Tage in die kalte Wanne zu gehen. An eben diesem Tage — es war Mittags eine Hitze von mindestens + 24° R. — hatte er, ohne Prießnitz Zustimmung, einige Minuten gedoucht. Alle diese Umstände zogen meinem Patienten eine Gehirn-Entzündung zu, wie sie wohl selten in gleicher Heftigkeit vorkommen mag. Prießnitz wendete zur Heilung folgendes Verfahren an. Zunächst mußte der Kranke, welcher, wie sich von selbst versteht, geistesabwesend, aber noch ruhig war, ein kaltes Flußbad von 15 Minuten nehmen. Dann wurde Patient, welcher nun zu rasen begonnen, und von 6 kräftigen Männern nur mit Anstrengung gebändigt werden konnte, in eine 1 Fuß Wasser von circa + 12° R. enthaltende Wanne gebracht, und Kopf und Brust fortwährend frottirt. In dieser Wanne blieb der Kranke von 1 Uhr Mittags bis 10 Uhr Abends, also 9 Stunden, worauf endlich Fieberfrost eintrat. Prießnitz war während dieser ganzen Zeit gegenwärtig, und ließ den Kopf des Patienten unausgesetzt mit kaltem Wasser (von + 7½° R.) begießen, wodurch die Wanne allmählig ganz gefüllt und die Temperatur des Wassers auf + 10° R. herabgedrückt wurde. Als der Frost so eingetreten war, daß unser Kranker mit den Zähnen klapperte, wurde er, doch immer bewußtlos, in's Bett gebracht. Er sank sofort in tiefen Schlaf, erwachte am folgenden Morgen mit voller Besinnung, und schreitet seiner völligen Wiederherstellung mit um so schnelleren Schritten entgegen, als sich jetzt ein den ganzen Körper bedeckender Ausschlag eingestellt hat, durch welchen eine Menge Krankheitsstoff aus dem Körper entfernt wird. Dieser Fall hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und es waren um die Wanne, in welcher sich der Kranke befunden, mehrere aufmerksame Beobachter, und unter diesen drei Aerzte, ein Engländer, ein Schwede und ein österreichischer Marine-Arzt, versammelt. Prießnitz bewies die vollkommenste Ruhe und Sicherheit, und der englische Arzt versicherte mich am folgenden Morgen, als die Rettung unsres Patienten schon entschieden war, daß die Kur für ihn ein Wunder sey, und daß die Ueberzeugung, daß ein Fieberkranker neun Stunden im kalten Bade gelassen werden könne, ihm werthvoller sey, als eine große Summe Goldes. An eben diesem Tage stellte Prießnitz sein vom Nervenfieber befallenes Töchterchen Toni durch gleiches Verfahren her, und ich habe das Kind schon am dritten Tage nach dem Anfall auf der Promenade spielend angetroffen.

(Bresl. Ztg.)

M i s c e l l e n.

Vor einigen Wochen ging der König von Preußen an einem schönen Frühlingsmorgen allein und im schlichten Civil-Ueberrocke unweit Sanssouci spazieren, und bemerkte von fern eine Frau, welche auf den vor ihren Milchwagen gespannten Esel eifrig losschlug. Er ging näher und fragte nach der Ursache ihrer Heftigkeit. Mit Thränen in den Augen antwortete die Frau: „Ach Gott! ich habe so große Eile mit meiner Milch, und nun will der dumme Esel nicht fort. Bin ich nicht zur rechten Zeit in Potsdam, so verliere ich alle Kunden. Ich kenne aber seine Mucken schon; wenn ich nur Jemanden hätte, der den Esel von vorn bei den Ohren faßte, und ich prügle von hinten auf ihn, — dann geht er schon." Der König faßte ganz ernsthaft den Esel bei den Ohren, die Frau half nach, der Esel kam in Trab, und die vergnügte Milchfrau dankte dem unbekannten Helfer freundlichst. Als der König von seinem Spaziergang heimkam, erzählte er seine Dienstleistung der Königin. Die hohe Frau schien sein Verfahren nicht zu billigen, und äußerte: „Als Kronprinz, lieber Fritz, ging das wohl; aber als König — —". „Liebes Kind," unterbrach sie lächelnd der Monarch, „mein seliger Vater hat manchem Esel fortgeholfen."

Ein russischer Pope hatte zum täglichen Trinkgeschirr für sich und seine Frau einen silbernen Becher, dessen Boden eine Medaille mit dem Christuskopf bildete. Als aber die Frau dem Becher immer zu derb zusprach, setzte der Pope sie zur Rede. „Soll man denn nicht immer den Herrn Christus vor Augen haben?" antwortete die Frau, und trank fort. Nun ließ der Pope heimlich eine Medaille mit dem Teufel dem Boden eines andern Bechers einsetzen, und — die Frau that wie erst. All Minuten war der Becher leer. Darüber wieder zur Rede gesetzt, bemerkte sie: „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen." — Welch ein Bild soll ich aber — fragte entrüstet der Pope — dem Becher noch einsetzen lassen, um Dir, Weinzippe, das ewige Ausleeren desselben zu verleiden?" — Antwort: „Das Deinige."

Ein junger Mann hatte sich in eine junge hübsche Wäscherin verliebt. Das Mädchen liebte ihn wieder und wusch natürlich seine Wäsche am schönsten, und — was dem jungen armen Menschen nicht unlieb war, — umsonst. Einmal geriethen die Beiden, wie es denn bei Liebenden zu geschehen pflegt, in Zwist und sahen sich einige Zeit nicht. Den Mann mochte dieß endlich verdrießen, auch war es ihm unlieb, seine Wäsche bezahlen zu müssen, genug, um das Verhältniß wieder anzuknüpfen schickte er der Geliebten seine Wäsche wieder zu. Diese, die mit dem Waschen besser als mit dem Schreiben umgehen konnte wusch sie ungemein sauber und übersandte sie ihm mit folgenden lakonischen Zeilen: „Wenn etwas ist, so ist nichts; wenn nichts ist, so ist 36 Kreuzer."

№ 58.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Geschichte eines Besen.

Von Gerber.

(Schluß.)

Der Herr Vetter fuhr fort, Röschen immer auf dieselbe väterliche Weise zu behandeln, und verlangte nun von ihr, daß sie nicht mehr mit dem Schornsteinfeger sprechen solle, da er nichts wolle, als ihr Glück. Seine eigentliche Absicht verschwieg aber der alte Syndikus sorgfältig, und nur ich erfuhr sie aus den stillen Selbstgesprächen, welche er im Laboratorium bei seinen nächtlichen Arbeiten hielt, da er sie keinem Menschen anvertraut hätte. Der alte Herr war nämlich ein eifriger Alchymist, und suchte den Stein der Weisen, womit er nicht nur Gold und Silber zu machen hoffte, sondern er war fest überzeugt, ein Lebenselixir zu finden, wodurch er sich wieder vollständig verjüngern könne. Der alte Herr hatte sich sterblich in das schöne Röschen verliebt, aber in seiner jetzigen, hinfälligen Gestalt durfte er es nicht wagen, auch nur leise diese Liebe zu gestehen, und das wollte er auch nicht; er hätte Röschen nie zugemuthet, ihn als Greis zu lieben, aber in seiner verjüngten Gestalt, in der Jugendfrische, welche er bald zu gewinnen hoffte, wollte er um ihre Liebe werben, und da zweifelte er keinen Augenblick, ihr Herz zu gewinnen. Und dies konnte ihm, nach seiner Meinung, nicht fehlen; seine Experimente waren so günstig, daß nur noch eine Kleinigkeit fehlte, um den Stein der Weisen zu erhalten. O wie klopfte sein Herz vor Freude, wenn er daran dachte, wie glücklich Röschen seyn werde, wenn er nicht mehr als ein alter Mann, sondern in der Schönheit eines Jünglings, ihr Herz und Hand, Stand und Reichthum werde bieten können! wie bald sie dann ihren Schornsteinfeger vergessen und wie selig sie in seine Arme sinken werde! Aber eben daraus kann man schließen, wie verhaßt ihm dieser Schornsteinfeger war, wie sorgfältig er Röschen bewachte, um ihr jeden Umgang mit seinem Nebenbuhler unmöglich zu machen. Röschen wurde daher bei jedem Schritt und Tritt bewacht, sie war wie im Gefängniß, sie durfte kaum das Haus verlassen. Die Magd hatte den geheimen Auftrag, sie zu beobachten, und zu verhüten, daß der Schornsteinfeger sie wieder sehen könne; am wachsamsten aber war die Mutter selbst, und sie überhäufte das arme Mädchen mit den heftigsten Scheltworten, wenn sie nur entfernt einen Versuch machte, zu ihrem Heinrich zu kommen. Und so wurde es diesen Liebenden wirklich unmöglich, sich zu sehen; beide litten unaussprechlich dadurch, und ihre Hoffnung, noch glücklich zu werden, verschwand immer mehr. Röschen hatte immer verweinte Augen, und der Herr Vetter bemühte sich umsonst, durch die kostbarsten Geschenke und die liebevollste Behandlung, sie aufzuheitern; nichts konnte ihren Kummer stillen.

Um so emsiger arbeitete der alte Herr Tag und Nacht in seinem Laboratorium an der Erfindung des Steins der Weisen, um sich recht bald wie ein Adler verjüngern zu können, indem er nur dadurch hoffte, wieder Freude in Röschens Herz zu bringen. Ich mußte ihm dabei mancherlei Dienste leisten, und kam nicht mehr aus seiner Werkstätte. Es wurde mir ganz unheimisch, als ich mich zum ersten Mal in diesem geheimnißvollen Ort umschaute. Er war im untern Stockwerk, in einem entlegenen Theile des Hauses eingerichtet, zu welchem ein dunkler Gang führte, und hatte nur noch droben ein kleines Fenster, damit Niemand hinein sehen konnte. An der Wand herum waren Fächer angebracht, in welchen allerlei seltsame Gestalten zu sehen waren, z. B. die Skelette von mancherlei Thieren, andere waren nur ausgestopft, seltsame Mißgeburten, mancherlei Eingeweide in Spiritus aufbewahrt; ein ganzes menschliches Gerippe, nebst mehreren Todtenköpfen; an der Wand waren geheimnißvolle Figuren und Zahlen hingezeichnet; auf einem Bücherbrett standen mehrere Folianten, auf dem Tisch lagen meistens einzelne Bücher aufgeschlagen, in welchen man magische Bilder und Zeichnungen erblickte; unter dem Rauchfang war der Herd errichtet, auf welchem er seine Experimente machte, worauf allerlei Retorten, Häfen, Röhren, Gläser, Pfannen und anderes Geschirr waren, während in verschiedenen Fächern Metalle, Steine, Kräuter und Flaschen mit Flüssigkeiten umher standen. Da Niemand dieses Heiligthum betreten durfte, so mußte er alles selbst darin besorgen, das Feuer anzünden, unterhalten, den Herd und den Boden kehren, und dazu hat er mich auserwählt. So streng er gegen alle Zauberei war, und die Hexen verbrennen ließ, so ging er doch selbst auf diesen verbotenen Weg, und gab sich nicht nur mit der weißen, sondern auch mit der schwarzen Magie ab, wo er seinen Zweck nicht anders glaubte erreichen zu können. Er trachtete daher besonders auch darnach, sich durch Zauberformeln die höllischen Geister unterthänig zu machen, und hoffte auch darin seinen Zweck immer mehr zu erreichen, wozu er manchmal auch einen Besen brauchte, und mich für besonders geeignet hielt, weil er der Meinung war, ich sey schon auf dem Blocksberg gewesen, und mit dem Reich der Dämonen bereits in Verbindung gestanden.

Und so kam ich auf eine so unerwartete Weise noch in den Dienst der Wissenschaft und wurde ein gelehrter Besen. Denn wenn ich mich rühmen wollte, so könnte ich eine Menge von jener eitlen, grundlosen Wissenschaft der Alchymie erzählen, mit welcher unsere Väter sich so emsig beschäftigt haben, und von welcher sie sich so große Wunder versprachen, daß ihre erhitzte Phantasie ihnen lauter goldene Berge und unvergängliche Jugend und ein Jahrhundert langes Leben, und Macht über die Geister und Aufschluß über alle Geheimnisse des Himmels und

der Erde ihnen vorspiegelte, bis sie zuletzt den letzten Heller in Rauch hatten aufgeben lassen, und ihnen nichts blieb, als ihre getäuschte Hoffnung und bittere Armuth, und welche der Menschheit nur den Gewinn brachte, daß endlich die ächte Wissenschaft der Chemie daraus entstanden ist. Es war ein Glück, daß mein alter Syndikus diese trügerische Wissenschaft erst vor wenigen Jahren durch einen durchreisenden Italiener kennen gelernt hatte, welcher seine Leichtgläubigkeit und seinen Hang zum Wunderbaren benützte, um ihn tüchtig zu betrügen und ihm eine schöne Summe Geldes abzulocken, denn troß seines großen Reichthums und seiner eben so großen Einnahmen, welche sein Amt ihm eintrug, hatte er doch bereis einen bedeutenden Theil seines Vermögens in Rauch aufgehen lassen, und er würde zum Bettler geworden seyn, wenn er es noch viel länger hätte forttreiben können. Allein das machte ihm nicht die geringste Sorge, wußte er es ja, daß, sobald er nur den Stein der Weisen gefunden habe, was ihm nicht fehlen konnte, so war es ihm ein Leichtes, jeden Stein in Gold zu verwandeln. Und so arbeitete er denn unermüdet, zu jeder Stunde, welche sein Amt ihm übrig ließ, besonders in der Nacht, in seinem Laboratorium. In der letzten Zeit aber hatte er durch die Liebe zu Röschen einen neuen, weit stärkern Antrieb erhalten, seine Arbeiten mit doppeltem Eifer fortzusetzen, um das Werk seiner Verjüngung vollbringen zu können. Er glaubte sich ganz nahe am Ziel, es fehlte nur eine Kleinigkeit zum Lebenselyxir, darum beschloß er, nicht zu rasten und nicht zu ruhen, und sich nicht zu Bette zu legen, bis ihm das große Zaubermittel gelungen seyn würde. Und so saß er nach Mitternacht in seinem großen gepolsterten Lehnstuhl; er hatte bereits drei Nächte kein Auge zugethan; auf dem Herd brannte ein leichtes Feuer unter einer Retorte, um eine Flüssigkeit zu destilliren; er hatte so eben mit mir den Herd abgekehrt, hielt mich noch in seiner Hand, blickte in die helle spielende Flamme, und kämpfte mit dem Schlaf, welcher ihm immer wieder die Augen schloß; endlich aber übermannte ihn die Natur vollständig, er nickte ein, aber sein Schlaf war unruhig; er hob den Arm aufwärts, und brachte mich dadurch in's Feuer; die dürren Reiser waren augenblicklich entflammt, da zog mich der schlafende Greis wieder zurück und ließ mich fallen, gerade neben seinen Schlafrock, welcher daher eben so schnell in Flammen kam. Der Schmerz weckte ihn auf, er schrie entsetzlich, und suchte das Feuer zu löschen, aber er verbrannte nun auf eine eben so schreckliche Weise die Hände, und würde in wenigen Minuten ein Raub der Flammen geworden seyn, wenn nicht Röschen, welche noch wach war, in demselben Augenblick auf sein Geschrei da gewesen wäre. Mit schneller Besonnenheit ergriff sie mich zuerst und warf mich brennend zum Fenster hinaus, wo ich durch den Schnee, der auf der Straße lag, sogleich gelöscht wurde. Dann bemühte sie sich, mit Hülfe der Magd, welche in wenigen Augenblicken, kaum angekleidet, ebenfalls herbeigeeilt war, die brennenden Kleider zu löschen, was ihr zum Glück sogleich gelang.

Der alte Mann war fürchterlich verwundet; die beiden Mädchen beeilten sich, ihn mit vieler Mühe hinauf in sein Zimmer zu tragen, und Röschen schickte die Magd nach dem Arzt. Während sie sich nun mit dem schwerverwundeten Alten beschäftigte, wüthete die Flamme im Laboratorium fort, denn die beiden Mädchen hatten im Eifer, ihren Herrn zu retten, nicht bemerkt, daß auch der große gepolsterte Lehnstuhl bereits Feuer gefangen hatte; kaum hatten sie daher das Laboratorium verlassen, so stand er in voller Flamme, welche sich bald einem Gefäß mit Spiritus und einem andern mit Oel und andern brennbaren Stoffen mittheilte, und mit furchtbarer Gewalt das Gebälke ergriff, so daß, als die Magd mit dem Arzte kam, die Flammen ihnen entgegenschlugen und die Treppe schon lichterloh brannte. Durch ihr Geschrei wurde endlich auch Röschen aufmerksam, aber es war schon zu spät, Niemand konnte mehr hinauf zu ihr, und sie konnte nicht hinunter. Die Angst, die Verlegenheit des Mädchens war gränzenlos, allein mit dem alten, halbtodten, schwerverwundeten Mann, ohne Hülfe von außen erhalten zu können, ohne Möglichkeit, das brennende Haus zu verlassen! Sie versuchte es mehrere Male, ihn fortzutragen, aber sie war zu schwach dazu. Inzwischen wurden die Nachbarn durch das Geschrei des Doktors und der Magd aufgeweckt; der Ruf: Feuer! wälzte sich von Straße zu Straße fort, eine unzählige Menschenmenge strömmte herbei, die Feuerspritzen rasselten von allen Seiten heran, und nun begann der Kampf mit der wüthenden Flamme, aber im Anfang ohne allen Erfolg. In diesem Tumult ging eine Weile darauf, bis man an Röschen und den alten Syndikus dachte; endlich brachte man eine Leiter herbei, welche bis an das Fenster reichte, auf welcher Röschen sich zwar hätte retten können, aber sie weigerte sich, den armen Mann zu verlassen, und bat flehentlich, daß doch Jemand heraufkommen möchte, um ihn zu retten, aber Niemand wollte das Wagstück unternehmen. Da drängte sich schnell der Schornsteinfeger Heinrich, welcher eben auf der Brandstätte angekommen war, herbei, erstieg die Leiter und war im Augenblick bei Röschen im Zimmer. Hier wollte er natürlich zuerst sein geliebtes Mädchen retten, und auch der alte Syndikus drang darauf, da er ja doch an seinen Wunden werde sterben müssen, allein Röschen blieb unbeweglich dabei, daß er zuerst ihren Herrn retten müsse, indem sie sich dann schon selbst getraue, die Leiter hinunter zu kommen. Heinrich war edel genug, der Bitte seines Röschens nachzugeben, um so mehr, als keine Zeit zu einem langen Wettstreit war; obgleich er wußte, daß der alte Syndikus ihn von der Geliebten trennen wollte, so nahm er ihn doch auf die Arme, und trug ihn, mit seltener Kraft und Geschicklichkeit, unter dem rauschenden Beifall der Menge, die Leiter hinunter; gleich darauf folgte ihm das kühne, rüstige Röschen mit eben so viel Glück auf der Leiter nach. Unbeschreiblich groß war die Freude der Geretteten; sie trugen den alten Syndikus mit einander in das Haus ihrer Mutter, welches nicht weit entfernt war. Heinrich verweilte nicht lange bei den Seinigen, es erhob sich ein heftiger Sturm, und theilte die Flammen den benachbarten Häusern mit, die Sturmglocken heulten so kläglich durch die Luft, daß er keine Ruhe hatte, da man besonders von den Schornsteinfegern verlangte, daß sie bei Feuersgefahr Hülfe leisteten. Er eilte nach dem Brandplatz, und indessen die Gefahr immer größer wurde, indem man mit Entsetzen gewahrte, daß sich das Feuer immer mehr dem Zeughaus näherte, wo eine Menge Pulverkisten lagen. Die ganze Stadt schwebte in der größten Gefahr. Vergebens riß man sogar einige benachbarte Häuser nieder; die Flamme, vom Sturm herbeigetragen, erreichte bereits den Giebel des Arsenals, und die Balken fingen an zu brennen. Da war es der Heldenmuth des Schornsteinfegers Heinrich, welcher die Stadt rettete, denn er erkletterte mit bewundernswürdiger Gewandtheit das Dach, und leitete den Strahl einer Feuerspritze auf diese Stelle, wodurch es ihm

gelang, das Feuer zu löschen und von dem Gebäude abzuhalten, bis der Sturm sich legte und das Feuer gänzlich gelöscht war. Da erscholl tausendfaches Lob dem kühnen, jungen Schornsteinfeger, welchem man die Rettung der Stadt aus so großer Gefahr verdankte; er aber eilte nach Haus, um wieder bei seinem Röschen zu seyn. Wie viel hatten sie sich zu erzählen, wie waren sie so selig, sich nun wieder anzugehören! Sobald es Tag geworden war, besuchten sie die Brandstätte; von dem Hause des Syndikus standen nur noch die Mauern, aber Röschen erblickte mich sogleich auf der Straße vor dem Fenster liegend, zu welchem sie mich hinausgeworfen hatte. Sie erzählte Heinrich, auf welche Weise ich die Veranlassung des Brandes geworden sey, und beide beschlossen, mich, oder vielmehr den Stumpf, welcher noch von mir übrig war zum ewigen Andenken aufzubewahren, und ich war hocherfreut, von der schmutzigen Straße, wo ich seit einigen Stunden mit Füßen getreten worden war, wieder zu Heinrich und Röschen zu kommen, bei welchen ich hoffen konnte, es gut zu haben, und für immer bei ihnen bleiben zu dürfen. Der arme Syndikus aber wurde zwar nach langer Krankheit und vielen Schmerzen durch die Kunst der Aerzte und Röschens treue Pflege gerettet, aber ein großer Theil seines Vermögens war verloren. Seine Hände konnte er nicht mehr gebrauchen, und mußte daher sein Amt aufgeben; auch seine alchymistischen Versuche konnte er nicht mehr treiben, und so hatte er keine Hoffnung mehr, den Stein der Weisen und das Lebenselyxir zu finden und wieder jung zu werden. Er dachte daher nicht mehr daran, Röschen heirathen zu wollen, aber er liebte sie nur um so inniger als Tochter, und eben so lieb war ihm Heinrich, der edle Retter seines Lebens, welchem er von Herzen dankbar war, und welchen er täglich mehr lieben und schätzen lernte. Kein Vorurtheil, kein Stolz hielt ihn ferner mehr ab, ihn als seinen Verwandten zu betrachten, ja als Sohn zu lieben, und seine Verbindung mit Röschen sobald als möglich vollziehen zu lassen. Sobald sein Haus wieder aufgebaut war, mußten sie zu ihm ziehn, und er lebte bei ihnen glücklich und geachtet, und von Heinrich und Röschen in seinem kränklichen Zustand liebevoll gepflegt, bis er nach einigen Jahren in Heinrichs Armen verschied, und ihn als den Universalerben seines Vermögens zurückließ.

Der Magistrat aber vergaß den großen Dienst nicht, welchen Heinrich der Stadt geleistet hatte, und da einer der Schornsteinfeger der Stadt so alt geworden war, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte, so wurde er pensionirt und Heinrich erhielt seine Stelle. Dies war aber ein sehr einträglicher Dienst, welcher mit einem bedeutendern Einkommen verbunden war, als die beste Amtmannsstelle. Denn dieses Gewerbe war zünftig, und die große Stadt zwei von dem Magistrat ernannten Schornsteinfegern zur Besorgung anvertraut. Wer daher diese Stelle einmal hatte, brauchte das ganze Jahr kein rußiges und kein finsteres Gesicht mehr zu machen, wenn er nicht von Natur unfreundlich war, denn er bestieg keinen Kamin mehr, um ihn zu reinigen, sondern hielt sich viele Gesellen, welche dieses Geschäft für ihn besorgen mußten, und begnügte sich mit der Aufsicht über diese Arbeit und die Beschaffenheit der Feuerstellen, welche ihm oblag. Heinrich konnte daher sein Röschen nicht nur heirathen, sondern sie auch zu einer angesehenen, wohlhabenden Frau machen, was auch wirklich geschah. Ich erhielt eine ausgezeichnete Stelle in dem schönsten Zimmer des Hauses. Röschen umwand mich mit frischen Bändern, hing mich an die Wand und faßte mich mit einem Lorbeerkranz ein.

So ruhe ich nun seit hundert Jahren auf meinen Lorbeeren, von keinem gemeinen Dienst in dem Haus, oder gar auf der Straße, oder im Stall ist mehr die Rede, aus einem verächtlichen Besen bin ich eine Zierde des Hauses geworden, als ein merkwürdiges Beispiel, wie man sich auch von der niedrigsten Herkunft durch Verdienste emporschwingen kann, und es wäre nur zu wünschen, daß Jeder, welcher der Menschheit treu gedient hat, eine eben so glänzende Anerkennung und eine eben so ehrenvolle Ruhe finden möchte, wie ich, was leider gar oft nicht der Fall ist. Ich fand meine größte Freude in Heinrichs und Röschens häuslichem Glücke, dessen beständiger Zeuge ich war. Sie liebten sich immer herzlich und treu, ihr Wohlstand nahm schnell zu, aber Röschen blieb bescheiden und häuslich, Heinrich einfach und mäßig. Sie hatten nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche sie sehr sorgsam erzogen. Der Sohn wurde Kaufmann, und als er sein eigenes Geschäft, eine Spezereihandlung, errichtete, wählte er mich, das heißt einen Besen, zum Schild, um immer seiner Abkunft eingedenk zu seyn. Dieses Zeichen brachte ihm denn auch sichtbar Glück; die Handlung zum goldenen Besen wurde bald die besuchteste der ganzen Stadt, und der Reichthum des Hauses hat seither mit jedem Jahr zugenommen. Nachdem Heinrich und Röschen gestorben waren, nahm mich ihr Sohn in sein Haus und hing mich mit derselben Auszeichnung und denselben Verzierungen in seinem Saal auf, und nun bin ich ein alter, treuer Zeuge des fortdauernden Glücks und des Wachsthums, der dritten Generation dieser Familie, des Enkels meines Heinrichs und seines Röschens geworden, und hoffe und wünsche, daß dieses Geschäft noch lange wachsen und im Segen blühen möge.

Das seltene Gastmahl.

Ein reicher, bejahrter Holländer, der nun, nachdem er verschiedene ansehnliche Ehrenämter bekleidet hatte, den Rest seiner Tage auf einem stillen Landgute verleben wollte, stellte ein großes Gastmahl an, um von seinen Freunden auf eine feierliche Art Abschied zu nehmen. Die Gäste waren meistentheils Mitglieder der vornehmsten Häuser der Stadt und der Umgegend. In großer Anzahl und in nicht minder großen Erwartungen stellten sie an dem bestimmten Tage sich ein. Sie fanden eine lange Tafel aus Eichenholz, mit einem schlechten blauen Tischtuche kümmerlich bedeckt und darauf Schüsseln mit Buttermilch, Käse und Picklingen, zum Dessert Butter und schwarzes Brod. Wem zu trinken beliebte mochte seinen Durst aus einer großen Kanne mit Dünnbier stillen. Das Tischservice bestand aus hölzernen Tellern. Bedienung fehlte gänzlich. Jeder wartete sich selbst auf.

Ob die Gäste mit dieser Bewirthung zufrieden waren? — Vermuthlich nicht. Aber sie schwiegen. Alte Leute haben zuweilen wunderliche Grillen. Und dieser alte Mann war einer der vornehmsten und verdienstvollsten im Lande. Man verbiß den Verdruß, und nahm, da es nun einmal nichts Anderes gab, mit der magern Hausmannskost vorlieb. Nur einigen poetischen Gemüthern gefiel die Scene.

Aber plötzlich gab der alte Herr ein Zeichen. Zwei hübsche Bauernmädchen erschienen im Saal, räumten die Tafel ab und trugen den zweiten Gang auf. Statt des blauen Tischtuchs ward ein schneeweißes aufgelegt; die hölzernen Teller verwandelten sich in blanke zinnerne, das schwarze Brod

in klares, das Dünnbier in doppeltes, die Picklinge in saftiges Rindfleisch und gekochte, frische schmackhafte Fische.

Die Gäste wurden doch sichtlich aufgeräumter; auch nöthigte der Wirth schon eifriger, es sich schmecken zu lassen. Es ward rascher zugelangt.

Ein zweites Zeichen des Gastgebers! — Ein stattlicher Haushofmeister, begleitet von einer Schaar glänzend gekleideter Diener trat ein. Die eichene Tafel wurde schnell hinweggeschaft und eine andere von polirtem Mahagony kam an ihre Stelle. Sie wurde mit den feinsten Damasten bedeckt. Ein reiches Silber- und Porcellan-Service ersetzte die zinnernen Schüsseln und Teller. Der Schenktisch funkelte von krystallenen Flaschen und Gläsern; die kräftigsten und feinsten Suppen, Gemüse, Fische, Pasteten, Braten, kurz Alles, was die neuste Kochkunst nur irgend Köstliches liefern kann, erschien in der geschmackvollsten Ordnung und Eleganz, und im Gefolge der ausgesuchtesten Weine vom Rhein, aus der Champagne, aus Bordeaux und vom Kap. Mit dem Klingen der Gläser und den freudigen Toasts der begeisterten Gäste harmonirten die Trompeten, Clarinetten, Posaunen, die von einem Balcon des Saales, der sich im Nu mit Musikern gefüllt hatte, herabschallten. Der alte Herr winkte. Er stand auf. Die Musik schwieg. Auch die Gäste standen schweigend und still in erwartungsvoller Spannung. Da begann der ehrwürdige Greis:

Meine Herren und Damen, ich danke Ihnen herzlich für die Güte, daß sie meiner freundlichen Einladung gefolgt sind, und mich mit Ihrer Gegenwart, die, wie Sie wissen, ich stets hochgeschätzt habe, beehrt und erfreut haben. Für einen Mann von meinen Jahren ist Ruhe ein unabweisliches Bedürfniß, und Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn ich unten in mein Kämmerlein mich zurückziehe. Für die jüngere Welt habe ich indessen einen Ball arrangirt, der, wie ich wünsche, Ihr Vergnügen noch einige Stunden verlängern wird. Vorher gestattet Ihre nachsichtsvolle Güte mir wohl noch eine kurze Erklärung über meine heutige Bewirthung: denn ohne diesen Commentar möchte sie doch etwas wunderlich und seltsam erscheinen. Ich hatte die Grille — und Sie wissen, alte Leute vermögen selten sich davon frei zu erhalten — Ihnen ein Bild unseres Vaterlandes und unserer ältern, wie unserer neueren Lebensweise darzustellen. Dadurch, daß unsere Vorfahren an eichenen Tischen Picklinge, Käse und schwarzes Brod speis'ten, und Dünnbier dazu tranken, arbeiteten sie sich aus früherer Dürftigkeit, die ich indessen keineswegs für eine Annehmlichkeit halten will, allgemach empor und erwarben sich Freiheit, Reichthum und Macht. Sie speis'ten und tranken von nun an besser und thaten sich gütlich, wie es heute unser zweiter Gang gezeigt hat. Wenn es aber einem alten Mann vergönnt ist, seine Gedanken frei herauszusagen, ehe er von Ihnen, die er sämmtlich von Herzen liebt, Abschied nimmt, — so besorge ich, daß der übertriebene Aufwand, dessen Bild ich im dritten Gange Ihnen vorübergeführt habe, uns in Zukunft, wenn wir dabei fortfahren, aller der herrlichen Vortheile, welche unsre biedern Vorfahren durch Fleiß und gute Wirthschaft errungen, und auf uns, ihre Nachkommen, vererbt haben, wieder beraubt werden. Heute, meine lieben jungen Gästen, bitte ich Sie, nun sich recht lustig zu machen und sich durch mich alten Grämler weiter nicht stören zu lassen, aber morgen, — ich beschwöre Sie — morgen denken Sie ernstlich nach über das, was ich Ihnen heute gesagt habe. Und nun leben Sie Alle herzlich wohl! — damit war der Alte verschwunden.

Die Nutzanwendung wolle der geneigte Leser sich selbst machen.

Miscellen.

(Merkwürdige Belustigung auf dem Frohnhofe in Augsburgs Vorzeit.) Es war im Maimonate des J. 1496 gewesen, als die alte, hochberühmte Handelsstadt Augsburg die beglückende Freude genossen hat, den neuen Kaiser Maximilian I. in ihren Mauern zu bewillkommen, ihm ihre Ehrfurcht und Liebe bezeugend. Er brachte seinen erstgebornen Sohn Philipp und mehrere Reichsfürsten mit. Während der Anwesenheit des glänzenden kaiserlichen Hofes waren öffentliche Lustbarkeiten und allgemeine Feste an der Tagesordnung. Der junge Erzherzog Philipp ließ, eine beliebte Vergnügung der schlichten Dorfbewohner nachzuahmen, zu seiner und aller Einwohner Belustigung am Abend vor dem Feste des heil. Johannes des Täufers das den Städtern seltene Schauspiel eines sogenannten Veits- oder Simet-Feuers auf dem Frohnhofe vorbereiten und dazu, da er schon oft von den holden Reizen der schönen Töchter Augsburgs Wunder sagen gehört hatte, alle Edelfrauen mit ihren Edelfräulein einladen. Eine große Anzahl derselben erschien. Alle im prachtvollen Glanze des schönsten weiblichen Schmuckes. Freudig trat der Erzherzog mit seinem Gefolge in den auserlesenen Frauenkreis, aus dem ihm ganz vorzüglich ein liebliches Jungfrauenbild eben so mild als himmlisch entgegenglänzte. Es war dieß das Edelfräulein Susanna Neidhart, Bolland Neidharts aus Ulm zweite Tochter, die sich bei ihrer ältern, mit Christoph Vetter, einem augsburgischen Adeligen, vermählten Schwester Katharina aufhielt und nachmals dem Johann Riedler, ebenfalls einem augsburgischen Adeligen, angetraut ward. Der holde Prinz näherte sich ihr, freundlich sie grüßend, führte dieselbe bei der Hand zu dem 54 Schuh hoch aufgerichteten Holzstoße, überreichte ihr eine brennende Fackel, um diesen anzuzünden und eröffnete dann unter dem Schalle der Trompeten und Pauken mit ihr den muntern Tanz um den hochauflodernden Holzstoß. Augsburgs ganze Bevölkerung war in Bewegung, um Zuschauer dieses stattlichen Festes zu seyn.

Ein Wirthschaftsbeamter fährt in die Stadt; an seiner rechten und linken Seite sitzen seine holden erwachsenen Töchter. Wegen der Accise läßt er am Thor halten. Der Aufseher frägt, was er Accisbares mit sich führe. „Nichts, als zwei Gänse," sagt der Beamte, rechts und links deutend, denn in den Seitentaschen des Wagens befanden sich die Gänse. — Der Aufseher: „„O, ich bitte! bitte! nur weiter!"" (Er hatte geglaubt, der Beamte mache einen Spaß über seine Töchter.)

(Etwas Griechisches.) Vor einigen Jahren wurde in der Stadt Beir von einer wandernden Schauspiel-Gesellschaft ein Stück gegeben, worin Griechen vorkamen. Da nicht genug Schauspieler vorhanden waren, so sollten ein Dutzend Buben aus dem Orte die Griechen vorstellen. Der Regisseur instruirte sie, daß sie, wenn er riefe, auf der Bühne erscheinen sollten. — Nun kam die Scene. Der Schauspieler rief: Heraus Griechen! Und aus den Coulissen kamen die zwölf Buben auf allen Vieren herausgekrochen.

№ 59.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

An Thorwaldsen.

Am 19. Juli 1841.

Dein Name schwebt durch frohes Festgepränge,
Wie Abendhauch durch Blüthenzweige schwebt,
Wenn freundlich er begrüßend ihr Gedränge
Aus ihrem Duft ein Aetherkleid sich webt;
Es weckt sein Kuß der Leier leise Klänge,
Daß sie von selbst in Liebesahnung bebt,
So weckt, wo nur des Schönen Keime schliefen,
Dein Name schon sie wach aus ihren Tiefen.

Nun weilst Du selbst in unsrer frohen Runde,
Und jedes Herz erglüht in höh'rer Lust;
Wer je vernahm vom Schönen inn're Kunde
Und sie gepflegt in ächter Künstler-Brust:
In Deiner Näh' in dieser Feierstunde
Ist stolz er sich's und freudiger bewußt;
Und was das Herz erfüllt mit heißem Drange,
Ergießt sich nun im lauten Festgesange.

Ein Lebehoch erschalle Deinem Ruhme,
Der unsern Muth begeisternd stets entflammt,
Denn Dir verlieh in ihrem Heiligthume
Die ew'ge Kunst das Hohepriester-Amt,
Vor Deinem Geist erschloß die edle Blume
Den Kelch, der nicht aus ird'scher Scholle stammt,
Der Schönheit Traum, der uns im Busen waltet,
Hast herrlich Du zur lichten Form gestaltet.

Nicht auf des Meeres sturmgepeitschter Welle
Schwimmt sein Geschenk, die Perle obenauf,
Dem Taucher thut in stiller Felskapelle
Auf dunklem Grund nur seinen Schatz es auf,
Und wer ihn schaffen will zur Tageshelle,
Der setze kühn das Leben in den Kauf:
Den holden Schmuck will jeder gerne schauen,
Doch ihn zu holen nicht der Tiefe sich vertrauen.

D'rum nahe sich mit ehrfurchtsvoller Scheue,
Wer sie verehrt, dem Heiligthum der Kunst,
Doch schleiche weg gehüllt in Schaam und Reue,
Wer hier gesucht des Sinnenrausches Dunst;
Für Herzen nur von ächter Lieb' und Treue
Bewahret sie die holdgewährte Gunst;
Und wem sie ward, dem ist's der höchste Seegen,
In treuer Brust sein stilles Glück zu pflegen.

Vor allen ward'st ihr Liebling Du, der Eine,
Es hat Dein Haupt ihr holder Kuß geweiht,
Auf Deinem Antlitz glänzt im Wiederscheine,
Die Deinen Namen krönt: Unsterblichkeit.
Daß Deinem Ruhm die Würde sie vereine,
Zu huld'gen nur naht Ämnend Dir die Zeit,
Die Last nicht bringt sie, nur den Schmuck der Jahre,
Und legt den Silberkranz in Deine Haare.

Was kann Dir noch der schwache Sänger bringen,
Gesang ist schon Dein Name jedem Ohr;
Und wagt' ich's, ihm ein Hymnenlied zu singen,
Es überbraust's Europa's Länder-Chor;
In Deines Ruhmes Aetherglanz die Schwingen
Zu tauchen, klimmt mein Geist zu Dir empor;
Und kann er auch die Höhe nicht ersteigen,
Du übst die Huld, dem Gruße Dich zu neigen.

Der treue Page.

(Historische Novelle aus der Zeit Karls VI. von Frankreich.)

Erste Abtheilung.

1.

Das Gelübde.

An einem Oktober-Morgen des Jahres 1407 senkte sich rasselnd die Zugbrücke des Schlosses von Blois; geräuschvoll öffnete sich das große Thor, und ein junger Kavalier, nur von einem Knecht begleitet, sprengte auf einem herrlichen Rosse im Galopp bis jenseit der Schloßgräben, wo der ihm folgende Diener ihn bald erreichte. Hierauf machte er einen Umweg, um eine Seitenstraße zu gewinnen, die seinen Weg abkürzen sollte. Auf der Plattform des einen Thurmes sah er eine von Kindern umgebene Dame, die eine Schürze zum Abschiedszeichen hin und her schwenkte. Der Reiter beantwortete diesen Gruß mit vieler Anmuth, und auf dem Sattel sich erhebend, wandte er sich nach der Stelle, wo die Dame sich befand, und rief indem er seiner Stimme die größtmöglichste Kraft gab: „Wenn Gott und die Heiligen mir helfen, edle Frau, werde ich bald zurückkehren, nachdem ich das Gelübde erfüllt, das ich Euch so eben abgelegt."

„Möge die gebenedeite Jungfrau Dich beschützen, edles Kind!" waren die einzigen Worte der Dame, welche der Wind unserm Reiter zuführte. Dieser, ohne sich weiter aufzuhalten, winkte einem blondhaarigen Knaben, der sich vorgeneigt hatte, um ihn abreiten zu sehen, mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, trieb das Pferd durch einige Schläge mit der Reitgerte an, und entfernte sich blitzschnell.

Die Personen, welche die Gruppe auf dem Thurme bildeten, folgten ihm lange Zeit mit den Augen, und erst, als er gänzlich ihren Blicken entschwunden war, verließen sie langsamen Schrittes die Brustwehr: besonders schien die Dame ein sehr großes Interesse an die Sendung des jungen Mannes zu knüpfen.

Dieser verfolgte inzwischen stillschweigend seinen Weg — betrachtet ihn: er scheint ungefähr sechzehn Jahre zu haben; sein Antlitz, auf dem sich ein leichter Flaum zu bilden beginnt, besitzt noch die ganze Frische und Naivetät der Kindheit; dennoch aber scheint eine gewisse entschlossene Miene anzuzeigen, daß unter dieser kindlichen Hülle ein Mannesherz schlage. Alles an ihm athmet Kraft und Behendigkeit; seine langen Haare fallen in Locken auf seine ziemlich breiten Schultern hinab, und wenn der Wind, der von Zeit zu Zeit weht, seinen Mantel lüftet, so sieht man unter seinem Jäckchen sich Formen zeichnen, die Geschmeidigkeit und Grazie verrathen. Sein ganzes Wesen trägt das Gepräge einer militärischen Erziehung, der einzigen, welche man in jenen Zeiten den adligen Kindern gab; und wahrlich, wer ihn in diesem Momente sähe, wie er fest im Sattel mit Geschicklichkeit sein ungeduldiges Roß leitet, müßte unstreitig zugeben, daß der Stallmeister, der ihn im Kriegshandwerk und Ritterthum zu unterrichten beauftragt gewesen, seine Aufgabe vollständig gelöſ't habe. Sein Barett, dessen lange Quaste sich im Winde bewegt; sein Leibrock von feinem Tuch; das Pelzwerk, das seinen Mantel umgiebt, das niedliche ciselirte Schwert, das an seinem Gürtel hängt; mit einem Wort, die ganze geschmackvolle und reiche Kleidung scheint einem Pagen von vornehmer Abkunft anzugehören, der einem hohen und mächtigen Hause seine Dienste widmet, und wenn man nach genauer Betrachtung des Anzuges des jungen Mannes zu dem des Pferdes übergeht, so bemerkt man an den Ecken der Schabracke, welche den Sattel bedeckt, die in Farben gestickten Wappen des Hauses Orleans, und erlangt die Gewißheit, daß dieser junge Reiter einer der Pagen Ludwigs, Herzogs von Orleans, Bruder des Königs Karls VI., ist, oder der seiner edlen Gemahlin Valentine von Mailand.

Wir wollen aber den Pagen und seinen Knecht ihren Weg fortsetzen lassen und lieber ins Schloß treten, dessen Zugbrücke noch gesenkt ist, um zu erfahren, was wohl die schnelle Abreise des Pagen veranlaßt haben mochte. Wir müssen jedoch zu diesem Zweck ein wenig weit ausholen.

Den Tag vor dem Beginn dieser Geschichte waren in einem der Gemächer des Schlosses von Blois sieben Personen auf verschiedene Weise beschäftiget. Eine schöne und reich geschmückte Dame, die wir schon an der Brustwehr bemerkten, war damit beschäftiget, auf einen Handschuh von Büffelleder ein Wappen und einen Wahlspruch zu sticken, zwei von ihren Frauen, die nahe bei'm Fenster saßen, hatten ihre Blicke auf die Landschaft gerichtet, und beobachteten, aus Furcht, daß ihr Gespräch leicht ihrer Aufmerksamkeit schaden könnte, ein tiefes Stillschweigen.

Neben ihnen blätterten zwei Kinder in einem sehr schönen Meßbuch, dessen ausgemalte Buchstaben sie betrachteten, während in einer der Ecken des Gemaches ein junger Page auf seinen Knien ein drittes Kind mit blonden Haaren schaukelte, dem er mit leiser Stimme den Hergang einer Schlacht erzählte. Von allen diesen Personen brach keine das Schweigen; nur die Dame, deren schöne Züge noch durch ein Glück, das sie hoffte, verschönert wurden, unterbrach oft ihre Arbeit, um sich an die Frauen zu wenden, deren Augen die Landstraße durchforschten.

„Kömmt er?“ fragte sie mit ängstlichem Gesichte. Und auf die verneinende Antwort der Frauen wurde das Stillschweigen noch tiefer als zuvor und die Erwartung noch peinlicher. Schon hatte sich, seitdem man also harrte, der Page zweimal erhoben um die Sanduhr umzukehren, und noch schien nichts die Ankunft der so sehnlich erwarteten Person anzuzeigen. Plötzlich stieß eine der Frauen einen Schrei aus ....

„Was giebt's“ — rief die Dame, sich schnell erhebend; „habt Ihr ihn gesehen? Ist es mein edler Gemahl, der Herzog?“

Jeder war bei diesem Schrei aufgestanden, die Kinder hatten ihr Meßbuch fallen lassen und Jehan schnell den Schooß des Pagen verlassen.

„Nein Madame,“ erwiederte die Kammerfrau, es ist nicht der gnädige Herr Herzog, sondern Roger, einer seiner Waffenleute.“

„Mein Gott, sollte er nicht kommen!“ sagte die Dame erbleichend. „Aber nein, es ist unmöglich,“ fügte sie einen Augenblick darauf hinzu, „es ist unmöglich, er muß kommen; schon fünf Monate sind es, daß er weder Gattin noch Kinder umarmt hat ... Jakob,“ fragte sie den Pagen, „hat der Herzog von Berry nicht gesagt, daß mein Gemahl heute in Blois eintreffen wird?“

„Ja, edle Frau. „„Geh, sprach der Herzog zu mir, und melde Valentinen von Mailand, daß mein Neffe von Orleans den achten Tag des Monats Oktober in Blois seyn wird; ich gebe mein ritterliches Wort zum Pfande.““ Dies sind seine eigenen Worte.“

„Ihr seht wohl, daß er kommen wird, es kann nicht anders seyn.“

In diesem Augenblick trat ein anderer Page ein, und reichte ehrfurchtsvoll der Prinzessin eine kleine, mit einem seidenen Bande umwickelte Pergamentrolle hin.

„Wer hat Dir das gegeben, mein Kind?“ fragte Valentine voll Unruhe.

„Roger, edle Frau, der so eben aus dem Schlosse Orleans ankommt.“

„Mein Gemahl wird also nicht kommen?“ rief sie heftig, indem sie schnell die Pergamentrolle öffnete .... „Nein, nein, heute noch nicht!“ fügte sie, nachdem sie gelesen, seufzend hinzu: „ach, ich werde ihn nicht wieder sehen!“

Alle standen stillschweigend vor ihr; auf ein Zeichen entfernte sich ihre ganze Umgebung, und als sie allein war, überließ sie sich ganz ihrem Schmerze und vergoß einen Strom von Thränen.

Arme Prinzessin! sie fürchtete für ihren Gemahl, und in der That konnte sie die Lage der Dinge nicht beruhigen. Während Karl VI. und der Wahnsinn in Frankreich thronten, stritten sich alle Parteien um die Bruchstücke der Macht. Die Regierung des Reiches, die dem Herzog von Orleans, als Haupt des Staatsrathes, nach dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund anvertraut worden war, erfüllte den Nachfolger dieses Fürsten, Johann ohne Furcht, dessen Charakter nicht darnach war, um die Unruhe Valentinens zu mildern, mit Neid. Sie wußte, daß, um zu der Macht zu gelangen, nach der er strebte, Johann zu Allem fähig war, und unendlich litt sie, die aus ihrer Zurückgezogenheit, wo sie ganz der Erziehung ihrer Kinder sich hingab, ihren Gemahl in diesem Drama, das auf der politischen Schaubühne Frankreichs spielt, eine Rolle übernehmen sah.

Daher weinte sie auch lange Zeit; bald jedoch begriff sie, daß Thränen nicht hinreichten, ihre Unruhe zu bannen, sie

wollte einen letzten Versuch machen, um den Herzog zu sich zurückzuführen, und ihn wenigstens für den Augenblick allen Intriguen zu entreißen. Stark durch diesen Entschluß, der eine unbestimmte Hoffnung in ihrem Herzen entstehen ließ, trocknete Valentine ihre Thränen, schrieb schnell einige Zeilen, und entlockte einem silbernen Pfeifchen, das an ihrem Gürtel hing, einen schneidenden Ton, der bis in die benachbarte Gallerie drang, und alsbald ihren Lieblingspagen herbeiführte.

„Tritt näher mein Kind, sprach sie zu ihm, „und gieb mir Antwort."

Jakob von Méró näherte sich ihr bewegt, und heftete seine Augen auf die seiner Herrin, als wolle er darin lesen, was sie ihm sagen wolle.

„Jakob, bist Du mir ergeben?"

„Mit Leib und Seele, edle Gebieterin; befehlt, ich bin bereit."

„Gut, Jakob, gut," sprach die Herzogin, ihm die Hand reichend. „Ich bin unruhig," fügte sie nach einigem Stillschweigen hinzu, „unruhig, meines Gemahls wegen, und möchte ihm gerne einen treuen Diener senden, der ihm meine Bekümmerniß begreiflich mache und ihn mir zurückführe.

„Und ich bin es, den Ihr gewählt habt, edle Frau?"

„Dich, Jakob, zu dem ich Zutrauen habe."

„Bei'm Patriarchen, dessen Namen ich führe, der gnädige Herr wird mit mir hieher zurückkehren, oder ich werde dieses Schloß zum letzten Mal verlassen."

„Morgen sollst Du abreisen, Jakob, und vergiß nicht, Deine Sendung gut zu erfüllen; es handelt sich um mein Lebensglück."

Der Page wandte sich hierauf gegen ein an der Wand hängendes Bild der heiligen Jungfrau, und sprach: „Ich schwöre zu Gott, daß dies geschehen soll, edle Frau, und gelobe in Gegenwart der gebenedeiten Jungfrau, kein Fleisch zu essen, bis ich meine Sendung erfüllt, und nicht vom Pferde zu steigen, so lange ich nicht das Schloß des Herzogs in Paris betreten und dieses will ich nur verlassen, um hieher zurückzukehren. Möge mich Satan vernichten, wenn ich das Gelübde breche.

Jakob hatte dieses Gelübde mit so viel Enthusiasmus und Feuer ausgesprochen, daß die Herzogin, tief davon gerührt, ihm die Hand zum Kusse reichte.

„Reise!" sagte sie zu ihm, „und Gott sey mit Dir!"

Den andern Morgen ließ der junge Page, nachdem er die letzten Befehle Valentinens eingeholt und vom kleinen Jehan, seinem Lieblinge, Abschied genommen, das Thor öffnen, die Zugbrücke senken, und enteilte, wie wir schon gesehen, den Mauern des Schlosses, ohne zu wissen, ob er es jemals wieder betreten würde. (Fortsetzung folgt.)

Thorwaldsen im Knorrbräukeller zu München.

Am 19. Juli 1841.

Wer sich unter dem Sommerkeller eines Münchener Bräuers etwa einen Keller vorstellen wollte, wie ihn die übrige Welt auch hat, der läge in einem großen Irrthum. Es sind dieß keine von jenen kleinen Grüften, wo die Hausfrau ihre Weinfäßchen aufstapelt und ihr Flaschenbier, etwas Kartoffeln nebenher für den Winter und ein paar aromatische Käslaibe, sondern vielmehr ungeheure Gewölbe, in die man allenfalls vierspännig einfahren kann, und die auf ihrem Rücken mächtige Gebäude, wie Edelsitze und Schlösser tragen, welche weitausrankende Arme strecken, mit Sommerwohnungen für den Eigenthümer, kühlen Hallen für die Hundstage und netten gemalten Zimmerchen für die „Abonnirten." Diese Burgen stehen in einem weiten Gehöfte, das gar Mannichfaltiges aufzuweisen hat. So vor allem die vielen, vielen Ruhebänke für die labedurstigen Gäste, malerisch auf die schönsten Plätze hingestellt, unter das Dach alter Linden oder stolzer Kastanienbäume; und dann denken Sie sich noch einen kleinen Wald dazu, durch den einsame Kiespfade ziehen oder auch die breite Heerstraße für die Bierwagen, im Gehölz selbst wieder Blumengärtchen, Rosenhecken, Stachelbeergebüsche, grünes Geländer, ländliches Treppenwerk, ein paar verliebte Lauben, ein paar geheimnißvolle Eremitagen, und endlich eine wundervolle Aussicht über die Campagne ins Abendroth oder auf die blauen Züge der fernen Alpen. In einem solchen Keller nun, und zwar in einem der schönsten, bereiteten am 19. Juli unsere Künstler dem großen Thorwaldsen ein Fest. Der lange Sommertag begann sich zu neigen, und der Keller, reichlich geschmückt mit Laubbögen unten, mit wallenden Flaggen oben auf den Zinnen, war voll Harrender, voll von Jüngern der Kunst aus allen deutschen Gauen, voll anderer Herren und Damen und voll lieber Jugend. Eine sanfte Rampe führt aus der waldigen Thalenge, welche die Einfahrt bildet, allmählich hinauf gegen die Plateforme, in welche die Portale des Kellergebäudes ausmünden. Hier sammelte sich nun, als der gefeierte Gast von der hohen Warte, die das Dach krönt, erspäht war, der Reigen der Festgeber, voran auf grünem Rasenvorsprunge ihre jungen Frauen, deren sie sehr schöne haben, hinter ihnen die Haufen der kunstliebenden Münchener, die den Wundermann anschauen und sein Bild zur unvergeßlichen Erinnerung mit nach Hause nehmen wollten. Der Wagen rollte unter Böllerkrachen vor; Thorwaldsen, der stattliche Nordländer, mit dem Löwenkopfe und den langen Silberhaaren, begleitet von den ersten künstlerischen Celebritäten, die mit ihm gekommen waren, schritt jugendlich, alle Blicke auf sich ziehend, die Rampe herauf, während alle Häupter sich entblößten, Alles sich verneigte und ein donnernder Willkomm ihm entgegenscholl. Hier oben bot ihm auch der gastfreundliche Herr des Kellers seinen Gruß, den der schöne Greis mit kraftvollem Händeschütteln erwiederte. Jetzt ging's mit fröhlichem Drängen hinein in die Bankethalle. Dazu war die unermeßliche Hausflur eingerichtet worden, die das Erdgeschoß des Kellergebäudes bildet — eigentlich ein Vorrathshaus für die tausend Fässer, die unser Brauherr nöthig hat, aber jetzt in ihrem Festschmucke konnte sie Niemand mehr dafür erkennen. Ueber die Wände spannten sich jene schönen, alten Hautelissetapeten, welche die Thaten Otto's, des großen Wittelsbacher, darstellen, wie er für Kaiser Friedrich focht in den italienischen Schlachten, wie er die Klause bei Verona stürmte, oder wie er die Griechen von Byzanz vertrieb aus der Mark von Ancona. Den Plafond verschönerte eine glückliche Improvisation decorativer Malerei; die rauhen Dielen des Bodens verdeckte frisches Grün; in der Höhe zogen duftende Blumengewinde durch den Saal. Von dem vorjährigen Dürerzug, wo die ganze Pracht des spätern Mittelalters wieder aufstand, ist den hiesigen Malern und Bildnern eine große Vorliebe geblieben für den Geschmack jener gepanzerten Zeiten, und Waffenglanz und gothisches Geräthe gilt nicht mit Unrecht als der schönste Schmuck für ihre Trinksäle. Demgemäß starrten die Pfeiler von ritterlichen Rüstungen, Harnischen und Pickelhauben, von Turnierspeeren, Panieren und alten Flambergen. Ein paar Dutzend Lustres hingen hellleuchtend von der Decke; unter ihnen zog sich unübersehbar die festliche Tafel hin, reich verziert mit goldglänzenden Armleuchtern, Blu-

mensträußen und mit einer mehrere hundert Mann hohen Fronte von glitzernden Champagnergläsern. Auf der langen Zeile jener Tische, wo die „Löwen" saßen, prangten die vergoldeten Statuetten der Wittelsbacher nach Schwanthaler, auf der andern die der großen Maler des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von demselben Meister. Gigantische Humpen mittelalterlichen Ansehens standen nachbarlich neben diesen Bildern. Zu Handen des Gefeierten war ein goldener Pocal zu sehen von reicher gothischer Arbeit, vor ihm ein kleines Bronzebild der Reiterstatue Maximilians, ihm gegenüber auf der parallelen Tischreihe ein verjüngter Gypsabguß des Schillerstandbildes — hinter diesem aber und so gerade im Angesicht des Gastes war in einem Haine von Lorbeerbüschen und Pomeranzenbäumen die Büste unsres Königs aufgestellt. Alles das glänzte und funkelte herrlich durcheinander, und wer weiß, ob der pilgernde Heros auf seinem Triumphzuge durch Deutschland eine Festhalle betreten hat, die dieser an überraschender Gewalt des Eindrucks gleichzustehen mochte. In diesen einladenden Räumen setzten sich also die Tischgenossen zur Tafel. Was München von artistischen Berühmtheiten aufzuweisen hat, war da zusammengekommen, um mit dem großen Meister des Abends froh zu werden — auch mancher Staatsmann und mancher Gelehrte von Credit hatte sich eingefunden; doch erlasse man uns die Namen! wer wird auch gerade prätendiren, neben dem isländischen Phidias genannt zu werden? In das fröhliche Summen der heitern Zecher traten nach und nach belebend die Toaste ein, ausgebracht in feierlicher Stille, die nur von dem Puffen der Champagnerpfröpfe unterbrochen wurde, wogegen donnernde Vivatrufe und schmetternde Trompetenstöße ihr folgten. Nun muß man aber wissen, daß es unsre Maler an solchen Tagen bei gemüthlichem Zusammentrinken nicht bewenden lassen, sondern immer auch zur Erhöhung des Jubels dramatische Maskeraden in das Treffen führen, die geistreich erfunden mit drastischer Komik an uns vorüber gehen. So gab's denn heute einen Schwank, den wir laut des Libretto: Schiedsrichterliches Urtheil des alten Vaters Zeus in Sachen Stuttgart, Mainz und Consorten wider Ritter Thorwaldsen betiteln dürfen. Es traten da Mainz, Stuttgart, Kopenhagen, Amerika, München und Rom, repräsentirt durch die Bildwerke, die sie von dem Meister besitzen, als Guttenberg, Schiller, Maximilian — dieser gar zu Pferde — u. s. w. angemeldet von Merkur als Gerichtsboten in köstlichstem Aufputz vor den lächelnden Feiergast und begannen in humoristischer Motivirung darüber zu hadern, wer von ihnen Ihn sein nennen dürfe. In das Plaidoyer mischte sich zuletzt auch die weißarmige Juno vom hohen Stuhle herab, leichter erkenntlich an dem Fächer von Pfauenfedern, mit dem sie agirte, als an dem braunen Schnurrbarte, der ihren Göttermund beschattete. In Anbetracht des letzt gedachten Charakteristicums klang es komisch genug, wenn sie in sonorem Basse also perorirte:

Was woll'n die Menschen in dieser Sache
Mit ihrer Rede confusem Sinn,
Fürchten sie nicht meine glühende Rache,
Wissen sie nicht, daß ich Juno bin?
Wissen sie nicht, daß Du all' meine Söhne
Mit der Wahrheit durchdringender Macht
Nachgebildet in strahlender Schöne,
Wie's noch kein Sterblicher jemals vollbracht?
Wissen sie nicht, daß ich Mutter bin?

Den Streit schlichtet Zeus, der schreckliche Donnerkeule schwingt, und entscheidet inappelabel, wie folgt.

„Nein, dieser Mann gehört nicht einem Lande,
Nicht Einer Stadt allein gehört er an,
Denn er umfaßt mit seines Geistes Bande
Die ganze Welt, nur ihr, der Welt, gehört er an!"

eine Sentenz die von stürmischem, begeistertem Jubelruf begrüßt wurde. Kaum war der Vater der Götter und Menschen mit seiner keuschen Gemahlin, mit den klagenden Parteien und mit den Gerichtsboten Merkur wieder abgetreten, so brach der Liederkranz herein, zweiundsechzig Männer, denen süßer Wohllaut in der Kehle schläft, an der Spitze Meister Kunz, der treffliche Musikus. Die richteten sich in der Mitte des Bankettsaales ein und sangen nun zum Nachmahle ihre schönen Lieder, vor allem das inspirirte „Walhalla" mit seinen Heldentönen, das bei uns bereits ein Volksgesang geworden ist. So ging es fort in herrlichster Fröhlichkeit; Toaste, Vivatrufen, lustige Scherze, prächtige Lieder und Musikstücke wechselten mit einander ab, bis endlich nach Mitternacht Thorwaldsen in freundlicher Rührung dankend Abschied nahm. Wie einen jungen Hochzeiter begleiteten ihn die spielenden Musikanten, jauchzend und jodelnd, bis in seinen Wagen und unter Alles überhallendem Lebehoch fuhr er aus ihrer Mitte. (Allg. Ztg.)

Miscellen.

Nachdem Napoleon, als General der Republick, in Mailand eingerückt war, mußte er zum Behufe der an Allem Mangel leidenden Armee ungeheure Requisitionen ausschreiben. Natürlich ward ihm allein, nicht dem Drange der Umstände, dieß zugeschrieben. Eines Abends nahm ihm eine vornehme Dame in einem Cirkel eine Blume aus der Hand. „Gli italiani sono ladroni!" sagte er lächelnd. Aber was gab sie zur Antwort? non tutti, ma buona parte!

Der Bediente einer Herrschaft kam zu einem Arzt und bat denselben, er möchte ihn doch vom Tode retten, da er schon seit sechs Monaten am „Knochenfraß" leide. Der Arzt untersuchte ihn, findet aber nicht die mindeste Spur dieses Uebels. „Ach!" sagte der Diener, „ich meine bloß, daß ich bei meiner jetzigen Herrschaft nichts als Knochen zu fressen bekomme!"

An einer Tafel, beim Mittagstische, saßen zwei Damen zusammen, die sich an sogenannter Artigkeit überbieten wollten. Eine reichte der andern die Schüssel mit dem Braten hin, und diese fragte sie: „Ich bitte, sind Sie eine Ente?" (sie wollte nämlich recht höflich von dem Braten in der dritten Person vielfacher Zahl reden.) „Nein; antwortete die Dame, „Sie sind eine Gans."

Jude. Herr Doktor, ist die Sache endlich entschieden?
Advokat. Noch nicht.
Jude. Dieser Prozeß hätte ein gutes Nachtlicht gegeben, es gieng nicht aus.

Eine Frau starb im ersten Wochenbette, der Mann weinte heftig. „Eines tröstet mich," sagte er, „ich bin an ihrem Tod nicht schuld."

„Sprechen Sie französisch?" fragte Jemand ein schönes Fräulein. „Nein, das zwar nicht," antwortete diese, „allein mein Bruder bläst die Flöte."

№ 60.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der treue Page.

(Historische Novelle aus der Zeit Karls VI. von Frankreich.)

(Fortsetzung.)

2.

Das väterliche Haus.

Der erste Schlag der Tertie (die dritte von den sieben kanonischen Stunden) war so eben an der Kirche Notre-Dame in Chartres ertönt, als Jakob und sein Knecht diese Stadt erreichten, welche sie in aller Eile durchritten, und der letzte Schlag war kaum erklungen, als sie schon außerhalb der Mauern sich befanden, und ihren Weg in der Richtung nach einem Wäldchen, das vor ihnen lag, verfolgten. Anfangs hatte Jakob, als er das Schloß verlassen, in seinem Kopfe nach Mitteln gesucht, um seine Unternehmung auf günstige Weise zu beendigen, und seine junge Beredsamkeit hatte die Rede vorbereitet, die ihm ganz geeignet schien, den Herzog zu bewegen, für einen Augenblick die Geschäfte zu verlassen, seine edle Gattin nach langer Trennung wieder zu sehen und ihr einen Theil des frühern Glückes wieder zu geben. Aber bald hatte ihn, jung, wie er war, der Zauber einer Reise, mitten in einer Landschaft, die in dieser Jahreszeit noch nicht alle ihre Reize verloren hatte, wider Willen von dem Gedanken an seine Sendung abgebracht, und er hatte sich ganz den Eindrücken hingegeben, welche seine gegenwärtige Lage in ihm hervorbrachte. Im Alter von sechzehn Jahren, von dem Vertrauen einer Herzogin beehrt, mit einer Sendung beauftragt, an welche sie ihr Lebensglück knüpfte, sah sich der glückliche Page schon der Zahl der Stallmeister zugesellt, wie er die Erlaubniß erhielt, sich in einen Kampf zu mischen, und die Sporen auf dem Schlachtfelde gewann. Das arme Kind! Mitten in seine Träume von Ruhm mischte sich stets der süße Gedanke, welche Freude seine gute Gebieterin empfinden würde, wenn er, vom Herzog begleitet, in das Schloß von Blois zurückkehren würde, daß er vor wenigen Stunden erst verlassen hatte.

Als er indeß Chartres durchritt, drang ein heiliger Psalmengesang, der aus der Kirche Notre-Dame erscholl, in sein Ohr, und erinnerte ihn an seine Gelübde; unmerklich nahmen seine Gedanken eine ernstere Färbung an.

Plötzlich kam ihm eine peinliche Idee in den Sinn; sein so eben freudestrahlendes Gesicht, als er sich schon als Ritter sah, erhielt einen kummervollen Ausdruck, und durch eine unwillkürliche Bewegung hielt er sein Pferd an.

„Gerbaud“, sprach er zu dem Manne, der ihm folgte, „sollte es in dieser Gegend nicht einen andern Weg geben, als den, der vor uns liegt?“

„Es gibt keinen andern, Herr Page“, erwiederte Gerbaud, „es sey denn, daß wir wieder zur Stadt zurückkehrten, die wir so eben verlassen, und jenseits derselben durch Beauce ritten . . . Aber“, fügte er zögernd hinzu, „es wäre für uns nicht rathsam, jenen Weg zu nehmen.“

„Warum“, fragte der Page dringend.

„Der Capitain Amérigot, der Schwarzkopf, hat die ganze Gegend mit seiner Bande inne, und wenn er, wie man sagt, für Burgund ist, so dürfte uns unsre orleanische Farbe einen festen Strick einbringen oder mindestens einen guten Degenstich.“

„Darauf soll es mir nicht ankommen“, rief der Page lebhaft, und schickte sich an, umzukehren.

„Aber, Herr Page, welchen Einfall habt Ihr da? Bedenket doch, daß es für uns ein Verzug von mehr als zwei Stunden ist, und daß wir nimmermehr diesen Abend zu dem Aufenthalte . . . . ohne von der Gefahr zu sprechen . . . .“

Der Gedanke an Verzug bestimmte Jakob weit eher, als der an die Gefahr, die er lief, seinen Weg fortzusetzen; er drückte die Weichen seines Pferdes und sprengte im Galopp den Weg hin, den er so eben noch vermeiden wollte.

Welchen Beweggrund aber konnte Jakob zu diesem Anstand haben, und warum wollte er diesen Weg vermeiden?

Das Gelübde war es, an welches sich der arme Junge erinnert hatte, das ihm nicht erlaubte, vom Pferde zu steigen, und doch lag auf diesem Wege das Haus seines Vaters, an dem er vorbei mußte. In der That betrat er nun bald einen ihm bekannten Fußpfad, wo eine Menge Erinnerungen auf ihn einstürmten. Ach, wie vieler Kraft bedurfte er, um vor der Wohnung seines Vaters vorbeizureiten, ohne sich aufzuhalten, ohne seine Mutter zu umarmen, seine gute Mutter, die er so sehr liebte.

Schon sah er die mit dem Wappen versehene Wetterfahne, die sich auf dem Dache seiner väterlichen Wohnung bewegte, denn der Herr v. Méré war Ritter; schon nahm er selbst den Eingang zum bescheidenen Schlosse wahr, als zwei Männer, ein Ritter und ein Mönch, die vor ihm hergingen, welche er aber vor innerer Bewegung nicht bemerkt hatte, sich bei dem von den Pferden verursachten Geräusche umwandten.

„Bei'm Himmel!“ rief sogleich der alte Ritter, „das ist Jakob, das ist mein Sohn! Gott ist es, der ihn uns entgegen sendet.“

Bei'm Tone dieser wohlbekannten Stimme war Jakob auf dem Punkte, vom Pferde zu springen, um sich in die Arme seines Vaters zu stürzen; aber plötzlich drängte sich ihm der Gedanke an sein Gelübde mit Gewalt auf; er hielt sein Pferd an und rief: „Mein Vater! Gott nehme Euch in seinen Schutz!“

„Was soll das heißen?“ rief Herr v. Méré, „warum ist Jakob nicht in meinen Armen? Was soll das bedeuten? Liebst Du Deinen Vater nicht mehr?“

„Bei'm heiligen Christ! glaubt das nicht, mein geehrter Vater, niemals hat Euch Euer Sohn mehr geliebt!"

„So umarme mich doch, wenn dem also ist."

„Ich kann nicht, ich schwöre es bei'm Himmel! Ich habe ein Gelübde gethan, das mich auf dem Pferde festhält, als wäre ich daran gefesselt."

„Ganz recht, mein Sohn, ganz recht!" sagte der Mönch, „ein Gelübde ist eine heilige Sache; es brechen, heißt meineidig gegen Gott seyn."

„Du hast ein Gelübde gethan?" fragte der Vater wehmüthig.

„Ja, Vater, vor der heiligsten Jungfrau habe ich geschworen, nicht eher mein Pferd zu verlassen, als bis ich in den Hof des orleanischen Palastes gelangt seyn werde."

„Bei der Hölle! dieses Gelübde kannst Du nicht halten, Jakob, Du mußt hier eintreten, wenn Du Deine Mutter noch einal vor ihrem Tode umarmen willst!"

„Vor ihrem Tode! Jesus! was sprecht Ihr da?" rief Jakob erblassend.

„Ja, Jakob, ja, vor ihrem Tode", wiederholte der Ritter, „seit zwei Tagen liegt sie schwer darnieder; der Arzt hat sie aufgegeben, und hier ist der heilige Mann, der mit ihr, während des Todeskampfes, von Gott sprechen soll. Arme Gertrude!"

Und der alte Ritter trocknete sich zwei große Thränen, die über seine Wangen flossen.

„Meine Mutter ist im Sterben!" schrie Jakob, der sich endlich von der Bestürzung erholte, in welche ihn die so schreckliche Nachricht gebracht hatte.

„Komm, mein Kind, komm; Dein Anblick wird Freude in ihr Herz bringen und das Herbe des Augenblicks versüßen."

„Bei'm Himmel! ich werde gehen, folge daraus, was da wolle. Ich will meine Mutter umarmen!"

Ohne zu überlegen, hatte Jakob schon die Steigbügel verlassen und rüstete sich, zur Erde zu springen, als der Mönch plötzlich vorschritt, ihn kraftvoll am Arm erfaßte, als er sich eben vom Pferde schwingen wollte, und mit tiefer Stimme ausrief: „Christ, gedenke Deines Gelübdes!"

Und Jakob fiel kraftlos in den Sattel zurück. Unbeschreiblich war der Schmerz des unglücklichen Pagen, der zwischen der Liebe zur Mutter und seinem Gelübde kämpfte. Er brach in einen Strom von Thränen aus und ließ das Haupt auf seines Vaters Schulter fallen, der sich ihm genähert hatte und ihn in seine Arme schloß.

„Unglück über mich!" murrte Jakob untern Seufzern; „Unglück über mich, der ich mich so unbesonnen gebunden habe! Ist dies der Lohn für meine Aufopferung?"

„Kind, murre nicht!" sprach ernst der Mönch, „Gott ist groß, und die heilige Jungfrau wird Dir helfen. Werde nicht muthlos und erfülle Deine Sendung."

In diesem Momente läutete es in der Kapelle des benachbarten Dorfes zur Messe. Das feierliche Geläute, das sich mit den Worten des Mönchs vermischte, brachte auf das Gemüth des Jünglings eine heilsame Wirkung hervor; er faßte wieder Muth, hoffte auf die Hülfe derjenigen, der er das Gelübde abgelegt, und fühlte sich stärker.

„Ja, ich reise weiter", rief er mit fester Stimme, „ich werde meine Sendung vollbringen, ich habe es Frau Valentinen versprochen, und gebe der Himmel, daß der gnädigste Herr Herzog bald diesen Weg einschlage; dann werde ich meines Gelübdes entbunden seyn und meine Mutter umarmen können. Lebet wohl! Heiliger Mann, betet für die Genesung meiner Mutter, und möge der Himmel uns beschützen."

Bei diesen Worten gab er Gerbaud ein Zeichen, der ganz bewegt sich zurückgezogen hatte, und in wenigen Minuten war er gänzlich verschwunden; aber oft hatte er den Kopf nach der Gegend umgewandt, wo seine Mutter zwischen Leben und Tod rang. Erst einige Zeit darauf konnten der Herr v. Méré und der Mönch den Platz verlassen, wo sie Jakob voll Verwunderung über seine Seelenstärke und seinen Muth gelassen hatte.

Armer Jakob! niemals schien ihm ein Weg so lang! Er hoffte, noch bei Zeiten anzukommen, um den Herzog in seinem Palaste anzutreffen, ihn zur augenblicklichen Abreise zu bewegen, ihn zur Herzogin zurückzuführen, und dann zurückzukehren, um den Segen und die letzten Seufzer seiner Mutter empfangen zu können.

Es war dunkle Nacht, als er in Paris ankam, und ohne sich um die wiederholten Fragen der Bürger zu bekümmern, die ihn auf seinem Wege anhielten und neugierig ausforschten; ohne auf die Spottreden und Beleidigungen einiger Pagen der burgundischen Partei zu hören, denen er in den geräuschvollen Straßen begegnete, eilte er in das Quartier St. Honoré und begab sich an den Ort, wo jetzt das Getreidemagazin ist, und wo damals der Palast Orleans stand.

Das Thor war offen und er sprengte in den Hof, wo eine Menge Knechte und Pagen an der Seite ihrer Pferde warteten, während zwei bewaffnete Edelleute bei einem gesattelten Maulesel standen. Bei seinem Eintritt in den Hof wurde Jakob von einem allgemeinen Freuderuf der Pagen empfangen.

„O Jakob, bist Du es? Bei meinem zu hoffenden Barte, ich glaubte Dich todt," rief der Eine.

„Gegrüßt sey der Frauen-Page," rief ein Anderer.

„Ha, schöner Page, eine Partie Würfel diesen Abend!"

„Ehre dem Wiederauferstandenen!" sagte ein Vierter.

Aber Jakob, der mitten in den Hof gelangt war, sprang, ohne zu antworten, von seinem Pferde, denn jetzt konnte er es, und eilte dem Gemache des Herzogs zu, in das er augenblicklich geführt wurde.

Der Herzog wollte eben ausgehen; er hatte schon sein Haupt mit einer Kappe bedeckt und einen Mantel um seine Schultern gehängt, als der Page, außer Athem und mit Schweiß bedeckt, eintrat.

„Du bist es, Jakob?" sprach der Herzog, als er ihn erblickte; „woher kommst Du, mein Sohn, in diesem Zustande?"

„Von Blois, gnädigster Herr."

„Und welche Neuigkeiten von Valentinen, unserer edlen Gemahlin?"

„Schlechte, gnädigster Herr; sie ist betrübt, Euch nicht zu sehen; sie weint, härmt sich ab, und wenn Ihr nicht dazu thut, mein guter Herr, so könnte es wohl kommen, daß Madame Valentine, die der Himmel beschützen möge, ihrem Schmerze unterliegt."

„Die Närrin!" rief der Herzog, die Achseln zuckend, aber man bemerkte in seinen Zügen einen heftigen Widerspruch mit seinem Ausruf, während der Page also sprach.

„Närrin! ja, es ist wohl wahr, gnädigster Herr," wiederholte Jakob mit Heftigkeit und von seiner Anhänglichkeit an die Herzogin fortgerissen; „eine Närrin, daß sie sich Euretwegen so sehr beunruhiget, während Ihr Euch so wenig um sie bekümmert."

„Bei'm Satan! Herr Page," rief der Herzog, die Augenbraunen runzelnd, „Deine Unverschämtheit verdient Strafe...

Ich will es aber Deiner Treue und Hingebung für Valentinen zu gut rechnen," fügte er nach einem Augenblick hinzu, als wenn er sich über seinen Zorn Vorwürfe machte.

„O, verzeiht mir, gnädigster Herr, aber wenn Ihr sie, wie ich, hättet weinen sehen, mitten unter ihren Kindern, die sie an ihr Herz drückte — selbst den Sohn der Frau von Cary, den kleinen Jehan, überhäufte sie mit Liebkosungen, indem sie von Euch sprach, — o wenn Ihr sie so untröstlich gesehen hättet, gnädigster Herr, Ihr würdet augenblicklich abreisen."

„Genug, genug," rief der Herzog, indem er voll Bewegung im Zimmer auf- und abschritt.

„O kommt, gnädiger Herr, kommt," fuhr Jakob dringend fort; „wenn Ihr sie gehört hättet, wie sie zu mir sagte: „Reise, und bedenke, daß mein Lebensglück an seine Rückkehr geknüpft ist!

„Ich werde noch diese Nacht abreisen. Mein Vetter von Burgund soll machen, was ihm beliebt, aber ich will Valentinen sehen. Man setze Alles zur Abreise in Bereitschaft."

Einer der Edelleute, der sich in der Nähe befand, hob die Tapete auf, um diesen Befehl bekannt zu machen, und Jakobs Augen strahlten vor Freude — als ein Page der Königin sich melden ließ und den Herzog bat, sich sogleich in deren Palast zu begeben.

Der Herzog zögerte, vielleicht wollte er sich entschließen, den Weg nach Blois zu verfolgen, als Isabeau's Page hinzufügte:

„Die Königin wartet, gnädigster Herr, was soll ich ihr sagen?"

„Daß ich Dir folge, Amelot," sagte der Herzog ganz entschieden, und es vermeidend, vor Jakob vorbeizugehen, dessen flehende Augen zu fragen schienen: „Und Valentine?" schritt er rasch aus dem Gemache.

Der arme Jakob zog sich hierauf ganz erschöpft in sein Zimmer zurück, und dort, wo er sich nicht mehr zu zwingen nöthig hatte, weinte er lange Zeit, an seine Mutter denkend. Endlich aber übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief ein.

Zweite Abtheilung.

3.

Die Schenke zum Bilde unserer lieben Frauen.

Ungefähr drei Wochen waren verstrichen, seitdem Jakob in Paris war, und noch war es ihm nicht gelungen, im Geiste des Herzogs den Entschluß zur Abreise nach Blois wieder zu erwecken; ein Entschluß, der durch die ungelegene Erscheinung des Pagen der Königin unglücklicherweise zu nichte geworden war. Mehrmals hatte der Herzog während dieser Zeit es versucht, Jakob zu Valentinen zurückzuschicken, um ihre Unruhe zu stillen, dieser aber hatte sich hartnäckig geweigert, sich zu entfernen, und sich begnügt, zu erwiedern:

„Ich darf nur mit Euch, gnädigster Herr, in das Schloß zurückkehren oder niemals."

Und der Herzog war genöthigt, sich mit dieser Antwort zufrieden zu stellen und den Pagen bei sich zu behalten. Darauf stürzte er sich, ohne sich weiter damit zu beschäftigen, mitten in alle die Intriguen, die Frankreich bewegten.

Die beiden mächtigen Nebenbuhler, die Herzoge von Orleans und Burgund, die damals die Gewalt theilten, beobachteten einander, und jeder erspähte die Gelegenheit, seinem Gegner zu schaden und die Macht seinen Händen zu entreißen. Beide hatten eine mächtige Partei, und ihre Anhänger, unter allegorischen Bannern vereinigt, warteten nur, wie ihre Häupter, auf eine Gelegenheit, um aufeinander loszustürzen; ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich.

Jakob begriff wohl, daß in einem solchen Momente der Herzog sich nicht füglich von Paris entfernen dürfe; er hätte der burgundischen Partei eine zu schöne Gelegenheit gegeben, sich der Gewalt zu bemächtigten, daher hatte er mit seinen dringenden Bitten nachgelassen, und wartete nur, bis ein ruhiger Augenblick im Staate ihm erlauben werde, sie ihm wieder vorzubringen. Der arme Junge hatte aber stets seine sterbende Mutter vor Augen; durch sein Gelübde an Paris gefesselt, konnte er nur fürchten oder hoffen. Anfangs bemächtigte sich die Furcht seiner Seele, als er aber sah, daß er keine traurigen Nachrichten erhielt, ließ er allmählig die Hoffnung darin aufkommen. Man denke sich seine Freude, als er nach vierzehn Tagen eine Botschaft von Herrn v. Méré erhielt, der ihm die gänzliche Genesung derjenigen meldete, deren Gesundheit ihm so theuer war. Er eilte in die Kirche unserer lieben Frauen in Paris und dankte dort am Fuße der Altäre mit Inbrunst der Gebenedeiten, deren Schutz er als die einzige Ursache der Genesung seiner Mutter betrachtete.

Und nun wartete er, gänzlich beruhigt, mit größerer Geduld, ohne jedoch seine gütige Herrin Valentine zu vergessen. Seit einigen Tagen zumal dachte er öfter als je an sie; es liefen nämlich unbestimmte Gerüchte von einer Aussöhnung zwischen beiden Prinzen in der Stadt umher. Welche Hoffnungsgründe!

Eines Abends, als sich der Herzog zur Königin nach dem Hôtel Montaigu, nahe bei'm Thore Bondet, im Viertel St. Antoine, begeben, hatten ihn Jakob und einige Pagen begleitet. Nachdem sie ihre Pferde abgezäumt und sich erkundigt, ob der Herzog ihrer Dienste nicht mehr bedürfe, hatten die Pagen das Hôtel verlassen, um in der Straße irgend eine Schenke aufzusuchen, wo sie ausruhen und eine Partie Würfel spielen könnten. Unweit der Straße Barbette hatte Jakob das Bild unserer lieben Frau auf plumpe Weise an eine Thür gemalt gesehen, über welcher eine zinnerne Kanne andeutete, daß man hier den Edelleuten, Bürgern oder Bauern zu trinken gebe, wenn nur ihre Tasche gut gespickt sey, um die Kosten zu bezahlen. Durch dieses Bild der Jungfrau, und durch die Erinnerung an den Schutz, den sie ihm erst jüngst gewährt, eingeladen, entschied sich Jakob, in diese Schenke zu treten, und die andern Pagen folgten ihm.

Kaum hatten sie sich an einen Tisch gesetzt, eine Kanne vor sich und die Würfel in der Hand, als ein Mann eintrat und sich an einen andern Tisch, gerade gegenüber von ihnen, setzte. Bald schlossen sich diesem Manne vier oder fünf andere Personen an, von denen mehrere die burgundische Livree trugen.

(Schluß folgt.)

Der Münchner Schlachtgewandter oder Tuchmacher alte Vorrechte.

Bayerns treue Bürger haben in älterer und neuerer Zeit Hab und Gut, Weib und Kind verlassen, um sich in Zeiten der Noth für Fürst und Vaterland muthig in den Kampf zu begeben. Sie bewiesen bei solchen Gelegenheiten, daß Tapferkeit keine ausschließliche Tugend für einen einzelnen Stand sey, daß der kräftige Arm, welcher sonst das

gemeinnützige Handwerkszeug zu führen versteht, auch die ernsten Mordgewehre zu gebrauchen vermöge, und daß des Bürgers Ehrgefühl und Muth an That und Kraft in Gefahren nie zurückstehen. Die Höhen von Moosburg bis Gammelsdorf waren bereits im Jahre 1313 Zeugen von den Lorbeeren, die sich die Straubinger, Ingolstädter, Landshuter und Moosburger für ihren Landesherrn erfochten haben, und dafür belohnt worden sind. Und gleich wie die Bäcker- und Schuhmacherzünfte der Haupt- und Residenzstadt, auch schon von Kaiser Ludwig dem Bayer, erstere für die in der blutigen Entscheidungsschlacht zwischen Ampfing und Mühldorf 1322, letztere bereits früher, und zwar im Jahre 1295, geleisteten außerordentlichen Dienste, mit besondern Freiheiten begnadigt worden sind, so schreiben sich auch bei dem Handwerke der Schlachtgewandter, oder Tuchmacher, demselben verliehene landesherrliche Privilegien vom Jahre 1422 her, wo Herzog Ludwig von Landshut ihre rechtmäßigen Herrn Herzoge Ernst und Wilhelm in München vor der Schlacht bei Alling und Hoflach überfallen wollte. Die Tuchmacher besetzten nämlich damals die Zwinger am Einlaß und Angerthörl, wo sie sonst eben ihre Arbeiten zu verrichten pflegten, und trieben mit ihren Speeren des feindlichen Feldhauptmanns Wetzenalher eindringende Reiterschaar mit Muth und Standhaftigkeit zurück. Ja sie erbeuteten sogar das Flammenschwert, diese furchtbare Art Waffe der Vorzeit, von dem feindlichen Anführer, nebst einem andern krummen Säbel in blausammetner Scheide, einen gewöhnlichen alten Haudegen mit großem Griffe und Knopf, einen vierkantigen Dolch wie eine Degenklinge u. s. w. Nach jener Heldenthat ward den Schlachtgewandtern von den folgenden Herzogen das Vorrecht, bei feierlichen Gelegenheiten und Umgängen nicht nur statt einer Standarte einer großen, fliegenden Kriegsfahne von roth und schwarzgestreiften Seidenzeug sich bedienen zu dürfen, sondern es wurde sogar der Fähnrich, Schwert- und zwei Speerträger auf herzogliche Kosten von der Hanskammerei in die Tracht des damaligen Jahrhunderts gekleidet. Da aber dieses in letzter Zeit außer Acht gekommen, befahl König Ludwig I., bei Erneuerung des Glanzes der Frohnleichnamsprozession 1839, daß dieser altherkömmliche Gebrauch ferner statt haben soll. Der Anzug besteht aus einem niedern Scheibenbaret von schwarzem Filz mit liegenden 2 Schwungfedern eine roth, gelb die andere, dazu kurz, abgelockt herabhängende Haare, aus scharlachrothem, geschlitztem Wams, und Goller darüber mit schwarzem Ledergürtel, aus wollgestrickten, die Fußsohlen einschließenden Beinkleidern, roth und gelb gestrickt, und endlich aus naturledernen Schuhen und Stulphandschuhen. Ferner ist gestattet, daß dieses Handwerk, vier Stadttrompeter an der Spitze, jeder Zeit den Zug eröffnen mit seinen Kriegs-Trophäen.

Auch noch in späterer Zeit bewährten die Schlachtgewandter auf andere rühmliche Weise ihre Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland. Als im Jahre 1790 nämlich die Schlacht bei Flerus gegen die Franzosen verloren gegangen ist, eilte Bayerns bedrängter Churfürst MaxEmanuel in sein Land zurück, dringend des Volkes Hülfe heischend. Da waren es die damals zwar schon verminderten, aber doch noch bemittelten Tuch- und Zeugmacher der Städte München, Landshut, Moosburg, die dem geliebten Monarchen sogleich 36,000 Ellen Tuch zur Fertigung von Kriegs-Montirungen, dann 6000 fl. als eine Schützungs-Gabe zu Anwerbung neuen Kriegs-Volkes dargebracht haben. Um sich jedoch einen Begriff zu machen von der Güte und Dauerhaftigkeit der damaligen Soldaten-Bekleidung, wird aus einer „Monturliste des Wohllöblichen Grav Steinischen Reutergeschwaders vom Jahr 1687 bis 1724“ bewiesen, wonach während vollen 37 Dienstjahren „der Reuter ein mehreres nit, denn 3 Gollets, 2 Röck, 1 Mantl gebraucht hat.“ Eine Nürnberger Chronik besagt, daß anno 1672 selbst einige Fürsten Italiens sich so gutes Tuch und Futterzeug aus Deutschland beschrieben haben. Wie inzwischen dieses Gewerb, einst auch das blühendste in Bayern, zum Theil durch heillose Vermehrung und die Alleinhandelsucht der wucherischen Judenschaft herabgekommen, ja in Verfall gerathen ist, zeigt z. B. der Umstand, daß im Jahre 1772 in der damaligen freien Reichsstadt Nürnberg 257 Tuch- und Zeugmacher-Stühle, jetzt vielleicht um 200 weniger, 1784 zu Neunburg vorm Wald 18, nun 6, zu Neumarkt in der obern Pfalz im Jahre 1800 noch 27, jetzt kaum 6 mehr im Gange sind.

Der Tuch- und Zeugmacher, durch Bürgertugend hochgeadeltes Handwerk, genießt aber noch ein allgemeines Vorrecht. Aus Letzterm ist Kaisers Karl V. Leibschaar bestanden, die bei der Festung Golleta Afrika's geübte Reiterei geworfen, und so den herrlichen Sieg zur Eroberung des ganzen Königreichs Thunis gebahnt hat, dessen Ausbeute in 3 Fahnen und 700 Pferden bestund, die man mehr als das Leben der Reiter schonte. Ein Tuchmacher-Knappe, Namens Joseph Kopp, aus Moosburg im Herzogthum Bayern, ein Jüngling von riesigem Körperbau, soll allein 23 feindliche Reiter von den Pferden zu Boden gestreckt haben. Darum lohnte der kais. Regiments-Inhaber ihre Zunft mit Führung der Krone und des Scepters, dann später, als auch 10,000 burgundische Kriegs-Söldlinge vor jener nur 3000 Mann starken Schaar fliehen mußten, zum ewigen Andenken mit den Insignien des Burgundischen Kreuzes in dem Gewerbs-Schilde. Diese Insignien alle wurden ihnen, aus dem Geräthe der Besiegten gegossen, zugestellt vom gediegenen Silber, später verwandelt in Eisen, wahrscheinlich das Schwinden besserer Zeiten andeutend. In Nürnberg z. B. sieht man einen solchen Schild auf der Herberge hängend, wo der Zunftmeister mit dem Degen an der linken Hüfte erscheint und als „edelfester Herr“ betitelt wird, die Gesellen hingegen mit den Leinwebern den kriegerischen Namen „Knappen“ theilen. Und da jene Tapfern in blutrothen langen Hosen, Wams und Baret, mit dem breiten Schlachtschwert umgürtet, die Picke tragend, gegen die Reiterei sich überall nur vernichtend gezeigt, so nannte sie der tapfere Heereslenker im Scherze „seine Blutrichter des Reitervolks“ oder „deutschen Würgengel.“ In solchem Anzuge wurden auch, an den heimathlichen Herd zurückgekehrt, Brautwerbungen und andere feierliche Gänge vorgenommen, als hohe Erinnerung an des tapfern Kaisers Leibknappen. (Sch.)

Ein altdeutsches Sprichwort.

Wer vor 20 Jahren nicht schön wird,
— vor 30 Jahren nicht stark —
— vor 40 Jahren nicht gscheid —
— vor 50 Jahren nicht reich —
an dem ist alle Hoffnung verloren.

№ 61.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der treue Page.

(Historische Novelle aus der Zeit Karls VI. von Frankreich.)

(Fortsetzung.)

Nachdem die Neuangekommenen ihren Durst gelöscht, fingen sie an, ihre Umgebung näher in's Auge zu fassen.

„Bei'm Himmel!" rief einer von ihnen nach einer Weile, „ich glaube, daß ich in der Ecke dort ein orleanisches Nest wahrnehme! He, Schenkwirth, bring' doch ein Mal eine Kerze her, daß ich ihre Schnäbel besehen kann."

Diese unverschämte Herausforderung wurde von hellem Gelächter der Bourguignons begleitet; aber, sey es, daß die Pagen Orleans in ihr Spiel zu sehr vertieft waren, oder eine so grobe Beleidigung verachteten, sie bewegten sich nicht, und setzten ihr Spiel fort.

„Schenkwirth, Würfel her!" schrie der Mann, von dem kalten Blute der Pagen ein wenig außer Fassung gebracht.

„Ich habe keine mehr, Herr, antworte der Wirth; „ich habe so eben die letzte den jungen Edelleuten gegeben, die Ihr hier sehet."

„Immer die Orleans!" brummte der Mann, mit der Faust auf den Tisch schlagend; „so sollen wir uns also wegen dieser Jungfernknechte des Spieles begeben!"

„Bei'm Satan!" sagte ein Anderer, „das würde schön lassen, wenn sich die Bourguignons der Orleans wegen eine Entbehrung gefallen ließen! Courtenoy", sprach er zu dem Manne, der zuerst geredet hatte, „fordern wir ihnen die Würfel ab!"

„Es sey", erwiederte Courtenoy. „Ha, ihr hübschen Pagen," sagte er, sich an Jakob und dessen Begleiter wendend und seiner Stimme einen possenhaften Ausdruck gebend, „es beliebt uns zu spielen, wollt Ihr uns Eure Würfel abtreten?"

„Wenn wir werden geendigt haben", antwortete Jakob kaltblütig.

„Das wird also bald geschehen, meine Herren, denn ich werde sie Euch entreißen."

Also sprechend, erhob er sich und näherte sich dem Tische der Pagen. Diese standen plötzlich auf, legten die Hand an das Schwert; eine Bewegung, die von den Bourguignons am andern Tisch nachgeahmt wurde.

„Wer sich daran reibt, sticht sich, Herr, nehmt Euch in Acht", rief Jakob, der Courtenoy näher getreten war, und schon maß er seinen Gegner mit den Augen, als ein Mann zwischen sie trat und sie trennte.

„Bei'm Himmel, Ihr kommt zur rechten Zeit, Herr d'Acquetonville, denn ich wollte eben die Rippen dieses Orleanisten mit meinem burgundischen Schwerte untersuchen."

„Was habt Ihr denn unter einander?" fragte d'Acquetonville, indem er Courtenoy an seinen Platz zurückführte.

„Wir haben nur unsere Wahlsprüche in diesem Momente gewechselt", sagte Jakob, sich setzend, „denn Ihr seyd es, die es beneidet, und wir, die es festhalten."

Jakob spielte hier auf die Wahlsprüche der beiden Parteien an; der der Orleans war: je l'envie (ich beneide es), und der der Burgunder: je le tiens (ich halte es.)

„Sieh doch", sagte einer der Pagen zu Jakob, „wie der Anblick eines Schwertes den Augen des Herrn Scos de Courch-House wehe thut; er verbirgt sich im Schatten seines Bechers."

„O! nicht doch", er trinkt nur, um sich zu betäuben, und um nicht daran zu denken, daß er aus einem Grafen von Guines, der er zu seyn vorgab, sich zu einem burgundischen Knecht gemacht hat."

Courtenoy wollte antworten, aber d'Acquetonville verhinderte ihn daran.

„O, es könnte bald sich fügen, daß diese jungen Amseln nicht mehr so unverschämt plappern!" murmelte Courtenoy, aber laut genug, um von Jakob verstanden zu werden, der den Kopf in die Höhe streckte und hören zu wollen schien, was man am benachbarten Tische sprechen werde.

Aber weder d'Acquetonville, noch die ihn Umgebenden setzten die Unterhaltung fort; es war augenscheinlich, daß sie die Gegenwart der Pagen genirte. Jakob, der es merkte, entschloß sich, zu bleiben. Die beiden Gruppen beobachteten sich seit einiger Zeit, als d'Acquetonville dem Wirth ein Zeichen machte, der darauf, den Pagen sich nähernd, den Kopf entblößte und zu ihnen sagte:

„Meine guten Herren, Ihr werdet meine Gaststube räumen müssen, denn die Feierglocke wird bald läuten, und Ihr wißt . . . die Befehle sind hier streng."

Jakob hätte sich gerne noch nicht entfernt, aber der Herzog erwartete seine Pagen um 8 Uhr; er war also gezwungen, die Schenke zu verlassen, was er freilich wider Willen that, da er fürchtete, daß irgend ein Komplott gegen seinen Herrn geschmiedet würde. Die andern Pagen waren schon hinausgegangen, und er schritt eben der Thüre zu, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, den Hut über die Augen, bei ihm vorbeistrich und in die Schenke trat. Jakob betrachtete ihn wiederholt und schritt schnell zur Thür hinaus. Er glaubte, den Herzog von Burgund selbst erkannt zu haben.

Auf dem Rückwege nach dem Palast Orleans dachte Jakob über das, was er gesehen, nach. Warum ging der Herzog von Burgund um solche Zeit in eine Schenke? Warum begab er sich in eine Gesellschaft von Leuten, deren Ruf befleckt war? Alles das beunruhigte ihn, und dann kamen ihm die Worte Courtenoy's in's Gedächtniß zurück: „Es dürfte sich bald fügen, daß diese jungen Amseln nicht mehr so unverschämt

pfeifen." Hatte man etwas gegen seinen Herrn im Anschlag? Er wußte nicht, was er davon denken sollte. Als er in den Palast zurück kam, fand er eine Botschaft Valentinens für den Herzog von Berry vor, nebst einem Befehle für ihn, sie den nächsten Morgen zu überbringen. Er nahm sich vor, dem Herzog von Allem, was er gesehen, Mittheilung zu machen.

Am folgenden Morgen stand er schon früh im Hôtel Nesle vor dem Herzog von Berry, und nachdem er ihm die Botschaft der Herzogin von Orleans übergeben, machte er ihn mit seiner Unruhe bekannt.

„Narr!" sagte der Herzog freundlich zu ihm, „Deine Hingebung und Treue für meinen Neffen Ludwig verwirrt Dir den Kopf. Nie gab es weniger Gefahr. Vernimm, ich will Dir's mittheilen, daß ein Tag zwischen den beiden Prinzen zu einer öffentlichen Versöhnung festgesetzt werden ist, und daß dieser Tag nahe ist."

„Gebe es der Himmel! gnädigster Herr; was aber wollte der Herzog von Burgund in der Schenke?"

„Er kann es nicht gewesen seyn, Kind, er war noch eine Viertelstunde vor dem Abendläuten bei mir."

Durch diese Rede vollkommen beruhigt, zog sich Jakob zurück, und bald vernahm er, daß man Vorbereitungen zur öffentlichen Aussöhnung der beiden Prinzen treffe.

In der That hatte sie auch zwei Tage darauf statt. Die beiden Prinzen communicirten und theilten die Hostien mit einander; sie schwuren sich brüderliche Freundschaft, zerbrachen ihre allegorischen Banner, und nachdem sie einem köstlichen Mahle beigewohnt, das ihnen der Herzog von Berry gab, theilten sie dasselbe Bett mit einander, was damals unter Waffenbrüdern ein herkömmlicher Gebrauch war. Niemals hatte eine Versöhnung aufrichtiger geschienen.

4.

Die Straße Barbette.

Mittwoch Morgens, den 23. November, hatte der Herzog von Orleans Jakob v. Méré rufen lassen, und als dieser vor ihm stand, zu ihm gesagt: „Kind, als Du vor länger als einem Monate hierher kamst, mir eine Botschaft von meiner edlen Gemahlin Valentine zu überbringen, sprachst Du sehr zu ihren Gunsten, und Deine Ergebenheit gefiel mir wohl; heute will ich Dir den Lohn dafür geben."

„Wie, gnädigster Herr?" sagte Jakob, vor Freude erröthend.

„Ja, mein Page, ich will Dich mit einer Sendung beauftragen, und wenn Du zurückkehrst, will ich Dich, weil Du mir ein so redlicher und treuer Diener gewesen bist, zu einem meiner Knappen machen, und Dir das Recht ertheilen, Waffen zu tragen."

„Knappe!" rief wonnetrunken Jakob, dessen Träumerei sich in diesem Momente verwirklichte; „Knappe! das Recht Waffen zu tragen und mich in einen ernsten Kampf zu mischen! O sprecht, gnädigster Herr, was muß ich thun?"

„Valentinen eine Botschaft überbringen, nichts weiter."

„Unmöglich, gnädigster Herr!" entgegnete Jakob, dessen Freude sich alsbald legte.

„Ja, ich weiß es, Du hast der Jungfrau ein Gelübde abgelegt, aber dieses, mein Sohn, ist Deinem Gelübde nicht entgegen; Du solltest mich zu Valentinen zurückbringen, und nun sollst Du Valentinen zu mir bringen."

„Die Frau Herzogin nach Paris!"

„Ja, Jakob, mein Vetter von Burgund hat sich bis zum nächsten Sonntag zu einem Mahle in meinem Palaste Orleans eingeladen, und ich will, daß meine edle und liebenswürdige Gemahlin die Königin dieses Festes sey. Du wirst ihr diese Nachricht überbringen und sie mit allen ihren Kindern zu mir führen, ohne den kleinen Jehan, Deinen Zögling in der Ritterschaft, zu vergessen."

Jakob zögerte, ob er dem Herzog gehorchen sollte; der Zweck der Sendung war erreicht, aber er erinnerte sich der Worte des Mönches: Ein Gelübde ist eine heilige Sache, und der sich davon lossagt, ist meineidig gegen Gott. Deshalb weigerte er sich, abzureisen.

„So werde ich denn Roger schicken," sagte der Herzog. „Dir aber bleibe die versprochene Belohnung, und am Tage des Festes wirst Du der Zahl meiner Schildträger beigesellt werden."

Den Abend desselben Tages hatte Jakob, glücklich und stolz, den Herzog begleitet, der seinen Bruder, den König Karl VI., in seinem Palaste St. Paul besuchte. Der König hatte gerade einen lichten Augenblick, und nachdem er sich mit dem Herzoge von Orleans von Staatsgeschäften unterhalten, stellte er es ihm frei, sich zur Königin in ihren neuen Palast Montaigu zu begeben. Auch hieher war Jakob seinem Herrn gefolgt, und während dieser bei Isabeau vorgelassen wurde, wartete der Page in einem niedrigen Saale mit den Edelleuten des Herzogs.

Lassen wir sie ihren Herrn erwarten, und kehren wir, um uns die Zeit zu vertreiben, in jene Schenke zum Bilde unserer lieben Frau zurück, deren die Leser sich noch entsinnen, und laßt uns sehen, ob wir keinen bekannten Personen begegnen.

Die Thüre der Schenke ist für diesen Abend dem Publikum verschlossen; indeß hört man selbst von außen Stimmen im Innern, die vermuthen lassen, daß es darin zahlreiche Gesellschaft gebe; indem wir aber eintreten, erkennen wir Courtenoy, einen der Kammerdiener des Königs Karl, neben ihm die Brüder Wilhelm von Scas de Courch-House, die vergeblich die Erbschaft der Grafen von Guines angesprochen hatten. Nicht weit von ihnen sitzen dreizehn andere Männer, im Dienste des Herzogs von Burgund, und unter ihnen bemerkt man den Waffenlieferanten des Schlosses, die alle trinken. Alle sind bewaffnet, und scheinen Jemand zu erwarten, dessen Ankunft sich etwas verzögert.

„Sollte er nicht kommen?" fragte Courtenoy den neben ihm sitzenden Courche-House; — „dann möchte ich aber wissen, warum er uns in diesem Loche versammelt, wo ich aus Mangel an Luft ersticken würde, wenn die Rache nicht meine Kräfte unterstützte."

„Bei'm Satan. Wenn d'Acquetonaille und der Herzog uns in diesem Moment verlassen, so sind wir verloren; die Sache wird herauskommen und wir dürften uns in diesem Lande nicht mehr zeigen."

„Ich habe Herrn d'Aquetonville gesehen," sagte einer von denen, die an dem Nebentisch saßen, „er ging in's Hôtel Artois; wahrscheinlich wollte er die letzten Befehle des Herzogs entgegen nehmen."

„Gebe Gott, daß er Geld mitbringe," sagte ein Anderer, „denn mein Beutel fängt an, leer zu werden, und ich thue nichts, wenn ich ihn nicht schwer und voll an meiner Seite fühle."

„Auch ich nicht! auch ich nicht!" riefen alle Anwesenden.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahn von London nach Manchester.

Die Araber sagten zu Muhammed's Zeit: „Welches ist der beste Platz auf dieser Welt? — Der Sattel eines schnellen Pferdes.“ Sie ließen es sich damals nicht einfallen, daß man mit etwas Wasser und Feuer einen unbedeutenden, kaum merklichen Dampf hervorbringen und dadurch ein Mittel finden würde, die Schnelligkeit des Rosses bei Hiob *), welches den Raum verschlingt, zu übertreffen und den ganzen Tag über mit so außerordentlicher Schnelligkeit fortzueilen, daß sie kein Pferd auch nur eine Viertelstunde aushalten würde; sie dachten nicht daran, daß der Mensch, Thäler ausfüllend und Berge durchbrechend, sich auf der Erde eine gerade Straße, wie die des Vogels in der Luft, bahnen und daß er eben so schnell wie der wandernde Vogel auf einem einzigen Wagenzuge die Bewohner einer Ortschaft mit ihren Heerden, Möbeln, Vorräthen, kurz das ganze Reich eines Patriarchen von einem Orte nach einem anderen versetzen würde. Wer weiß, was späterhin menschliche Wissenschaften und Industrie leisten werden, da sie bis zu diesem Wege der Entdeckungen getrieben sind, und jetzt durch die ganze Macht des gegenseitigen Verkehrs unterstützt werden?

Die Eisenbahn von London nach Manchester, über Birmingham, mit Nebenbahnen über Liverpool von der einen und über Leeds von der anderen Seite und ununterbrochen fortgehend bis Lancaster, enthält zwischen ihren beiden äußersten Punkten eine Strecke von wenigstens 250 englischen Meilen (65 Meilen auf einen Grad gerechnet) und bringt die wichtigsten Handelsstädte England's mit einander in Verbindung. Dieses ist unstreitig eines der größten, schönsten und nützlichsten Werke, dessen der Mensch sich rühmen kann. Es scheint auch, als ob die Gründer desselben, in gerechtem Stolze auf ein solches Werk, sein Andenken für die kommenden Jahrhunderte durch ein unverwüstliches Denkmal haben erhalten wollen. Das Eingangsthor am Abfahrtsplatze in London ist eine Art Triumphbogen, in ägyptischem Geschmack, obschon zum Theil von jonischen Säulen getragen, aber in so kolossalen Verhältnissen und mit so ungeheuren Granitblöcken erbaut, daß seine imposante Festigkeit allen Stürmen und Unfällen eben sowohl, als der langsamen und unwiderstehlichen Zerstörung der Zeit, zu trotzen scheint.

Ich brauche nicht zu sagen, daß die Gebäude am Abfahrtsplatze auf überraschende Weise ihrer Bestimmung entsprechen, und daß die Bedienung in allen ihren Zweigen mit so viel Ordnung und Schnelligkeit geschieht, als man nur irgend sich denken kann. In der zweckmäßigen Benutzung der Zeit, des Raumes und der Kraft haben unsere überseeischen Stammverwandten eine Erfahrung und Gewandtheit, welche sie selten trügt. Die Beamten und Diener sind übrigens einer strengen, unbeugsamen Zucht unterworfen, welche, wie man mir sagte, wie bei der Armee, selbst bis zu körperlicher Züchtigung geht. Aber eine Einrichtung, welche man der Verwaltung dieser Bahn nicht genug Dank wissen kann, ist, daß sie die ganze Bedienung frei gegeben hat. Jedweder Beamte, selbst ein Packknecht, würde den Augenblick verabschiedet werden, wenn er von den Reisenden auch nur das kleinste Trinkgeld annähme. Diese Ordnung sticht wunderbar ab gegen den in ganz England üblichen Gebrauch, zumal bei den öffentlichen Fuhrwerkern, wo die kleinste einem Reisenden erwiesene Gefälligkeit, selbst wenn er sie nicht fordert oder sogar ablehnt, taxirt und so gebieterisch wie das gesetzmäßigste Recht gefordert wird. Das ist ein Vortheil, welchen die Eisenbahn zu der Geldersparniß, hinsichtlich der Plätze, und zu der größeren und kostbaren Zeitersparniß noch obendrein gewährt.

*) Diese Stelle, auf welche hier angespielt ist, findet sich Hiob 39, 24 und heißt eigentlich, es schlürft den Boden, für: es rafft ihn im schnellsten Laufe mit sich fort.

Zu der ehedem so langen und jetzt so kurzen Reise nach Manchester wählte ich vorzugsweise den Wagenzug der Briefpost (the mail), welche auf den kleinen Mittelstationen nicht anhält und so wenigstens um eine Stunde gegen die andern im Vortheil ist. Sie geht von London um 10 Uhr Morgens ab, um Abends 7 Uhr in Manchester anzulangen, so daß, wenn man ruhig zu Hause gefrühstückt hat, man einige 80 Stunden weit vom Hause entfernt zu Mittag speist. Das Thermometer ist um drei Grad gefallen, um so viel weiter ist man nördlich, und die Uhr, welche man, Morgens genau gestellt, geht Abends eine Viertelstunde vor, um so viel mehr ist man nach Westen gerückt. Obgleich diese Briefpost nur bei den großen Verbindungspunkten anhält, so wird die Postbesorgung doch nichtsdestoweniger an allen Durchgangsorten vollzogen, und zwar ohne anzuhalten oder langsamer zu fahren. Einer der Wagen ist zum Bureau eingerichtet, mit Tischen, Stühlen und selbst Betten für die Rückfahrt, welche in der Nacht stattfindet. Die Beamten besorgen ihre Geschäfte ganz eigentlich im Fluge. In einem kleinen Behälter von Blech werfen sie das Paket, welches sie in dem auf ihrem Wege liegenden Postbureau und welches ein Beamter aus diesem Orte erwartet, auf die Straße, während sie mit einem Netz, das sie wie auf einem Flusse mit sich führen, das Paket, welches für sie bestimmt ist, auffischen und zu sich ziehen. Der Postdienst geschieht auf diese Weise von der Abfahrt bis zur Ankunft, so daß alle Zwischenpunkte bedient werden, ohne der Schnelligkeit der Verbindung zwischen den äußersten Punkten zu schaden; und diese Schnelligkeit ist so groß, daß ein nach Manchester geschriebener Brief in vierundzwanzig Stunden seine Antwort erhält.

Die Abfahrt von London geschieht nicht auf die gewöhnliche Weise. Schwierigkeiten des Bodens oder vielleicht Beweggründe der Sicherheit haben eine Entfernung der Lokomotiven bis auf zwei Meilen von dem Einsteigplatze veranlaßt. Man durchläuft diesen Zwischenraum wie durch ein magisches Mittel. Die Wagen gehen von selbst und laufen auf den Schienen, ohne daß man weiß, was sie treibt. Alles das ist jedoch nur natürliche Zauberei, und hier ist die Erklärung des Wunders. Der Wagenzug steigt auf eine schräge Ebene und wird von einem starken Thau gezogen, welches eine feste Maschine auf der Höhe dieser schrägen Ebene über eine lange Reihe von Walzen auf ebener Erde hinrollen läßt. Dieß ist ein sehr einfaches, geistreiches und glücklich angewandtes Verfahren. Noch besser hat man es auf der Bahn von Blackwall gemacht. Da ist keine schräge Ebene, und die zu durchlaufende Strecke ist gegen fünf Meilen.

Eine ungeheure feste Maschine von vierhundert Pferdekraft, welche am Anfange der Eisenbahn (rail-way) steht und ebenfalls ein Tau über Walzen rollt, schnellt den Wagenzug bis an das äußerste Ende der Bahn fort. Der Vortheil dieses Verfahrens besteht nicht allein in der Ersparung der Lokomotiven und der Entfernung der Unglücksfälle, welche sie veranlassen können, sondern auch in der Leichtigkeit der Schienen und der ganzen Construktion der Bahn, welche nicht so fest zu seyn braucht, weil sie nicht das beträchtliche Gewicht der bewegen-

den Maschienen zu tragen hat. Was die Kunstverständigen bei der Bahn von Blackwall am meisten bewundern, ist ein galvanischer, durch eine unterirdische Leitung agirender Telegraph, mittelst dessen man in demselben Moment von einem Ende der Linie bis zum anderen die Befehle zur Abfahrt, die Nachricht der Ankunft und alle Mittheilungen, welche den Dienst angehen, hinübersendet. Man macht jetzt Versuche, das Verfahren von Blackwall auf einer größeren Strecke anzuwenden, das heißt, die Construktion einer Eisenbahn vielweniger kostbar zu machen und der Leitung derselben eine vollkommenere Regelmäßigkeit und Sicherheit zu geben.

Zurückgekehrt von dieser kleinen Exkursion in Gedanken, finden wir uns an die Lokomotive befestigt, dann durch den Raum gerissen und dreißig englische Meilen in der Stunde durchfliegen. Das ist die Schnelligkeit eines Pferdes, welches im Wettrennen den Preis gewinnt. Gemächlich auf einem breiten und weichen Lehnstuhl sitzend, ohne Rütteln, ohne Stoßen, ohne Schwanken und Wanken, sieht man sich dahinrollen, in den Rahmen der Wagenthür ein bewegtes Panorama, dessen Ansichten sich mit jeder Sekunde verändern und unaufhörlich erneuern. Man sieht nach einander vorüberfliegende Städte, Berge, Schlösser, Dörfer, Meiereien, welche auf den Seiten der Hügel, in den Tiefen der Thäler, in der Abwechselung eines unübersehbaren Landes zerstreut liegen. Ich hatte zu meiner Reise einen jener Tage, an welchen Sonnenschein mit Regen wechselt und welche daher die Gegenstände in ihrer vortheilhaftesten Beleuchtung erscheinen lassen; so hatte ich denn in einer Ausdehnung, welche fast die Breite von ganz England ausmacht, Gelegenheit, zu sehen, was dieses so gerühmte Land ist.

Man sieht dort weit mehr Wiesen als Ackerland; und das aus einem sehr einfachen Grunde: in einem Lande, wo Fleisch die gewöhnliche Nahrung ist, viel mehr als Brod, selbst für den ärmeren Theil der Bevölkerung, muß man auch weit mehr Vieh füttern als Getreide säen; der Boden und das Klima scheinen außerdem beide mehr für die Kultur der Gräser als der Getreidearten geeignet. Ich brauche nicht zu sagen, daß man den Weinstock gar nicht findet, welcher nicht über den Strich von Paris hinausgeht, noch weniger Mais oder Oliven, welche den mittäglichen Gegenden angehören. Was aber für den Augenblick wenigstens überrascht, ist das Fehlen der Wälder: von London bis Manchester giebt es nicht einen Morgen Schlagholz. Das ist ebenfalls ganz einfach: die Engländer haben Massen von Steinkohlen, welche für sie kostbarer sind als die Minen von Golconda und Potosi, und da ihr Brennmaterial unter der Erde ist, so brauchen sie weder Scheitholz noch Kohlen, das Bauholz genügt ihnen. Man sieht also überall nur durch Hecken geschiedene Wiesen, auf welchen Eichen und Ulmen wachsen.

Das englische Grün ist tiefer und schattiger als bei uns. Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, wenn man das Auge auf dieses endlose Grün wirft, welches in frischer und milder Färbung sich wie lange Decken über das Land hinbreitet, sich in langen Alleen in die Luft erhebt und welche man, so weit nur das Auge reicht, überall verfolgen kann. Aber immerfort Wiesen und Hecken, immerfort jener wellenförmige Boden, welcher weder Ebene noch Berg ist; immerfort Rinder- und Hammelheerden; immer dieselbe Ansicht, dieselbe Farbe, dieselben Gegenstände: das wird auf die Länge einförmig, monoton, traurig, ermüdend. Man wird versucht, nicht nur Spaniens oder Italiens glühenden Sonnenschein und stechendes Licht, sondern auch ihren oft verbrannten, oft unangebauten Boden herbeizuwünschen, welcher doch wenigstens abwechselnd und mit verschiedenartigen Gegenständen erfüllt ist.

Fünfzig Meilen von London hatte ich die Erklärung begriffen, welche ein geistvoller, aber etwas moroser Mann von England giebt, derselbe vielleicht, welcher in diesem Lande nichts glatt fand, als den Stahl, und Bratäpfel als die einzigen reifen Früchte. Bei dem Anblick dieser grünen Wiesen, mit Häusern aus Ziegeln übersät, sagte er: England sey nur eine große Schüssel Spinat mit ihren Rostbrod-Krusten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Vorzeitliches Turnierspiel auf dem Weinmarkt in Augsburg.) Auf dem Reichstage im Jahre 1510 in Augsburg, auf welchem 4 Churfürsten, 37 Fürsten und eine Menge Grafen, Prälaten :c. zugegen waren, brach der römische Kaiser Maximilian I. selbst mit dem Churfürsten Friedrich von Sachsen eine Lanze auf dem Weinmarkte, wobei beide eine solche ritterliche Gewandtheit erprobten, daß die Kampfrichter in Verlegenheit geriethen, welchen von ihnen sie den Preis zusprechen sollten. Als der Monarch zur Rennbahn ritt, erschien er in kaiserlicher Pracht. Alles blitzte von Gold, Edelsteinen und Perlen, und sein Anzug war auf die damals ungeheure Summe von 2000 fl. geschätzt. Nach dem Scharfrennen erwies der Kaiser dem Jakob Fugger die Ehre in seinem Hause das Mittagsmahl einzunehmen. Abends wohnte er dem glänzenden Tanze bei, welchen die adeligen Geschlechter im Tanzhause gaben.

Viele Große des russischen Reichs, selbst die Czaarin, hatten sich bei Peter dem Großen für einen verhafteten Kaufmann vergebens verwendet. Die Bittschriften für den Unglücklichen wurden strenge verboten. Man ersann eine List. Eines Tages trug das Windspiel des Czaars, welches er seiner Treue wegen sehr lieb gewonnen hatte, ein Papier im Halsbande. Peter entfaltete und las es. „Auch du, Lisette, sprach er, bringst mir Bittschriften? da es die erste ist, mag es hingehen.“ Der Kaufmann ward frei, und Lisette findet sich ausgestopft im Naturalienkabinete der Wissenschaften. So hat man zu Leyden auch die Tauben ausgestopft, deren man sich zur Belagerung mit Erfolg als Botschafter bediente.

In Maryland ist eine alte Jungfrau von 83 Jahren, welche zur Sekte der Nikoliten oder der neuen Quäcker gehörte, gestorben. Sie zeichnete sich durch einen unmenschlichen Männerhaß aus. Ihr Vermögen hinterläßt sie weiblichen Verwandten. Sie hatte verordnet, daß ihr Sarg von vier Männern, welche einen Eid geschworen haben mußten, nie mit einem Frauenzimmer Gemeinschaft gehabt zu haben, getragen werden solle und diesen hundert Pfund Sterling vermacht. Allein es fand sich Keiner, so daß der Sarg von Jungfrauen, welche übrigens nicht schwören mußten, getragen wurde. Ferner hatte sie verordnet, daß man sie mit Freudenliedern beerdigen, Allen, welche zu ihrer Beerdigung kämen, ein Fest geben, und auf ihrem Grabe einen Tanz aufführen solle. — Alles wurde auf's Pünktlichste eingehalten. Nach Beendigung der Feier verließ Alles betrunken den Gottesacker.

№ 62.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der treue Page.

(Historische Novelle aus der Zeit Karls VI. von Frankreich.)

(Schluß.)

In diesem Moment trat d'Acquetonville ein.

„Alles geht gut.“, sprach er, „vor dem letzten Schlage des Abendläutens wird die Sache abgemacht seyn und wir können auf den Schutz des gnädigsten Herrn von Burgund rechnen.“

„Hast du Geld, d'Acquetonville?“ fragte Courche-House voll Gier. — Ohne ihm zu antworten, schlägt Jener auf seine Tasche, die einen Metallklang von sich gibt, und Alle stürzen sich ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Er ertheilt Jedem einige Goldstücke, verspricht noch mehr für den nächsten Morgen und als er geendigt, ruft er:

„Nun an's Werk, meine Herren, und möge Satan uns beschützen.“

Einen Augenblick darauf verließ Courtenoy, der seine Instruction hatte, schleunigst die Schenke . . . .

Jakob war noch in dem niedern Zimmer, wie wir ihn mit den Edelleuten gelassen hatten, als er Courtenoy mit schnellen Schritten auf sich zukommen sah.

„Wo ist der Herzog?“ fragte er Jakob.

„Bei Ihrer Majestät der Königin,“ antwortete dieser.

Courtenoy präsentirte sich an der Thüre der Appartements der Königin und als man ihm den Eintritt verweigerte, rief er: „Im Namen des Königs!“

Man ließ ihn eintreten.

„Gnädigster Herr!“ sagte er zum Herzog, sobald er vor ihm stand, „der König, unser Gebieter, schickt mich, Euch wegen dringender Angelegenheit zu suchen, von der er Euch augenblicklich in Kenntniß setzen will . . . Zögert nicht,“ fügte er hinzu, „denn solches ist sein Wille.“

Hierauf ging er weg, durchschritt schnell den Saal, in dem sich Jakob aufhielt, und kehrte eiligst in die Schenke zum Bilde unserer lieben Frau zurück.

Der Herzog indessen konnte nicht begreifen, von welchem Geschäfte der König, den er so eben verlassen hatte, ihn zu unterhalten wünsche. Nichts destoweniger aber ließ er, da er an der Wahrheit dieses Befehls, der ihm von einem Diener des Königs überbracht worden war, nicht zweifeln konnte, seinen Maulesel satteln und verließ einen Augenblick darauf das Hotel Montaigu, ihm voran Jakob und zwei andere Pagen, die Fackeln trugen, und hinter ihm zwei wohl bewaffnete Edelleute.

Der Herzog und sein Gefolge hatte eben die Straße Barbette betreten, als das Pferd des einen Edelmanns das Gebiß zwischen den Zähnen faßte, sich umwandte und seinen Reiter spornstreichs nach der Seite des Thores Baudet entführte. Das Pferd des andern Edelmanns, von diesem Beispiele hingerissen, folgte denselben Weg, seinen Reiter ebenfalls wegtragend, und der Herzog sah sich mit seinen drei Pagen allein.

„Was soll das bedeuten?“ rief Jakob, durch diese Flucht, die er sich nicht deuten konnte, beunruhigt.

„Geh, Jakob, solltest du Furcht haben?“ fragte ihn der Herzog.

„Nicht für mich, gnädigster Herr“, antwortete Jakob stolz, „aber es kommen mir gewisse Reden wieder in den Sinn.“

In diesem Augenblicke erschien ein Mann, der sich in dem Winkel eines Hauses versteckt gehalten hatte, plötzlich vor dem Herzog und dessen Maulthier festhaltend, rief er: „Haltet!“

Der Herzog, der den Menschen für einen Dieb hielt, erwiederte schnell: „Ich bin der Herzog von Orleans!“

„Du bist es gerade, auf den wir lauern“, antwortete der Mensch ganz unverschämt.

„D'Acquetonville!“ rief Jakob, der sich genähert und den Edelmann aus der Schenke erkannt hatte.

Er sprang vom Pferde, zog sein Schwert, und stellte sich vor den Herzog, um ihn zu vertheidigen. Dieser indeß suchte sein Schwert zu erfassen, als ihm d'Acquetonville mit einem Beilhiebe die rechte Hand, die er auf dem Schwertknopf hielt, abschlug.“

„Heran zu mir!“ rief d'Acquetonville.

Alsbald waren der Herzog und sein Page von Mördern umringt. Die beiden andern Pagen hatten, durch diesen Anblick entsetzt, ihre Fackeln fallen lassen und Hülfe rufend die Flucht ergriffen. Jakob blieb allein bei seinem Herrn und vertheidigte sich gegen sieben der Angreifer, die ihn hart bedrängten. Mit einem zweiten Beilhiebe spaltete d'Acquetonville den Hirnschädel des Herzogs, der rücklings vom Pferde stürzte und dessen Körper auf dem Pflaster erdröhnte.

„Feiglinge und Schufte!“ schrie Jakob, „es ist der Herzog von Orleans, und das ist eine Pflichtvergessenheit, von der Ihr Rechenschaft geben werdet.“

„Es ist unser Jungfernknecht“, sagte einer der Leute, „es ist unser schöner Würfelspieler! der kommt uns zur rechten Zeit, wir wollen einmal ein verfächtiges Spielchen zusammen machen.“

Und der Mensch, der also gesprochen, bedrängte Jakob lebhaft, der, schon von zwei Dolchstichen durchbohrt, neben seinem Herrn auf die Kniee fiel.

Der Herzog athmete noch. Jakob schleppte sich vor ihn hin, indem er die Hiebe, welche die Mörder ihm unaufhörlich versetzten, abzulenken suchte. Vergebens bemühten sich diese, den Pagen zu entfernen, dessen Geschrei Leute herbeiziehen konnte. Jakob hatte sich mit einer Hand an die Kleider des Herzogs festgeklammert und mit der andern hielt er sein Schwert, mit dem er alle diejenigen schlug, die sich ihm näherten.

Unterdeß wurde dem Herzog durch einen dritten Hieb der

Schädel gänzlich gespalten; er machte einen letzten Versuch, um sich zu erheben und stürzte schwerfällig nieder . . . . es war nur noch ein Leichnam.

Jakob, von Wunden bedeckt, vertheidigt sich noch; endlich aber fiel er, von neuen Hieben getroffen, kraftlos nieder, und d'Acquetonville konnte den Körper des Schlachtopfers seinen Händen entreißen. Darauf ihn bis zu einem Misthaufen schleppend, raffte er eine Fackel auf, die noch brannte, und versicherte sich, ob auch der Leichnam wirklich der des Herzogs von Orleans sey, und als er sich davon überzeugt, stieß er ihn mit den Füßen weg und entfernte sich schleunigst, von den Seinigen gefolgt, in größter Eile in die Schenke zum Bilde unserer lieben Frau zurückkehrend.

Jakob athmete noch und schrie mit immer schwächer werdender Stimme: „zu Hülfe! . . . . . Man mordet des Königs Bruder!“

Was ich hier erzählte, war die Sache eines Moments und die vom Geräusch aufgeschreckten Bürger hatten noch nicht Zeit gehabt, an den Ort des Verbrechens zu eilen, als es schon vollbracht und die Mörder geflohen waren. Als Jakob indeß sah, daß er sich vergeblich anstrenge, um Leute herbeizuziehen, schleppte er sich bis an die Thüre eines Hauses, an die er, wenn ihm noch Kraft blieb, klopfen wollte, als ein Bürger mit einer Kerze herauskam.

„Rettet den Herzog!“ stöhnte Jakob, und er gab den Geist auf, als hätte das Leben, um den Körper des unglücklichen Jünglings zu verlassen, nur gewartet, damit er noch diese letzte Probe der Hingebung an seinen Herrn ablegen könne.

„Feuer! Feuer!“ schrie man von allen Seiten.

Die Schenke zum Bilde unserer lieben Frau war den Flammen übergeben worden; die Mörder hatten sie selbst angezündet, um die Menge zu beschäftigen. Bald waren alle Leute des Viertels auf den Beinen, die ganze Stadt griff zu den Waffen und die Viertelsmeister bekamen den Befehl, die Straßen mit Ketten zu sperren, damit Niemand Paris verlassen könne.

Am Abend des folgenden Tages waren in der Kirche Blancs-Manteaux zwei Körper auf einem Paradebette ausgestreckt, umgeben von allen Prinzen und Edlen des französischen Hofes. Diese beiden Körper ruhten unter einem mit Wappen gestickten Thronhimmel, ohne irgend einen andern Unterschied, als den, daß das Bett des Einen etwas niedriger war als das des Andern. Es waren die Körper von Ludwig Herzog von Orleans und von Jakob von Méré.

Ihr Tod hatte sie gleich gemacht. Dieselben Ehrenerweisungen wurden dem Einen wie dem Andern zu Theil, und als der Trauergottesdienst beendigt war, nahten sich vier Prinzen vom Geblüt, um die vier Ecken des Thronhimmels zu halten, unter dem die Körper getragen wurden. Diese vier Prinzen waren der König von Sicilien, der Herzog von Berry, der Herzog von Bourbon, und der vierte — sollte man es glauben? — derselbe Herzog von Burgund, denn man noch nicht als den Mörder kannte, und der, schamlos genug, sich eingefunden hatte, um seine Schlachtopfer zu ihrer letzten Ruhestätte zu führen, und um den Körper seines Nebenbuhlers mit einem schweren Stein bedecken zu sehen.

Der Leichenzug, von Fackeln beleuchtet, deren düsterer Glanz noch die Trauer dieser Scene erhöhte, richtete sich nach den Cölestinnern hin, wo der Herzog eine Kapelle und eine Gruft für seine Familie hatte errichten lassen. Dort setzte man die beiden Körper bei, und auch da wurde der Page neben den Herzog gelegt, als wollte man andeuten, daß dieses Kind, d[...] den Tod seines Herrn getheilt hatte, auch das Recht habe, [...] Ehren des Begräbnisses mit ihm zu theilen.

Traurige Ehrenerweisung für das arme Kind! so jung ge[...]storben, ohne seine Mutter umarmt zu haben! mit sechzehn Jah[...]ren gestorben, im Augenblick, wo das Leben sich so schön ih[...] öffnete, wo er sich vielleicht mit der ganzen Kraft seines Mu[...]thes in die Laufbahn der Waffen stürzen wollte!

Valentine von Mailand erwartete noch immer in ihrem Schlosse zu Blois die Rückkehr ihres Pagen, der ihr den Ge[...]mahl zurückführen sollte. Unglückliche Fürstin! nachdem sie ei[...]nen Monat gewartet, erhält sie nur eine Todesbotschaft. Ih[...]ren Schmerz zu beschreiben, wäre unmöglich; sie benetzte ihr[e] Kinder mit Thränen, dann dachte sie daran, ihren Gemahl z[u] rächen. Und als sie ihre um sich versammelten Kinder fragte: „Wer von Euch wird sein Rächer seyn?“ da richtete sich der kleine Jehan, den ihr im Anfang dieser Erzählung bemerkt habt, in seiner ganzen Höhe auf und rief:

„Ich werde meinen Vater rächen!“

Dieses Kind machte sich später unter dem Namen Dunois berühmt. Valentine, von ihrer ganzen Familie begleitet, eilte nach Paris, um vom König Gerechtigkeit zu erflehen; aber sie erhielt sie nicht, so sehr fürchtete man den mächtigen Herzog von Burgund. Da umgab sich die arme Fürstin, sich ganz ihrem Schmerze überlassend, mit Allem, was ihr den theuren Gemahl ins Gedächtniß zurück rufen konnte. Sie ließ alle ihre Zimmer schwarz behängen und überall diese Inschrift anbringen, die sie selbst gemacht hatte:

Plus ne m'est rien
Rien ne m'est plus

Endlich, nach achtzehn Monaten der Thränen, erlag sie ihrem Kummer, nicht ohne oft an den unglücklichen Jakob von Méré gedacht zu haben, der für sie, ein Opfer seiner Treue und Er[...]gebenheit, gestorben war.

Was den Herrn von Méré betrifft, so entstand seit dem Tode seines Sohnes ein Wettstreit unter den Fürsten, wer ihn zu sich heranziehe; denn zu jener Zeit ging die Erinnerung an Ruhm nicht verloren, und man umgab den alten Edelmann mit Ehren- und Achtungsbezeugungen allein schon deßhalb, weil er einem Kinde das Leben gegeben, das sich so edel und muth[ig] voll gezeigt hatte. S.

Die Eisenbahn von London nach Manchester.

(Schluß.)

Die angenehmsten Ansichten gewähren einige Thäler, nach Art einer Wasserleitung, in welchen man nicht einen nach Laune mitten durch die Wiesen rinnenden Fluß erblickt, sondern — wie Alles in diesem Lande die Gestalt annimmt, welche die Industrie ihm verleiht — einen großen schiffbaren Kanal. Auf diesem unbewegten Gewässer gleiten eine Menge Schiffe, alle von gleicher Bauart, lang und schmal, dahin, jedes von einem armseligen Pferde, längs dem Wege, wo die Zollhäuser stehen. Diese Schifffahrt ist das Gegenstück zur Fahrt mit Dampf. Gewöhnlich, wenn der Wind weht (und wann weht der Wind in England nicht?), helfen diese Fahrzeuge sich mit Segeln. Dann ist es sonderbar, wenn man sich mit ihnen im Niveau befindet und das Wasser des Kanals nicht wahrnehmen kann, eine kleine Flotte auf dem Lande mit vollen Segeln dahinfahren zu sehen.

Einen andern Wechsel des Schauspiels, welchen die Eisen-
in bietet, wenn man die gänzliche Abwesenheit der Aussicht d des Lichts ein Schauspiel nennen will, ist die Fahrt durch Tunnels, wenn der Wagenzug sich mit seiner unabänder- ien Schnelligkeit in die unteriedischen Gemächer hinabsenkt, bald das letzte Tageslicht verschwindet, wo man bei der deren Helle der Lämpchen, welche im Innern der Wagen ngen, nichts weiter sieht, als die dicken und phantastischen uchwolken, welche an den Gewölben sich brechen und zer- ilt zur Erde fallen; wo das Klappern der Maschine, hundert- l vom Echo verdoppelt, wie ein Höllengesang uns ertönt. an stelle sich einen so muthigen und stoischen Menschen vor, s nur irgend möglich, aber unbekannt mit dieser Vervoll- mmnung der Industrie, welcher zum erstenmal in diese plötz- he Dunkelheit, mitten in diese Erscheinungen und diesen Lärm worfen würde, welche Seele würde der Furcht, dem Schwindel iderstehen? Es sind fünf oder sechs Tunnels auf dem Wege ch Manchester, fast alle vor Birmingham. Einer derselben t nicht weniger als fünf Viertelmeilen Ausdehnung, und ch ist er nicht der bedeutendste in England. Man giebt noch nen anderen an, auf der Bahn von Leeds neuerdings ange- gt, welcher zwei Meilen Länge hat. Ohne durch dieselbe ge- hren zu seyn, macht man sich schwer einen Begriff von einer lchen Wölbung, in deren Mitte man die äußerste Oeffnung ur wie kleine bleiche Sterne in der düstersten Nacht erblickt.

Da die Reisenden, selbst auf einer Eisenbahn, doch immer enschen sind und den Forderungen der Natur sich nicht ent- ehen können, so würde es schwer seyn, sie vollkommen mit en Briefen der Post gleichzustellen, um sie in einem einzigen luge bis zu ihrer Bestimmung zu bringen. Der Zug hielt lso zuerst einige Minuten auf einer Mittelstation zwischen ondon und Birmingham an, dann bei Birmingham, eine halbe Stunde. Bei der Ankunft springt Jeder aus dem Wagen auf en Bahnhof, und bald versammelt man sich in dem großen Saal, wo drei- bis vierhundert Menschen gedeckte Tische und in Frühstück aufgetragen finden; und zwar ein englisches Früh- ück, dampfende Rostbeefs, oder vielmehr ganze Rückenstücke on Rindfleisch, welche an die Homerischen Mahlzeiten und Virgil's terga bovis erinnern; Hammelkeulen, Schinken, Ge- ügel, Puddings, Pies (Obstpasteten), halbe Käse, von denen eder aussieht, wie ein halb durchgeschnitttener Mühlstein. Für wei Shilling, und ohne den Domestiken außerdem irgend ein Trinkgeld zu geben, hat man das Recht, nach allen diesen Vor- äthen zuzulangen und sich eine halbe Stunde lang zu sättigen. Wohl dem, der einen guten Magen und tüchtige Zähne hat! Mit dem Glockenschlage muß man die Servietten wegwerfen, och nein, ich irre mich, sich am Tischtuche abwischen, den Wagen besteigen, und 9 Stunden nach der Abreise von London ist man in Manchester, ohne weder Ermattung, noch Staub, noch Kopfstöße, noch einen Fußtritt vom Nachbar der sonst irgend eine Unannehmlichkeit einer gewöhnlichen Reise rfahren zu haben; kurz, eben so frisch ausgeruht, sauber ge- leidet, als ob man von Hause ausginge.

Der Weg durchkreuzt mehrere Distrikte von Manufakturen nd wichtige Städte. Dort gräbt man Steinkohlen, hier Eisen, nd mitten unter dem Bau dieser Naturprodukte, welche die Grundlage aller Fabrikation bilden, erheben sich ungeheure Maschinen, Schmieden, Gießereien am Rande eines Kanals, welcher fast ohne Kosten die fabricirten Produkte weiterschafft. Ueberall, in allen Entfernungen und Richtungen, bemerkt man über den Häusern, Bäumen und Hügeln diese hohen Schornsteine, schwarze Rauchwolken ausspeiend, welche der Wind fortweht, rollt und zertheilt, und welche eben so vielen Fahnen gleichen, auf den Fabrikhäusern angebracht, um ihre Stelle und ihr Geschäft zu bezeichnen. Unter den Städten, vor welchen man vorüberfährt, denn die Bahn hütet sich wohl, sie zu durchschneiden, sind anzuführen Conventry, Stafford, Woolverhamton, welche eine ungeheure Menge Geräthe in Guß- und gehämmerten Eisen fabriziren, endlich Birmingham, wohin die Alten wahrscheinlich den Aufenthaltsort des Vulkan und die Schmieden der Cyklopen versetzt hätten, denn sie ist die wichtigste Fabrik England's, und das heißt, der Welt, in Metallwaaren, plattirten Silber, Messergeräthen, Flinten, Säbel, Knöpfen u. s. w.

Was Manchester betrifft, so kann man wenige Städte finden, welche interessanter zu betrachten wären; ich möchte die Reise dahin nicht nur, sondern auch den Aufenthalt daselbst denen anrathen, welche den Wundern der Industrie vor denen der Natur den Vorzug geben, und welche, um schöne Maschinen arbeiten zu sehen, es sich nicht verdrießen lassen, in einer feuchten und kalten Atmosphäre zu leben, in einem Rauch und Nebel, dicker als der in London, durch welchen die Sonne, wenn sie scheint, wie eine glühende Eisenkugel, aus einem nachbarlichen Ofen geschleudert, aussieht. Es sind kaum zwanzig Jahre, daß Manchester noch eine so neue und eine so unbedeutende Stadt war, daß sie nicht einmal ein Flecken genannt wurde und keinen Repressentanten im Unterhause hatte. Seitdem hat der benachbarte Hafen von Liverpool eine ungeheure Ausdehnung gewonnen; er hat Docks, wie London, er ist der große Stapelplatz der Zufuhr von Westen, und der Fluß Mersey, die Kanäle, die Eisenbahnen bringen unaufhörlich das rohe Material nach Manchester, welches seine Fabriken nährt, die durch Watt's und Arkwright's Erfindungen die Produktion um das Hundertfache vermehrt haben. Manchester ist die zweite Stadt geworden, England's Lyon; es hat jetzt eine beträchtliche Bevölkerung, welche ich auf viermalhunderttausend Seelen habe schätzen hören, prächtige Gebäude, gerade, breite, bequeme Straßen, welche denen von London gleichkommen, von welchen sie auch ihre vorzüglichsten Nahmen entlehnen, als Piccadilly, Pall-Mall, Portland-Place, Oxford-Street.

Ihre Haupt-Industriezweige sind einerseits die Fabrikation der Maschinen und Geräthe, andererseits die Arbeiten in Baumwolle-Spinnen, Weben und Drucken. Ich konnte, da meine Zeit gemessen war, nur drei von diesen Fabriken in Eile besuchen. Die eine war eine Maschinenfabrik für die Eisenbahnen, Dampfschiffe, Brunnen, Mühlen u. s. w. Dort sieht man eine große Kraft der Bewegung, welche sich, wie etwa das Wasser in einem Behälter, in die Werkstätten der Arbeit nothwendigen Theil nimmt. Hier sieht man einen einzigen Menschen, seine Kraft durch den Hebel vervielfältigend, ein Gewicht von zwanzigtausend Pfund wie mit den Fingerspitzen bewegen und regieren; dort sieht man schmieden, gießen, feilen, ungeheure Eisenblöcke in einander fügen, welche unter verschiedenen Namen die Bestandtheile gewaltiger Maschinen werden, mit einer Kraft von vier- bis fünfhundert Pferden. Die andere Werkstatt, deren Geschäft sich nicht anders deutlich machen kann, als indem ich sie nenne Fabrik von Maschinen zur Fabrikation von Geräthen, ist nicht weniger merkwürdig kennen zu lernen. Sie ist seit langer Zeit in großem Ansehen durch alle Gegenstände, welche dort verfertigt werden und welche bei den Geschäftsmännern Vulkans (Vulcan's works) genannt

werden. Man bewundert dort eben so sehr die Erfindung der geistreichsten Verfahrungsarten, worin sich die ganze Kunst der Mechanik zu erschöpfen scheint, als die besondere Vollendung der Handarbeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt in Betreff der Ineinanderfügung und der Gelenkigkeit, der einzelnen Stücke, der Festigkeit, Leichtigkeit, selbst der Eleganz und Vollendung des Ganzen.

Die Baumwollenspinnerei der Herren Moore und Sohn, welche ich im Fluge gesehen habe, ist nicht eine der bedeutendsten von Manchester, was die Ausdehnung der Gebäude und die Zahl der Arbeiter betrifft. Doch soll sie nach der Ansicht meines Führers, eines sehr geschickten Ingenieurs, am weitesten vorgeschritten seyn in der Anwendung der besten Verfahrungsweisen und der Feinheit ihrer Produkte. Es ist genug, wenn ich sage, daß auf der ersten Stelle, wohin man kommt, ein einziger Mann, von zwei Kindern unterstützt, zwei Bänke in Bewegung setzt und bedient, von denen jede siebenhundertvierzig Spulen trägt, daß man auf der zweiten Stelle Baumwolle bis zu Numero 300 spinnt, das heißt, in den Kunstausdrücken einer Parlaments-Akte, welche diesen Gegenstand geordnet hat, daß ein Pfund Baumwolle, auf diese Weise gesponnen, 252,000 englische Ellen (yards), oder 144 englische oder ungefähr 32 deutsche Meilen Faden gibt. Wenn man nun annimmt, daß ein Mensch mit seinen 1480 Spulen in Bewegung täglich vierzig Pfund Baumwolle spinnt, so würde er in vier Tagen einen Faden hervorgebracht haben, welcher um die Erde und in vier Monaten einen, welcher bis zum Monde reicht.

Ich hatte nur einen Zeitraum von sechsunddreißig Stunden, — zwei Tage und eine Nacht — gebraucht, um in London zurück zu seyn, nachdem ich einen Weg von 110 deutsche Meilen durchflogen und eine große Stadt fast bis auf ihre Einzelnheiten gesehen hatte; und das auf die bequemste Weise von der Welt, ohne eine Mahlzeit einzubüßen und ruhend in einem Bette. Solche Resultate sind wunderbar; sie bedürfen keines Kommentars und stellen vielleicht besser als lange Beschreibungen und Auseinandersetzungen die ganze Thätigkeit, den Reichthum, die Macht und die ganze Größe eines Volkes vor Augen. (Aus F. F., nach dem Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Eine verschmitzte Diebin.

Das neueste Blatt der Berliner kriminalistischen Zeitung enthält aus der Praxis des königl. Kriminalgerichts einen längern Bericht über die Diebin Anna Maria Bommert, die jetzt mit Steckbriefen verfolgt wird. „Am 10. Mai 1838 wurde in einem hiesigen bekannten Seidenladen eine anständig gekleidete Dame, die sich Baronin von Brünning nannte, bei einem listigen Diebstahl betroffen und verhaftet. Aus den Verhören schien sich zu ergeben, daß sie eine schon öfters bestrafte Person sey, und es hielt sehr schwer, ihre wahren persönlichen Verhältnisse festzustellen. Zuerst gestand sie, daß sie keine Baronin sey, sondern Anna Augusta Quednew heiße, 27 Jahre alt, und aus Heilsberg in Ostpreußen gebürtig sey, wo ihr Vater noch lebe. Sie wollte im Jahr 1835 von dort als Bonne nach Rußland gereis't seyn, dort einen Baron von Brünning kennen gelernt haben, dessen Haushälterin gewesen, und, auf einer Reise nach Teplitz, in Folge eines Zwistes, bei Bromberg von ihm verlassen worden seyn. Nach ihrer ferneren Erzählung war sie jedoch dem Baron nachgereist, und hatte sich mit ihm wieder ausgesöhnt. Am 7. Mai traf sie mit ihm wieder in Berlin zusammen. Aus der Untersuchung ergab sich etw Wahres über die Reise, aber in Heilsberg fand sich nur ein Kaufm Quednow (nicht Quednew), der eidlich erhärtete, daß die Verh tete nicht seine Tochter sey, sondern er nur eine Tochter, Anna J hanna, habe, die in Warschau lebe. Hieraus wurde nun mindeste wahrscheinlich, daß sie in Warschau gewesen sey, und dort die A. Quednow kennen gelernt habe. Mittlerweile erklärten zwei Po zeibeamte, daß sie die Verhaftete bereits in den Jahren 1825— wegen eines Diebstahls unter dem Namen Lenz, oder v. Le kennen gelernt, und daß sie damals in Elbing in Untersuchu gewesen. Sie ist die Tochter einer Unteroffiziersfrau, Name Krispin in Graudenz, aus erster Ehe mit dem Arbeitsma Bommert, was ihre eigene Mutter bei der Untersuchung Elbing anerkannte, indem man ihr in Graudenz ihre Tocht vorführen ließ. Bis zur Einsegnung war sie zu Hause, da ging sie in Dienst, und später ernährte sie sich mit weibl chen Handarbeiten. Sie hatte schon früh Liebschaften all Art angeknüpft, und sich einem unsittlichen Lebenswandel e geben. Zuerst gerieth sie im Jahr 1817, etwa 20 Jahre al in Thorn in Untersuchung, und wurde wegen erwiesener zwan Diebstähle, darunter ein gewaltsamer, mit 60 Ruthenstreich und zwei Jahr Zuchthaus bestraft. Nachdem wurde sie Königsberg in Preußen als Charlotte Berchau zu $1\frac{1}{2}$ Ja Zuchthaus verurtheilt. Wegen eines großen Hausdiebsta in Berlin und eines andern in Elbing erhielt sie 3 Jahr Zuch haus, darauf in Marienwerder 60 Streiche und 5 Jahr Zuch haus. Wahrscheinlich hat sie seitdem in Polen gelebt u dort einen Baron von Brünning gekannt. Am 12. Apr 1839 wurde sie wegen eines Diebstahls in Berlin nach Spand gebracht, von wo sie aber nach fünfmonatlichem Aufenthalt en wich, indem sie sich eine seidene Mantille und andere Kleidung stücke zu verschaffen gewußt hatte, sich bei schicklicher Gelege heit rasch umkleidete, und dann unbemerkt hinab entwischte. A der Pforte war gerade ein neuer Portier, sie ging dreist hinu ließ sich als Schwester des Direktors die Thür öffnen und en kam. Vier Tage darauf wurde sie, in Folge eines Diebstahl in Berlin aufs neue verhaftet. Bei dem Hinaustreten au dem ersten Verhör hatte sie jedoch ein von einer Mitgefangene geliehenes Tuch und eine Haube so geschickt zur Umkleidung be nutzt, daß sie wie eine vorgeladene Zeugin die Treppe hinab ging und die Straße gewann. Seitdem ist sie verschwunden Ihr letztes Urtheil, Erkenntniß des Criminalgerichts in Berlin lautet auf Einsperrung bis zur Begnadigung, auf welche vo Ablauf von zwanzig Jahren von Amtswegen nicht anzutragen ist.“

Miscellen.

Eine Dame hatte sich kürzlich verheirathet; am dritte Tage der Ehe, als ihr Gatte im Zwielicht nach Hause kommt schleicht sie leise hinter ihm her, und gibt ihm einen derbe Kuß. Der Mann wurde darüber ernstlich böse, indem e meinte, sie verletze allen Anstand. — „Ach!“ rief die jung Frau beschwichtigend, „vergieb mir nur dieses Ma noch, ich wußte ja nicht, daß du es warst.“

Ein Lord tödtete im Rausche den Aufwärter in einem Gasthofe. Erschreckt eilte der Wirth zu ihm, und rief: „My lord, wissen Sie, daß Sie meinen Kellner getödtet haben?“ — Kaltblütig antwortete der Lord: „Nun gut, setzen Si ihn auf meine Rechnung.“

№ 63.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

as „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund
ısgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

Marie Chamans, Graf von Lavalette war i. J. 1769 zu)aris geboren, von geringen Eltern abstammend. Seine Mut- :r erhielt von dem berühmten Geburtshelfer Baudeloque, er sie oft als Amme empfahl, die Mittel, dem Knaben eine :rziehung über seinem Stande zu geben. Lavalette berei- :te sich anfangs zum geistlichen Stande vor, widmete sich aber päter dem Studium der Rechte. Die Revolution gab seinem ;hrgeize eine andere Richtung. Er ward Offizier, focht am Rhein ınd in Italien. Buonaparte machte ihn zu seinem Adjutan- en, und vertraute ihm wegen seiner Verschwiegenheit seinen ebeimen Briefwechsel. Durch seine Vermählung mit der Nichte der Kaiserin Josephine, der Tochter des Marquis Beauharnais, wurde :r noch fester an Buonaparte geknüpft. Er begleitete ihn nach Egypten, wurde nachher Oberpostmeister, und späterhin zum Grafen erhoben. Nach der Herstellung des königlichen Hauses verlor er seine Stelle. Als der König durch Napoleons Wie- dererscheinen zur Flucht veranlaßt war, erschien er wenige Stun- en darnach mit dem General Sebastiani zu Paris im Post- ımte, und foderte Ferrand, seinen Nachfolger in diesem Amte, nit aller Höflichkeit auf, ihm, als vom Kaiser hiezu ernannt, genannte Stelle abzutreten, und erlaubte ihm nur wenige Mi- ıuten, seine Schriften zusammen zu suchen. Er traf alsdann schnell Maßregeln, Napoleons Unternehmungen zu befördern, ınd zeigte ungemein viel Wachsamkeit und Thätigkeit. Die Pairswürde war sein Lohn. Nach abermaliger Rückkehr des Königs ward er verhaftet, und im Jahre 1815, als Napoleons Mit- schuldiger, zum Tode verurtheilt, durch seine heldenmüthige Frau aber aus dem Kerker befreit. Er entfloh nach München, und kehrte 1821, vom Könige begnadigt, wieder nach Frankreich zurück. Im Jahre 1831 gab Lavalette zu Paris seine in- teressanten Memoires et souvenirs heraus, woraus wir die äußerst merkwürdige Erzählung seiner Gefangenschaft und Ent- weichung in den folgenden Blättern unsern Lesern vorlegen, die sie gewiß nicht ohne Befriedigung durchlesen werden.

Einige Tage nach der Abreise des Kaisers*) wurde ich benachrichtigt, daß auf Anstiften des Herrn Talleyrand und Fouché unter der Direktion der Prinzen eine Proscriptionsliste von etwa 2000 Personen entworfen würde, und daß die Herzogin von Angouleme geruhte, Theil daran zu nehmen. Viele Menschen hatten schon die Flucht ergriffen. Der unverzagte Thibeaudeau, der wenige Tage vor der Rückkehr des Königs in der Paieskammer laut gegen seine Regierung protestiet hatte, bemühte sich, mir das Gefährliche meiner Lage vorzustellen. Der Herzog von Bassano, in dem Moment seiner Abreise, redete mir zu, seinem Beispiele zu folgen. Ganz von dem Gedanken eingenommen, meinem Verfahren könne kein Vorwurf gemacht werden, wieß ich alle Bemühungen der Freundschaft zurück. Die Prinzessin von Vaudemont drang gewaltig in mich, wenigstens auf einige Zeit mich zu verbergen. „Das ist Fouche's Meinung," sagte sie zu mir; allein ich hatte einen Paß nöthig, und er nahm sich wohl in Acht, mir einen anzubieten. Der schmerzliche Anblick meiner kränklichen Frau, die zudem noch im fünften Monat ihrer Schwangerschaft war, machte mir den Gedanken einer Flucht unerträglich. Vom Gefängnisse aus, dachte ich, könnte ich immer noch über sie wachen. Die widrige Meinung dürfte sich schwächen, und der ganze königliche Zorn auf die Abwesenden fallen. Auch sah ich in meinem ganzen Benehmen höchstens Etwas, was vor die Zuchtpolizei gehörte, und glaubte, nur zu einer fünfjährigen Haft verurtheilt werden zu können; daher mein Widerstand gegen die Flucht, und ich that der Prinzessin den Vorschlag, ihr einen Brief für Herrn v. Talleyrand zu geben, in dem ich mein Veefahren erklärte. Sie übernahm diesen Auftrag. In diesem Brief setzte ich dem Minister mein Verfahren seit der Restauration auseinander, und schloß damit, Richter von ihm zu verlangen. Ich wurde schnell nach Wunsch bedient.

Am 18. Juli war ich mit meiner Frau und Herrn v. Meneval bei Tische, als ein Polizeiinspector mich abzuholen kam, weil der Polizeipräfekt, Herr Decazes, mich sprechen wollte. Als ich in den Fiaker stieg, sah ich mich von drei bis vier Polizeispionen umgeben, die so gütig waren, als Bediente hinten aufzusteigen, und in weniger als einer halben Stunde befand ich mich in der Schreibstube des Präfectur-Gefängnisses. Dem Gefängnißwärter präsentirt, der wenig auf mich merkte, weil er damit beschäftigt war, den Angekommenen ebenfalls Logis anzuweisen, erkannte ich Herrn v P..., der lange vertrauter Secretär des Herzogs von Rovigo gewesen war. Er schien mir sehr verwiert und traurig, mich dort zu sehen, daß ich auf ihn zuging, und schon gab ich ihm mein Mitleid wegen seines Unglücks zu erkennen, als er, plötzlich sich von mie abkehrend, mich aber mit der Hand bezeichnend, zu einem Schlüsselträger sagte: „Führen Sie den Herrn nach Nr. 17," und so verschwand er. Das ist ein Mann, dachte ich, der seinen Rock schnell gewendet hat. Ich folgte meinem Führer, etwas beschämt wegen meines Irrthums. Dieser brachte mich in ein schmutziges Gemach, dessen Fenster zwölf Fuß hoch im Dach angebracht war; es stand mir jedoch frei, solches mittelst einer schweren eisernen Stange, die ich aber nicht aufheben konnte, zu öffnen. Wenn man in ein Gefängniß gebracht wird, folgt der Zorn immer dem ersten Gefühle des Erstaunens. Ich begann damit, mich einiger kräftiger Interjectionen gegen den Haus-

*) Nach der zweiten Restauration des Königthums i. J. 1815.

herrn zu bedienen, der nicht einmal geruht hatte, mich vor sich kommen zu lassen, obgleich er mich hatte bitten lassen, zu ihm zu kommen, um mit ihm zu sprechen. Ich kannte den Codex der Höflichkeiten der Polizeipräfecten noch nicht, machte aber in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte. Da keine Klingel vorhanden war, mußte ich drei Stunden auf den Besuch des Kerkerwärters warten, bis er mir zum Diner ein schlechtes Gefangnißragout brachte. Ich befragte ihn wegen meiner Nachbarn in dem obern Stock. Ich hatte durch das Schlüsselloch Männer mit Weinflaschen und Allem, was zu einer köstlichen Mahlzeit gehört, vorbeigehen sehen. „Das sind sehr muntere Gefangene," sagte ich zu ihm. — „Es sind zwei Adjutanten des General Labedoyère." — „Wie," sagte ich, „ist er arretirt?" — „Ich glaube ja." Tags darauf wurden diese Offiziere frei gelassen, und später erfuhr ich Folgendes: Der unglückliche junge Mann hatte sich nach der Auflösung der Armee der Loire mit mehreren seiner Freunde in die Gegend von Riom begeben, unter denen sich auch der General Flahaut, sein naher Verwandter, befand. Dieser, der sehr kaltblütig, vorsichtig und sehr muthig ist, hatte mit einem Blick ihre gefährliche Lage durchschauet. Er war überzeugt, es sey nichts Anderes zu thun, als schnell über die Grenze zu gehen. Labedoyère schien ebenfalls überzeugt davon; er wollte aber durchaus sich nach den Vereinigten Staaten begeben, aber über Paris, um seine Familie zu umarmen, und sich mit Geld zu versehen. Alle Anstrengungen der Freundschaft waren vergeblich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er bestieg den Eilwagen unter einem andern Namen, und fand unter den Reisenden zwei elende Menschen in Uniform, die von der Loirearmee herzukommen schienen, aber kaum in Paris angekommen, ihn eiligst denuncirten. Das waren die zwei Gefangenen, die einen Theil des Geldes, welches sie für ihren Verrath bekommen hatten, munter verzehrten.

Gegen 10 Uhr Abends kam der Kerkerwirth, mich einzuladen, zu dem Divisions-Chef hinabzukommen, der mich verhören sollte. Ein Verhör war eine Zerstreuung; daher ich denn recht gern durch das Labyrinth der vielen Gänge in ein unteres Zimmer ging, wo ich einen gewissen Herrn B... fand, der kurz nachher verabschiedet wurde. Dieser Inquisitor war ein dicker, kleiner Mann, der seit 29 Jahren auf seinem Sessel saß, immer verhörend, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, unter allen Regierungen. Nachdem er fünf bis sechs Seiten Fragen und Antworten geschrieben hatte, hielt er inne, und da wir Beide keine Lust zu schlafen hatten, benutzte er mit Vergnügen einige Fragen, die ich wegen seiner Beschäftigungen an ihn that, um mir seine polizeilichen Heldenthaten zu erzählen, die Vertheidigung der Gefangenen, die Geständnisse, die er ihnen ablockte, seine Geschicklichkeit, das Gewissen zu ängstigen, die Festigkeit zu schwächen, die Geheimnisse zu überraschen, die Geständnisse zu verfolgen, bis in die Tiefe der Herzen zu dringen.

(Fortsetzung folgt.)

Bauerntheater in der Höttinger Aue bei Innsbruck.

Bei Gelegenheit und zur Feier der für jeden Tyroler stets höchst erfreulichen Anwesenheit Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Johann, wurde Sonntags, den 11. Juli d. J., von einer Gesellschaft von Landleuten der Gemeinde Hötting in der Aue bei Innsbruck das, bereits im für diese Stadt und ganz Tyrol unvergeßlichen Jahre 1838 aufgeführte patriotische Schauspiel: „Das Jahr 1809, oder: das durch Vaterlandsliebe beglückte Ehepaar!" gegeben. Damals, als die Gesellschaft das Glück genoß, vor den allerhöchsten k.k. Majestäten, so wie vor so vielen höchsten und hohen Herrschaften der k. k. österreichischen als auch fremden Staaten, dieses eigens für die Zeit der Huldigungsfeste geschriebene Stück produziren zu dürfen, gewährte dessen Aufführung ein doppeltes Interesse; einmal durch die beglückende Anwesenheit so vieler Glieder des allerhöchsten Kaiserhauses, dann noch durch den Umstand, daß der Darsteller des Sandwirthes Andreas Hofer, die wirklichen — vom hiesigen Nationalmuseum für diesen Nachmittag entlehnten Kleidungsstücke und den Säbel des für seinen Kaiser und sein Vaterland gefallenen Helden trug, so daß bei vielen unter dem Publikum befindlichen Veteranen — Hofer's ehemaligen Kampfgenossen, man Thränen wehmüthiger Erinnerung in den Augen glänzen sah, als Hofer's Gestalt, ganz so wie er damals leibte und lebte, die Bühne betrat. Se. kais. Hoheit wurde, obwohl gestern das Stück unter großem Andrange des Publikums und in Gegenwart mehrerer hier durchreisenden ausländischen Herrschaften zweimal gegeben wurde, nachdem Höchstderselbe bei Sr. Excellenz dem Herrn Landesgouverneur gespeist hatten, durch Abends eingetretenes Regenwetter verhindert, der sehnlichst wartenden Gesellschaft das Glück Höchstihres Besuches zu gönnen, welche wohl mit tausend Freuden das Stück noch ein drittes und viertes Mal aufgeführt haben würde, hätte ihr nicht der immer zunehmende Regen jede Aussicht auf Höchstdessen Erscheinung vernichtet. Das Stück selbst, ebenfalls von einem Tyroler und Mitspielenden (dem Darsteller des hier zu Lande rühmlichst bekannten Speckbacher von Rinn) geschrieben, ist zur Anschaulichmachung tyrolischer Treue, ländlicher Einfachheit der Sitten, echten Biedersinnes und unzerstörbarer Vaterlandsliebe, besser geeignet, als ellenlange Beschreibungen Tyrol's und seiner Bewohner. Es spielt in der sturmbewegten Zeit des Jahres 1809, in welcher Hofer, von seinen Landsleuten zum Obercommandanten erwählt, diese den Eid der Treue an das Haus Oesterreich schwören läßt, worauf sogleich die Feindseligkeiten im Lande beginnen. Ein armer, aber rechtschaffener Bursche hat mit der Tochter eines sehr reichen Bauern einen Liebeshandel angesponnen, und beider einziger Wunsch besteht in der vom Vater leider nicht zugegebenen Verheirathung. Da ertönt der Ruf zur Befreiung des Vaterlandes! Lisens Geliebter ist einer der ersten, die sich um Hofer sammeln, und Lisens Vater, ein alter Patriot, verspricht ihm, gerührt von des lebenskräftigen Jungen Verlangen, für seinen Kaiser zu kämpfen und zu sterben, ungeachtet seiner Armuth, die vorher der einzige Grund war, dessen Bewerbungen zurückzuweisen, falls er sich tapfer hielte, die Hand seiner Tochter; hierauf ziehen sämmtliche Schützen unter Hofer's Anführung mit Trommel und Pfeifenklang dem Feinde kampflustig entgegen, während die zurückbleibenden Alten, die Weiber und Kinder, des Himmels Beistand für ihre kämpfenden Söhne, Männer und Väter erflehen. Die erste Hälfte des zweiten Actes, vor welchem, so wie vor dem ersten, ein Genius (hier Schutzgeist genannt), der in einer Bauernkomödie nie fehlen darf, in Gesängen die mimischen Darstellungen erklärt, welche die Handlung des ganzen nachfolgenden Actes errathen lassen, spielt auf einer vom Kampfplatze entfernteren Alpe, wo eine Sennerin durch Vortrag eines recht netten Alpenliedes sich in ihrer Abgeschiedenheit die Zeit verkürzt, bis

e durch das Erscheinen mehrerer Schützen hierin gestört wird, unter denen sich auch ihr Geliebter befindet. Nach einigen unter Verliebten nie ausbleibenden Neckereien, Liebesaufkündigungen, und bald wieder erfolgender Versöhnung, muß sich er Bursche von seinem Mädchen trennen, um unter Speckbacher's Leitung den andringenden Feind abwehren zu helfen. Die Schützen beginnen im Hintergrunde ein, für zartere Damennerven eben nicht sehr amüsantes, mörderisches Stutzenfeuer, während die verliebte Sennerin in wahrscheinlich sehr rührenden Worten, die man aber des Schießens wegen nicht verstehen konnte — Gottes Schutz für ihren Heißgeliebten und seine Genossen erbittet. Unterdessen verwandelt sich der Schauplatz in Lisens väterliches Gut, wo selbe in der Ungewißheit über das Schicksal ihres Bräutigams sich den Beängstigungen eines liebenden Herzens überläßt, bis derselbe in Offizierskleidung vor ihr sich präsentirt, und ihr begreiflich macht, daß er jetzt nicht nur ein Offizier, sondern daß er sogar ein Lieutenant sey, und dies einzig seiner vom Hofer beobachteten Bravour zu danken habe. Lisens Vater hält nun sein gegebenes Wort, und alle drei eilen zur Veranstaltung der Hochzeit nach des Sandwirthes Gasthaus, woselbst sämmtliche Schützen nach glücklicher Beendigung dieses ersten Kampfes ihren triumphirenden Aufzug halten. Auch der junge Veit erbittet sich von Hofer die Erlaubniß, die in dessen Diensten befindliche Sennerin ehelichen zu dürfen, und da er dieselbe erhält, so machen beide Paare an demselben Tage Hochzeit. Das Stück beschließt, nachdem zuvor von Hofer, Speckbacher und allen Anwesenden dem Kaiser und seinem ganzen Hause die herzlichsten Vivats gebracht wurden, ein recht gelungener Hochzeitschor mit ländlichem Tanze, wie denn Gesang und Tanz bei des Tyrolers Hochzeit nie vermißt werden darf. Die Darstellung ging im Ganzen recht gerundet vor sich, wie solches von Landleuten sich kaum erwarten läßt; doch beseelte ja diesmal die Hoffnung, den geliebten Erzherzog Johann zu sehen, sämmtliche Mitglieder zu besonders guter Darstellung dieses vaterländischen Werkchens. (Wiener Theaterztg.)

Napoleon und die geheimnißvolle Dame.

(Aus den Papieren eines Diplomaten.)

Die erste Warnung.

Als Buonaparte zum ersten Konsul auf Lebenszeit ernannt wurde, war sein Hof dem eines Königs gleich. Alte Kostüme wurden wieder in's Leben gerufen, der Codex der Etikette ward eben so streng, als er vor hundert Jahren gewesen war. Da der Konsul fand, der Pallast der Tuilerieen sey ein trauriger Wohnort, so brachte er den größten Theil seiner Mußestunden in Malmaison zu, obgleich er etwas zu klein für die Schaustellung seiner Macht war; als er dies bemerkte, nahm er vom Palast in St. Cloud Besitz, welchen er, als man ihm denselben einst angeboten hatte, mit den Worten: „Ich werde nichts vom Volke nehmen" ausgeschlagen hatte; die eben angeführten Worte hatte er, nachdem er die ersten Schwierigkeiten seiner Laufbahn besiegt, bald vergessen.

Der Premierminister Gaudin soll der erste gewesen seyn, welcher sich in einem Tressenrock bei einem Lever einfand: diesem Beispiele folgten bald Mehrere, und Stickereien und seidene Strümpfe nahmen bald die Stelle des Schwertes und der Stiefel ein. Bei einer Versammlung in Lyon sah man Buonaparte einen mit rother Seide besetzten Rock tragen, und alle bei einer Audienz gegenwärtigen Engländer trugen gepudertes Haar; auch einige Hofleute trugen Puder. „Kleinigkeiten," — sagt ein ernster Geschichtschreiber — „waren Staatsangelegenheiten geworden." Die alten Damen vom Hofe Ludwig's XV. waren an der Spitze der antirevolutionären Partei; die jüngeren fürchteten, daß das alte Kostüm wieder eingeführt werden würde; aber Madame Buonaparte gehörte zur Oppositionspartei, und vielleicht verdankten die französischen Damen es ihrem Einfluß, daß sie ihr Haar nicht wie vor Alters gepudert tragen mußten. Aehnlichkeit wie am Hofe von Versailles war für die beim Lever Erscheinenden die demselben vorangehende Messe. Viele hatten die Gewohnheit, in die Kirche zu gehen, ganz verlernt, und Einige waren sogar mit dabei thätig gewesen, die Religion über den Haufen zu werfen. Es gab aber nichts Glänzenderes, als diese religiöse Feierlichkeit; die Sängerinnen in der Oper sangen in der Messe, und diejenigen, welche keinen Sitz an dem, dem Chor gegenüberliegenden Fenster finden konnten, gingen, sich unterhaltend, in den Gallerieen auf und ab. Der erste Consul besuchte die Kirche regelmäßiger, als es der Madame Buonaparte lieb war. Josephine liebte ihren Gemahl, welcher bereits ein Opfer der ehrgeizigen Pläne, welche ihn nachdem zur Ehescheidung vermochten, war, von ganzer Seele; sie fürchtete in Allem einen Nebenbuhler, der Buonaparte ihrer vergessen machen könnte. Nun waren aber des Konsuls Augen während der Messe beständig auf eines der gegenüberliegenden Galleriefenster, an dem ein junges, außerordentlich schönes Mädchen stand, deren funkelnde Augen über ein kleines Gebetbuch wegzugleiten schienen, um Buonaparte's durchbohrenden Blicken zu begegnen, gerichtet.

„Wer ist das junge Mädchen?" fragte Josephine eine ihrer Damen — „sie scheint Absichten auf Buonaparte zu haben, denn ich habe bemerkt, wie sie ein Billet fallen ließ, das er aufgehoben hat."

Niemand konnte Josephinen genügende Auskunft geben; die junge Dame sollte eine Engländerin seyn, mehr wußte man nicht von ihr. An dem oben erwähnten Tage wollte Buonaparte nach dem Lever in dem Park mit Vieren fahren. Kaum hatte er die Zügel genommen, so sank er vom Sitze. Er suchte wieder hinaufzukommen, sank aber wieder um und ward ohnmächtig. Die Pferde wurden scheu und gingen durch. Duroc gelang es, sie aufzuhalten, und der erste Konsul ward in seine Gemächer gebracht. Nachdem er sich erholt hatte, erinnerte er sich an das in der Kirche gefundene Billet, und Josephine, auf seine Schulter gelehnt, las:

„Fahren Sie heute nicht aus!"

„Wie konnte ein solcher Zufall vorausgesagt werden? Lieber Duroc, lassen Sie doch den Wagen untersuchen."

Duroc gehorchte, und kam bald darauf bleich und voll Schrecken zurück, zog den Konsul in ein Nebenkabinet und sagte:

Konsul, wäre Ihnen dieser Anfall nicht zugestoßen, so wäre es jetzt aus mit uns, im Wagen unter Ihrem Sitze lag eine mit kleinen Posten geladene Bombe. Noch einige Minuten und die Lunte hätte das Pulver entzündet. Man muß es Fouché mittheilen."

„Sprechen Sie kein Wort darüber," — antwortete der Konsul — „ein solcher Versuch zieht immer mehrere nach sich. Lassen Sie Josephine nicht ahnen, in welcher Gefahr sie geschwebt hat, auch Hortensien, Joseph und Cambacérès soll man nichts sagen; man muß die Oeffentlichkeit vermeiden. Hier,

Duroc," — setzte er hinzu — „lesen Sie einmal, da ist etwas Aehnliches."

Duroc nahm das Buch aus Buonaparte's Hand und las folgende Stelle:

„Cromwell hatte von einem deutschen Fürsten sechs durch „ihre Schönheit und Schnelligkeit ausgezeichnete Pferde zum „Geschenk erhalten. Mit diesen Thieren fuhr er selbst durch „Hyde Park in einem leichten Wagen, in dem Turlow saß. „Er hielt es nicht für schwerer, sechs Pferde, als drei Na„tionen zu regieren; die feurigen Thiere aber gingen durch, „und warfen den Wagen um. Bei diesem Sturz ging ein „Pistol, das er bei sich trug, los, ohne ihn zu verwunden; der „Protector ward, von dem Fall etwas, aber nicht so viel als „Turlow beschädigt, aufgehoben."

„Ich wünsche nicht mit Cromwell verglichen zu werden," — sagte Buonaparte, indem er das Buch schloß. — „Bin ich ein Heuchler, ein Fanatiker, ein Mörder, wie der Protector? Doch genug, kommen Sie nächsten Sonntag mit zur Messe und Sie sollen ein allerliebstes Geschöpf sehen, ich will sie Ihnen zeigen; sie sitzt am vierten Galleriefenster rechts. Folgen Sie ihr doch nach ihrer Wohnung und bezeichnen Sie mir dieselbe, alsdann — Allons! —"

Die zweite Warnung.

Am nächsten Sonntage erschien die räthselhafte Schöne nicht in der Messe. Josephine suchte vergeblich — Napoleon gleichfalls. Im Winter war St. Cloud zu kalt, um bewohnt zu werden; der so bezeichnend Nivose benannte Monat näherte sich und der erste Konsul kehrte nach Paris und in die großen Gemächer der Tuilerien zurück. Eines Abends stieg er, von seinem Adjutanten Lauriston und den Generälen Lannes und Berthier begleitet, in seinen Wagen, der eben im Begriff war, abzufahren, als ein Frauenzimmer, den Kopf in einem Mantel gehüllt, und mit einem Billet in der Hand sich näherte.

„Bürger Konsul!" — rief sie, indem sie ihre Hände nach ihm ausstreckte — „ich flehe Sie um Gotteswillen an, ja nicht —"

Der Wagen fuhr ab, und Napoleon sagte: „Dem Ton der Stimme nach muß sie schön gewesen seyn: ich konnte ihr Gesicht nicht sehen."

Sie fuhren zu und kamen eben am Opernhause an, als sich eine fürchterliche Explosion mit dem Geschrei der Verwundeten und dem Geklirr aller Fensterscheiben in der Nachbarschaft vermischt, hören ließ. Buonaparte trat heiteren Angesichts und mit jenem freundlichen aber ernsten Blicke, der ihm eigen war, in seine Loge. Er verneigte sich gegen das erschreckte Publikum, kreuzte seine Arme und schien dem Oratorium von Haydn: die Schöpfung, welche gerade aufgeführt wurde, aufmerksam zuzuhören. Plötzlich erinnerte er sich des empfangenen Billets, öffnete es und las:

„Um Gotteswillen, Bürger Consul, besuchen Sie heute Abend nicht die Oper, oder fahren Sie wenigstens nicht durch die rue Nicaise."

Der Konsul schlug sein Auge auf, und sah in der oberen Logenreihe das junge Mädchen aus der Capelle in St. Cloud, welche auf ihn blickte und über seine Rettung erfreut zu seyn schien. Ihr Kopf hatte keinen anderen Schmuck, als die langen Locken, welche über ihren Busen rollten, auf ihren Schultern ruhte der kurze, schwarze Mantel, den sie getragen hatte, als sie sich der Kutsche des Konsuls nahte.

„Sehen Sie doch," — sagte Buonaparte zu Lannes — „in die obere Gallerie, dort werden sie eine junge Dame finden, mit der ich reden muß — dort, sehen Sie? uns gerade gegenüber! Sie trägt einen schwarzen Mantel.

Lannes ging hinauf, aber — die Erscheinung war verschwunden.

Die dritte Warnung.

Jahre verflossen, ein Sieg folgte dem andern. Endlich nahte der Augenblick, da fremde Heere in Frankreich einfielen und Napoleon genöthigt war, das Scepter, welches er, wie er selbst sagte, „aufgegriffen hatte," niederzulegen.

Die Insel Elba ward eine Zeit hindurch der schimmerndste Punkt des Erdkreises. Der Kaiser that nur einen Schritt vom Golf von Juan nach Paris; worauf dann das Reich durch die Schlacht von Waterloo wieder zerrüttet wurde. Der Kaiser, dessen Adler ihren Flug nicht wieder über die Welt zu richten bestimmt waren, begab sich in den Schutz Englands. Ehe er das Boot, welches in an Bord des englischen Schiffes bringen sollte, bestieg, umgaben ihn seine Freunde, um ihm ihr letztes Lebewohl zu sagen. Inmitten dieses Gedränges zeigte sich ein Frauenzimmer von blendender Schönheit, welches versuchte, sich dem Kaiser zu nähern. Ihre Augen waren mit Thränen gefüllt, welches sie noch interessanter machte.

„Lesen Sie dieses!" — sagte sie, dem Kaiser ein Billet überreichend — „noch ist es Zeit!"

Napoleon las, und glaubte, als er aufblickte, wieder im Park von St. Cloud zu seyn oder im Opernhause Haydn's Oratorium anzuhören. Die Täuschung währte kurze Zeit, er schüttelte mit dem Kopfe, zerriß das Billet, und warf die einzelnen Stücke in die Wellen der herandringenden Fluth.

„Es ist keine Zeit! ich kann nicht mehr zurück!" — Damit zog er einen Rubinring, vom Finger, bot ihn der räthselhaften Dame dar, worauf diese seine Hand küßte und laut weinte. Darauf betrat er das englische Boot.

Von diesen drei Warnungen kamen zwei zu spät, und auf die dritte, welche hätte nützlich werden können, ward nicht gehört.

Die schöne Prophetin starb 1837 und ihre Geschichte war dem Herzog von Otranto (Fouché) besser bekannt, als er es wohl haben wollte. Das Wenige, was wir über diesen Gegenstand gesagt haben, ist Alles, was uns mitzutheilen erlaubt worden ist. (Hamb. Lesefrüchte.)

Zweisilbige Charade.

Die erste Sylbe.
Tief aus der Erde Schooß
Spend' ich des Todes Loos,
Wenn mich des Pulvers Kraft
Pfeilschnell von dannen schafft.

Die zweite Sylbe.
Christlicher, frommer Sinn
Stellt' mich als Denkmal hin
Segnender Wirksamkeit
Alter und neuer Zeit.

Das Ganze.
In schreibgeübter Hand
Wird durch mich leicht bekannt,
Was du gefühlt, gedacht
Ohne der Presse Macht.

№ 64.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Ich kann mich nicht enthalten, eine dieser Anekdoten zu erzählen, die mir ziemlich pikant scheint. — „Unter den Verschwörern der Höllenmaschine befand sich ein Herr N***, ein vertrauter Freund von Limoëlan, dem Haupturheber des Complotts. Dieser Herr hatte unter den Chouans gedient, und die Polizei dachte mit vielem Grunde, er sey in Paris. Mehrere Tage lang wie ein Fuchs gejagt, verbrachte er die Nacht auf den Kohlenschiffen in dem Getreidehafen; und als die Verfolgungen in diesem Stadtviertel aufhörten, wagte er es, eine Zuflucht in einer schlechten Bodenkammer, in einer Brandweinschenke, zu suchen. Am andern Morgen kam die Polizei wieder, er hatte sich aber schon gerettet, und kam nicht mehr in Vorschein. Man untersuchte Alles in der Kammer, und fand bei der Bettstelle ein Stückchen halbverbranntes Papier, welches zum Anzünden seiner Pfeife gedient hatte. Es waren auf demselben jedoch noch einige Zeilen zu lesen, die zu dem Entwurf eines an einen General geschriebenen Briefes zu gehören schienen, und man glaubte, dieser sey an Georges gerichtet gewesen. Die letzte Zeile enthielt folgende Worte: „Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben; ich leide sehr an den Augen.“ Dieser Unglückliche wurde bei der Verschwörung von Georges wieder zur Haft gebracht, und ich hatte das Vergnügen, ihn zu verhören. Er saß da, wo Sie sitzen, zwischen zwei Kerzen, wie Sie auch. Ich plauderte mit ihm, schrieb dabei aber immer fort. Er war aus meiner Provinz. Ich sprach mit ihm von seinen Eltern, von den Neigungen seiner Jugend, seiner Schulzeit; und da ich bemerkte, daß er anfing, Zuversicht zu erlangen, und etwas munterer antwortete, unterbrach ich mich plötzlich, und sagte mit dem natürlichsten Ton zu ihm: Aber das Licht scheint Ihnen Augenschmerzen zu verursachen; stellen Sie die Kerzen weg, wenn es Ihnen gefällt.“ — „Ich, ich leide nicht an den Augen.“ — „Nicht, es schien mir doch.“ — „O nein! jetzt nicht; ich habe freilich an den Augen gelitten; allein ungefähr vor zwei Jahren.“ — Und so setzten wir das Gespräch fort. Endlich verlas ich ganz ruhig sein Verhör, und er war erstaunt, daß eine so unwichtige Sache mit in das Protokoll aufgenommen wär. „Warum haben Sie das geschrieben?“ fragte er. — „Es ist das so meine Gewohnheit. — Diese kleine Bemerkung,“ fügte der Verhörsmann hinzu, hat zu seinem Untergang beigetragen. Das kleine halbverbrannte Stückchen Papier war aufbewahrt worden: die Handschrift wurde verglichen, seine Gegenwart in Paris zur Zeit der Höllenmaschine erwiesen.“ — „Und was geschah ihm?“ fragte ich. — „Er wurde guillotinirt,“ antwortete mir V... mit teuflischer Bewegung und Blick: Er sagte ferner zu mir: „Ich liebe meinen Stand; ich kann nicht einen einzigen Tag aus diesem Zimmer entfernt bleiben. Ich könnte in's Schauspiel gehen, mir mit meinen Freunden, meiner Frau, meinen Kindern ein Vergnügen machen; nein, ich muß verhören.“ — Immer ihm zuhörend, bemerkte ich, daß er aus Gewohnheit beständig linkshin schielte, nach der Seite, wo die Gefangenen zu sitzen pflegen; und hätte man sie zu seiner Rechten hingesetzt, so bin ich überzeugt, daß er die Hälfte seines Talents verloren hätte. Bevor er mich das Verhör unterzeichnen ließ, las er mir es erst vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er seine Anecdote nicht aufgenommen hätte, da er doch gewohnt sey, Alles niederzuschreiben. „O!“ sagte er, Ihre Sache kann nicht weit gehen, Sie sind kein wichtiger Mann für mich.“

Ich blieb noch vierzehn Tage in diesem provisorischen Gefängniß, ohne Herrn Decazes gesehen zu haben, den mein Aufenthalt so nahe bei ihm doch wohl etwas in Verlegenheit setzen mußte, wenn die Erinnerung an unsere ehemaligen Beziehungen seinem Gedächtniß nicht ganz entschwunden war. Die schlechte Luft und das Eckelhafte des Gefängnisses zogen mir eine hitzige Krankheit zu, in welcher mein Arzt, der auch Herrn Decazes in gleicher Eigenschaft diente, mir mit großem Eifer beistand. Er veranlaßte, daß ich in ein anderes Gefängniß kam, und mein Prozeß schnell begonnen ward, aus Furcht, ich dürfte durch einen natürlichen Tod dem entgehen, den man mir bestimmte. Am 24. Juli wurde ich plötzlich in einen Fiaker gesetzt, um vier Schritte weit nach der Conciergerie gebracht zu werden. Gar viele Menschen in Paris haben keine Ahnung von den Gefängnissen der Conciergerie, die unter den prächtigen Sälen des Justizpalastes angebracht sind, und, wie man sagt, zur Zeit des heiligen Ludwig, als Küchen und Speisekammern für den König dienten. Man brachte mich in das Schreibzimmer, wo ich den Concierge fand, der, wie ich glaube, Landrejeau hieß. Er war ein Mann vom hohen Wuchs, familiär bis zur Beleidigung, obgleich mit ziemlich abgeschliffenen Formen. Er begann damit, mein Signalement mit lauter Stimme abzufassen, und lud mich nachher ein, ihm bis in den Hintergrund eines dunkeln Ganges zu folgen, wo sich meine neue Wohnstelle befand. Es war ein langer, schmaler Raum, an dessen Ende sich eine Art Fenster befand, mit einem schrägen Unterbrett, welches gestattete, ungefähr einen Fuß breit vom Himmel zu sehen. Die nackten Mauern, die mit Namen und verzweiflungsvollen Ausrufungen mittelst Kohle bemalt waren, gewährten die einzige Verzierung dieses traurigen Aufenthalts. Ein schlechtes Lager, ein alter Tisch, ein Stuhl und zwei stinkende Gefäße waren das Ameublement. Ich beschreibe es deßhalb so genau, weil hier der Marschall Ney die ersten drei Wochen seiner Gefangenschaft verbrachte. Ich war schwächer als er, denn er beklagte sich nicht darüber; ich aber, als ich sah, daß es mir unmöglich seyn

würde, auch nur eine halbe Stunde zu lesen, brach in Vorwürfe aus, und schrieb an den Präfecten, daß Krankheit mich schnell tödten würde, wenn man mir nicht bald ein anderes Zimmer gäbe. Am Abend holte mich der Concierge ab, um mich in den großen Hof, Preau genannt, zu führen, und gegen 9 Uhr, statt mich wieder in meinen Kerker hinaufzuführen, brachte er mich in ein Unterzimmer, wo ich ein Kamin und ein Fenster fand, welches nach einem kleinen Hof hinausging, der von dem Hof der Frauen, durch eine hohe Mauer getrennt ist. „Ich habe Sie heute Früh nicht hierher bringen können,“ sagte er, „weil der General Labedoyère in dem Zimmer daneben sich befand; man hat ihn aber nach der Abtei gebracht.“ Tages darauf ließ ich mir dieses Zimmer zeigen, es war noch trauriger und ungemächlicher, als das vorher von mir bewohnte. Der Unglückliche war dort 8 Tage in der strengsten geheimen Haft geblieben, von den Kerkerwärtern, so zu sagen, aufgegeben, da man in 24 Stunden nur zwei Mal zu ihm kam. Der Kerker war so eng, daß er nicht einmal in der Länge darin herumgehen konnte, die einzige Zerstreuung, die ihm gelassen wurde, da er keine Bücher, Zeitungen oder auch nur irgend einen Briefwechsel haben durfte. Man begann damit, mich, dem Gebrauch gemäß, sechs Wochen in geheimer Haft zu halten. Ich durfte keine Briefe erhalten, ohne daß sie geöffnet wurden, oder einen Freund sehen, ohne daß der Actuar zugegen war. Ich bekam traurige Nachrichten von meiner Frau; ihre zitternde Handschrift, ihre Leiden, die sie, durch die wiederholten Versicherungen einer guten Gesundheit, nicht bemänteln konnte, ihre Schwangerschaft, von der sie kaum etwas erwähnte, Alles trug dazu bei, mich zu quälen. Die Einwirkung meines Gefängnisses zeigte sich bald. Neben mir befand sich eine große, eiserne Thür, die jeden Augenblick am Tage, und alle Stunden der Nacht, um die Schildwachen abzulösen, geöffnet wurde. Ihre heftige Bewegung erschütterte sogar mein Bett und unterbrach meinen Schlaf; Kälte und Feuchtigkeit zwangen mich, Tag und Nacht das Feuer zu unterhalten. Ich verlor aber doch den Muth nicht, obgleich ich schon ahnete, was mir bevorstand.

Einige Wochen nach meinem Eintritt ging ich eines Tages im Hofe auf und ab, und erblickte unten an der Treppe, die zu meinem ehemaligen Kerker führte, den Marschall Ney. Er grüßte mich, indem er schnell hinaufstieg, begleitet von dem Concierge und einem Gensd'armen-Offizier. So erfuhr ich, daß er arretirt sey. Er hatte es, wie ich, nicht angemessen gefunden, das Königreich zu verlassen, und blos seine Zuflucht zu dem Schlosse eines Verwandten seiner Frau in der Gegend von Cahors genommen. Sein Säbel, den er im Salon gelassen hatte, verrieth ihn dieses Mal. Er ließ sich arretiren, völlig überzeugt, man würde ihn nicht verurtheilen dürfen. Nachdem man ihn einen Monat in diesem Kerker gelassen hatte, brachte man ihn endlich in die Wohnung des Actuars, die über mir lag. Es befand sich darin ein Ofen, der gegen die Kälte schützte, und sein vergittertes, aber höheres Zimmer verschaffte ihm eine etwas minder ungesunde Luft, als die, welche ich einathmen mußte. Aber sein Name und seine Würden konnten ihn nicht gegen Bedrückungen schützen. Er spielte ziemlich gut Flöte, und einige Tage lang konnte er sich ihrer bedienen, um sich die Langweile zu vertreiben. Unter dem Vorwand, daß die Hausordnung das nicht gestatte, wurde ihm diese Erhohlung entrissen. (Er pflegte einen Walzer zu spielen, der mir lange im Gedächtniß blieb, und den ich in meinen Träumereien des Abends oft in Gedanken trillerte. Ich hatte ihn sonst nie gehört, und fand ihn ein einziges Mal, während meines Aufenthalts in Bayern wieder, auf einem ländlichen Ball an den Ufern des Starnberger See's. Vor mir tanzten junge Bäuerinnen fröhlich auf dem frischen Rasen; die Luft war mild und melancholisch. Der Ton der Flöte warf mich gewaltsam in die Conciergerie zurück und in Thränen lief ich davon, schmerzlich den Namen des unglücklichen Marschalls aussprechend.) Am Tage trafen wir oft auf der Promenade des kleinen Hofs zusammen, ohne beieinander stehen bleiben zu dürfen, obgleich ihn beständig ein Gensd'armen-Offizier begleitete. Ich war gewohnt, um 6 Uhr Morgens in dem großen Hof spazieren zu gehen. Der Marschall wünschte diese Stunde zu seiner Promenade. Ich überließ sie ihm mit Vergnügen, und diese Anordnung dauerte bis zur Zeit, wo seine geheime Haft aufgehoben wurde. Dann kamen alle Tage die Marschallin und seine Kinder, mit ihm zu speisen. Sie begleitete ihn immer auf seinen Spatziergängen. Eines Tages trat sie an mein Fenster und sagte: „Die Schildwache, die uns bewacht, ist ein alter Soldat, der unter dem Marschall Ney gedient hat; dieser wünscht sehr, mit Ihnen zu sprechen.“ Der Marschall kam nun heran, das Gespräch konnte aber nicht lange dauern. „Ich bin ruhig wegen meiner Lage,“ sagte er zu mir; „viele Freunde wachen über mich: die Regierung schreitet abermals ihrem Untergang entgegen. Die Fremden ergreifen bereits Parthei für uns; der öffentliche Unwille erstreckt sich schon bis auf sie, und wenn Sie einen Beweis davon wollen, so lesen Sie diese Papiere, und verbrennen sie sie dann.“ Er steckte mir durch das Gitter einen Bund Broschüren und beschriebene Blätter zu. Ich fand in denselben wirklich heftige Drohungen und sogar Provocationen, die mir sehr ungeschickt vorkamen; auch viele abgeschmackte Neuigkeiten. Diesen gemäß that es den Engländern schon leid, das Haus Bourbon auf den Thron gesetzt zu haben; die Kaiserin Marie Louise protestirte in einer weitläufigen Schrift gegen die Entscheidung der Souveräne, die sie aus Frankreich entfernt hatten. Was der Marschall von seinen Freunden zu mir gesagt hatte, war richtiger; allein einige Zeit nachher erfuhr ich, ein unternommener Versuch, sich aus der Conciergerie zu retten, sey gescheitert, und 6000 Offiziere auf halben Sold seyen auf Befehl des Kriegsministers gezwungen worden, sich zu entfernen. Kurz nach diesem Gespräch vertauschten wir abermals die Stunden unserer Promenaden. Er kam nun Abends herunter, begleitet von seiner Frau, seinem Schwager und seiner Schwägerin, Madame Gamot. Die Gefangenen waren dann in ihren Schlafkammern. Unter diesen befand sich ein Soldat, Namens Dieu, dessen schöne Stimme und spaßhafte Lieder den Marschall amüsirten. Ich wünschte sehr, ihn wieder zu sehen, und eines Abends wagte ich die Bitte, in den Hof gehen zu dürfen. Der Concierge war ausgegangen, und der Kerkerwärter öffnete mir die dahingehende Thür. Ich fand den Marschall Ney und Herrn Gamot, und ging zu ihm. Es war das ungefähr drei Monate nach unserm ersten Gespräch. Alle seine Täuschungen schienen nunmehr verschwunden. „Mit Labedoyère ist es nun vorüber,“ sagte er zu mir, „dann wird es mit Ihnen so seyn, lieber Lavalette, und nachher mit mir.“ — „Was liegt daran,“ sagte ich, „ob Sie oder ich zuerst fallen werden; ich sehe keine Rettung.“ — „Oho! wir werden sehen; indeß machen mir die Advokaten Langweile, und verstehen meine Lage nicht. Aber ich werde sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Karl V. und Philipp II. im Jahre 1551.

Marino Cavalli, Botschafter der Republik Venedig am kaiserlichen Hofe, entwirft in der interessanten Relation, welche er bei seiner Rückkehr abstattete und welche sich in dem kürzlich erschienenen vierten Band der „Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato“ (Florenz 1840), gedruckt findet, nachfolgende Schilderung von Karl V. und seinem Sohne:

„Der Kaiser steht in seinem 51. Jahre. Seine Gesundheit ist leidend, der Gicht wegen, die ihn den ganzen Winter über und auch zu andern Zeiten aufs entsetzlichste quält. Die Aerzte sagen, daß, da die Krankheit angefangen ihm nach dem Kopf zu steigen, sein plötzlicher Tod sehr zu besorgen ist. Auch leidet er oft an Brustkrampf, so daß, wenn er nicht so strenge Diät hielte und so viele Mittel nähme, er zu dieser Stunde längst todt seyn würde. Als aber der Kaiser gesund, war er in allen körperlichen Uebungen ein vollkommener Ritter. Er hat an der Schranke und im offenen Felde turnirt, ist bei aller Art Kämpfen gewesen, hat beim Ringelrennen gestochen, an Stiergefechten Theil genommen und alle Reiterkünste geübt. Er hat Kenntniß von Pferden, von Geschütz, vom Lagerschlagen, von der Belagerungskunst und Allem, was zur Kriegsführung auf dem Lande wie zur See gehört, so vollständig wie nur irgend Einer. Er läßt es sich nicht verdrießen, auf Alles, was seine Angelegenheiten betrifft, auch im Detail zu achten. Reiche Kleidung hat er nie geliebt: er trägt Wamms und Mantel, oder auch kurze Kleider, die nur bis zum Knie reichen. Immer aber ist sein Anzug sorgsam geordnet. Im Geldausgeben ist er sparsam, soweit er es übersehen kann. Daher sagt man, daß bis zur Summe von 10 Scudi Keiner auf der Welt sie besser ausgibt als er; aber was große Ausgaben betrifft, so geht es an seinem Hofe wie bei andern Fürsten. Seine Diener belohnt er spät, was eine gute Politik ist, indem er sie nöthigt, fortzufahren ihm zu dienen, wenn sie ihre Stellen nicht verlieren wollen; wenn er sie aber belohnt, was gewöhnlich nur einmal geschieht, so thut er es großartig, wodurch er sie dankbar verpflichtet und den Uebrigen Muth und Hoffnung macht. Es bieten sich ihm dabei viele Wege dar; denn mit den oft heimfallenden Lehen, mit den sehr zahlreichen kirchlichen Beneficien, mit Provisionen, Aemtern, Castellaneien, Befehlshaberstellen, Titeln und Würden kann er Viele reich machen, ohne daß es ihn etwas kostet. Dies um so mehr, da er selten erblich, sondern gewöhnlich nur auf Lebenslang gibt, so daß immerfort eine Menge Vakanzen vorkommen. Der Kaiser ist sehr religiös: täglich hält er zwei Messen, an Festtagen Vesper und Predigt, viermal im Jahre geht er zur Beichte und zum Abendmahl. Laster, welcher Art sie auch seyn mögen, sind an ihm nicht sichtbar; in allen seinen Handlungen, auch in den geringfügigsten, ist er so ordentlich und bedachtsam, daß man es gar nicht mehr wünschen könnte; in seinen Reden sodann ist er so vorsichtig und verständig, daß er bei Allen Bewunderung erweckt. Er spricht immer gelassen, erzürnt sich nie, droht nie; spricht immer vom Vertrauen auf Gott und wie er all seine Sachen auf Recht begründe: so daß es heißt, er habe nie ein zu tadelndes Wort gesagt, noch eines, welches seinen Interessen hätte Schaden zufügen können. Nie gibt er eine bestimmte Antwort aus eigenem Antriebe, sondern vernimmt immer erst den Rath des Hrn. von Granvella. Im Verhandeln bedient er sich häufig zweideutiger Redensarten, so daß, wenn die Botschafter nicht auf ihrer Hut sind, Seine Majestät und deren Räthe nachher leicht sagen können: Wir haben dieß in diesem oder jenem Sinne gemeint. Fälle davon sind unsers Gedenkens schon mehrmals vorgekommen. In Ehrensachen ist er sehr genau, so auch in jeder Kleinigkeit, die sich in Friedens- und Bündnißverträgen findet. Beleidigungen seiner Anhänger oder eigene sieht er nach, oder schiebt deren Bestrafung auf, wenn es ihm in seine größern Plane paßt. In seinen Ansichten ändert er nicht leicht etwas. Nie thut er etwas, wobei es scheinen könnte, er sey dazu genöthigt: eher würde er die Welt untergehen lassen. Fürsten und Privatpersonen, die ihm nutzen oder schaden können, hält er in sehr großer Achtung; aber Anstands halber läßt er dies nicht leicht durchblicken. Er ist nicht blutdürstig, rächt sich auch nicht mit gänzlichem Untergang seiner Gegner: sein System ist, sie zu schwächen, aber nicht zu vernichten. Selten straft er einen seiner Diener, im Gegentheil erträgt er Vieles, was er nicht ertragen sollte, und nimmt seine Gesandten in kräftigen Schutz, auch wenn sie gegen seine Absichten und Befehle gehandelt haben. Von allen Seiten ist er vortrefflich und aufs geheimste unterrichtet; über Geschäftssachen unterhält er sich 4—5 Stunden lang, auf einem Stuhle sitzend, und zeichnet häufig die Gründe für und gegen auf, um den Faden der Unterredung besser in der Hand zu halten. Er entscheidet spät, ist dann aber fest in seinem Entschlusse. Bisweilen hält er einen Courier zwei Tage auf, um zu sehen, ob der gefaßte Entschluß ihm auch bei kaltem Blute gutdünkt. Kurz, sein Unterhandeln ist so wohl verstanden, so richtig, so geordnet und so ineinandergreifend, daß, wer ihm das Princip zugibt, mit seiner Ehre nicht leicht umhin kann auch das Resultat anzunehmen, wie er es entwickelt. Er kennt genau den Charakter der Fürsten, mit denen er unterhandelt, und verwendet viele Zeit darauf, ihn immer besser kennen zu lernen, so daß er sich selten in seinen Voraussetzungen irrt. In seinen Unterhandlungen bringt er gute und positive Gründe vor, nicht aber vage Allgemeinheiten; er hält immer die Geschäfte im Gange, auf Gelegenheit wartend und passende Zeit zur Ausführung, so daß vielleicht heute geschieht, was er 25 Jahre lang zu thun im Sinne gehabt hat. Man braucht sich also nicht darüber zu wundern, daß einem so klugen, in Staatsgeschäften wie in Kriegsunternehmungen so verständigen Fürsten, so viele Dinge geglückt sind und noch jetzt glücken.“

„Mit den Deutschen ist der Kaiser so umzugehen gewohnt und kennt sie so gut, daß er ihretwillen auf manche Vergnügungen und Wünsche verzichtet. Sein Hauptzeitvertreib, wenn er in Deutschland, ist, in seinem Zimmer mit seinem polnischen Zwerge zu lachen und zu spaßen, oder auch mit Hadrian, seinem Kammerdiener, bisweilen mit seinem Haushofmeister dem Baron Montfalconet, dessen Umgang dem Kaiser sehr lieb ist, seiner witzigen und gewandten Reden wegen und weil er Alles mit großer Freiheit sagt. Auf die Jagd geht er mit nicht mehr als acht oder zehn Pferden und kehrt oft mit großer Beute an Hirschen und Ebern zurück. Auch schießt er oft in den Wäldern, und wenn keine große Jagd ist, so zielt er auf Raben, Krähen und Aehnliches. Diese Jagden kosten Seiner Majestät keine 100 Scudi im Jahre. Aber er rechnet es sich nicht zur Schande, darin, wie in der Pracht des Anzugs und ähnlichen Dingen, von vielen andern Fürsten übertroffen zu werden. Seine Gedanken sind ausschließlich auf wichtige Dinge gerichtet und in diesen hat er gewiß Alle hinter sich zurückgelassen.“

„Der Prinz von Spanien (Philipp II.) ist jetzt 24 Jahr alt. Er ist von mittler Größe und schwächlicher Gesundheit und gleicht seinem Vater in den Gesichtszügen. Er ißt nie Fische und sonst keine Speisen, die nicht sehr nahrhaft sind. Obgleich seine körperlichen Kräfte nicht groß sind, so hat er doch während seines Aufenthalts in Flandern an den Uebungen der Herren dieses Landes vielen Antheil genommen und ist in ritterlichen Fertigkeiten ziemlich erfahren. Er möchte freigebig erscheinen: seine Freigebigkeit ist aber von der Art, daß man sieht, er wird ihrer bald müde werden. Selten geht er in Gesellschaft aus; am liebsten bleibt er in seinem Zimmer mit vier oder sechs Vertrauten, mit denen er sich von Privatangelegenheiten unterhält und bisweilen, wenn der Kaiser ihn rufen läßt, entschuldigt er sich, um in seiner Ruhe nicht gestört zu werden. Er kleidet sich reich und zierlich mit großer Sorgfalt. Es liegt ihm viel daran, daß man ihm Ehrfurcht bezeuge, und gegen Jeden, er sey wer er wolle, zeigt er viel mehr hochfahrendes Wesen als sein Vater, was, mit Ausnahme der Spanier, keinem andern unter den Unterthanen gefallen will. Wirklich haben diese Recht dabei, denn beim Kaiser sind sie daran gewöhnt, daß er sich vortrefflich in verschiedene Sitten und allerlei Nationen schickt, und es scheint, daß die Natur diesem die Fähigkeit gegeben, durch vertrauliches und leutseliges Wesen die Flamänder und Burgunder zu gewinnen, durch Geist und Klugheit die Italiener, durch Hoheit und Ernst die Spanier. Da sie nun den Sohn anderer Art sehen, empfinden sie darüber nicht geringes Mißbehagen. Da der Kaiser ihn täglich zwei bis drei Stunden in seinem Gemache bei sich hat, theils im Rath, theils um ihn in eigener Person zu unterweisen, so soll er in wichtigen Staatsangelegenheiten viele Kenntnisse erlangt haben und noch größere Fortschritte verheißen. Aber die Größe des Vaters und der Umstand, daß er selbst so groß geboren ist und bisher nie Mißgeschick oder Mühseligkeit erprobt hat, wird dem Prinzen immer im Wege stehen, den Kaiser zu erreichen. Dies ist das Unglück der zu Glücklichen. Kommt der Prinz zur Regierung, so glaubt man, daß er sich ausschließlich spanischer Minister bedienen werde; denn dieser Nation ist er ausschließlicher zugethan, als sich für Einen paßt, der über verschiedenartige Völkerschaften herrschen soll. Wird er im Kriege oder irgend einer Verwaltungssache Italiener oder Flamänder gebrauchen, so kann man darauf rechnen, daß er es nur aus Noth thun wird und nicht aus Neigung, indem er den Spaniern gewiß den Vorzug geben würde, wenn er es mit gleichem Vortheil zu thun vermöchte."

Die Vorhersagung, welche der Botschafter diesen Charakterschilderungen beifügt, daß nämlich Philipp sich der vertrauten Diener seines Vaters, namentlich des Bischofs von Arras und der Familie Toledo wenig bedienen werde, ist übrigens keineswegs in Erfüllung gegangen.

Pariser Gerichtsscene.

Eine Höflichkeitslektion.

Bastine ist ein galonirter Taugenichts, ein etwas entarteter Nachkomme des Frontins und Lolives aus der alten Komödie, ein moderner Kammerdiener, ein lustiger Bruder, der, wie Figaro, Präfect, Staatsrath, Dichter und Tanzschuhverkäufer hätte werden können, wenn der Himmel es gewollt hätte. **Bastine** verklagt, wer sollte es glauben, seinen Herrn, den eleganten Markis v. D***, den man an der Schranke die Parteien, die auf ihre Tour warten, lorgnettiren sieht. Was hat der Markis gethan? Er hat seinen Diener fortgeschickt, und dieser bestreitet ihm das Recht dazu. — **Richter.** Herr Markis, warum haben Sie Bastine fortgeschickt, ohne ihm die acht Kündigungstage zu lassen, um sich eine andere Stelle zu suchen? — **Markis.** Weil der Spitzbube gegen eine Vorschrift gefehlt hat, die in meinem Hause unwandelbar feststeht. — **Richter:** Wie heißt sie? — **Markis.** Niemals von meinen Freunden für die zu ihren Gunsten gethanen Schritte Geld anzunehmen. Sie begreifen, daß ich keine Bettler unter meinen Leuten haben will. — **Bastine.** Ich ein Bettler? Pfui! Herr Markis, ich habe die Hand nie zu einem andern Zweck hingehalten, als um Damen zu Ihrem Zimmer hinauf oder hinabzuführen. (Allgemeines Gelächter.) Was die Bettelei betrifft, so habe ich selbst einen Aufsatz über die Nothwendigkeit ihrer Vertilgung geschrieben, ein Aufsatz, der im klarsten Styl abgefaßt, aber dennoch nie zur Oeffentlichkeit gelangt ist. — **Markis.** Dennoch ist es wahr, daß Du vom Grafen Previl, zu dem ich Dich mit einem Auftrag schickte, eine Belohnung von 20 Fres. für diese Bemühung verlangt hast. — **Bastine** in spöttischem Tone: Oh, Herr Markis! ich bin bei Ihnen verläumdet worden. Ich habe nichts verlangt; der Graf hat sich an mir rächen wollen; ich hatte das Unglück, ihn Höflichkeit lehren zu wollen. — **Markis.** Du lehrst einem Gesandschaftssekretär Höflichkeit? — **Bastine.** Warum nicht? Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zuging; ich würde es früher erzählt haben, hätten Sie es nur hören wollen. Sie haben die Gewohnheit, mich jede Woche zu **Herrn v. Previl** Wildpret tragen zu lassen. Nun verdient, nach den Regeln der Höflichkeit, jede Mühe eine Belohnung; der Graf aber sagte mir blos, wenn er Ihre Geschenke empfing: „Es ist gut, geh' nur." Ich konnte nicht umhin, dieß Verfahren für einen Diplomaten rauh zu finden; ich beschloß, ihn Höflichkeit zu lehren, nicht, indem ich selbst davon anfing, sondern indem ich mich bitten lassen wollte. (Allgemeines Gelächter.) — **Markis**, gespannt: Und wie? — **Bastine.** Ich nehme ein Paar Hasen und Wachteln, die ihm bestimmt waren, trete in seinen Salon, und werfe sie mit den Worten: „Das ist für Sie", auf die Tafel; dann gehe ich hinaus. Der Graf hält mich zurück, und sagt: „Schurke, ich will Dich Höflichkeit lehren. Setze Dich in meinen Sessel, und lasse mich Deine Rolle spielen. Ich werde Dich lehren, wie man weniger flegelhaft ist." Ich gehorche, setze mich in seinen Sessel zurecht, und kreuze majestätisch die Beine, als wenn ich dieß in meinem ganzen Leben gethan hätte. Als der Graf mich auf meinem Platze sieht, nimmt er das Wildpret, geht hinaus, kommt wieder herein, und sagt mit honigsüßer Stimme zu mir: „Herr v. Previl! ich bringe Ihnen Wildpret; mein Herr bittet Sie, dasselbe annehmen zu wollen." Ich nehme das Anerbieten an, und antworte ruhig: „Mein Bursche, du bist zu gefällig, um Dich nicht für Deinen Eifer zu belohnen: da hast Du 20 Fres., um auf meine Gesundheit zu trinken." (Allgemeines Gelächter unter den Zuhörern.) Der Graf verstand meine Lehre, und gab mir, was ich ihm anbot. Es war keine Bettelei von meiner Seite dabei; es war ein wechselseitiger Unterricht in den guten Sitten. — Der Markis lacht bei dieser Erzählung seines Bedienten, und vergißt allen Zorn; er erklärt, ihn in seinem Dienste behalten zu wollen, aber unter der Bedingung, daß er sein Talent zur Professur nicht mehr anwende.

№ 65.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die Zerstörung Jerusalems.

(Nach Wilh. Kaulbach.)

Was die Propheten drohend dir verkündet,
Das Strafgericht mit seinen Gottesschauern —
Wie Hagelwetter bricht's in deine Mauern,
Jerusalem! einst stolz auf Gott gegründet.

Schon wüthen Flammen, dir vom Feind entzündet,
In deinem Tempel: — tiefe Schmach und Trauern
Wird deines Glanzes Dauer überdauern;
Der Bund zerriß, der dich mit Gott verbündet.

Jehova's Burg, die alte, stürzt zusammen;
Doch — gleich dem Phönix — aus den Todesflammen
Seh'n wir den neuen Bund der Liebe ziehen.

O seht die milden, herrlichen Gestalten —
Den Geist des Friedens seht in ihnen walten,
Die heimathlos — doch gottbefeligt fliehen.

München im Juli 1841. Solbert.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Der Concierge mit seinem unterwürfigen Wesen und seinen ewigen Fragen wurde mir lästig. Er kam acht bis zehn Mal täglich, mich zu stören, und Abends mußte ich mich noch im Schach von ihm schlagen lassen. Ein Zufall befreite mich glücklicher Weise von ihm.

Er hatte sein früheres Amt, als Bote des Criminalgerichts, einem Manne verkauft, der ihn nicht bezahlte, und da er hörte, ich kenne Herrn Pasquier, damaligen Siegelbewahrer, sehr genau, so bat er mich, ich möchte ein paar Zeilen an meine Frau schreiben, damit sie ihm zu seiner frühern Stelle verhelfe. Meine Frau, die sehr mißtrauisch war, kam auf den Gedanken, diese Reclamation könnte wohl einen gefährlichen Anschlag gegen mich verbergen, und schickte daher meinen Brief an den Polizeiminister Decazes. Diese Art Verbindungen mit den Gefangenen sind streng verboten; der Concierge wurde versetzt. Es war das ein sehr großes Glück für uns, zur Zeit meiner Entweichung. Dieser in den Gefängnissen geborene Mann war voller Verschmitztheit, und scharfsichtig, um einen zur Verzweiflung zu bringen. Meine Verkleidung wäre ihm aufgefallen, und ich war verloren. An seine Stelle kam ein Mann aus Bordeaux, eine Kreatur des Herrn Decazes. Dieser war ein brutaler Mensch, und besonders ein exaltirter Royalist. Er wollte sich anfänglich auch an mich drängen, allein ich hielt ihn entfernt, und so sah ich ihn nur Morgens und Abends.

Zu meinem Vertheidiger hatte ich Herrn Tripier gewählt, den ich nicht kannte; er hatte sich Herrn Lacroix-Frainville beigesellt. Meine Freunde wünschten, mich in Vergessenheit zu bringen, und begehrten, ich möchte krank werden. Der Graf Alexander de la Rochefaucoult, der mich oft besuchte, machte mir zuweilen Vorwürfe über mein gutes Aussehen. „Wenn Sie krank wären, das Bett hüten müßten, so würde man wohl den Moment Ihres Urtheils verschieben müssen; die Zeit würde nach und nach die Leidenschaften beschwichtigen, Ihre Unschuld und Ihre Freunde würden alsdann das Uebrige thun." Ich war wohl seiner Meinung, aber wo sollte man eine Krankheit finden? Ich behielt also meine Gesundheit und alle Gefahren meiner Lage. Endlich wurde entschieden, daß ein Verhör vor einem Rath des Gerichtshofs beginnen sollte, und Herr Dupuis wurde mein Referent. Ich hatte einige Jahre früher oft mit ihm bei gemeinschaftlichen Freunden gespeist. Als ich vor ihm erschien, erkannten wir uns. Die Gegenwart des Actuars hielt mich zurück. Dieser Richter schien Mitleiden zu empfinden; aber der Gang des Verhörs deutete ihm bald an, es bedürfe keiner Schonung gegen mich. Ich kam den Erklärungen entgegen, provocirte sie auf alle Weise, und das erste Verhör dauerte fünf Stunden; doch ganz gegen meinen Willen, denn er glaubte, ich sey ermüdet, wollte er einhalten; aber ich fühlte mich so vollkommen unschuldig, und hielt es für so wichtig, die Vorurtheile und die lügenhaften Beschuldigungen zu vernichten, daß ich noch zehn Stunden fortgefahren wäre, wenn er es gewollt hätte. Tags darauf hatte abermals eine Sitzung Statt, die wieder vier Stunden dauerte. Es vergingen, glaube ich, zwei Monate zwischen diesem Verhör und meiner Verurtheilung; aber die Zeit beschwichtigte den Haß nicht. Meine Freunde waren erschrocken über die Heftigkeit des Salons gegen mich. Die Royalisten wurden wüthend bei der Erinnerung ihres schlechten Benehmens im Monat März, und suchten solches durch das vermeintliche Complott, welches den Kaiser zurückgebracht hatte, zu beschönigen. Sie beharrten bei ihrer Meinung, ich wäre, das Haupt dieser Unternehmung gewesen. Wenn man sie hörte, sey während der eilf Monate der ersten Regierung eine thätige Correspondenz mit der Insel Elba unterhalten worden, und alle ehemalige Postbeamten hätten Theil daran gehabt. Wahrlich, wenn ich das Haupt und Ordner eines solchen Complotts gewesen wäre, so könnte ich gegenwärtig mich dessen rühmen; dem war aber nicht so.

Ich fürchtete sehr, daß während der Zeit meines Aufenthalts im Gefängniß eine Hinrichtung Statt haben würde.

Der Kerker der Verurtheilten lag neben dem meinigen. Zwei wegen Mord Angeklagte wurden vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Der Eine war ein junger Mann, der in den Gardes du Corps gedient hatte. Er hatte seine Geliebte kaltblütig ermordet, und dann eine Pistole auf sich selbst abgeschossen, war aber mit einer leichten Wunde davon gekommen. Er wurde freigesprochen, und man brachte ihn auf den Vorplatz vor meinem Kerker, wo die gebräuchlichen Formalitäten, um ihn wieder in Freiheit zu setzen, vor sich gehen sollten. Ich glaubte ihn verurtheilt, und gestehe, daß meine ganze Festigkeit dadurch sehr erschüttert wurde. Zwei Stunden nachher erfuhr ich erst, daß er vor Freude Krämpfe bekommen hatte. Zum Glück verlieh ihm die Besorgniß, die Nacht noch im Gefängniß bleiben zu müssen, Kräfte genug, um fortzugehen.

Die andere Person war eine Frau, angeklagt, ihre kranke Schwester in die Seine gestoßen zu haben, wo sie ertrank. Sie zeigte sich im Gefängniß sehr gottesfürchtig. Als sie vom Gericht zurückkam, wurde sie ohnmächtig; aber ihre Freude war dann anständig, als sie das Gefängniß verließ. Sie ließ mich um zehn Franken bitten, um das Geschenk, welches sie ihren Mitgefangenen zurückließ, vermehren zu können; sie bat Gott, er möge mir auch so gerechte Geschworne verschaffen, als die ihrigen gewesen waren.

Nachdem meine geheime Haft beendigt war, erhielt ich viele Besuche, unter denen mir der des Grafen Alexander de la Rochefaucoult der liebste war *).

Ich wollte sterben, ohne an das Cassationsgericht zu appelliren. Die Formen waren wahrscheinlich zu gut beobachtet worden, als daß eine Abänderung des Urtheils zu hoffen war. Warum sollte ich übrigens noch vierzehn Tage und vielleicht einen Monat die Todesängsten verlängern? Warum mich unter dem Straßenpöbel nach dem Schaffot schleppen, und mich dabey noch von den Royalisten beschimpfen lassen? Allein die Erinnerung an meine Frau, an mein Kind, Vernunft und Kaltblütigkeit gelangten wieder zu ihrer Kraft, und es war dies der einzige Anfall von Verzweiflung, den ich zu erleiden hatte. Zuvörderst mußte ich darauf denken, die schreckliche Nachricht meiner Frau mitzutheilen. Ich schrieb an unsere alte Freundin, Frau von Vaudreuil und an die Prinzessin von Vaudemont. Sie giengen Beide zu ihr, und die Trauerkleider, die sie trugen, verkündeten ihr das Unglück. Allein die Prinzessin von Vaudemont, die in ihrem festen Charakter an Alles dachte, ließ meine Frau einen Brief an den Oberkammerherrn, Herzog von Duras, schreiben, um Zutritt bei'm König zu erlangen. Es war sehr zweifelhaft, daß es bewilligt wurde. Den Frauen von Labedoyère und Ney war er verweigert worden. Gegen alle Erwartung jedoch erhielt sie nach einer Stunde Erlaubniß, in das Schloß zu kommen. „Der König erwartet Frau von Lavalette in seinem Kabinet," so lautete die Antwort. Sie stieg also in den Wagen der Prinzessin mit meiner Tochter, und begab sich zu dem Oberkammerherrn in den Tuillerien. Der Herzog von Duras faßte sie bei der Hand, führte sie bei allen Hofleuten vorbei in das Kabinet. Dort fiel sie Ludwig XVIII. zu Füßen. „Madame," sagte der König zu ihr, „ich habe Sie angenommen, zuvörderst, um Ihnen einen Beweis von meiner ganzen Theilnahme zu geben." Das waren die einzigen Worte, die er sprach. Man hob sie auf, und sie ging fort. Allein man hatte die Worte des Königs gehört, und nach Maßgabe, wie Frau von Lavalette vorüberging, wurden sie wiederholt. Ihr Schmerz, ihre Schönheit, ihr Adel und die Grazie ihrer Haltung, ungeachtet der Ermattung, unter der sie zu erliegen schien, rührten Alle, die sie sahen *). Man erinnerte sich, daß sie die Tochter eines Emigrirten war, und zweifelte nicht, daß Gnade würde bewilligt werden, da der König ihr die Ehre erzeigt hatte, sie vor sich zu lassen. Dem sollte jedoch nicht so seyn.

*) Wir übergehen hier die Darstellung seiner Verhöre und seiner Verurtheilung zum Tode, die aus frühern Schriften genugsam bekannt sind und jetzt wenig Interesse gewähren dürften.

Am folgenden Tage besuchte sie mich zum ersten Mal seit vier Monaten **). Sie war so blaß, so abgemagert und so niedergeschlagen, daß ich selbst anfing, zu zittern. Sie fiel mir in die Arme; ihre Stimme war ohne Klang, und eine ganze Stunde lang konnte ich kein Wort aus ihr herausbringen. Endlich erholte sie sich ein wenig, und aus ihrem Munde erfuhr ich, was sich bei'm König zugetragen hatte. Sie war allein gekommen, aber der Graf von Carvoisin holte sie ab, um sie nach Hause zu bringen. Meine Dankbarkeit erheischt, daß ich diesen würdigen Freund nicht vergesse; ich hatte ihn acht Jahre vorher in Eurene, wo ich sein Nachbar auf dem Lande war, kennen gelernt. Wir waren in Hinsicht vieler politischer Grundsätze keineswegs einerley Meinung, lebten aber doch sehr verträglich mit einander. Seit der Restauration hatte ich ihn aus den Augen verloren; allein im Unglücke kehrte er zu mir zurück, und während des letzten fürchterlichen Monats meiner Haft besuchte er mich alle Tage, nachdem er vorher einer Messe beigewohnt, die er jeden Morgen für mich lesen ließ.

In dem Moment, wo Madame Lavalette zum erstenmal auf dem Schauplatz erscheint, halte ich es für passend, Einiges über ihre Person und unsere Verheirathung zu sagen. Louise Emilie von Beauharnais ist im J. 1780 geboren. Ihr Vater, François von Beauharnais, hatte seine Cousine, die Tochter einer Gräfin Fanny von Beauharnais, geheirathet; die Letztere hatte sich einen schriftstellerischen Ruf erworben, und war die Schwester der Gräfin von Beauharnais, deren Tochter Großherzogin von Baden wurde. Hr. von Beauharnais war der Aelteste seiner Familie. Sein Bruder Alexander, welcher mit Josephine Tascher de la Pagerie verheirathet war, hatte zwei Kinder, Eugen und Hortensia. Mein Schwiegervater hatte nur die einzige Tochter. Bei den allgemeinen Ständen war Alexander Deputirter des Adels der Landschaft Blaisois. Der Aelteste, François war Ersatzmann des Adels von Paris, und kam erst am 6. October 1789 in die Kammer, um den Herrn Lally-Tollendal, der Frankreich zu jener Zeit verließ, zu ersetzen. Alexander nahm Parthei für die Freiheit, und wurde dafür durch das Schaffot belohnt. Der älteste stimmte beständig mit der rechten Seite, und im Jahre 1792 ging er zu dem Prinzen nach Coblenz. Frau von Beauharnais hatte bald das Schicksal aller in Frankreich gebliebenen Adeligen. Sie wurde verhaftet, und blieb länger als zwei Jahre, im Gefängniß. Die junge Emilie wurde einer Gouvernante, anvertraut, oder vielmehr den gemeinen Launen einiger Bedienten preisgegeben, die nach ihrer Weise gemein patriotisch waren.

Als Tochter emigrirter Eltern war das arme Kind gezwungen, den patriotischen Processionen beizuwohnen, die jeden Monat an den Festtagen der Republik Statt hatten. (Forts. folgt.)

*) Es ist hier noch zu bemerken, daß Frau von Lavalette kurz vorher mit einem todten Kinde niedergekommen war.

**) Lavalette wollte nicht gestatten, daß seine Frau ihn vor ihrer Niederkunft besuchte. A. d. H.

Die ehemaligen Gefängnisse von Paris.

I. Das Officialat.

Zu einer Zeit, wo die religiösen Glaubenslehren innig und aufrichtig waren, wurde auch der Gehorsam gegen die Gesetze und die Reglements der Kirche als eine hohe gesellschaftliche Nothwendigkeit angesehen, die kirchliche Gerichtsbarkeit, Officialat genannt, hatte eine wahrhafte Wichtigkeit. Bevor wir uns nun mit dem Denkmal beschäftigen, welches einst dieser Gerichtsbarkeit als Gefängniß diente, wollen wir in wenig Worten den Zweck und die Befugnisse derselben schildern.

Das Officialat erkannte über Einsprüche in die Verlobungsaufgebote und Verheirathungen; in rein persönlichen Angelegenheiten zwischen Priestern; in Laienangelegenheiten, wenn es sich um Zehnten handelte; über die Ehe, was die Gültigkeit oder Ungültigkeit derselben betrifft; über Ketzerei und Simonie; endlich über Appellationen gegen die von den Aemtern der Weihbischöfe abgegebenen Entscheidungen.

Die Richter bestanden aus dem Official, dem Vice-Gerant, einem Viscal, einem Vice-Viscal, einem Greffier; vier Procuratoren und drei Huissiers vervollständigten dieses Gericht, dessen sämmtliche Stellen von dem Erzbischof von Paris vergeben wurden. Der Ressort des Officialats umfaßte den Erzbischof von Paris, den Bischof von Orleans, die Bischöfe von Meaux und Blois. Appellationen gingen an das Parlament.

Zu den Würdenträgern des Capitels des Erzbisthums zählte man drei Archidiakonen: den Archidiakon von Paris, den Archidiakon von Josas, und den Archidiakon von Brie.

„Ein alter Pariser Annalist sagt: Es muß bemerkt werden, wie es sonst sehr gewöhnlich war, daß die Archidiakonen ihre Bischöfe wegen des allzu großen Ansehens beunruhigten, welches sie in der Verwaltung der Diöcesen erlangt hatten; und zwar in der Weise, daß sie, wenn die Bischöfe starben, häufig an deren Stellen mittelst derjenigen erwählt wurden, deren Stimmen sie gewonnen hatten. Sahen die Archidiakonen indeß ihre Wünsche nicht erfüllt, so ermangelten sie nicht, ihren Bischöfen Schwierigkeiten zu machen, wie es Liziard, Archidiakon von Paris, dem Franco that, und Thibauld de Roberet, Archidiakon de Brie, dem Stephan von Senlis, die beide Bischöfe von Paris waren.“

Aber diese Eingriffe der Archidiakonen in die Jurisdiction der Bischöfe von Paris sollten ein Ende haben. Die Wachsamkeit und Festigkeit des Parlaments machten dieselben ohnmächtig. Ein zu Anfang des siebenzehnten Jahrhundert, auf Requisition Peter's von Gondy, Bischofs von Paris, abgegebener Bescheid stellte das Gleichgewicht zwischen den Metropolitangewalten wieder her, und restituirte dem wirklichen Haupte der Heerde eine bis dahin von dem Ehrgeize der Archidiakonen bestrittene Autorität.

Der Inhalt dieses merkwürdigen Bescheids lautete:

„Das Parlament, indem es auf die von den Parteien gestellten Forderungen erkennt, hat den genannten Archidiakonen von Josas, Paris und Brie und ihren Offizialen geboten, keinerlei Erkenntniß in Ehesachen und Allem, was dazu gehört, abzugeben; Ermahnungsschreiben oder Absolutionen zu erlassen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Bischofs von Paris; auch nicht in wichtigen Civilsachen zu erkennen, sondern nur in solchen, die geringfügigen Charakters sind, und deren Erkenntniß den kirchlichen Richtern zustehen kann. Was Criminalangelegenheiten betrifft, so hat der obengenannte Gerichtshof den genannten Diakonen und ihren Officialen gleicherweise geboten, darüber sich keine Jurisdictionen anzumaßen; es sey denn, daß ihnen auf ihren Visitationsreisen leichte Vergehungen, oder Injurien vorkommen, wobei aber den genannten Archidiakonen befohlen wird, nach Beendigung der erwähnten Visitationen, dem Officialat von Paris ihre Protocollen und Informationen, welche sie auf ihren Visitationen aufgenommen haben, einzusenden.

Erkannt am 9. Januar 1609.

Unterzeichnet Voisin.“

Das Officialat von Paris erhielt nunmehr seinen ganzen Glanz wieder, und von dem angeführten Bescheid an ging die unter die unmittelbare Aufsicht des Bischofs von Paris gestellte Jurisdiction wieder auf dem canonischen Pfade einher, der ihr lange vor dem zwölften Jahrhundert gezogen worden war.

Das Gefängniß des Officialats bestand in einem hohen Thurm, der zwischen der großen Sakristei von Notre-Dame und der alten Kapelle des erzbischöflichen Palastes gelegen war. Dieser Thurm, der vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrühren mochte, hatte nichts bemerkenswerthes, als sein Pförtchen, auf welchem man eine Statue zu Fuß erblickte, von der man glaubte, sie stelle Bucy de Matifat vor, den neun und siebenzigsten Bischof von Paris, der 1304 gestorben war. Sechs und zwanzig Zellen und ein Zimmer, wo sich die Richter des Officialats versammelten und die den ersten Stock bildeten, machten das Innere des Gefängnisses aus, welches übrigens schlecht bewacht wurde, wie denn auch Don Charpentier in seinem Glossarium erzählt, daß mehrere Gefangene, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden waren, aus dem Kerker des Officialats entschlüpft sind.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir im Vorübergehen einen Irrthum der meisten Schriftsteller widerlegen, die in böser Absicht, oder aus Unwissenheit die Gefängnißzellen wie Verließe darstellen, wo die Gefangenen in der Entbehrung der dem elendesten Leben nothwendigen Existenzmittel hinstarben. Vielmehr waren jene Zellen, Oubliettes genannt, nichts Anderes als die Einrichtung neuerer Zeit in Auburn und Philadelphia, nämlich verschlossene und isolirte Wohnungen, die den Gefangenen alle Communication und alle Unterhaltung unmöglich machten. Was aber Speise und Trank betrifft, so wurden ihnen solche sogar verschwenderisch verabreicht, wie solches aus einer Jahresrechnung von Notre-Dame hervorgeht, die uns vorliegt und in der wir lesen: „Sechs und dreißig Livres für Fleich und Wildpret, die in der großen Halle von Paris von Sonntag Quasimodo bis Pfingstmontag für die Gefangenen des Officialats gekauft worden sind.“ Uebrigens war dieses Gefängniß, was auch einige intolerante Anhänger übertriebener Toleranz dagegen einwenden mögen, beständig leer, und man findet kaum in den sechsthalb Jahrhunderten seiner Existenz eine einzige Thatsache, wodurch, nicht die Barbarei, sondern nur die Strenge dieser kirchlichen Gerichtsbarkeit, bewiesen werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Gerichtsscene.

Disciplinarconseil der 3. Legion der Nationalgarde.

Der Präsident. Mein lieber Herr Lerodier, weßhalb versehen Sie Ihren Dienst nicht mehr?

Lerodier. Weil ich mit der Regierung nicht zufrieden bin.

Der Präsident. Was hat Ihnen denn die Regierung gethan?

Lerodier. Sie hat mir Kosten verursacht, sie ist Ursache, daß ich zweimal mit einem Würstenmacher und einem Damenhalbstiefel-Fabrikanten an einander gerathen bin. Sie werden einsehen, daß solches sehr unangenehm ist, wenn man eine kleine gesellschaftliche Stellung einnimmt.

Der Präsident. Der Conseil sieht nicht ein, welchen Antheil die Regierung möglicherweise an Ihrer Dienstvernachlässigung haben kann.

Lerodier. Ich sage nicht, daß der Conseil dumm ist, (Gelächter), dieser Gedanke ist fern von mir, (allgemeines Gelächter,) ich sage nur, daß es für einen Mann von einigem Geiste, besonders wenn er unter Waffen steht, unangenehm ist, mit dem Kleinhandel in Berührung zu kommen.

Der Präsident. Was ist Ihnen denn unter Waffen zugestoßen?

Lerodier. Das Bayonnett genirt mich, ich kann nicht mit meiner Flinte marschiren, wenn ein Bayonnett darauf ist. Eines Tages, mein Herr, schritt ich mit meiner Compagnie einher, als plötzlich ein großer und mit einem Messer bewaffneter Partikulier auf mich zukam und mich einen Dieb nannte. Räuber, sagte er zu mir, sie scheinen kein Israelit zu seyn, Sie essen Schweinefleisch? Schweinefleisch? erwiederte ich. Ich wünschte diesem Thier nichts Böses, es hat seine großen Verdienste, besonders in einer Wurstsuppe. (Allgemeines Gelächter.) Nun denn, Bettler, wenn du Schweinefleisch liebst, so kaufe es, stehle es nicht, antwortet jener. Bei diesen Worten nenne ich den Mann einen Verläumder, ich sage ihm, daß ich nicht das kleinste Stück von einem Schweine gestohlen habe. Sieh' hier — ruft jener — und o Himmel! was erblick' ich: eine Wurst steckt an der Spitze meines Bayonnetts. (Allgemeines Gelächter.) Ich hatte sie im Vorübergehen aufgespießt.

Der Präsident. Ihre Ungeschicklichkeit ist keine Entschuldigung, daß Sie die Wache nicht beziehen.

Lerodier. Ich bin weit entfernt, zu glauben, der Conseil bestehe aus Dummköpfen. (Anhaltendes Gelächter.) Ich kenne die meisten dieser Herren bei Namen; ich sage also in der Ueberzeugung, verstanden zu werden, daß es für einen Mann, der eine so erhabene Position einnimmt, wie ich, unangenehm ist, sich mit einem Damenschuh-Fabrikanten zu streiten. Und dieses ist mir am folgenden Tage zugestoßen. Denken Sie sich, ich habe ihm mit meinem Bayonnett zwei Scheiben nach einander eingestoßen.

Der Präsident. Was geht das die Regierung an?

Lerodier. Was es sie angeht? Sie muß die durch ihre Waffe zerbrochenen Fenster und verstümmelten Würste bezahlen, sie ist für ihre Bayonnette verantwortlich, aber das will sie nicht. Wenn sie mir meinen Schaden ersetzt, so beziehe ich die Wache. Diese Bedingung ist ein sine qua non.

Der ungeschickte Chasseur wird zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt.

Lerodier (höhnisch lächelnd.) Welch' eine Verdrießlichkeit. Wie kann man einen Mann, der eine so erhabene Stellung einnimmt, zum Gefängniß verurtheilen!

Der Präsident. Was ist denn Ihr Gewerbe.

Lerodier. Präsident! Ich beschäftige mich viel mit Dir (de toi.)

Der Präsident. Sagen Sie, mit Ihnen, unhöflicher Mensch!

Lerodier. Ganz und gar nicht. Sie fragen mich nach meinem Gewerbe; ich antworte ihnen: ich beschäftige mich viel mit Dächern (de toits) Ich bin Dachdecker. (Allgemeines Gelächter.)

Miscellen.

(Dem. Rachel.) Eine der spaßhaften Seiten des Jahrhunderts ist ohne Widerrede die Erfindung der Dem. Rachel. Dem. Rachel ist ein Mädchen, das Verse ziemlich gut declamirt, und durch Kälte und Trockenheit reussirt, wie vor einigen Jahren Andere durch Geschrei und Uebertreibung reussirten; immer aus demselben Grunde — weil es etwas Neues ist. Man darf nur einen kleinen Theil der lacherlichen Extravaganzen glauben, die gewisse Journale unsern Nachbarn hinsichtlich der besagten Rachel aufbürden; was von diesen Extravaganzen wahr ist, hat seine Ursache in dem Ernste der Engländer, die, nachdem sie in unsern Journalen die lächerlichen Declamtionen gelesen, deren Vorwand Dem. Rachel war, uns nun in der Bewunderung der Dinge übertreffen wollen, die sie nicht begreifen. Jene Erzählungen werden übrigens in Paris fabricirt. Ein Journal sagt: Die Königin habe der Komödiantin ein Bracelet mit der Inschrift gegeben: Victoria der Rachel. — Wenn es Leute gibt, die man an ihre Menschlichkeit, also Hinfälligkeit, erinnern muß, so sind es die Schauspielerinnen und Tänzerinnen, deren Carrossen zu ziehen sich manche zur Ehre rechnen. Mancher der im Gefühle seiner stolzen Unabhängigkeit den Gruß eines Vornehmern nicht erwiedert, hält es für ruhmvoll sich im Schweiße seines Angesichts an den Wagen einer Tänzerin zu spannen, und schlägt sich um die Ehre der Nächste an der Deichsel bei diesem grotesken Gespann zu seyn. Und ihr wollt, daß sich das Volk veredle, wenn ihr dessen Töchtern ein solches Beispiel gebt, wenn ihr ihnen zeigt, daß unter ihnen jene reich, geliebt, geachtet sind, die den Pflichten der Weiblichkeit entsagend, sich ein Geschäft daraus machen vor einem enthusiastischen Publikum zu hopsen. Laßt eure großen Worte von Menschenrechten; die Menschen sind nicht Sclaven, es ist falsch, sie schmeicheln sich, es sind freiwillige Diener ihrer eigenen Thorheit.

Die Kultur steigt täglich, soll sie also nicht vorzugsweise auch die Schneider berühren, diese Mistbeete der neuesten Moden, wie sie ein Mal ein witziger Kopf nannte? Gewiß, sie schreiten dem Gewerbstande mit gutem Beispiel voran. Wie haben sich die Zeiten seit 50 Jahren geändert. Damals stand auf dem Schilde eine Scheere und Bügeleisen mit dem einfachen: „N. N., Schneider.“ Jetzt haben, wie der „Comet“ uns berichtet, die Schneider in Prag statt eines Ladens einen „Verlag fertiger Kleidungsstücke“, und stellen sich so mit den Buchhändlern auf gleiche Linie; in Wien fungirt ein Hr. Ritzenthaler als „Kleider-Ingenieur“, d. h. er geht für einen dortigen Schneider zu den Kunden, nimmt das Maß und schneidet dann zu; und in Leipzig gibt es keine Schneiderwerkstätten mehr, sondern nur noch „Kleider-Ateliers.“

Vor die Assisen von Walles wurde neulich, wie der „Courier“ meldet, ein Kerl wegen Begehung eines groben Verbrechens gestellt und bekannte sich desselben schuldig. Als der Richter die gewöhnliche Frage an die Jury stellte, sprach der Obmann nach Berathung mit seinen Collegen ein: „Nichtschuldig.“ Als der Richter ihn fragte, wie die Jury einen solchen Ausspruch fällen könne, nachdem der Angeklagte die That eingestanden habe, antwortete der würdige Obmann, daß die Jury den Gefangenen von Kindheit an kenne, und derselbe Zeitlebens der größte Lügner im Kirchspiel gewesen sey.

№ 66.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

„Ich wurde dabei sehr gemißhandelt,“ erzählte sie mir oft, „von meinen Gefährtinnen, den Mädchen meines Stadtviertels. Sie verziehen mir meinen hohen Wuchs und meine ziemlich angenehmen Züge nicht, welche die mehrsten von ihnen abstachen. Die Tochter eines Emigrirten, eines Marquis, einer gefangenen Mutter, sollte nicht zu der Ehre gelangen, sich in ihrer Gesellschaft sehen zu lassen. Mir wäre das ganz recht gewesen; allein meine Gouvernante, obgleich sie die Vorurtheile meiner Gespielinnen nicht hegte, führte sie mich ihres eigenen Nutzens wegen in ihre Gesellschaft; den kleinsten Widerwillen zeigen, hätte sie einer Verhaftung ausgesetzt.“ In jener schrecklichen Zeit des Wahnsinns und des Fanatismus wurde das Privatleben streng und fortdauernd bewacht. Der Portier eines Hotels hatte nur dann Verzeihung für sein Gewerbe zu erwarten, wenn er sich als Spion brauchen ließ. Die Bedienten waren Herren oder vielmehr Tyrannen derjenigen, die sie gebrauchten; und man fand es sehr schlecht, daß die junge Tochter eines Emigrirten nicht in die Lehre gegeben wurde, um ein Gewerbe zu lernen, und in ihren Sitten und in ihren Beschäftigungen etwas Ausgezeichnetes und Artiges andeutete. Emiliens Cousine und auch ihr Cousin waren in die Lehre gegeben worden. Hortensia bei der Näherin ihrer Mutter, und Eugen bei einem Tischler der Vorstadt Saint Germain. Am 9. Thermidor wurde die Tyrannei gestürzt, und Frau von Beauharnais aus dem Gefängniß befreit. Emilie kam nun mit ihrer Cousine zu Madame Campan, die eine Pensionsanstalt in Saint-Germain-en-Laye errichtet hatte. Hier konnte sie ihre Erziehung ununterbrochen zwei Jahre fortsetzen.

General Bonaparte, dessen Adjutant ich damals war, hatte mich im Jahre 1796 nach Paris geschickt, um die Bewegungen der zwei Conseils, und des Directoriums zu beobachten. Ich hatte ihm freimüthig die Wahrheit geschrieben, und machte ihm die Gefahr und die Schande fühlbar, wenn er durch seine Bestimmung den Coup d'état vom 18. Fructidor billigte. Das Directorium erfuhr bald meine Meinungen, und wenn es mich nicht dafür zu strafen wagte, so zeigte es doch genugsam seine Rachgierde, um den General Bonaparte zu veranlassen, mich nicht mit nach Paris zu nehmen, als er von der italienischen Armee zurückkehrte. Er ließ mich bey'm Rastadter Congreß, und ich kam drey Wochen vor seiner Abreise zur Expedition von Aegypten wieder zu ihm. Alle meine Kameraden waren avancirt; der General wünschte, mich ebenfalls zu belohnen. Da er sich aber keiner Weigerung von Seiten der Regierung aussetzen wollte, so setzte er es sich in den Kopf, mich mit Fräulein von Beauharnais zu verheirathen. Eines Tages, als ich ihn in das Schatzamt begleitete, um die Expedition des Geldes zu beschleunigen, deren die Marine in Toulon bedurfte, ließ er seinen Wagen nach den neuen Boulevards fahren, um ungehindert mit mir zu sprechen. „Ich kann Sie nicht zum Escadrons-Chef machen,“ sagte er zu mir, „ich muß Sie also verheirathen, und zwar mit Emilie von Beauharnais; sie ist sehr schön und gut erzogen. Kennen Sie sie?“ — „Ich habe sie zwei Mal gesehen. Aber Herr General, ich habe kein Vermögen, wir gehen nach Africa, und dort könnte ich wohl das Leben verlieren; was soll den aus der armen Wittwe werden? Ich habe übrigens keine Lust mich zu verheirathen.“ — „Man muß sich verheirathen, um Kinder zu haben, das ist der große Zweck des Lebens. Im Kriege fallen, das ist möglich. Dann wird sie die Wittwe meines Adjutanten, eines Vertheidigers des Vaterlandes, seyn. Sie wird eine Pension haben, und kann sich vortheilhaft etabliren. Gegenwärtig Tochter eines Emigranten, will sie Niemand. Meine Frau kann sie nicht in die Welt führen; das arme Kind verdient ein besseres Schicksal; diese Sache muß schnell beendigt werden. Sprechen Sie diesen Abend mit Madame Bonaparte. Die Mutter hat ihre Einwilligung gegeben; in acht Tagen die Hochzeit, und ich gebe Ihnen vierzehn Tage gute Zeit. Sie finden sich dann am 29. in Toulon bei mir ein“ (er sprach dies am 9ten). — Ich lachte während dieser ganzen Rede. „Ich thue gern, was Ihnen gefällt. Wird mich aber das junge Mädchen wollen? Ich will es nicht zwingen.“ — „Es ist ein Kind, welches in der Pension Langeweile hat, und bei ihrer Mutter unglücklich seyn wird. Während Ihrer Abwesenheit wird sie bei ihrem Großvater in Fontainebleau bleiben; Sie werden nicht todt geschossen werden, und in zwei Jahren finden Sie sie wieder. Genug, es ist eine abgemachte Sache. Sagen Sie dem Kutscher, er soll nach Hause fahren.“ Am Abend näherte ich mich Madame Bonaparte; sie war schon benachrichtigt, zeigte sich vergnügt darüber, und nannte mich Neffe. „Morgen,“ sagte sie, „gehen wir nach St. Germain, und ich stelle Sie meiner Nichte vor. Sie werden bezaubert von ihr seyn, sie ist charmant.“ Tages darauf bestiegen wir den Wagen, der General, Madame Bonaparte und Eugen, und fuhren zu Madame Campan. Es war das ein großes Ereigniß; alle Pensionärinnen waren an den Fenstern, im Salon, in den Höfen, denn man hatte Ferien gegeben. Bald ging man in den Garten hinunter. Unruhig blickte ich nach der, die mir bestimmt war. Ihre Cousine, Hortensia, brachte sie uns, um den General zu begrüßen und ihre Tante zu umarmen. Sie war wirklich die hübscheste. Ein hoher, zierlicher Wuchs, ein charmantes Gesicht, eine hübsche Farbe, von der Beschämung noch mehr gehoben, aber eine Schüchternheit, eine Verlegenheit, worüber der Herr lachte, weiter aber trieb er es nicht. Es wurde entschieden, daß man im Garten auf dem Grasplatze frühstücken solle. Wird sie mich wollen? Wird sie nicht

ohne Widerwillen gehorchen? Diese so plötzliche Heirath, diese schnelle Abreise machten mich verdrüßlich. Als man aufgestanden war, und der Kreis auseinander ging, bat ich Eugen, seine Cousine in eine abgelegene Allee zu führen. Dort trat ich zu ihnen, und er verließ uns. Ich begann nun ein Gespräch, verhehlte ihr meine Geburt nicht, und auch nicht mein geringes Vermögen. „Ich habe," sagte ich zu ihr, „Nichts als meinen Degen und das Wohlwollen meines Generals, und in vierzehn Tagen verlasse ich Sie. Oeffnen Sie mir Ihr Herz; ich fühle mich geneigt, Sie von ganzer Seele zu lieben; allein das ist nicht hinreichend. Wenn diese Verbindung nicht Ihren Beifall hat, vertrauen Sie es mir. Es wird mir nicht schwer werden, einen Vorwand zu finden, sie abzubrechen. Ich werde meine Entfernung erlangen, Sie werden nicht gequält werden, und ich werde Ihr Geheimniß bewahren." Sie hatte die Augen niedergeschlagen; statt einer Antwort lächelte sie nur, und gab mir den Strauß, den sie in der Hand hielt. Ich umarmte sie. Langsam kehrten wir zurück, und acht Tage nachher gingen wir nach der Municipalität. Tages darauf verheirathete uns ein armer, ungeschworner Priester in dem kleinen Kloster der Empfängniß, Straße Saint Honoré. Das war beinahe verboten; allein Emilie bestand sehr darauf, denn sie hatte eine milde aufrichtige Frömmigkeit. Einige Tage nach meiner Verheirathung mußte ich mich im Geheim mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise nach Toulon, wo der General bereits angekommen war, beschäftigen. Es wurde verabredet, daß sie die Zeit meiner Abwesenheit zwischen ihrer Tante und ihrem Großvater theilen sollte, der damals 86 Jahre alt, dabei aber noch voller Verstand und munter war, und seine Enkelin bis zur Anbethung liebte. Ich verließ sie, ohne Abschied von ihr zu nehmen, es wäre zu peinlich gewesen. Erst achtzehn Monate nachher kam ich wieder. Meine Ahndungen waren also nicht eingetroffen. Von acht Adjutanten, die wir waren, hatten vier das Leben verloren: Julien und Sulkowsky wurden von den Arabern ermordet; Croisier bei der Belagerung von St. Jean d'Acre und Guilbert in der Schlacht von Abukir getödtet. Duroc und Eugen Beauharnais wurden schwer verwundet, Merlin und ich, wir kamen gut davon. Ruhm und Vermögen kamen bei dem General Bonaparte theuer zu stehen.

Bei meiner Rückkehr nach Frankreich, und kurz nach dem 18. Brumaire, erhielt ich den Auftrag, nach Sachsen zu reisen, mit Vollmachten versehen, um den Frieden mit Oesterreich zu unterhandeln, wenn es mitten im Kriege Lust dazu bekommen sollte. Ich nahm Frau von Lavalette mit. Seit 1792 hatte Deutschland keine Französin gesehen, und man bildete sich ein, alle seyen liederliche Weiber ohne Erziehung und kaum begleitet. Man war daher sehr erstaunt, eine junge Person von außerordentlicher Bescheidenheit, großer Schüchternheit, mit einem Anstande und einem Geschmack bekleidet zu sehen, die den strengsten Frauen als Muster dienen konnten. Nach Maaßgabe, wie man sie näher kennen lernte, gefiel sie immer mehr. Wir verbrachten den Carneval in Berlin. Der ganze Hof, und besonders die Königin, behandelten sie mit vieler Auszeichnung. Sie hatte das Glück, alle thörichten Vorurtheile zu vernichten, die man gegen französische Damen hegte, und trug vielleicht dazu bei, daß man von denen, die nachher kamen, zu viel forderte.

Nach der Schlacht von Hohenlinden hatte mein Aufenthalt in Deutschland keinen Zweck mehr. Der erste Consul berief mich wieder zu sich, und als er Josephinen die kaiserliche Krone auf das Haupt setzte, wurde ihre Nichte zur Gesellschaftsdame (Dame d'atour) ernannt; die Functionen waren nicht leicht zu erfüllen. Der Kaiser, der sein Haus wie sein weites Reich ordnete, konnte sich nicht in Allem Gehorsam verschaffen. Er hatte die Einrichtung getroffen, daß die Kaufleute, welche die Lieferung für die Toilette der Kaiserin hatten, nur ein Mal die Woche erscheinen sollten; daß die Gesellschaftsdame gegenwärtig seyn, Register über die Einkäufe halten, und für jede Unordnung verantwortlich seyn sollte. Die Ausführung des Reglements mißfiel bald der Kaiserin; die Gesellschaftsdame wagte es, zu reklamiren; man schmollte mit ihr, und nach und nach kamen ihre Functionen auf die einer Palastdame herab. Zum Glück war der Kaiser darüber nicht böse mit ihr; aber was sie nicht zu thun vermochte, erlangte der Kaiser auch nicht, und die Dame d'honneur, Frau von la Rochefoucoult, konnte kleine Streitigkeiten nicht vermeiden, worunter sie viel zu leiden hatte. Die Scheidung und die Vermählung des Kaisers mit Marie Louise verschafften Madame Lavalette wieder ihre ganze Freiheit. Seit dieser Zeit erschien sie nicht wieder in den Tuillerien. Auch fand die Catastrophe von 1814 sie vorbereitet, und wenn man den Kummer ausnimmt, den ihre Dankbarkeit für den Kaiser ihr sehr bitter machte, so gefiel sie sich recht gut in der Dunkelheit, in der sie seit drei Jahren lebte. —

Ich kehre nach meinem Kerker zurück. — Während der Nacht, die meiner Verurtheilung folgte, hatte ich an zwei meiner Freunde geschrieben, an den General Clarke und an Herrn Pasquier. Der Erstere mußte einen wichtigen Dienst nicht vergessen haben, den ich ihm erzeigte, als er am 18. Fructidor in Ungnade fiel. „Ich habe," schrieb ich ihm, „Nichts für Sie geheim gehalten, meinen Richtern Alles gesagt. Sehen Sie, was Sie für mich thun können; versuchen Sie wenigstens, mir die schreckliche Todesangst des Schaffots zu ersparen. Lassen Sie mich durch die Tapfern der Armee erschießen; der Tod wird mir beinahe eine Wohlthat scheinen." Den Text seiner Antwort will ich hier nicht mittheilen. Ich finde aber folgende Stelle darin: „Es bleibt Ihnen Nichts übrig, als Ihre Frau und Ihr Kind der unerschöpflichen Gnade des Königs zu empfehlen." Mein Todesurtheil that mir nicht so weh, als dieser grausame Brief. In meinem Unwillen war ich im Begriff, ihm Alles, was seine Härte mir einflößte, zu schreiben. Ich hielt an mich, wegen der süßen Ueberzeugung, daß meine Frau und mein Kind nicht dahin gebracht seyn würden, das Mitleid Desjenigen in Anspruch zu nehmen, der sie eines Vaters und Gatten beraubte. Noch litt ich von der Bewegung, in welche mich der Brief des Kriegsministers versetzt hatte, als meine Thür geheimnißvoll geöffnet wurde. Es trat ein Mann zu mir, drückte mir die Hand, übergab mir ein Billet und verschwand. Es war der Polizeipräfect Anglés. Das Billet war von Herrn Pasquier. „Halten Sie Ihren Muth aufrecht," schrieb er mir: „Alles ist nicht verloren. Mehrere Ihrer Freunde umgeben Seine Majestät, und Alles, was möglich ist, ihn zu rühren, soll mit Muth versucht werden. Hoffen Sie noch." (Fortsetzung folgt.)

Die ehemaligen Gefängnisse von Paris.

I. Das Officialat.

(Fortsetzung und Schluß.)

Indeß einige charakteristische Thatsachen, einige bizarre Ereignisse, die so viel Echo hatten, daß es der gewöhnlichen Klugheit und Discretion der geistlichen Macht unmöglich war, die Erinnerung daran zu verdrängen, gaben der Berühmt-

zeit des Officialgefängnisses ein besonderes Gepräge. Wir wollen, die Details abkürzend, ein einziges jener merkwürdigen Documente mittheilen, die in dem Staube der Archive der heiligen Kapelle begraben liegen, woraus sie binnen Kurzem zweifelsohne verschwinden werden, um der Maurerkelle und Mörtel Platz zu machen, die ihre Gerüste nach der Reihe vor jedem unserer alten Monumente errichten.

Gegen Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts genoß Peter Decorieux, Vicar von St. Médéric, eines großen Rufs des Talents und der Tugend: er war ein Mann von ungefähr 36 Jahren, und von majestätischem Wuchse. Sein strenges und regelmäßiges Antlitz trug die Spuren einer sanften Melancholie. Peter Decorieux galt für ein ruhiges und wohlwollendes Gemüth; sprach er aber öffentlich, von der Höhe der Kanzel, ließ er Gotteswort hören, so belebte sich sein edles Antlitz, seine schwarzen Augen sprühten Flammen, und Alles in seiner Stellung, wie in seinen Gesten und seiner Stimme, bezeugte, daß ein inniger Glaube, eine tiefe Ueberzeugung ihn inspirirten.

In jener Zeit genügte die Vereinigung solcher Eigenschaften, einen Priester zu den ersten Würden zu befördern; Peter Decorieux trachtete nach keinem der Vortheile, die er mit so vielem Rechte begehren konnte; seine demüthige Lage schien ihm zu genügen, obwohl sie weit entfernt war, süß zu seyn; denn gerade wegen seiner Bescheidenheit und seines Verdienstes war der Vicar von St. Médéric als Director und Rathgeber von Allem gesucht, was das Kirchspiel, dessen Umgrenzung sehr ausgedehnt war, an frommen und ehrenwerthen Familien besaß.

Eines Abends, als der Vicar sich aus dem Beichtstuhl, in dem er sich, wie gewöhnlich, unmittelbar nach der Vesper eingeschlossen hatte, zurückziehen wollte, warf sich ein junges Mädchen, ganz verweint, am Fuß des heiligen Tribunals nieder.

Wenn Sie kein Mitleid mit mir haben, mein Vater, sprach sie zu ihm mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, so bin ich verloren, verloren in diesem und in einem andern Leben.

Rede, mein Kind, erwiederte der Priester, und vor Allem sage mir, weshalb die einzige und geliebte Tochter des Grafen von Estral allein, in einem solchen Zustande der Verwirrung und zu einer so späten Stunde in die Kirche kömmt.

Ich habe die Flucht ergriffen, erwiederte das junge Mädchen; ich hatte keinen andern Rath, als den der Verzweifelung, und somit habe ich heute Abend das väterliche Haus verlassen, um niemals einen Fuß dorthin zurückzusetzen.

Was sagst Du, unglückliches Kind! rief der Priester aus.

Die Wahrheit, mein Vater. Erst seit drei Tagen an den Chevalier de Versais verlobt, sollte ich morgen seine Gemahlin werden. Solches war der unbeugsame Wille meines Vaters. Nicht Bitten, nicht Thränen, nicht Demüthigungen aller Art konnten ihn erweichen. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Eine Andere würde vielleicht in einem Kloster Zuflucht gesucht haben; ich würde den Tod einem ewigen Gefängniß vorziehen. Ihr kennet mich, mein Vater, Ihr habt meiner Mutter auf dem Todbette beigestanden; wohlan! wenn Ihr nicht einwilligt, mich zu retten, so werde ich morgen zu leiden aufgehört haben; denn ich schwöre bei dem heiligen Gott, der uns sieht und der mich hört, daß mich nichts wird abhalten können, eher zu sterben, als dem ungerechten und demüthigenden Verlangen des Grafen von Estral mich zu fügen.

Diese in unaussprechlicher Aufregung und Energie des Willens ausgesprochenen Worte versetzten den frommen Priester in eine große Bestürzung. Vergebens erschöpfte er alle Hülfsmittel seiner Beredsamkeit, um das junge Mädchen zu besseren Gefühlen zu leiten; vergebens bot er ihm seine Vermittelung bei dem Grafen an. Fräulein von Estral blieb unerschütterlich in ihrem unheilvollen Entschluß, und da er, den Kopf auf seine Hände gestützt, in Schweigen dasaß, vielleicht die göttliche Weisheit und Barmherzigkeit anflehend, sprach es mit zitternder Stimme:

Verweigert mir nicht euren Segen mein Vater, verweigert mir nicht die geweihten Worte der Vergebung; denn ich werde bald vor Gott treten.

Diese letzten Worte des jungen Mädchens und der Ton, in dem sie gesprochen wurden, verscheuchten aus Decorieux's Herzen jede Zögerung. Er erhob sich und gab der Gräfin von Estral das Zeichen, ihm zu folgen.

Es war Nacht, als sie aus der Kirche traten: nachdem sie den düsteren und schweigsamen Kreuzgang durchschritten hatten, befanden sie sich in den beinahe verlassenen Straßen des Fleckens St. Martin und kamen endlich, nach langem Gehen, bei den hohen Wällen der Bastille an. Der Abt klopfte an eine am äußersten Ende einer kothigen Straße gelegene Hausthür an; eine alte Frau öffnete dieselbe, und sie traten in ein altes Haus ein, das im Innern weit besser und reinlicher gehalten war, als es sein äußerer Anblick und der Lärm der aus dem Schlaf geweckten und über den befremdenden Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde erstaunten Hausthiere vermuthen ließ.

Mein Kind — sagte der Vicar — ich übergebe Dich den Händen meiner alten und vortrefflichen Amme. Sie ist eine würdige Frau, für die ich eine kindliche Liebe hege, und die, ich bin dessen gewiß, Dir mit mütterlicher Sorge begegnen wird. Ich verlasse euch; denn meine schon allzulange Abwesenheit könnte Besorgnisse erregen. Ich hoffe, daß der Himmel Dich erleuchten wird; in Erwartung dieses werde ich für Dich beten, und Dich besuchen, wenn meine Dienstgeschäfte mir einige Muße gönnen.

Wie man leicht vermuthen kann, erregte das Verschwinden des Fräuleins von Estral große Sensation. Der Graf schwor in seinem unbeugsamen Entschlusse, er werde nicht ruhen, bevor er seine Tochter wieder erhalten und von ihrem Entführer Genugthuung erlangt habe. Man stellte die sorgfältigsten Nachsuchungen an, und erfuhr, in Folge derselben, Fräulein von Estral sey, am Tage seines Verschwindens, allein zu einer schon späten Stunden in die Kirche St. Médéric eingehend gesehen worden. Diese Entdeckung führte zu anderen, und zwei Schüler erklärten, dem Vicar und dem jungen Mädchen in der Straße St. Antoine, an demselben Tage, zwischen neun und zehn Uhr Abends begegnet zu seyn.

Von dem Grafen befragt, verweigerte Abbé Decorieux die Antwort; der Graf klagte nunmehr bei dem Officialat, und auf Befehl des Bischofs von Paris, Johann Franz de Gondy, der Heinrich von Gondy, seinem Onkel, auf den bischöflichen Stuhl gefolgt war, verhaftete man den Vicar. Vor den Gerichtshof des Officialats, nach den Bestimmungen der canonischen Reglements und in Folge einer weitläuftigen Untersuchung, geführt, stellte sich Peter Decorieux mit eben so viel Festigkeit, wie Bescheidenheit seinen Richtern vor.

Hochwürden, antwortete er dem Official, der ihn vernahm, ich bin eben so wenig ein kirchenschänderischer Ver- wie Entführer; Fräulein von Estral wollte sich das Leben nehmen, es gab nur ein Mittel, das Fräulein zu retten; ich habe es angewendet, ohne mir irgend eine der Gefahren zu verhehlen, der

ich mich aussetzte: ich habe wahrlich die junge Gräfin ihrem edlen Vater nicht rauben, ich habe sie nur vom Tode, von der ewigen Verdammniß retten wollen. Ich bin ruhig in meinem Gewissen; so wahr mir Gott und unsere heilige Mutter, die Kirche, helfen.

Aber gesetzt, dem ist also, wie Ihr behauptet, wollet Ihr in diesem Falle nicht wenigstens zu Eurer Rechtfertigung das Zeugniß des Fräuleins von Estral anrufen und den Ort ihres Aufenthalts anzeigen.

Ich würde es thun, Gott ist dessen Zeuge, könnte ich glauben, daß durch dieses Bekenntniß etwas Gutes veranlaßt werden dürfte. Ich habe alle meine Kräfte und das Bischen Beredsamkeit angewendet, das mir der Himmel verliehen hat, um Fräulein von Estral zu bestimmen, sich dem Willen des Vaters zu unterwerfen; ich würde nicht mehr haben thun können, ohne den Vorwurf befürchten zu müssen, daß ich ihren Tod veranlaßt habe. Ich weiß es wohl, daß es unmöglich ist, der Anklage zu entgehen, die mich bedrohet; aber Gott, der in den Herzen liest, wird mir verzeihen und mir zum Leiden Kraft und Ergebung verleihen.

Peter Decorieux wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt.

Er hätte an das Parlament appelliren können; aber sein Entschluß war im voraus unwiderruflich gefaßt worden: er wollte strenges Schweigen beobachten, und diese Weise würde seine Verurtheilung im Parlamente, wie durch das Officialat veranlaßt haben. Der Vicar appellirte nicht und wurde im Thurm des Capitels von Notre-Dame eingeschlossen.

Vier Jahre verflossen und schon sprach man nicht mehr von dieser Angelegenheit, die so viel Aufsehen gemacht hatte. Der Graf von Estral war todt; Abbé Decorieux lebte in seinem Gefängniß, von der ganzen Welt vergessen und keine anderen Besuche empfangend, als die seiner alten Amme und eines jungen Geistlichen, die jedes Mal zusammen kamen. Seine Stille, seine Ruhe waren keinen Augenblick von ihm gewichen. Er hatte Trost gefunden und überließ sich Arbeiten, die noch als ein Muster von Gelehrsamkeit, von scharfem Verstand und von verständigem Urtheil angesehen werden. *)

Eines Tages, und zwar zum Erstenmale, besuchte ihn der junge Geistliche allein in seiner Zelle.

Mein Vater, sagte er zum Abte, Gott hat Erbarmen mit mir; Eure Gefangenschaft geht zu Ende.

Wie soll das Officialat sein Urtheil zurücknehmen, mein Kind, so lange ich durch mein Schweigen die Gerechtigkeit desselben anerkenne.

Nein, mein Vater, das Officialat, sieht sich, zum großen Kummer seiner Mitglieder und des Bischofs, in der Unmöglichkeit, eine Gnade zu bewilligen, die so inständig erbeten worden ist. Der heilige Vater allein kann künftig über Euer Schicksal entscheiden, und nur zu dem Ende, damit wir beide uns ihm zu Füßen werfen, biete ich Euch das Mittel an, Euer Gefängniß zu verlassen.

Nein, mein Sohn, nein, ich will nicht fliehen.

Habt Erbarmen mit meinen Bitten. Dreißig Fuß kaum trennen diese Zelle von der Straße; ich halte unter meinen Kleidern eine Strickleiter verborgen; willigt ein, mir zu folgen, ich habe Alles vorbereitet, denn jetzt bin ich reich und bis in einigen Tagen werden wir zu Rom zu Füßen des Papstes liegen, der uns nicht seine Verzeihung verweigern wird.

*) Eine allgemeine Geschichte der Kirche und Diöcese von Paris, deren Manuscript, sechs Bände in Folio, der werthvollen Sammlung der Bibliothek des Arsenals angehört, scheint eine Lieblingsarbeit Decorieux's gewesen zu seyn.

Der Abt widerstand lange Zeit; aber endlich gab er nach. Als die Nacht herankam, verbarg sich der junge Mann hinter einem Meuble, und die Wachsamkeit war so lässig, daß man ihn hinausgegangen glaubte, als die Abendglocke ertönte und man die Thüren von außen schloß.

Die tönende Thurmuhr der Kathedrale schlug die eilfte Stunde, das tiefste Schweigen und die vollständigste Dunkelheit herrschten im Kloster, als plötzlich ein dumpfes Geräusch vernommen wurde, und zugleich ein scharfer Schrei durch die Stille der Nacht drang. Die Wächter des Gefängnisses und die Geistlichen der Nachtwache *) in der Kapelle St. Christoph eilten mit Fackeln hinaus, sich dem Theil des Thurms zuwendend, der der Kirche gegenüberliegt und aus dem das Geräusch zu kommen schien. Hier bot sich den Augen ein entsetzliches Schauspiel dar. Zwei Körper, in die geistliche Tracht gekleidet, lagen, schrecklich verstümmelt, auf dem Boden. Neben ihnen erblickte man Bruchstücke einer zerrissenen Strickleiter. Nachdem das Gesicht dieser Unglücklichen vom Blute gereinigt worden war, das sie entstellte, erkannte man in ihnen den frommen Vicar von St. Médéric und den jungen Geistlichen, den man seinen Schüler nannte. Nur der Letztere gab Lebenszeichen; man beeilte sich, ihm Hülfe zu leisten; nach einigen Augenblicken öffnete er die Augen und sprach mit sterbender Stimme.

Gott sey gelobt, daß er mir, ehe denn er mich zu sich ruft, Gelegenheit gibt, Zeugniß vor den Menschen abzulegen: Decorieux hat nie aufgehört, tugendhaft und keusch zu seyn. Der Himmel verzeihe mir und schenke mir die Gnade, ihn nich zu überleben.

Jetzt erbleichten seine Lippen, seine Augen schlossen sich, er verschied. Einer der Wächter, der ihn für ohnmächtig hielt, beeilte sich, den Theil seiner Bekleidung, der die Brust bedeckte, zu lösen, um ihm das Athmen zu erleichtern. Ein lebhaftes Erstaunen offenbarte sich bald unter den Anwesenden. Dieser junge Geistliche war eine junge Frau, die sofort als Fräulein von Estral erkannt wurde.

Der Bischof von Paris, Johann Franz von Gondy, nachdem er sich von diesem tragischen Ereigniß hatte Bericht erstatten lassen, ließ Pierre Decorieux die letzten Ehren erweisen und räumte seinen sterblichen Ueberresten im Kreuzgang von Notre-Dame eine Ruhestätte ein. Das Leichenbegängniß der unglücklichen Gräfin von Estral fand in St. Médéric, ihrem Kirchenspiele, statt, und man meiselte einen Jungfernkranz auf ihren Grabstein, auf dem man noch im Jahre 1793, als er zerstört wurde, in einigen Versen die Thatsachen des romantischen Verschwindens und kläglichen Todes las, die Johann Brice von der Gräfin von Estral erzählt.

*) Zwei Geistliche wachten Tag und Nacht in der Kapelle St. Christoph, um die in einer äußeren von dem Bilde der hl. Jungfrau überragten Nische ausgesetzten Kinder auf das erste Anzeichen in Empfang zu nehmen.

Homonyme.

Man sagt, daß in der Vorzeit Tagen
Den ganzen Himmel ich getragen.
Doch — wie die Zeiten ändern sich —
Jetzt trägt die ganze Welt auch mich.

Auflösung der Charade in Nro. 63:

Bleistift.

№ 67.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Unter die Personen, die Theil an mir nahmen, war ich weit entfernt, den Herzog von Ragusa zu rechnen. Seit langer Zeit durch die zärtlichste Freundschaft verbunden, hatte sein Benehmen gegen den Kaiser im Jahre 1814 mich von ihm entfernt. Mein Bruch mit ihm war mit Aufsehen vor sich gegangen. Ich erhielt jedoch einen Brief von dem Marschall. „Ich ging sonst wöchentlich zwei Mal in die Tuillerien; nunmehr will ich zwei Mal täglich hingehen," schrieb er mir. „Ich werde sprechen, bitten, bis zur Belästigung. Alles, was Herz hat, wird sich mit mir vereinigen, und ich hoffe, das zu erlangen, was ich auf der Welt am Mehrsten wünsche."

Diese süßen Tröstungen einer muthigen Freundschaft tauschten mich nicht mehr. Ich sah, daß ich verurtheilt war, wie der Marschall Ney auch werden würde, um als Beispiel zu dienen. Er war wegen seines Rufs der Erste in der militärischen Hierarchie, ich, in den Augen des Hofes, der Wichtigste unter den Bürgerlichen. Ein ehemaliger Adjutant des Generals Bonaparte, Geschwisterkind des Prinzen Eugen und der Königin von Holland, die er verabscheute, Generaldirector der Posten 12 Jahre lang, und in dieser Eigenschaft mit vielen Geheimnissen bekannt, die erstickt werden müßten (wenigstens seiner Meinung nach), war mein Tod unwiderruflich. Ich mußte mich also darein ergeben, ihn mit festem Auge in's Gesicht fassen, mich mit allen Einzelnheiten der von mir zu erleidenden Strafe bekannt machen. Die Kerkerdiener hatten mir viel von den letzten Augenblicken der mehrsten Unglücklichen erzählt, die von ihnen zum Richtplatz gegangen waren. Ich wollte aber alle Einzelnheiten von dem, was sie die Toilette nannten, wissen. Kurz vor vier Uhr wird der Verurtheilte nach dem Schreibzimmer gebracht. Kaum ist er durch die niedrige Thür getreten, die zu diesem Zimmer führt, so erscheint der Scharfrichter und seine Knechte. Der Delinquent muß sich auf eine Bank setzen, sie ziehen ihm seinen Rock aus, schneiden ihm die Haare und den Kragen seines Hemdes ab, und binden ihm die Hände hinter den Rücken. So führt man ihn zu dem Karren, der vor der Thür steht. Das ist ein fürchterlicher Augenblick. Diejenigen, welche bis dahin die mehrste Kaltblütigkeit und Muth gezeigt haben, ermatten und werden ganz niedergeschlagen, aber die freie Luft und die Gegenwart der Volksmenge beleben sie oft wieder auf der Fahrt, zuweilen auch die Ermahnungen des Beichtvaters. Ich hörte mit Aufmerksamkeit zu, that viele Fragen, und alle Tage ließ ich mir das Furchtbare abermals erzählen, bald von dem Einen, bald von dem Andern. Einige thaten es mit Widerwillen; die Alten aber fanden ein Vergnügen daran. Das hieß mit Vorsatz meine Qual vermehren. Ich fühlte Abscheu und einen Schauder, der mich bis auf das Mark der Gebeine erschütterte. Mit Schrecken schritt ich in meinem Zimmer umher, und meine schlaflosen Nächte waren fürchterlich. Durch meine Beharrlichkeit unaufhörlich auf diesen Zustand zurückgekommen, erlangte ich endlich, was ich wünschte, eine Ruhe, über die die Kerkerwärter selbst erstaunten. Anfänglich, wenn ich ihnen zuhörte, wurde ich blaß; nunmehr geschah es aber ohne Bewegung, ohne Widerwillen. Ich hatte seit langer Zeit ein Tischmesser, welches mir gehörte, verborgen; ich dachte nun nicht mehr daran, mich dessen zu bedienen. Ich fand eine Art Ruhm darin, dem Tode zu trotzen, und ihn kaltblütig zu erwarten, wie auf dem Schlachtfelde.

Der Justizminister, Graf von Barbé Marbois, bemühte sich, das Urtheil des Cassationshofs zu verzögern in der Hoffnung, die Zeit würde die Gemüther der Bewohner des Schlosses etwas beschwichtigen; denn dort waren alle meine Feinde. Die Prinzessin von Vaudemont war, wegen ihrer Abstammung von den Montmorency's, Verwandte der bedeutendsten Personen des Hofs. Beinahe Alle verdankten ihr ihre Rückkehr nach Frankreich; die Mehrsten verdankten ihr die ruhige Stellung, die sie unter dem Kaiserreich genossen hatten. Denn obgleich sie der Kaiser nicht liebte, und ihr nicht traute, hatte sie doch Einfluß auf Talleyrand und Fouché, und sie machte Gebrauch davon mit Großmuth und gutem Willen. Der König und seine Familie haßten sie nicht weniger, als der Kaiser. Man verzieh ihr ihre früheren Verbindungen mit diesen zwei Ministern nicht. Bei ihr waren indeß zum Theil die heimlichen Versammlungen gehalten worden, welche 1814 den Sturz des Kaiserreichs herbeiführten, und obgleich sie nur einen sehr indirecten und sehr furchtsamen Antheil daran nahm, so hatte ich dort aufgehört, sie zu sehen, und gestand ihr auch freimüthig die Beweggründe meiner Entfernung; aber in meinem Unglück fand ich sie belebt von dem muthigen Eifer einer Freundin. Durch sie wurde Herr von Richelieu unaufhörlich bedrängt: eine Menge Menschen, die mich blos dem Namen nach kannten, machte es sich zum Ehrenpunkt, meine Begnadigung zu erlangen. Frau Vaudemont erinnerte sich an mein Benehmen in Sachsen gegen die unglücklichen Franzosen, die ich dort fand, und in Frankreich seit 14 Jahren. Gar viele waren durch mich wieder zurückgekehrt; und da ich in ihnen nur unglückliche Landsleute sah, hatte ich oft mein Ansehen gebraucht, ihnen Gutes zu thun. Einige erinnerten sich daran. Aber der Haß war zu heftig, und besonders die Wunde vom 20. März noch zu schmerzend, als daß die Großmuth sich Gehör verschaffen konnte. Wenn es mir während der dreißig Tage, die zwischen dem Urtheil des Assisenhofes und dem des Cassationshofes vergingen, an Muth gefehlt hätte, so waltete genug ob, mich um's Leben zu bringen oder wahnsinnig zu machen. Jeden Morgen unterrichtete man mich von den versuchten Schritten, von den besiegten Hinder-

nissen; allein jeden Abend erhielt ich die traurigsten Nachrichten: die Halsstarrigkeit der königlichen Familie, alle Bitten zurückzuweisen, die Furchtsamkeit oder die Muthlosigkeit des Herrn von Richelieu, die Unmöglichkeit endlich, den Monarchen zu erweichen. Von Zeit zu Zeit besuchten mich einige muthige Freunde, trotz des Hasses der Staatsbehörde, die sie dafür strafen wollte.

Herr Pasquier, obgleich er Staatsminister war, und Herr von Freville, damals Maitre des requêtes, überbrachten mir Beide einige Hoffnungen; allein aus ihren Versicherungen leuchtete eine geheime Muthlosigkeit hervor, die sie selbst in meiner Gegenwart nicht besiegen konnten. „Ich würde nie den Muth gehabt haben, zu kommen" sagte Freville, „wenn ich nicht auf den Erfolg Ihrer Freunde rechnete." Als er aber so sprach, waren seine Augen voller Thränen, und das Zittern seiner Hand in der meinigen vernichtete die Hoffnung, die er mir einzuflößen suchte.

In dieser Zwischenzeit wurde Marschall Ney verurtheilt. Sogar vor seinem Prozeß waren die Bewachungsmittel um ihn her vervielfältigt worden; Tag und Nacht standen drei Schildwachen unter seinem Fenster, d. h. vor dem meinigen, ein Gensd'arme, ein Nationalgardist zu Pferde, und ein Grenadier von der alten Garde oder vielmehr ein verkleideter Garde-du-Corps, denn den Truppen der alten Armee durfte man nicht trauen. Ich erlangte bald die Ueberzeugung dieser Verkleidungen durch eine meiner Verwandtinnen, Mademoiselle Dubourg, welche Erlaubniß erhalten hatte, mich zu besuchen. Sie erkannte beim Hereintreten einen ihrer Vettern, der auf die Wache zog in dem Rock eines reitenden Grenadiers. Alle Abende holte man den Marschall in einem Wagen ab, um ihn nach dem Luxembourg zu bringen, und brachte ihn am andern Morgen früh wieder nach der Conciergerie. Am 7. December kam er nicht wieder zurück. Ich fragte einen Thürsteher, und dieser wurde verwirrt; durch vieles Fragen erfuhr ich dann, daß der Marschall eben hingerichtet worden sey. „Vor dem Rathhause, auf dem Schaffot?" — „Nein," sagte er, „erschossen." — „Er ist sehr glücklich!" rief ich freudig aus; — und der arme Mann der mich nicht begriff, glaubte, ich sey wahnsinnig geworden.

Die Tage vergingen indeß. Einer meiner Advokaten schlug mir vor, das Urtheil des Cassationsgerichts nicht abzuwarten, sondern an den König zu schreiben, um mich seiner Gnade zu überlassen. Ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen, einen solchen Schritt zu thun. Sein Confrater war nicht dieser Meinung. „Der Schritt könnte sehr gefährlich seyn, oder keine Wirkung haben. Wenn der König begnadigen will, so wird er das Urtheil des Gerichts abwarten; ist er entschlossen, nicht Gnade zu ertheilen, so wird er auch warten. Es ist also besser, Nichts an dem natürlichen Lauf der Sache zu ändern."

Die Herzogin von Plaisance, Tochter des Justizministers, holte eines Tages meine Frau ab, und brachte sie zu ihrem Vater. Die zwei Damen fielen dem ehrwürdigen Greise zu Füßen. Seine Tochter zerfloß in Thränen, flehte ihn mit gefalteten Händen an, und bat mit einer solchen Vehemenz und so eifrig, daß nur die sich einen Begriff davon machen können, die das Glück haben, sie zu kennen. Der Minister hörte sie schweigend an, und Thränen flossen von seinen Wangen herab; allein sie konnte nicht ein einziges Wort aus ihm herausbringen. Das war eine schlimme Vorbedeutung; es war deutlich, daß wenig Hoffnung vorhanden war. Endlich kam am 20. December das Urtheil bei'm Cassationsgericht zum Vortrag. Ungeachtet der vortrefflichen Rede des Herrn Darieu wurde das Urtheil bestätigt. Herr Baudus, einer meiner Freunde überbrachte mir diese traurige Nachricht, bemühte sich aber den Eindruck, den sie auf mich machen konnte, durch Hoffnungen zu vernichten, die so positiv waren, daß ich anfing, sie zu theilen, als eine Stunde, nachdem er fort war, Herr Carvoisin bei mir eintrat. Der fürchterliche Eindruck des Urtheils war noch nicht auf seinem Gesichte verwischt; er hoffte noch, aber was er sagte, deutete genugsam an, es wäre ihm leichter gewesen, von Ergebung in mein Schicksal mit mir zu sprechen.

Es blieben nunmehr nur noch 3 Tage übrig. In einem so kurzen Zeitraum mußten Mittel gefunden werden, bis zum König zu gelangen. Der Herzog von Ragusa übernahm es. General Foy kam in seinem Namen, Frau von Lavalette abzuholen und führte sie auf Umwegen bis zum Eingang der Dianengallerie, wo sie den Marschall fand, der sie am Arm faßte, und ihr die Bittschrift vorlas, die sie dem König überreichen sollte. Es geschah dieß während der Messe. Der ganze Hof war in der Kapelle und der König sollte durch diese Gallerie zurückkommen, um wieder in seine Zimmer zu gehen. Zum Unglück erkannte einer der Thürvorsteher meine Frau, und da es gegen den Gebrauch war, daß irgend Jemand ohne ausdrücklichen Befehl in dieser Gallerie stehe, so hielt er es für seine Pflicht, den Marschall zu bitten, Frau von Lavalette fortzuführen. „Madame wird bleiben," sagte der Marschall mit festem Ton. Der Thürsteher eilte, einen Beamten des Pallastes davon zu benachrichtigen, und dieser erneuerte die Warnung mit einem so festen Tone, daß der Marschall sie als einen Befehl ansehen konnte. „Madam wird bleiben, da sie einmal hier ist," antwortete er; „ich nehme Alles auf mich." Mittlerweile kam der Hof heran. Der König, der schon benachrichtigt war, fühlte, daß es zu spät sey, eine Unglückliche aus seinem Angesicht zu entfernen, die durch ihren Widerstand Scandal erregen könnte. Er kam also weiter heran, und als er der Frau von Lavalette gegenüber war, fiel sie ihm zu Füßen, und überreichte ihre Bittschrift. Der König verneigte sich vor ihr, nahm die Papiere und sagte: „Madame, ich kann nichts anderes thun, als meine Pflicht, und so ging er fort. Meine Frau hielt eine zweite Bittschrift für die Herzogin von Angouleme. Als der Herzog von Ragusa sie zaudern sah, drang er in sie, der Prinzessin nachzulaufen, um sie ihr zu geben. Sie trat vor, aber Herr von Agoult wendete sich um, streckte ihr seine beiden offnen Hände entgegen, und zwang sie, stehen zu bleiben. *)

Der Ausdruck des Königs glich nicht dem, den er vor einem Monate in seinem Kabinet aussprach, als Frau von Lavalette dort erschien. Er sprach diesmal von seiner Pflicht, als man zu ihm von Gnade sprach. Emilie schien anfänglich nicht die ganze Bedeutung zu fühlen; für mich aber war er entscheidend, und ich traf geschwind Vorsichtsmaßregeln, damit meine Frau und mein Kind zwei Tage lang irregeführt würden; mit der Mutter war das aber nicht leicht. Ihr Muth wuchs mit der Gefahr, und sie verfiel darauf, einen neuen Versuch bei der Herzogin von Angouleme zu machen. Diese bewohnte das Erdgeschooß der Tuillerien, wo früher der König von Rom logirt war. Frau von Lavalette legte ihre schwarze Kleidung an, in der sie Tags vorher im Schlosse erschienen war, ver-

*) Der Herzog von Ragusa fiel in eine lange Ungnade, und wurde wegen dieser muthigen Handlung gewaltsam mißhandelt. Man hat mir gesagt, ein Prinz, der jetzt nicht mehr lebt, habe sich in seinem Zorn so weit vergangen, daß er sagte: „Er verdiente, auf die Galeeren geschickt zu werden."

ß ihre Sänfte in einer benachbarten Straße, und erschien der Thüre der Prinzessin, in der Stunde, wo man gewöhn- hineinkam. Die Blässe ihres Gesichts, ihre angeschwolle- Augen, ihr mühsamer Gang fielen auf, und bald wurde von den Bedienten erkannt. Im Augenblick waren die Thüren sperrt, und man gab laut den Befehl, Niemand hineinzu- en. An dieser Thür abgewiesen, eilte sie zu einer andern ter dem großen Vorplatz; allein es lief ein Bedienter vor- s, um Nachricht davon zu geben, und sie wurde auch hier rückgestoßen. Von Müdigkeit erschöpft, setzte sie sich auf die inernen Stufen des Hofes, und sie blieb dort noch eine ganze tunde, immer hoffend, sie werde eingelassen werden. Wer s Schloß hineinging, sah sie an; Niemand aber getraute , ihr ein Zeichen des Mitleids zu gewähren. Endlich ent- loß sie sich, sich vom Pallaste zu entfernen, und in meinen rker zurückzukehren, wo sie erschöpft und mit gebrochenem rzen ankam.

Mittlerweile fühlte ich, daß meine Stunden gezählt seyen; blieben mir deren nur achtundvierzig, denn nur drei Tage rden den Verurtheilten zugestanden, um Gnade nachzusuchen. er Siegelbewahrer wollte erst am zweiten Tage seine Sup- ik einreichen. Der König hatte bereits dem Herzog von Ri- lieu in dieser Hinsicht Schweigen auferlegt; alle meine Freunde ren in Bestürzung, sogar die Kerkerwärter kamen mir nicht he. Eberle, der besonders mich zu bedienen angewiesen ar, sprach kein Wort mehr mit mir. Er drehte sich zweck- s im Zimmer herum, und wußte nicht mehr, was er that. s war Dienstag Abend. „Die Verurtheilten werden gewöhn- h Freitag hingerichtet," sagte ich zu ihm. — „Manchmal onnerstags," antwortete er mit einem unterdrückten Seufzer. - „Die Hinrichtung hat gewöhnlich um 4 Uhr Statt? — Zuweilen des Morgens." Und so ging er hinaus, und ver- ß die Thüre zuzumachen. Eine Kerkerwärterin aus dem Ge- ngniß der Weiber ging in diesem Augenblicke vorüber. Als mich allein sah, kam sie schleunigst herein, warf sich auf ein Kreuz der Ehrenlegion, küßte es mit Entzücken und lief einend davon. Dieses leidenschaftliche Benehmen einer Frau, it der ich nie vorher gesprochen hatte, deutete mir endlich ein Schicksal an. Meine Frau kam um sechs Uhr, um mit ir zu speisen. Ihre Verwandtin, Mademoiselle Dubourg, be- eitete sie. Als wir allein waren, sagte sie zu mir: „Es heint nur zu gewiß, daß wir nichts mehr zu hoffen haben. s muß also ein Entschluß ergriffen werden, mein Freund! nd ich schlage Dir folgenden vor. Um acht Uhr gehst du in einer Kleidung hinaus, begleitet von meiner Cousine. Du eigst in meine Sänfte, die dich nach der Straße Saints- eres bringen wird, wo Herr Baudus Dich mit einem Cabriolet warten, und dich nach einem Zufluchtsort bringen wird, den für dich eingerichtet hat. Dort wirst Du ohne Gefahr arten, bis man dich aus Frankreich schaffen kann." Ich hörte nd sah sie schweigend an. Ihre Miene war ruhig, und der on ihrer Stimme fest; sie schien so sehr von dem Erfolge berzeugt, daß ich anstand, ihr zu antworten. Mir erschien iese Unternehmung jedoch thöricht, und ich mußte es ihr wohl agen; allein beim ersten Wort unterbrach sie mich: „Keine Einwürfe; ich sterbe, wenn du stirbst. Stoße also mein Project icht zurück. Meine Ueberzeugung ist innig; ich fühle, daß Gott mich unterstützt."

Vergeblich suchte ich ihr die vielen Kerkerwärter vorzustellen, on denen sie jeden Abend umringt war, wenn sie mich ver- ieß, den Concierge, der ihr die Hand gab, bis an die Sänfte, die Unmöglichkeit, so gut verkleidet zu seyn, um diese irre zu führen, meinen unüberwindlichen Widerwillen endlich, sie in den Händen der Kerkerwärter zu lassen. „Was wird geschehen, wenn sie entdecken werden, daß ich fort bin? werden diese brutalen Menschen in ihrer Wuth sich nicht so weit vergessen, Dich zu mißhandeln?" Ich wollte fortfahren, merkte aber bald an der Bläße ihres Gesichtes und ihren ungeduldigen Bewegungen, daß ich alle Einwürfe aufgeben müßte. Ich schwieg also einige Minuten lang. „Ich will thun, was du willst," sagte ich; „Du wünschest aber, daß es Dir gelinge, darum dulde wenigstens eine einzige Bemerkung. Das Cabriolet steht zu weit; kaum wäre ich entsprungen, so würde man meine Flucht merken, und mich unbezweifelt in deiner Sänfte finden; denn es bedarf beinahe einer Stunde, um nach der Straße Saints-Peres zu gelangen; in deinen Kleidern kann ich mich zu Fuß nicht retten." Diese Bemerkung fiel ihr auf. „Verändere," fügte ich hinzu, „diesen Theil deines Planes. Der morgende Tag gehört mir noch, und ich schwöre Dir, daß ich morgen thun werde, was Du willst." — „Du hast recht," sagte sie; „ich werde das Cabriolet näher hierher bringen lassen. Gib mir Dein Wort, mir zu gehorchen, denn nur dieses Hilfsmittel bleibt uns noch. Ich erfaßte ihre Hand und sagte: „Ich werde Alles thun, was Du willst." Dieß Versprechen beruhigte sie, und wir trennten uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die ehemaligen Gefängnisse von Paris.

II. Die Bastille.

Zu Anfang der Regierung Karl's V. überschwemmten die Engländer Frankreich. Ihre Anwesenheit auf dem französischen Territorium flößte fortwährende Besorgnisse ein; man beschloß, die Mauern von Paris auszudehnen, und die Vorstädte in die Befestigungen einzuschließen.

Am 22. April 1369 legte Hugo Aubriot, Prevot von Paris und Finanzminister, mit großem Pomp und großer Feierlichkeit den ersten Stein zu einem festen Schlosse, das bestimmt war, die Porte St. Antoine zu vertheidigen. Dieses Schloß wurde später ein Staatsgefängniß, und man nannte es die Bastille.

Die Bastille bestand Anfangs nur aus zwei am Eingange von Paris, nach der Seite der Vorstadt St. Antoine zu, erbauten Thürmen; später wurden zwei andere ähnliche Thürme, jenen gegenüber errichtet; Carl VI. ließ vier andere in gleichen Entfernungen anbauen. Diese acht Thürme wurden endlich mit einem trockenen, 25 Fuß tiefen Graben umgeben. Der Eingang in die Bastille war auf dem rechten Seineufer, in der Nähe des Arsenals, und zur Rechten des äußersten Endes der Straße St. Antoine.

Bevor man in den großen Hof gelangte, mußte man eine furchtbare Umwallung von 120 Fuß Länge und 80 Fuß Breite, zwei Zugbrücken und vier gewaltige Thore passiren, von denen drei mit Wachthäusern versehen waren; eine Schildwache stand Tag und Nacht an jedem dieser Thore.

Die acht Thürme der Bastille hatten jeder einen besonderen Namen. Man nannte dieselben: la Tour du Puits, la Tour de la Basinière, la Tour de la Comté, la Tour de la Bertaudière, la Tour du Coin, la Tour du Trésor, la Tour de la Chapelle und la Tour de la Liberté. (Vermuthlich weil hier die Freiheit gefangen saß.)

Im unteren Theile der Thürme hatte man feuchte und ungesunde Gefängnisse angebracht, die stets ein verderblicher Auf-

enthalt für jene Unglücklichen wurden, die hier gleichsam lebendig begraben waren. Ueber dem Gefängniß zu ebener Erde waren drei Zellen befindlich; das Innere des Thurmes schloß nach oben zu mit einer vierten Zelle, die Callotte genannt.

Mall unterschied mehrere Klassen von Zellen in der Bastille: die schrecklichsten waren die Kerker am Fusse der Thürme und diejenigen, die man Käfige oder eiserne Kerker hieß; nach ihnen kamen die Calottes, dunkele und enge Gefängnisse, im Sommer brennend heiß, im Winter zum Erfrieren; ein dreifaches Gitter an jedem Fenster ließ spärliches Licht zu. Beinahe alle Zellen, mit Ausnahme der Kerker im unteren Thurme, hatten Oefen oder mit Eisen vergitterte Kamine, und waren numerirt. Wer einmal in eines dieser Gräber geworfen, war für die Welt verloren und, selbst seinen Leidensgefährten unbekannt, von undurchdringlichem Geheimniß umhüllt; man unterschied ihn nur nach dem Namen des Thurms, den er bewohnte und nach der Nummer seiner Zelle.

Das Mobiliar bestand in Folgendem: einem Bette von grüner Sarsche, drei Matratzen, zwei Tischen, zwei Wasserkrügen, einer eisernen Gabel, einem zinnernen Löffel, einem zinnernen Becher, einem kupfernen Leuchter, einer eisernen Lichtscheere und zwei bis drei Stühlen; von großer Begünstigung zeugte es, wenn man Feuerschaufel und Feuerzange erhielt. Jede Gefängnißzelle hatte drei Thüren, die, eine nach der anderen, durch Schloß und Riegel gesperrt wurden.

Die Nahrung war grob und ungesund, und nur selten gestattete man einem Gefangenen, sich andere Lebensmittel zu verschaffen, als die Gefangenkost.

Vier Thorschließer besorgten den Dienst in den acht Thürmen. Der Generalstab der Bastille bestand aus einem Gouverneur, einer Stelle, die mit dem Gehalte und den administrativen Vortheilen mehr als 40,000 Livres einbrachte, einem Lieutenant des Königs und einem Major, mit Gehalten von 4000 Livres, einem Majoradjutanten mit Gehalt von 1500 Livres, einem Wundarzt und einem Kaplan mit Gehalt von 1200 Livres. Diese Organisation ist die, welche 1789, als die Bastille zerstört wurde, bestand.

Als Schloßwache hatte Herr von Argenson an die Stelle der freiwilligen Bogenschützen, die im Solde des Gouverneurs standen, eine hundert Mann starke Invalidencompagnie gesetzt, an deren Spitze zwei Kapitäns und ein Lieutenant standen.

Der Generallieutenant der Polizei hatte die Oberaufsicht über die Verwaltung der Bastille; es war dieses eine mit furchtbarer Macht versehene Charge, die aber dennoch ihre Grenzen hatte; denn jedes Mal, wenn er dazu aufgefordert wurde, mußte der Generallieutenant der Polizei stehend und unbedeckt vor den Schranken des Parlaments erscheinen und dem Präsidenten Rede stehen.

Die Bastille wurde lange Zeit nach ihrer Gründung mit einem Graben von 120 Fuß Tiefe umgeben, in welchem man nur in Regenzeiten und wann die Seine anschwoll, Wasser fand.

Das Schloß wurde streng bewacht. Zur Nachtzeit machten die Sergeanten alle Viertelstunden Runden. Jede Stunde benachrichtigte eine von der Schildwache im Innern angezogene Glocke die Offiziere, daß jene wach sey. Die einmal aufgezogenen Brücken wurden nur auf königlichen Befehl wieder herabgelassen. Der Generallieutenant der Polizei und die Minister hatten Ansprüche auf militärische Ehrenbezeugungen. Die Wache präsentirte, das große Thor wurde ihnen geöffnet. Ein Marschall von Frankreich schritt allein mit seinem Degen durch dieses Thor.

Jeder in die Bastille gebrachte Gefangene wurde sorgfälti untersucht. Angesehene Gefangene wurden je zuweilen mit diese strengen Maßregel verschont. Von Allem beraubt wurde de Unglückliche nunmehr in die Gefängnißzelle gebracht; drei Thüre schlossen sich hinter ihm, sechs Riegel wurden vorgeschoben, dre Schlüssel drehten sich in ihren Schlössern, und kein Geräusc der Welt traf von jetzt an mehr das Ohr des armen Gefan genen; er wußte nicht, sollte er in dieser entsetzlichen Gefan genschafft leben, oder sterben.

In der Bastille befand sich ein Archiv und ein besoldete Archivar.

Oft wurde selbst der Tod der Gefangenen zu einem Geheim niß; man ließ sie im Kirchspiel St. Paul unter einem belie bigen Namen beerdigen.

Wenn ein Gefangener aus der Bastille entlassen wurde, si ließ man ihn einen Eid ablegen, daß er über Alles, was in nerhalb derselben geschehen sey, das größte Stillschweigen beob achten wolle.

Dieser Eid wurde natürlich gewissenhaft gehalten, denn de Unglückliche fürchtete, von seinen Erinnerungen zu Boden ge drückt, bei der geringsten Indiscretion jenes entsetzliche Docu ment von Neuem, das in der Geschichte Frankreich's unter den Namen Lettre de cachet bekannt ist.

Ein Mal täglich wurde jedem Gefangenen der Eintritt in Freie, d. h. in den von vier 100 Fuß hohen Mauern umge benen Hof gestattet. Auf einer dieser Mauern war die groß Uhr befindlich, deren Zifferblatt von zwei angeketteten Figure gehalten wurde; sie zeigte den Unglücklichen die Zeit an, di für diese nur eine Leidensreihe war. Eine Inschrift in gol denen Buchstaben auf schwarzem Marmor meldete, daß sie au Befehl des Herrn Raymond, Gualbert de Sartines hierhe geschafft worden sey.

Dies war das Leben im Innern der Bastille. Der seine Familie Entrissene erlitt hier langsam seine geheimnißvolle Strafe oft ohne die Ursache derselben, noch ihr Ende zu wissen.

Es würde unsern Raum übersteigen, wollten wir die ganz Leidensgeschichte der Bastille, so weit dieselbe bekannt gewor den ist, wiederholen; wir werden uns vielmehr damit begnügen einige berühmte Namen, einige große geschichtliche Unglückliche zu nennen.

Zwei mächtige Personen wurden in die Bastille gebracht, un verließen dieselbe nur, um von hier aus das Blutgerüst zu be steigen; nämlich: Ludwig von Luxemburg, Graf von Saint-Paul, der am 19. Dezember 1475 auf dem Grèveplatz enthauptet wurde, und Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours, der im August 1477 auf dem Platze des Halles hingerichtet wurde. Beide waren der Verschwörung gegen Ludwig XI. angeklagt. Der König hatte befohlen, daß die Enthauptung des Herzogs von Nemours nicht auf dem steinerne Blutgerüst, das ein für alle Mal zu diesem Zwecke auf der Place des Halles errichtet worden war, stattfinden solle, sondern auf einem hölzernen Schaffot. Die Kinder des Unglücklichen waren unter das Blutgerüst gestellt worden, damit das Blut ihres Vaters auf ihre Köpfe durch die Fugen der Dielen herabflösse. Mit dieser despotischen Handlung begann Ludwig XI. die Vernichtung des Feudalismus.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme im Blatte Nro. 66:

Atlas.

№ 68.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Je mehr ich über ihr Projekt nachdachte, desto unausführbarer schien es mir. Sie ist beinahe einen halben Zoll größer, als ich, alle Kerkerwärter waren gewohnt, mich zu sehen; ihr Wuchs war schlank und hervorragend. Freilich hatte mich der Kummer abgemagert, der Unterschied mußte aber doch in die Augen fallen. Andererseits war ich recht gut zum Tode vorbereitet. Ich überlegte schon seit zwei Tagen, ob ich nicht von der Waffe Gebrauch machen sollte, die ich verborgen hatte. Die Henkerstoilette, der langsame Zug auf einem Karren von der Conciergerie nach dem Greve-Platz erschreckten mich; aber das Herz blieb doch fest. Nun aber mußte ich die Augen von dem Tode abwenden, um mich in alle Kleinigkeiten eines Projekts zu einer nicht zu bewerkstelligenden Flucht einzulassen, welches mir zudem noch als thöricht erschien. Das Burleske mischte sie in das Tragische; denn ich würde in Weiberkleidern wieder gefangen werden, und vielleicht hätten sie dann die Barberei, mich den Augen des Publikums in dieser lächerlichen Kleidung auszusetzen. Andererseits aber, wie konnte ich es ihr ausschlagen! sie schien so glücklich über ihr Projekt, so zuversichtlich auf den Erfolg! Ihr nicht Wort halten, hätte ihr das Leben gekostet. Am andern Morgen, während ich mich noch mit diesen traurigen Gedanken quälte, kam sie. Ich erfuhr von ihr, daß, als sie Abends vorher von mir wegging, sie sich nach der Rue du Bac tragen ließ, und dort ihre Sänfte einige Schritte vom Hotel der auswärtigen Angelegenheiten verlassen habe. Herr Baudus hätte ihr gerathen, einen letzten Versuch bei diesem Minister zu machen. Aber um zu ihm zu gelangen, mußte eine List angewendet werden. Sie fragte den Thürsteher nach dem Zimmer des Herrn Bresson, des Schatzmeisters; und da er im ersten Hofe wohnte, wäre sie einige Minuten auf den ersten Stufen der Treppe stehen geblieben, hätte sich dann in den zweiten Hof geschlichen, und wäre bis zum Vorzimmer des Ministers gelangt. „Se. Excellenz ist ausgegangen," sagte man ihr. Der Kammerdiener, an den sie sich wendete, erkannte sie, und eilte, sich bei dem Thürsteher zu beklagen, dem schon am Morgen verboten war, sie einzulassen; denn ihre Gegenwart an der Thüre der Herzogin von Angouleme hatte überall Wachsamkeit erregt. Der Thürsteher kam ganz verwirrt, und unter andern Vorwürfen sagte er zu ihr: „Sie bringen mich in Gefahr, meine Stelle zu verlieren." — „Ich habe sie betrogen; Sie haben keinen Fehler begangen. Ich will den Minister sehen. Wenn er ausgegangen ist, so werde ich ihn erwarten; ist er zu Hause, so bringe ich die Nacht in diesem Zimmer zu, und nur mit Gewalt soll man mich forttragen. „Sagen Sie das Ihrem Herrn." Was sollte der Minister thun? Er ließ sie hereinkommen.

Frau von Lavalette gab ihm eine deutliche Darstellung des Prozesses, beklagte sich über die Ungerechtigkeit meiner Verurtheilung, und bat ihn zuletzt um seinen Schutz bei dem Könige. Der Herzog von Richelieu hörte sie mit niedergeschlagenen Augen an; er schien gerührt, gestand aber endlich, daß der König ihm befohlen habe, nicht ein Wort über diese Sache zu sprechen. „Dann, mein Herr, retten sie ihn selbst." — „Madame! das würde ein Verbrechen seyn." — „Könnten sie nicht eine neue Denkschrift in meinem Namen überreichen?" Der Herzog ergriff eifrig diese Idee, und antwortete ihr: „Das will ich gern thun; schicken Sie mir sie morgen um 8 Uhr, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß sie unverzüglich Sr. Majestät übergeben werden soll." — Emilie sagte mir ferner: „ich ging sogleich zum Advokaten wegen dieser Schrift; sie muß gegenwärtig in den Händen des Königs seyn. Mein Projekt wird jedoch diesen Abend in Ausführung gebracht; morgen würde gewiß nicht mehr Zeit dazu seyn, da wir keine Nachricht aus dem Schlosse bekommen haben. Ich werde bei Dir speisen. Bewahre deine Festigkeit, wir werden ihrer bedürfen. Was mich betrifft, so fühle ich noch Muth für vierundzwanzig Stunden: nicht für eine Minute länger," fügte sie hinzu, „denn ich bin völlig ermattet." Sie hatte Recht, die Stunden zu zählen. Kaum war sie fortgegangen, so trat der Concierge herein und sagte: „Einer der Redactoren der Quotidienne ist gekommen, mich zu fragen, ob es wahr sey, daß Sie vier Beichtväter hätten kommen lassen und ob er es in seinem Journal drucken kann." — „Vier, das ist zu viel; und was haben Sie geantwortet?" — „Die Wahrheit, nemlich, daß ich noch keinen Einzigen hereingelassen habe. (Ich sah wohl, daß dies eine verdeckte Warnung war.) „Wir wollen noch warten; ich werde ihnen bald die Adresse eines Geistlichen geben; mir gehört noch der ganze Tag." Er antwortete mir Nichts, und ging fort, den Kopf schüttelnd. Bald nacher kam Herr Darvoisin, warf sich in meine Arme und fing an, zu weinen. Ich ließ ihn sich setzen, und suchte ihn zu beschwichtigen. Meine Ruhe heiterte ihn etwas auf. „Der Pfarrer von Saint Sulpice war bei mir," sagte er. „Er wird Ihnen seine geistliche Hülfe nicht versagen, wenn Sie es verlangen, da Sie zu seinem Kirchspiel gehören; aber er bittet Sie, ihn selbst zu verschonen. Er hat den Marschall Ney in seinen letzten Augenblicken unterstützt und hat mir gestanden, daß dieser Auftritt ihm so weh gethan habe, daß er nicht die Kraft fühle, einen zweiten zu bestehen. Indeß ist er bereit, zu kommen, wenn sie darauf beharren." — „Danken Sie ihm, lieber Freund! ich werde ihn diesen Abend kommen lassen, aber nicht eher." Der vortreffliche Mann wollte sich noch weiter aussprechen, allein er hatte die Kraft nicht mehr. In diesem Augenblick trat meine Tochter herein, begleitet von der Thürhüterin der Abtei aux Bois. Josephine weinte schweigend, die Nonne jammerte laut. „Was habe ich

Gott gethan," sagte sie, „um Zeuge solcher Schrecklichkeiten zu seyn?" Und ihre Seufzer, ihr Schluchzen, ihre endlosen Anrufungen fingen an, mich zu irritiren. Ich fühlte, daß ich wie ein altes Weib fallen würde, wenn ich diesem Auftritt nicht schnell ein Ende machte. Ich nahm also Herrn Carvoisin bei Seite und sagte: „Umarmen Sie mich und gehn Sie ohne Geräusch fort. Ihr Schmerz thut mir weh. Adieu, vergessen sie mich nicht."

Und ich führte ihn zu der Thür. Ich hätte meine Tochter viel länger bei mir behalten mögen, allein ihr Anblick zerriß mir das Herz. Ich nahm sie auf meinen Schoos, ihr Kopf fiel auf meine Brust; ich wollte mit ihr sprechen, konnte aber die Worte nicht herausbringen, und es war mir unmöglich, ihr etwas Tröstliches zu sagen. Endlich setzte ich sie auf einen Stuhl, lief im Zimmer umher, und konnte nicht zu Athem kommen. Ich mußte also auch mit ihr einen Entschluß ergreifen. „Kehre in's Kloster zurück," sagte ich zu ihr, „ich werde Dich morgen noch sehen, das versichere ich Dir; meine Angelegenheiten gehen besser, als man glaubt. Sage Niemanden etwas davon, sey aber sicher, daß ich Dich morgen sehe." Kaum war sie fort, so verließ mich meine ganze Festigkeit. Bei'm letzten Anblick meines einzigen Kindes kostete es mir viele Mühe, wieder Muth zu fassen; es gelang mir jedoch endlich.

Um 5 Uhr kam Emilie, begleitet von Josephine, die ich mit eben so vieler Ueberraschung als Freude wiedersah. „Ich glaube," sagte sie, „es ist besser, wir nehmen unser Kind mit, uns zu begleiten. Sie wird gehorsamer das thun, was ich mir ausgedacht habe." Sie hatte eine Robe von Merino mit Pelz besetzt an, die sie gewöhnlich trug, wenn sie von einem Ball kam. In ihrem Beutel hatte sie einen Rock von schwarzem Taffet. „Mehr bedarf es nicht, sagte sie zu mir, um dich vollkommen zu verkleiden." Sie hieß nun ihre Tochter an's Fenster gehen, und sagte mit leiser Stimme zu mir: „Wenn die Glocke sieben schlägt, wirst Du angekleidet seyn, alles ist gehörig vorbereitet. Du wirst hinausgehen, Josephine unter dem Arm fassend, darauf bedacht seyn, sehr langsam zu gehen und wenn Du durch das große Schreibzimmer gehst, meine Handschuhe anzuziehen und Dir das Gesicht mit meinem Tuche bedecken. Ich hatte daran gedacht, einen Schleier zu nehmen; unglückseliger Weise bin ich nicht gewohnt gewesen, einen zu tragen, wenn ich hierher kam; daran ist also nicht zu denken. Sey darauf bedacht, daß, wenn Du unter die Thüren kommst, die so niedrig sind, nicht mit den Federn des Hutes anzustoßen: denn sonst würde alles verloren seyn. Die Kerkerwärter finde ich immer in dem Schreibzimmer und der Concierge ist gewohnt, mir die Hand zu reichen bis an die Sänfte, die immer an der Ausgangsthür steht; heute aber wird sie im Hofe stehen, an der großen Treppe. Dort wird Dir bald Herr Baudus begegnen, Dich zu dem Cabriolet führen und Dir den Ort anzeigen, wo Du verborgen bleiben sollst. Dann sey der Gnade Gottes empfohlen. Thue genau, was ich Dir sage. Bleib ruhig, gib mir Deine Hand, ich will Deinen Puls fühlen. Gut! Nimm nun die meine; fühlst Du die mindeste Erschütterung?" Ich überzeugte mich, daß sie ein heftiges Fieber hatte. „Hauptsächlich," fügte sie hinzu, „sey nicht gerührt, wir wären sonst verloren." Ich gab ihr jedoch meinen Trauring unter dem Vorwande, daß wenn ich auf meiner Reise bis an die Gränze verhaftet würde, ich nichts bei mir haben dürfte, wodurch man mich erkennen könnte. Nun ließ sie ihre Tochter herbeikommen. „Höre genau auf das, was ich Dir sagen werde, mein Kind! denn Du sollst mir es dann wiederholen. Ich werde heut um 7 Uhr hinausgehen, statt um 8; Du gehst hinter mir, denn Du weißt, die Thüren sind eng; wenn wir aber in das große Schreibzimmer hineintreten, sey wohl darauf bedacht, auf meine linke Seite zu treten; der Concierge ist gewohnt, mir auf dieser Seite den Arm zu reichen und er ist mir zuwider. Wenn wir aus dem Gitter sind, um die äußere Treppe hinaufzusteigen, so gehe auf meine rechte Seite, damit die häßlichen Gensd'armen der Wachtstube mir nicht in die Augen sehen, wie sie es immer thun. Hast Du mich verstanden?" Das Kind wiederholte mit großer Genauigkeit.

Kaum hatte sie ausgesprochen, so kam Sainte-Roses zu uns. Er hatte unter dem Vorwand, Frau von Lavalette wieder wegzuführen, Einlaß verlangt, und dieser Beweggrund brachte mich wieder in Verlegenheit, denn er war nicht ins Vertrauen gezogen. Seine Gegenwart mußte uns sehr geniren. Ich nahm ihn also bei Seite, und sagte: „Gehen Sie jetzt weg, lieber Freund! Emilie ahnet noch ihr Unglück nicht; sie soll auch nichts davon wissen. Kommen sie um 8 Uhr, aber nicht herein, wenn sie die Sänfte nicht sehen. Besuchen sie sie dann in ihrer Wohnung, denn sie wird dann schon dort seyn." Ich umarmte ihn und schob ihn hinaus. Bald aber kam ein anderer Besuch, der Oberst Briqueville, den seine Wunden fast zwei Monate das Zimmer zu hüten genöthigt hatten. Er glaubte nicht, meine Frau zu finden, und merkte bald, daß seine Gegenwart lästig werden konnte. Er war so tief gerührt, daß ich fürchtete, es könnte uns erschüttern. „Gehen sie fort," sagte ich ganz leise zu ihm, „ich sehe sie jetzt zum letztenmale. Einen Augenblick Schwäche würde sie tödten. „Endlich blieben wir allein. Ich sah Emilie an, dachte an alle die Hindernisse, an alle die Unordnungen, die uns zu Boden werfen konnten, und es ging mir eine schreckliche Idee durch den Kopf. „Wenn du zu dem Concierge gingst und ihm hunderttausend Franken anbötest, daß er die Augen verschlösse, wenn ich vorüber ginge, vielleicht würde er einwilligen, und alsdann wären wir alle gerettet." Sie sah mich einen Augenblick schweigend an, und sagte dann: „Nun, ich gehe." Sie ging auch wirklich hinaus, und kam einige Minuten nachher wieder. Ich bereuete indessen schon diesen Schritt. Ich sah die ganze Nutzlosigkeit desselben. „Es ist umsonst," sagte sie; „die wenigen Worte, die ich dem Concierge sagte, reichten hin, mich von seiner Rechtlichkeit zu überzeugen. Wir wollen nichts an unserm Plane ändern."

Endlich wurde das Essen aufgetragen. Eben als wir uns zu Tische setzen wollten, trat eine alte Bonne, Madame Duroit, welche Josephine begleitet hatte, weinend in mein Zimmer. Frau von Lavalette hatte sie in der Schreibstube gelassen, in der Absicht, sie solle mir folgen, wenn ich fortging. Allein die ausserordentliche Hitze des Ofens hatte sie so krank gemacht, und sie hatte so sehr darauf bestanden, mich noch einmal zu sehen, daß der Kerkerwärter ohne Erlaubniß des Concierge sie hereinließ. Weit entfernt uns nützlich zu seyn, war uns diese arme Frau lästig. Sie konnte bei dem Anblick der Verkleidung den Kopf verlieren; was war aber zu thun? Jetzt mußte man sie still halten, und sie fing wieder an zu schluchzen, als Emilie mit fester Stimme zu ihr sagte: „Keine Kinderei! bleiben sie bei Tische, essen Sie nicht, sagen sie kein Wort, und riechen sie an diesem Flacon. In einer Stunde sollen Sie in freier Luft seyn."

Diese Mahlzeit, welche die letzte meines Lebens seyn sollte, war schrecklich; die Bissen blieben uns im Munde stecken, und wir sprachen kein Wort; und so mußten wir eine Stunde verbringen. Endlich schlug es drei Viertel auf sieben. „Ich be-

darf nur fünf Minuten, will aber mit Bonneville sprechen." Sie schellte und der Kammerdiener trat herein. Sie sagte ihm einige Worte in's Ohr und fügte laut hinzu: „Sorgen Sie dafür, daß die Sänftenträger bereit seyen; ich will fortgehen. „Nun," sagte sie zu mir, „mußt Du Dich ankleiden." Ich hatte einen Schirm in meinem Zimmer stellen lassen, um mein Anziehe-Kabinet daraus zu machen. Wir traten dahinter. So wie sie mit reizender Geschicklichkeit und Geschwindigkeit meine Toilette machte, sagte sie zu mir: „Vergiß nicht, den Kopf zu bücken, wenn Du unter die Thüren durchgehst; im Schreibzimmer gehe langsam, wie eine durch Leiden erschöpfte Person." In weniger als drei Minuten war die Toilette fertig. Wir traten wieder in das Zimmer und Emilie sagte zu ihrer Tochter: „Wie findest Du Deinen Vater?" Das arme Mädchen lächelte vor Erstaunen und Ungläubigkeit. „Ernsthaft, liebe Tochter! wie findest Du ihn?" Ich wendete mich nun um, und that einige Schritte. „Nicht übel," sagte sie und ihr Kopf sank wieder auf ihre Brust. Wir traten also langsam auf die Thür zu. „Der Concierge," sagte ich zu Emilie, „kommt alle Abende, wenn Du fort bist. Darum halte Dich hinter dem Schirm, und mache ein wenig Geräusch mit irgend einem Hausgeräth. Er wird mich dahinter glauben und auf einige Minuten hinausgehen, die mir unumgänglich nothwendig sind, mich zu entfernen." Sie verstand mich, und zog an die Klingelschnur. „Adieu," sagte sie zu mir, die Augen zum Himmel emporhebend. Ich drückte ihren Arm mit meiner zitternden Hand, wir wechselten einen Blick, uns umarmen wäre uns zu Grunde richten gewesen. Der Kerkerwärter ließ sich hören. Ich ging zuerst hinaus, dann meine Tochter, Madame Dutoit schloß den Marsch.

Nachdem ich über den Corridor gegangen war, gelangte ich an die Thür der Schreibstube. Hier mußte ich den Fuß in die Höhe heben, und zugleich den Kopf niederbeugen, um nicht mit den Federn meines Huts oben anzustoßen. Das Manövre glückte; als ich mich aber erhob, befand ich mich in dem großen Zimmer in Gesellschaft von fünf Kerkerwärtern, die meinen Weg entlang theils saßen, theils lehnten und theils lagen. Ich hielt das Schnupftuch vor die Augen und erwartete, daß meine Tochter mir zur linken Seite gehen würde; das Kind ergriff jedoch meinen Arm, und der Concierge, welcher links die Treppe von seiner Kammer herunterkam, näherte sich mir ohne Umstände, und sagte, indem er seine Hand auf meinem Arm legte: „Sie gehen recht früh fort, Frau Gräfin." — Er schien sehr bewegt, und glaubte ohne Zweifel, daß sie ihrem Gatten das letzte Lebewohl gesagt hätte. (Man hat behauptet, daß meine Tochter und ich ein lautes Geschrei ausgestossen, obgleich wir kaum zu athmen wagten.) Endlich erreichten wir das andere Ende des Zimmers, wo sich ein Kerkerwärter, Tag und Nacht in einem großen Lehnstuhl sitzend, aufhält, nur gerade so weit von den beiden Thüren entfernt, um deren Schlüssel mit den Händen erreichen zu können. Die eine derselben, das erste Pförtchen genannt, geht nach Außen, die andere hat ein eisernes Gitter. Dieser Kerkerwärter sah mich an, ohne aufzumachen. Ich wies mit der rechten Hand auf die Riegel, um ihm ein Zeichen zu geben, worauf er dann aufschloß und uns hinausließ. Jetzt vergriff sich meine Tochter auch nicht, und nahm meinen rechten Arm. Man hatte zwölf Stufen zu steigen, um in den Hof zu kommen; aber unten an der Treppe ist die Wachtstube der Gensdarmen. Zwanzig Soldaten, der Offizier an ihrer Spitze, hatten sich nur etwa drei Schritte von uns aufgestellt, um Madame Lavalette vorüberpassiren zu sehen. Langsam hatte ich endlich die letzte Stufe erreicht, und stieg in die unten wartende Sänfte; aber nirgends waren Träger, nirgends Diener zu erblicken. Meine Tochter und die Alte traten um die Sänfte herum; sechs Schritte davon stand eine Schildwache, den Blick unbeweglich auf mich gerichtet. Mein Erstaunen fing an, in heftige Aufregung überzugehen, meine Blicke waren auf das Gewehr der Schildwache gerichtet, wie die der Schlange auf ihre Beute. Es war mir, als hielt ich das Gewehr schon in den Händen. Beim ersten Lärm, bei der ersten Bewegung stürzte ich mich auf diese Waffe; ich fühlte in mir die Kraft von zehn Männern, und würde gewiß einen Jedem getödtet haben, der es gewagt hätte, mich zu ergreifen. Dieser schreckliche Zustand dauerte höchstens zwei Minuten; mir aber eine lange Nacht. Endlich hörte ich Bonneville's Stimme, der mir leise zuflüsterte: „Einer der Träger hat mich im Stich gelassen; aber ich habe einen andern gefunden." Nun fühlte ich mich von meiner Angst befreit. Die Sänfte ward durch den großen Hof getragen, und wandte sich beim Herausgehen rechts. So gelangten wir bis an den Kai des Orfevres, der kleinen Straße Harley gegenüber. Hier wurde angehalten, die Thüre der Sänfte öffnete sich, und mein Freund Baudus sagte ganz laut, indem er mir den Arm bot: „Sie wissen Madame, daß sie dem Präsidenten einen Besuch abzustatten haben." — Ich ging, und er zeigte mit dem Finger auf ein Cabriolet in der kleinen dunkeln Straße. Ich warf mich hinein, und der Kutscher rief mir zu, ihm seine Peitsche zu geben. Ich suchte vergebens darnach, sie mußte heruntergefallen seyn. „Thut nichts," sagte mein Gefährte, zog die Zügel scharf an, und das Pferd setzte sich in Trab. Im Vorbeifahren gewahrte ich Josephinen auf dem Kai, die mit gefalteten Händen Gott aus voller Seele um Rettung anflehte.

(Fortsetzung folgt.)

Die ehemaligen Gefängnisse von Paris.

II. Die Bastille.

(Fortsetzung.)

Am 5. Juni 1602 legte ein Schiff, das die Seine von Fontainebleau nach Paris herabgefahren war, unter den Mauern des Arsenals an. Mehrere Bogenschützen stiegen aus demselben ans Land; sie geleiteten eine dem hohen Adel angehörige Person, wenn man anders aus dem Reichthum ihrer Tracht und dem Stolze, der auf ihrem Antlitz ruhte, einen Schluß ziehen konnte. Der Gefangene, den seine Wachen in dichten Reihen umgaben, schritt durch die Gärten des Arsenals und wurde in die Bastille eingeführt und hier in den Kerker geworfen, den einst der Graf von Saint-Paul bewohnt hatte. Sein Prozeß wurde durch eine königliche Ordonnanz dem Parlament übertragen; die Untersuchung wurde den Händen des ersten Präsidenten, Archille de Harlay, anvertraut, dem Nikolaus Potier, der zweite Präsident, Etienne Fleury und Philipert Thurin, Berichterstatter, assistirten.

Dieser Gefangene nannte sich Charles de Gontaut, Herzog von Biron, Pair, Marschall und Admiral von Frankreich. Man beschuldigte ihn, mit dem Auslande Intriguen gepflogen zu haben; der Marschall war nemlich Gouverneur von Burgund und sollte kraft eines Geheimtractats sich der dritten Tochter des Herzogs von Savoyen vermählen, und zwar unter der Bedingung, daß der König von Spanien ihm alle seine Ansprüche auf das Herzogthum Burgund abträte.

Das Verfahren begann und wurde rasch instruirt. In allen Verhören hatte der Herzog eine ausserordentliche Leidenschaft-

lichkeit an den Tag gelegt, und Schmähungen gegen den König, die Zeugen und seine Richter ausgestoßen. Er erwartete den Ausgang der gegen ihn gerichteten Anklage, als Herr de Bellièvre, Kanzler von Frankreich, in Begleitung eines Parlaments-greffiers, am 13. Juli 1602, gegen 10 Uhr Morgens, in seinen Kerker trat. Biron wurde des Hochverraths schuldig erklärt und als solcher zum Schwerte verurtheilt; in Betracht seiner Familie jedoch erließ ihm der König die öffentliche Hinrichtung auf dem Grèveplatz und befahl, daß dieselbe in dem Hofe der Bastille stattfinden solle. Man hatte bereits ein Schaffot zu diesem Ende an dem angegebenen Orte errichtet.

Mehrere Male unterbrach Biron die Vorlesung seines Urtheils, und es fehlte wenig, so hätte er den Greffier ins Gesicht geschlagen. Der Marschall war zornroth; kurze und unzusammenhängende Reden entschlüpften seinem Munde; er verfolgte Kanzler und Greffier mit Schmähungen, als sie das Gefängniß verließen.

Kaum eine Stunde nachdem jene geschieden waren, trat der Scharfrichter ins Gefängniß.

Monseigneur die Zeit ist da, wir müssen gehen.

Schon! — sagte der Marschall — oh! der König ist ein Undankbarer, und hätte ich alle Mitglieder seines verfluchten Parlaments in Händen, ich würde sie ohne Unterschied erdrosseln.

Demnächst rief er unaufhörlich:

Das ist der Lohn für meine Dienste! Das Parlament ist dem König verkauft und der König treibt Handel mit dem Gewissen.

Während dem war er dem Scharfrichter und seinen Wachen gefolgt. Er befand sich nach einigen Schritten auf dem Schaffot, das vor dem Fenster seines Kerkers errichtet worden war, so daß man unmittelbar aus jenem auf das verhängnißvolle Gerüst trat. Achtzig bis hundert Personen standen am Fuße des Schaffots; als der Marschall erschien, lief ein Schauder durch die Versammlung.

— Was machen hier so viele Schurken und Bettler? rief er mit entsetzlicher Stimme.

Der Scharfrichter überreichte ihm ein rothes Tuch; er nahm es, verband sich die Augen und ließ sich auf die Kniee nieder. Der Scharfrichter trat einen Schritt zurück. Noch einen Schritt, und der Marschall erhob sich, riß die Binde ab, ergriff den Arm, welcher das Beil hielt, und rief:

Gibt es denn kein Erbarmen für mich?

Das Beil zitterte in der rechten Hand des Scharfrichters, denn Biron drückte ihm krampfhaft den Arm zusammen. Jetzt schien den Angeklagten die Energie zu verlassen, sein Antlitz wurde von einer schwarzblauen Blässe überzogen, er befestigte seine Binde, kniete, legte den Kopf auf den Block. Der Scharfrichter hob das Beil.

Nein, nein! schrie Biron mit schrecklichem Ton, nein, ich will den Himmel noch sehen.

Er heftete seine wirren Blicke an den Himmel und wandte sie dann in wildem Ausdruck auf den Henker. Dieser hatte Furcht, der Haufe schauderte.

Ein Augenblick der Ungewißheit und des Schweigens trat ein, ein Augenblick, während dessen die letzte Anstrengung des Gefangenen, die sich dem Leben zuwendet, aufloderte. Endlich ließ sich der Marschall erschöpft, bleich, das Antlitz mit kaltem Schweiß überzogen, auf die Kniee nieder; seine Stirn berührte den Block. Der Henker erhob seine Arme schnell zum tödtlichen Streiche; der Marschall wollte sich noch einmal erheben, als bereits sein Kopf und drei Finger seiner Hand über das Schaffot rollten.

Um neun Uhr Abends wurde er in der Kirche St. Pa beerdigt.

Während der Regierung Ludwig's XIV. wurden mehre berühmte Namen in die Register der Bastille eingetragen. A 7. September 1661 wurde der Oberintendant Fouquet i Haft gebracht. Der König, argwöhnisch wegen der Verschwen dung und des unerhörten Luxus Fouquet's ließ ihn der Er pressung anklagen.

Andere dagegen behaupteten, Ludwig XIV. sey eifersüchti auf die Erfolge gewesen, die Fouquet bei den Damen des Ho fes erhalten habe; und gehen sogar so weit, zu versichern, de Oberintendant habe Madame de la Vallière verführen wolle Unter seinen Papieren fand sich eine vollständige Sammlun von Liebesbriefen vor, die manche Dame der Hauptstad compromittirten. Wie dem nun auch seyn mochte, Fouque wurde durch Parlamentsbeschluß vom 20. December 1664 zu Verbannung verurtheilt, und starb am 2. März 1681 i Fort Pignerol.

Fouquet's Schreiber, der mit ihm in der Bastille einge schlossen war, ist weniger dadurch als durch die Verse de Abbé Delille berühmt geworden.

Gegen das Ende des Jahres 1671 liefen unheilvolle Ge rüchte in Paris um. Man sprach allenthalben von geheim nißvollen, in der Zauberei erfahrenen Personen, die vo einem Italiener die unheilvolle Kunst, Gifte zu mischen, er lernt hatten.

Marguerite d'Aubray, Gemahlin Gobeli'ns, Marquise vo Brinvilliers, wurde dieser Verbrechen angeklagt und am 27 Januar 1672 in die Bastille gebracht.

Die Marquise von Brinvilliers, unterhielt nach den Gerüchten jener Zeit, ein Verhältniß mit Godin de Sainte-Croix, Capitän der Cavallerie und Giftmischer, wie jene. Verschiedentlich hatte sie die Vergiftung ihres Gatten versucht, um ihren Buhlen ehelichen zu können; aber Sainte-Croix, nicht sehr begierig nach ewiger Liebe, gab dem Marquis von Brinvilliers jedes Mal Gegengift. Nichtsdestoweniger erlag dieser endlich den fortgesetzten Vergiftungen. Marguerite, der Vergiftung von Vater und Gatten angeklagt und überwiesen, wurde am 7. Juli 1676 zum Tode mit dem Schwerte verurtheilt; ihr Leichnam sollte demnächst dem Feuer übergeben werden.

Diesem Proceß folgten ähnliche, unter denen vornämlich der des Deshaines (bekannter unter dem Namen La Voisin (Filastre Vigoureux und dreier Priester bemerkenswerth ist. Die Letzteren wurden lebendig auf dem Grèveplatz verbrannt. Diese Anklagen wurden durch ein eigends für die Vergiftungen eingesetztes Gericht abgeurtheilt; und die Chambre ardente ist in den criminalistischen Annalen eben so sehr berüchtigt, wie bekannt geworden.

Der Jansenismus, kurz nach der Minorität Ludwig's XIV., und der Widerruf des Edicts von Nantes, im October 1685, hatte die Bastille mit einer großen Anzahl Opfer versehen: mehrere derselben starben nach langem Gefängniß in ihrem Kerker. So wurde unter Anderen Jean Caudel, der in Tours geboren war, am 4. August 1690, wegen Ketzerei, in die Bastille gebracht; er starb daselbst, nach Verlauf von 30 Jahren; François du Boulay, Doctor der Universität von Paris, brachte 48 Jahre in der Bastille zu; Isac Arnat de la Motte, Cadet im Regiment Dampierre erduldete ein Gefängniß von 54 Jahren, 6 Monaten und 20 Tagen.

(Schluß folgt.)

№ 69.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Wir fuhren über die Brücke St. Michael, durch die Straße la Harpe und erreichten bald die Straße Vangirard hinter dem Odeon. Hier fieng ich erst an, frei zu athmen. Doch, wer malt mein Erstaunen, als ich jetzt in dem Kutscher meines Cabriolets den Grafen von Chassenon erkannte, den ich hier am wenigsten zu finden erwartet hatte. „Was, sind Sie es?" rief ich ihm zu. — „Ja; und Sie haben hinter sich vier wohlgeladene Doppelpistolen; ich hoffe, Sie werden Gebrauch davon machen." — „Nein wahrlich nicht; ich will Sie nicht in's Verderben stürzen." — „Nun so werde ich Ihnen das Beispiel geben, und wehe dem, der sich nähert, um Sie aufzuhalten." — Wir fuhren auf den neuen Boulevard, an der Ecke der Straße Plumet. Hier hielten wir an. Ich legte mein weißes Schnupftuch auf das Leder des Cabriolets; dieß war das verabredete Zeichen mit Herrn Baudus. Unterwegs hatte ich mich des weiblichen Anzugs entledigt, einen Jockeimantel umgehängt, und einen runden Tressenhut aufgesetzt. Baudus ließ mich nicht lange warten. Ich nahm Abschied von Herrn von Chassenon und folgte bescheiden meinem neuen Gebieter. Es war 8 Uhr Abends, der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, die Nacht war stockfinster und in dieser Vorstadt St. Germain herrschte eine Todtenstille. Herr Baudus schritt rasch vorwärts und nur mit Mühe vermochte ich, ihm zu folgen. Jetzt verlor ich sogar einen Schuh, und mußte dennoch Schritt halten. Wir begegneten einigen Gensd'armen, die in Galopp an uns vorüberliefen, nicht ahnend, mir so nahe zu seyn, da sie doch wahrscheinlich Niemand anderm nachjagten. Ich war, nach einem länger als eine halbe Stunde dauernden Weg, halb todt vor Müdigkeit, den einen Fuß beschuht, den andern bloß; endlich blieb Herr Baudus einen Augenblick stehen in der Straße Grenelle. „Ich gehe in dieses Hotel," sagte er; „während ich mit dem Schweizer spreche, gehen Sie durch den Hof. Zur Linken werden Sie eine Treppe finden; diese steigen sie hinauf, bis in die oberste Etage. Dann gehen Sie über einen dunklen Corridor rechter Hand, woselbst Sie einen hölzernen Pfeiler finden, wo sie warten." — Wir gingen hierauf einige Schritte in die Straße du Bac, und eine Art Schwindel erfaßte mich, als ich ihn an der Thüre des Hauses des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten anklopfen sah, in welchem jetzt der Herzog von Richelieu wohnte. Herr Baudus trat zuerst hinein, und während er mit dem Schweizer sprach, der den Kopf zu seinem Fenster herausstreckte, ging ich schnell vorüber. „Wohin geht der Mann?" rief er. — „Es ist mein Bedienter." Ich erreichte die Treppe, stieg bis in's dritte Stockwerk, und gelangte an den bezeichneten Ort. Kaum hier angekommen, hörte ich das Rauschen eines seidenen Kleides. Ich fühlte mich sanft am Arm ergriffen und in ein Zimmer geschoben, dessen Thür sich hinter mir schloß.

Ich näherte mich dem Feuer im Ofen, welches einen schwachen Schein um sich warf. Indem ich meine erstarrten Hände am Ofen wärmen wollte, fand ich ein Licht und ein Packetchen Schwefelhölzer. Ich schloß daraus, daß ich das Zimmer erleuchten dürfte und begann nun mit Hülfe der Kerze meine neue Wohnung zu untersuchen. Es war ein Zimmer von mittlerer Größe in Mansard. Ein sehr reinliches Bett, eine Commode, zwei Stühle und der kleine Ofen von Fayence machten das Mobiliar aus. Auf der Commode lag ein Papier, worauf geschrieben stand: „Kein Geräusch; öffnen Sie das Fenster nur bei Nacht, ziehen Sie Pantoffeln an, und warten mit Geduld." Neben dem Papier fand ich eine Flasche vortrefflichen Bordeauxwein, mehrere Bände von Molière und Rabelais, und ein zierliches Körbchen, enthaltend Schwamm, parfümirte Seife, Haarpomade und alle die nöthigen Bedürfnisse einer sorgfältigen Toilette. Diese zarten Aufmerksamkeiten und die allerliebste Handschrift des Billets ließen mich vermuthen, daß meine Wirthin die edelmüthigsten Gesinnungen mit den feinsten Sitten und dem besten Geschmack vereinigten. Aber weßhalb das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten? Ich hatte den Herzog von Richelieu nie gesehen. Herr Baudus war allerdings bei diesem Departement angestellt, aber auf eine sehr indirecte Weise. Dem König konnte ich kein Interesse einflößen, und dann wäre es so viel einfacher gewesen, Gnade zu gewähren. Wenn ich mich hier mit dem Willen des Ministers befand, weßhalb heilige Pflichten übertreten, weßhalb die Treue, die er seinem Herrscher schuldig war, verläugnen, und sich der Bonapartistischen Partei und einem Staatsgefangenen, welcher als Mitverschworner angeklagt war, anzuschließen?

Während ich noch in solchen Betrachtungen verloren war, öffnete sich die Thür langsam und ich befand mich in Baudus Armen. Nach den ersten Freudensbezeugungen wünschte ich nun natürlich Aufschluß über manche, mich beunruhigende Dinge zu erhalten, worauf mein Freund mir Folgendes erzählte: „Vor zwei Tagen ließ mich Madam Lavalette zu sich kommen und erklärte mir, nachdem die Domestiken entfernt und die Thüren verschlossen waren, ihren Entschluß, Sie aus dem Gefängniß zu befreyen, da keine Begnadigung zu erwarten sey. Zugleich forderte sie mich auf, Ihnen einen Zufluchtsort auszumachen, da sowohl ihre Verwandten, als ihre Freunde außer Stand wären, ihr hierbin behülflich zu seyn. Die Aufforderung überraschte mich. Ich sehe zwar wenig Menschen bei mir, jedoch hielt ich es für eine Unmöglichkeit, Sie bei mir zu verbergen, in einem hôtel garni, wo wenigstens dreißig Personen wohnen. Ich bat mir zwei Stunden zur Ueberlegung aus, die mir Ma-

dame Lavalette auch gewährte. Ein einziges Mittel stand mir vielleicht zu Gebote, und dieses wollte ich auf der Stelle versuchen. Ich bin mit einer Familie durch die innigsten Bande der Freundschaft verbunden, die das Unglück aus eigener Erfahrung kennt und Muth zur Aufopferung hat. An diese wendete ich mich vertrauungsvoll und Sie befinden sich bei Herrn Bresson, Cassirer der auswärtigen Angelegenheiten.*) Madam Bresson hat nach der Verbannung ihres Mannes, in dem Ausbruch ihrer Dankbarkeit gegen diejenigen, welche ihn verborgen gehalten, das Gelübde gethan, den ersten unglücklichen wegen politischer Vergehen Verbannten zu retten, wenn die Vorsehung sie so sehr begünstigt, daß sich einer derselben an sie wendete. Ich erzählte ihr die Geschichte und den Entschluß der Madame Lavalette. Er komme, rief sie mit Enthusiasmus; mein Mann ist zwar abwesend, aber bei dieser guten Handlung bin ich seiner Zustimmung gewiß. Ich werde ein Zimmer zurecht machen, wo der Unglückliche sicher aufgehoben ist. — Madame Lavalette äußerte die lebhafteste Freude über diese Nachricht und schien des glücklichen Ausgangs ihres Unternehmens so gewiß, daß ich selbst Muth faßte, und mir die nähern Details mittheilen ließ. Wir bedurften zur Ausführung unseres Planes eines besondern Cabriolets; mit Madame Lavalette's Bewilligung suchte ich Herrn von Chassenon auf, den ich als einen ergebenen und entschlossenen Mann kannte. Und so sind wir auf eine Art Wunder hieher gekommen, denn noch begreife ich nicht, wie Alles so gelingen konnte. Jetzt hängt Alles davon ab, daß Niemand Ihren Zufluchtsort erfährt, sonst sind Sie und Ihre edelmüthigen Wirthe verloren. Herr Bresson ist von ihrer Unschuld überzeugt und macht deshalb kein Gewissen daraus, obgleich Staatsbeamter und in einem königlichen Hause wohnend, Sie zu verbergen. Wir werden Mittel und Wege zu finden wissen, Sie über die Grenze zu bringen; denn da das Schwerste gelungen ist, wird die Vorsehung ihr Werk nicht unvollendet lassen."

Herr Baudus verließ mich; ich bieb zwei Stunden allein, wagte kaum zu athmen oder mich zu bewegen, und gedachte mit Betrübniß an die Lage meiner armen Emilie, welche als Geißel für mich im Gefängnisse zurückgeblieben war. Gegen 11 Uhr öffnete sich die Thüre noch einmal, und ich sah eine elegant gekleidete Dame eintreten, deren Gesicht mit einem Schleier verhüllt war. Ein junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren begleitete die Mutter, und blieb furchtsam und weinend ihr zur Seite stehen, während diese mich umarmte. Ich beschwor sie, mich das engelgleiche Angesicht sehen zu lassen, dem ich meine Rettung verdankte. „Wir kennen uns nicht," sagte sie, den Schleier lüftend; „aber ich fühle mich glücklich, Madame Lavalette in ihrer heldenmüthigen That beistehen zu können." Und wirklich hatte ich sie noch nie gesehen. Madame Bresson war damals etwa vierzig Jahre alt, aber von einer Frische und Zierlichkeit der Taille, daß man sie wenigstens für zehn Jahre jünger hielt. Sie setzte einen kleinen Suppennapf auf den Ofen, und bat mich, mit dieser geringen und wenigen Kost vorlieb zu nehmen, indem sie, um unser Geheimniß keinem Dienstboten anzuvertrauen, mir nur bringen könnte, was, ohne Aufsehen zu erregen, von ihrem Tische zu erübrigen wäre. Dann empfahl sie mir die größte Vorsicht, da sämmtliche Domestiken auf dem Corridor wohnten, und ihr Neffe Stanislaus im nächsten Zimmer. Das meinige war stets unbewohnt gewesen, also mußte mich das leiseste Geräusch verrathen. Sie gebot mir noch, mein Bette selbst zu machen, sowie das Zimmer zu reinigen, und verließ mich dann. Kurz darauf erschien Herr Bresson. Die Unterhaltung mit den Damen hatte mich etwas trübe gestimmt, seine Erscheinung erheiterte mich wieder. Er war ein Mann von höchst gefälligem Aeußern, einem gebildeten Verstand, und einer Charakterstärke, von welcher er die glänzendsten Beweise abgelegt hatte. Der Entschluß, mich zu retten, entstand nicht aus seiner Anhänglichkeit an den Kaiser; denn ich zweifle, ob er jemals sowohl seine Person, als seine Regierung geliebt hat: sondern aus dem rein menschlichen und dem kühnen Muth, sich eines unschuldigen Opfers, wie er einst selbst eins gewesen, mit Gefahr seiner eigenen Sicherheit anzunehmen. — „Ich komme eben aus den Salons", sagte er lächelnd, „und sie können sich keine Vorstellung von der Furcht und Consternation machen, die sich besonders der Gemüther in den höhern Cirkeln bemächtigt hat. In den Tuillerien legt sich Niemand schlafen. Sie sind überzeugt, daß Ihre Flucht das Resultat eines großen Complots ist, welches nächstens ausbrechen wird; man sieht Sie an der Spitze der Armee auf die Tuillerien losgehen, und ganz Paris die Waffen ergreifen. Es würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn man die fremden Truppen anhielte, die sich jetzt zu entfernen beginnen. Man spricht davon, die Barrieren zu schließen. Stellen sie sich nur vor, wozu dieß Alles führen kann! Die Milchmädchen werden morgen nicht herein können, und unsere guten Frauen keine Milch zum Frühstück haben! Und ich, der Sie unter Schloß und Riegel hatte, mußte alle diese Klagen mit anhören." — Hierauf untersuchte er mit großer Sorgsamkeit mein bescheidenes Mobiliar, so wie Alles, was man mir gebracht hatte; gebot mir, meinen Fensterladen nur so weit aufzumachen, um lesen zu können, und meinen Kopf, falls ich mich erkälten sollte, und den Husten bekäme, während des Actus in einen Schrank zu stecken. Meine demüthige Bitte um Bier, den brennenden Durst zu löschen, wurde mir abgeschlagen, weil man kein's im Hause trank, und das Anschaffen desselben Verdacht erregen könnte. Dagegen versprach er, mich reichlich mit Wasser und Zucker zu versehen.

Ich brachte die erste Nacht der wieder erlangten Freiheit damit zu, im Zimmer auf und ab zu gehen, und frische Luft an dem halbgeöffneten Fenster einzuathmen. Meine Blicke konnten nicht in die Straße du Bac dringen; aber ich hörte alles ganz deutlich, und die beständige Bewegung der Reiter machte mich zittern. Endlich gegen Morgen überwog die Müdigkeit meine innere Unruhe, und ich schlief ein. Doch kaum mochte ich etwa zwei Stunden geruht haben, als mich ein Geräusch erweckte, und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich in der Kammer einen kleinen Mann, welcher die Möbeln in Ordnung setzte, und mit großer Vorsicht fegte und putzte: „Wer sind Sie?" rief ich. „Der Kammerdiener des Herrn Bresson." — „Aber es war ja verabredet, daß Niemand zu mir hereingelassen werden sollte?" — „Es ist anders bestimmt worden; wenn Sie aufstehen wollen, können sie einstweilen, bis ich hier alles in Ordnung gebracht, in mein Zimmer gehen."

*) Ich hatte Herrn Bresson nur zweimal gesehen, kannte aber seine Geschichte. Deputirter beim Convent, hatte er sich nur mit großer Energie gegen den Proceß und das Urtheil Ludwig XVI. erklärt. Er votirte gegen den Tod und wurde bald darauf verbannt und genöthigt, zu fliehen. Seine Frau und er fanden eine Zuflucht in dem nahegelegenen Gebirge bei braven Leuten, die sie mit bewunderungswürdiger Treue zwei Jahre verbargen, trotz des unvermeidlichen Todes, der ihrer gewartet hätte, sobald das unglückliche Paar bei ihnen gefunden worden wäre.

— Ich erhob mich, und er brachte mich in das gegenüberliegende Zimmer. Alles, was ich hier erblickte, schien mir viel zu gut und elegant für die Kammer eines Dienstboten. Eine Pendeluhr, Vasen mit Blumen, ein zierliches Bett, neben welchem eine Garderobe, worin sich Damen-Kleider befanden. Was bedeutet dieß alles, der Mann muß verheirathet und die Frau auch ins Geheimniß gezogen seyn. Von den beunruhigendsten Gedanken ergriffen, fühlte ich mein Herz ängstlich schlagen. Ich wollte aufstehen, fiel aber ohnmächtig zurück. Als der Kammerdiener nach einer halben Stunde wiederkehrte, und mich in diesem Zustande fand, zog er mich mit großer Mühe bis an mein Bett, und half mir, mich hinein legen. „Um Gotteswillen, werden sie nicht krank," sagte er, „wir dürfen ja keinen Arzt zu Ihrem Beistande herbeirufen. Suchen Sie sich ruhig zu halten. Vor Abends können weder Herr noch Madame Bresson zu Ihnen kommen. Wenn's möglich ist, kehre ich früher zu Ihnen zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Die ehemaligen Gefängnisse von Paris.

II. Die Bastille.

(Schluß.)

Am 18. September 1698 geleitete Herr von Saint Mars einen Gefangenen von den Margaretheninseln in die Bastille, der unter dem Namen: die eiserne Maske Celebrität in ganz Europa erlangt hat. So viel ist gewiß, daß dieser Mann der Held eines politischen Geheimnisses war, über welchen Jedermann seit Voltaire geschrieben hat und dem noch in neuester Zeit die Ehre zu Theil geworden ist, in einem mittelmäßigen Drama der Boulevards zu figuriren.

Der Mann mit der eisernen Maske starb plötzlich am 19. November 1703, und wurde am nächsten Morgen in der Kirche St. Paul, unter dem Namen Marchialy, beerdigt.

Während der Regentschaft änderte die Bastille beinahe ihre Bestimmung. Politik und Religion waren durch Schlemmerei entthront worden; und man verhaftete unbarmherzig Jedermann, der sich den leichtesten Tadel gegen die Sittenlosigkeit des Hofes erlaubte.

Am 17. Mai 1717 wurde ein junger Mann in die Bastille gebracht. Man hielt ihn für den Verfasser einer Satyre, die gegen den Regenten und die ihn umgebenden Roués erschienen war. Dieser junge Mann war Voltaire; 1718 in Freiheit gesetzt, wurde er 1719, in Folge eines Streits mit dem Chevalier de Rohan Chabot, von Neuem verhaftet.

Häufig in dieser Zeit war auch die Gefangenschaft die gewaltsame Entwickelung einer Liebesintrigue. Es hielt zuweilen schwer, sich auf dem schlüpfrigen Boden der Galanterie zu bewegen, ohne die ehelichen Bedenklichkeiten dieses, oder jener großen Person zu erregen, oder die Eifersucht dieser, oder jener edlen Dame, die die Gewohnheit, Liebhaber und Verliebte zu ändern, aufheben wollte.

Auch Nebenbuhlerschaften und Duelle endigten mit einem Lettre de Cachet. Eines Abends kosete der Herzog von Richelieu auf einem Maskenball der Oper vertraulich mit einer jungen und liebenswürdigen Prinzessin. Gacé, ein anderer berühmter Roué, flüsterte der Dame einige Scherze in Betreff der Unbeständigkeit und Treulosigkeit der schönen Maske in das Ohr. Auf ein Zeichen Richelien's verließ Gacé mit ihm den Saal; in der Straße St. Thomas du Louvre angekommen, machten die beiden Gegner, unter dem Lichte einer Reverbère, in aller Höflichkeit einige Gänge, und der herzogliche Wüstling erhielt einen tüchtigen Degenstoß, dessen Heilung er in der Bastille abwarten mußte. Das war das zweite Mal, daß er hier eingesperrt war.

Jedermann kennt die Geschichte der Herren von Aligre und von Latude, die in der Nacht vom 15. auf 16. Februar 1756 aus der Bastille entflohen. Herr von Latude hat diese gefahrvolle Flucht, die mehrere Jahre zuvor gefaßt und vorbereitet worden war, in einem Memoire erzählt.

Am 6. Mai 1766 fuhr ein verschlossener und von zahlreicher Escorte umgebener Wagen aus der Bastille. Soldaten der Schaarwache und Infanteriedetachements waren an allen Straßenecken aufgestellt; der Wagen fuhr in scharfem Trabe durch die Straße St. Antoine der Seine zu, und die Quais bis zum Pont au Change entlang; hier machte er eine rasche Wendung und hielt nicht eher, als am Quai des Morfundus an, am Fuße der Thürme der Conciergerie.

Heraus stieg ein Greis; es war Thomas Arthur de Lally, Großkreuz des königlichen Militärordens vom heiligen Ludwig, Generallieutenant der Armeen des Königs. Ungeachtet mehrerer über die Engländer erfochtenen Siege, war Herr von Lally angeklagt worden, durch eine schlechte Administration beinahe alle französischen Etablissements in Westindien gefährdet und zu Grunde gerichtet zu haben. Im Unwillen über eine solche Anklage und wenig um die Zukunft bekümmert, stellte sich der Unglückliche freiwillig zum Gefangenen, und trat am 1. November 1762 in die Bastille.

Nachdem Herr von Lally, von seinen Garden umgeben, den Fuß auf die Erde gesetzt hatte, schritt er durch den engen Hof, der auf den Quai ging; er stieg die sechs Stufen hinab, die in den finstern Vorhof der Conciergerie führten; hier gaben ihm zwei Kerkerdiener ein Zeichen mit der Hand; er folgte ihnen in den Corridor zur Linken, und von da in einen Kerker, der auf einen grünen Platz ging, wo hohe Mauern nur ein Eckchen vom Himmel zu sehen gestatteten. Das Thor war offen geblieben; einige Minuten später kam der Greffier des Gefängnisses und verlas ein von dem Parlamente erlassenes Todesurtheil. „Aber was habe ich denn gethan" – rief Herr de Lally mit einer Stimme, in welcher mehr Ergebung, als Verzweiflung wahrzunehmen war, und sein Auge wandte sich auf die Thür, wo der Geistliche des Gefängnisses unbeweglich stand. Der Priester führte den Verurtheilten in die Kapelle und ermahnte ihn, den letzten Trost der Religion entgegen zu nehmen.

Aus Gnade, mein Herr, lassen Sie mich einen Augenblick allein! und Herr von Lally ließ sich in dem äußersten Ende der Kapelle nieder, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, die Stirn in der Hand, in der Stellung eines Nachdenkenden.

Einige Minuten darauf stürzten sich zwei durch die Dunkelheit Verborgene gegen den Verurtheilten und ergriffen seinen rechten Arm, denselben hoch in die Luft haltend. Herr von Lally hielt in der rechten Hand eine scharfe Compasnadel, und ein Blutstreifen floß aus der linken Seite seiner Brust; er hatte sich bereits getroffen.

In dem Gefängniß ging es sehr unruhig zu. Man besorgte, der, den man zum Henkertode ausersehen, werde sich zum Tode getroffen haben. Der Befehl wurde gegeben, die Vollziehung des Todesurtheils zu beschleunigen. Man ergriff den Unglück-

lichen, man band ihm die Hände mit Stricken, man steckte ihm einen Knebel in den Mund, gleichwie man einem Pferd ein Gebiß anlegt, und schleppte ihn auf einen Karren. Alles geschah reißend schnell, denn das Blut floß über die Brust des Herrn von Lally und das Volk mußte doch ein Schauspiel haben, die Gerechtigkeit ihren Lauf, der Scharfrichter seine Gratification.

Auf dem Grèveplatz angekommen ließ der Greis, nachdem er das Schaffot bestiegen, seine traurigen Blicke über den Haufen schweifen, der zu seinen Füßen summte. Der Knebel in seinem Munde hinderte ihn, ein Wort zu reden. Er ließ sich auf die Knie nieder, legte den Hals auf den Block, und der Scharfrichter durchhieb die Hirnschaale. Es war das eine Ungeschicklichkeit des jungen Mannes, der seine erste Probe ablegte. Sein Vater stieß ihn zurück, ergriff das Beil und der Rest des geknebelten Hauptes rollte über das Schaffot.

Herr de la Chalotais, Generalgouvernur im Parlament von Bretagne wurde im Jahre 1766, bei Gelgenheit der Unruhen, die in seiner Provinz ausgebrochen waren, in die Bastille gebracht. Voltaire erzählt, daß Herr de la Chalotais seine Memoiren mit einem Zahnstocher und ein wenig im Wasser aufgelösten Ruß geschrieben habe.

Ludwig XV. war todt, sein Nachfolger kämpfte vergeblich gegen eine fortwährende Reaction; der Thron ging seinem Sturze entgegen. Am 14. Juli 1789 befand sich der im Mai 1789 heraufbeschworne Sturm auf seinem Gipfel. Das Volk umgab die Bastille und, nach einer vierstündigen Belagerung, fiel diese Veste 5½ Uhr Nachmittags in die Hände der Sieger. Der Gouverneur de Launay wurde an der untersten Stufe des Stadthauses ermordet, und sein abgeschlagener Kopf in den Straßen umhergetragen.

Nachstehendes ist das officielle Resultat der nach der Einnahme der Bastille ernannten Commission.

Auf dem Platze Gebliebene	83
Todte in Folge erhaltener Wunden . .	15
Verwundete	60
Verstümmelte	13
Nichtverwundete Sieger	654
Wittwen	19
Waisen	5
Totalsumme	849

In den Kerkern wurden mehrere Gefangene angetroffen, unter anderen die Herren Tavernier, Laroche, Pujae, Graf von Whyte, Graf von Solage u. s. w.

Einer unter ihnen, ein blasser, abgemagerter Greis, mit Lumpen bedeckt und beinahe wahnsinnig, wurde von dem Volke nach dem Stadthause geführt. Ein dichter Bart gab dieser Gestalt, die die Eindrücke des Leidens und Unglückes trug, einen noch unglücklicheren Anblick. Dieser Greis war der Graf de Lorges. Seit dreißig Jahren hatte er weder den Himmel, noch die Menschen gesehen. Diese neue Generation, diese unbekannten Züge verliehen ihm eine tiefe Traurigkeit; sein Augenlied schloß sich, als könne er das Licht nicht ertragen. Als er seine Freiheit erfahren, als er erfahren, daß alle die Seinigen gestorben waren, bat er um einen abgelegenen und einsamen Zufluchtsort, wo er selbst darauf starb.

Mehrere Skelette wurden während der Demolirung der Bastille aufgefunden und auf dem Kirchhofe von St. Paul beerdigt. (Droit.)

Marie, die Mäherin.

(Sage aus der Bretagne)

Marie war das ärmste, aber auch das bravste Mädchen i ganzen Flecken Briez, — so sanft und gut, daß alle We sie liebte.

Erst hatte das fromme Kind seinen Vater verloren, spät starb ihr auch die Mutter. Diese, die alte Yvonne, sagte a dem Todtenbette: „Du mußt nun hingehen, meine Tochte und Deine Arme zur Arbeit verdingen, denn Du hast nicht wovon Du leben könntest, und Arbeit ist besser als Schande.

So verdingte denn das junge Mädchen seine kräftigen bra nen Arme, auf daß es Brod habe, an die Reichen im Ort Den Sommer über, während andere junge Mädchen sich ve gnügten, schnitt und sammelte sie emsig Getreide für de traurigen Winter, wo der Arme niemals Arbeit, aber imm Hunger hat.

Marie war schön und wußte es nicht; aber mehr als ei Bursche, der sie Sonntags zur Kirche gehen sah in ihrem ein fachen blauen Mieder, sagte bei sich selbst: „Das Mädchen i arm, aber fleißig; es wird gewiß eine gute Hauswirthin wer den und ihren Mann einst mehr bereichern, als manche Andere die sich bläht in ihrem Flitterstaat und einherstolziert wie ei Pfau."

Eines Tages wurde Marie gemiethet, um das Heu de reichen Claude zu mähen, der Mutter des blonden Samique der mit seinen langen Locken aussah wie Johannes, der Lieb lingsjünger des Herrn. Und Marie betrachtete ihn so oft und lauschte seinen Worten, daß sie ihn zuletzt liebte, sie wußt gar nicht, wie?

Claude sagte zu ihrem Sohne: „Dein Ohm in Saint-Po erwartet dich; jetzt ist nicht Zeit, mit den Mäherinnen zu lieb äugeln;" und Samique reiste ab.

Da hatte Marie keine Lust mehr zur Arbeit und ihre blauen Augen wurden trübe. „Du singst ja nicht mehr," sagten di Jungen; die Alten zischelten sich in die Ohren, und Mari wurde bleich zum Erbarmen.

Ob das Frau Claude rührte? Man weiß es nicht; eine Tages aber sprach sie zu Marien: „Du liebst meinen Sohn — er ist reich, Du bist arm. Es heißt, Du seyst klug, abe das genügt mir nicht zur Schwiegertochter. Was kannst Du thun, um mir zu beweisen, daß das Heirathsgut auch nicht zu verachten ist, was in Deinem Fleiße, in der Kraft Deiner Arme liegt. Getraust Du Dich wohl, allein, ohne fremde Beihülfe, die Hälfte dieser Wiese abzumähen?"

„O!" erwiederte Marie, hochroth vor Freude und Ueberraschung, „für Samique mähe ich das ganze Feld, ist's gleich so lang, als das Auge reicht."

„Nun, gut!" entgegnete die Mutter, „ich willige darein: Du sollst meinen Sohn haben, wenn Du nur bis zur Hälfte kommst: das schwöre ich Dir bei meiner Seele Seligkeit."

Welcher Muth erfüllte da die arme Marie! Ohne Unterlaß mähte sie den ganzen Tag, es kam die Nacht, sie mähte noch; auch die folgende Sonne beleuchtete noch ihren schlanken Leib, mähend über das Feld hingebeugt, doch als sie unterging . . ., O, warum waren Mariens Arme nicht so stark, als ihre Liebe! „Ueber die Hälfte!" flüsterte sie, sank zur Erde — und erhob sich nicht wieder.

Wer liebte noch, wie Marie, die Mäherin?

№ 70.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Fortsetzung.)

Ich blieb allein, von tausend ängstlichen Gedanken gefoltert. „Was sollten sie mit meinem Leichnam anfangen, falls ich hier stürbe?“ — Indem erhob ein Ausrufer seine Stimme. Ich stürzte an's Fenster, aber der Mann war schon zu weit entfernt, seine Worte nicht mehr verständlich. Gewiß hatte er etwas in Bezug auf mich ausgerufen. Vier qualvolle Stunden wartete ich, bis sich ein Zweiter vernehmen ließ. Dieses Mal war es eine Frau, deren kreischende Stimme vernehmlich die Worte: Lavalette .... Wirthsleute .... Eigenthümer, schrie. Ohne Zweifel also eine Ordonnanz, welche strenge Strafe über diejenigen verhing, welche mir eine Zuflucht zu geben wagten (das kümmerte mich wenig), aber auch eine Belohnung dem Angeber verhieß. Und wer stand mir dafür ein, daß nicht unter den Dienstbothen des Hauses Einer war, der solchen Lohn zu verdienen wünschte? Ich that dem guten André und seiner Frau bitteres Unrecht; denn es waren treue, erprobte Diener.

Gegen 6 Uhr Abends, ich hatte noch kein Licht angezündet, trat eine weibliche Gestalt herein, setzte sich an mein Bett, und fragte ganz leise nach meinem Befinden. Ich glaubte die Hausfrau vor mir zu sehen, und sprach ihr meinen Dank für ihre Besorgnisse aus, erfuhr aber, daß es nur die Kammerfrau der Madame sey, welche in deren Auftrag käme, nach dem Zustand meiner Gesundheit zu forschen. „Also noch einen Zeugen mehr,“ sagte ich seufzend. „Gott gebe nur, daß diese vielen Vertrauten mir nicht zum Unglück gereichen.“ — Endlich erschien Madame Bresson selbst, und ich erkundigte mich bei ihr nach dem Geschrei in der Straße. „Es ist weiter nichts,“ erwiederte sie, „als eine alte aufgewärmte Polizei-Ordonnanz von 1793, über welche Jedermann lacht, denn in ganz Paris herrscht eine unglaubliche Freude. Madam Lavalette wird bis in die Wolken erhoben. — Was übrigens die vermehrte Anzahl der Vertrauten um sie her betrifft, so seyen Sie ohne Sorgen. Mein Mann und ich haben es für sicherer erkannt, den beiden Ihnen gegenüber wohnenden Dienstboten Alles zu sagen. Troß aller Vorsorge hätten sie Ihre Bewegungen hören können; sie würden erschrocken seyn, und mit dem andern Gesinde davon gesprochen haben. Deßhalb war es sicherer, ihnen das Geheimniß zu entdecken. Sie sind verheirathet und seit zwanzig Jahren in unserm Hause: daher kann ich für die Ehrlichkeit dieser braven Leute einstehen. Wir haben auch beschlossen, unsern Neffen Stanislaus davon zu unterrichten; er ist Ihr Wandnachbar, und ich werde ihn heute Abend noch zu Ihnen führen.“ So geschah es auch, und ich lernte in ihm einen sehr angenehmen, jungen Mann kennen, der bald mein Freund wurde. Er blieb von Abends 11 bis 2 Uhr in der Nacht bei mir; ich lehrte ihn Schach, und er brachte mir die Journale und Neuigkeiten aus der Stadt. — —

Wir kehren zur Conciergerie zurück. — Kaum hatte ich die äußere Thüre erreicht, als der Concierge in mein Zimmer trat, und, wie ich vorausgesehen hatte, sich wieder zurückzog, als er das Geräusch hinter dem Schirm hörte. Doch nach 5 Minuten war er schon wieder da, und obgleich dasselbe Geräusch sich wiederholte, hielt er es doch für sicherer, selbst hinter den Schirm zu sehen. Beim Anblick meiner Frau erhebt er ein lautes Geschrei und stürzt auf die Thüre los. Madame Lavalette hielt ihn am Rock, und sagte: „lassen sie meinem Mann gehen, warten sie nur noch einige Augenblicke.“ — „Madame! Sie stürzen mich in's Verderben,“ ruft er, sich mit Gewalt losreißend, und fort ist er aus ihren Augen verschwunden. Sie hört nur noch aus der Ferne seinen Angstruf: „Der Gefangene ist entflohen!“ In voller Verzweiflung erscheint er mit dieser Anzeige bei dem Polizei-Präfekten. Die Kerkerwärter, die Gensd'armen rennen in allen Richtungen fort. Zwei der ersten erreichen die Sänfte, welche meine Tochter, nach meiner Abfahrt im Cabriolet, bestiegen hatte, und die ruhig ihren Weg auf dem Kai fortsetzt; als sie aber nur meine Tochter finden, lassen sie sie wieder stehen. Die ganze Nacht hindurch wurden Hausuchungen bei meinen Freunden, Bekannten und selbst bei denjenigen Personen vorgenommen, welche nur in Amtsverhältnissen mit mir gestanden hatten. Die Barrieren wurden am Morgen geschlossen, und ganz Paris äußerte seine laute Freude über die Verzweiflung der Polizei. Nach Verlauf einer halben Stunde begann auch Madame Lavalette, ihre Angst zu bemeistern, und würde das Glück, mich gerettet zu haben, ungestört genossen haben, wenn die brutalen Kerkerwärter ihr nicht unaufhörlich versichert hätten, daß ich mich unmöglich gerettet haben könnte, und nächstens ergriffen werden würde.

Die Ankunft des Ober-Procurators Bellart setzte ihren Beleidigungen ein Ziel. Er begann feierlichst, ein Protokoll aufzunehmen, und machte Madame Lavalette die lächerlichsten Vorwürfe. Auf seinen Befehl wurde sie mit einer Strenge behandelt, welche in ihrem damaligen Gesundheitszustande den Grund zu der schrecklichen Krankheit legte, die zwölf Jahre ihr Leben verbittert hat, und von welcher sie erst jetzt, wo ich dieses schreibe, vollkommen geheilt ist. Man ließ sie das Zimmer des Marschall Ney bewohnen, welches keinen Kamin hatte, sondern nur einen Ofen, von dessen Hitze sie Tag und Nacht litt. Die Aussicht ging auf den Hof der Frauen, deren lärmendes Gelächter sie unaufhörlich störte, und deren grobe, unsittliche Reden einer jungen, wohlerzogenen Frau eine wahre Marter seyn mußten. Sie wurde im strengsten Gewahrsam gehalten, keine ihrer Kammerfrauen zu ihr gelassen, und sie mußte sich von einer Kerkerwärterin bedienen lassen. Sie durfte keine Briefe

abgehen lassen, noch erhalten. Von tausend Schrecknissen bestürmt, besonders während der Nacht, wenn die Schildwachen abgelöst wurden, glaubte sie immer ihren Mann zurückgebracht zu sehen. Fünfundzwanzig Tage und Nächte brachte sie ohne allen Schlaf zu. Ich war weit entfernt, sie so unglücklich zu glauben, da man mir zur Beruhigung gesagt hatte, daß sie in sehr anständiger Verwahrung bei der Frau des Polizei-Präfecten lebe, und nächstens in ihre eigene Behausung zurückkehren würde.

Meine Tochter kam in ihr Kloster zurück, so außer sich vor Freude und so bewegt, daß sie nicht im Stande war, zu erzählen, wie sie dazu beigetragen habe, ihren Vater zu retten. Als aber am andern Morgen der Verlauf der Sache ruchbar wurde, fühlte sich die Vorsteherin, welche eben erst die Zusicherung des Schutzes der Herzogin von Angouleme für ihr Haus erhalten hatte, von einem panischen Schrecken erfaßt. Meiner Tochter wurde Schweigen auferlegt; die Nonnen und selbst einige ihrer Gespielinnen entfernten sich von ihr, als ob sie von der Pest befallen wäre. Ja, sollte man es wohl glauben! die Eltern einiger Pensionärinnen erklärten der Vorsteherin, daß sie ihre Kinder aus dem Kloster nehmen würden, wenn Josephine Lavalette darin bliebe! Sechs Wochen darauf, so wie Madame Lavalette ihre Freiheit erhielt, eilte sie, ihre Tochter aus der Anstalt zu nehmen. — —

Ich verlebte die ersten zehn Tage ruhig in meiner Einsamkeit, überhäuft von den rührendsten Beweisen der Liebe. Meine vortrefflichen Wirthe bemühten sich, mich zu beruhigen; versicherten, daß meine Anwesenheit ihnen durchaus keine Gefahr brächte, und daß ich, ohne sie zu geniren, noch mehrere Monate in meiner Klause bleiben könnte.

Ich aber dachte anders. Herr Baudus, der mich von Zeit zu Zeit besuchte, konnte mir nicht verhehlen, daß die Polizei ihre Thätigkeit noch keineswegs eingestellt hätte. Man war fest überzeugt, daß ich die Grenzen, weder auf der Seite nach Straßburg, noch nach Metz überschritten habe. Der verbannte, in Brüssel lebende General Excelmann schrieb, gleich nachdem er die Geschichte meiner Flucht in den Zeitungen gelesen, seiner Frau im Vertrauen, daß er so eben mit mir zu Abend gespeist habe. Die Anekdote kam schnell herum; die Polizei ließ sich dadurch nicht irre machen, setzte vielmehr ihre Forschungen in Paris fort. Meine Freunde wurden mit einem Eifer bewacht, der allen Agenten der Polizei die Hoffnung einer reichen Belohnung versprach.

Herr B. de Vaux, damals erster Polizei-Sekretär, verrieth Herrn Baudus das Geheimniß dieser hartnäckigen Verfolgung. Die Ultra-Partei beschuldigte den Minister, meine Flucht befördert zu haben, theils aus alter Freundschaft für mich, theils um sich ein Verdienst daraus bei Louis Buonaparte und seiner ganzen Familie zu machen und sich dadurch einen Anspruch an seine Erkenntlichkeit für zukünftige Ereignisse zu sichern. Diese absurden Beschuldigungen waren sogar bis zum Könige gedrungen, und Herr Decazes, aus Furcht, seinen Credit sinken zu sehen, und vielleicht dem Haß, dessen Gegenstand er war, zu unterliegen, gab seinen Nachforschungen täglich verdoppelte Thätigkeit.

Ich mußte also fliehen; aber auf welche Weise? Man schlug mir vor, nochmals weibliche Kleider anzulegen, und mich im Geheim in die Nähe eines Meerhafens zu begeben, wo sich Schmuggler bereit finden würden, mich nach England zu bringen. Ich verwarf diesen Plan, als völlig unausführbar; auch gefiel er meinem Freund Baudus nicht. Wenige Tage dara vertraute er mir, daß ein russischer General sich mit meine Transport befassen wollte. In der Nacht sollte ich in sei Wirthshaus kommen, und von da aus im Hintergrund seine Kalesche verborgen über die Grenze gebracht werden. Aber i müßte zuförderst seine Schulden mit 8000 Franken bezahlen und mich verbindlich machen, die Kosten der Reise zu trage Das Geld ward herbeigeschafft, aber der Plan scheiterte. De Russe verlangte den Namen des Verbannten zu wissen, un aus Furcht, nach Sibirien geschickt zu werden, falls ich er kannt würde, trat ich wieder zurück. Dann war die Rede da von, mich unter ein Bataillon Bayern zu stecken, welches Frank reich so eben verließ; ich sollte mich dem befehlhabenden Offizie entdecken, der ohne Zweifel entzückt seyn würde, einen Ver wandten und Freund des Prinzen Eugen zu retten. Der Pla gefiel mir ausnehmend.

Ich kannte den edlen König von Bayern hinreichend, un überzeugt zu seyn, daß der Offizier nicht bestraft werden würde, und dieser vortreffliche Fürst, den ich einige Monate nachhe sprach, sagte mir mit Bewegung: „ich würde ihn an meine Person attachirt haben, wenn er Sie hätte retten können.“ Aber auch dieser Plan mußte aufgegeben werden. Die Polizei schien zu ahnen, daß ich Gebrauch von dieser Truppen-Abtheilung machen wollte, und die Offiziere wurden nun dergestalt bewacht, daß nicht mehr daran gedacht werden konnte.

Endlich am achtzehnten Tage meines Aufenthalts in diesem gastfreien Hause, kam Baudus voller Freuden zu mir, um mir zu verkündigen, daß einige Engländer sich dafür interessirten, mich zu retten, und es hoffentlich gelingen werde.

Die Sache verhielt sich so. Die Prinzessin von Vaudemont, beunruhigt, mich noch in Paris zu wissen, obgleich sie den Ort nicht erfahren, hatte sich bemüht, Befreier für mich zu finden. Sie vertraute ihren Kummer der Madame St. Aignane geborne Caulaincourt, einer der geistreichsten Damen ihres Cirkels, deren grenzenlose Güte und kühnen Muth sie kannte. Diese schlug der Prinzessin vor, einem jungen Engländer, Namens Bruce, den beide häufig sahen, zu sondiren. Bruce, höchlichst erfreut, etwas dazu beitragen zu können, einen unglücklichen, dem Schaffot auf eine so wunderbare Weise Entwischten zu retten, nahm den Vorschlag der Damen mit Entzücken an, und eilte, ihn dem General Wilson zu vertrauen.

Der General theilte den Enthusiasmus seines jungen Freundes. Ein früherer Versuch, den Marschall Ney zu retten, war gescheitert, und so hoffte er, jetzt Revange mit mir nehmen zu können. Der Streich sollte militärisch ausgeführt werden, und da Bruce nicht zur Armee gehörte, bedurfte er hierzu noch einen oder zwei Offiziere, unabhängige Leute, von liberalen Gesinnungen, die sich ein Vergnügen daraus machten, der Regierung der Bourbons das Spiel zu verderben. Sie waren bald gefunden. Die Straße nach Belgien über Valenciennes war dem Kriegsdienst der englischen Armee besonders angewiesen; diese Route wurde demnach zu meiner Flucht erwählt. Die Engländer verlangten nur zwei Tage, ihre Vorbereitungen zu treffen. Ich erhielt eine sehr detaillirte Instruktion hinsichtlich meiner Kleidung. Keinen Schnurrbart, eine englische Perrücke, sorgfältig rasirt nach der Weise der englischen Offiziere, einen weiten Oberrock mit den Knöpfen der Garde, die Uniform und Kopfbedeckung sollte ich erst im Augenblick der Abreise erhalten.

(Schluß folgt.)

Aus dem „Humoristen" Nro. 98, vom 17. Mai 1841, abgedruckt.

Neuester Wegweiser zum Himmel,

oder:

Der „Himmel" ist zu gewinnen um 5 fl. Conv. Mze.

Eine überirdische Seligkeit durch ein irdisches Lotterieloos.

Nämlich:

Die Ausspielung des prachtvollen Landgutes:

Pfaffenberg, genannt Himmel,

mit einer Ablösungs-Summe von

fl. 200,000 W. W.

dann einer

roboth- und zehentfreien Oekonomie-Besitzung Nr. 8 zu Aspern,

mit einer Ablösungs-Summe, laut Plan, von

Guld. 75000 W. W.

„Wer im Himmel, sagt er,
Will kemma, sagt er,
Muß a Los, sagt er,
Jetzt nehma, sagt er."

Es führen viele Wege zum Himmel, sie sind alle sehr sicher, und sehr zu empfehlen, allein — wenig frequentirt! Aber es führt noch ein Weg in den „Himmel", nämlich über Döbling und Grinzing, durch ein anmuthiges Thal, neben üppigen Rebenhügeln bis zu der romantischen Anhöhe, auf welcher eine geschmackvolle Villa hinabschaut in die weitgekettete Ebene mit der zaubervollsten Fernsicht, und diese Besitzung heißt: „Pfaffenberg," und ist unter dem Volke allgemein unter dem bezeichneten Namen:

„Der Himmel!"

bekannt!

Wer sollte es glauben, daß eine kleine Stunde weit von einer lebenslustigen, in allerlei irdischen Sünden und Larifari befangenen Hauptstadt, der „Himmel" offen steht, und daß man im Spazierengehen, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, ja selbst zu Esel in den Himmel kommen kann?

Und welch' ein Himmel! Ein Himmel mit 160,000 Quad. Klaftern, in welchen sich die arme Seele, die ihn gewinnt, theils in Wiesen, Obstbaum-Alleen, Feldern, Gartenanlagen, Waldungen, Teichen u. s. w. ergehen, und von den irdischen Strapatzen der tief unter ihr liegenden Erde ausruhen kann! Dieser ganze Flächenraum beträgt 100 Joch, man sieht also, daß der Mensch auch im Himmel sein Joch hat, selbst wenn er unverheirathet hinein kommt!

Und nun: ein großes, herrliches **Palais**, inmitten des großen Parkes, dann nordöstlich ein spatiöser Meierhof mit Stallung, Scheunen, Remisen und allen zu einem Oekonomietrieb gehörigen Lokalitäten und Utensilien, dann Brunnen, ja selbst einige zu einem Brunnenkurort sich qualifizirende Mineralquellen, ferner Wald, fischreiche Teiche, ein in dieser Besitzung liegender, bis jetzt unausgebeuteter, reicher Steinbruch, dann eine mit dem Gewinne verbundene „**Bilder-Gallerie**" von 200 Stück ausgezeichneten Oelgemälden u. s. w. Alles das zusammen gibt einen „**Himmel,**" der unter Brüdern seine 5 Gulden für ein Loos werth ist! Und eine Hauptsache ist,

„die Realität wird schuldenfrei"

übergeben! Das kann nur im Himmel geschehen! Der Himmel ist schuldenfrei, die Erde hingegen ist schuldbedeckt!"

Und dann die Aussicht von diesem Himmel! Mit einem Tubus sieht man alle Rendezvous, alle Zusammenkünfte, alle Schäferspiele in den geheimsten Alleen, Laubgängen, Feldwegen, Thalgründen der ganzen Umgegend, und es darf im Prater kein Salami-Mann einem Milchweib die Hand küssen, ohne daß man im Himmel Zeuge davon ist! Das allein ist 5 fl. C. M. werth, auch wenn man gar nichts gewinnt!

Also wer am 29. Juli dieses Jahres

den Himmel gewinnen will,

der eile, sich sein Loos

bei D. ZINNER & COMP.

zu nehmen!

Wer am 29. Juli das große Loos gewinnt, kann

am 30. Juli mit Tagesanbruch in den Himmel kommen!

Um fünf Gulden in den Himmel kommen! Wohlfeiler kann man ihn beim Bäcker nicht bekommen! Und was dieser „Himm… vor allen andern Himmeln voraus hat, ist: „Man kann sich in diesem Himmel mitnehmen, wen man will!" Das … viel werth! Mann kann aber auch aus diesem „Himmel" hinauswerfen, wen man nicht will, und das ist noch angenehme… denn es gibt Menschen, die auch den Himmel nicht mögen, wenn sie ihn nicht allein haben können! Im Falle aber, daß Einer d… Himmel nicht will, daß Einer sagt: Domine! non sum dignus!" daß Jemand die Caprice hat, er will nicht in den Himmel kom… men, — denn der Mensch weiß gar nicht, was es unter den Menschen für Menschen gibt, — also für solche Menschen wird eine Abl… sungssumme von

fl. 200,000 w. w.

geboten! „Auch eine schöne Gegend!"

Verkaufen? Nein, verkaufen thut kein Mensch seinen Himmel, ablösen, ablösen läßt er sich ihn zuweilen!! –

Neben diesem „Himmel" läuft noch ein „Nebenhimmel":

„eine Oekonomie-Besitzung, Nr. 8 in Aspern!"

Wer also den großen Treffer nicht macht, der fällt aus dem Himmel gerade auf Aspern Nr. 8, oder er läßt sich diese… „Nebenhimmel" wieder mit

Gulden 40,000 W. W.

ablösen!

Uebrigens gibt es noch eine ganze „Himmelsleiter" von Gewinnsten in dieser „Himmel-Lotterie", nämlich Treffer von

fl. 75,000 W. W.
» 30,000 » »
» 20,000 » »
» 19,000 » »
» 15,000 » »
» 13,000 » »
» 10,500 » »
» 10,000 » »
» 8,000 » »
» 7,500 » »
» 6,000 » »
» 5,000 » »
» 4,500 » »
» 4,000 » »
» 3,000 » »
» 2,500 » »
» 1,500 » »
» 1,000 » »

Man sieht, daß man auf einer sehr appetitlichen Leiter bis zum Himmel hinauf- und sachte wieder heruntersteigen kan…

Die Freilose haben allein 1000 Prämien-Gewinne, und ein „Prämien-Freilos" kann beide Haupttreffer gewinnen, al…

„Himmel und Erde!"

Wer zu dieser Lotterie kein Loos nimmt, der kann sich gar nicht getrauen, seinen Blick gegen den „Himmel" aufzuschlagen.
Jeder aber, der ein Loos hat, der tragt seinen Himmel in der Tasche!

Und wie passend führt vom

„Heiligenkreuz—erhof"

(wo man Nr. 699 diese Lose bekommt) der Weg direkte zum

„Himmel!"

Also frisch d'rauf los: Mai, Juni, Juli, es sind die schönsten Monate, denn es sind die Monate ohne R, also keine Erdä… Monate, und trotz dem, daß es die Krebs-Monate sind, so findet doch

kein Rück-tritt mehr Statt.

—ph—

№ 71.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus den Memoiren des Grafen Lavalette.

(Schluß.)

Wir hielten großen Rath, und trieben dabei, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, die größten Possen. Es ward für nothwendig erklärt, diesen Oberrock bei einem Schneider der englischen Armee machen zu lassen; aber man mußte ihm das Maaß geben. Stanislaus übernahm das Geschäft, mich auszumessen, wozu er sich des schönsten Papiers bediente, und statt der Einschnitte mit zierlicher Schrift darauf schrieb: Länge des Oberarms, Breite der Brust u. s. w. Dieses Maaß trug er keck zum Schneider des Garde-Regiments, welcher den Rock auch sogleich verfertigte, jedoch nicht ohne die Bemerkung, daß keiner seiner Collegen ein solches Maaß genommen haben könne. Hr. Bresson hatte seinerseits auch für dieses Kleidungsstück gesorgt, es aber natürlich nach seiner langen und schmalen Taille nehmen lassen, so daß ich nach zwei Tagen im Besitz zweier Oberröcke war, die ich beide nicht tragen konnte. Aber es gebrach mir auch an Stiefeln, und unser ganzer Scharfsinn entdeckte kein Mittel, sie anzuschaffen. Ich mußte mich mit einem Paar des Hrn. Bresson begnügen, die wenigstens ein Viertheil im Fuß zu lang, mich kaum gehen ließen, und uns viel zu lachen gaben.

Endlich am 9. Januar 1816, Abends 8 Uhr, nahm ich Abschied von meinen Wirthen. Wir waren alle sehr bewegt, besonders ich, der ich nicht hoffen durfte, sie jemals wieder zu sehen. Es war anders im Rathe des Schicksals beschlossen; ich habe sie seitdem nicht allein wieder gesehen, sondern schreibe sogar diese Zeilen in ihrem, am rechten Ufer der Seine reizend gelegenen Landhause. Hier leben sie das ganze Jahr, ich sehe sie täglich, und erfreue mich ihres Glücks, des schönsten Lohns ihres edlen und muthvollen Benehmens gegen den armen Verbannten.

Bresson und Baudus geleiteten mich bis an die Ecke der Straße Grenelle, wo ich abermals das Cabriolet und den getreuen Chassenon fand. Wir fuhren am Carroussel vorüber, und ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren, als ich die zahlreichen Schildwachen vor den Tuillerien sah, und die hell erleuchteten Fenster des Schlosses, hinter welchen sich Menschen bewegten, die vor Begierde brannten, sich desjenigen zu bemeistern, der nur fünfzig Schritte von ihnen entfernt war.

Wir hielten in der Straße du Helder neben dem Boulevard; hier nahm ich Abschied von meinem Freund Chassenon. Langsam die Treppe hinaufsteigend, war ich höchlich erstaunt, Mademoiselle Dubourg zu begegnen; es wäre gefährlich gewesen, uns zu erkennen. Ich erfuhr nachher, daß sie zu Herrn Dupois, meinem Richter, der die zweite Etage des Hauses bewohnte, gegangen war. So sollte ich die Nacht unter demselben Dach mit der Magistratsperson, die meinen Prozeß eingeleitet, und zwei Verhöre mit mir vorgenommen hatte, zubringen. Dieser Umstand beunruhigte mich jedoch wenig; Herr Dupois war ein rechtschaffener Mann, dem ich nichts verschwiegen hatte, der mich unschuldig hielt und sich nicht gescheut hatte, diese seine Meinung seit einem Monat mit einer Energie auszusprechen, die ihm nachtheilig werden konnte.

Im ersten Stocke angelangt, trat mir ein Mann von großer, ausgezeichneter Gestalt entgegen. Es war der General Wilson. Er stellte mich den beiden andern anwesenden Herren vor, Bruce, den ich im vergangenen Winter einigemale bei der Herzogin von Saint-Leu gesehen hatte, und Herrn Hutchinson, Eigenthümer des Zimmers, und Capitän bei der englischen Garde. Er empfing mich sehr freundlich: wir setzten uns um eine Bowle Punsch, und unterhielten uns über politische Gegenstände so ruhig und frei, als ob wir in London gewesen wären. Die Herren schienen wegen der morgenden Reise gänzlich ohne Sorgen zu seyn. Nach einer Stunde erhoben sich Bruce und der General, und Letzterer sagte, mir die Hand drückend: „Stehen Sie morgen früh um 6 Uhr auf, machen Sie eine sorgfältige Toilette; Sie finden hier einen vollständigen Capitäns-Anzug, dessen Sie sich bedienen; Punkt 8 Uhr erwarte ich Sie an der Thür." — „Und ich," sagte Bruce, „werde, da Sie meiner nicht bedürfen, drei Tage auf's Land zur Prinzessin von der Moskwa gehen. Meine Wünsche begleiten Sie, ich hoffe, bald gute Nachrichten von Ihnen durch meine Freunde zu erhalten."

Nachdem sie uns verlassen hatten, bot mir Herr Hutchinson sein Bett an. Ich fühlte keine Lust zum Schlafen, und legte mich auf ein Sopha. Während mein Wirth im süßen Schlummer begraben lag, untersuchte ich leise jeden Winkel des Zimmers, um ein Versteck zu finden, wohin ich mich im Fall einer polizeilichen Visite zurückziehen könnte. Aber es war so spärlich möblirt, und auch die beiden anstoßenden Piecen so leicht zu übersehen, daß hier kein Verbergen möglich schien. Ich öffnete das Fenster, um die Entfernung bis auf die Straße zu messen. Sie war zu hoch, um ohne Gefahr herunterspringen zu können, und doch nicht hoch genug, um mir einen gewissen Tod zu geben. Da dachte ich glücklicher Weise der Pistolen, die mir Chassenon gegeben. Ich legte eine derselben unter mein Kissen, und durch diesen Talisman beruhigt, schlief ich ein. Doch schon gleich nach Mitternacht weckte mich ein lautes Klopfen am Hause: ich hörte, wie jemand hereingelassen zu werden verlangte. Unverzüglich rief ich meinen Gefährten, und bat ihn, nachzusehen. Nach fünf Minuten kehrte er ganz ruhig zurück; es war ein französischer, im dritten Stock wohnender Offizier gewesen, der sich etwas heftig mit der Schließerin herumgestritten hatte. — Ich versuchte, wieder einzuschlafen; aber die einmal erregte Angst erhielt mich wach. So kam denn endlich die vorgeschriebene Stunde der Toilette heran, und Punkt

8 Uhr fand ich den General in voller Uniform in einem zierlichen Whiski auf der Straße meiner schon wartend. Herr Hutchinson erschien zu Pferde, und wir begaben uns auf den Weg. Das Wetter war herrlich, die Läden geöffnet, alle Welt auf den Straßen, und durch einen sonderbaren Zufall wurde eben der Pfahl auf dem Richtplatz aufgesteckt, der dem Gebrauch gemäß zum Aufhängen flüchtiger Verbrecher im Bilde dient.

Wir kamen in die Straße Clichy, welche zur Barriere desselben Namens führt. Da ich die Garde-Uniform trug, begrüßten uns alle englische Soldaten auf militärische Art. Zwei Offiziere schienen sehr erstaunt, einen ihnen unbekannten Kameraden in Gesellschaft des Generals zu sehen; aber Hutchinson näherte sich ihnen, und wußte sie zu beschäftigen, bis wir die Barriere erreicht hatten. Rechts und links standen die englische und französische Wachtstube. Die Soldaten griffen zum Gewehr. Glücklicher Weise waren es Nationalgarden, von denen eine Erkennung nicht zu befürchten war, da sie nicht dasselbe Viertel mit mir bewohnten. Wir gingen ungefährdet vorüber, und ich dankte dem General aus voller Seele, als ob wir mit dieser Barriere schon die Gränzen des Reichs überschritten hätten. So gelangten wir bis an das Dorf la Chapelle. Hier mußten wir ein anderes Pferd nehmen, um Compiegne zu erreichen. Das zum Relais bestimmte Thier stand in dem Gasthofe des Dorfs. Als wir uns dem Hause näherten, erblickten wir vier Gensd'armen vor dem Haupteingange desselben. Der General fuhr gerade auf sie zu; sie machten Platz, und um uns ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen, ließ sich Hutchinson in ein Gespräch mit ihnen ein. Der Pferdewechsel ging unterdessen schnell vor sich, und bei'm Wegfahren grüßten uns die Gensd'armen auf's Höflichste. Späterhin begegneten wir noch einigen Andern, die ein paar Missethäter eskortierten. Sie fixirten uns scharf, ohne jedoch Verdacht zu hegen. Ich hatte mir angewöhnt, bei ihrem Anblick die Augen zuzumachen, dabei aber vorsichtig die Hand auf die Pistole zu legen, fest entschlossen, mir lieber eine Kugel durch das Gehirn zu jagen, als mich gefangen nach Paris zurückführen zu lassen.

Endlich langten wir in Compiegne an. Am Eingang der Vorstadt stand ein englischer Unteroffizier, der sich, sobald er seinen General erblickte, halb herumschwenkte, dann gravitätisch durch mehrere kleine Straßen voranschritt, und zuletzt vor der Thür eines elenden, abgelegenen Hauses stehen blieb. Hier fanden wir einen Offizier, der uns freundlich bewillkommte, und bei welchem wir die Ankunft des Fuhrwerks des Generals abwarteten, das ihm Herr Willis von Paris nachbringen sollte. Dieser Offizier hatte Postpferde für den General Wallis, Schwager des General Wilson, genommen, unter dessen Namen er reiste. Herr Willis kam gegen 6 Uhr an, nachdem ihn mehrere Gensd'armen eine lange Strecke in einiger Entfernung begleitet hatten. Jetzt galt es, keinen Augenblick zu verlieren. Der Wagen sollte pfeilschnell dahin, und nur in Conde gab es einen Aufenthalt durch die Stadt, doch zum Glück während der Nacht. Am andern Morgen gegen 7 Uhr erreichten wir die Thore von Valenciennes, der letzten französischen Stadt vor der Grenze. Ich begann eben leichter zu athmen, als der Postmeister uns aufforderte, unsere Pässe dem Kapitän der Gensd'armerie zum Visiren zu bringen. „Sie haben wohl nicht gelesen, wer wir sind?“ erwiederte der General kaltblütig. „Der Kapitän mag selbst kommen, wenn er uns sehen will.“ Der Postmeister erkannte seinen Mißgriff, und nahm unsere Päße, um sie in eigener Person fortzutragen. Es dauerte lange, bis er zurückkam; eine tödtliche Angst überfiel mich. Soll ich so nahe dem ersehn[ten] Hafen noch scheitern? Wird dieser Kapitän selbst herkomm[en,] das Signalement mit den Personen zu vergleichen, und m[ich] festnehmen? — Doch glücklicher Weise war es sehr kalt, u[nd] noch früh am Morgen. Der Offizier blieb im Bette lie[gen] und unterzeichnete. Wir kamen zum Thor hinaus. Hier wol[lte] ein verwünschter Douanier auch noch sehen, ob Alles in Ri[ch]tigkeit sey; doch, nachdem er seine Neugier befriedigt hat[te,] hielten wir nicht wieder an, sondern durchflogen die schön[en] Gegenden bis nach Belgien. Von Zeit zu Zeit schaute i[ch] ängstlich zum hintern Fensterchen hinaus, ob Niemand u[ns] folgte. Meine Ungeduld steigerte sich von Minute zu Minu[te.] Der Postillon hatte uns in der Ferne ein großes Haus, d[ie] belgische Douane, gezeigt. Die Blicke fest darauf gerichtet, ka[m] es mir vor, als ob es sich immer weiter von uns entfern[te,] als ob der Wagen nicht vorwärts ginge. Ich schämte mi[ch] meiner Ungeduld, konnte sie jedoch nicht bemeistern. Endli[ch] hatten wir das Haus erreicht, befanden uns auf belgische[m] Grund und Boden, — und ich war gerettet. Ich spra[ch] dem General meine Dankbarkeit mit tiefer Bewegung aus[;] doch er lächelte, ohne mir zu antworten. Nach Verlauf ein[er] halben Stunde wandte er sich zu mir, und sagte sehr ernsthaf[t:] „aber erklären sie mir doch, mein lieber Freund! warum s[ie] sich nicht guillotiniren lassen wollten?“ — Ich betrachte[te] ihn voller Erstaunen, ohne zu antworten. — „Ja, man h[at] gesagt, Sie hätten es sich als eine Gunst erbeten, füsilirt z[u] werden.“ — „Aber man führt den Verurtheilten auf ein[em] Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, und wenn er a[m] dem Schaffot angekommen ist, befestigt man ihn auf ein Bret[t,] das man herunterläßt, und schiebt ihn so unter das Beil.“ — „Aha! ich verstehe; Sie wollten nicht geschlachtet werden, w[ie] ein Kalb.“

Wir kamen gegen drei Uhr Nachmittags in Mons an, u[nd] stiegen im besten Wirthshause ab. In Erwartung des Mittag[s]essens schrieb ich einige Briefe, welche der General besorge[n] wollte; und nachdem er mir geholfen, einige Einkäufe zu mache[n] und mich mit zwei Briefen versehen hatte, einen an den Kön[ig] von Preußen und den andern an den Herrn Lamb, englische[n] Gesandten in München, trennten wir uns, er, um nach Par[is] zurückzukehren, ich, um auf deutschem Boden einzudringen, u[nd] Bayern zu erreichen.

Wir schließen mit den Schlußworten des Werks: „Die Ge[s]undheit der Frau Lavalette erholte sich endlich so weit, da[ß] ich sie wieder zu mir nehmen konnte. Eine tiefe Melanchol[ie] befällt sie von Zeit zu Zeit in Augenblicken von Geiste[s]abwesenheit; aber sie bleibt immer mild, liebenswürdig und gu[t.] Wir bringen den Sommer auf einem einsamen Landhause z[u,] wo sie sich etwas zu erheitern scheint. Ich habe meine Una[b]hängigkeit bewahrt, den ersten Schatz des Menschen, ohne Ge[]halt, Besoldung oder Entschädigung irgend einer Art, nach ein[em] langen, dem Dienste des Vaterlandes geweihten Leben, inde[m] ich zum Himmel Gebete für dessen Freiheit sende, die vielle[icht] nie Erhörung finden werden, und von Erinnerungen erfüllt a[n] eine große Zeit und einen großen Mann.

Eines Midshipman erstes Gefecht.

(Aus dem United Service Journal.)

Die meisten Seeoffiziere, welche in Fregatten gedient habe[n,] die während des letzten Krieges an der Südküste von Fran[kreich]

sich und im Kanale kreuzten, werden sich der Aufregung erinnern, welche eine bevorstehende Bootexpedition gegen im Hafen geankerte Schiffe unter der Mannschaft hervorzubringen pflegte; nicht als ob die nothwendige Disciplin in irgend einer Weise dabei lax geworden wäre, oder die mindeste Verwirrung sich gezeigt hätte, es gab sich nur bei solcher Gelegenheit der Wunsch der zum Angriffe bestimmten Abtheilung anzugehören, und an dem Kampfe aktiven Antheil nehmen zu dürfen, mit besonderer Lebhaftigkeit kund. Die Offiziere wurden noch durch einen Anreiz gestachelt, der ihrer Stellung eigenthümlich war; denn abgesehen von dem Patriotismus und dem esprit du corps, der sie belebte, hegten die Lieutenants die Hoffnung, daß eine kühne That ihnen als kräftige Empfehlung zur Beförderung dienen werde; der Midshipman, der seine Prüfung überstanden, wollte durch eine Anstrengung sein ersehntes Offiziersspatent erringen; der noch nicht examinirte Kadet hoffte, durch tapferes Benehmen sich günstige Berücksichtigung für den Tag zu bereiten, wo er sein Fähigkeitszeugniß dem ersten Lord der Admiralität vorzulegen hätte. Den würdigen Theerjacken aber war es schon um den Spaß zu thun, dem Feinde das Fell durchzubläuen, nicht aus bloßer Blutgier oder Rachsucht, sondern zur Ehre der brittischen Flagge und zum Ruhme des alten Englands. Freilich gab es auch die Aussicht, Polly und Nancy neu auszustaffiren, wenn die Prisengelder ausbezahlt werden würden, und ich erinnere mich, einmal einen unerschrockenen Matrosen, als er seinen Säbel schwang, und über die Schanzverkleidung auf das Verdeck eines von den Böten geenterten französischen Kutters sprang, ausrufen gehört zu haben: „Hurrah, Jungens — hier gibts neuen Staat für Sara!“ — Wir waren in der Midshipmenkajüte in munterem Kreise versammelt, als plötzlich die Kunde erschallte, daß Befehl gegeben worden sey, die Boote zu bewaffnen und zu bemannen, um eine kleine freundschaftliche Unterhaltung mit einem französischen Konvoi zu haben, welcher die Dunkelheit benützte, um sich längs dem Ufer hinzuschleichen. Ich eilte rasch aufs Quarterdeck und sah dort meinen tapfern trefflichen Vater, der die Fregatte befehligte, mit seinem Nachtteleskop die Bewegung des Konvoi verfolgen, welcher um das, unter dem Namen le Bec de la Chèvre bekannte, auf dem äußersten Ende der Bai gelegene Vorgebirge herumfuhr. Der erste Lieutenant war eifrig beschäftigt, an die für die Boote bestimmten Matrosen Waffen zu vertheilen und den jüngeren Offizieren seine Instruktionen zu geben. Ich stellte mich absichtlich neben ihn; er erblickte mich denn auch sehr bald. „Mr. Oldjunk“, sagte er zu mir in leisem Tone, „springen Sie rasch in's Boot; aber wo haben Sie Ihre Waffen?“ — „Alles in Ordnung, Sir“, erwiederte ich, trat an den Hauptmast heran, und zog unter den dort liegenden Tauen einen tüchtigen Säbel hervor, den mir Ramone, der Konstabler, gegeben hatte, so wie zwei hübsche mit Silber ausgelegte Pistolen, ein Andenken von einem meiner Oheime. „Schön — schön“, entgegnete er, als ich ihm die Waffen zeigte. — „Nun machen Sie, daß unten Alles ruhig bleibt.“ — Ich warf einen Blick nach meinem Vater; er verstand, was ich damit sagen wollte. — „Es ist nicht nöthig“, bemerkte er, „der Kapitän hat seine Befehle schon gegeben, und ich möchte Ihnen nicht rathen, jetzt noch mit ihm zu sprechen — vielleicht würde er sogar seine Erlaubniß zurücknehmen.“ Ich stieg die Leiter hinab, aber mein Herz sehnte sich doch darnach, noch ein Paar Worte mit meinem Vater zu sprechen. Vielleicht sollte ich ihn niemals wiedersehen — und dann hätte ich doch gern meiner Mutter ein Andenken geschickt. Doch hielt dieses Gefühl nicht lange an, denn Jephson, ein älterer Midshipman, der die Pinasse befehligte, welche dicht neben unserm Boot lag und der eben abstoßen wollte, lehnte sich über den Bord hinaus und sagte mir, so daß nur ich es hören konnte: „Halt Dich gut, Junge, und übereil' Dich nicht; wir werden einen tüchtigen Strauß haben, aber es dauert nicht lange.“ — „Glaubst Du, daß wir ihnen nahe genug kommen werden?“ fragte ich. — „Ganz gewiß“, erwiederte Jephson, „wenn ich mich nur irgend auf Mr. White's (der erste Lieutenant) Laune verstehe, so verfolgt er die Kerls eher bis in ihre eigenen Häfen, als daß er sie entwischen läßt. Aus dem bischen Fechten brauchst Du Dir nichts zu machen, mein Junge, — bist Du erst einmal mitten drin, so ist es gar nichts mehr.“ — „Da haben Sie ganz recht, Mr. Jephson“, sagte der Coxswain der Barke, der die Unterredung mit angehört hatte, „nach den ersten zwei oder drei Püffen, macht sich Alles ganz natürlich. Aber für einen Jeden muß ein Mal das erste Mal seyn, und so auch für Mr. Oldjunk hier. Indeß, obgleich es bei diesen kleinen Vorfällen eine ganz gute Maxime ist, daran zu denken: Jeder ist sich selbst der Nächste, so will ich doch, wenn mir Zeit dazu bleibt, ein Auge auf ihn haben, Einem zu gefallen, der am Bord zurückbleibt.

Ich habe gehört, wie der Schiffer Hrn. White Befehle seinetwegen gegeben hat — gerade so wie sie ein Vater geben muß; wenn Sie es also über sich vermögen, Mr. Oldjunk, so halten Sie sich in meiner Nähe, nicht als ob Sie sich von mir fortschleifen lassen sollten, wie ein Kauffartheischiff am Bugsirtau — steuern müssen Sie selbst, und dann brauchen Sie Ihren Säbel und Ihre Beller, wie es die Furcht Gottes und der Dienst verlangt. Menschlichkeit ist ganz schön in dem Visitenzimmer einer Dame, wo Schooshündchen gehalten werden, aber bei einer Boot-Expedition ist damit nichts Vernünftiges anzustellen, bis die Geschichte vorüber ist; dann, wenn der Feind die Flagge gestrichen hat, können Sie ihn mit Löffeln füttern und ihm von Ihrem Grog geben, wenn Sie Vergnügen daran finden. Merken Sie sich übrigens, Mr. Oldjunk, daß Sie mit Ihrem Säbel nicht umgehen müssen, als wäre er eine Nachtwächterrassel — packen Sie ihn fest mit der Faust, gerade so wie der Tod zupackt, wenn er dem Doktor die Kranken streitig macht, denn die Crapauds haben eine ganz fatale Manier an sich, einem die Waffe aus der Hand zu schlagen, ehe man sich umsehen kann; sie lernen fechten, sobald sie laufen können und haben die Augen überall. Fragen Sie nur Mr. Jephson hier.“ — „Das hat seine vollkommene Richtigkeit“, erwiederte Jephson, „und Scott's Rath ist gut — aber sag' mir, alter Junge, was macht Dich so ungewöhnlich ernsthaft aussehen?“ — „Ich habe selbst einen Sohn“, erwiederte der Coxswain, „der auf dem „Tiger“ unter Sir Sidney Smith im mittelländischen Meere dient, und da er gerade so alt ist, wie Mr. Oldjunk und vielleicht gerade jetzt in einem Dienst ähnlicher Art begriffen, so hoffe ich, daß er einen Freund gefunden hat, der ihm im Stoß und Hieb — mit dem Bayonett, wie mit dem Säbel — ein wenig Unterricht gibt — und da ist denn doch wohl ein Dienst des andern werth. Zum Stoß ist mir das Bayonett am liebsten; tragen Sie es in der linken Hand; so, Mr. Oldjunk, die Biegung am Handgelenk und die Klinge an den Arm gelehnt, so daß, wenn Sie es fest vorhalten, es wie ein Schild gegen jeden Hieb schützt; durch ein wenig Uebung lernen Sie dann alle Paraden, so daß, wenn ein Feind nach Ihnen hauet, Sie mit dem Bayonett den Hieb

pariren und zugleich mit der Linken einen Stoß führen oder mit der Rechten den Hieb erwiedern können, ehe er im Stande ist, eine Parade einzusetzen." Während der Corswain dieses Manöver mündlich erklärte, gab er zugleich eine praktische Erklärung davon.

Es galt hier meinen ersten Versuch gegen den Feind, und ich muß gestehen, daß ein etwas unbehagliches Gefühl mich ergriff, als der Corswain (Cooks-swäin oder Corswain, der Quartiermeister) mir seinen Unterricht ertheilte, nicht nur wie ich meine eigene Existenz am Besten sichern, sondern auch, wie ich meine Nebenmenschen am Besten um das Leben bringen könne. Ich empfand einen lebhaften Widerwillen gegen das Blutvergießen, und es beschlich mich ein ganz eigener antipathischer Schauder bei dem Gedanken, daß ich ein Bayonett in menschliches Fleisch hineinstoßen solle. Ich erinnere mich, daß ich Andern davon erzählt habe, und Einige mir erklärt haben, daß sie von Empfindungen gleicher Art berührt gewesen seyen. Es war indeß nicht lange Zeit zum Bedenken gegeben; die Stimme des ersten Lieutenants erschallte an der Schiffsleiter; er befahl, daß alle Boote abstoßen sollten, außer der Barke, erst aber solle untersucht werden, ob auch die Ruder gehörig umwickelt seyen, um jedes Geräusch bei der Wendung in den Ruderlöchern unhörbar zu machen. Als der Versuch günstig ausgefallen war, stieg Mr. White die Seite der Fregatte herunter in die Barke. Der dritte Lieutenant (der zweite war als Prisenmeister abwesend) befehligte das große Boot; bei ihm war Ramone, der Konstabler. Stewart, einer meiner Kameraden, der sich durch seinen Adelsstolz vor Allen auszeichnete, befand sich mit Jephson in der Pinasse; dem alten Bootmann Clarke war die Ehre zu Theil geworden, den ersten Kutter zu befehligen. Geräuschlos verließen wir das Schiff.

Es war eine schöne Nacht, die Kühlung leicht und das Wasser eben; statt indeß geradezu auf das Konvoi hinzurudern, hielten wir auf Befehl des ersten Lieutenants einen ganz abweichenden Strich ein, quer über die Einfuhr in die Bai und gegen die Durchfahrt von Raz zu. Nur selten ließ sich der Schlag eines Ruders in's Wasser vernehmen; fast kein Geräusch verrieth die Bewegung der kleinen Flottille. — „Habt Ihr meine Pistolen mitgenommen, Corswain?" fragte der erste Lieutenant. — „Ja, Sir", erwiederte Scott, und legte die Hand zum Gruße an den Hut, „sie liegen hier hinten sorgfältig eingewickelt — es sind wirklich ein Paar niedliche Dinger." — Mr. White wandte sich dann zu mir und fragte: „Haben Sie auch ein Paar Pistolen bei sich?" — Ich zeigte ihm die von meinem Oheim zum Geschenk erhaltenen und er gab sie mir, nachdem er sie sorgsam betrachtet hatte, mit den Worten, „sie seyen in jeder Hinsicht gut und gewiß zuverlässig." — „Nun merken Sie sich, was ich Ihnen sage, junger Herr", fuhr er fort, „bei Angelegenheiten dieser Art geht es scharf her, sie sind kein Kinderspiel. Es heißt da ziemlich allgemein: tödten oder selbst getödtet werden; Sie müssen also sorgsam zu Werke gehen und Ihr Feuer nicht unnütz vergeuden. Halten Sie sich so kalt und ruhig, wie möglich und brauchen Sie Ihre Pistolen nicht übereilt gegen jeden Ihnen zu Gesicht komenden Feind, sondern nur im Falle wirklicher Noth, wo es gilt, entweder sich selbst gegen einen Angriff zu vertheidigen oder eine gefährliche Wunde einem Andern zu ersparen. Der Kapitän, Ihr Vater, hegt den lebhaften Wunsch, daß Sie sich durch Ihr Betragen Ehre erwerben; ich brauche Ihnen nicht anzudeuten, wie besorgt er um Ihre Erhaltung und Ihr Wohlergehen ist; aber er hat mir zugleich aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß der Grund, weßhalb er Sie vor Ihrem Abgange nicht sehen wollte, nur in der Besorgniß beruhete, daß der Abschied Sie Beide aus der Fassung bringen könnte. Ich hege keinen Zweifel daran, daß Sie Ihrem tapfern Vater Ehre machen werden; da es aber Ihr erster Strauß ist, so halten Sie sich in der Nähe von Scott; obgleich das vermuthlich im dichtesten Gewühle des Gefechtes seyn wird, so ist es doch nicht selten der sicherste Platz, denn es wird einem dort der Verstand geschärft und man ist auf seiner Hut." — „Dasselbe habe ich dem jungen Herrn ebenfalls gesagt, Sir", warf Scott ein. „Hat die Konvoi starke Bedeckung, Sir?" — „Der Kapitän sagt, daß er eine Brigg und zwei Kutters unterscheiden könne, die ganz das Aussehen von Kriegsschiffen haben (antwortete der Lieutenant). Sie werden ohne Zweifel eine kurze Strecke in die Bai hineinsegeln; wenn sie sich dann unbelästigt finden, den Strich queer über nach Hodierne einschlagen und von dort bei Tagesanbruch um die Penmarques nach der Bucht von Quimper segeln. Das ist wahrscheinlich die Absicht der konvoirenden Schiffe. Munter vorwärts, Jungen: Ehre und Prisengelder warten auf Euch!"

Es ist unnöthig zu läugnen, daß ich sehr ernstliche Besorgnisse über das Resultat der Unternehmung hegte, so weit meine eigene Person in Betracht kam: häufig überschlich mein Herz eine Flauheit, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, und veranlaßte mir lautes Herzklopfen, das durch die von Jephson, dem Corswain und dem Lieutenant erhaltenen Rathschläge nicht vermindert worden war; denn wie gut und freundschaftlich gemeint sie auch seyn mochten, so dienten sie doch nur dazu, dem Gemälde der in Aussicht stehenden Gefahr eine noch tiefere Färbung zu geben. Ich wurde unruhig und ungeduldig; meine Gedanken streiften fortwährend hin und her zwischen der Erinnerung an die ergötzlichen, fröhlichen und friedlichen Scenen der Heimath, an eine geliebte, nachsichtige Mutter, an Ereignisse froher Genüsse, und zwischen Schauspielen blutigen Kampfes, wo, wie der Lieutenant sehr richtig sagte, die Regel galt: Tödten und getödtet werden, so wie der Wahrscheinlichkeit, daß ein frühzeitiger, gewaltsamer Tod meiner kurzen Laufbahn im Dienste meines Vaterlands ein Ende machen werde. Endlich packte mich der Argwohn, daß ich von Haus aus ein Feigling sey, der sich in der Stunde der Prüfung davon machen und mit Schmach bedecken, und dadurch seinem tapfern Vater Kummer und Unehre bereiten werde. Und doch hatte ich keine Furcht, dem Feinde entgegen zu treten; aber Visionen — schreckliche Visionen von Gegenständen, über die ich mir keinen Aufschluß zu geben vermochte, schweiften fortwährend an mir vorüber und mehr als einmal überraschte mich der Wunsch, neben meiner Mama zu sitzen, statt über die Wasser dahin zu tanzen, um in einen Streit zu gehen, in welchem todbringender Kampf seine Opfer vor dem Altare des Ehrgeizes und der Habsucht darbringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zweisylbige Charade.

Du nennst die Erste oft mit deinem eignen Ich,
Ob du bei Andern auch bedienest ihrer dich.
Belohnung ist die Zweit' für eine gute That,
Denn ernten wird man stets, wie man gesäet hat.
Das Ganze riecht nicht gut — doch ist es keine Blum' —
Es ist ein Surrogat für — wohlverdienten Ruhm.

№ 72.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Historisch-moralische Scene aus der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia.

Keine Regierung ist reicher an denkwürdigen, unvorhergesehenen Ereignissen, als die der Tochter Karls VI. Aber kein Kopf war auch besser organisirt, um Vortheil davon zu gewinnen, als der jener jungen Monarchin, die vor dem Alter von zwanzig Jahren auf den Thron sich berufen sah.

So geschickt in Verstellungskunst, als Maria von Medicis, aber tiefer; so kühn als Katharina II., aber weniger grausam, bot Maria Theresia allein, ohne Armee, ohne Schatz, zu gleicher Zeit den Kurfürsten von Bayern und Sachsen die Spitze, wie den Königen von Spanien und Sardinien, die einen Theil der ausgedehnten Staaten in Anspruch nahmen, zu deren Erbin sie die pragmatische Sanktion gemacht.

Wir mögen nicht umständlicher eintreten in ihren gegen alle diese verbündeten Fürsten, welche durch preußische Armeen unterstützt wurden, bestandenen Kampf. Man weiß zur Genüge, daß sie dem ritterlichen Schwunge, welchen sie bei den ungarischen Magnaten erregte, wie dem Interesse, das sie dem König von England eingeflößt, zum Theil ihre Triumphe, oder wenigstens das Ende der blutigen Kriege verdankte, mit welchen, seit ihrer Regierung Beginn, zahlreiche Feinde sie überzogen.

Die Episode, welche wir in Rede stellen wollen, bezieht sich auf eine weniger glänzende Epoche der Regierung Maria Theresia's, wo, zum Gelingen ihrer Pläne, diese Fürstin nur der List oder der Intrigue sich bediente. Es war zu jener Zeit, wo sie, durch ihre Verhältnisse mit der Marquisin von Pompadour, auf ihre Allianz mit Frankreich hinarbeitete, die durch die Vermählung Maria Antonetta's, mit Ludwig XVI. besiegelt werden sollte; wo sie, in Uebereinstimmung mit der Kaiserin Katharina und mit Friedrich II., die Zerstückelung Polens zu bewerkstelligen sich bemühte.

Italien, auf dessen Besitz Oesterreich immer spekulirt, war auf dem Punkte, zum Theil dem Herzog von Parma anheim zu fallen, durch die Vermählung, welche dieser Fürst mit des Herzogs von Modena einziger Tochter abschließen wollte. Kaum wurde Maria Theresia davon unterrichtet, so beschloß sie, der Sache eine andere Wendung zu geben. Ihr Lieblingsgesandter, der Fürst von Kaunitz, wurde beauftragt, ihr Vorhaben zu unterstützen.

Der geschickte Diplomat begab sich sogleich nach Italien, bedrohte den Herzog von Modena mit den kaiserlichen Armeen, machte dem Herzog von Parma die zahlreichen Vortheile einer Verbindung mit dem Hause Oestreich bemerkbar, und triumphirte endlich über der beiden Fürsten Widerstand. Der Herzog von Modena zeigte sich geneigt, seine einzige Tochter dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich zu geben, und der Herzog von Parma nahm die Hand der Erzherzogin Karoline, ältesten Tochter der Kaiserin an.

Durch dies Doppelband gewann der österreichische Hof eine Macht in Italien, befestigte die, welche er bereits in Toskana erworben, und verhinderte den Herzog von Parma, die seinige zu vermehren. Es war nur noch um Abschließung dieser Vermählungen zu thun.

Der Marquis von Placenzia, bevollmächtigter Minister des Herzogs von Parma, begab sich unverweilt nach Wien, um der Versprochenen Zusage zu erhalten, und sie seinem Herrn zuzuführen. Aber kaum hatte er die kaiserliche Burg erreicht, als die junge Erzherzogin unter jener ansteckenden Krankheit erlag, welche durch die Vakzine von unsern nosologischen Tabellen verschwunden ist.

So waren auf einmal die schlauen Kombinationen der österreichischen Diplomatik vernichtet. Aber Maria Theresia, Ungarn's stolze Königin, erblickte in diesem traurigen Ereignisse nur neuen Anlaß, ein unvorhergesehenes Hinderniß zu übersteigen.

Der Marquis von Placenzia erhielt den Auftrag, seinen Herrn von dem Tode der Prinzessin Karolina zu benachrichtigen, ihm zugleich aber die Hand der Erzherzogin Josephine, Schwester der Verstorbenen anzutragen. Dies Anerbieten war ein Befehl für den schwachen Herzog von Parma. Seine Antwort ließ sich nicht lange erwarten.

Lassen wir jetzt Mistriß Jameson sprechen, die in ihrer vor Kurzem erschienenen „Geschichte der Souveräne Europa's," einem guten Werke, reich an merkwürdigen wenig bekannten Thatsachen, mit eben so großer Unparteilichkeit als Umsicht, die traurige Verlobung der jungen Erzherzogin Josephine beschrieben, die ihre Mutter bestimmte, bei dem Herzog von Parma das gehorsame Werkzeug der österreichischen Politik zu werden.

Die Kaiserin und ihre Tochter, erzählt sie, standen neben einander. Es war derselbe Wuchs, dieselbe Feinheit der Züge, derselbe Gesichtscharakter. Beide ausgezeichnet durch ihrer Augen tiefes Blau, wie durch ihrer Gesichtsfarbe Frische. Indessen war diese beim ersten Blick so auffallende Aehnlichkeit dennoch nur anscheinend. Bei genauerer Beobachtung bot sie einen schneidenden Kontrast dar.

Es war nicht des Alters Verschiedenheit. Denn die Augen der Mutter waren nicht weniger lebhaft, das Inkarnat ihrer Wangen war nicht weniger rein. Aber Sanftmuth und Milde, die nur in Maria Theresia's Lächeln sich zeigten, belebten alle Züge der Erzherzogin. Dieser letztern Augen, getreuer Spiegel ihres Geistes und Herzens, entschleierten, in ihrer erheuchelten Offenheit, weniger Geheimnisse, als sie erspäheten.

Beide hatten eine breite, reine Stirn, doch wurde die der Mutter, durch ein ihr zur Gewohnheit gewordenes Zucken der

Augenbraunen, leicht gerunzelt. Man erkannte an dem Adel ihrer Haltung, an der Würde ihres Benehmens das in ihren Adern fließende erlauchte Blut. Aber die Kaiserin schien eine sclavische Welt mit Füßen zu treten, während ihre Tochter sich abgewendet hätte, um das geringste Wesen nicht zu verletzen.

Die junge Prinzessin war als Verlobte gekleidet. Ein Orangenblüthenstrauß schaukelte über ihrer Diamantenkrone. Streifen von weißem Sammet, mit Perlen besetzt, wie ein silberner Schleier, reichten ihr bis zu den Füßen. Das lebhafte, frohe Ansehen der Erzherzogin, die Heiterkeit und Grazie ihrer Physiognomie kontrastirten mit dem Ueberrest der Szene.

Der Saal, in welchem man sich befand, war mit karmesinrothem, golddurchwirktem Damast tapeziert, worauf eine Menge von der Zeit geschwärzte Rahmen hingen, welche die Bildnisse ehrwürdiger, größtentheils nach spanischem Geschmack, schwarzgekleideter Personen umschlossen, deren niedrige Stirnen und dicke Lippen jedoch gegen alle Schönheitsregeln verstießen.

Im Hintergrunde des Gemachs sah man einen über dem provisorischen Altar aufgeschlagenen Traghimmel. Die Kaiserin führte ihre Tochter dahin, und der Vorhang warf seinen schwarzen Schatten über der jungen Erzherzogin Grazie. Eine wenig zahlreiche Gruppe bewegte sich darum. An ihren ernsten gezwungenen Mienen konnte man errathen, daß sie seit Langem Meister ihrer Gefühle und Bewegungen geworden, und daß ihr Gesicht keines derselben verrieth.

Das Gesicht des Kaisers allein schien einem Menschen anzugehören. Zugleich aber bemerkte man den Ausdruck unheilbarer Schwäche in demselben. Er stand am Fuße des Altars, bis zu dem Augenblicke, wo man ihn benachrichtigte, daß er seine väterliche Hand auszustrecken habe.

Aber wo ist der Verlobte? Fern, fern von dieser Scene. Ein königlicher Anbeter macht den Hof durch seinen Gesandten, und gefällt durch seinen Bevollmächtigten. An seiner Stelle figurirte ein Greis von edler Abkunft, der sein Leben in dem Studium wie in Ausübung der Ettikette zugebracht, und der die Wissenschaft der Förmlichkeiten als des menschlichen Geistes Meisterstück betrachtete.

Am Ende der Feierlichkeit kniete der Gesandte nieder, und küßte der Herzogin von Parma Hand. Josephine wendete sich gegen ihre Mutter, um ihr zu Füßen zu fallen, als diese ihr zuvorkam, sie in ihren Armen auffing, auf die Stirn küßte, und ihr lange glückliche Jahre wünschte. Sodann umarmte sie der Kaiser ebenfalls; aber mit einem so zärtlichen Blick, daß man wohl sehen konnte, wie er in diesem Augenblicke alle Vortheile vergaß, welche ihm diese Verbindung gewährte, um nur an den Verlust seiner geliebten Tochter zu denken.

Dieser Zärtlichkeitsausbruch schien seiner erhabenen Gemahlin zu mißfallen. Ein strenger Blick Maria Theresia's belehrte ihn, daß er die Konvenienz überschreite. Diesem Blicke, den er längst begreifen gelernt, gehorsam, nahm er schnell seine frühere Verschlossenheit an.

Auf eine Handbewegung des alten Gesandten näherte sich ein Page, der mit beiden Händen eine mit Diamanten besetzte Schatulle trug. Placenzia beugte zum zweiten Male das Knie, um sie seiner Fürstin zu überreichen. In derselben befand sich des Herzogs von Parma Bild, an einer Brillantenkette hängend. Die Kaiserin nahm diesen Schmuck, und hing ihn ihrer Tochter um.

Eine Mahlzeit stand im benachbarten Saale bereit. Man mußte sich auch dieser Förmlichkeit unterziehen. Nach Uebersetzung derselben, wurden die Hofleute zugelassen, ihre Glückwünsche darzubieten, und erst gegen Abend konnte die Herzogin von Parma sich zurückziehen. Sehr ermüdet befahl sie einer ihrer Kammerfrauen, ihrer Festkleider sie zu entledigen.

„Gieb mir mein Kanonissinkleid," sagte sie. Es war der gewöhnliche Anzug der Erzherzogin und ihrer Schwestern.

— Welch ein Gedanke, rief Pauline, ihre Lieblingszofe. Eure kaiserliche Hoheit wird an Ihrem Hochzeitage doch nicht ein schwarzes Kleid anziehen. Es würde eine üble Vorbedeutung seyn.

Die Prinzessin bestand darauf, das verlangte Gewand anzulegen. Sie setzte sich sodann ans Fenster, und betrachtete zum ersten Male das Miniaturgemälde, welches man ihr gegeben. Des Herzogs Gesicht war von nicht gewöhnlicher Schönheit; der Ausdruck seiner Physiognomie verkündete einen kultivirten Geist. Die Feinheit des Schmelzes und des Malers Talent konnten des Originals Grazie gesteigert haben; aber man bemerkte auf den ersten Blick, daß des Ganzen Ausdruck der Natur, nicht des Künstlers Einbildungskraft entnommen war.

Der Verlobten Seele erfüllte sich mit Wonne und Sicherheit, beim Anschauen dieser von inniger Milde, belebten Augen, die zu den ihrigen zu sprechen schienen. Vielleicht auch machte die reine Abendluft, die ihr des Gartens Wohlgerüche und die Frische des Thaues zuführte, sie zu zärtlichen Gedanken geneigt.

Plötzlich erschallte herrliche Musik. Man spielte eine französische Arie, von langsamer melancholischer Bewegung. Josephine kannte die Worte zu dieser Musik. Sie malten zarte leidenschaftliche Liebe. Sie erröthete, indem sie einen Blick auf das Porträt in ihrer Hand warf. Ihr Haupt neigte sich, sey es, um die in der Ferne ersterbenden Laute noch zu belauschen, sey es, um an ihre Zukunft zu denken, wie die Jugend träumt, wenn Einbildungskraft ihren glänzenden Illusionen Wirklichkeit verleihet. Diese Bilder des Glücks bezauberten ihr Herz, als sich auf einmal ihres Zimmers Thür öffnete. Es war die Kaiserin.

Josephine erhob sich, stark bewegt bei dem Anblick ihrer Mutter. Maria Theresia war kalt, stolz in ihrem Benehmen. Sie duldete keinerlei Widerstand ihres Willens. Es war also nicht zu verwundern, daß die Prinzessin bei ihrem Anblick eine gewisse Verlegenheit äußerte, die mehr Ehrerbietung als kindliche Liebe beurkundete.

(Schluß folgt.)

Eines Midshipman erstes Gefecht.

(Aus dem United Service Journal.)

(Fortsetzung.)

Wir hatten volle zwei Stunden zu rudern — größtentheils in vollkommenem Schweigen, bevor wir den dunkeln, drohenden felsigen Klippen nahe kamen, welche die Grenze dieses Theiles von Frankreich bilden. Der erste Lieutenant hatte häufig mit seinem Fernrohre nach den Schiffen ausgesehen, war aber nicht im Stande gewesen, sie zu entdecken, weil sie sich so nahe als möglich an der Küste hielten. Deßungeachtet erklärte er, überzeugt zu seyn, daß sie nicht fern seyn könnten, wenn sie nicht etwa Allarm bekommen und in der Bucht Schutz gesucht hätten; er rief daher die übrigen Boote zu sich und fragte an, ob Alle bereit seyen. Da wurden die Säbel umgürtet, die Pistolen geladen, die Patrontaschen untersucht und mit den Fingern die Schärfe der Tomahawks geprüft; einige Minuten lang waren

die Matrosen nur mit diesen Vorbereitungen beschäftigt. Die Marinesoldaten hatten sich schon vor der Einschiffung bereit gemacht und nur noch die Bayonnette aufzupflanzen, wozu sie jetzt den Befehl erhielten; alsdann wurde dem kommandirenden Offiziere berichtet, daß Alles bereit sey. — „Meine Absicht ist," sagte der erste Lieutenant, „unsere ganze Mannschaft zuerst auf die Brigg zu werfen und wenn sie genommen ist, ihre Kanonen gegen die Kutter zu richten, während die Pinasse und die Barke den Konvoi entern. Ich weiß, meine Jungen, daß ihr eure Offiziere nicht verlassen, und eure Pflicht thun werdet, wie es brittischen Soldaten geziemt." — Dieser Aufruf wurde durch eine leise Aeusserung vollkommener Zustimmung beantwortet, und ich war nicht wenig verwundert, die scherzhafte Weise der Leute, allen sie bedrohenden Gefahren zum Trotze, zu bemerken. Es schien, als ob sie auch nicht den mindesten Begriff von Gefahr hätten; sie lachten und scherzten, forderten einander zu kühnen Thaten auf oder suchten den Eifer ihrer Kameraden durch lustige Anspielungen und Geschichten anzureizen. Jedes Schiff hat seinen privilegirten Spaßmacher und unserer war Dick Fitton, einer von den Untergebenen des Konstables; er führte das Steuer im ersten Kutter und seine Witzeleien erregten fortwährendes, nur schwach verhaltendes Lachen, in das selbst die Offiziere mitunter einzustimmen sich nicht enthalten konnten, so sehr es auch den pedantischen Ansichten des alten Clarke in Betreff der nöthigen Subordination widersprach. — „Es thut mir leid, Mr. White", sagte er, zum ersten Lieutenant, „daß ich Ihnen beschwerlich fallen muß: aber ich würde es als eine besondere Gunst ansehen, wenn Sie so gütig seyn wollten, den Fitton in die Barke zu nehmen — er führt sich hier so unnütz auf." — „Hoffentlich ist er nicht betrunken", bemerkte Mr. White. — „Vollkommen nüchtern, Ew. Ehren", entgegnete Fitton; „ich habe heute nichts als meine Portion gehabt, und der Koch hat noch dazu bei der Austheilung seinen Daumen so tief in das Gefäß gesteckt, daß er eine Extraportion für sich selbst heraus gebracht hat." — „Worüber haben Sie denn Klage zu führen?" — fragte der Lieutenant — „wir können keinen Zwist hier brauchen." — „Es thut mir sehr leid, es sagen zu müssen, Sir, aber er setzt durchaus allen Respekt gegen seine Oberen aus den Augen", entgegnete Clarke mit vieler Feierlichkeit, „obgleich das freilich nichts Neues für ihn ist, mag er nun betrunken oder nüchtern seyn." — „Ew. Ehren wollen mir verzeihen", sagte darauf Dick, indem er sein Boot der Barke näher geleiten ließ, „Mr. Clarke ist ganz ohne Grund ärgerlich über mich; die Sache ist die, Ew. Ehren: er war gerade im Begriffe, Schlaf auf Flaschen zu ziehen, als ich Sie das Boot anrufen hörte, und da habe ich nur den Propfen von der Flasche gezogen und ihn aufgeweckt." — Clarke hatte nun die Lacher gegen sich und murmelte etwas von Müdigkeit, der Lieutenant befahl ihnen, aufmerksam zu seyn und gut aufzupassen, und ließ das Vordertheil der Boote die Richtung nach der Bai von Douarnenez nehmen, aber zugleich etwas nach der Küste zu halten. Etwas mehr als eine halbe Stunde verfloß und wir waren den Felsen schon ziemlich nahe gekommen, als Scott, der am Steuer und daher etwas höher als die übrigen saß, flüsternd die Anzeige machte, daß er den Konvoi kommen sehen könne. Sogleich wurde Das den andern Boten mitgetheilt und alle waren rasch gerüstet. Der erste Lieutenant recognoszirte mit dem Teleskop in der Hand und machte sehr bald eine große Brigg ausfindig, konnte aber die Beschaffenheit der anderen Schiffe nicht erkennen; da die Boote nur auf Ruderlänge von einander entfernt waren, so konnten seine Befehle vernommen werden, ohne daß er sehr laut zu sprechen brauchte: „Das große Boot entert am Bachbord-Bug, Mr. Jephson in der Pinasse am Backbord-Hinterdeck, der erste Kutter an der Backbord-Vorder-Röst und die Barke wird am Backbord-Beam entern. Die Marinesoldaten halten sich bereit, die Enterer bei'm Hinaufklettern zu decken — ruhig und sicher gezielt nach allem Lebendigem, was ich sehen läßt. Die Tomahawks bereit gehalten für den Fall, daß die Enternetze ausgelegt sind. Niemand kann Unrecht thun, der einen Gegner niederschießt; Offiziere, denken Sie daran, welche Kraft ein gutes Beispiel hat. Jetzt die Ruder verhalten, bis ich das Zeichen gebe, dann rasch an die bestimmten Posten!" — Ein unbestimmtes, halbunterdrücktes Lachen ließ sich bei diesen Worten vernehmen. „He da? was soll der Lärm im ersten Kutter?„ — — „Es ist Flitton, Sir", antwortete Clarke im mürrischem Tone, „er hat wieder seine Späße im Kopfe und macht alle Leute über seine Dummheiten lachen und behauptet, Sie hätten ihm den Auftrag dazu gegeben." — „Ich habe weiter nichts gesagt, Ew. Ehren, als daß sich Jeder einen Franzosen einfangen und ihnen was zum Beßten geben sollen!" rief Flitton. — „Stille! Stille! sagte der Lieutenant, und bald nachher herrschte die vollkommenste Stille.

Die Schiffe zeigten sich dem Blicke immer deutlicher, und ich fand, daß meine rechte Hand krampfhaft nach dem Säbel griff, während meine Linke den Drücker von einer meiner Pistolen befühlte. Meine Aufregung wuchs, je mehr sich der Konvoi uns näherte. Meine Unruhe und mein Zittern nahmen zu, und Alles war so vollkommen stille, daß ich mir einbildete, der befehlshabende Offizier und die Matrosen seyen im Stande, das heftige Klopfen meines Herzens zu hören, das mir fast die Brust zu zersprengen drohte. „Auf das Steuer gepaßt, Corswain", flüsterte Mr. White, „die Hacken da vorn bereit gehalten — das Hintertheil queer an die Röst des Hauptmastes gelehnt; und ihr, Marinesoldaten, spart euer Feuer auf, bis sich einer von den Feinden auf dem Verdecke zeigt und den Enterern in den Weg tritt. Da kommen sie! — und nun, Mr. Oldjunk", sich zu mir wendend, „nun werden Sie einen Spaß erleben." Die Brigg segelte voran und wir hielten uns Anfangs unserer Beute ziemlich sicher, da sie uns nicht zu bemerken schienen. Das war auch in der That der Fall, bis wir ihnen ganz nahe waren; aber sie hielten treffliche Wache und in dem Augenblicke, als die Barke in Bewegung gesetzt wurde, als Zeichen zum Angriffe für die andern Boote wurde von der Brigg aus ein lebhaftes Kleingewehrfeuer eröffnet und ihre Kanonen wurden zum Theil auf uns gerichtet; doch waren die Mündungen derselben zu sehr erhöhet, als daß uns bedeutender Schaden hätte geschehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Studentenbraut.

Eine Warnung.

Das „Journal des Debats" bringt ein Seitenstück zu dem neulichen Ereignisse in Mannheim mit einem Mädchen aus Hamburg, einen Vorfall, welcher leider bei dem Grisettenwesen im Pariser Studentenquartier keine Seltenheit ist. Vor zwei Jahren lernte T**, welcher damals seine medizinischen Studien vollendete, ein junges Mädchen von guter Erziehung kennen, welches sich damals als Pensionärin in einem Lein-

wandgeschäfte befand. Bald wurde das Liebespaar so intim, daß die Folgen nicht ausbleiben konnten. Julie verließ das Magazin, zog in dasselbe Haus, wo T** wohnte, und wurde Mutter. Anderthalb Jahre lebten beide zusammen, ohne daß es des Mädchens Aeltern möglich gewesen wäre, den Aufenthalt ihrer Tochter zu entdecken. Indeß vollendete T** seine Studien, wurde Doktor und verließ bald darauf Paris ohne Julie Kunde davon zu geben. Er schrieb ihr blos ein kurzes Lebewohl, gerade als er in den Reisewagen stieg und bat sie, ihm zu entsagen. Die arme Julie suchte sich ihren Aeltern jetzt wieder zu nähern; da sie sich aber zum zweiten Male schwanger fühlte, so wollten die erbitterten Aeltern Nichts von ihr wissen. Als sie zum zweiten Male Mutter werden sollte, erfuhr sie, T** sey nach Paris zurückgekehrt und stehe auf dem Punkte, sich zu verheirathen. Sie bot nun Alles auf, ihn zu sehen, schrieb ihm wiederholt, doch umsonst! Da schlich sie am 19. August, — sie war erst seit acht Tagen niedergekommen — mit ihren beiden Kindern frühmorgens vor T**s Thüre, und hatte hier schon lange gewartet, als der Doktor endlich herauskam. Ihm die Kinder vor die Füße legend, rief sie: „Mein Herr, haben sie Mitleid mit diesen armen Geschöpfen; ihre Mutter wird sie nicht mehr belästigen!" — Damit lief sie fort und sprang in den Kanal. Als sie herausgezogen wurde, war sie bereits todt. —

M i s c e l l e n.

Wien, 29. August. Die Ankunft Sr. Maj des Kaisers in Grätz rief einen Akt väterlicher Milde ins Leben. Der zum Tode verurtheilte Zimmermann Block wurde begnadigt. Sein Verbrechen war Mord, der erst nach Jahren entdeckt ward. Simon Block ein armer Zimmergeselle, war nothgedrungen, bei einem in Grätz lebenden pensionirten Offizier als Bedienter Dienste anzunehmen. Der Offizier war einer der berüchtigsten Wucherer, und im Umgange mit Menschen so abstoßend und unleidlich, daß er allenthalben gemieden ward. Hartherzig gegen seine Dienstleute, denen er unbarmherzig bei jeder Gelegenheit den Lohn vorenthielt, stand er bald ganz allein in der Welt, und bewohnte ein Landhaus in der Nähe von Grätz, auf einer Anhöhe gelegen. Sein Diener Simon Block, dem er kaum so viel gab, daß er sein Leben nothdürftig fristen konnte, und drei Fanghunde an der Kette, die oft vor Hunger heulten, machten seine nächste lebende Umgebung aus. Obgleich Block, mit Allem zufrieden, sich gerne in die harte Lage fügte, glaubte doch der Harpagon, durch die Entfernung seines treuen Dieners noch einige Groschen ersparen zu können. Block wurde eines Tages, wegen eines ganz unbedeutenden Vergehens, augenblicklich entlassen, und ihm der Lohn für den letzten Monat mit dem Bemerken vorenthalten, daß er selben erst nach einigen Wochen erhalten könne, wenn man sich überzeugt haben würde, daß er nichts entwendet habe. Somit wurde der arme Mensch hilflos und ärmlich bekleidet aus dem Hause gestoßen. Block verließ am nächsten Tag Grätz, um sich einen Broderwerb zu suchen. Es verstrichen 14 Tage, und noch hatte der Unglückliche keine Versorgung gefunden, und litt, da er sich des Bettelns schämte, oft Tage lang Hunger. Endlich ward er ein Raub der Verzweiflung. Er begab sich Nachts in das Haus seines ehemaligen Herrn, der es nun ganz allein bewohnte. Die Hunde, welche ihn kannten, gaben kein Zeichen, außer das der Freude, weil sie Den erblickten, der oft sein kärgliches Mahl mit ihnen theilte. Gänzlich unbewaffnet, entwand er einem unter der Einfahrt stehenden Kinderwagen die Deichsel, und begab sich mit dieser gerüstet, in das ihm bekannte Schlafgemach des Geizhalses. Er fand seinen ehemaligen Herrn schlaflos, und forderte verzweiflungsvoll und wüthend seinen rückständigen Lohn; doch Jener griff nach einem Degen, und schickte sich an, Lärm zu machen. Hierauf schlug Block mit der Deichsel auf ihn zu, und schon der zweite Hieb hatte ihn todt zu Boden gestreckt. Block erbebte wohl einigermassen vor dieser That, aber er war schon seinem bösen Prinzip ganz anheimgefallen. Er öffnete einen Schrank, nahm bei 4000 Gulden in Banknoten heraus, und entkam mit seinem Raube. Selbst die Behörden vermutheten in Block nicht den Thäter, weil er seit mehreren Tagen von Grätz abwesend war. Block begab sich nach Mödling bei Wien, wo er einige Zeit als Zimmergeselle arbeitete. Zwei Jahre nach der That kaufte er sich ein Häuschen in Mödling, verehelichte sich, und ward Vater eines Mädchens. Mittlerweile forschten die Behörden auch Block's Aufenthaltsort aus, erhielten aber von der Gemeinde das Zeugniß, daß Block in der ganzen Umgegend als braver Mann geachtet und geehrt werde. Man forschte weiter, und stellte an ihn das Begehren, sich auszuweisen, woher er das Geld zum Ankaufe seines Häuschens nahm. Seine Antworten genügten dem Gerichte nicht, und er wurde als verdächtig eingezogen. In Grätz angelangt, gestand Block gleich im ersten Verhöre seine That, und bemerkte unter Thränen der bittersten Reue, daß er kurz vor seiner Verehelichung, als er die Beichte ablegte, sich in seinem Gewissen so beengt gefühlt habe, und im Begriffe gewesen, sich selbst anzugeben. Block ward zum Tode mit dem Strange verurtheilt. Er war bereits ausgesetzt, als Se. Maj. der Kaiser, in Krieglach angelangt, die Begnadigungs-Estafette nach Grätz absendete. — Führwahr eine Begebenheit, die, hätte sie sich auf französischem Boden zugetragen, den Herren Victor Hugo oder Alexander Dumas einen köstlichen Stoff zu einem Drama gegeben hätte! —

Unter den Personen der englischen Aristocratie, von denen die berühmte Schauspielerin Rachel bei ihrem neulichen Aufenthalte in London eigeladen wurde, war auch der Herzog von Wellington. Der alte englische Achilles hat es noch immer gern, wenn die Leute von ihm reden; er gibt gern den Ton an und protegirt die Künste. Er lud deßhalb eines Tages Dem. Rachel ein, bei ihm in Gegenwart einiger Personen aus der Elite der hohen Gesellschaft etwas zu deklamiren. Die junge Künstlerin ließ sich nicht lange bitten und erschien zur bestimmten Zeit in dem Salon des edlen Herzogs, begleitet von ihrem Vater und dem Grafen D., der ihren Ehrencavalier spielt. „Seltsam", sagte der Graf, nachdem er die Gesellschaft gemustert hatte, „von allen anwesenden Personen versteht keine einzige Französisch, den Herrn vom Hause ausgenommen." — Diese Bemerkung mußte der Dem. Rachel natürlich sehr verdrießlich seyn; sie declamirte einige Tiraden, welche unmäßig beklatscht wurden, die Künstlerin schlug jedoch diesen Beifall nach dem wahren Werthe an. Als sie geendigt hatte, trat der Herzog von Wellington zu ihr. „Da ist doch wenigstens Einer, der mich beurtheilen konnte", dachte Dem. Rachel; sein Beifall ist von Gewicht." — Aber: „Sie haben den tiefsten Eindruck hervorgebracht, Fräulein", sagte der Herzog zu ihr, „die größte Sensation gemacht, die leider nur ich nicht theilen konnte, da ich seit längerer Zeit fast ganz taub bin."

№ 73.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Historisch-moralische Scene
aus der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia.

(Schluß.)

Diesmal schien jedoch die Kaiserin zur Zärtlichkeit geneigt. Als ihre Tochter ihr einen Lehnstuhl darbot, lehnte sie ihn ab, ergriff freundschaftlich der Prinzessin Hand, zog sie an sich, und setzte sich mit ihr in eine Fenstervertiefung. Sie begann sodann die Unterhaltung.

„Das sind italienische Bücher hier," sagte sie, „und die Musik, welche ich eben gehört, ist auch italienisch. Ach, liebes Kind, suchst Du schon jetzt uns zu vergessen? Leider werden jene Bande, welche Mittelmäßigkeit fest schnürt, durch unsere Bedingung so sehr erschlafft, wo nicht gänzlich zerrissen. Wie oft, liebe Herzenstochter, hab ich Dir nicht kalt und strenge scheinen müssen. Aber des Thrones Sorgen vergönnen so selten meiner Stirn, sich aufzuheitern, meinem Herzen, sich zu ergiessen. Liebe Tochter, wenn Du in der Ferne an Deine Mutter denkst, o so erinnere Dich der Sorgen, unter denen sie erliegt."

Statt aller Antwort ergriff die tiefgerührte Josephine der Kaiserin Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Eine Abreise, wie die Deinige," fuhr Maria Theresia fort, „ist beinahe Tod. Möge er voll Liebe, voll Milde seyn, Vergiß mein Unrecht, und wenn Du manchmal Veranlassung gehabt, unzufrieden zu seyn mit deiner Mutter, so vergieb ihr jetzt."

Die Herzogin warf sich der Kaiserin zu Füßen.

— Liebe Mutter, rief sie, an mir ist es, Ihre Verzeihung anzuflehen. Wenn meines Alters Leichtsinn manchmal meine Pflichten gegen Sie mich hat vergessen, lassen, erinnern sie sich dessen nicht mehr. Mutter, Mutter, Ihren Segen!

„Gott segne dich, meine Tochter," sagte Maria Theresia mit zugleich zärtlichem und feierlichem Ton.

Auf diesen Ausbruch der Empfindsamkeit folgte ein Augenblick des Schweigens. Die Kaiserin unterbrach ihn, nachdem sie einen Blick auf des Herzogs von Parma Bild geworfen, mit den Worten:

„Der Ausdruck dieses Gesichts gefällt mir. Er bürgt für des Fürsten Karakter. Bei alledem bin ich besorgt, in so großer Entfernung Dich nicht mehr unter meinem unmittelbaren Schutze zu wissen. Du kennst so wenig die Gefahren und Schwierigkeiten deiner neuen Lage."

Ihr Rath liebe Mutter, könnte meiner Unerfahrenheit zu Hilfe kommen.

„Junge Leute befolgen nicht gerne des reifen Alters Rath. Die Jugend hat nur unvollkommene Begriffe von Menschen und Dingen. Sie kennt sie nur von ihrer anziehenden Seite, bemerkt des Gemäldes Schatten nicht. Wie oft hab' ich weisen Rath, der vielem Unheil vorzubeugen im Stande gewesen, ich sage nicht vernachlässigen, sondern oft sogar mit Verachtung verwerfen sehen."

— Meinerseits dürfen Sie das nicht erwarten, sagte lebhaft die Herzogin. Ihre Worte sollen wie ein unveräußerlicher Schatz in meinem Herzen ruhen.

„Liebe Josephine, ich zweifle eben so wenig an Deiner Ehrerbietung, als an Deiner Liebe für mich. Aber ich fürchte der Jugend gewöhnliche Unbesonnenheit. Ich möchte jetzt bedauern, die Illusionen Deiner edelmüthigen Seele zu lange geschont zu haben. Vielleicht hätte ich Dich bereits in den Sorgen der Regierung einweihen sollen. Ich bin zu vorsichtig gewesen, und besorge jetzt, daß die Rolle, zu welcher Du berufen bist, Deine Kräfte übersteige. Schön wie Du bist, mit einem ausgezeichneten Verstande (ich kenne besser als Du seine Macht), kann, oder vielmehr m u ß Dein Einfluß auf Deinen Gemahl unbeschränkt seyn. Glaube nicht, liebe Tochter, daß ich Dich von Erfüllung Deiner Pflichten abwenden wolle. Ich wünsche nur, Dir ein Wenig von meiner Welterfahrung zu geben."

— Wissen Sie nicht, meine Mutter und Kaiserin, mit welcher Ehrfurcht ich Ihren Rath höre, mit welchem Eifer ich ihn zu befolgen mich bestrebe?

D a h i n wollte Maria Theresia ihre Tochter bringen. Sie küßte zuerst dies sanfte, vertrauungsvolle Gesicht, auf welchem sich Verlangen malte, der Mutter Mittheilungen zu vernehmen. Diese sprach sodann. Ihre Ueberredungsmittel waren mächtig. Ihre zugleich geschmeidige und sichere Stimme; ihr Lächeln... es war dasselbe, welches des ungarischen Adels Schwur veranlaßte.

Anfänglich schien ihre Tochter mit vertrauungsvoller Aufmerksamkeit auf ihre Worte zu hören. Aber bald malten sich stufenweis in ihren Zügen andere Gefühle. Sie ging von Erstaunen zum Zweifel, endlich zum Unwillen über.

„Nein, nein!" rief sie, indem sie vor der Kaiserin zu Boden sank; „alle seine Handlungen notiren, in seine geheimsten Gedanken dringen, um dem österreichischen Hofe davon Rechnung abzulegen... Sein Vertrauen anregen, um es zu verrathen... Nein, nein, das kann nicht meine Pflicht seyn. Meine Liebe wäre also nichts als....."

— Gemach, gemach! Prinzessin, unterbrach sie Maria Theresia, indem sie mit Mühe den Zorn unterdrückte, der in ihren Augen sprühete; ich war auf einen solchen Ausbruch romanenhafter Liebe nicht vorbereitet.

„Die Rolle eines Spions," sagte die Herzogin, indem sie sich mit Würde erhob, „ist für eine Tochter Maria Theresia's nicht geeignet."

In diesem Augenblicke hatte der Ausdruck ihres Gesichts einen Karakter der Größe und des Stolzes gewonnen, den man bisher in demselben nicht bemerkte. Die immer so klare Stirne furchte sich. Man hatte die Prinzessin Josephine für die Kai=

serin nehmen können. Diese, als sie ihre Tochter sich so ähnlich erblickte, verlor alle Hoffnung, aus ihr ein gelehriges Werkzeug ihres Willens zu machen.

„Ich glaube in der That,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln, „daß der kleine Oberst Dir den Kopf verdrehet hat. Selbst wollen und ungehorsam seyn: wir sind noch nicht so weit. Lassen wir das anheim gestellt seyn.“

— Liebe Mutter! rief Josephine, indem sie sich bemühte, sie zurückzuhalten; um Gotteswillen verlassen sie mich nicht mit dieser Kälte.

Die Kaiserin entzog ihr die Hand. Ihre Augen begegneten sich. Beim Anblick des blassen Gesichtes ihrer Mutter, in welchem sich eine konzentrirte Erbitterung malte, wurde die Prinzessin ohnmächtig, und sank rücklings auf ihren Sessel.

„Sie ist zerrissen“, rief sie schmerzhaft, als sie wieder zur Besinnung kam, und die Kette, an welcher des Herzogs von Parma Bildniß hing, in Stücken neben sich erblickte. Die Kaiserin, als sie mit Heftigkeit von ihrer Tochter sich entfernte, hatte in der Kette sich verwickelt, und sie durchrissen. Die Herzogin stützte sich auf den Altan und zerschmolz in Thränen.

Es ist ein zermalmender Schmerz für junge Seelen, zu bemerken, daß man ihre innigsten Gefühle nur aufgeregt, um sie in eine Fallgrube zu stürzen. Aber hier verschwanden Kummer und Verwirrung im Vorgefühl einer nahen, schrecklich drohenden Gefahr. Die Nacht begann ihre Dunkelheit zu verbreiten. Im zweifelhaften Zwielicht hatte Josephine der Kaiserin zornig bleiches Gesicht erblickt. Ihre Einbildungskraft zeigte sie ihr immer drohend. Die Einsamkeit, in welcher sie sich befand, wurde ihr unerträglich. Sie rief ihre Kammerfrauen. Doch weder derselben lächelnde Mienen, noch der Laut ihrer Stimmen, noch der Lichter Glanz, noch selbst der Gesang ihrer geliebten Pauline, vermochten der Prinzessin Seele zu erheitern. Unstätt schritt sie im Zimmer auf und nieder, als sie, durch einen Schlag an die Thür, aus ihrer Träumerei emporgeschreckt wurde.

Es war Martini, der Kaiserin Beichtvater. Dieses Priesters Züge waren wie die einer alten Bildsäule modellirt. Seine hohe Stirn gab dem Gesichte einen zugleich strengen und scharfsinnigen Ausdruck. Mit demüthiger wohlwollender Haltung war seine Stimme langsam, sanft; demungeachtet konnte man sich einer Anregung von Furcht bei seinem Erscheinen nicht erwehren.

Er näherte sich der Herzogin, und da er sie in Trauer gekleidet erblickte, sagte er: „Meine Tochter! ich sehe mit Vergnügen, daß sie nicht meine Ankunft erwartet haben, um sich für die in der nächsten Nacht zu erfüllende Pflicht vorzubereiten.“

— Was wollen Sie sagen! fragte die Prinzessin. Ich habe nur der Bequemlichkeit wegen meinen Anzug verändert.

„Ich glaubte, es sey aus Demuth geschehen. Denn Hochzeitskleider und weltlicher Schmuck kontrastiren zu auffallend mit Gebeten in des Todes Gegenwart.“

— Ich bitte, erklären sie sich, rief Josephine am ganzen Leibe zitternd.

„Eure kaiserliche Hoheit weiß sehr wohl, daß die Reihe an Ihnen ist, diese Nacht am Grabe der Erzherzogin zu wachen und zu beten.“

Josephine fiel hart mit der Stirn gegen die Wand. Pauline fing sie auf, mit den Worten: die Kaiserin wird es nicht erlauben. Jedermann weiß, daß die Erzherzogin an den Kinderblattern gestorben ist, weshalb Niemand die Kapelle betreten kann.

„Die Befehle Ihrer kaiserlichen Majestät erlauben ganz im Gegentheil nicht, daß diese fromme Sorgfalt versäumt werde. Sie selbst sendet mich hierher, um auf der Stelle die Herzogin von Parma an ihrer Schwester Sarg zu führen.“

— Rufen Sie des Kaisers Namen an, flüsterte die Zofe der Prinzessin zu. Aber was läßt sich erwarten von seinem Willen?... Ich beschwöre Sie, werfen Sie sich Ihrer Mutter zu Füßen.

„Ich habe Sie so eben gesehen,“ entgegnete die Herzogin mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Pauline verbarg sich das Gesicht mit beiden Händen.

— Ich erwarte, sagte der Priester, daß es Eurer kaiserlichen Hoheit gefalle, mir in die Kapelle zu folgen.

Josephine erhob sich, bereit, zu gehorchen. „Ich will Sie begleiten,“ rief die Zofe. „Es könnte Ihnen in der Nacht etwas zustoßen....“

— Ihre kaiserliche Hoheit muß allein wachen, entgegnete abweisend der Beichtvater. Also will es der Gebrauch.

Martini redete noch, als ein Kind sich in der Erzherzogin Gemach stürzte, und auf sie zueilte, um sie zu umarmen.

„Liebe Schwester, Du verläßt uns, vielleicht auf immer. Ich will doppelt so viel Küsse, als Du mir sonst gegeben hast.“

— Gute Maria, Du hast keine Sorgen; Du wirst ruhig schlafen die Nacht.

„Du wirst vielleicht weniger ruhig schlafen; aber Du wirst auch glücklicher seyn. Morgen werde ich Dich nicht wiedersehen.“

— Morgen, o Gott, — Bei diesen Worten entstürzte ein Thränenstrom den Augen der jungen Verlobten.

„Was hast Du denn?“ rief das Kind. „Warum weinst Du. Man hat mir ja erzählt, daß Du herrschen wirst.“

— Gutes Kind, möge der Himmel dir eine solche Verbindung ersparen.

Die Kleine vermischte ihre Thränen mit denen ihrer Schwester, wie wenn sie geahnt hätte, daß sie einst den Thron Frankreichs besteigen werde, um später ihr Daseyn auf dem Blutgerüst zu beschliessen. Arme Maria, die Zukunft verbarg dir noch dein trauriges Geschick!

Die Herzogin begab sich in das Grabgewölbe. Ihre Kammerfrauen folgten ihr bis an desselben Thür. Bei Eröffnung derselben erblickten sie eine feuchte Dunkelheit, die von einigen Kerzen in matten Dämmerschein verwandelt wurde. Josephine wendete sich um, schloß die weinende Pauline in ihre Arme, und trat allein in die Kapelle. Ihre Zofen sahen sie niederknien am Fuße des Altars, wornach die Thür langsam verschlossen wurde.

Pauline mußte das Ende der Rathsversammlung abwarten, um den Kaiser zu benachrichtigen, daß seine Lieblingstochter die Nacht in einem stinkenden Gewölbe, neben dem Leichnam einer Schwester zubringe, die eine ansteckende Krankheit in's Grab gestürzt. Mehr als die Hälfte der Nacht war bereits verstrichen.....

Der Kaiser eilte selbst in die Kapelle. Man fand, die Herzogin in der Stellung, in welcher man sie gelassen, kniend vor dem Altar, das Haupt zum Gebet gesenkt. Doch war ihr Körper zusammengesunken, und die Arme ruhten auf den Steinplatten. Ihr Vater redete sie an. Keine Antwort. Er erhob sie..... Sie war todt.

Einige Monate nachher wurde ihre zweite Schwester Herzogin von Parma.

Eines Midshipman erstes Gefecht.

(Aus dem United Service Journal.)

(Fortsetzung.)

Wir ruderten in einer Linie vorwärts; aber kein Schuß geschah von unserer Seite, da die Gegenstände zu unbestimmt vor uns lagen, um eine sichere Zielscheibe darzubieten. Der Lärm des Kleingewehrfeuers aber regte die Leute auf, und sie erwiederten dasselbe, mit aller Kraft vorwärts rudernd, mit lautem Jubelgeschrei, obgleich mehr als ein oder zwei der Ruder nach und nach innehielten, und müßig auf dem Wasser ruheten. Aber es geschah keine Nachfrage nach der Ursache dieser anscheinenden Nachlässigkeit, denn der Lieutenant wußte sehr wohl, daß sie so thätig wie die übrigen seyn würden, wenn nicht die tapfern Leute, die sie gehandhabt hatten, von den Kugeln getroffen worden wären. Abermals erhob sich ein lautes und starkes Hurrah, in das ich mit einstimmte, als Mr. White, sich im Hintertheile des Boots aufrichtend, seinen Hut schwang, um die Leute zu noch schnellerem Rudern aufzumuntern. Die Brigg machte eine kleine Wendung, um das große Boot niederzusegeln, aber der dritte Lieutenant, der es führte, vermied den Stoß, indem er rasch hinter ihr vorbeisteuerte und auf dem Steuerbord-Bug die Hacken einschlagen ließ, statt am Backbord, wo Flitton dener sten Kutter geschickt angelegt hatte. Ich erinnere mich sehr wohl, daß auch die Barke an der Seite des Schiffes einraf und die Pinasse unmittelbar hinter uns ebenfalls anlegte; aber was in den nächsten Paar Minuten darauf erfolgte, davon ist mir keine bestimmte Erinnerung geblieben. Allerdings indeß habe ich eine Idee davon, daß ich die Marinesoldaten feuern gesehen habe, als die Matrosen die Schiffsseite hinaufstürmten (Enternetze waren nicht ausgelegt) und daß ich das Knattern der Flinten und das Zusammenschlagen der Säbel mit lautem Geschrei, Gefluch und Hurrahruf vermischt gehört habe.

Auch ist es mir dunkel in der Erinnerung geblieben, daß mehrere Matrosen in die Barke zurück und einige über Bord fielen; aber Alles trug sich in weniger Zeit zu, als die Beschreibung erfordert. Ich muß mindestens in einem der Erstarrung ähnlichen Zustande gewesen seyn, wurde aber durch die Stimme des Coxswain aufgeweckt, der aussen im Vordertheile des Schiffes festen Fuß gefaßt hatte und mir zurief, daß ich ihm die Hand geben solle, damit er mich an Bord ziehen könne. Ich that das sogleich und in der Minute darauf war ich in die Höhe über die Schanzkleidung gezogen und mitten im Gefechte. „Hurrah! Oldjunk, mein Junge, das hast du brav gemacht!" rief Jephson aus, indem er bei mir vorbeistürmte, sich heftig mitten in die Feinde stürzte, und einen jungen Offizier, der ihm in den Weg trat, niederhieb. „Wie es einem Britten ziemt!" schrie Scott und hob sich über die Schanzkleidung, um auf das Verdeck zu springen, als ein französischer Marinesoldat das Bayonnet auf ihn richtete, in einem Augenblicke, wo es ihm unmöglich war, den Stoß zu pariren; der Coxswain wäre unbezweifelt gefährlich verwundet, vielleicht getödtet worden, wenn nicht eine Art von natürlichem Instinkt mich in dem Moment erfaßt und ich, ohne daß ich daran dachte, was ich that, nach dem Kopfe des Mannes gefeuert hätte. Meine Kugel traf, der Mann sprang noch vorwärts, aber die Richtung seines Bayonnets war nicht mehr gefährlich und den Augenblick nachher war er eine Leiche. „Das war ein guter Anfang, Oldjunk!" rief Mr. White, der den Vorfall mit angesehen hatte. „Nur so weiter, mein Junge, und die Brigg ist unser. Hurrah! meine Jungen, treibt die Schufte über Bord, nieder mit ihnen in den Raum — wir wollen dann gleich zum Grog pfeifen." Ich hatte meine abgeschossene Pistole noch in der Hand, als Scott mich am Arme faßte und mir zurief: Lassen Sie sie fallen, junger Herr, und nehmen Sie die andere in die Hand; den Säbel heraus und auf sie! Ich bleibe neben Ihnen, — Hurrah!" Mehrere Minuten lang war Alles unerklärliche Verwirrung; man schlug sich auf allen Theilen des Verdecks, mitunter ganz in Rauch gehüllt, dann wieder, wenn die dichten Wolken vor dem Winde abgezogen waren, zeigte sich der ganze Auftritt den Blicken, von dem Abblitzen der Pistolen und Flinten erhellt. Ich eilte mit dem Coxswain auf das Quarterdeck, wo das Gefecht heftig wüthete, und meinen Säbel schwingend, hieb ich nach Allem, was nicht die weiße Binde am rechten Arme, das Unterscheidungszeichen der Mannschaft der Fregatte, trug. Einen Augenblick fühlte ich einen stechenden, zitternden Schmerz in meinem rechten Schenkel, aber es war keine Zeit, noch Gelegenheit, besondere Rücksicht darauf zu nehmen; bald darauf erhielt ich eine starke Kontusion an meiner linken Schulter von dem Kolben einer Flinte. Jephson und Stewart fochten dicht nebeneinander; der Erstere schrie bei jedem Hieb, den er führte: „Das gilt für mein Patent!" Der Andere: „Auf die Ehre der Aristokratie!" während der alte Clarke, schnaubend und hin und her drängend, sich tüchtig an die Arbeit hielt, und Dick Flitton, der stets in seiner Nähe blieb, voll von seinen gewöhnlichen Späßen war, nebenbei aber dem alten Clarke zwei Mal das Leben rettete. Das Handgemenge dauerte mehr als zehn Minuten. Da fing der Feind an zu weichen und Mehrere sprangen in den Raum, um ihre Habseligkeiten wo möglich in Sicherheit zu bringen. Der Befehlshaber der Brigg war getödtet, und die Todten und Verwundeten lagen nach allen Richtungen hin zerstreut durcheinander. Dick Flitton hatte das Steuer ergriffen, denn der Matrose, der es bisher geführt hatte, lag leblos vor demselben und die Brigg war gegen den Wind gefallen; Dick Flitton hielt nun wieder den festen Kurs, bis das Gefecht vorüber war. Ein starker Haufen hielt sich noch immer auf dem Vorderkastel, schoß ohne Unterschied auf Freunde und Feinde und kümmerte sich um die Ersteren gar nicht, wenn nur von den Letzteren darauf gingen. Mr. White sammelte daher seine Leute, und während der dritte Lieutenant das Quarterdeck hielt, griff der erste Lieutenant, seinen Hut schwenkend, mit dem Rufe: „Vorwärts, meine Jungen!" die Franzosen auf dem Vordertheile des Schiffes mit Entschlossenheit an. Der Angriff war unwiderstehlich; die Feinde gaben auf allen Punkten nach, Mehrere sprangen über Bord, das Feuer schwieg und wir waren im vollen Besitz des Schiffes. Die Gefangenen wurden sogleich in den Raum geschickt und die Gitter über die Luken gelegt, um ihr Entkommen zu verhindern, während zu gleicher Zeit Anstalten gemacht wurden, die Kutter zu empfangen, welche heran kamen, um der Brigg Beistand zu leisten. Die bei dem Konvoi befindlich gewesenen Chasse-Marrées waren bereits früher nach allen Richtungen entflohen.

Die Brigg wurde vor den Wind gebracht und wir befanden uns bald mitten unter dem Konvoi und schossen nach allen Richtungen unsere Flinten und die am Bord befindlichen Kanonen ab, um die Schiffe zu zwingen, daß sie ihre Segel strichen. Die Kutter waren große Schiffe und griffen uns muthig an; aber wir wußten es so einzurichten, daß sie dicht an einander zu liegen kamen, und gaben ihnen zwei oder drei volle Ladun-

gen mit trefflicher Wirkung, so daß die Kugeln, welche den nächsten verfehlten, den entfernter liegenden sicher treffen mußten; letzterer machte sich denn auch bald auf und davon. — Ungefähr um diese Zeit empfand ich, daß mich eine allgemeine Abspannung überfiel. In meinem rechten Schenkel schien alles Gefühl erstarret und in meinem rechten Schuh war eine solche Nässe, als ob derselbe voll Wasser wäre. Ich rieb mir das Bein mit der Hand — meine Beinkleider waren durch und durch naß und als ich meine Hand bei dem Scheine der Laterne auf dem Kompasse ansah, fand ich sie voll Blut. Ich bemerkte, daß ich verwundet war. Was späterhin vorfiel, weiß ich nicht, denn die Ohnmacht versenkte mein geistiges Leben in gänzliche Vergessenheit. Ich erwachte aus diesem Zustande nicht eher, als bis ich an Bord der Fregatte war und mich bei wiederkehrendem Bewußtseyn in der Kajüte des Kapitäns fand und den Wundarzt neben mir sah, der mir Stärkungsmittel reichte. Mein Vater lehnte sich sehnsüchtig neben mich hin, auf mein Erwachen aus dem Starrkrampfe wartend, und ein Dankesruf an Gott gerichtet entfloh seinen Lippen, als meine Zunge die Wiederkehr zum Bewußtseyn verkündete. Noch in diesem Augenblick weilt in meiner Erinnerung der Ausdruck, der sich in seinen Zügen entwickelte, als er meine Hand ergriff und sagte: „Nur Muth, Jonathan! Du wirst's schon überwinden." Dann fügte er hinzu, gleichsam als wollte er mir noch größere Ermunterungen geben: „Deine Mutter wird sich freuen, wenn sie von deinem guten Benehmen hört, worüber mir Mr. Withe getreulich Bericht erstattet hat." Ich war mir nicht bewußt, mich durch mein Benehmen besonders ausgezeichnet zu haben. Mein ganzes Wesen war so aufgeregt worden, daß ich eigentlich nur sehr wenig von Dem wußte, was geschehen war; nach Mr. White's Bericht hatte ich aber nicht nur Scott das Leben gerettet, sondern auch mit meinem Säbel tüchtig um mich gehauen und mit meiner zweiten Pistole gut getroffen; — mir selbst war es gar nicht bewußt, daß ich sie abgefeuert hatte. Die beiden Kutter und fast der ganze Konvoi waren genommen, indeß nicht ohne bedeutenden Verlust von Seiten der Britten und noch stärkeren auf Seiten der Franzosen. Es war jetzt Tag; die Fregatte und wir befanden uns auf der Höhe von Ushand, im Begriffe über den Kanal zu segeln, um die Prisen in Sicherheit zu bringen und die Verwundeten und Gefangenen zu landen.

(Schluß folgt.)

Volks-Chronik.

Thalkirchen.

Nachdem eben jetzt in den angenehmen Herbsttagen während des Frauen-Dreyßigst (eine zur besondern Verehrung der Gottes Mutter von Maria Himmelfahrt bis Maria Geburt gewidmete Zeit) die andächtigen Münchner täglich an den so angenehm beschatteten Wegen des rechten Ufers der Isar-Arme über frische grünende Wiesen nach dieser in einem schönen Thalgrund romantisch gelegenen alten Wallfahrtskirche lustwandelten, so dürfte die Erzählung der historisch merkwürdigen Entstehung derselben nicht uninteressant seyn.

In der Fehde, welche Herzog Stephan I. von Bayern-Landshut in Folge der unter seinem Vater Ludwig dem Brandenburger schon angefangenen Zwistigkeiten mit den Reichsstädten, besonders mit Augsburg, geführt hat, waren des Herzogs vorzügliche Kampfgenossen die tapfern Christian und Wilhelm Frauenberger zum Haag. Diese sind den Augsburgern eine Zeitlang hart zu Leibe gegangen, und haben ihnen gar viele erschlagen, bis der Bayern tapfre Streiter endlich doch weichen und an die Gestade des Isarflußes fliehen mußten. Da die Reichsstädtischen den Frauenbergern bis oberhalb München an dem Platze, wo jetzt Thalkirchen steht nachzusetzen wagten, und diese mit ihren Kriegsvölkern etwas in die Klemme gekommen, so haben sie das Gelübde gemacht, zur Ehre der Gottes Mutter ein Kloster mit einer Kirche zu bauen, im Falle sie dießmal gerettet würden. Vertrauensvoll sprang darauf die muthige Schaar mit Roß und Mann in den unsichern Fluß, erreichte das jenseitige Ufer und augenscheinlich wurden sie aus dieser drohenden Gefahr befreit, worauf hier die Kirche im Jahre 1372 von Grund aus erbaut worden, wie die am innern Chorbogen befindliche Schrift, Jahrzahl und Wappen beurkundet. Auch stellen sowohl die Kriegsszene an der Isar, als den Bau der Kirche zwei, bei der vierhundertjährigen Jubiläumsfeyer in selber auf beiden Seiten aufgehangene Gedächtnißtafeln bildlich dar. Ferner ist das Frauenbergische Wappen, ein weißes Rößlein, hinter dem Choraltar an einem Fenster in Glas geschmolzen zu sehen. Die Errichtung des Klosters selbst, wozu wirklich schon einige verordnet worden, sollte indeß bis zur Zurückkunft des im Jahre 1396 unternommenen Heeres-Zuges ausgesetzt bleiben, in welchem der edle und tapfere Herr Christian Frauenberger mit Pfalzgraf Ruprecht, auch vielen vom bayerischen Adel dem König Sigmund von Ungarn wider die Türken zu Hülfe gezogen. Allein derselbe ist mit mehreren Andern daselbst geblieben, und nicht mehr ins Vaterland zurück gekommen, weßhalb der zweite Theil des Gelübdes nicht mehr erfüllt werden konnte. — Obwohl nun die Frauenberger die ersten Stifter dieses schönen Gotteshauses, auch Lehenherren der Meßstiftung daselbst sind, (noch ist ihr Wappen am Kelche und Meßgewand ersichtlich), so wollte doch im Jahre 14[illegible] Pfarrer, Kirchenprobst und Gemeinde solche Stiftung aus ihrem eigenen Gute aufgerichtet haben, weshalb sie mit Heern Sigmund von Frauenberg in Streit gekommen, welcher sich aber zu seinen und seiner Nachkommen Gunsten geendet hat. Auf dem Kirchhofe finden sich noch mehrere alte Grabmäler von Sentlinger Kirchherrn, so wie eines Oberstfasanenmeister von Mosach und Neuschleißheim; aus neuerer Zeit ist eines von dem letzten Vizedom in Straubing, Graf Zech von Lobming, vorhanden, dessen strenges Amt an die Trauergeschichte der unglücklichen Agnes Bernauer erinnert.

Beinahe ein halbes Jahrtausend ist seit der ersten wunderthätigen Hülfe an diesem Orte durch Vorbitte bei Gott in das Meer der Vergangenheit hinabgesunken, ohne das kindliche Vertrauen der innigen Verehrer von Gottes Mutter in ihren Herzen zu schwächen, und dafür ward denselben auch manche Linderung oder Befreiung in den Nöthen und Bedrängnissen. Selbst unser modernes Jahrhundert kann die religiösen Spuren öffentlicher Andacht noch nicht aus allen Ständen verdrängen, und so möge sie dann fortblühen diese alte marianische Wallfahrt, zum ehrenden Andenken der sie begründeten edlen Familie, deren ehrwürdige Abkömmlinge noch in unserer Mitte leben.

Sch.

Auflösung der Charade im Blatte Nro. 71:

Selbstlob.

№ 74.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Aussätzige in Brasilien.

(Eine wahre Geschichte. Aus dem Journal du Commerce.)

Im Laufe des Monats Junius 1837 kam ein Bewohner aus einer in dem Mittelpunkte Brasiliens gelegenen Provinz auf einem reich geschirrten Maulesel, von zwei gleichfalls berittenen Negern begleitet, deren jeder noch ein Maulthier zum Wechseln mit sich führte, durch die Neustadt nach Rio de Janeiro, und nachdem er den Campo de Santa Anna, den Platz von Rocio und den des San Francisco de Paola durchzogen, lenkte er in die Ouvidor-Straße, das Vivienne-Viertel der Hauptstadt des brasilianischen Reichs. Er ließ sein Maulthier ruhig dahin gehen, und hielt ungefähr in der Mitte der Straße vor einem Hause von mehreren Stockwerken, dessen Façade sich durch eine ungeheure viereckige Laterne auszeichnete, auf welcher man die französische, englische und portugiesische Sprache lesen konnte: Hôtel de France — French hotel — Casa de Pasto. Er betrachtete das Haus einige Augenblicke unschlüssig, dann aber stieg er ab, überließ sein Maulthier den Negern, stieg die Treppe empor, trat in den Speisesaal und sprach den gewöhnlichen Gruß des innern Landes Dominus tecum! mit tiefer, Ehrfurcht gebietender Stentorstimme.

Aller Augen erhoben sich und hafteten auf dem Fremden, welcher das vollkommene Urbild eines Roceiro (Landmannes) der Gebirgsländer von reinem brasilianischen Blute war. — Seine Gestalt hoch, aber schmal, seine schwarzen Haare schon etwas mit grau gemischt, Augen und Augenbraunen schwarz, der Bart dünn, verwildert und schwarz, das Gesicht lang und dunkelbraun, die Knochen nur mit Haut bedeckt, aber Sanftmuth und Güte leuchteten aus dem Gesichte hervor, und eine Art natürlicher Adel lag in der ganzen Haltung. Alle Brasilianer von ungemischtem Blute sind sich so ähnlich, daß man sie für verschiedene Glieder einer Familie halten könnte. Wenn also seine Gestalt keinen Erklärungsgrund für die Aufmerksamkeit abgab, mit welcher alle Anwesenden ihn betrachteten, so lag dieser um so mehr in seiner Kleidung, welche selbst den Eingebornen der Küstenländer ganz fremdartig erscheint. Er trug Beinkleider und eine Jacke von gegerbten Rehfellen, deren enger Zuschnitt genau den Bau seines Körpers zeichnete, sein Hut, ebenfalls von Leder, schloß wie eine Plattmütze auf dem Kopf, und seine schmalen Ränder schienen mehr dazu bestimmt, Schutz gegen die Gesträuche des Waldes, als gegen die Strahlen der Sonne zu gewähren. Seine Stiefel, deren Stulpen bis zur Mitte der Schenkel gingen, wurden auf beiden Seiten durch schmale Riemen emporgehalten, die um den Leib befestigt waren, und zeigten die bunten Farben und glänzenden Schuppen der ungeheuren Soucourion (Boa), welche ihre Haut dazu gegeben hatte. Zwei unverhältnißmäßig große silberne Sporen, bewaffnet mit Chilenos, d. h. mit tief gezähnten Rädern in der Größe eines Sechslivrethalers, vollendeten den seltsamen Anzug dieses Mannes. An der rechten Hüfte sah man den Griff seines reichen Facon Stutzsäbels von eiselirtem Silber — das vade-mecum des Reisenden in Brasilien, dessen ebenfalls silberne Scheide sich in der Stulpe seines Stiefels verbarg. Wir haben in seiner Beschreibung nichts übersehen, wenn wir noch beisetzen, daß er in der einen Hand einen Stutzen, in der andern eine Peitsche mit metallenem Knopfe und ein paar Pistolen trug, welche er aus den Pistolenhalftern seines Sattels genommen hatte. Wer je die dreifache Kette der riesenhaften Gebirge überschritten hat, welche den östlichen Theil Brasiliens von dem westlichen scheidet, der wird leicht in dieser getreuen Skizze den glücklichen Bewohner der Sertaon wieder erkennen, den König der Wüste, den reichen Besitzer von Negern und Heerden.

Aber welcher Grund war wohl wichtig genug, dieses Kind der Wildniß auch nur auf kurze Zeit seinen Wäldern zu entlocken? Welche Gewalt konnte ihn von seinem patriarchalischen Leben wegführen und ihn veranlassen, auf dem Rücken eines Maulthieres über die breiten Flüsse, die furchtbaren Regenbäche und die tobenden Wasserfälle zu setzen — sich mit dem Säbel in der Hand Bahn zu brechen durch die unermessene Tiefe der Urwälder, um zwei Monate lang, umgeben von wilden Thieren, bald auf der Spitze eines Berges von Wolken bedeckt, bald in der tiefen Nacht eines feuchten Abgrundes zu schlafen — kurz sich all' den Gefahren, Entbehrungen und Anstrengungen einer Reise auszusetzen, von welcher man sich keinen Begriff machen kann, ehe man sie selbst erfahren hat? Aber das Herz eines Vaters kennt weder Gefahr, noch Ermüdung, noch Entsagung. Antonio Machado war jetzt am Ziele seiner Reise, und, die frohe, hoffende Seele nur mehr den Freuden des Wiedersehens zugekehrt, hätte er alle Drangsale der letzten zwei Monate bereits vergessen. — Doch wie der Mensch nie seine Freude ganz genießt, als indem er sie andern mittheilt, so hatte auch Antonio Machado noch nicht zwei Tage mit mir in demselben Gasthofe gegessen, als ich schon seine ganze Lebensgeschichte wußte. Antonio war einer der reichsten Güterbesitzer der Provinz Golaz. Er war früh Wittwer geworden, und hatte nur ein einziges Kind, einen Sohn, Marianno Joie, der seine einzige Freude, seine Hoffnung, sein Abgott war, und dessen Glück er am gesichertsten glaubte, wenn er ihn die rauhe Rinde der Waldeskinder abstreifen ließ, seinen Verstand ausbildete und ihn zu einem gewandten Städter machte. Antonio hatte zwei-, dreimal in seinem Leben die ausgezeichnete Ehre genossen, den Excellenzen, dem Präsidenten

der Provinz, dem Befehlshaber der Truppen und dem Oberrichter seines Bezirks, Gastfreundschaft in seiner Fazenda erzeigen zu dürfen, und sich dabei gesagt: „Marianno soll auch eine Excellenz werden, Präsident der Provinz, Befehlshaber der Truppen, was er will!“ — Von da stand der Entschluß, sich von seinem Sohne zu trennen, in ihm fest, wie sehr sich auch seine Zärtlichkeit dagegen empörte, und der Gedanke an die langen Jahre der Verwaisung ihn niederdrückte. Marianno wurde für den Anfang seiner Ausbildung nach Goiaz geschickt, von da kam er nach Rio de Janeiro, von wo er sich in seinem fünfzehnten Jahre nach Frankreich einschiffte, um in Paris den letzten Schliff zu erhalten. Auch diese Trauerzeit für Antonio war nun vorüber, sein Sohn sollte aus Frankreich, wo er sechs Jahre verweilt hatte, zurückkehren, und er war ihm bis Rio de Janeiro entgegengeeilt, um Marianno nicht ohne Schutz die beschwerliche, und mühsame Reise in die Heimath machen zu lassen, und drei Monate früher die Freude des Wiedersehens zu genießen.

Nach wenigen Tagen war ich der Freund, der Vertraute aller Gedanken des Gebirgsbewohners. Er sprach fast nur von seinem Sohne, und wenn ich ihm von den Wundern von Paris erzählte, so machte es mir Freude, das Erstaunen, wohl auch den völligen Unglauben auf dem Gesichte des guten Mannes zu lesen. Aber die Tage gingen vorüber und der Berg des Castello signalisirte kein französisches Segel. Antonio hatte nur zwei Spaziergänge: den Platz vor dem Palast oder den Kai von Santa Lucia, und wenn das Meer stärker anschlug, die Wellen sich gewaltsamer brachen als gewöhnlich, so blieb er unruhig, bis ich ihm endlich durch die Ebbe und Fluth diesen unschuldigen Aufruhr des Meeres erklärt hatte. Aber einen wahrhaft traurigen Anblick gewährte er, wenn einer jener tropischen Stürme sich auf die Stadt niederließ, eines jener furchtbaren Unwetter, wo alle Elemente entfesselt scheinen, wo das brausende Rollen des Donners sich mit dem heulenden Gebrülle des Windes vermengt, und die ewigen Feinde, Feuer und Wasser, sich versöhnt zu haben scheinen, um die Welt in ihrer furchtbaren Vereinigung zu vernichten.

Endlich erschien eine dreifarbige Flagge in der Bucht, und wurde von dem Signalthurme verkündet: es war ein Handelsschiff, der Dreimaster Actif von Havre. Antonio, dessen Aeußeres so kalt, so unbeweglich schien, stand wie vernichtet, so stürmte Furcht und Freude auf ihn ein... Aber sein Sohn kam, kam, das Bild blühender Gesundheit — es ist unmöglich, den Empfang der beiden zu schildern. Marianno José war ein ausgezeichnet schöner junger Mann, groß, gut gebaut, schön, namentlich von jener tropischen Schönheit, die ein Aufenthalt von mehreren Jahren in milderem Klima nur frischer und blühender gemacht hatte. Er sprach die englische und französische Sprache mit seltener Reinheit. Sein Benehmen hatte ganz die feine, ungezwungene Höflichkeit der höheren Gesellschaft angenommen, aber sein Herz hatte sich die kindliche Unschuld und Frische seiner ländlichen Wiege bewahrt. Marianno hatte nicht, wie der verlorene Sohn, seine Jugend dem zerstörenden Strudel der Vergnügen hingegeben; wirklich ausgebildet, war er nun als 21jähriger Jüngling im Stande, in jeder Sphäre zu glänzen, in welche er gewiesen wurde. Er hielt sich einen Monat in Rio de Janeiro auf, um sich von den Anstrengungen der langen Seereise zu erholen, und ich schloß mich in dieser kurzen Zeit so an ihn, daß es, wie er endlich mit seinem Vater Anstalt machte, nach Goiaz zurückzugehen, mir war, als müßte ich mich von Jahre langen Freunden trennen. Wie sehr bestürmte mich Marianno und sein Vater, sie nach dem Sertaon zu begleiten. „Wir haben ein Maulthier,“ sagte Antonio, „kommen Sie mit, Sie finden es nicht so gut, wie in der Stadt, aber von dem, was wir haben, ist das Beste für Sie — — Sie lieben die Jagd, sagte sein Sohn. Nun gut, Sie sollen Jagden haben, wie Sie in Europa keine bekommen. Wir jagen den Tapir, die Oncia, den Jaguar, den Panther, und wenn dies Sie langweilt, so geben wir Ihnen Neger mit, welche Sie zurückführen. Aber es war mir unmöglich, ihren Bitten nachzugeben, und trotz meinen eigenen Wünschen mußte ich sie allein gehen lassen. Was Ihnen auch begegnen mag, sagte Antonio, als wir uns trennten, vergessen Sie nicht, daß Sie in den Sertaons von Goiaz zwei Freunde haben, auf welche Sie zählen können.

Der Reisende, welcher von Rio de Janeiro abgeht und seinen Weg durch die Provinz von Minas Geraes gegen den Fluß San Francisco hinwendet, kommt hundert brasilianische Meilen weit — fast das Doppelte der französischen Meilen — durch die fruchtbarsten, reichsten und anlockendsten Gegenden der Welt. Es ist ein ewig wechselndes, aber immer reiches, immer bewunderungswerthes und majestätisches Panorama. Nirgends niedere Beengung, nirgends widerliche Contraste, welche den Gesammteindruck stören — das Bild ist riesenhaft, aber die Harmonie desselben vollkommen. Die unermeßliche Höhe der Berge der Felsen, die stolz in den Wolken fußen, die furchtbare Tiefe der Abgründe, die heilige Stille der jungfräulichen Wälder, die mächtige Stimme der Wasserfälle, die donnernd niederstürzen, und einen Augenblick später, in der Mitte dieser wilden Einöde, die zierlichen Fazendas in der schönsten malerischen Gegend, an dem Ufer des Flusses ruhend, von wellenförmigen Hügeln umgeben, die der Kaffeebaum mit seinem Teppich von Purpur und Smaragd umzieht — die Thäler, wo der Reis und das Zuckerrohr im Ueberflusse wuchern — der liebliche Duft der Gesträuche — die Hecken, die den Vorübergehenden ihre Arme entgegenbreiten, beladen mit Orangen, süßen Citronen, Cedras (Bisamcitronen) und Goiabas — der reine Himmel blau wie ein friedliches Meer, der milde balsamische Luftzug, der üppige Pflanzenwuchs, alles mit Einem Wort vereint sich, die Seele zu erheben und dem Menschen die unendliche Macht seines Schöpfers zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eines Midshipman erstes Gefecht.

(Aus dem United Service Journal.)

(Schluß.)

Der Blutverlust in meinem Schenkel war sehr bedeutend gewesen und ich hatte mich sehr geschwächt; auch konnte ich wegen des Hiebes, den ich erhalten hatte, den Arm nicht bewegen. Als ich indeß in der Koje meines Vaters lag — für einen armen Kadeten ein ganz behagliches Lager — merkte ich, daß Jemand auf dem Sopha in der Kajüte gebettet und daß der Unterwundarzt um ihn beschäftigt sey. Mein Vater warf forschende Blicke auf den Arzt, der seine Frage errathend, schweigend den Kopf schüttelte. In dem Augenblicke stieß der Verwundete einen Seufzer aus, versuchte dann, sich aufzurichten und sprach in einem Tone, aus dem ich, wie sehr er auch durch den herannahenden Tod gedämpft war, Stewart's Stimme er-

kannte: „Hurrah, es lebe die Aristokratie, hurrah! Ich habe gefochten, wie es meinem Stande geziemt, und werde, noch ehe ich sterbe, zu meinem Titel kommen. Aufgepaßt, Clarke! der Kerl da will Euch an die Wand nageln. Da hab' ich ihn — der wird nie wieder Erbsensuppe essen!“ — „Ruhig, ruhig, Mr. Stewart! sagte der Unterwundarzt, ihn beschwichtigend, „Sie erhitzen das Blut in Ihrer Wunde.“ — „Wunde“, warf er rasch ein, „nun, wenn ich verwundet bin, wer kann da noch behaupten, daß das Blut nichts bedeutet; es läuft edles Blut in meinen Adern; von dem ältesten und ehrenwerthesten Blute im ganzen Königreiche stammt es ab. Von meinen Ahnen fielen manche im Dienste ihres Vaterlandes und warum sollte ich das nicht auch?“ — „Stewart“, sagte mein Vater in festem Tone und ergriff die Hand des jungen Mannes „Stewart, Sie haben bewiesen, daß Sie ein tapferer Jüngling sind, aber vergessen Sie nicht, daß Gehorsam auch ein Theil, ein sehr wesentlicher Theil der Dienstpflicht ist. Ich bin Ihr Vorgesetzter, und als solcher verlange ich von Ihnen, daß Sie sich jetzt niederlegen und zu beruhigen suchen.“ — „Das will ich thun, Sir — das will ich thun“, erwiederte der Midshipman, und lehnte sich so fest rückwärts, daß es ihm bedeutende Schmerzen verursacht haben muß. „Aber wo ist mein Kamerad — wo ist Oldjunk; hat er sich auf und davon gemacht, oder hängt er noch fest an seinem Leben?“ — „Ihr seyd Beide brave Jungen“, antwortete mein Vater mit vieler Rührung, „Ihr habt meine Erwartungen weit übertroffen, denn ich fürchtete fast, ihr hättet zu lange bei den Weiberröcken gehaußt; aber Ihr habt euch gut gehalten, und ich hoffe, daß ihr Beide am Leben bleibt, zu Ehre eurer Eltern und eures Vaterlandes. Nun aber halten Sie sich still und lassen Sie meine Hoffnung nicht zu Schanden werden.“ — Der Unterwundarzt griff sich an die Stirn, um meinem Vater anzudeuten, daß des armen Stewart Gehirn affizirt sey. Mitunter vernahm man unzusammenhängende Ausrufungen, welche sich auf das Gefecht bezogen und dann wieder schien es, als glaube er, im Vaterhause zu seyn, und der Stolz seiner Abkunft äußerte sich im Vereine mit den sanfteren Regungen seiner Zuneigung zu der Mutter. Was liegt nicht Alles in dem theuren, verehrten Namen — dem Namen der Mutter! Wo gibt es ein lebendes, von dem Allmächtigen mit Vernunft begabtes Wesen, dessen Herz nicht feuriger erglühet bei der Erinnerung an die Liebe der Mutter?

Wenn tief der Strom, so strömt er schweigend hin;
Was tief er fühlt, verbirgt des Menschen Sinn.

Stewart hatte sich im Gefechte überaus tapfer gehalten, und Jedermann getäuscht, der in ihm nichts sehen wollte, als einen übermüthigen, ungezogenen jungen Menschen, dessen Familienverbindungen ihm sein Avancement nach sechsjähriger Dienstzeit unbezweifelt machten. Alle, welche zugegen gewesen waren, äusserten sich im höchsten Lobe über seine kalte Unerschrockenheit und seinen kühnen Muth im Gefechte mit dem Feinde. Ein Kartätschenschuß von einem der Kutter hatte seinen linken Arm zerschmettert, und eine Flintenkugel ihm eine Wunde am Kopfe beigebracht. Gleich von Anfang wurden seine Wunden für tödlich erklärt, und obgleich man es an der gehörigen Anwendung aller möglichen Mittel nicht fehlen ließ, so gab doch der Wundarzt nicht die mindeste Hoffnung, da das Gehirn angegriffen war und ihm daher die Ruhe fehlte, welche als nothwendiges Erforderniß der Heilung betrachtet wurde. Endlich versank der arme Stewart in einen unruhigen Schlaf, den Vorläufer des Todes, und als mein Vater, der das Verdeck häufig verließ, um nach uns zu sehen, sich über ihn beugte, konnte ich sehen, wie die Thränen ihm in den Augen standen, als er vor sich hinsagte: „Armer Junge, dein Schicksal reißt dich früh hinweg; aber dein tapferer Geist wird vom Leiden bald erlöst seyn. Was werden deine Eltern sagen?“ Er schritt dann in der Kajüte auf und nieder und fügte hinzu: „Es ist ein ehrenwerther Tod; aber welchen Trost kann die Ehre dem Herzen einer ihres Kindes beraubten Mutter geben?“ Er trat darauf an meine Koje. „Schläfst du, Jonathan? fühlst du viel Schmerzen? — Munter, mein Junge, dich bring ich deiner Mutter wieder.“ Er trat alsdann in den Hintergrund der Kajüte, barg sein Gesicht in seinen Händen und ein Paar krampfhafte Seufzer, die er nicht zu unterdrücken vermochte, entflohen seiner Brust. Ich hatte meinen Vater nur sehr wenig gekannt, denn sein Dienst fesselte ihn meistens an die See, und wenn er zu uns kam, so zeigte sich doch bei aller Güte die er uns erwies, eine gewisse Strenge in seinem Benehmen, die wenig geeignet war, die Anhänglichkeit eines Kindes zu gewinnen. Ich war sein einziges Kind und meine theure Mutter hatte allzugroße Nachsicht gegen mich geübt, so daß die Vermuthung meines Vaters, ich sey verweichlicht, nur zu begründet erschien. Meine Mutter aber hatte mir ihn stets, wenn er fern war und wir uns allein befanden, als ein edelherziges, von zarten Gefühlen und hochherzigen Gesinnungen erfülltes Wesen geschildert. Er hatte sich lebhaft einen Sohn gewünscht von starker Leibesbeschaffenheit und entschlossenem, kühnem Sinne, den er in den von ihm innig geliebten Beruf einführen könne, und er sah sich daher nicht wenig getäuscht, als er in mir einen Knaben von zarter Gesundheit und nichts weniger als tollkühnem Sinne fand. Indeß schien es ihm doch Freude zu machen, als ich ihm den lebhaften Wunsch äußerte, ihn auf seinen Seefahrten zu begleiten, und obgleich er mich nie besonders begünstigt, vielmehr im Gegentheil streng die Erfüllung aller meiner Pflichten gefordert hatte, so fand ich doch jetzt, daß meine Mutter ihn richtig geschildert hatte, denn er war wirklich „von zartem Gefühle und von hochherzigen Gesinnungen erfüllt.“

Stewart erwachte endlich aus seinem Traumschlummer; er war sich der bevorstehenden Krisis bewußt, und äusserte nur: „Ich hätte doch gern England wiedergesehen;“ dann wandte er sich zu meinem Vater und fügte hinzu: „Aber Sie werden den Leuten sagen, Sir, daß ich meine Pflicht gethan habe und daß auf meinem Namen und meiner Familie kein Makel haftet.“ Der Kapitän war zu bewegt, um antworten zu können; er ergriff indeß die Hand des tapfern Jünglings und preßte sie zwischen die seinigen, als Zusicherung, daß sein Wunsch werde erfüllt werden. Stewart bat um Erlaubniß, seinen Kameraden Lebewohl sagen und ihnen einige Andenken aus seinem kleinen Vorrath von werthvollen Habseligkeiten geben zu dürfen. Der Kapitän gab die Absicht zu erkennen, ihm Das auszureden, weil er fürchtete, daß seine Auflösung dadurch werde beschleunigt werden; aber der Wundarzt machte bemerklich, daß es ihn eher beruhigen als aufregen werde, und beide Anliegen wurden daher genehmigt, zumal da nur wenige seiner Kameraden am Bord, sondern die meisten mit dem Befehle über die gemachten Prisen beauftragt waren. Es war rührend, den Abschied, den die jungen Leute von einander nahmen, mit anzusehen; denn wenn gleich er sie in nicht geringem Maaße tyrannisirt hatte, so hatte doch alle Animosität in dem Augenblicke aufgehört, wo der Strom seines Daseyns in starker Ebbe begriffen war und er hinausgeschleudert werden sollte auf den

endlosen Ocean der Ewigkeit. Die von ihm bewiesene Tapferkeit hatte Alles ausgeglichen und hochherziger Weise vergaßen die Matrosen alle seine Gebrechen. Einer nur hatte stets unbegränzte Anhänglichkeit an ihn gehabt und manchen Faustkampf zu Stewart's Ruhme unternommen: sein Aufwärter, ein Marinesoldat. Stewarts geistige Fähigkeiten waren in raschem Verschwinden begriffen — frühzeitig erstickt, gleich der Frühlingsblume, welche unerwarteter Nachtfrost vernichtet; aber er erkannte doch gleich den wahrhaft bekümmerten Mason und streckte die Hand nach ihm aus. „Es ist mir lieb, daß ich dich sehe, Mason," sagte er mit einer von der früheren Anstrengung erschöpften Stimme, „meine Börse liegt in meinem Koffer." — „Hier ist sie," erwiederte der Marinesoldat — und reichte dem jungen Offizier die Börse hin, „ich habe sie mitgebracht, um sie dem Kapitän oder sonst irgend Jemand, den Sie etwa dazu bestimmen möchten, zu übergeben; es sind darin fünfzehn Guineen, Mr. Stewart — drei spanische Dollars —" — „Hör' auf! Mason," murmelte der Midshipman, indem er ihn in seinem Inventarium unterbrach. „Behalte das für dich. Erlauben Sie mir es, Sir?" sich zum Kapitän wendend. „Er hat mir gut und treu gedient. Ich kann nicht schreiben — ich kann noch sehen, mein Auge trübt sich und Finsterniß sammelt sich um mich her. Kapitän Oldjunk, wollen Sie mir die Güte erweisen, meinen Vater zu bitten, daß er sich Mason's annehme?" — Ohnmacht ergriff ihn und es folgte darauf ein krampfhaftes Haschen nach Athem. — „Es ist bald mit mir aus, Sir — ich fühle es, M. Murray (der Wundarzt), wollen Sie mit mir beten; ein Gebet, Sir — ein Gebet: Vater im Himmel, sey mir gnädig! Leb' wohl Oldjunk — lebe lange — lange, um die — die — Ehre deiner Familie aufrecht zu erhalten. Lebt Alle wohl — lebt wohl — Kapitän Oldjunk, Ihre Hand; oh! halten Sie mich — halten Sie mich bis zuletzt! Ich — ich habe meine Pflicht gethan — sagen Sie mir das nur — und — und mein Geist wird in Frieden dahinziehen." — „Das hast du — das hast du, mein braver junger Freund", sagte mein Vater mit vor Wehmuth zitternder Stimme, „und möge der Gott des Himmels dich in seine ewige Ruhe aufnehmen." — Der Wundarzt war in tiefes, ernstes Gebet versunken; der arme Mason stand da und weinte wie ein Kind; in der ganzen Kajüte war kein Auge trocken, Stewart blickte auf seinen Befehlshaber der seine Hand noch in der seinigen hielt; ein triumphirendes Lächeln behielt die Oberhand über den Todesschmerz und verschwand auch nicht von seinen Zügen, als schon der Gewaltige seinen Sieg gewonnen hatte und nichts mehr übrig war von dem hochherzigen Midshipman, als ein lebloser Körper.

Miscellen.

Nach und nach wird doch die in Deutschland so sehr eingerissene Sucht der Doppelnamen von Künstlerinnen ganz unleidlich und lächerlich zugleich. Eine Sängerin in Wien heißt „Schlanzowsky-Gerowsky", wie fürchterlich! und eine Dichterin in Dresden „Roswitha Kind-Kind", wie anmuthig!

(Eine viermal verfehlte Trauung.) Ein reicher Eigenthümer zu Liverpool war auf dem Punkte, sich mit einem jungen Frauenzimmer ohne Vermögen, aber von guter Familie, zu verheirathen. Obgleich jener im besten Alter war und in seiner Person nichts Zurückstoßendes hatte, waren von Seiten der Braut doch mehrere Schwierigkeiten erhoben worden, auf die der Bräutigam nicht gefaßt seyn durfte. Die Vermählung sollte endlich in der St. Annenkirche vollzogen werden, aber an dem bestimmten Tage, einem Sonnabend, hatte der Anzug der Zukünftigen so viel Zeit erfordert, daß der Pfarrer, nachdem er drei Stunden geharrt, die Kirche verlassen, weßhalb die Ceremonie auf den Montag verschoben werden mußte. Ein plötzliches Unwohlbefinden der Braut machte eine abermalige Verzögerung von drei Tagen nothwendig; am Donnerstag befand sich der Bräutigam nicht wohl und hatte überdem ein dringendes Geschäft zu besorgen, das keine Verspätung erleiden durfte. Endlich, am nächsten Sonnabend, war alles bei Zeiten bereit, und der Geistliche hatte schon die ersten Gebete gesprochen, als der Bräutigam etwas Gezwungenes in der Haltung, wie in dem Benehmen der Braut zu bemerken glaubte. Er richtete deshalb die Frage an sie: „Wäre es Ihnen vielleicht unangenehm, meine Frau zu werden?" worauf sie durch ein bloßes „Hm!" antwortete. Der Mann begriff die Energie dieses Hm! nahm seinen Hut und sagte zu dem Pfarrer: „Es thut mir leid, Ihnen beschwerlich gefallen zu seyn; vielleicht komme ich ein anderes Mal wieder." Darauf entfernte er sich. Die Verwandten des jungen Frauenzimmers trugen nun im Namen desselben auf Schadenersatz an, indem sie behaupteten, daß das Hm! des letztern keineswegs die Bedeutung gehabt, welchen der Bräutigam ihm gegeben, und daß er durch seine Entfernung einen öffentlichen Tadel auf sie geworfen. Der Geistliche verlangte ebenfalls eine Entschädigung für die vier Morgen, wo er genöthigt gewesen, in der Kirche sich einzufinden, ohne die von ihm begehrte Handlung verrichten zu können.

Als in einer Gesellschaft erzählt wurde, daß jetzt die Werke Friedrichs des Großen herausgegeben werden, bemerkte ein Oesterreicher: da werden die Wiener-halter froh seyn, daß sie Schlesien wieder bekommen.

Sonderbare Anzeigen.

Eine Frau aus dem Mittelalter, die alle häuslichen Geschäfte verrichtet, wird gesucht.

Gestern starb unser geliebter Sohn an den Folgen eines sanften Todes.

Wir danken allen denen, welche der wüthenden Flamme bei uns vom 10. bis 11. zu Hülfe eilten.

Ein tafelförmiges Pianoforte, das in einem guten Ton spielt, steht um einen billig zu verkaufenden Preis.

Der Hühneraugen-Operateur Vile aus Rouen operirt die Hühneraugen, logirend im Gasthof zur Sonne, ohne Schmerz, über welchen derselbe glaubwürdige Zeugnisse aufzuweisen hat. Auch gibt er gegen Hühneraugen Salbe und Frostbeulen.

Der Hochverordnet worden meistbietende Verkauf von Korn findet künftigen Freitag statt.

Eine frischmelkende Kuh steht zu verkaufen.

Ein blauseidener Regenschirm ist in Gedanken stehen geblieben. Man bittet baldigst, ihn zu holen.

Ein gestohlener Pfeifenkopf wird vermißt, der ehrliche Finder erhält ein Douceur.

Eine goldene Repetieruhr ist wegen Mangel an Raum billig zu verkaufen.

№ 75.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Possenhofen.

Prüfen wollte ich gern, ob meiner lieblichen Anna
    Anmuth und schelmischer Blick weiche der hies'gen Natur.
Heiter und frommen Gemüthes schweigte mein sinnendes Auge
    Auf der Bläue des Sees, an dem Blau des Gebirgs.
Und versunken in mich, wie war ich so selig im Sehen!
    O so schön ist es hier, daß ich Dein fast vergaß;
Ja ich sage es frei, Du wirst mir ja deshalb nicht böse,
    Weil Dein Vertrauen so fest, und Deine Liebe so wahr.
Siehe, da landet ein Kahn, gefüllt von fröhlichen Münchnern,
    Und in heiterer Lust ziehen dem Wirthe sie zu.
Aber von ihnen getrennt still küßt sich ein liebendes Pärchen,
    Und ich eile zu Dir, eile zur Lieb und Natur!

K. Wenng.

Der Aussätzige in Brasilien.

(Eine wahre Geschichte. Aus dem Journal du Commerce.)

(Fortsetzung.)

Aber wenn der Reisende über den San Francisco setzend den Weg gegen den Fluß Panarahiba, die Gränze von Minas Geraes, einschlägt, um von da nach Goiaz, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, zu gelangen, dann wechselt der Schauplatz plötzlich. Das Wachsthum ist minder kräftig, die Wälder sind nicht so ausgedehnt, die Bäume kleiner, dürftiger — hohe Gräser, verkrüppeltes Gehölze, mageres, schwaches Gebüsch bedeckt die Abhänge, zieht sich in die Ebene hinab und bekleidet die Berge. Man glaubt sich wie durch Zauberschlag in ein anderes Land versetzt, und tritt in das, was in Brasilien der Sertaon, die Wüste heißt. Dieses Wort bezeichnet ein zwar nicht ganz unbewohntes Land, aber nur mit Mühe sieht man da und dort, durch weite Strecken getrennt, einige Hütten aus der Erde, mit Palmblättern bedeckt, ohne Thüren und Fenster. Eine Ochsenhaut bedeckt die Oeffnung, die als Eingang in die Hütte dient. Die Einrichtung derselben zeigt noch die ganze ursprüngliche Einfachheit; ein Tisch, welcher noch außen die Rinde des Baumes trägt, ein oder zwei Bänke, Rehhörner, mit den Ranken der Liane an der Wand befestigt, um die Flinte daran aufzuhängen, und zwei, drei Fetzen, welche als Kleidungsstücke dienen, endlich als Bett ein Gestell aus schmalen, ungegerbten Riemen von Ochsenhaut geflochten, oder noch häufiger bloß ein Haufen Palmblätter, das ist alles. — Die Bewohner dieser Löcher sind faul, grob, halb wild. Sie bringen ihre Zeit entweder damit hin, die Rehe und Wildschweine zu jagen, die in Fülle in diesen Gegenden hausen, oder über die messingenen Saiten ihres Violas, eine Art von Guitarre, aber mit schreiendem, unharmonischem Tone, zu kratzen. Der Landbau beschäftigt sie wenig, denn da der Boden trotz seines dürftigen Ansehens sehr fruchtbar ist, so genügen einige Hände voll Mais, die sie ohne weitere Vorbereitung zur Erde werfen, zu einer Ernte, die reichlich sie und ihre Heerden nährt. An der Sonne getrocknetes Fleisch, welches sie stark mit spanischem Pfeffer einreiben, Kräuter, die ohne alle Pflege wachsen, Maiskörner in Milch gekocht, was sie Cangica nennen, und Kaffee mit geröstetem Maismehl gemischt, bilden ihre gewöhnliche Nahrung. Geflügel, welches sich so reichlich und so nahrhaft in allen übrigen Theilen Brasiliens findet, fehlt im Sertaon gänzlich; nur selten zeigen sich einige Hühner mit schwarzem, unverdaulichem Fleische. Die Wüstenbewohner trinken nie Wein, und sehr selten Branntwein aus Zuckerrohr. Die furchtbarsten Krankheiten scheinen ihren Sammelplatz in diesen traurigen Gegenden gewählt zu haben, das Gallenfieber, die Wassersucht, die Krätze, Kröpfe und der Aussatz sind unter den armen Sertanejos heimisch, und werden von ihnen ohne Abscheu, ohne Eckel, als lang bekannte Dinge behandelt. Dieses öde Land nimmt in der Gegend von Brasilien, von welcher wir sprechen, ungefähr 150 Meilen ein, und erstreckt sich bis an die Berge, welche die Stadt Goiaz umziehen.

Aber nicht alle Bewohner des Sertaon leben in gleichem Elend. Man trifft, einige Tagereisen auseinander, auf kleine Weiler, Arraiaes genannt, die aus einer Capelle und einigen Hütten umher bestehen, und wohin sich Sonntags die Sertanejos von 10 bis 12 Meilen in der Runde begeben. Unter der Woche sind diese Arraiaes fast ausgestorben, man trifft nur einen Caplan, einen Wachoffizier mit zwei oder drei Soldaten, einen Sacristan und einen Schenkwirth. Sonntags aber werden diese kleinen Vereinigungsorte so belebt, daß sie zum wahren Troste für den armen Reisenden dienen, der oft Wochenlang sich in der drückendsten Einsamkeit sieht. Alle reichen Sertanejos kommen dann bewaffnet und bekleidet, wie wir es am Anfange unserer Erzählung geschildert haben, mit ihrer Familie stolz einhergezogen, und verfügen sich entweder in die Venda des Schenkwirths oder in die Casas, welche sie sich selbst als Absteigequartiere gebaut haben. — Hier in dem Sertaon, nahe dem Arraial von Bomfim, ungefähr 15 Meilen von der Stadt Goiaz entfernt, lagen die weitumfassenden Besitzungen des Antonio Machado. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck die Rückkehr Marianno's auf diese ungebildeten Menschen machen mußte. Während eines ganzen Monats war die Casa Antonio's buchstäblich angefüllt. Oheime und Tanten, Vettern und Basen, Compadres, Com-

madres, der ganze Haufen von Verwandtschaft, deren Litanei maßlos in diesen Ländern ist, beeilten sich, den Neuangekommenen zu begrüßen. Sie wollten kaum ihren Augen trauen, denn es schien ihnen unmöglich, in diesem zierlichen Fidalgo den Marianno José wieder zu erkennen. Und wenn er nun von seinen Reisen sprach, wenn er erzählte, was er gesehen, da hörten ihm die Männer mit Bewunderung, die Weiber mit Entzücken, die Moços (jungen Männer) mit Neid und die Moças mit Liebe zu. Man hielt ungeheure Jagden, tödtete mehrere Tapire, eine Menge Rehe, ich weiß nicht wie viel Duzend wilde Schweine, und als dieß alles verzehrt war, als man zwanzig Nächte damit hingebracht hatte, den Batouque zu tanzen, kehrte jedes wieder zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurück.

So wie Marianno von seinen Obliegenheiten als Hauswirth befreit war, eilte er nach Goiaz, um sich dem Präsidenten und den übrigen Autoritäten des Orts vorzustellen. Goiaz ist eine kleine Stadt von ungefähr 3000 Seelen. Die Mehrzahl derselben sind Neger, Indianer und Mischlinge. Sie liegt in einem engen, tiefen Thal zwischen zwei hohen Bergen, welches der Fluß Vermelho der Länge nach in zwei ungleiche Hälften theilt. Das Klima ist kaum gesünder als das des Sertaon, und seine Bewohner im Durchschnitt schmächtig, blaß und rachitisch. In diesen traurigen Gegenden, die gleich verlassen von Gott, wie von den Menschen scheinen, knüpfen sich die Bekanntschaften schnell, namentlich wenn sie irgend einen Schutz gegen den allgemeinen Feind, die hartnäckigste tödtendste Gleichförmigkeit, versprechen. Ein neuer Ankömmling ist ein Geschenk des Himmels, und so wurde denn Marianno mit Entzücken empfangen. Er war in wenig Tagen der innige Freund aller Fidalgos von Goiaz. Den Arbeiten seines väterlichen Hauses fremd, vergingen wenige Wochen, wo er sich nicht Zerstreuung in der Stadt suchte, und endlich wurden seine Besuche in Goiaz so häufig, daß er kaum noch von Zeit zu Zeit zurückkehrte, die Hand seines alten Vaters zu küssen, denn die Brasilianer küssen nie das Gesicht ihrer Eltern. Antonio war zu glücklich, wenn er ihn wiedersah, um sich über diese Vernachlässigung zu beklagen, als aber doch einst lange Zeit wieder vergangen war, ehe er in die Fazenda seines Vaters kam, so sagte Antonio liebreich zu ihm: „Du bist sehr selten bei mir, Marianno; du vernachlässigst mich, mein Kind." — „Ich bin verliebt, Vater." — „Verliebt? desto besser mein Freund, wenn du geliebt bist, aber wie solltest du nicht? Sie müßte ja blind und taub seyn, wenn sie dich nicht liebte. Bist du nicht der schönste Cavalheiro in der ganzen Provinz? Gehe, mein Marianno, gehe zurück nach Goiaz." — Antonio hatte sich nicht betrogen, Marianno ward geliebt, geliebt von dem schönsten Mädchen in Goiaz. Augusta, die Tochter einer reichen Wittwe in der Stadt, hatte noch nicht volle 16 Jahre, und wurde seit zwei Jahren bereits das schönste Mädchen der Gegend genannt. Sie hatte die Fülle der brasilianischen Schönheit mit dem Glanze des kaukasischen Blutes vereint, denn ihr Großvater väterlicher Seite war der Sohn eines Deutschen gewesen. Ihre großen blauen Augen mit den langen schwarzen, seidenen Wimpern milderten, was ihre kohlschwarzen Haare und Augenbraunen an Härte gaben. Die blendende Weiße ihrer Haut hatte nichts von der nußbraunen Farbe angenommen, welche den Frauen dieser Länder eigen ist. Aber ihr Wuchs, ihre Hände und Füße gehörten ganz zu dem brasilianischen Stamm, d. h. zu den schönsten, die man sehen kann. Alle Fidalgos des Ortes zeigten offen ihre Bewerbungen um die schöne Noiva (Heurathsfähige), aber keiner von ihnen hatte noch ihr Herz gewonnen. Die Frauen in Goiaz gehen sehr selten aus, die Kirche ist fast der einzige Ort, wo man sie sieht, und auch da nur wenig, denn sie tragen eine Art Nonnenschleier, der den Kopf umhüllt, und am Gesicht mit einer Art Maske schließt, so daß blos Stirne und Augen sichtbar bleiben. Dessen ungeachtet war Augustens Platz in der Kirche immer lange schon vor Beginn der Messe von einem Schwarm von Anbetern umgeben. Marianno, der nichts zu thun hatte, lief wie die andern Sonntags in den Kirchen umher, sah, verliebte sich bald in das schöne Mädchen, und als er mehrere Sonntage hindurch ihr mit den Augen ihre Liebe gestanden hatte, schien sie ihn verstanden zu haben, denn durch eine leichte Bewegung den Vorstoß ihres Schleiers wegschiebend, zeigte sie ihm den schönsten Mund im lieblichsten Lächeln. Marianno beeilte sich, dieses freundliche Geständniß zu benutzen, und hielt bei ihrer Mutter um die Erlaubniß an, sich ihrer Tochter nähern zu dürfen. In Brasilien sind die Werbungen nicht mit einer Menge lächerlicher Formen verknüpft, wie in unsern gebildeten Ländern. Augustens Mutter sagte: das ist die Sache meiner Tochter, wenn Sie ihr gefallen, mein Freund, so gefallen Sie mir auch. Augusta wurde gerufen, und erklärte erröthend, daß sie sich gern Marianno's Bewerbungen gefallen lasse. Antonio Machado kam bald selbst, um für seinen Sohn um Augustens Hand zu bitten, und die Hochzeit sollte in Bälde vollzogen werden.

Diese Liebe war der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung in Goiaz, und mehr als ein Herz fühlte sich mit Neid und Rache gegen „den Fremden" — wie sie bösartigerweise Marianno nannten — mehr als ein Facon spitzte sich in der Stille, und mehr als ein Stutzen wurde schweigend geladen. — O habt Geduld, ihr unerbittlichen Eifersüchtigen, laßt eure Waffen ruhen, denn der Vertilgungsengel des Sertaon hat sicherer schon seine Flügel über ihn gebreitet, als eure Waffen ihn treffen können. Ja, es war nur zu wahr. Von einem unbekannten Leiden verzehrt, schwand Marianno von Tag zu Tag sichtlicher dahin. Innig geliebt von derjenigen, die er vergötterte, nahe daran, sich mit ihr durch die festesten Banden zu vereinen, fühlte er sich als den unglücklichsten der Menschen. Er kannte sich selbst nicht mehr, er, dessen Leben sonst so ruhig, so friedlich dahin gegangen war, schleppte jetzt nur mühsam ein unerträgliches Daseyn dahin. Unruhig im Geist, die Seele von geheimen Schrecken erschüttert, sehnte er sich vergebens nach einem Augenblick der Ruhe. Oft überraschte ihn Augusta mit Thränen in den Augen, aber er schämte sich seiner Schwachheit, und nannte die bittern Zeugen seiner innern Zerrüttung Thränen der Liebe. Die Nacht brachte für ihn keine Linderung, entweder verstrich sie in peinlicher Schlaflosigkeit, oder wenn ihn ein leichter Schlummer seinen wirklichen Leiden entriß, so wandelte sie der Traum in neue Schreckensgestalten um, sein Kopf brannte beim Erwachen, und sein Blut schien in Feuer aufgelöst sich durch die Adern zu gießen. Er glaubte, die Aufregung, die seine Liebe in ihm hervorgebracht, sey die Ursache dieser Aufregung seines Gehirns, er wollte sich durch die Fieberhitze seines Herzens das Fieber erklären, das seinen Körper zerstörte, und hoffte durch die stärkende Gebirgsluft seine zerrütteten Nerven wieder herzustellen. Aber auch dieß war vergebliche Hoffnung. Seine Kräfte nahmen täglich mehr ab, die ermatteten Füße konnten fast den kraftlosen Körper nicht mehr tragen, und seine, wie von Geistermacht gebundenen Hände

wurden täglich steifer und unempfindlicher. Endlich fühlte er sich eines Morgens nach einigen schweren Leidenstagen etwas erleichtert, und entschloß sich nach Goiaz zu gehen. Traurig schickte er sich an, seinen Anzug zu ordnen, welchen er in der Fazenda seines Vaters ganz vernachlässigt hatte. Aber wer vermag das Entsetzen zu schildern, als ein Blick in den Spiegel ihm die Ursache seiner furchtbaren Leiden zeigte? Seine sonst so reine Stirn war voll Flecken, seine Augenbraunen waren durch die ätzende Kraft einer ungewöhnlichen Absonderung zerstört, perlenförmige, fast unmerkliche Schuppen mit leichtem Roth bekränzt umzogen die Augenbrauenbogen, die Augenwinkel und den ganzen obern Theil seines Gesichtes. Es blieb kein Zweifel, der Fluch des Sertaon, der scheußliche Aussatz, hatte nach einem neuen Opfer gegriffen. — Er war in Verzweiflung, doch nicht einmal zum Selbstmord fühlte der Unglückliche mehr Kraft genug in sich — das Leiden, das seine Lebenskraft zerstörte, hatte auch seine Geisteskraft gebrochen. Er verschloß sich in sein Zimmer, und nur sein Vater, der des Trostes selbst so bedürftig war, durfte sich ihm manchmal tröstend nahen. Jede Hoffnung, jede Aussicht war für ihn vernichtet, und er rief nach dem Tode als seinem einzigen Retter. So vergingen vierzehn Tage; endlich schien sich ein plötzlicher Gedanke seiner bemeistert zu haben. Er schrieb zwei lange Briefe, rief eine alte Negerin, die ihn gesäugt hatte, gab ihr beide Briefe, sprach noch leise Einiges mit ihr, und erwartete dann ruhig und gefaßt die Nacht. (Fortsetzung folgt.)

Historische Wahrzeichen in Bayern.

5.

Der Würdiger in der St. Leonhards-Kirche zu Aigen,

Landgerichts Rotthalmünster in Niederbayern.

Eine Paßauer-Zeitung, „Kourier an der Donau" benannt, hat sich einst dießfalls folgendermaßen vernehmen zu lassen beliebt:

„In dem Wallfahrts-Orte St. Leonhard befindet sich seit undenklichen Zeiten eine geharnischte Figur, und wohl anderthalb Zentner schwer, der Würdinger geheißen. Durch den Zahn der Zeit, und mehr noch durch allerhand Unbilden, hat sie Kopf und Füße verloren. Sie soll das Ebenbild eines gar harten und rauhen Zwingherrn aus dem angesehenen Adelsgeschlechte der Würdinger gewesen seyn. Am Tage des heiligen Ritters Georg, und am Patrocinium St. Leonhards, übte die männliche Jugend des Rotthales durch Heben und Tragen dieses verblichenen Schreckensmannes ihre Kräfte. Diese Uebung aber wurde nicht selten der Anlaß zu blutigen Kämpfen. Man fand sich daher veranlaßt, die Figur im Pfarrhofe zu verschließen."

Solchen historischen Unsinn schrieb man im Jahre der Gnade nach Christus Geburt 1839 in die Welt hinaus; denn fast jede Zeile enthält eine Lüge. Nachstehendes diene dem wißbegierigen Publikum von einem Augenzeugen der Wahrheit zur Steuer:

Nicht in dem Wallfahrts-Orte St. Leonhard, sondern in der, diesem Heiligen geweihten Filialkirche zu Aigen, ein schönes Baudenkmal gothischen Styles, sammt dem Sattel- und Spitzthurm maßiv aus Quadern aufgeführt, hat sich das weit und breit, besonders im nachbarlichen Innviertl jenseits des Strommes, bekannte Wahrzeichen des Würdiger (nicht Würdinger) von jeher befunden, und darf keineswegs in dem, mit lieblich duftenden Gartenanlagen, zweckmäßigen Oekonomie-Gebäuden versehenen, äußerst reinlichen Musterpfarrhofe, sondern in einer eigens erbauten, verschloßenen Schupfe neben des Spitzthurmes kühner Wölbung gesucht werden. Die Figur selbst, deren nebenan liegender Kopf und Füße mit dem Rumpfe nie ein zusammenhängendes Ganzes gebildet, ist nichts weniger als geharnischt zu nennen, höchstens für ein, 1½ Schuh hoher Mannskörper, 240 Pfd. wiegend, durch rohe Schmidarbeit aus einem Eisenklumpen bestmöglich geformt, mit ungesonderten, dem Körper unpaßenden Armen zu erkennen, welche letztere bei den Stärke-Uebungen als Handheben zu dienen pflegen. Da das Bestehen eines Adelsgeschlechtes der Würdinger nicht nachzuweisen ist, obwohl in der Nähe ein Dorf Würding sich befindet, so muß die Benennung gleichwohl von der Volks-Sage, vielmehr Volks-Uebung, hergeleitet werden, und zwar mit Würdiger, statt Würdinger.

An Concurs- und Patrociniums-Festen nämlich, wo viele tausend andächtige Christen aus nah und fern zu Beicht, Communion und Opfer nach Aigen wallen, auch gewöhnlich Umzüge zu Pferd gehalten werden, da St. Leonhard unter andern als vorzüglicher Patron zu glücklicher Erhaltung des Viehstandes zu verehren ist, dient nach undenklichem alten Gebrauche fragliches Wahrzeichen sonderbarer Weise als ein doppeltes Mittel zum Zwecke, — als physisches und moralisches. — Denn, nicht genug, daß sich die aus den Thälern des Inns, der Donau, Vils und Rott herbeiströmmende, eben so lebensfrische, als leibesstämmige männliche Jugend zweier, einst lang gegenseitig feindlich, nun freundnachbarlich gesinnter Länder mittels Aufheben und Tragen des Colosses auszuzeichnen, und als Würdige des Beifalles zu gelten, mit äußerster Kraft-Anstrengung strebt, — es herrscht zudem auch noch der fromme Glaube, daß irgend eine, das Gewissen belästigende schwere Sünde daran hinderlich seyn möchte, den Preis zu erringen. Und wirklich, Mancher kehrt in diesem Gefühle der Unwürdigkeit zum Beichtstuhle zurück, und — wozu er vorher körperlich zu ohnmächtig geschienen, dünkt er sich jetzt auch geistig gestärkt.

Aber selbst für das andere Geschlecht ist eine derlei physische und moralische Probe vorhanden. — Der sogenannte Weiber-Liendl, bestehend aus einem Eisenklotze, einem Wikelkinde nicht unähnlich. Oftmal ergiebt sich, daß eine leichtfertige Weibsperson nach abgelegtem Sünden-Bekenntniße das Wahrzeichen weit leichter emporschwingt, als zuvor. — Beim Eintritte in die Hütte des Würdiger, wo auch der Weiber-Liendl aufbewahrt wird, muß von jedem Individuum 1 kr. bezahlt werden zum Besten der Armen, wie eine aufgehängte Tafel besagt.

Uebrigens sind hier in Aigen die darzubringenden Opfergaben der Gläubigen nicht bleibend, wie anderwärts aus Wachs oder Holz, sondern vorübergehend und aus Eisen. Der Bauer bringt z. B. von den, in eigenem Behälter befindlichen, Aufschreibung haltenden Kirchenpflegern so viele Stücke höchst ungeformter Pferde, Kühe ꝛc. um einige Pfennige an sich, als er zu Hause besitzt. Diese schüttet er nun beim Opfergange unter dem Gottesdienste mit großem Geklirre aus seinem Hute in ein Fach am Choraltar, welches dann von Zeit zu Zeit ausgeleert, und zu demselben Gebrauche der Inhalt verwerthet wird. — Aber noch einer anderen Art und Weise vorzeitlicher Opferung für den heiligen Leonhard muß hier Erwähnung geschehen, welche an das Heidenthum mahnet. Es befindet sich nämlich an des Choraltars Seite eine Wandöffnung, mit

eisernem Thürchen, an deren Außenseite ein Behältniß angebracht ist. Durch dieses Loch sollen Enten, Gänse, selbst Schaafe und Kälber von Innen geschoben, von Außen ungesehen durch den Meßner in Empfang genommen worden seyn. — Hinter dem Chor erblickt man eine Sammlung von Verlobnißen, bestehend unter andern aus 2 ungewöhnlich langen Sensen, wovon eine vergoldet, mit der Jahrszahl 1742 versehen ist, alte Pferdegebisse, Ketten und Bande, da St. Leonhard nach der Legende auch als Vorbitter unschuldig Gefangener erscheint. Die Menge, mitunter vielleicht historisch merkwürdiger Votivtafeln älterer Zeit, ist weggeschafft, neuere bieten nichts Interessantes dar. Außer alten Grabsteinen von Pfarrherrn ist nichts von solchen vorhanden. Der muthmaßliche Hauptschatz hievon ist zu Altarsteinen verwendet, wie der Augenschein lehrt, welche aus kolossalen rothen Marmorplatten bestehen, mit Inschriften versehen, die zu ermitteln pflichtmäßige Sorge des von Sr. Majestät dem Könige längst konstituirten, aber seit Jahren unthätigen historischen Vereins wäre.

Die Pfarrkirche selbst in Rigen ist eben in gothischem Style erbaut, von dem Leichenacker des Ortes umgeben. Das einstige fürstbischöflich-paßauische Lustschloß daselbst, ein Viereck aus Quadern, außen mit dem Steinwappen, dient gegenwärtig zur Wirthstavern, der oberste Stock zum Rentamts-Kasten von Griesbach. Das ehemalige Pfleghaus nächst der St. Leonhards-Kirche hat eine schöne freie Lage, und wird von dem Benefiziaten allein bewohnt. Auf dem dortigen Platze wimmelt es an genannten Tagen von Kramständen. Eine herrliche Lindenallee führte einst in die nahe Waldung aus weiter Fläche der Gegend. Außer allen Gewerben findet man 2 Brauereien, dann ein hübsches Schulhaus in diesem, einem Flecken ähnlichen Orte. Sch.

Historische Miscellen.

Auf der hohen Burg zu Trausnitz an der Isar hat sich unter dem Hofgesinde zu Herzogs Albert V. Zeiten der bekannte Pater Canisius aus der Gesellschaft Jesu aufgehalten. Es war ein Socius bei ihm, sein Stuhlschreiber. Es fügte sich, daß der Pater demselben eben sein bekanntes Mariale in die Feder diktirte, und zwar mit verbundenen Augen, weil Canisius daran litt, als der Socius ausgehen mußte, und in einer Stunde wieder zu kommen versprach. Unter dieser Zeit kam zufällig der lebhafte 18jährige Erbprinz Wilhelm in die Stube. Der Pater glaubte, es wäre sein Socius. Als der Prinz den Irrthum merkte, setzte er sich schnell zum Schreibpult, worauf jener sprach: „Mein lieber Socius, ihr habt euer Geschäft wohl geschwind verrichtet, so schreibet dann wieder." Er fing an zu diktiren, der Prinz zu schreiben. Jetzt kam der Socius zurück und erstaunte, als er den Prinzen auf seinem Stuhle sitzen, und schreiben sah. „O Pater, schrie er, was thut ihr? Nicht ich, sondern Se. Durchlaucht Prinz Wilhelm ist es, der da schreibt." Canisius, voll Beschämung, wirft sich dem Prinzen zu Füßen, und bittet den Fehler ab. Allein Wilhelm hob den frommen Pater wieder auf, küßte und drückte ihn, und sagte: „Es freut mich, an ein so heiliges Werk auch Hand angelegt zu haben."

Bekanntlich hat Herzog Wilhelm nach seinem Regierungs-Antritte das Schloß Trausnitz dessen Gemahlin Renata zu Ehren mit künstlichen Wasserwerken und allen möglichen Verschönerungen versehen lassen, da er hier so gern residirte. Es wurde ihm auch da 1573 ein Sohn, der nachmalige große Maximilian I., geboren, den Kaiser Max über die heilige Taufe gehoben hat. Zwölf Jahre später erhielt Wilhelm in St. Martins-Pfarrkirche zu Landshut feierlich den Orden des goldenen Vließes.

Churfürst Max III. saß in der Staatsconferenz. In dieser berieth man sich über eine Angelegenheit, welche dem Fürsten sehr am Herzen lag. Nach mehreren Stunden, in welchen der Monarch den Rath angehört hatte, entschied er persönlich über mehrere Punkte, und ließ seine Worte in das Conferenzprotokoll eintragen, aus welchem der Beschluß durch den Minister verfaßt, und dem Fürsten zur Unterschrift vorgelegt werden sollte. Der Minister brachte in den nächsten Tagen die Urkunden zur allerhöchsten Unterschrift. Max las sie gegen alles Erwarten des Ministers durch, und gewahrte, daß mehrere Punkte, welche er persönlich bestimmte, nach den in der Conferenz geäußerten Ansichten des Ministers geändert, und nicht nach seinem Sinne waren. Der Monarch sagte: „Laß das Conferenzprotokoll holen!" Es geschah. Und Max las es durch, dann ruhig sagend: „In diesem Protokolle steht richtig wie ich als Fürst und Herr beschlossen habe, und in diesem Papiere soll ich anders, als ich will und befahl, unterschreiben? Wer ist Herr im Lande? Ich bin Souverän; mein Federzug hat dich zum Minister gemacht, und ich kann wieder dich entlassen. Ich bin der geborne Landesherr, dem ihr treu ergeben seyn müßt." Darauf zerriß der Fürst das Papier, und rief im Gefühl seiner Fürstenwürde: „Da hebe es auf, gehe, und komme nicht wieder, als bis du mir zur Unterschrift bringst, was ich befohlen, und wie ich wollte, daß geschehe." — Der Minister brachte das Rechte, und blieb Minister.

Im Jahre 1737 gab der Kurfürst und nachmalige Kaiser Karl Albert seinen Münchnern bei einem Hauptschießen 1000 fl. zum ersten Besten. Dem Schützen Mathias Groschopf, Bürger und Feilenhauer von hier, war aus Unvorsichtigkeit das Gewehr in der Standhütte losgegangen, und hatte diesem gemäß den Schuß verloren. Als derselbe hierauf wieder in den Stand kam, und das Gewehr auflegte, ging es neuerdings unwillkührlich los, jedoch so, daß die Kugel, auf einen Stein prellend, das Zentrum hinausriß. Den Streit der Schützen hierüber entschied der Churfürst persönlich dahin, daß der Schuß nun aus dem nämlichen Rechte gelten müße, aus welchem der vorausgegangene verloren war. Graf von Haimhausen, für den Groschopf geschossen hatte, gab demselben von dem Gewinnste 200 fl., und den übrigen Schützen 200 fl. zu einer Gasterei. Letztere waren so herzlich vergnügt, daß sie den Groschopf mit Musik nach Haus begleiteten und seinen runden Marmortisch mit den Feilenhauer-Hämmern in hundert Stücke zerschlugen. Sch.

Logogryph.

Schreibst du das Wörtchen hin, so siehest du sechs Zeichen,
Von denen eins und sechs und zwei und fünf sich gleichen.
Verwechselst ferner du den dritt' und vierten Ort
Und kehrst das Ganze um, hast du dasselbe Wort.
Der Heiland sagte einst, — du kannst's geschrieben finden,
Was sel'ger ist als das, was diese Zeichen künden.
Von Anfang bis zu End' durchgeh' die heil'ge Schrift,
Wo dann dein Aug' den Spruch und auch das Wörtchen trifft.

№ 76.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Aussätzige in Brasilien.

(Eine wahre Geschichte. Aus dem Journal du Commerce.)

(Fortsetzung.)

Im August des Jahres 1838 saß ich an einem schönen Abend an dem Fenster der kleinen Casa, welche ich auf dem Gipfel der Straße Gloria bewohnte, erfrischte mich an dem prachtvollen Anblick einer mondhellen Nacht in tropischen Ländern, und überließ mich meinen Gedanken an die ferne Heimath und die fernen Lieben. Plötzlich wurde ich durch das Erscheinen zweier Männer in meinem Zimmer aus meinen Träumereien emporgerissen; trotz dem Halbdunkel glaubte ich einen Weißen in Begleitung eines afrikanischen Sklaven zu erkennen. Wer da? rief ich überrascht. „Guten Abend", sagte der weiße Mann mit einem so seltsamen Ton der Stimme, daß ich unwillkürlich davor schauderte. „Sie erkennen mich nicht? Ach, das wundert mich nicht", sprach dieselbe rauhe hohle Stimme weiter — es war ein Ton, als dränge er aus einem Grabgewölbe hervor. Ich beeilte mich meine Lampe anzuzünden, und als ich bei ihren ersten Strahlen meine Blicke auf den Mann warf, welcher vor mir stand, bebte ich entsetzt einen Schritt zurück. Seine Stirne, eckelhaft runzelig und aufgeschwollen, hing in dicken Falten über die Augen hernieder, welche saffrangelb, rund hervorgetrieben waren, wie eines wilden Thieres, seine Nase war plattgedrückt, die Nasenflügel quer durchschlitzt, die Lippen hoch aufgelaufen; das ganze Gesicht mit eckelhaften Bläschen bedeckt, hatte eher Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Löwen, als mit dem Antlitz eines Menschen. Er hatte mein Entsetzen bemerkt, suchte seine Stimme so sanft als möglich zu machen und sagte: „So bin ich denn recht unkenntlich, recht abscheulich?" Es lag in dem Blicke, den der Mann auf mich warf, so viel Schmerz, so viel Angst, so tiefer Jammer, daß ich meinen Abscheu überwand und mich ihm näherte. „Sollte ich Sie wirklich schon gesehen haben?" fragte ich ihn bewegt. „Sie fragen mich noch? Es ist so lange nicht, daß wir uns sahen, heute ist es ein Jahr, den 19. August des vergangenen Jahres war es, als ein Bewohner der Sertaons von Goiaz Sie mit seinem Sohn in diese wilden Gegenden führen wollte; der brave Sertanejo hieß Antonio Machado, mein armer Vater, der vor Jammer stirbt, während mich ein furchtbares Uebel zerstört — mich den Verfluchten von Gott, den Verabscheuten von den Menschen — mich, dessen Seele sich einen Augenblick an den Freuden des Himmels weiden durfte, um den Fluch der Hölle schärfer zu empfinden, — ich bin — aussätzig — weil ich das Wort denn nennen muß — aussätzig — d. h. ein Wesen, das sich bewegt, denkt, fühlt — aber kein Leben mehr hat, denn es darf an keinem Herzen mehr ruhen — aussätzig — ein Wesen niedriger als ein Thier — nur zum Abscheu — zum Eckel auf der Welt.

Die Verzweiflung Marianno's hatte mich im Innersten erschüttert, ich vergaß den Kranken, sah nur mehr den Unglücklichen, und näherte mich ihm um seine Hand zu fassen. „Danke! danke!" sagte er, indem er mir sie rasch entzog. „Ihre Theilnahme thut mir wohl." Ach! soll ich es sagen? Die Spitzen seiner Finger hatten ganz ihre Form verloren, die Oberhaut derselben sich abgelöst, wie man es oft an den Leichen sieht, die in der Morgue ausgestellt sind, wenn sie lange im Wasser gelegen hatten, die wenigen Nägel, die noch zu sehen, waren zusammengezogen und schienen kaum noch am Fleisch zu halten. Heftig bewegt durch diesen Anblick, und voll Theilnahme für den Unglücklichen, versuchte ich ihn zu trösten. „O mein Freund", sagte er, mich schnell unterbrechend, „nur keinen Trost, daß ist unnöthig. Mein Entschluß ist gefaßt, in wenig Tagen muß ich geheilt oder todt seyn. Das Einzige, um was ich Sie bitte, ist, mir einen Zufluchtsort für heute Nacht zu gewähren, und mich morgen zu Dr. Santos zu begleiten. Dort sollen Sie mein Vorhaben erfahren. Aber jetzt lassen Sie uns versuchen, von andern Dingen zu reden, das wird mir wohl thun." Ich bot ihm das Wenige an, was ich da hatte, aber er genoß nichts; dann forderte ich ihn auf, sich zur Ruhe zu legen, die er gewiß nach so langer Reise nöthig habe. „Kann ich denn ruhen?" sagte er heftig. „Wenn die körperlichen Leiden einen Augenblick müde sind mich zu quälen, dann fühle ich nur die geistigen doppelt, die nie ermüden, nie ihre Schärfe verlieren. Nein, ich habe die Gewohnheit der Ruhe verloren; wenn ich schlafe, so ist es einen Augenblick bei Tag, bei der Nacht schlafe ich nie, die Nacht gehört mein, das ist der Tag, das Leben der armen Eule, die das schöne Licht der Sonne fliehen muß. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so löschen Sie Ihre Lampe aus, zum Reden brauchen wir kein Licht, und mir ist wohler, wenn Sie mich nicht sehen können." Ich that, wie er verlangte, und wir setzten uns wieder an das Fenster, das ich bei seinem Eintritt verlassen hatte, er schob seinen Stuhl weit von dem meinigen weg; ich fragte ihn warum? „Ich setze mich so fern", sagte er, „nicht weil ich fürchte, daß meine Krankheit ansteckend ist, ich weiß gewiß, sie ist es nicht, aber weil das Uebel, welches meinen Hals zernagt, meinen Athem unerträglich gemacht hat. Dieselbe Ursache hat auch meine Stimme so entstellt, wie Sie wohl bemerkt haben. — So durchbrachten wir die Nacht im Gespräche, er erzählte mir alles, was dieses Jahr ihm gebracht hatte, seine frohen Tage, seine Liebe, seinen Schmerz. Den andern Morgen um 4 Uhr stiegen Marianno, sein Neger und ich die Straße la Gloria hinab und gingen schweigend gegen die Straße Valonga, wo Dr. Santos wohnte.

Der Dr. Santos war ein junger brasilianischer Arzt, welcher an dem Hospital dos Lazaros in Rio Janeiro angestellt war. Er lag noch zu Bett, als wir zu ihm kamen, war aber bald zu unserem Empfange bereit, und nach wenig Minuten führte uns einer seiner Neger in sein Arbeitszimmer. Ich war in heftiger Unruhe, Marianno hingegen zeigte in seiner ganzen Haltung die Fassung und den ruhigen Ernst eines festen unerschütterlichen Entschlußes. Er näherte sich dem Arzt und sagte blos: „Sie sehen meinen Zustand, mein Herr.“ Dr. Santos warf einen schnellen Blick auf ihn, unterdrückte die Falten, in die sich seine Stirn gegen seinen Willen zog, und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ich sehe ihn. Dann näherte er sich dem Kranken mehr, betrachtete und befühlte ihn mit großer Aufmerksamkeit, und in seiner Untersuchung weiter schreitend, murmelte er seinen Richterspruch kurz halb laut vor sich hin. Marianno schien sehr erschüttert, der Arzt fragte ihn: „Wie lange sind sie krank?“ — „Seit vier Monaten.“ — „Vier Monate! das ist merkwürdig. Ich sah noch nie den Aussatz so schnell entwickelt.“ Je mehr Fragen sich folgten, je heftiger wurde Marianno's Aufregung; endlich war es ihm unmöglich, diese länger zu bemeistern. „Was sollen mir Ihre Fragen, mein Herr!“ rief er heftig. — „Ich bin aussätzig, das ist erwiesen, ich läugne es nicht, aber bei Gott, hören Sie mit Ihren Fragen auf, ich bin nicht gekommen, um glühendes Eisen in die Wunden stoßen zu lassen, die so schon schmerzhaft genug sind.“ — Dr. Santos ward durch diese Heftigkeit so betroffen, daß er fragend nach mir herübersah, zweifelhaft, ob er nicht vielleicht gar mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Dennoch antwortete er: „Sie sind doch wohl gekommen, sich mit mir zu berathen, und in diesem Fall“ — „Nein, Herr Doctor, deßhalb bin ich nicht gekommen.“ — „Was wollen Sie denn sonst?“ — „Ehe ich Ihnen sage, was ich will,“ versetzte Marianno, „muß ich Ihnen auseinandersetzen, was ich nicht will. Ich will nicht Jahre lang dem Grabe zuwanken, nicht Glied für Glied, Atom für Atom sterben, nicht heute eine Hand, morgen einen Fuß begraben und als lebende Leiche Zeuge meiner eigenen Vernichtung seyn. Jetzt wissen Sie, was ich will — Heilung, schnelle Heilung — oder noch schnellern Tod!“ — Dr. Santos hatte dem Leidenden mit sichtlicher Theilnahme zugehört, und sagte bewegt, als Marianno schwieg: „Reden Sie weiter, ich darf Sie nicht verstehen.“ — „So haben Sie mich um so gewisser verstanden,“ fuhr Marianno fort, und setzte ruhiger hinzu: „Sie, Herr Doctor, kennen die fürchterliche Krankheit, die mich befallen hat, besser als ich. Sie wissen, wie viel berühmte Aerzte ihre Ursachen, ihren Gang und ihre Wirkung studirt haben, wie viele Mittel vergeblich gegen sie versucht worden sind, und wie die Kunst sich heute noch machtlos gegen sie erklären muß. Doch ist es ihr gelungen einige Fälle von Heilung zu entdecken, die Wahrheit davon ist zwar allerdings noch zweifelhaft, aber doch gewiß einer genauern Prüfung werth. Diese Fälle würden zeigen, daß Gifte, die auf jeden gesunden Menschen tödtlich wirken, von dem Aussätzigen nicht nur ohne Gefahr für sein Leben genommen werden, sondern sogar eine vollständige Heilung der Krankheit hervorbringen können. Man nennt namentlich diejenigen Gifte als heilsam, deren Wirkungen sich vorzüglich an der Haut äußern, wie z. B. den Saft einiger Giftpflanzen und den Biß einiger Schlangengattungen. Sie wissen das alles besser als ich, Herr Doctor, und ich sage es Ihnen, zu zeigen, daß ich reiflich über die Sache nachgedacht habe, zu einiger Kenntniß der Krankheit gelangt bin, und daher keinen Rath verlange, sondern mit einem bereits feststehenden Entschlusse — der Frucht einer langen, schmerzlichen Berathung mit mir selbst — Ihnen die vielleicht einzige Gelegenheit in Ihrem Leben biete, einen Lichtfunken in das Dunkel des Wissens über diese Krankheit zu werfen, kurz Ihnen Gelegenheit gebe, selbst den Erfolg des Bisses einer Klapperschlange an einem Aussätzigen zu beobachten: denn wie schrecklich auch die Probe seyn mag, ich bin entschlossen, sie zu machen!“

Marianno hatte dieß alles mit so viel Kälte, mit so tiefer Ruhe gesprochen, daß mir schauderte. Ich fühlte, daß keine menschliche Macht ihn in seinem Entschlusse wankend machen könne. Er hatte nach den ersten Ausbrüchen seiner Verzweiflung seine Lage ruhig überschaut, und sein Entschluß war — seyn oder nicht seyn! So war denn jeder Versuch vom Arzt und von mir, ihn von dem Vorhaben abzubringen, das so traurige Aussichten bot, vergeblich.

„Könnten Sie mir wirklich die ernstliche Versicherung geben, mein Herr, daß Sie an die Heilkraft Ihrer Mittel glauben?“ sagte Marianno zu dem Arzt. „Aber wenn auch, was kümmert es mich, ich habe nicht Zeit, eine langsame Heilung abzuwarten“, schrie er er mit seiner heisern, dumpfen Stimme heftig auf; „ich sage es Ihnen nochmals, mir nützt nur schnelle Heilung oder noch schnellerer Tod. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich habe das Thier bei mir, welches mein Loos entscheiden wird, und verweigern Sie mir Ihre Gegenwart, auch gut, so werde ich Sie missen können, und spätestens morgen ist die Sache abgemacht.“

Dr. Santos stellte ihm vor, daß ein solcher Versuch in seinem Hause, durch seine Gegenwart gewissermaßen gebilligt, ihm als Arzt von bedeutendem Nachtheil seyn könnte. Marianno zog augenblicklich ein kleines Papier aus seiner Brieftasche, überreichte es lächelnd dem Arzt und sagte: „Ich sage Ihnen ja, daß ich das alles voraus überdacht habe.“ Das Papier enthielt eine eigenhändige Erklärung Marianno's, daß Niemand ihm den Versuch, den er entschlossen sey zu wagen, angerathen habe, daß er jede Verantwortlichkeit desselben allein trage, und im voraus erkläre, er erkenne jede Folge desselben, sie möge gut oder schlimm seyn, als eine Wohlthat für ihn. — Als der Arzt sah, daß jede Einrede vergeblich war, sagte er: „Ich mache nur noch Eine Bedingung.“ — „Und die ist?“ — „Daß der Versuch nicht jetzt schon statt hat, sondern daß Sie wenigstens vierzehn Tage sich ausruhen und vorbereiten.“ — Das ist lange, Doctor, doch da ich Ihr Wort habe, unterwerfe ich mich.“ — Und so bezog Marianno noch denselben Tag seine Wohnung im Hause des Arztes.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahn von London nach Birmingham.

Ich verließ London, um mich nach Birmingham zur Versammlung der brittischen Naturforscher zu verfügen, und natürlich benützte ich die dahin führende Eisenbahn. Die Entfernung der genannten Stadt von London beträgt 112 englische Meilen, die in ungefähr $4\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt werden, wenn man mit einem Wagenzug geht, der die Briefpost befördert. In diesem Falle wird auf dem ganzen Wege nicht angehalten, auch giebt es nur einerlei Plätze, nämlich die von Nro. 1, welche für 30 Schillinge bezahlt werden. Der Wa-

enzug, welcher auf den zahlreichen zwischen beiden Städten gelegenen Stationen anhält und mixed train genannt wird, hat Plätze von first class und second class, welch letztere 20 Schillinge kosten und auch nicht übel sind. Für das Gepäck hat der Reisende auf der fraglichen, wie auf andern englischen Eisenbahnen, selbst zu sorgen, und gewöhnlich wird dasselbe auf das Dach des Wagens geworfen, in welchem der Eigenthümer sitzt.

Auf den ersten drei Meilen der Bahn werden die Wagen nicht durch Locomotive, sondern durch ein Seil ohne Ende gezogen, das seine Bewegung von einer außerhalb der Stadt befindlichen Dampfmaschine erhält. Diese eben so sonderbare als sinnreiche Einrichtung hat ihren Grund in einer den Bahnunternehmern auferlegten Verbindlichkeit, der Feuersgefahr und anderer Unannehmlichkeiten wegen keine Locomotive in die Stadt hereinzubringen.

Der Schienenweg von London nach Birmingham ist ohne Zweifel das großartigste Unternehmen dieser Art, welches in neuern Zeiten zu Stande gebracht worden ist, und in keinem andern Lande, als in Großbritannien, hätte man an dessen Ausführung denken können. Das Terrain zwischen beiden Städten bietet seiner hügelichen Beschaffenheit wegen unendlich viele und unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten dar, weshalb auch ununterbrochen Durchstiche, Viaducten und Tunnel mit einander abwechseln. Die für dieses Riesenwerk bis jetzt verwendeten Summen belaufen sich, wenn ich mich nicht täusche, auf beinahe sechs Millionen Pfd. Sterling, also auf 70 Millionen Gulden, ein Kapital, vor dessen Größe man erschrickt. Dennoch aber verzinst sich dasselbe, wie aus einer neulich in englischen Blättern enthaltenen statistischen Angabe erhellt, welcher gemäß die wöchentliche Einnahme der Gesellschaft gegen 13,000 Pfund beträgt. Hieraus ergiebt sich, daß der jährliche Bruttoertrag dieser Eisenbahn der jährlichen Staatseinnahme des Königreichs Würtemberg nicht viel nachsteht. Welchen unermeßlichen Verkehr setzt aber ein solcher Ertrag voraus! — Der Wagenzug, welcher mich nach Birmingham führte, enthielt meiner Schätzung nach gegen 800 Personen. Wären diese alle bis nach Birmingham gegangen, und hätte die Hälfte derselben den ersten Platz eingenommen, so würde die einzige Fahrt 1000 Pfund eingebracht haben. Bei einer solchen Frequenz kann daher der wöchentliche Ertrag wohl auf die vorhin genannte Summe ansteigen.

Vor dem Bestehen der Eisenbahn gingen täglich zwischen London und Birmingham vierzig und etliche Diligencen; jetzt fahren deren, glaube ich, nur noch zwei, und selbst diese würden überflüssig seyn, wenn es nicht sogar in England immer noch Leute gäbe, welche das Fahren auf der Eisenbahn für eine leichtsinnige Wagehalsigkeit ansehen und ihre werthen Personen deshalb derselben nicht anvertrauen wollen. Wie verödet steht nun die vor kurzem so belebte Landstraße da, und welche Verluste müssen allein den Wirthen erwachsen seyn, deren Gasthöfe an derselben gelegen sind! Wenn jene daher über die Eisenbahnen als über die unheilvollste Erfindung unserer Zeiten schimpfen, so dürfen wir ihnen dies kaum verübeln; denn wenig wird sie die national-ökonomische Versicherung trösten, daß bei diesen neuen Verkehrswegen die Gesellschaft im Ganzen ungeheuer gewinne.

Einer der fünf oder sechs Tunnel, welche man von London bis Birmingham zu durchlaufen hat, ist beinahe zwei englische Meilen lang, und die Reisenden, welche zum ersten Male in denselben einfahren, werden von einem Gefühle ergriffen, das mit Furcht ziemlich nahe verwandt ist. Man wird aus lichter Tageshelle beinahe urplötzlich in dicke egyptische Finsterniß versetzt, und das Gerassel, hervorgebracht von vierzig schweren, mit der Schnelligkeit des Windes dahin rollenden Wagen, ist in dem langen und hohlen Gewölbe wahrhaft erschreckend. Und begegnen sich gar zwei Wagenzüge an diesem Ort, so wird das Getöse ganz infernal, und kann man sich leicht einbilden, in die Unterwelt verschlagen worden zu seyn. Niemand ist so neugierig, zum Wagenfenster den Kopf hinauszustrecken, aus Furcht, um denselben kürzer zu werden; alles duckt und schmiegt sich, und kaum wagen es die Leute, sich zu bewegen. Hie und da fahren einige Funken von dem Feuerherde in das Gewölbe hinaus, welche gerade so viel Helle verbreiten, als nöthig ist, um die darin herrschende Finsterniß sichtbar zu machen. Wenn nun denen, die solches zum ersten Mal erleben, um ihre Haut etwas bange wird, und wenn sie freier aufathmen, nachdem sie wieder die Oberwelt erreicht haben, ihr Auge wieder das Himmelslicht erblickt, wer wird dieß nicht natürlich finden? was mich betrifft, so hat, glaube ich, nie etwas auf mich einen so mächtigen Sinneseindruck hervorgebracht, als die eben erwähnte unterirdische Fahrt. Der grandiose, für menschliche Ohren kaum mehr erträgliche Lärm in Mitten der schwärzesten Dunkelheit übte auf mich eine wahrhaft zauberische Wirkung. Wie schwach und wie hülflos ist der Mensch in seinem Naturzustande, in seiner ihm angestammten Unwissenheit! Und wie groß und mächtig tritt er auf, wenn sein Geist zur Entfaltung gekommen, wenn in ihm die Wissenschaft geboren ist! Das kleinste Geschöpf ist dann Herr der Erde, Beherrscher der Elemente; Feuer, Wasser, Luft und Erde folgen seinem Winke, dienen ihm bereitwilligst, sobald er sie nur erkannt, sobald er sie begriffen hat. „Knowledge is power" sagte der weitsichtige Baco, und indem der brittische Philosoph diese inhaltsschweren Worte aussprach, ahnte er selbst noch nicht ihre ganze Bedeutung; wie weit auch sein Seherauge reichte, er konnte nicht voraussehen, welche glänzende Bestätigung sein Ausspruch schon nach wenigen Jahrhunderten in seinem eigenen Vaterlande finden werde. Diese und ähnliche Gedanken bewegten meinen Geist, während ich durch den langen Tunnel der Birminghamer Eisenbahn fuhr.

Nachdem die Hälfte des Weges durchfahren ist, gönnt man den Reisenden zehn Minuten Zeit, um sie etwaige Magen- und andere Bedürfnisse befriedigen zu lassen. Sobald der Zug stille steht, stürzt die Reisegesellschaft aus dem Wagen; man eilt einer großen, im Freien stehenden, hölzernen Bude zu, und verschluckt dort mit ergötzlicher Hast Zwieback und Kuchen, Porter und Ale, Wein und Schnaps. Das Zeichen zum Aufbruch ertönt, alles fliegt wieder seinen Sitzen zu; das schnaubende Dampfroß giebt starke Laute von Ungeduld von sich, und ehe man sich's versieht, rollen wieder die stattlichen Wagen mit Pfeilesschnelle über das Eisengeleise hinweg.

Nach einer 5½stündigen Fahrt langten wir wohlbehalten in dem großartigen Bahnhof von Birmingham an, und dort schon in Bereitschaft stehende Wagen brachten schnell die zahlreiche Gesellschaft in die verschiedenen Quartiere der Stadt.

Miscellen.

(Die eingeseiften Dreizehn.) Folgender Schwank, den ein Schauspieler aus Detmold an der Gasttafel zu Pyr-

mont erzählte, dürfte einen guten Stoff zu einer possenhaften Scene liefern. — „Voriges Jahr", so erzählte der Schauspieler, „logirte ich zu Frankfurt im Weidenhofe. Ich hatte damals Geld, und wenn ich Geld habe, sticht mich der Haber. Nun hatte ich kurz zuvor in Wiesbaden einen alten Barbier gespielt, und war mit Allem, was zu dieser Rolle gehört, versehen. So klopfte ich denn eines Morgens, vollständig als Bartkratzer ausgerüstet, in dem Stockwerke, wo ich wohnte, rechts und links an zwei Thüren an. „Kein Barbier gefällig? Wünschen der Herr rasirt zu werden?" — Ein Dutzend Herren nahmen mich an; ich seifte sie kunstmäßig ein. „Mein Gott!" rief ich dann, „ich habe auf Nummer so und so mein Messer liegen lassen, in einer Minute bin ich wieder hier." Nachdem so daß Dutzend glücklich eingeseift war, warf ich meine Perücke ab, wechselte den Rock und bemalte mich selber. Mittlerweile waren meine Kunden auf die Hausflur gelaufen, und schrieen nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie, und fluchte am ärgsten unter Allen, indem ich vom Weidenhof, von den Frankfurter Bürgermeistern Genugthuung für diesen Hohn verlangte. Der Wirth, die Kellner, das Stubenmädchen, und zwanzig andere Gäste eilten herbei, ja sogar die Barbiere, die im Weidenhof die Bärte der Gäste abzunehmen pflegen, stellten sich, ihre Unschuld betheuernd, ein. Ein unvergeßliches Gelächter erhob sich bei dem Anblick der dreizehn Eingeseiften. Der Wirth bemühte sich vergebens, mich zu besänftigen. Man fragte und forschte hin und her, aber die Sache blieb ein Geheimniß, das ich jetzt, da sie verjährt ist, zum erstenmal an's Licht ziehe."

(Weiße Sklaven.) Bei einem Berichte über die gestiegene Zahl der Bevölkerung, spricht das englische Blatt „Examiner" ernste Worte, daß die Qualität der Bevölkerung nicht mitgestiegen ist, wohl aber Noth, Armseligkeit und Entsittlichung. Wer in den Fabrikstädten die Unzahl von bleichen abgehärmten Menschengesichtern und verkümmerten Gestalten, all den „Nahrungsgraus" und das mit jedem Tage neu beginnende Ringen um die Tagessubsistenz gesehen hat, der kann sich in trüben Momenten versucht fühlen, den hochgerühmten, als das Nonplusultra menschlicher Weisheit angepriesenen Industrialismus unserer Tage eher wie ein nothwendig gewordenes Uebel zu beklagen, als unbedingt mitzubewundern. Erfreulich für den Menschenfreund kann es wahrhaft nicht seyn, zu sehen, wie das kostbarste aller Kapitalien, das Menschenkapital, mit roher Selbstsucht nach dem Geldkapital geworfen wird, wie Tausende von Menschen, die so gut wie andere mit der Berechtigung zu einem Gemüths- und Geistesleben geboren sind, neben dem Maschinenelend zu Maschinen verkommen müssen, und Proletarier und Gesindel zu seyn, so zu sagen, vorher bestimmt werden, um einzelne, vom Glück Begünstigte, reich, plump und übermüthig zu machen. Es sind dieß Betrachtungen, die sich mit jedem Tag ernster aufdrängen und von jenen Industrie-Enthusiasten, die am liebsten alles grüne Land mit Kattunfabriken überbauen möchten, nebenher auch ein wenig erwogen werden sollten. Anstatt die empfindsamen Herzen immer nur mit wohlfeiler Rhetorik über die Sklaverei der Neger zu rühren, der Neger, die bei ihrer Arbeit wenigstens die freie Himmelsluft, nicht den Cloakendunst der Fabriksäle athmen, denkt einmal ernstlich an eine Verbesserung des Zustandes der weißen Sklaven im eigenen Lande.

(Altenglische Gesetze.) Im Jahre 1431 bestanden in Portsmouth folgende Gebräuche: Wurde Jemand bei einem Diebstahl ertappt, der nicht dreizehn Pence betrug, so wurde er mit einem Ohr an den Pranger festgenagelt und hatte die Wahl, ob ihm das Ohr abgeschnitten werde, oder er sich selbst abreisse. Derjenige, welcher Schriften oder Siegel verfälscht, oder einen unerlaubten Kauf schließt, soll am Markttage an den Pranger gestellt werden. Wenn ein Bäcker nicht nach der Brodtaxe backen will, so verfällt sein Brod und sein Körper dem Pranger. Zänker und Zänkerinnen werden auf den Tauchstuhl gesetzt und in die Chamber geworfen. Ergriff man einen Räuber, so wurden ihm die Augen ausgestochen und er lebendig geschunden. Wenn Jemand einen Andern erschlug, so wurde er zu Catteclife verbrannt. Wenn ein Weib einen Mann tödtet, so soll sie bei niederem Wasser zu Catteclife an einen Pfahl gebunden werden, daß die Fluthen sie ersäufen.

(Der Korb.) Fünf Weiber hatte Heinrich VIII. bereits gehabt. Von der Ersten hatte er sich scheiden lassen. Die Zweite ließ er hinrichten. Die Dritte starb im Wochenbette. Die Vierte wurde wieder hingerichtet. Die Fünfte mußte froh seyn, nur geschieden zu werden. Jetzt sah er sich nach der Sechsten um, aber keine wollte die Ehre des Bettes mit ihm theilen, wo nur der Tod oder die ärgste Schmach zu finden war. Unter andern warb er auch um die Schwester des Königs von Dänemark. Er schrieb selbst an sie, und sie antwortete auch selbst. Aber wie? „Ich danke, lautete das Schreiben, das ihr Körbchen begleitete, für die mir zugedachte Ehre, und hätte sie mit Freuden angenommen, wäre ich so glücklich, zwei Köpfe zu haben. Da ich aber nur einen besitze und diesen gern behalten möchte, so muß ich schon um Nachsicht bitten, wenn ich ihren Antrag ablehne.

Das Scheibenschießen hat seinen Ursprung von jenen Musterungen, die auf Befehl Kaiser Heinrich's I. jährlich angestellt wurden. Das Vogelschießen hat aber einen tiefern Grund. Dieses stammt aus dem Heidenthume und wurde zum Spotte der Christen erfunden, die an den heiligen Geist glauben, der einst in Taubengestalt sich über Jesum geoffenbaret. Eben deßhalb wurden auch die Vogelschießen um Pfingsten gehalten, und der Vogel als eine fliegende Taube gemacht; die Vogelstange heißt an vielen Orten noch der Taubenbaum und das Schießen das Taubenschießen.

Eine alte Frau wendete sich kürzlich mit einer bedenklichen Miene und den Worten an ihre kranke Gevatterin: Ich will ihnen ein probates Hausmittel sagen, Sie müssen mir aber versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen.

Der berühmte Kanzler von England, Thomas Morus, welcher unter der Regierung Heinrich VIII. lebte und bei ihm in Ungnade gefallen war, hatte im Gefängnisse, worin ihn der König gefangen hielt, einen sehr langen Bart bekommen und man wollte ihn deßwegen rasiren. Aber Morus sagte: der König und ich führen Prozeß um meinen Kopf; deßwegen will ich nicht eher für meinen Bart Geld ausgeben, bis ich sehe, wer den Kopf behält.

Auflösung des Logogryphs im Blatte Nro. 75:

Nehmen.

№ 77.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Der Aussätzige in Brasilien.

(Eine wahre Geschichte. Aus dem Journal du Commerce.)

(Schluß.)

Ich besuchte ihn täglich, und fand ihn, je mehr sich die vierzehn Tage zu Ende neigten, immer ruhiger und heiterer. Unsere Gespräche betrafen gewöhnlich seinen Vater oder Auguste, oft sah ich Marianno bis zu Thränen dabei bewegt, wenn ich aber diese Stimmung benützen wollte, ihn in seinem Vorhaben wankend zu machen, so sagte er: „Das ist sehr unrecht von Ihnen, mein Freund, warum wollen Sie mir den letzten Funken Muth, den ich so nöthig habe, entreißen? Vergessen Sie denn ganz, welches Leben es ist, zu dem Sie mir rathen wollen? Bedenken Sie einmal die unaussprechlichen Leiden desselben, welche auch nicht der kleinste Hoffnungsstrahl mildert, und mein Vater, sagen Sie? jeder meiner Leidenstage ist ja ein neuer Schmerz für ihn, und wenn selbst — das Unglück macht egoistisch — was soll ich für andere leben!“

So gab ich denn jeden weitern Versuch auf, ihn von dem Vorhaben abzubringen, dessen festgesetzte Zeit ich mit Angst sich immer nähern sah. Die Klapperschlange (Crotalus horridus) befand sich in einem aus engen Drathmaschen fest geflochtenen Käfig neben seinem Bette. Gewöhnlich ruhte sie spiralförmig zusammengerollt, den Kopf in die Mitte gelegt, und das Feuer, welches aus ihren schwarzen, unbeweglichen Augensternen sprühte, wirkte wirklich wie eine Art bannender Zauber. Als sie sich eines Tages umdrehte, die beweglichen Ringe ihres Schweifes wie das Rauschen eines Pergamentblattes tönten, konnte ich mich eines unwillführlichen Schauders nicht erwehren, welchen Marianno mit Lächeln bemerkte. „Sie fürchten dieses Thier,“ sagte er, „sehen Sie, bei mir ist dieß gerade im Gegentheil, ich liebe es, es ist mir, als wüßte es, warum ich es besitze, was ich von ihm hoffe, welchen Dienst es mir leisten soll.“

Es war Montag der 3. September, — Marianno gab mir mehrere Briefe, und sagte: „Morgen ist der große, von mir so lang ersehnte Tag. Versprechen Sie mir, wenn ich sterbe, diese Briefe meinem armen Vater selbst zu bringen. Es ist ein Liebesdienst, um den ich Sie bitte, und die Bitten eines Sterbenden nennt man ja heilig.“ — Ich konnte meine Thränen nicht länger bemeistern. — „Warum weinen Sie, lieber Freund,“ sagte er sanft, „das Spiel steht für mich so schön, selbst wenn ich es verliere, habe ich ja gewonnen.“

Dr. Santos hatte die Mehrzahl seiner Collegen in Rio eingeladen, dem furchtbaren Versuche, welcher in seinem Hause statt haben sollte, beizuwohnen. Die Stunde war auf 11 Uhr festgesetzt. Ich kam um 10 Uhr zu Marianno, sein Gesicht drückte so viel Glück und Begeisterung aus, daß das abschreckende desselben ganz verschwand. Es war das Erstemal, daß er mich mit Lächeln empfing, er wiederholte mir nochmals die Bitte des vorigen Abends, und ich versprach ihm mit strömenden Augen alles, was er wollte.

Um halb 11 Uhr waren mehr als zwölf Mitglieder der medicinischen Facultät von Rio Janeiro bei Dr. Santos versammelt, und wenige Minuten nach 11 Uhr traten sie in Marianno's Zimmer. Der Käfig der Schlange wurde auf den Tisch gestellt. Am Obertheile desselben war in der Mitte eine schmale Klappe angebracht, welche sich nach innen öffnete, und eben Raum genung gab, eine Männerhand durchzulassen. Marianno las nochmals mit lauter Stimme die Erklärung, welche er Dr. Santos gegeben hatte; alle Anwesenden waren bleich von innerer Bewegung. Dr. Santos sagte mit bewegter Stimme: „Es ist noch Zeit, mein Freund, unterlassen Sie es.“ — Marianno lächelte statt der Antwort, streifte den Hemdärmel am Arme zurück und legte ruhig seine Hand in den Käfig. Todtenstille herrschte in dem Zimmer, aller Augen waren auf das Thier gerichtet, das erschrocken in die Winkel seines Käfigs flüchtete und mit seiner schwarzen gespaltenen Zunge nach der Hand Marianno's leckte. *)

Dieser peinliche Anblick dauerte mehrere Minuten. Die Spannung war auf das höchste gestiegen, und mehr als eine Stirne war mit Schweiß bedeckt. „Sie will nicht beißen, ziehen Sie ihre Hand zurück,“ rief endlich Dr. Santos. „Packen Sie sie um die Mitte,“ rief ein anderer Arzt. Marianno befolgte den Rath des letztern. Er packte die Schlange, welche, als sie sich gewaltsam gedrückt fühlte, sich rasch umwendete und ihn zwischen der Verbindung des kleinen Fingers und des Goldfingers mit dem Handgelenk biß. „Sie sind gebissen,“ riefen mehr als zehn Stimmen auf einmal. „Ich fühle nichts,“ sagte Marianno, und zog die Hand zurück, welche leicht geschwollen schien, an welcher er aber nicht den mindesten Schmerz empfand. Nur ein kleiner Tropfen Blut zeigte das Vorhandenseyn der Wunde. Sein Puls ging regelmäßig, seine Ruhe war sich durchaus gleich. Nach fünf Minuten fühlte er einen leichten Frost und einen gelinden Schmerz in der Fläche der Hand. Nach siebzehn Minuten erstreckte sich der Schmerz bis an die Handwurzel, in zwanzig Minuten war die ganze Hand bedeutend geschwollen, und mit dreißig Minuten wurde der Puls voller und schneller. Seine Geistesruhe blieb sich gleich.

„Nach dem, was ich fühle,“ sagte er zu den Aerzten, die ihm riethen sich zu Bette zu legen, „werde ich es wohl bald

*) Mit Unrecht nennen mehrere Reisende die Klapperschlange ein böses, leicht angreifendes Thier. Diese Schlange, fast im ganzen südlichen Amerika unter dem Namen Bouquira oder Boquira bekannt, ist vielleicht die sanfteste unter ihrer Gattung, greift nie an, und beißt nur, wenn sie erschreckt oder angegriffen wird.

thun — bälder als ich es wünsche — lassen Sie mich den kurzen Lebensrest noch ein wenig genießen." Dann kam er auf mich zu, bat mich nochmals im Fall seines Todes gewiß nach Goiaz zu gehen und seine Aufträge zu besorgen.

Es war jetzt ungefähr eine Stunde, seit er gebissen worden war. Er hatte schon mehrmals ein Zusammenziehen der Kehle, vorübergehende Verfinsterung der Augen und ein stechendes Kriebeln auf der Oberfläche der Haut empfunden. Die Haut war noch mehr angeschwollen, und ein heftiger Schmerz erstreckte sich über den ganzen Oberarm. Plötzlich lähmte eine allgemeine Erstarrung den ganzen Körper, man brachte ihn zu Bette, und bald folgte ein convulsivisches Zittern diesem Zustande der Betäubung.

Ich bin unfähig, Stunde für Stunde, Minute für Minute das Protokoll dieses schrecklichen Todeskampfes zu führen. Mir graut, wenn ich daran denke, mir ist, als hörte ich noch immer das herzzerreißende Röcheln des Unglücklichen, als sähe ich noch seine schwarzblauen Glieder, die von den furchtbarsten Krämpfen verzerrt wurden, und aus allen Poren braunfärbiges Blut ausschwitzten. Das so gerühmte Guaco, alle die gepriesensten Gegengifte, welche die Kunst kennt, wurden fruchtlos versucht. Er starb vier und zwanzig Stunden nach dem unseligen Versuche. In seinen letzten Augenblicken wendete er noch seine blutenden Augen auf mich und sagte: „Ich sterbe — Mein Vater — Auguste" — und er war todt.

Die Briefe, welche Marianno der alten Negerin anvertraut hatte, waren von dieser ganz nach seinem Willen, d. h. vierzehn Tage nach seiner Flucht, abgegeben worden. Von diesen Briefen, welche ganz den Ausdruck seines tiefen Schmerzes, seiner finstern Verzweiflung trugen, war der eine für seinen Vater der andere für Auguste. Antonio Machado war wie vernichtet, als er ihn gelesen hatte. Er eilte sogleich nach Goiaz, wo er Auguste in nicht geringerer Verzweiflung fand. „Ich habe ihn in der Fülle seiner jugendlichen Schönheit geliebt," rief die Unglückliche, „ich liebe ihn krank und häßlich — immer — immer!" Und taub gegen den Rath ihrer Freunde, die Bitten ihrer Mutter, verlangte sie dringend nach Rio Janeiro zu ihrem Marianno, ihrem Noivo, ihrem heißgeliebten Gatten. — Antonio, welchen die gleiche Sehnsucht trieb, machte sich mit ihr von neuem auf den Weg, welchen er ein Jahr früher so freudig, so hoffnungsvoll zurückgelegt hatte. Aber trotz ihrer starken Tagereisen gelang es ihnen nicht, den Heißgeliebten lebend wieder zu sehen. Am 5. September kamen sie in Rio Janeiro an, eilten sogleich in die Wohnung des Dr. Santos und fragten nach Marianno José Machado. „Er ist seit zwei Stunden todt," antwortete ein Neger. — Das junge Mädchen sank ohnmächtig in die Arme des alten Mannes, dem selbst die Sinne zu vergehen drohten. „Ich will ihn sehen," sagte Antonio, und wiederholte diese Worte auf die Weigerung des Sklaven mit so drohender Stimme, daß dieser ihm erschrocken die Thüre des Zimmers mit dem Finger zeigte. Welcher Anblick wartete ihrer, als sie die Thüre aufstießen. Ein unerträglicher Geruch qualmte ihnen entgegen, und in der Mitte des Zimmers lag eine gräßlich geschwollene Leiche, mit scheußlichem Gesicht, die ganze Haut voll grüner, rother und gelber Flecken. — Augusta war unfähig diesen Anblick zu ertragen, sie sank besinnungslos zusammen, und hatte den Verstand verloren, als sie wieder zu sich kam. Antonio blieb mit trockenen Augen, mit schmerzverzerrten Zügen und gebrochenem Herzen, bis er seinem Sohn die letzten Ehren erwiesen hatte; dann führte er schweigend die unglückliche Wahnsinnige in die Sertaon von Goiaz zurück, wo er glücklicherweise kurz nach seiner Ankunft starb.

F. Landolphe.

Es ist wohl nicht nöthig, daß ich nochmals die heilige Versicherung gebe, daß dieß, was ich hier erzähle, nicht etwa die Geburt einer erhitzten Phantasie, nicht eine Erdichtung sondern eine Thatsache ist, die ich eben so wiedergebe, wie sie die Erinnerung daran unauslöschlich in mein Herz gegraben hat. Ich habe es mir zur strengen Pflicht gemacht, nichts beizusetzen, nichts hinwegzuthun. Ich habe die Ortsnamen Jahrzahl und Namen der Personen gewissenhaft beibehalten Ich betrachte es als einen Tribut, welchen ich dem Andenken des Unglücklichen schuldig bin, die Erzählung des seltenen Muthes mit dem er sich einer Probe unterwarf, deren Gedanke schon Schauder erregt, der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Wird es mir als Laie nun wohl erlaubt seyn, meine Ansichten über dieses traurige Ereigniß auszusprechen? Mehrere Fälle, die von glaubwürdigen Personen bestätigt werden, scheinen entschieden den Saft verschiedener Giftpflanzen und den Biß einiger Schlangenarten als ein Heilmittel gegen den Aussatz zu bezeichnen. Hr. v. Sainte-Croil erzählt, daß in Indien ein Aussätziger seinem traurigen Leben ein Ende machen wollte und dazu eine Gattung Wolfsmilch wählte, deren milchiger, ätzender Saft im ganzen Lande als eines der stärksten Gifte bekannt ist, aber statt des Todes, den er erwartete, vollkommene Heilung dadurch fand. Ebenso behaupten zwei glaubwürdige Brasilianer, wovon der eine Arzt, der andere Deputirter ist, daß sie Fälle von Heilung durch den zufälligen Biß der Klapperschlange gesehen haben, und der ehemalige Regent, Hr. v. Lima, versichert, daß er zur Zeit, wo er sich in der Provinz Carabobo in Columbia aufgehalten, in der Stadt San Carlos einen Mann gesehen habe, dessen ganzes Gesicht eine große breite Narbe war. Hr. v. Lima glaubte, sie sey in Folge starken Verbrennens entstanden, hörte aber auf seine Frage von mehrern Einwohnern des Orts, sie rühre von der Heilung des Aussatzes her, welche dieser Mann dem zufälligen Bisse einer Klapperschlange verdanke. Derselbe versichert auch, daß man in den Bezirken von Caraccas und Alpura, wo der Aussatz sehr verbreitet ist, allgemein an die Wirksamkeit dieses Mittels glaube. Das traurige Ende Marianno's kann nicht als Gegenbeweis dienen. Mir scheint, als sey der Versuch nicht auf die rechte Weise gemacht worden, und der 24stündige Todeskampf des Unglücklichen bot im Gegentheil manche Erscheinung, welche den im südlichen Amerika allgemein verbreiteten Volksglauben zu bestätigen schien. Sollte die ungeheure Thätigkeit der Haut, das schnelle Zusammenfallen der Geschwüre nicht bei vorsichtigerer Anwendung des Mittels einen glücklichern Erfolg versprochen haben? Wie läßt sich die Menge des in den Körper gedrungenen Giftes bestimmen, wenn man ein Thier nimmt, das so lange Zeit eingesperrt hungern mußte, und dessen Giftblasen daher wohl übervoll waren. Ist die Hand mit ihrer Menge von Flechsen, Nerven, bedeutenden Blutgefäßen wohl ein zu solcher Probe geeignetes Glied? Möchte hier nicht Impfung rathsamer seyn? oder die Einsaugung einer kleinen Giftmasse, welche bloß die Haut durchdringt, und welche man nach Umständen wiederholen und vergrößern kann. Die Sache ist von hinlänglicher Wichtigkeit, daß ich glaube, man sollte nichts unversucht lassen, sich darin Licht zu verschaffen.

Christlicher Muth und Festigkeit eines katholischen Geistlichen.

Folgender Vorfall, welcher die Festigkeit und die durch Pflichtgefühl hervorgerufene Unerschrockenheit eines katholischen Priesters beurkundet, wird den Lesern gewiß willkommen seyn, indem diese Erzählung zugleich ein günstiges Licht auf den allzu sehr verkannten Charakter eines Monarchen wirft, der die katholische Kirche achtete, dieselbe in einem bekannten hochwichtigen Momente mit allen damals ihm zum Gebote stehenden Mitteln schirmte und in seinen eigenen Staaten sich weder je an ihren Rechten, noch an der den Unterthanen zugesicherten Glaubensfreiheit vergriffen hat.

In den letzten Jahren der Regierung Paul's I. erfuhr der Kaiser, welcher Kosciusko, den Anführer des polnischen Aufstandes von 1794, aus seiner Haft in der St. Petersburger Festung auf sein Ehrenwort, sich aller ferneren Versuche zur Herstellung des geliebten Vaterlandes zu enthalten, entlassen hatte, daß ein neuer Aufstand beabsichtigt werde. Einige der Verdächtigen wurden sofort ergriffen und in die besagte Festung zur gefänglichen Haft gebracht. Einer der Angesehensten unter ihnen konnte nun zu gar keinem Geständnisse gebracht werden und weigerte sich standhaft, trotz aller angewandten Mittel, auch nur das Geringste über seine Mitschuldigen und ihre Plane auszusagen. Er wurde indessen krank und bat um einen Beichtvater. Die Regierung bestimmte dazu einen emigrirten französischen Priester, den Abbé Pinguilli, der seiner hohen Tugenden wegen nicht nur seinen Glaubensgenossen, sondern auch den vornehmsten der Hauptstadt und dem Kaiser selbst bekannt war. Als nämlich der Kaiser, noch als Großfürst, Frankreich besuchte, nahm ihn und seine Gemahlin der Abbé, damals noch Landpfarrer, in seinem Hause gastlich auf und wußte die hohen Reisenden dergestalt einzunehmen, daß, als er selbst später, die Gräuel der Revolutionszeit fliehend, sein Vaterland verlassen mußte und nach Rußland kam, er von Paul und Maria wie ein Freund aufgenommen und als solcher fortwährend behandelt wurde. Dieser fromme Mann, unter dem Namen Pater Alexander allgemein bekannt, wohnte im Hause der katholischen Kirche in St. Petersburg, von der Geistlichkeit derselben, damals den Jesuiten, hochgeachtet. Eines Tages brachte ihn auf Befehl des Kaisers dessen Vertrauter, der bekannte Graf Kutaissoff, nach der Festung zu dem Gefangenen, dessen Beichte er empfangen sollte, und da der Graf ihn in seinem eigenen Wagen zurückführen mußte, so hielt sich derselbe so lange in einem Nebenzimmer auf, bis Pinguilli seine geistliche Verrichtung vollbracht hatte. Darauf wurde er zurückgeführt; . . . aber nicht in seine Behausung, sondern geradenweges in den kaiserlichen Pallast, und unmittelbar darauf vor den Kaiser selbst geführt, worauf sich Graf Kuitaissoff zurückzog und die Beiden allein ließ. Der Monarch redete den Priester freundlich an, und nach einigen kurzen Höflichkeits-Ausdrücken verlangte er von ihm die Mittheilung alles dessen, was der Gefangene in politischer Beziehung in der Beicht bekannt habe. Der alte Mann erbebte unwillkührlich, als er einen solchen Befehl vernahm, faßte sich aber sogleich und sagte: „Majestät! Ich weiß jetzt noch weniger von dem Büßenden, als ich früher, da ich ihn gesehen, von ihm gewußt habe.“ — „Du wagst es also“, erwiederte der zornsprühende Monarch, „meinem Gebote zu widerstehen! Nicht aus Neugierde allein forschte ich bei Dir, sondern um Ströme von Blut zu verhindern und das größte Unglück abzuwenden; daher erzähle, was Du weißt, oder die Folter wird Dich zwingen, dasjenige zu offenbaren, was Du jetzt freiwillig auszusagen Dich weigerst.“ — „Mein Leben ist in Deiner Macht, Herr“, entgegnete Pinguilli ruhig dem erzürnten Herrscher, „aber meiner Seele Bestimmung ist die Ewigkeit, daher muß ich, ungeachtet meiner unbegränzten Ergebung in allem Uebrigen, doch in diesem Falle Gott allein gehorchen; meine Lippen, so wie die eines jeden katholischen Priesters, sind mit dem Siegel des Sacraments der Buße geschlossen, und bleiben es auf ewig. Qualen und der Anblick des Todes selbst werden, hoffe ich, eben so wenig über mich vermögen, als sie über den heiligen Märtyrer meiner Kirche, Johannes von Nepomuk, etwas vermocht haben. Er schwebt mir in diesem Augenblicke vor, und ich will mich bestreben, seinem Beispiele bis zu meiner letzten Stunde zu folgen.“

Eine Weile sah ihm der Kaiser schweigend in die Augen und schritt darauf einige Male im Cabinet auf und ab; der innerlich zitternde alte Mann glaubte, daß sein bitteres Loos bereits entschieden sey, als Paul plötzlich vor ihm stehen blieb, den Grafen Kuitassoff hereinrief, des Priesters Hand ergriff, sie stark in der seinigen drückte und sichtlich gerührt zu dem Eintretenden sagte: „Führen Sie diesen Geistlichen in seine Wohnung zurück; bis jetzt habe ich ihn als einen guten Menschen geschätzt, jetzt aber achte ich ihn als einen tugendhaften und noch mehr als das.“ Beide traten aus dem Gemache des Kaisers, setzten sich in den Wagen und fuhren schweigend ab. Die Gefühle des Abbé bei dieser Rückkehr wird der christliche Leser sich leicht denken können. An der Treppe beurlaubte sich der Graf und verließ ihn. Dieser aber erzählte mit thränendem Auge und glühendem Gesichte den ganzen Vorfall einem vertrauten Freunde, von dem Schreiber dieses ihn in demselben Zimmer, das damals vom seligen Pinguilli bewohnt wurde, wieder erzählen hörte. Nach dem Tode Paul's wurde Pinguilli mehre Male zur verwittweten Kaiserin gerufen, die ihm mit eigenen Händen ein werthvolles Geschenk zum Andenken an ihren Gemahl überreichte.

So wurde die strengste Ausübung einer der heiligsten Pflichten des Priesterstandes geehrt. Die Begebenheit selbst machte damals einen großen Eindruck und trug wesentlich bei zur Anerkennung der Heiligkeit der katholischen Religion von Andersgläubigen.

Miscellen.

(Eiserne Häuser.) Der Belgier Rigaud schlägt vor, Häuser von Gußeisen zu verfertigen, die nach dem niedrigen Preise, den das Gußeisen in Belgien der ungeheuren Production wegen erreicht hat, nicht theurer als Häuser von Backsteinen zu stehen kommen, vor diesen aber zahlreiche Vorzüge voraushaben. Sie sind im Sommer kühler und im Winter wärmer, schützen gegen Feuersgefahr, gewähren bei Erdbeben und Ueberschwemmungen mehr Sicherheit und können sehr schnell hergestellt werden, daß es nicht nöthig ist, auf das Austrocknen der Materalien zu warten, wie bei steinernen Häusern; acht Tage nach der Bestellung kann ein solches gegossen, acht Tage nachher an Ort und Stelle geschafft und ausgestellt seyn. Den Grundbau machen sie überflüssig und sind der Gefahr des Einsturzes nicht unterworfen, die Gefahr der Zerstörung durch Rost aber ist nicht mehr zu fürchten, seitdem man ihr durch galvanische Ueberzüge zu begegnen gelernt hat. Wünscht

man später eine Veränderung des architektonischen Styls, so kann man das ganze Haus umschmelzen lassen. Die flachen Dächer können mit Rasen bedeckt und zum Trocknen und Bleichen der Wäsche gebraucht werden. Nach den Kostenanschlägen des gedachten Hrn. Rigaud, welche der Direktor eines großen Eisenwerks in Belgien richtig befunden hat, würde der Guß eines Hauses von Eisen mit drei Stockwerken und 17 bewohnten Zimmern nur 27,972 Francs oder über 7000 Thaler kosten; das Gewicht desselben würde etwa 16,000 Centner betragen. Der Transport eines solchen Hauses würde freilich nur zu Wasser oder auf einer Eisenbahn ohne zu große Kosten bewirkt werden können. Die Heitzung dieser Häuser kann durch warme Luft geschehen, die von einer einzigen Wärmquelle in Souterrain ausströmt und in den Zwischenräumen der hohen Wände circulirt. — Die Brüsseler Gewerbs-Ausstellung gibt auch ein eisernes Haus, welches die Gesellschaft von Louillet eingesendet hat. — Es wird so eben auf dem Hofe des Museums aufgerichtet, da die Säle für den dreistöckigen Bau zu klein sind. Man erwartet sehr große Vortheile von dieser Erfindung; die eisernen Häuser sollen selbst den Vorzug vor steinernen und hölzernen erhalten. Die Ausstellung dauert acht Tage.

(Ein auf einer gewöhnlichen Straße in Bewegung gesetzter Dampfwagen.) Man schreibt aus Bordeaux: „Es war vor einigen Jahren, daß ein geschickter Mechanikus, ein Mann von tüchtigem unternehmenden, aber nachdenkenden Geiste sich sagte, wenn ich den Dampf auf die gewöhnlichen Wege anwendete, würde ich meinem Lande eine neue Quelle der Wohlfahrt erschließen. Und dieser Mann hat, um zu seinem Ziele zu gelangen, Gesundheit, Vermögen, Jugend und Alles aufgeopfert. Er hat in einem fort, Tag und Nacht, in seinem Kabinet für seine Berechnungen, in der Werkstätte an der Ausführung derselben gearbeitet. Denn man hat diesen Mann zuerst nicht verstanden: aus einem Künstler hat er sich also in einen Arbeiter verwandelt, und dieselbe Hand, welche einen Augenblick vorher die Eingebung einer kühnen Denkkraft auf das Papier niederzeichnete, ergriff dann den Schmiedehammer, um die herrliche, aus seinem Geiste entsprungene Idee zu verwirklichen. Und dieser 30jährige Mann ist bei diesen Arbeiten alt geworden; seine Stirn ist von vielen Furchen durchzogen. Ihm sey Ehre! Ehre seinem Genie! — Hr. Karl Dietz hat die Belohnung, auf welche sein Verdienst Anspruch machen konnte, erhalten. Es war, man darf es sagen, ein Festtag, als die Stadt Bordeaux zum erstenmal auf ihren Straßen die mächtige Maschine majestätisch, schneller oder langsamer, mitten durch die sich drängende Menge der erstaunten Bevölkerung sich nach allen Seiten hin und her bewegen sah. Waren wir nicht alle von Erkenntlichkeit und Bewunderung durchdrungen, als wir diese Lokomotive sahen, wie sie mit einem langen Wagenzug die regelmäßigsten Bewegungen, die schwersten Biegungen, ohne große Anstrengung sich fortbewegend, im Augenblick gleich anhaltend, vollführte. Diese Probefahrten des Hrn. Dietz sind mit Erfolg gekrönt worden. Man muß, um die Wichtigkeit und den Werth dieser merkwürdigen Entdeckung gehörig zu würdigen, den Dampfwagen gesehen haben, wie er mit der Leichtigkeit einen in vielfachen Krümmungen aufsteigenden Weg von einem mittlern Fall von 5 Centimeter auf den Meter, mit der Schnelligkeit eines im Galopp dahin sprengenden Pferdes hinaufklemm. So viele Mühen, ein so beharrlicher Eifer mußten ihre Belohnung empfangen. Auch ist unser Landsmann, der schon mit vielen Medaillen beehrt worden und eine zahlreiche Menge von Erfindungs- und Verbesserungs-Brevete erhalten, von dem Minister ermächtigt worden, zwischen Bordeaux und Libourne einen Dampfwagendienst, der bald im Gange seyn wird, zu errichten.

Der älteste unter den dießjährigen Badegästen ist ein Russe von 108 Jahren, der Baden-Baden besuchte. — Der tollste Badegast aber war ein Franzose. Schon vor mehreren Jahren war er in Baden und verspielte sein ganzes sehr großes Vermögen. Er ging nach Holland, arbeitete und spekulirte angestrengt, und nachdem er sich so wieder ein ziemliches Vermögen erworben hatte, ging er dieses Jahr wieder nach Baden, und verspielte das ganze Vermögen bis auf den letzten Heller.

Es ist ein Gebrauch zu Pera, der bekannten Vorstadt von Konstantinopel, wenn die Frau eines Papa (Priesters) nach dem Tode ihres Mannes erklärt, daß sie unverehlicht bleiben wolle, dem Leichnam die Ehre zu bezeigen, ihn sitzend zu Grabe zu tragen. Einer dieser Priester, welcher eine äußerst liebenswürdige Frau besaß, und das vollkommenste eheliche Glück genoß, starb plötzlich am Schlagflusse, und sollte, der morgenländischen Gewohnheit nach, schon nach ein paar Stunden begraben. Als man die Frau fragte, ob sie sich entschließen wolle, ihre Tage im ehelosen Stande zuzubringen, weigerte sie sich, ein solches Versprechen zu geben, und der gute Mann wurde auf gewöhnliche Art der stillen Behausung zugetragen, die seine letzte seyn sollte. Auf dem Wege dahin aber kam er zum Leben zurück, und bewies bei seiner Rückkehr seiner erschrockenen Frau durch eine tüchtige Tracht Schläge die Nothwendigkeit, einem Ehemanne auch nach dem Tode treu zu bleiben.

Ein Kürschner in Dresden, der dem Kaiser Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland eine Pelzmütze hatte machen müssen, und im Besitz der alten vom Kaiser früher getragenen, die ihm zur Probe gegeben worden, geblieben war, hatte selbige als ein Andenken aufbewahrt und auf seine Familie vererbt. Der dermalige Besitzer derselben, als er hört, daß Thiers nach Dresden gekommen, macht schnell den Plan, ihm diese zum Kauf anzubieten. Er läßt zu diesem Zwecke sich ein Schreiben fertigen, worin er die Geschichte der Mütze vorträgt und wie sie aus Verehrung für den großen Mann als heilige Reliquie in seiner Familie betrachtet worden sey, die er hiermit ihm zum Kauf für den Preis von 1500 Thalern anbiete. Hr. Thiers antwortet jedoch, daß es ihm sehr erfreulich sey, in einer sächsischen Familie so viel Sympathie für den Kaiser anzutreffen, daß er aber eben deßhalb um keinen Preis sie des kostbaren Kleinods berauben würde und daher den Ankauf verweigere. Man kann sich denken, wie der Anbieter bei seinen Zunftgenossen ausgelacht wird.

Dreisylbige Charade.

Das Ganze und die erste Sylb'
Will Niemand seyn auf Erden,
Dagegen mögt' das letzte Paar
Einst Jeder gerne werden;
Und ob's auch Jeder werden kann
Legt's selten einer doch drauf an.

№ 78.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Lottospieler.

Die „Bohemia" erzählt zur Warnung für thörichte Lottospieler Folgendes: Eines Tages stand ich mit einem Freunde auf der Gasse im Gespräche, als mich ein Bettler ansprach. Der Mann hatte ein wunderliches Aussehen. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, sein hohles Auge hatte allen Glanz verloren, nur einzelne graue Locken spielten um seine Schläfe: aber alles dies konnte eben so wohl auf ein durch Kummer gebrochenes Leben, als auf ein höheres Alter deuten. Sein Anzug war überaus ärmlich, aber rein. Ich schenkte dem Manne eine Gabe, die nicht eben karg bemessen war und sprach mit meinem Freunde weiter. Als wir uns einige Minuten später trennten, sah ich den Bettler aus einem Laden treten und einen Lotteriezettel in der Hand halten. Erzürnt ging ich auf ihn zu. „Zeigt mir doch einmal, was ich Euch vorhin gegeben habe!" rief ich. „Gütigster Herr", sagte der Bettler, „Sie zürnen mit Recht, aber wenn Sie mich gehört haben, werden Sie mich entschuldigen. Was ich Ihnen erzähle, hat noch keine menschliche Seele von mir erfahren, aber Ihre Großmuth und daß Sie mich jetzt überrascht haben, bestimmt mich dazu." Ein solcher Eingang ließ Sonderbares erwarten und obgleich die Straße lebhaft war, schämte ich mich doch nicht, mit dem Bettler in lebhaftem Gespräche hinzuschlendern und die Geschichte anzuhören, die er mir, im Innersten ergriffen, mittheilte. „Wenn ich mich so abgelebt und hinfällig sehe, glaube ich selbst kaum, wie nahe hinter mir noch die fröhliche Jugendzeit liegt. Ich war nicht ohne Erziehung, aber arm und ohne Aussichten. Doch was kümmert den strebsamen Jüngling die Welt und was sie fordert! Noch im Verlaufe meiner Studienzeit lernte ich die Liebe kennen — Herr, bei diesem Worte fühle ich mein Elend mit doppelter Bitterkeit. Darf denn der Arme, der Verstoßene dieses Göttergefühl, dieses den Glücklichen vorbehaltene Vorrecht auch kosten? Ja, er darf es, damit die Stacheln seiner Schmerzen noch schärfer werden. Ich liebte und war glücklich. O, du goldener, schöner Jugendtraum, noch dein letztes Nachdämmern, so matt es ist, blendet meine erstumpften Augen! Der Vater meiner Fanny war einer von den Männern, wie sie so häufig sind: wohlwollend, so lange seine Börse nicht ins Spiel kam, freisinnig, bis auf alle Geldangelegenheiten, sein Kind liebend, aber es knechtisch seinem Willen unterjochend. Es konnte nicht lange fehlen, so wurde unsere Neigung ihm bekannt. Die Sache kam ihm zu abgeschmackt, zu leicht zu beseitigen vor, als daß er hätte in Zorn gerathen sollen. Er stellte seiner Tochter vor, daß ich ihr nichts bieten könne, als ein Leben voll Mühe und Elend, daß sie bei ihrem Stande und Vermögen, bei ihrer Schönheit die glänzendste Partie machen, eine Stellung des reichsten Behagens gewinnen könne. Ihre Liebe besprach er als eine Jugendschwäche, die vor dem klaren Blicke des Verstandes bald verschwinden werde: kurz, er sagte ihr eindringlich und väterlich Alles, was ein Verständiger bei solchen Gelegenheiten vorbringen kann. Mit heißen Thränen erzählte mir Fanny bei der nächsten heimlichen Zusammenkunft diese Worte wieder; wir trösteten einander, sie versprach mir ewige unverbrüchliche Treue, ich verhieß ihr, alle meine Kraft einzusetzen, um so viel zu erwerben, daß ich vor ihren Vater treten könnten. — Aber wie sollte ich dies Versprechen erfüllen? Ohne Freund und Beschützer, noch in meinen Studien begriffen, welche Aussicht auch nur auf die unbedeutendste selbstständige Stellung hatte ich? In jenen Stunden, in welchen ich die Bitterkeit des Lebens zu kosten anfing, hatte ich den Einfall, das Glück zu versuchen. Es hat so vielen Tausenden Unwürdiger — sagte ich mir — seine Gunst zugeworfen, warum sollte es nicht einmal in blinder Laune zweien verbundenen Herzen Ruhe und Zufriedenheit schenken? Ich setzte in die Lotterie — und gewann nicht; aber die seligen Empfindungen in denen ich mich einige Tage geschaukelt hatte, waren zu verlockend: ich fuhr fort, zu spielen. So verlebte ich zwischen Selbsttäuschung und Enttäuschung ein Jahr. Fanny hing trotz aller Vorwürfe und Drohungen ihres Vaters fest an mir: aber so oft ich ihre rothgeweinten Augen sah, gab es mir einen Stich durchs Herz. Um diese Zeit schickte Fanny's Vater sie aufs Land, zu seinem Verwandten. Er kannte das menschliche Gemüth; Entfernung ist das Grab der Leidenschaft. Es verging kein halbes Jahr, so erfuhr ich, daß meine ewig treue Fanny einen Amtmann geheirathet hatte. Ich hatte bisher, in meinen träumerischen Erwartungen verloren, meine Studien gänzlich vernachlässigt: nun warf ich mich mit einer Art Wuth auf das Lottospiel. Ich wollte, ich mußte gewinnen! Und dann mit meinem Mammon vor die Treulose hinzutreten, ihr das glänzende Loos auszumalen, das sie verschmäht — welche Seligkeit! In Jenen Tagen führte ich ein halb mechanisches Leben und ich erinnere mich nicht, wie lange sie währten. Ich war ganz in den abenteuerlichen Gang des Spieles versunken, seiner regellosen Willkür unterlegte ich geheime Gesetze, ich wollte es zwingen, meinem Willen zu dienen. Ich erfand Zahlenreihen, Combinationen, Verhältnisse des Einsatzes, allen den, ich möchte sagen, abergläubischen Kram, mit dem wir Spieler uns immer tiefer in die Leidenschaft rennen. Als ich aus diesem Zustand, wie aus einem bösen Fiebertraume erwachte, war ich, was ich jetzt bin — ein Bettler. Alle meine Verhältnisse hatte ich aufgelöst, meine Beschäftigungen aufgegeben, meine Bekanntschaften abgebrochen und jetzt, wo das lodernde Feuer in mir ausgebrannt war, stand ich wüst und abgestorben da. Meine Jugendkraft war gebrochen, ich war ein

früher Greis. Aber von dem unseligen Spiele konnte ich nicht lassen. Es ist ja der einzige Reiz, ein galvanischer Reiz, der mich noch zu Zuckungen bringt, die das alte Leben nachäffen. Die Gegenwart ist mir todt, die Erinnerung an das versunkene Glück drückt mir die Dornen nur tiefer in die Wunden: wer wollte mir die kurze, matte Hoffnung mißgönnen, das einzige lindernde Oel? Ich spare mir den Bissen Brod vom Munde ab, denn er ist mir nicht so nothwendig, als die Hoffnung; ich scheue nicht den bitteren Frost, denn mich tröstet die Hoffnung. Können Sie mich entschuldigen, mein gütiger Herr? Ja, Sie können es. Vielleicht ist gerade ihre milde Gabe der Grundstein meines Glückes; vielleicht bringt Ihre Theilnahme mir Segen; vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo ich meinen Dank Ihnen anders abtragen kann, als durch die leeren, flüchtigen Worte eines Bettlers!" Bei diesen Worten war mit dem Bettler eine völlige Umwandlung vor sich gegangen. Seine gebeugte Gestalt hatte sich gerade aufgerichtet, seine Wangen hatten sich geröthet, und sein Auge hatte neuen Glanz gewonnen. In diesem Anfluge früherer Kraft bedünkte er mich wie eine Ruine, welcher der rothe Abendschein noch einmal das Ansehen der alten, längst zerfallenen Stattlichkeit gibt. Der Bettler schwieg lange und ich wußte kein Wort zu erwiedern. Er schien mir in einer Art stillen Wahnsinnes zu leben, und ich vermied es, über das Lotto zu sprechen; ein tröstendes Wort über sein selbst verschuldetes Mißgeschick, wagte ich auch nicht, denn sein ganzes Innere war wund und mußte bei der leisesten Berührung schmerzen. „Ich glaube den Grund Ihres Schweigens zu verstehen," sagte endlich der Bettler, „und ich danke Ihnen dafür. Sehen Sie mich nicht mehr, so vergessen Sie diese Stunde: ich werde mich Ihrer und Ihrer Theilnahme noch auf dem Todtenbette erinnern." Mit einer tiefen Verbeugung nahm er Abschied und verschwand in eine Seitengasse. Etwa acht Tage später ging ich an derselben Stelle vorüber. Ein dichtes Menschengedränge erfüllte die ganze Straße. Aus einzelnen Worten der Fortgehenden erfuhr ich, daß hier plötzlich ein Mensch gestorben. In diesem Augenblicke war ich bis zu einer Leiche gelangt, die auf dem Pflaster lag. Es war derselbe Bettler, der mir kürzlich sein Schicksal erzählte. Er lag vor der Schwelle des Ladens, in welchem er damals in die Lotterie gesetzt. Eben hatten die Leute einen Zettel untersucht, den er krampfhaft in der Rechten gehalten und es erhob sich ein lauter Ruf des Erstaunens. Es war jener Lottozettel, man verglich ihn mit den so eben gezogenen Nummern; er hatte eine Terne gewonnen. Der erste freundliche Blick des Glückes hatte den Armen überwältigt, — er war vor Freude gestorben.

Ceremonie beim Schleiernehmen in Schottland.

Eine Begebenheit, welche seit der Reformation in Schottland ihres Gleichen nicht hat, und von den reißenden Fortschritten, welche die römisch-katholische Religion in den neueren Zeiten in jenem Lande gemacht hat, zeugt, fand vor Kurzem in der Kapelle des, der heiligen Margarethe geweihten Klosters zu Morningside statt; fünf Katholikinnen hatten das Gelübde gethan und waren in die heilige Schwesterschaft getreten.

Es sind jetzt mehr als drei hundert Jahre, daß die vielen Klöster in diesem Lande ihrem Verfall entgegen gingen, und während dieser ganzen, langen Zeit ist, unseres Dafürhaltens, kein Versuch gemacht worden, in irgend einem Theile Schottlands ein Kloster zu errichten, ausgenommen das Kloster Morningside, welches vor einigen Jahren durch die angestrengten Bemühungen des katholischen Bischofs von Limyra (Gillis), des Koadjutors des apostolischen Vikars von Ostschottland, errichtet wurde.

Die Ceremonie begann mit dem Wechselgesang: „Gloria in Excelsis;" einige Nonnen sangen zu den Klängen der Orgel, deren Musik herrlich war, als die vollen, feierlichen Töne durch die kleine sächsische Kapelle rauschten. Neun junge Damen, Kostgängerinnen im Kloster (von denen Eine keinen Theil am Gottesdienst nahm), traten zuerst durch eine Nebenthür, ihnen folgten die Nonnen und drei Novizen; diese hatten sich kaum gesetzt, so öffneten sich die Hauptthüren der Kapelle, und die Prozession mit dem Bischof schritt herein. Voran ging ein Subdiakonus, mit einem massiven, goldenen Kreuz, ihm folgten zwei Akolyten mit weißen Obergewändern und rothen Schärpen, große Wachskerzen tragend; dann kamen vier Knaben, wie die Ersteren gekleidet, mit kleinen brennenden Wachskerzen; ihnen folgten zwei Priester in glänzenden Goldbrokatgewändern, dann ein Knabe mit dem Evangelium, hinter diesem der Bischof in prächtigem Priestergewande, sein Unterkleid von reichem karmoisin Brokat hatte eine lange, von einem kleinen Knaben getragene Schleppe, darüber trug er einen Ueberwurf von weißem, reichgestickten Zeuge, und über diesem ein, dem vorangehenden Priester ähnliches, nur prächtigeres Kleid; auf seinem Kopf trug er eine schimmernde Mitra (Bischofsmütze) und in der Linken (als Zeichen seiner hohen Würde) einen köstlich gearbeiteten goldenen Krummstab.

Nachdem er an den Altar getreten, und Alles in Bereitschaft war, wendete er sich an die Nonnen und richtete einige wenige Worte an sie, hauptsächlich über den Schaden, den die Reformation solch frommen Anstalten gethan hätte; als er aber eine Anspielung auf sich selbst machte, daß er der Erste gewesen sey, der nach 300 Jahren diese Orte wieder aufgerichtet hätte, blickte er auf die vor ihm knieenden Nonnen, und sein Antlitz schien im Triumph zu strahlen.

Als er seine Anrede beendigt hatte, schritt eine Novize, welche sich vor ihren Schwestern durch ihren weißen Schleier auszeichnete, dem Fuße des Altares zu, verneigte sich tief, und sank dann vor dem Bischof nieder, und dieser befragte sie über die Ursache, warum sie eine Bewohnerin des Klosters werden wolle, worauf sie natürlich in der von den Kirchenvätern vorgeschriebenen Form antwortete. Mit diesen Antworten erklärte sich der Bischof zufrieden, und setzte ihr einen Kranz von weißen Rosen, als Symbol der Reinheit ihrer Absichten, auf das Haupt, und bewilligte ihr noch fünf Jahre, als ferneren Probekursus, ehe sie das unwiderrufliche Gelübde ablegte; darauf neigte sie ihr Haupt, als Zeichen der Zerknirschung, zur Erde und zog sich zurück.

Jetzt kamen vier Schwestern in vollständigem Nonnenkostüm; diese hatten die fünf, außer ihrem Noviziat, ihnen zugestandenen Jahre gedient; die Jahre, die ein Vorbereitungstermin sind, ehe sie das letzte Gelübde, das: freiwilliger Armuth, ewiger Keuschheit und blinden Gehorsames gegen ihre Oberen, ablegen. Sie traten an die Altarstufen, Jede eine brennende Kerze haltend, und knieten, eben so wie die Erste, demüthig zu den Füßen des Bischofs. Aehnliche Fragen, wie die der Novize vorgelegten, wurden an sie gerichtet, — nur mit dem Unterschied, daß sie, Jede einzeln, drei Mal aufgefordert wurden, das Opfer, welches sie zu bringen im Begriff standen,

ohl zu überlegen: ob sie irgend eine Lust fühlten, wieder in
s Weltgetreibe, zu ihren Verwandten, in ihre Heimath (zwei
on ihnen waren Französinnen, und wurden in ihrer Mutter-
prache angeredet) zurückzukehren, jetzt sey noch Zeit; wäre
as Gelübde aber einmal abgelegt, so könnte nichts auf der
rde sie desselben wieder entbinden. Sie antworteten Alle
st und mit sicherer Stimme, daß sie der Strenge des feier-
chen Ritus sich aus freien Stücken unterzogen hätten. Darauf
gte der Bischof Jeder eine Dornenkrone auf das Haupt und
ab ihnen ein Gebetbuch und ein Kruzifix. Dann nahmen sie
as heilige Abendmahl unter der, in der römischen Kirche ge-
öhnlichen Form; die Nonnen zogen sich nun in das Schiff
er Kapelle zurück, knieten auf den Boden und wurden mit
nem großen schwarzen Mantel, auf dem die Figur eines
eißen Kreuzes sich befand, und der an den vier Zipfeln von
ier älteren Nonnen gehalten wurde, bedeckt. In dieser Stellung
lieben sie, bis der Bischof ihnen den Segen ertheilt hatte;
arauf erhoben sie sich, um ihre Superiorin zu begrüßen, und
ourden von den anderen Nonnen und Novizen mit einem
erzlichen Einweihungskuß bewillkommnet.

So endete die feierliche und eindrucksvolle Ceremonie der
Weihe. Eine Sammlung zum Besten der von den barm-
erzigen Schwestern zu Miltonhouse, Canongate, gehaltenen
Schule ward veranstaltet, und lieferte einen bedeutenden Er-
rag. Die zahlreiche Versammlung verließ darauf die Kapelle.

Das Titularunwesen in Deutschland.

Dieser, schon so viel gerügte Mißstand hat zu nachstehender,
im allg. Anz. d. D. veröffentlichten Aufforderung Anlaß gege-
en: „Mit Recht ist wohl schon oft mit Wort und Schrift
on geachteten Männern die lächerliche Sitte streng beurtheilt
vorden, daß wir Deutsche, wenigstens der größte Theil der-
elben, auf und in Briefen die nichtssagenden Titulaturen, wie
„Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Ehrwürden, Hochwürden"
u. s. w. noch immer beibehalten; mit Recht sage ich, — denn
dieser Gebrauch stammt aus den glücklicher Weise verschwun-
denen Zeiten, wo jeder besondere Stand auch seinen besondern
Rang, und diesen Rang durch besondere Titel geltend machen
wollte. Jetzt, wo dieser Unterschied beinahe gänzlich verschwin-
det, wo die Vorrechte gewisser Klassen der bürgerlichen Ge-
sellschaft nach und nach aufhören, jetzt, wo Kenntniß und wahre
Bildung und Tüchtigkeit in allen Fächern, alten, verrosteten
Vorurtheilen den Rang abläuft, — jetzt brauchen wir diese
Merkmale des Standes und Ranges nicht; wir können und
sollten einer Gewohnheit entsagen, die uns mit Recht bei'm
Auslande lächerlich macht. Der Engländer läßt solche unsin-
nige Worte weg; der über'm Rhein schreibt an seinen König,
und setzt auf die Adresse: „au Roi"; auch der Deutsche hat
angefangen, es einzusehen, daß obengenannte Titulaturen weg-
fallen könnten, und der Kaufmannsstand ist hierin mit gutem
Beispiel vorangegangen. Warum folgt die andere briefschrei-
bende Menge nicht nach? Weil der Eine glaubt, den Andern
zu beleidigen, etwas von seiner Ehre ihm zu nehmen, wenn
er ihn nicht „hochwohlgeboren" u. s. w. nennt. Wie lange
sollen und wollen wir uns noch dem Spotte des Auslandes
und der eigenen Beschämung aussetzen? Es haben sich wohl
Vereine gebildet, an deren Spitze hochverdiente Männer ste-
hen, deren Mitglieder unter sich ausgemacht haben, es nicht
übel aufzunehmen, wenn man die Titulaturen gegenseitig weg-
ließe; es haben sich selbst deutsche Regierungen dafür verwen-
det, und ihren Unterbehörden aufgetragen, in amtlichen Schrei-
ben sich aller solcher Ueberflüssigkeiten zu enthalten: mit war-
mem Danke ist solches anzuerkennen. Allein die Wirkung da-
von ist nur in gewissen Kreisen zu verspüren, und verbreitet
sich nicht über das gesammte deutsche Vaterland. Um diesem
Unwesen ein Ende zu machen, ergeht an alle Deutsche, die
die Wahrheit des Obigen fühlen, gegenwärtige Aufforderung,
zu einer großen „deutschen Gesellschaft zur Abschaffung des Ti-
tularunwesens in und auf Briefen" zusammenzutreten. Die
Mitglieder derselben brauchen sich nicht zu kennen, aber sie
werden sich dadurch erkennen, daß jeder Deutsche, der zu dieser
Gesellschaft tritt, in die linke untere Ecke jedes Briefcouverts,
das er verwendet, ein † macht. Die Gesellschaft fordert kein
Kapital, keine Beiträge, keine Mühe: nur Verbreitung. Möch-
ten sich viele Mitglieder zu dieser Gesellschaft finden, und möch-
ten bald auf den Briefcouverts viele Todeszeichen dieses Unwe-
sens gesehen werden! Möchten hochgestellte Beamte diesem Ver-
eine beitreten und durch ihr Beispiel dahin wirken, daß der-
selbe so viel Mitglieder als möglich zähle! Möchte jeder Bür-
ger, jeder Gelehrte, kurz jeder Deutsche dahin wirken, daß seine
Korrespondenten ihn nicht mehr, „hochedel-, wohl- und hoch-
geboren" u. s. w. nennen! Schließlich bitten wir die Redaktio-
nen deutscher Zeitschriften, mögen sie kirchliche oder politische,
literarische, belletristische oder medizinische, allgemeine oder ört-
liche seyn, gegenwärtige Aufforderung in ihre Blätter aufzuneh-
men; es gilt ja etwas Deutsches, etwas Vaterländisches!"

Volks-Chronik.

Berg am Laim bei München.

Zwischen den Dörfern Rammersdorf und Baumkirchen,
1 Stunde von der Residenzstadt, ist das Dorf Berg am
Laim entlegen, mit seiner, ehemals Kurkölnischen Hof-, jetzt
Pfarr-, und der St. Michaels Erzbruderschaft-Mutterkirche, die
2 gleiche Glockenthürme hat, und sich von außen stattlich schon
in weiter Ferne präsentirt. Ein freundlich grünender Vorplatz
mit Tannen-Spalier bildet den Eingang. Nicht ferne davon
erblickt man das Schlößchen Josephsburg. Nachdem die Hof-
mark Herzog Albert Sigmund aus dem Hause Bayern,
Bischof von Freising und Regensburg, von Konrad Freiherrn
von Lerchenfeld im J. 1677 gekauft hatte, ist dieselbe 1685
an den Bruder des Churfürsten Max Emanuel, des obigen
Nachfolger, dann Erzbischof und Churfürst zu Köln, Joseph
Klemens, erblich gefallen. Im Jahre 1689 erbaute die-
ser den Prachttempel im erhabensten Style, werth in einer
Stadt zu stehen, sowie das Schlößchen, wie es jetzt beschaffen.
Ueberdieß stiftete er den adelichen Ritter-Orden vom heiligen
Michael, als einen, dem Hause Bayern zuständigen Orden,
dessen erster Großmeister der Stifter selbst war, gab demselben
Statuten, die 1810 den Zeitverhältnissen angepaßt, 1837 aber
aufgehoben worden sind, da König Ludwig diesen Orden ohne
Unterschied des Standes, der Geburt und der Religion besonderen
Verdiensten zuzuwenden geruht hat. Später einmal über die
frühern und jetzigen Satzungen und Auszeichnungen des Ordens,
dessen Großmeister Se. Majestät selbst sind.

Neben obigem Ritterorden vom heil. Michael hat Joseph
Klemens auch eine Hof- und Erzbruderschaft zu Ehren dieses
Heiligen gestiftet, dieselbe den Bettelmönchen von der Regel

des heil. Franziskus von Assisi übertragen, und den Sitz nach Berg am Laim bestimmt, weswegen er ihnen dort ein Hospitium mit schönem Garten verordnete, und sie als Generalpraefectus perpetuus einsetzte. Wie die am Chor der Kirche aufgehangenen 3 Tafeln von dem landesherrlichen Commissarius, Reichsedlen von Hahn, des Ordens beständiger Sekretär, welchem des heil. römischen Reichs Ritter v. Weizenfeld nachgefolgt ist, von den Jahren 1693, 1734 bis 1785 ausweisen, sind in die Hof- und Erzbruderschaft kurfürstliche und fürstliche Personen, auch des entfernten Auslandes, männlichen und weiblichen Geschlechtes, aufgenommen worden. Dieselbe hatte einen eigenen Magistratus und Secretarius. Nach §. 10 der alten Satzungen haben alle Einverleibte St. Michaels-Pfenninge öffentlich oder heimlich stets bei sich zu tragen, so oft aber ein Convent oder Bruderschaftsfest, öffentlich an der Brust an einem blau und weißen Bande. Auch sind hierin die Funktionen zu Gewinnung vollkommener Ablassung der Sünden auf kürzere oder längere Zeiträume festgesetzt. Die Aufnahme kann von jedem christkatholischen Gläubigen nach Lossprechung seiner Sünden durch die Beicht, dann Empfang des heiligen Abendmahles, erlangt werden, indem er bei der Einschreibung die Formel ordnungsmäßig ausfüllt.

Da nach dem Tode des fürstlichen Stifters im J. 1725 kein bayer'scher Prinz mehr im geistlichen Stande vorhanden gewesen, ist die Hofmark Berg mit Zugehör an die Wilhelminische Linie des regierenden Hauses gefallen, und so auch nach Max III. Tode an den Churfürsten Karl Theodor, der sie im Jahre 1799 noch seinen geh. Conferenz- und Finanz-Minister, Karl Freiherrn von Hompesch zum Geschenke gemacht hat. Er, und sein ihm unter Max IV. in obiger Charge nachgefolgter Sohn, Wilhelm Frhr. v. Hompesch, liegt in der Kirche zu Berg begraben, wie die am Eingange links und rechts aufgestellten Denksteine beweisen.

Uebrigens bewundert Jedermann das Choraltarblatt, den Erzengel Michael mit dem Engelsturze vorstellend, von Andrä Wolf; der Hölle Darstellung mit ihren Satanen ist aber von Deisele gemalt. Ein Partikel des heil. Kreuzes, an welchem unser Welterlöser gestorben, wurde von dem seligen Stifter Joseph Klemens hieher geschenkt; sehr sinnig und schön gearbeitet wird derselbe von der Figur des heil. Erzengels, als angenommenen Beschützer der christkatholischen Religion, den Höllengeist unter seinen Füßen, über dem behelmten Haupte mit beiden Händen erhoben getragen, und so den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt, wie dieses auch in dem benachbarten Rammersdorf zu geschehen pflegt. — Alle Jahre wird in diesem schönen Tempel Gottes das Haupt- und Titular-Fest am 29. September mit großer Feierlichkeit und Erbauung begangen, wo die Andacht schon am Vorabende mit einer Vesper und Prozession im Freien beginnt, und besonders von andächtigen Münchnern zahlreich sich eingefunden wird. Kramm-, Wirths-, Bäcker- und Obst-Buden fehlen nicht zur Labung nach dem Gottesdienste. Noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts begab sich in 6 spänniger Hofequipage ein landesherrlicher Kämmerer als Commissarius mit der Ordens-Deputation an diesem Tage nach Josephsburg, wohnte dem festlichen Gottesdienste zu St. Michael bei, und wurde dann ausgespeiset. Um diese Zeit ging auch mit Aufhebung der Mendikanten-Klöster das Hospicium der Franziskaner ein. In das Klösterlein hat man die Pfarrschule von Baumkirchen versetzt, St. Michael, die Filial, zur Pfarrkirche erhoben. Viele Ansiedlungen von Gewerbtreibenden hatten inzwischen statt. Josephsburg und die Hofmark Berg war in den Händen des in k. k. öster. Diensten befindlichen Grafen von Hompesch geblieben bis 1840, wo das Patrimonial-Gericht an Frhrn. von Eichthal, das Schlößchen Josephsburg mit anstoßendem Wiesgrund an das weibliche Erziehungs-Institut der englischen Fräulein in Nymphenburg zur Verwendung als Filial für Töchter aus dem Bürgerstande käuflich übergegangen ist. Zugleich hat man im nämlichen Jahre den südlichen Theil des ehemaligen Hospitiums an der Pfarrkirche dem Orden der grauen Schwestern in München eben mittelst Kauf eingeräumt, wohin bei ihrem harten Beruf und schweren Pflichten Reconvalescenten zur ungestörten Ruhe und ländlichen Erholung von Zeit zu Zeit gesendet zu werden pflegen, während den nördlichen Theil in derselben Weise die Gemeinde Berg am Laim eigenthümlich zur Schule an sich gebracht hat. — Das früher in dem benachbarten Kirchlein zu Maria Loretto bestandene freiherrlich von Lerchenfeld'sche Benefizium ist in neuester Zeit durch die Fundations-Verbesserung eines Bauers, Thomann v. Berg am Laim, mit 10,000 fl. wieder in's Leben getreten. Eine herrliche Allee führt vom Dorfe Haidhausen an Ziegeleien über Maria Loretto nach Berg am Laim, das Werk des verdienten Gerichtshalters Weber. Sch.

Miscellen.

Hier folgt die Erzählung einer sehr interessanten Thatsache, die vor einigen Tagen in der Umgegend von Rheims vorfiel: Ein Knabe von 12 bis 13 Jahren kehrte von Rheims nach Vieux zurück mit einem Karren und einer wohlgespickten Gurt. Unterwegs wird er plötzlich von drei widrig aussehenden Männern umringt, die ihm seinen Beutel abfordern. Er antwortet in entschlossenem Tone, daß sie ihn nicht bekommen würden, und ruft einen großen, kräftigen Hofhund, der ihm nachfolgte, zu seiner Vertheidigung herbei. Der Hund aber erscheint nicht, und die Diebe fangen dem Knaben nun zu drohen an. Dieser besteht auf seiner Weigerung, und vergebens suchen die drei Banditen seinen Widerstand zu überwinden. — „Wir werden dich unter die Räder deines Fuhrwerks legen." — „Das könnt ihr, aber mein Geld bekommt ihr nicht." — Die Elenden führen wirklich ihre Drohung aus, und als der Knabe zu Boden liegt fordern sie ihm auf's neue sein Geld ab; er widersetzt sich immer noch und schreit nach seinem Hunde. Dieser kommt ihm nicht zu Hülfe; die Diebe aber werden durch die außerordentliche Festigkeit des Knaben in Furcht und Staunen gesetzt, und lassen, da sie sich nicht getrauten zu den äußersten Mitteln zu greifen, den unerschrockenen Fuhrmann seines Weges ziehn. — Bald langt er zu Hause an. Kaum ist er in seines Vaters Wohnung getreten, so geht er mit einer geladenen Flinte in den Hof, und streckt seinen Hund todt zu seinen Füßen nieder. Der Vater hört den Schuß, eilt hinzu: „Unglückskind, bist du toll!" schreit er. — „Nein, Vater, ich bin nicht toll." — „Du tödtest ja unsern Hund!" — „Ja, ich habe ihn getödtet, weil er er feig und treulos war, während wir ihn für nützlich und einen zuverlässigen Gefährten hielten." — Hierauf erzählt er seinem Vater wie er so muthig seiner Pflicht Genüge geleistet und warum er denjenigen bestraft, der seine Schuldigkeit versäumt hatte.

Auflösung der Charade im Blatte Nro. 77:
Armselig.

№ 79.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Zur Einweihung
der Schloßkapelle Sr. Hoheit des Herrn Herzogs Max in Unterwittelsbach.

Heil dir, beglückter Ort, Heil Wittelsbach!
Es flüstern dir schon längst entschwund'ne Zeiten
Noch einen Ruhm, noch einen Segen nach,
Wohl werth, daß Länder dich darum beneiden.

Drum nahte huldvoll sich ein Genius
Und weilt und waltet gern in deiner Mitte;
Es füllet Seiner Flagge Freudengruß
Mit Jubel des entzückten Landmanns Hütte.

Mit Pracht erhebt sich Seines Schlosses Bau,
Beherrscht die Fluren rings umher im Kreise;
Doch blickt wie aus des Himmels Strahlenau
Das Kirchlein her, gebaut zu Gottes Preise.

Es schuf's des hohen Edlen frommer Sinn,
Der in des Baues schönen Räumen wohnet,
Und stellt zur Huldigung ein Denkmal hin
Des Wesens, welches über Welten thronet.

In hehrem Glanz zum heil'gen Zwecke steht
Vollendet es, der Kirche Himmelsweihe
Ergießet sich und Gottes Geist umweht
Der Andacht Stätte durch der Zeiten Reihe,

Wo sich der Mensch in seiner Würde kennt,
In seiner Größe fühlt, wo ihn die Gnaden
Des Herrn, den keine Zunge würdig nennt
Zur Weihe des Gebetes freundlich laden.

So schwing dich, fromme Bitte den hinan
In dieses Hauses feierlicher Stille:
Dem hohen Stifter, Maximilian,
Sei stets des höchsten Glückes reiche Fülle!

G. B.

Das Champ d'Asile.
(Aus dem Constitutionnel.)

Die Ereignisse des Jahres 1815, welche dem 20. März vorangingen und demselben folgten, hatten die Armee des französischen Kaiserreichs der Verwirrung und Auflösung preisgegeben. Eine Menge von Officieren und Soldaten, durch ihre Hingebung an die besiegte Sache compromittirt, hatten nur traurige Aussichten für die Zukunft. Bald machte die Proscription ihre Befürchtungen zur Wirklichkeit und die Ordonnanz vom 24. Juli erklärte sie für immer verbannt von der heimathlichen Erde. Die Proscribirten suchten nun sich in der Verbannung zu sammeln, um ihr gemeinsames Unglück in einem gemeinsamen Zufluchtsorte zu erdulden. Daraus entstand die Idee des Champ d'Asile. Es wurde zum Zufluchtsorte nicht nur für Diejenigen, welche das politischen Zwecken entsprossene Gesetz getroffen hatte, sondern auch für viele alte Soldaten, welche ihrer Lebensthätigkeit entzogen, seitdem man sie dem Waffenhandwerke entrissen hatte, und statt aller Reichthümer nur ihre Arme, statt allen Gewerbfleißes nur ihren kriegerischen Muth besitzend, sich entschlossen, unter einem andern Himmelsstriche für ihre ruhmvolle, der Armuth preisgegebene Existenz Obdach und Brod zu suchen.

Tejas wurde von ihnen als Auswanderungs-Ort erwählt. Merkwürdigerweise dachte aber Niemand daran, sich die Erlaubniß Spaniens zu erwirken, zu dessen Besitzungen dieses fernab liegende Land gehörte. Freilich war Spanien's Autorität dort nur nominell vorhanden und wurde selbst einigermaaßen durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bestritten; die spanischen Niederlassungen waren fern von den Grenzen der neuen Colonie und verloren sich in der ungeheuren Ausdehnung jener Länderstriche, deren Oberherrschaft in der Wirklichkeit in den Händen der wilden Indianer lag. Aber wie vernachläßigt auch die Rechte Spanien's auf jene Gegenden dem Anscheine nach seyn mochten, so war dasselbe doch nicht geneigt, eine Usurpation derselben zu gestatten und zeigte dies auch späterhin deutlich genug.

Uebrigens stand Tejas mit Recht in dem Rufe, einen fruchtbaren Boden und ein gesundes Clima zu besitzen, es war das Land, welches den Vereinigten Staaten, dem jüngsten Kinde der Freiheit, und dem Staate Louisiana, dem früheren Besitzthume Frankreich's, am nächsten lag. Dort konnten die Trümmer des Kaiserreiches ihre alten Erinnerungen unter dem Schatten einer schützenden Nachbarschaft hegen; dort konnten die ruhmvoll Verbannten ein Asyl für ihre flüchtigen Penaten finden und einen Horst der Ruhe für ihre vom Sturme weit verschlagenen Adler.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Idee des Champ d'Asile etwas Großes und Poetisches lag; eine Colonie, der Entstehung wie der Taufe nach beispiellos in der Welt, konnte aus dieser Familie von Proscribirten hervorgehen, einem Sproß der großen Kaiser-Familie, der mit einem Abglanze ihres militairischen Rufes auf das amerikanische Festland verpflanzt worden war. Zugleich ein erlauchtes Grab und eine glorreiche Wiege konnte der Erdenwinkel des Champ d'Asile mit fruchtbarem Staube befruchtet werden. Möglich war es, daß eine hehre Zukunft aus diesen Trümmern der hehren Vergangenheit entsproß. Hätte das Glück die ersten Anstrengungen der zu Colonisten gewordenen Soldaten begünstigt, so würde kein anderes Land den Myriaden von Auswanderern, welche seit zwanzig Jahren das übervölkerte Europa verlassen, eine glorreichere Fahne zum Sammelpuncte dargeboten haben. Mit Hülfe dieser Handvoll seiner von ihm ausgestoßenen Kinder hätte Frankreich einen Theil des großen amerikanischen Conti-

nents, den jetzt die englische und spanische Race, seine Rivalen, unter sich theilen, für sich in Besitz nehmen können. Die Folgen dieser Niederlassung wären alsdann unberechenbar geworden.

In Frankreich's Händen wäre Texas jetzt der Schiedsrichter Amerika's. An Louisiana gelehnt, jene früher französische Besitzung, in der die Erinnerungen des Mutterlandes, durch die neuere Berührung genährt, bald wieder zum Leben erweckt worden seyn würden; einer Grenzsäule gleich aufgerichtet zwischen den Vereinigten Staaten, dem vielarmigen Riesen, der schon zwei Drittheile Nord-Amerika's in seiner Umarmung festhält, und Mexico, dem greisen Jünglinge, der in der Gesetzlosigkeit seine schwache Mannbarkeit vollkommen einbüßt, würde Texas für Jene eine Schranke, für Dieses ein Stützpunkt geworden seyn. Die Hände ausgestreckt nach diesen beiden Nachbaren würde es ihre ungleichen Kräfte im Gleichgewicht gehalten und ihre Streitigkeiten geschlichtet haben. Das hätte Texas werden können, dessen lebenskräftiges Geschick den Leichenzug des Champ d'Asile überdauert hat, dieses im Keime erstickten Unternehmens, dieses Traumes, der nur einen Tag gedauert hat.

Gestehen muß man übrigens, daß, wenn gleich der Entwurf des Champ d'Asile großartig war und fruchtbringend werden konnte, sofern das Interesse Frankreich's im Allgemeinen in Betracht kommt, er doch in Rücksicht der besonderen Interessen der Partei, dem er seine Entstehung verdankte, eine Art von thörichtem Unternehmen gewesen ist. Die unbeschäftigten Soldaten des Kaiserreichs aus Frankreich entfernen zu einer Zeit, wo der Kampf der öffentlichen Meinung gegen die Regierung der Restauration in seiner Entwickelung begriffen war, Männer von Thatkraft, feurigem Sinne und Uebung in den Waffenkünsten zu freiwilligem Exil veranlassen in einem Momente, wo man ihrer zu bedürfen tagtäglich hoffen konnte, war von Seiten der Liberalen und Bonapartisten ein offenbar widersinniges Verfahren. Die Restauration sah das sehr wohl ein und legte daher dieser Auswanderung, die ihr so viele Dornen aus dem Fuße zog, kein Hinderniß in den Weg. Ihrerseits sahen auch die Chefs der liberalen Partei bald ein, daß sie sich verrechnet, daß sie einen positiven Vortheil abenteuerlichen Entwürfen aufgeopfert hatten und daß, wenn die Bildung des Champ d'Asile in poetischer Hinsicht eine schöne Sache war, sie politisch jedenfalls unzeitig erscheinen müsse. Daraus erklärt sich die plötzliche Erkaltung des Eifers der Anwerbung und der Unterzeichnung zu Gunsten des Unternehmens, welche dessen Ruin herbeiführten, indem sie es unmöglich machten, das Gebäude nach hinlänglich großem Maaßstabe anzulegen und es, bei geringen Hülfsmitteln, alltäglichen Zufällen preisgaben, welche dessen Grundlagen sehr bald untergruben und zum Sturz brachten.

General Lallemand war von den Ausgewanderten zum Chef der Expedition erwählt worden. Unter ihm befehligte General Rigaud. Zum Sammelorte war für einen Theil der Expedition New-York, für den andern Philadelphia bestimmt. Von diesen beiden Häfen ging die Expedition nach Texas unter Segel und war gegen Mitte des Monats März Angesichts der Insel Galveston versammelt. Der Hauptort der Colonie, das Champ d'Asile, wurde ungefähr zwanzig Stunden von dem Golf von Mexico entfernt an den Ufern des Dreieinigkeits-Flusses angelegt.

Sobald die Lebensmittel, Munition und alle für die Colonie zunächst erforderlichen Bedürfnisse ausgeschifft worden waren, beschäftigte man sich mit der Absteckung eines provisorischen Lagers und mit der Erbauung temporairer Wohnungen. Dann wurden die Ausgewanderten in Cohorten vertheilt, deren Chefs die Generale Lallemand und Rigaud einsetzten. Nachdem in dieser Weise die vorläufige Organisation vollendet war, schritt man zur Absteckung von vier Forts. Das erste, welches rechts vom Lager lag, erhielt nach dem General en Chef den Namen des Fort Charles, das zweite wurde Fort du milieu, das dritte Fort Henri genannt; dieses letztere lag auf der linken Seite des Lagers und war dazu bestimmt, mittelst eines bedeckten Weges mit zweien im Lager selbst angebrachten Wachthäusern zu communiciren. Das vierte Fort, rechts vom Lager und an dem Ufer des Dreieinigkeits-Flusses belegen, vertheidigte das Ufer und deckte die drei andern Forts. Es wurde Fort de la Palanque benannt und sollte mit drei Geschützen armirt werden; das Fort Charles sollte deren zwei, das Fort du milieu eines und das Fort Henri zwei erhalten, im Ganzen acht Geschütze, aus denen die gesammte Artillerie bestand.

Diese vier Forts wurden, wie durch Zauber, in sehr kurzer Zeit angelegt. Sie waren außerordentlich fest gebauet. Das Fort de la Palanque war von großen Bäumen gebauet und so fest, daß es leicht jedem Angriffe hätte widerstehen können. Es enthielt das Pulvermagazin und das Material für die Colonie. Oberhalb des Forts in sehr großer Ausdehnung wurden in kreisförmiger Gestalt die Wohnungen errichtet. Sie bestanden aus großen Bäumen, die, wie es bei Blockhäusern geschieht, der Länge nach auf einander befestigt wurden; sie waren kugelfest und mit Schießscharten versehen, so daß jedes einzelne besonders belagert werden mußte. Im Mittelpunkte nach hinten lag die Wohnung des General Lallemand, etwas höher hinauf, rechts, das Magazin für die Lebensmittel. General Rigaud hatte eine Wohnung oberhalb des Forts Henri in der Nähe der beiden Wachthäuser. Der Anblick, den das Lager darbot, war sehr angenehm; es war ein ländliches Gemälde, aller Verfeinerung entbehrend, das indeß einen eigenen Reiz in sich schloß.

Vor dem Lager befand sich eine ungeheure Ebene, jenseits derselben starkbelaubte, immer grüne Bäume, deren Gipfel sich so zu sagen in den Wolken verloren. Rechts wogte der Dreieinigkeits-Fluß, bewässerte die Gränzen der Colonie und verlor sich in den mexicanischen Meerbusen. Auf dem jenseitigen Ufer lagen Waldungen, die den ganzen Gesichtskreis nach jener Seite verdeckten. Die linke Seite und der Hintergrund des Lagers war ebenfalls durch Wälder geschützt, welche dasselbe gegen Orcane sicherten.

In den Mußestunden baueten die Ansiedler ihre Gärten; der sehr fruchtbare Grund und Boden befriedigte alle Wünsche. Die Vegetation ging sehr rasch vor sich und die Felder waren bald mit Pflanzen und Früchten bedeckt.

Die Colonie bestand aus vier Hundert Individuen, unter denen sich mehrere Fremde und besonders spanische Officiere befanden, welche sich der Expedition angeschlossen hatten. Die in der Nachbarschaft der Colonie lebenden indianischen Stämme hatten die neuangekommenen weißen Männer ohne Eifersucht ihre Einrichtungen treffen sehen. Diejenigen von ihnen, unter denen ein sanfterer, menschenfreundlicherer Charakter vorherrschte, hatten sogar eine Deputation an sie abgesandt, um ihnen die Friedens-Pfeife anzubieten. Die indianischen Abgeordneten besuchten das befestigte Lager mit einer von Bewunder-

ung gesteigerten Neugierde, und es gelang dem General Lallemand, vermittelst Darreichung von Geschenken eine Allianz mit den Tschaktahs, Alabamas, Kotschaties und Dankawehs abzuschließen.

Es schien demnach Alles zusammenzutreffen, um die Wohlfahrt und geistige Entwickelung der entstehenden Ansiedelung zu sichern. Aber nur zu bald sollte sie das Gewicht des Fehlers empfinden, der bei ihrer Errichtung obgewaltet hatte. Sie erfuhr, daß die spanischen Garnisonen von San Antonio und la Bahia, durch einige Indianerstämme verstärkt, in der ausgesprochenen Absicht ausgerückt seyen, die Abenteurer-Colonie zur Räumung des Landes zu zwingen, welches sie ohne Zustimmung des Eigenthümers besetzt hatte. Bei dieser unerwarteten Nachricht wurde ein Rath von dem General Lallemand zusammenberufen und dieser, befürchtend, daß andauernde Feindseligkeiten die geringen Lebensmittel, welche der Colonie zu Gebote standen, ganz verzehren möchten, beschloß, als das Klügste, das befestigte Lager zu räumen, die Artillerie und Munition hinwegzuschaffen und sich auf die Insel Galveston zurückzuziehen, den einzigen Punkt, wo man sich Lebensmittel verschaffen konnte, weil dort die Zufuhr von der Seeseite her freibleiben mußte.

Demgemäß wurde, ohne daß man einen Versuch zu gütlichem Abkommen mit den Spaniern gemacht hatte, die Aufopferung so vieler bereits begonnener Arbeiten beschlossen und sogleich in's Werk gesetzt. Die Colonie, einer unbesonnenen Heerde gleich, pferchte sich auf einer niedrig gelegenen, dürren Insel ein, der es an Holz und Wasser fehlte. Um sich Wasser zu verschaffen, mußte man tiefe Wasserbehälter ausgraben; in Betreff der Lebensmittel hatte man nur auf die aufgespeicherten Vorräthe zu rechnen, ohne Aussicht auf einzubringende Ernten, ohne die Möglichkeit der Bebauung des Bodens. Das Resultat dieses thörichten, verderblichen Schrittes ließ nicht lange auf sich warten. Hungersnoth trat ein.... Der General Lallemand faßte den Entschluß, sich nach New-Orleans einzuschiffen, um von dort Hülfe zu holen. Den Befehl über die fortan dem Verderben geweihte Niederlassung überließ er dem General Rigaud, einem beinahe achtzigjährigen Greise.

Wenige Tage nach der Abreise des Generals Lallemand schickte der Befehlshaber der spanischen Truppen, welcher das von den Colonisten verlassene Champ d'Asile besetzt hatte, einen Parlamentair an Letztere ab, um sie zur Räumung der Insel Galveston aufzufordern. Sie antworteten, daß sie in Abwesenheit des General en chef keinen Entschluß fassen könnten und dessen Rückkehr abwarten müßten, um seine Befehle zu vernehmen. Der Parlamentair entfernte sich darauf, und die Colonisten, auf ihrer Insel verschanzt, hielten sich für mindestens gegen äußere Feinde gesichert, als das feindliche Geschick seine Schläge den machtlosen Streichen der Spanier hinzufügte.

„Seit unserer Rückkehr nach Galveston,“ so erzählen die Herren Hartmann und Millard, welche Augenzeugen der nun eintretenden Katastrophe gewesen sind, „war das Wetter immer ruhig und heiter gewesen; die Temperatur war sehr milde. Unser Unglück würde sich sehr vergrößert haben, wenn wir, bereits geängstiget durch die Vorboten der Hungersnoth und des Elends, nun auch noch gegen die Rauhheit der Jahreszeit zu kämpfen gehabt hätten. Wir hatten einander diese Bemerkung häufig selbst gemacht und uns damit getröstet, daß das Geschick uns doch nicht völlig ungünstig geworden sey. Wir betrachteten diese Gunst als ein glückliches Anzeichen, welches uns verkünde, daß die Entbehrungen, denen wir uns zu unterwerfen gezwungen waren, aufhören würden. Wir waren weit entfernt, das Ungewitter zu ahnen, das über unsern Häuptern schwebte und zu glauben, daß Alles, was wir bis dahin geduldet hatten, nichts sey im Vergleiche zu den neuen Schlägen, welche das Schicksal uns zugedacht hatte, da es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, uns zu vertilgen.

„Wir waren in einzelnen Gruppen um unser Lager vertheilt; der Tag nahete sich seinem Ende, die Atmosphäre verdüsterte sich, Wolken zogen zusammen, der Wind begann sich zu erheben, die Seevögel suchten Zuflucht am Lande; kurz alle Vorläufer des Sturmes zeigten sich unseren Augen, ohne uns indeß Schrecken oder auch nur die mindeste Besorgniß zu verursachen.

(Fortsetzung folgt.)

Volks-Chronik.

Harlaching bei München.

Reizend ist auf der rechten Isar-Höhe, eine Stunde von der Residenz, das ehemalige Schloß mit der Schwaige, dann die Kirche, der heil. Anna geweiht, gelagert gewesen. Schon in einem Freiheits-Briefe Kaisers Friedrich I. vom Jahre 1163 werden die Kirchen Richerspuren, Holzkirche und Hadelchingen genannt. Des alten Schlosses Entstehung liegt im Dunkel. Es scheint unter Churfürst Karl Albert, vielleicht richtiger unter Max Emanuel, des nahen Hofgartens zu Neudek, der Falkenau, und des Jagdschlosses Grünwald wegen entstanden zu seyn. Es haben hiezu noch gehört, die am Fuße des Harlachinger Berges liegende Schwaige Hellbrunn, und der Edelsitz Siebenbrunn, die ober Grünwald befindliche Schwaig Laufzorn mit dem Jagdschlosse, dann Harthausen, Geislgasteig.

Dieser herrliche Standpunkt, von dem sich das jenseitige Fluß-Ufer und die Hauptstadt am schönsten in der ganzen Umgegend darstellt, ward von Landschaftmalern ersten Ranges zum vorzüglichen Gegenstand ihrer Studien erwählt. Selbst der berühmte Beich gab ein schönes Bild. Und Claude Gelée, genant Lorain, ein Lothringer, aus Rom nach München gekommen, um für den bayerischen Hof zu malen, benützte die stille ländliche Einsamkeit in Mitte begeisternder Naturschönheiten hier lange Zeit hindurch zu seinen Arbeiten, die heute noch die königliche Gemälde-Gallerie schmücken. Er konnte die oft plötzlichen Wechsel des rauhen Gebirgsklima in die Länge nicht ertragen, und starb in hohem Alter zu Rom 1682.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ist Harlaching in das Eigenthum des verdienten Marx Christoph v. Mayr übergegangen, damals geheimer und Conferenz-Rath, Kriegs-Kanzlei-Direktor und Pfleger zu Stadtamhof, des Churfürsten Max Emanuels Vertrautester in allen politischen und militärischen Angelegenheiten, seit 1683 fortwährender treuer Begleiter auf allen Reisen und in den Feldzügen. Auch er ließ sich die Verschönerung der romantischen Besitzung angelegen seyn, indem derselbe um das Jahr 1702 zu dem ältern Gebäude das Schloß zunächst der Kirche dicht am Rande der Isar-Höhe hinbaute. In einer Beschreibung, welche der churfürstliche Hofrath und Truchseß, Freiherr von Mayr auf Scherneck und Rebling, Johanniskirchen und Harlaching, Behufs eines vorgehabten Verkaufes im

Jahre 1738 aufgesetzt hat, wurde Harlaching in gebührender Anmuth geschildert:

„Es liegt diese ansehnliche Schwaig auf ainer ziemlichen Höhe ain Stundt von der churfürstlichen Residenz-Statt München nächst an dem Isarstrohm, auf einer ober dem Berg sehr angenemmen Ebene; mit einem wunderschönen Prospect umb und umb geziert, darbei jederzeit ain frisch und gesundter Luft zu genießen. — Ober dem wohlerpauten Pauhause, oder Schwaigers Wohnung befinden sich drei schöne herrschaftliche Zimmer undt ain nit weniger schöner Saal, worinnen die obern Döfhen von feiner Holz-Arbeith mit zerschiedenen Gemählen undtermenget, gar zierlich glanzet, darzue ain besonderer Aufgang über eine von Stain gemachte doppelte Stiegen gerichtet. — Oberhalbb diesen Zimmern seindt noch andere Stuben und Kammern vorhanden; darinnen die Dienerschaft logirt werden kann. Noch weiter hinauf können zwei gemachte Pöden nach Belieben gebraucht werden, über welche das Dachstuehl sambt der von Schindel gemachten Dachung ohne einzige Pansänhlichkeit oder Schaden sich bezeiget. Die herrschaftliche Kuchel, ain Speis-Kammer im undtern Gaden sambt ainem frischen Keller ist zum täglichen Gebrauch negst an der Handt."

„Ferner ist dabei ain köstliches Lustgepäud, in welchem auf der Erden ain gar annehmbliche Gallerie, oben auf aber ain großer vortrefflicher Saal, kühnstlich in Fresco gemahlen, mit schönen Spalieren, und viehler Sünerichen Simbolis auf das herrlichste gezieret; auch mit ainem von feinisten Marmel verförtigten welschen Kamin zu sehen ist. Ober erstr erwehnten Saal befindet sich gleichmeßig ein Bellveder oder Pavillon, so durchaus auf das schönste in Fresco gemahlen, und wegen dessen Annehmlichkeit und ergözlichen Ansehen nit wenig zu considerieren. Zudem ist der Ausgang mit ainer bequemen Stüeg versehen, auf welchem Gebäu erst anheuer das Dachwerk durchgeheuts von neuem mit Schindel gemacht worden. Von diesem Neugepäu kann man auf ainer Seithen durch ein schön gewölbt und wohl erleichten Gang, auf der andern Seithen aber yber aine von lanther Aichenholz neu gemacht zierliche Altane in die herrschaftlichen Zimmer gehen."

„Nit weniger seindt zwei große Zierdt und Kreittl-Gärtten vorhanden, woven der Eine in der Tiefe lieget, worinnen fünf springende Bassins, umb welche 8 Stüke parterre mit Wasen, Zwergl-Baim und Raivats; hinter selchen zeigen sich hoch erwachsene Scharmillion, dann zum Endte zwei bequeme Pläze Kreittlwerk, negst deme machen diesem Gartten aine Zierdt die 2 am Berg durchlaufende Kanals. Dieser ganze Gartten ist mit ain Till eingefangen, der obere aber ist ain potager, mit in der Mitte habenden Passins und springendem Wasser, hinterhalb mit schönen Scharmillion und Dargebüsch, beide Seithengäng mit hohen Lindenbäumen, worunter man undter höchst scheinender Sohne die frische Lufts genießen kann. Dieser Gartten ist eingedielt, jedoch solcher Gestalten, daß auf der Seiten dessen Prospekts durchgesehen werden khönnen. Durch das undten am Berg wohl eingerichtete Wasser-Werkh hat man auf dem Berg an Wasser kein Abgang."

„Wie nun genugsam erhellet, daß dieses schöne Guett mit nur ain Schwaig, sondern auch ain rechts Lustorth zu nennen und allso zu genießen sey."

Baron Mayr bot das Ganze mit 250 Tagwerken, Aecker, 75 Tagw. Wiesen, 44 Stücken Hornvieh, Mühle sammt den Laudemial- und andern herrschaftlichen Gefällen um den Preis von 18,000 fl. feil, ließ aber nach und nach die herrlichen Anlagen, welche uns mit dem Schlosse blos ein Kupfer-Abdruck noch erhalten hat, in Verfall gerathen. So auch der Sohn des Besitzers, wozu Feuersbrunst, Krieg, schlechte Verwaltung oder verderbliche Verpachtung, auch noch gekommen ist. Die groteske Natur trat wieder an die Stelle der mit ihr eine Zeitlang vereint gewesenen Kunst. Das Schloß selbst mußte am Ende wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Von dem Steinmaterial ist das Gasthaus zum schwarzen Adler in München entstanden, nachdem Harlaching Churfürst Karl Theodor erkauft, und dem Fürsten von Ysenburg zu Leben gegeben hatte. Von diesem ging es in den Besitz der Fürstin von Hohenlohe-Waldenberg über, Gemahlin des bayerischen Kämmerers, Frhrn. von Köster. Die Kirche mit 3 Altären, nun der Pfarrei Giesing 1830 einverleibt, innerher mit dem Stadt Münchner-Wappen und der Jahreszahl 1761, so wie die Schwaige, wo auch Bier geschenkt wird, nebst der Schäferei und übrigen Oekonomie, dann die Mühle bestehen noch; alles ist verpachtet. Auf den Schloß-Ruinen erhebt sich für die häufig hieher lustwandelnden Großstädter ein niedliches Sommerhaus, den herrlichsten Genuß des Anblickes der in der Abend-Sonne glänzenden, stolzen Königsstadt darbietend. Unter seitwärts herangezogenen, beschattenden Bäumen labt sich gern während der Sommer-Monate, wer nicht nach dem, weiter oben gelegenen, Harthausen, später Rolher- dann Menter-Schwaige genannt, zu gehen Lust hat. Besonders lebhaft geht es hier zu im Herbst, wo die Dreißigst-Andacht zur heiligen Anna gehalten wird. Schaarenweis strömen die Münchner in das einsame Kirchlein, Krambuden sind aufgeschlagen, und Alles ergötzt und erfreut sich mit Gottes Gaben in freier Natur und herrlicher Luft. Neugestärkt kehren sie auf angenehmen Wegen zurück, die andächtigen Wallfahrer, zu jeder Pflicht und Sorge des Berufslebens.

Von den Fußwegen ist einer so angenehm wie der andere, besonders, seitdem jener über die Ueberfälle der Isar nicht nur herrlich kultivirt, sondern auch vor jeder Gefahr gesichert ist. Dieser wird bei nachmittägiger Sonnenhitze vorgezogen, Abends der auf der Höhe gegen Giesing. Fahrende wählen letztern, nun durch Geländer für scheue Pferde gesicherten, oder den Berg hinab an Hellbrunn, Siebenbrunn, Birkenleiten, Falkenau rc. vorüber nach der Stadt.

Sch.

Doppel-Charade.

1.

Mein Erstes ist immer dem Kleinen entgegen,
Das Zweite läßt nie in Gefahren verlegen;
Das Ganze sehr rühmlich, doch selten in Kraft,
Ein Schatz, der dem Eigner viel Wonne verschafft.

2.

Mein Erstes ist immer dem Niedern entgegen;
Das zweite läßt nie in Gefahren verlegen;
Das Ganze sehr thöricht, doch häufig in Kraft,
Ein Keim, der dem Eigner nie Wonne verschafft.

№ 80.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

König Wilhelm I. von Würtemberg.

Vor Sechzig Jahren, am 27. September 1781, ward zu Lüben in Schlesien der König geboren, dessen Jubelfeier im Laufe voriger Woche zu Stutgart von Tausenden froher Herzen begangen ward. Das Wiegenfest des geliebten Königs fällt zusammen mit dem Jubiläum der Thronbesteigung, denn vor 25 Jahren, am 30. Oktober 1816 folgte Wilhelm I. seinem Vater, dem König Friedrich I. — Möge ihm, der sein Land beglückt und von den Nachkommen in die Musterreihe deutscher Fürsten gestellt werden wird, die Zahl der Regierungsjahre seiner Vorfahren, der Herzoge Eberhard Ludwig und Karl Eugen, beschieden seyn! Die Regierungszeit dieser beiden Herzoge füllt fast ein Jahrhundert aus; Eberhard Ludwig war (ungerechnet die Zeit seiner Minorennität) Einundvierzig Jahre, von 1693 bis 1733, und Karl Eugen Siebenundfünfzig Jahre, von 1737 bis 1793, Herzog von Würtemberg. Der nächste Stammvater aller jetzt lebenden Glieder des Hauses Würtemberg war Friedrich I., ein Bruder Karl Eugens; Friedrichs Sohn, Friedrich II., Vater des jetzigen Königs, gelangte 1797 zur Regierung, ward 1803 Churfürst, nahm am 1. Januar 1806 die Königswürde an, und starb am 30. Okt. 1816. Von 1733 an bis 1797 waren Würtembergs Regenten römisch-katholisch: seitdem sind sie wieder evangelisch, Augsburger Confession, weil in dieser Religion Herzog Friedrich I., Gemahl einer Brandenburg-Schwedischen Prinzessin reformirten Glaubens, dem Gesuche der Landstände entsprechend, seine Kinder erziehen ließ. Der jetzt regierende König Wilhelm I. war Erbprinz seit dem 23. Dezember 1797, Kurprinz seit 28. April 1803, Kronprinz seit 1sten Januar 1806; er kommandirte in dem Feldzug von 1814 das vierte Korps bei der großen kombinirten Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg. Ihm gehört das Verdienst, durch freien Vertrag eine ächte Repräsentativverfassung in seinem Lande zu Stande gebracht zu haben. Die Constitutions-Urkunde ist vom 25. September 1819 — ein Staats-Grundverfassungsvertrag, dessen treue Erfüllung bei löblicher Eintracht und wechselseitigem Vertrauen zwischen König und Ständen die wohlthätigsten Folgen gehabt hat und für die Zukunft verspricht. (F. O. P. A. Z.)

Der Reisende aus der Provinz in Paris.

(Mag. f. d. Lit. d Ausl.)

Die größte Unbesonnenheit, die ein Reisender aus der Provinz begehen kann, ist, nach Paris zu kommen, ohne sich im Voraus mit einer Wohnung versehen zu haben; und nicht die Wohnung blos muß er besitzen, über die geringsten Einzelnheiten muß er die genauesten Erkundigungen eingezogen haben. Man weiß von tausend erschrecklichen, thränenwerthen Geschichten, die sich in einsamen Herbergen am Saume des Waldes von Bondy, von Hermanstadt und so vieler anderer Wälder ereignet haben, die mit Eichen und Räubern, mit Tannen und Mördern angefüllt sind; man kennt die Fallthüren, die sich um Mitternacht öffnen, die Meuchelmörder, welche eintreten, den Dolch und die Blendlaterne in der Hand, den Betthimmel, der sich dumpf und schweigend auf das entschlafene Opfer senkt und es erstickt; — diese entsetzlichen Erzählungen sind Nichts gegen die Gefahren, die am hellen Tage den unvorsichtigen Reisenden erwarten, der sich in eines der glänzenden Hotels der belebtesten Stadttheile von Paris verirrt; und diese Gefahren werden um so größer, um so unvermeidlicher, als sie sich unter der Maske des reinsten Wohlwollens, der aufmerksamsten Zuvorkommenheit verbergen.

Seine Unkunde führt ihn vielleicht in eines der reichen Gasthäuser, die in der Gegend des Boulevard Italien liegen und für Fremde des ersten Ranges bestimmt sind. Unser Reisender tritt durch die stolze Wölbung des mächtigen Thores, sieht den Glanz des mit Equipagen erfüllten Hofes sich vor ihm aufthun und bewundert die Pracht der Pariser Herbergen. Ein Oberhaushofmeister tritt heran und fragt, was zu seinen Diensten steht. Glücklich darf er sich preisen, wenn man alsdann bei dem Anblick seiner schlichten Kleidung, wenn man in Rücksicht darauf, daß er zu Fuß kommt und sich sein Gepäck von einem armen Auvergnaten nachtragen läßt, ihn mit stolzem Blicke von Kopf bis zu Fuß mißt und ihm darauf trocken bedeutet, es sey kein Raum mehr vorhanden.

Die wahrhaft vornehmen Hotels nehmen nur Reisende auf, die mit Extra-Post vorfahren. Aber — es ist möglich, daß der Herr des Hauses an diesem Tage gerade gastlicher gesinnt ist, oder daß seine Geschäfte nicht sonderlich stehen, und man darum mit jedem Wildpret fürlieb nimmt. Auch hat man oft sehr große Herren, selbst indische Nabobs, inkognito mit dem Eilwagen reisen sehen. Dies bedenkt der Oberhaushofmeister und übergiebt den Neugelandeten einem Bedienten mit blauer Livre und goldenen Treffen, der ihn ersucht, sich die Treppe zur ersten Etage hinauf zu bemühen, und ihn in eine Wohnung von vier Zimmern führt, möblirt und dekorirt, wie die Säle des Hauses Rothschild. Der Diener bemerkt ihm mit tiefster Ehrfurcht: „Wenn Ew. Gnaden meiner bedürfen, so klingeln Ew. Gnaden gefälligst; ich bin der Kammerdiener zu N. 3, und somit bin ich allein Ew. Gnaden zu Dienste; ich werde mich im Vorzimmer von Ew. Gnaden halten. Werden Ew. Gnaden hier oder an der table d'hôte speisen? Ich erlaube mir, Ew. Gnaden bemerklich zu machen, daß in einer Viertelstunde servirt wird."

Se. Gnaden werden an der table d'hôte speisen; sie ge-

hen hinab in den Speisesaal und stehen geblendet von den neuen Herrlichkeiten. Der Tisch ist mit strahlenden Armleuchtern bedeckt, mit Schüsseln, die auf prächtigen Kohlenbecken stehen und mit silbernen Glocken zugedeckt sind, mit prunkvollem Porzellan, mit blitzenden Krystall-Gefäßen und mit einem bronzenen Aufsatz, der mit kunstreichen Vergoldungen geziert und mit Erfrischungen und Blumen erfüllt ist. Der Reisende aus der Provinz, welcher nie etwas Aehnliches gesehen hat, glaubt sich in ein Mährchen aus tausend und eine Nacht versetzt. Er läßt sich, verdutzt, zwischen einem Lord und einer russischen Fürstin nieder; man trägt ihm die ausgesuchtesten Speisen auf, man läßt ihm die herrlichsten Weine schäumen, und halb trunken kehrt er in sein Zimmer zurück und sinkt Morpheus in die Arme, der ihn hinter seidenen Vorhängen erwartet.

Keine Fallthür öffnet sich während der Nacht; doch am Morgen, als die Weinesdüfte verraucht sind, zieht unser Reisender eine Schaar düsterer Betrachtungen an seiner Seele vorüberziehen: „Das ist Alles recht schön", denkt er, doch es mag Alles auch recht theuer seyn." Er erkundigt sich, und man bemerkt ihm, daß seine Rechnung noch die geringe Summe von hundertfünfundzwanzig Francs nicht übersteige.

Hundertfünfundzwanzig Francs für eine Mahlzeit und eine Nacht! — Es ist wahr, es schlief sich süß in dem Bett, die Speisen waren delikat und der Wein hatte ein achtbares Alter; es ist wahr, man hat ihn mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, man hat seinen bürgerlichen Namen stets mit der holdseligen aristokratischen Partikel geziert, doch was hilft dies Alles? — hundertfünfundzwanzig Francs! —

So in dem, was ihm das Liebste ist, in seinen Finanzen, angegriffen, stößt unser Fremdling einen Seufzer aus, man betrachtet ihn erstaunt, als ob man sagen wollte: „Du bist also kein vornehmer Herr, kein Millionär? Warum kommst du dann zu uns?"

Jedes Widerstreben ist fruchtlos; in den glänzenden Aubergen, in denen man bei lichtem Tage die Reisenden plündert, läßt man nicht weniger mit sich spaßen, als in den düsteren Schlupfwinkeln, welche von nächtlicher Räuberei leben. Der Unglückliche ist in die Falle gegangen und hat nichts Besseres zu thun, als die Börse zu ziehen und sein erstes Lehrgeld zu zahlen. Die Erfahrung ist ein Professor, der sich seine Vorlesungen theurer bezahlen läßt, als Herr Bordogni.

Hierauf beeilt sich unser Reisender auszuziehen. Er sucht eine bescheidene bürgerliche Wohnung, ein Gasthaus von anständigem Aeußern, das weder ein Palast noch eine Mördergrube ist, und welches zwar nicht die Gastfreundschaft der Bergschotten an ihm übt, dieß hieße, zu viel verlangen, doch mäßige Preise hat, etwa zwei Francs für den Tag. Dies kann man in Paris haben, und unser Reisender findet es alsbald in der rue Coquillière, du Mail, des Filles-Saint-Thomas oder in der rue Coq-Héron.

Hier glaubt er, einen Hafen erreicht zu haben, und freut sich der vollkommenen Sicherheit; als er abreist und durch vielfache Ausgaben seine Börse fast geleert ist, sagt er mit Selbstberuhigung zu sich: Schön: jetzt bleibt nur noch die Wohnung, und das beträgt nicht viel; den Tag zwei Francs, macht für zwei Monat hundertundzwanzig.

Doch er irrt sich. Man überreicht ihm eine Rechnung von drei Seiten, welche eine Menge unerwarteter Punkte enthält, z. B. für Bedienung 60 Fr.; dem Portier, der 45 Mal nach Mitternacht hat öffnen müssen, 45 Fr.; für Wachskerzen 30, für Zuckerwasser 20, für filtrirtes Wasser 10, für warmes Wasser 15, für Papier, Feder und Dinte 13, für Siegellack 4, für Bestellungen 25, für Abtragung von Briefen 28 Fr. u. s. w. Die Nebendinge betragen mehr als die Hauptsache; so entschädigt man sich für die Billigkeit der Wohnung.

Man kann sich denken, daß die Reihe der Ueberlistungen und Betrügereien, denen unser Freund ausgesetzt ist, hiermit noch nicht zu Ende ist; nun kommen erst die Ränkeschmiede von Fach, die Koketten und die Diebe. Wir begnügen uns einer Mystification beizuwohnen, durch die er sich bethören läßt.

Zur Zeit des Konsulats war nichts mehr an der Tages-Ordnung als die Mystificationen. Gewisse Leute machten sich ein Geschäft daraus, und sie wurden hierdurch nicht blos gesellschaftlich angenehm, sondern ihr Gewerbe war zugleich sehr einträglich. Bei vornehmen Soireen suchte man sie, wie man heut Levassor, Achard oder sonst einen Romanzen- und Volks-Lieder-Sänger sucht. Die einen lebten von ihrer Fertigkeit, die Andern machten sich eine Ehre aus derselben; die berühmtesten erhielten zwei oder drei Louis'dor für den Abend, und dies war nicht zu viel, wenn man bedenkt, welche seltenen und herrlichen Eigenschaften zur Ausübung dieses Gewerbes erforderlich waren, Geist, Erfindungsgabe, Kaltblütigkeit, Ernst, Verschlagenheit, Gewandheit, Verstellungskunst u. s. w.

Die besten Mystificationen fanden bei Tafel, besonders bei festlichen Gelegenheiten statt. Dies war eine Art von Zwischenspiel, welches der Wirth seinen Gästen gab. Und dieser Sitte gemäß aßen die berühmtesten Meister dieses Fachs täglich in den ersten Häusern von Paris.

Das Opfer dieser beliebtesten Belustigungen war gewöhnlich ein Fremder aus der Provinz, der eben erst angekommen war. Man mißbrauchte seine Unbefangenheit, seine Unbekanntschaft mit Personen und Zuständen der Stadt, seine Leichtgläubigkeit schonungslos, und ließ ihn, ohne daß er es ahnte, in langen Gesprächen eine unterhaltende und lächerliche Rolle spielen. Der Vortheil war stets auf der Seite des Angreifenden, und die Unterrichtetsten und Geistreichsten ließen sich eben so gut fangen wie Thoren.

(Schluß folgt.)

Das Champ d'Asile.

(Schluß.)

Wir hielten uns in unserem Lager gegen jede Gefahr gesichert. Unsere Verschanzungen schützten uns gegen den Sturmwind und unsere Wohnungen waren überdies von zu geringer Höhe, als daß sie ihm bedeutend ausgesetzt gewesen wären. Da wir schon mehrere ähnliche Ungewitter erlebt hatten, so ahnten wir nicht, daß der herannahende Sturm von übermäßiger Kraft seyn werde. Wir begnügten uns damit, die Zeltpflöcke fester einzurammen, welche nicht gesichert genug schienen und danach zu sehen, daß unsere Böte gehörig festgelegt seyen. Die Nacht bedeckte bald die Erde mit ihrem düsteren Schleier; ein Jeder zog sich in seine niedrige, bescheidene Wohnung zurück, um sich dem Schlafe zu überlassen, der sich auch bald auf unsere Augenlieder niederließ. Plötzlich entreißt uns ein furchtbares Getöse dem Schlummer; der Wind heult auf schreckenerregende Weise; das Gebrüll der Wogen, die sich an unseren Verschanzungen brechen, das Leuchten der Blitze, welche die Wolken durchzucken,

verkündet eine Umwälzung in der Natur und flößt uns um so größeres Entsetzen ein, da die tiefe Dunkelheit, welche uns umgab, und die Gegenstände nicht genau unterscheiden ließ, und obgleich die Gefahr in der That sehr drohend war, so erschien sie uns doch noch tausendfach größer.

„Endlich übersteigt das Meer seine Schranken, wälzt seine Wogen wüthend vorwärts, überschwemmt Galveston, dringt in unser Lager und unsere Wohnungen ein und setzt Alles unter Wasser. Bald finden wir uns nach allen Seiten hin in vier Fuß tiefen Gewässern. Geschrei der Verzweiflung, Aeußerungen des Schmerzes ließen sich mitten in diesen Schreckensauftritten vernehmen, wurden aber bald durch das Getöse der Wogen und der entfesselten Winde übertäubt, welches der heftigsten Kanonade, der Explosion einer Mine gleichkam. Es läßt sich leicht begreifen, mit welcher Ungeduld, mit welcher Angst wir den Tag erwarteten, der dieser endlosen, furchtbaren Nacht, deren ungeheures Unheil unsere Einbildungskraft noch vergrößerte, folgen sollte.

„Er erschien, dieser Tag, der sein Licht auf unsere Verluste warf und auf den Abgrund der Gewässer, welche bereit waren, uns zu verschlingen. Mit Angst und Schrecken warfen wir die Blicke um uns her. Wir fürchteten zu entdecken, was sich unseren Augen zeigen mußte und vermochten doch unsere Neugierde nicht zu besiegen. Welch' ein schmerzhaftes Schauspiel bot sich uns dar. Es war das Bild des Chaos, der Natur, deren Gesetze über den Haufen geworfen zu seyn schienen. Die Wogen des Meeres, die an einander schlugen, schleuderten mit Donnergetöse die Trümmer eingestürzter Mauern, Balken, Pfeiler und Tonnen umher. Das Dorf Galveston glich einem Fort, in welches Breiche geschossen ist und das erstürmt werden soll. Wir blickten Einer auf den Andern hin, ohne uns zu Hülfe kommen zu können. Die Strömung war so reißend, daß es nicht möglich war, ihr Widerstand zu leisten.

„Wir glaubten, der Wind würde bei Tagesanbruch sich legen, der Sturm sich mäßigen; vergebliche Hoffnung. Von allen Häusern in Galveston hatten nur sechs der Wuth der Wellen Widerstand geleistet. Wir sahen, wie dieselben gegen das Hospital, in welchem die Kranken lagen, anstürmten und dann in dasselbe eindrangen. Diesen Anblick vermochten wir nicht zu ertragen, sondern stürzten uns in's Wasser und erreichten, indem wir die am höchsten gelegenen Punkte aussuchten, das Gebäude, aus dem wir die Kranken in das festeste der noch stehenden Häuser mit vieler Mühe hinüber transportirten. Hätten wir gezögert, so würde die See sie verschlungen haben und ihnen zum Grabe geworden seyn.

„Das Meer schwoll noch immer mehr an. Die Schiffe und Böte vermochten dem wiederholten Andrang der Wellen keinen Widerstand entgegenzusetzen; sie rissen von den Ankern und wurden in die See geschleudert. Schmerz und Verzweiflung ergriffen uns bei diesem Anblicke. Auf mehreren dieser Fahrzeuge befanden sich noch Lebensmittel; wie konnten wir sie bergen?... Jeder zitterte für die Erhaltung seines Lebens. Mehrere begaben sich auf die höchstgelegenen Punkte, Andere stiegen auf die Dächer der festesten Barracken, um dem Wassertode zu entgehen.... Zwei Tage verlebten wir in dieser grausamen Lage, der dritte endlich brachte bessere Anzeichen. Der Wind legte sich, das Meer trat in sein Bett zurück und gegen Abend konnten wir wieder zusammentreten, obgleich noch viel Wasser zurückgeblieben war und an einigen Stellen, wo es keinen Abfluß hatte, große Teiche bildete."

Mit der Wassersnoth war nur die Hälfte der den Ansiedlern drohenden Gefahren verschwunden. Die vorher schon nahe bevorstehende Hungersnoth wurde nun schrecklicher und drohender. Ein Theil ihrer an sich schon auf ein geringes Maaß beschränkten Lebensmittel war von dem Meere entführt worden und um das Uebel voll zu machen, fanden sie alle ihre Cisternen mit Salzwasser angefüllt. Nur auf dem festen Lande durften sie hoffen, trinkbares Wasser zu finden, aber zwischen diesem festen Lande und ihnen lag ein Arm des Meeres mitten inne und alle ihre Fahrzeuge, ohne Ausnahme, waren von dem Orcane hinweggetrieben worden. Glücklicherweise hatte einer der Colonisten, in wunderbarer Voraussicht, einige Fässer mit frischem Wasser angefüllt, bevor die Cisternen vom Meerwasser überschwemmt worden waren. Diese Tropfen Wassers, auf die Niemand gerechnet hatte, wurden unter Alle gleichmäßig vertheilt. Zwei Tage darauf entdeckten einige Individuen, welche die Insel nach den vom Sturm entführten Trümmern durchsuchten, fast sechs Stunden von der Küste entfernt, zwei ihrer Böte, welche die Meereswellen dorthin verschlagen hatten. Dies war ein kostbares Hilfsmittel. Fortan konnte man sich aufs feste Land begeben und von dort den Wasservorrath herholen, bis das Wasser in den Cisternen auf der Insel wieder trinkbar geworden seyn würde.

Lebensmittel mußte man sich durch Jagd und Fischfang verschaffen; die indianischen Stämme, welche sie hätten liefern können, waren mindestens dreißig bis vierzig Stunden entfernt.

Inzwischen erhielt die in diesen traurigen Zustand gerathene Niederlassung keine Nachricht von dem General Lallemand. Man entschloß sich, den Sohn des Generals Rigaud an ihn abzusenden. Aber zwei und dreißig Tage verflossen, ohne daß man von dem Einen oder dem Andern etwas hörte.

Da ergriff Entmuthigung die ganze Colonie und es wurde der allgemeine Abzug beschlossen. Man bestimmte New-Orleans zum Sammelplatze. Die Einen begaben sich zu Lande dorthin und lebten während der ganzen Reise, auf einem hundert und fünfzig Stunden langen Wege, nur von dem Ertrage der Jagd; gegen das Ende derselben wurden sie dann und wann von den Landesbewohnern unterstützt. Die Greise, Kinder, Weiber und einige Offiziere erhielten eine Passage am Bord einer Goelette welche das sich unabänderlich gleich bleibende Wohlwollen des Corsaren Laffite *) zur Disposition dieser traurigen Ueberreste der Ansiedler gestellt hatte.

Also endete die kurze Geschichte des Champ d'Asile. Also ging, von jämmerlichen Hindernissen bezwungen, eine schöne, edle Idee, deren Verwirklichung der Welt ein interessantes und großartiges Bild dargeboten haben würde, elendiglich zu Grunde. Texas als kaiserliche Colonie, als Zufluchtsort so vieler alter, ruhmbedeckter Krieger würde in den Annalen der Zukunft einen Platz neben dem Felsen von St. Helena eingenommen haben. Dort wären die Trümmer des Kaisers, hier die Trümmer des Kaiserreiches versammelt gewesen, fruchtbare Trümmer, aus der Asche zu neuem Leben erstehend und mit dem Saamen einer glorreichen Zukunft ein Land der Freiheit befruchtend.

Ich habe mit sorgfältiger Aufmerksamkeit einen Theil von

*) Laffitte, ein französischer Corsar, hatte seinen Namen sowohl in Süd- als Nordamerika berühmt gemacht. Sein Hauptwaffenplatz war die Insel Galveston. Nach der Schlacht von New Orleans in welcher er sich in den Reihen der Amerikaner ausgezeichnet hatte, verschwand er, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Texas bereiset, um wo möglich eine Spur der so bald verschwundenen Niederlassung des Camp d'Asile zu entdecken. Ich habe deßhalb bei den Bewohnern der Städte und des Landes Nachfrage gethan, aber nicht einen Einzigen gefunden, der gewußt hätte, wo das Lager gestanden hat, in welchem unsere Franzosen ihren eintägigen Halt gemacht haben. Es herrscht darüber unter der neuen Bevölkerung eine so große Ungewißheit, wie wenn ein Jahrhundert zwischen jenem Ereignisse und dem heutigen Tage verstrichen wäre. Die kleine Anzahl Derer, welche halb und halb etwas davon wußten, wiesen mich nach den in der Nähe der Bai von Matagorda gelegenen Länderstrichen, wo ein kleiner mit dem spanischen Namen el refugio bezeichneter Fleck sich befindet. Aber die spanischen Länder sind voll von diesen refugios (Zufluchtsörter) und dieselben stehen mit dem Champ d'Asile der französischen Ansiedler in keiner Verbindung.

Nur von der Erzählung der Herren Hartmann und Millard geleitet, wanderte ich an den Ufern des Dreieinigkeitsflusses hinauf, bis zu der kleinen Stadt Liberty, wo ein in diesem jungen und niedlichen Orte ansässiger Franzose endlich im Stande war, mir Aufklärung zu geben und meine Nachforschungen auf die rechte Bahn zu lenken. Dieser Mann ist ein geborener Canadier und von Canada nach New-York übergesiedelt. Später wanderte er von New-York nach Ohio aus, und von Ohio nach St. Louis Missouri, wo er einen bedeutenden Pelzhandel mit den Indianern anfing. Da aber die Wilden in diesen Gegenden nach seinem Geschmacke nicht mehr wild genug waren, so ging er nach Arkansas, setzte über den rothen Fluß und schlug sein Zelt mitten unter den Indianern vom ächten Blute im oberen Texas auf. Dort lebte er zehn Jahre lang mit Frau und Kind. Seine Wohnung war ein beliebter Sammelplatz für die Indianer, die dieselbe, je nach ihrem Interesse, zum Gegenstand ihres Schutzes oder ihres Angriffes machten. Unser Canadier hielt wacker aus und setzte mit Freund und Feind seinen Handel fort, wobei es an Ueberfällen und Carabinerschüssen nicht mangelte. „Während dieser zehn Jahre," sagte er mir „war ich stets auf meiner Hut; Nacht und Tag hatte ich stets zwei völlig gesattelte Pferde im Stalle stehen."

Im Jahre 1832 sagte er den Indianern von Texas Lebewohl, wie früher denen in Missouri, und kam bis zu den Ufern des Dreieinigkeits-Flusses herab, wo die ersten Versuche der Colonisirung immer mehr Terrain gewannen. Jetzt geht der alte Ansiedler darauf aus, sich nach der Insel Galveston zu begeben, da er den Wunsch hegt, daß seine Tage im Angesicht des Meeres enden mögen, wie sie begonnen haben. Das wird vermuthlich seine letzte Station seyn. Wenn er dort angelangt ist, so hat er von Norden nach Westen und von Westen nach Süden in dem nordamerikanischen Continent einen Halbkreis von mehreren tausend Stunden durchmessen, dessen Endpunkte Quebec und Galveston sind.

Von diesem ewigen Juden Amerika's, der im Herzen Franzose geblieben ist und nur bedauert, Frankreich niemals anders, als mit dem Gesichte seiner Seele gesehen zu haben, ließ ich mich führen und so gelang es mir endlich, nicht weit von der Stadt Liberty den Punkt zu finden, wo das Champ d'Asile gelegen hat. Von den durch die Militair-Ansiedler errichteten Werken ist keine Spur mehr übrig und ich war schon im Begriff, ziemlich in meinen Erwartungen getäuscht, den Rückweg anzutreten, als mich mein alter Canadier vor einige alte Bäume führte, auf die er mit dem Finger hinwies. Ich untersuchte sie von oben bis unten, ohne etwas zu finden, was diese genaue Prüfung verdient hätte, als mein Führer mich auf einige in die Rinde und das Holz der Bäume eingeschnittene Worte aufmerksam machte. Ich trat näher und nachdem ich mit Hülfe meines Cicerone die von der Zeit verunstalteten Buchstaben studirt und entziffert hatte, gelang es mir, wenn auch nicht ohne Mühe, doch mit einiger Ueberzeugung die Worte herauszubringen: honeur et patrie. *)

Diese Devise ist das Einzige, was jetzt noch in Texas von dem Champ d'Asile existirt. F. Gaillardet.

*) Die Devise der Ehrenlegion.

Eine grausige Geschichte.

Der Fürst Belloselsky besaß in hohem Grade das Talent Geistergeschichten zu erzählen. In einer großen Abendgesellschaft rückten einmal die Damen die Stühle um ihn her und baten ihn dringend, er möchte sie ein wenig erschrecken. Der Fürst ließ darauf die Lichter auslöschen bis auf eines, welches in einem anstossenden Zimmer brannte, dessen Thüre halb offen gelassen wurde. Der Erzähler begann seine Geschichte, welche, wie man erwartet hatte, sich um das Erscheinen einer schrecklichen Gestalt drehte, die mitten im Dunkel langsam und sichtbar auf eine im Bett liegende Person zukam. Während der letzten zehn Minuten hatte der Fürst seine Hand auf einen Marmortische ruhen lassen; seine Stimme nahm einen hohlen Grabeston an. Mit einem Male legte er seine eiskalte Hand auf den entblößten Arm seiner Nachbarin, der Frau vom Hause, die mit einem entsetzlichen Angstschrei auffuhr. Die erschrockenen Zuhörerinnen eilten in das anstoßende Zimmer und löschten in der Verwirrung und Angst das einzige Licht aus. Das plötzlich eintretende Dunkel verdoppelte ihre Furcht. Endlich erschienen die Diener mit Kerzen, der Fürst aber, der über den Erfolg seines Versuches besorgt zu werden anfing, hatte Mühe, seine schönen Zuhörerinnen zu beruhigen. „Meine Damen", sagte er, „es ist Ihre eigene Schuld; Sie ersuchten mich, Sie ein wenig zu erschrecken und mein höchstes Bestreben geht immer dahin, mich Ihnen angenehm zu machen."

Sclavenstolz.

Der Graf von Castelnau bereiste im vorigen Jahre die Vereinigten Staaten von Amerika, kam mit philanthropischen Ideen dahin und besuchte so bald als möglich eine Negerauction. Statt die Schwarzen in Verzweiflung zu finden, wie er geglaubt hatte, schwatzten und lachten sie. Ein einziger weinte; er allein, meinte der Graf, erkennt seine entsetzliche Lage; er trat zu dem Neger und fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen. „Herr", antwortete der Schwarze, „ich bin für nur 600 Dollars verkauft worden, und für Jacob, der minder stark ist als ich, hat man 700 Dollars bezahlt. Ich bin entehrt auf immer!" — Ich war auf einmal seltsam beruhiget, setzt der Graf hinzu, und habe seitdem Tausende von Negern verkaufen sehen, ohne ein einziges Mal wieder zu meinen philanthropischen Ideen zurückkommen zu können.

Auflösung der Doppel-Charade im Blatte Nro. 79:
Hochmuth.

№ 81.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

F e d o r.

Original-Novelle aus dem letzten polnischen Freiheitskampfe.

I.

G l a u b e.

1.

Ein reges Leben herrschte am 15. Jänner des Jahres 1828 auf dem Schlosse Stecowa in Lithauen, dem alten und reichen Starosten Kampyski gehörig. Von allen Seiten nahten einzelne Schlitten mit helltönendem Geläute, von schnaubenden Rennern gezogen. Ihnen entstiegen in Mäntel und Pelzwerk eingehüllt Herren und Damen, die, pustend und die Hände reibend, rasch dem Portale zueilten, an dessen Stufen sie der alte Starost mit herzlichem Händedruck empfing und in die obern Gemächer geleiten ließ, wo ihnen mit eben so freundlicher Zuvorkommenheit die Gemahlin desselben, in der Mitte ihrer zwei blühenden Töchter entgegen trat.

Ein buntes Gewirre erfüllte indessen den weiten Schloßraum. Hier wurden die mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferde der Schlitten entledigt, während dort die in grobes Wollenzeug gehüllten und vor Kälte halb erstarrten Leibeigenen die, von dem lastenden Riemzeug befreiten Rosse im langsamen Schritte zur Abkühlung herumführten, indem sie dabei in einer, nur dem Eingebornen verständlichen Mundart ein lebhaftes Geplauder unterhielten. Endlich begann es ruhiger zu werden. Nach und nach verschwanden die Pferde, von ihren sorgsamen Wärtern in die warmen Ställe geführt. Nur die eben angekommenen Schlitten standen noch auf dem Hofe, von der Dienerschaft der fremden Gäste umgeben, die das Gepäck ihrer Herrschaften in die angewiesenen Gemächer trugen.

In kurzer Zeit war auch diese Arbeit geendet. Die sämmtlichen Schlitten wurden unter das schützende Dach gebracht, und eine tiefe Stille erfüllte den weiten Schloßraum, nur selten von dem Jubel und Gelächter des Gesindes unterbrochen, das in den Nebengebäuden bei vollen Gläsern stärkender Wutka die Freude ihres Gebieters an dem heutigen Festtage theilte, wozu sie eine durch die Güte ihres sonst strengen Herrn erhaltene größere Gabe des besten Branntweins noch mehr aufmunterte. Aber noch immer stand der alte Starost, in seinen warmen Pelz gehüllt, unter dem Portale, indem er bald ungeduldig auf- und niederschritt, bald wieder mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne sah. Es schien, als fehle noch Jemand von den Theilnehmern seiner heutigen Gastfreundschaft. So war es auch. —

Mit reger Ungeduld sah der greise Vater der Ankunft seines einzigen Sohnes F e d o r entgegen, den er zu seiner Ausbildung in die Ferne sandte, und der am heutigen Tage nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit wieder in jene Gegend zurückkehren sollte, die einst Zeuge seiner Geburt und seiner kindischen Spiele, nun auch in dem herangewachsenen Manne die schönen Hoffnungen verwirklicht sehen sollte, die der Starost auf seinen Sohn gebaut hatte. Doch bald wurde es der Ungeduld des alten Mannes zu lange. Schnell ergriff er ein elfenbeinernes Pfeifchen, das an einer gold'nen Schnur auf seine Brust herabhing, ein gellender Pfiff ertönte schrillend durch die weitläufigen Gebäude, und von allen Seiten eilten die Leibeigenen des Starosten im Fluge herbei mit furchtsam gekrümmten Rücken ehrerbietig die Befehle des Herrn erwartend. „Sattle mir den Casimir, Iwan!" rief dieser einem alten ergrauten Diener zu, der allen übrigen voranstehend, schon durch das feinere Tuch seiner Kleidung sich als den Leibdiener des Starosten beurkundete.

Schnell enteilte derselbe, indeß die übrigen sich langsamer entfernten, doch ehe noch zwei Minuten verflossen, erschien er wieder, einen flüchtigen Schimmel mit aller Kraft an seinen Zügel führend, vor dem Portale. Schnaubend und wiehernd bäumte sich der ächte Vollblut-Hengst in die Höhe, als wollte er dadurch die Freude über die Nähe seines Herrn zu erkennen geben, und nur mit Mühe vermochte Iwan die Ungeduld des feurigen Thieres zu zügeln. Da entquoll den Lippen des Starosten ein lautes: Stoy Casimir! und als wäre er mit eisernen Banden an die Erde gefesselt, stand Casimir plötzlich ruhig und bewegungslos, indem er nur den schön geformten Kopf langsam seitwärts wandte, und, die Ohren spitzend, mit den klugen Augen sich nach seinem Herrn umsah, der nun mit kräftiger Hand die Zügel ergreifend, so eben den linken Fuß in den Bügel setzte, um sich auf den Rücken des muthigen Rosses zu schwingen.

In demselben Augenblicke ertönte aus der Ferne das helle fröhliche Geläute eines nahen Schlittens, von hallendem Peitschenknall begleitet — und zitternd zieht der alte Starost seinen Fuß zurück. Ihm sagte sein laut und und ungestüm pochendes Vaterherz, daß der Erwartete nahe; immer näher kam das Geläute. Schnell bog ein, von zwei dampfenden Rennern gezogener, pelzbedeckter Schlitten durch das geöffnete Thor in den weiten Hof ein. — Mit Mühe hielt der bärtige Lenker die feurigen Rosse an — die Pelzdecke flog auf — und in den vor Freude zitternden Armen des Starosten lag ein schlanker, hochgewachsener junger Mann, mit von Gesundheit strotzenden Wangen, hellen feurigen Augen, die Oberlippe von einem leichten Barte beschattet. Es war F e d o r — der Erwartete.

Ein heißer Kuß brannte auf des Sohnes Lippen und mit stürmischer Hast zog der freudig überraschte Vater den gleich einer Tanne schlankgewachsenen jungen Mann die Stufen hinan, die zu dem Empfangssaale führten.

Die Thüren öffneten sich — rasch eilte F e d o r der theuren Mutter entgegen, die, von Freude übermannt, kraftlos in den

schwellenden Divan zurücksank, von dem sie sich zu des Sohnes herzlichen Empfang so eben mit ausgebreiteten Armen erhoben hatte. Den heiligen Gefühlen zärtlicher Kindesliebe sich ganz ergebend, bleibt selbst der reizende Kreis der blühendsten Damen von Fedor unbeachtet, obgleich so manches Veilchenauge mit mehr als bloßem Wohlgefallen auf den männlichen Zügen des bildschönen Mannes weilte. Fedor sah nichts, er fühlte nichts. — Es war die himmlische Freude des schönsten Wiedersehens, die er mit durstigen Zügen in vollem Maaße leerte. Mit Freudenthränen im Auge stand seitwärts der alte Starost. Seine Blicke weideten sich an der kräftigen Gestalt des herrlichen Sohnes. Seine Phantasie flog über Jahre und Welten hinaus, ohne die Kluft zu beachten, die das Jetzt von dem Einst trennt.

So lebt der Mensch in dem Gedanken an die Zukunft, indeß ihn das morsche Leben mit eisernen Fesseln an die Gegenwart bindet. Armer Vater! deine Träume waren schön — aber kurz.

2.

Wild heulte der Sturm durch den weiten Föhrenwald bei Uslanicze. In dichten Flocken fiel der Schnee auf die im Winterschlafe ruhende Erde, sie wie mit einem weißen Leichentuche deckend, indessen die Bäume, durch das Wüthen des Sturmes hin und her geschaukelt, oft knisternd an einanderschlugen. Hier und da fielen einzelne Fichten von dem wüthenden Orkane, aus ihren tiefsten Wurzeln gerissen, zerschmettert zur Erde nieder, mit ihrem Falle den Sturz der zunächst stehenden Bäume verbindend. Keine lebende Seele war weit und breit zu sehen. Die eisige Kälte hielt jeden Bewohner der umliegenden Ortschaften an die wärmende Flamme des heimathlichen Herdes gebannt. Doch jetzt ertönte mitten durch das Heulen des Sturmes der helle Klang eines melodischen Glockengeläutes, und, von dampfenden Rossen gezogen, erblickte man zwei im Fluge hineilende Schlitten.

Im ersteren saßen, in wärmende Bärenpelze gehüllt, zwei männliche Gestalten, von denen die eine mit kräftiger Hand die feurigen Litthauer lenkte. Es war Fedor, ihm zur Seite saß der Starost. Im zweiten befanden sich Iwanowna, die Gemahlin des Starosten, mit Alexandrina und Feodorowna, ihren lieblichen Töchtern. Iwan lenkte die Rosse.

Die ersten Tage des Wiedersehns auf Stecowa waren vorüber. Allmählig hatten sich die geladenen Gäste entfernt, und die frühere, selten unterbrochene Ruhe und Stille kehrte wieder in das einsam gelegene Schloß zurück. Fedor theilte mit dem alten Starosten die Sorgen der Wirthschaft und die Freuden der Jagd, indeß seine freundlichen Schwestern sich mit ihrer Mutter den Pflichten einer sorgsamen Hausfrau unterzogen.

Eines Morgens war Fedor so eben aus dem nahe gelegenen Gestüte zurückgekehrt; da trat der alte Starost mit einem offenen Briefe und den Worten in sein Zimmer: „Wir sind auf heute nach Vanszow zu Onkel Casimir geladen, ich habe die Einladung für Dich angenommen; — es ist Dir doch recht?" Fröhlich stimmte Fedor ein. — —

Die Langeweile hatte bei dem, an die feineren Genüsse des Stadtlebens gewohnten Weltmanne allgemach die Oberhand erhalten; deshalb kam ihm dieser Ausflug um so gelegener, als er sich auch bei seinen reizenden Cousinen in Vanszow eine anziehende Unterhaltung versprach. Der Mittag erschien — die Schlitten fuhren vor und rasch ging es wie im Fluge dem entfernten Walde zu, der sich sechs Stunden weit bis nahe zu Onkel Casimir's Wohnung hinzog.

So waren sie bereits drei Stunden durch die einsame Oede des weiten Waldes gefahren. Die Kälte begann immer schneidender zu werden, je tiefer die Sonne ihre brechenden Strahlen am Horizonte niedersenkte, und mit leisen Stößen schüttelte ein scharfer Nordwind die schlanken Föhren zeitweise unter einander. Plötzlich unterbrach der Starost die tiefe, nur durch das Schnauben der Rosse unterbrochene Stille mit den Worten: „Es naht uns ein Sturm," schnell legte er zugleich das an seinem Halse hangende Pfeifchen an den Mund; drei gellende Pfiffe ertönten, und als wäre den muthigen Litthauern dieses Zeichen, das sie zu angestrengter Eile aufbot, bekannt, flogen sie im gestreckten Laufe über die eisige Bahn.

Bald war der Sturm mit aller Wuth ausgebrochen; denn gleichsam mit hämischer Schadenfreude wehte er von den nächststehenden Bäumen eisigen Schnee den Reisenden in das Gesicht, und trat zugleich hemmend dem Laufe der Rosse in den Weg. Aber in unaufhaltsamer Eile flogen die Schlitten dahin, wie wir sie im Eingange dieses Abschnittes trafen.

Plötzlich fällt das linke Handroß des zweiten Schlittens todt zur Erde nieder. Der angestrengte Lauf hatte es getödtet. Iwan's Nothpfiff verhallte in dem Heulen des Sturmes, und den Unfall beachtend, setzte Fedor im Fluge seinen Weg fort. Sorgsam stieg Iwan von dem Schlitten herab. Eifrig bemühte er sich mit den vor Kälte halberstarrten Händen das todte Pferd von den übrigen zu lösen, und es zugleich von seinem Riemzeuge zu entledigen. Allmählig brach die Dunkelheit herein. Die Arbeit war beendet, und Iwan trieb die Pferde wieder zu neuem Laufe an. Doch nun ertönte aus der Ferne ein dumpfes Geheul, und mit einem Satze sprangen beide Pferde zur Seite. Erschrocken schmiegten sich Alexandrina und Feodorowna an ihre beherztere Mutter. „Treibe die Pferde an, und suche den Vater zu erreichen," rief diese, „mir war es, als hörte ich die Wölfe heulen," fügte sie leise zusammenschaudernd hinzu.

Schnell schwang Iwan den kurzen Peitschenstiel. — aber Hiebe waren nicht nöthig, denn so eben ließ sich das Geheul nochmals hören und als hätten die ermatteten Rosse das Nahen ihrer Verfolger gewittert, strengten sie im jagenden Laufe ihre Kräfte an — die Aufgabe war zu groß. Keuchender wurde der Athem der armen Thiere, ermatteter ihr Lauf — das Geheul kam näher, und mit Entsetzen gewahrte Iwan, der sich langsam gewendet hatte, eine Schaar hungriger Wölfe dem Schlitten in geringer Entfernung folgen. Schnell gefaßt nahm er die Zügel zwischen die Zähne — die Hand fuhr in die Tasche, und die nächste Sekunde erhellte mit sprühenden Funken das Dunkel der Nacht. Ein furchtbares Geheul erhob sich ganz in der Nähe. Immer schwächer und schwächer werdend, hörte es endlich wie in weiter Ferne auf. Es schien, als hätten die Bestien sich entfernt. Leider war diese Hoffnung nur vorübergehend. Wenige Minuten, und das Geheul näherte sich wieder. Zitternd preßten sich die vor Furcht halbleblosen Töchter an ihre dem Schrecken in seiner furchtbarsten Gestalt verfallene Mutter.

Noch einmal hob Iwan die Hand zum Schlage der rettenden Funken, doch der halberstarrten entsank der Stahl — die Funken versagen, der Lauf der Pferde wird immer kraftloser, die Gefahr dringender. Schon tönt das Geheul ganz nahe, und mit Entsetzen gewahrt jetzt die Starostin den fletschenden Rachen eines ungeheuren Wolfes sich auf die Pelzdecke erheben, während von beiden Seiten ein Dutzend dieser blutgierigen Raubthiere dem Laufe des Schlittens folgen. — Ihr Blick umnebelt sich, ihre Lebensgeister schwinden, und mit

dem Ausrufe der heißesten Mutterliebe und der höchsten Verzweiflung: Vater im Himmel schütze meine Kinder!" schließt sie bewußtlos die Augen.

3.

In klagenden Lauten schlugen die Glocken auf dem hölzernen Kirchthurme des kleinen Dorfes Uslanicze dumpf zusammen. In Feiertagskleidern gehüllt, schritten ganze Schaaren der Bewohner dieser und der umliegenden Ortschaften auf dem schmalen Landwege hin, der sie mitten durch die, noch mit tiefem Schnee bedeckten Felder zu einem weitläufigen Gebäude führte, das eine Stunde von Uslanicze entfernt, auf einem kleinen Hügel seine weißen Mauern und Dächern sehen ließ. Es ist Stecowa.

Eine tiefe Trauer war in den Zügen der stillen Wanderer zu lesen. So nahten sie in zerstreuten Zügen, unter lautloser Stille endlich dem Eingange des Schlosses. In kleinem Häufchen standen hier Männer und Frauen beisammen, sich mit leiser Stimme die entsetzliche Begebenheit erzählend, die ihre Schritte am heutigen Tage hierher gelenkt hatte. Aufmerksam hörten ihnen die Neugekommenen zu.

Auf einer Reise, die der Starost von Stecowa unternommen hatte, wurde durch einen Unfall jener Schlitten, in dem sich seine Gemahlin mit ihren Töchtern befand, von den erstern, welchen er selbst mit seinem erst vor kurzem aus fernen Landen zurückgekehrten Sohne einnahm, getrennt, und ohne den Unfall zu bemerken, setzte der Erstere seinen Weg fort. An dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, vermißten beide den zweiten ihnen folgenden Schlitten. Sogleich werden Leute aufgeboten und an ihre Spitze kehrt der Starost mit seinem Sohne auf demselben Wege in den Wald zurück. Sie fanden die Vermißten von Wölfen umgeben, die bei dem Anblick des grellen Fackelscheines heulend die Flucht ergriffen. Doch die Hülfe kam zu spät. Zerfleischt und kaum kennbar lagen Gattin und Kinder vor den Augen des unglücklichen Vaters. Von Iwan fand man außer einem Arm, der zwischen den krampfhaft gekrümmten Fingeen noch den kurzen Peitschenstiel hielt, und einigen Fetzen seiner Kleidung weiter keine Spur. Er schien das erste Opfer in der Vertheidigung seiner Herrin geworden zu seyn. Drei leblos hingestreckte Wölfe waren die todten Zeugen seiner Treue. Seitwärts fand man den umgeworfenen Schlitten mit den ebenfalls todten, aber wenig versehrten Pferden, und im tiefsten Schmerze kehrte der Starost mit den Leichen seiner Lieben wieder nach Stecowa zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende aus der Provinz in Paris.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(Schluß.) Heutzutage sind die Mystificationen an hohen Tafeln nicht mehr gesucht, die Mode hat sich geändert, vielleicht, daß sie in Zukunft noch einmal wieder zu Ehren kommen. Sie haben sich in die Journale geflüchtet, wo sie die Artikel von den Seeschlangen, von den geraubten türkischen Kriegsschiffen, von den Prinzessinnen, welche Schreiber heirathen, von Wunder-Wetten, die ein Engländer gewonnen, von Erbschaften im Betrage von mehreren Millionen, die einer Köchin zugefallen, von Steinregen in Spanien, von der Bereitung des Zuckers aus Feuersteinen, von Menschen, die man im Mond gesehen hat, und von andern gar erstaunlichen Dingen einrücken.

Doch eben so wie man noch einige Spuren von vorsündfluthlichen Thieren findet, stößt man bisweilen noch auf Trümmer

dieses ausgestorbenen Geschlechts, welche ihre Kunst unentgeltlich und allein aus Liebe zur Kunst treiben.

Die Reisenden aus der Provinz sind stets die Opfer dieser aufgeräumten Naturen: ihre Unerfahrenheit und ihr Verlangen sich zu unterrichten, bietet sich ihnen von selbst dar.

So geht ein Pariser und ein Fremder spazieren. Der Erstere fragt seinen Begleiter: Sehen Sie den Herrn, der in diesem Laden die gelben Handschuhe kauft? — Den großen, mageren? — Ja wohl. Das ist Herr von Balzac. — In der That? den muß ich näher sehen. Und alsbald geht der Fremde und kauft drei Paar Handschuh, um dem berühmten Romandichter möglichst lange gegenüber zu stehen.

Kaum ist er zurückgekehrt, so macht ihn sein Begleiter in einem Kaffeehause auf einen wohlgenährten jungen Mann aufmerksam, der einen dichten schwarzen Schnurrbart trägt und Domino spielt. Wer ist das? fragt der Reisende begierig. — George Sand. — Wie? ei! Ich ließ mir sagen, George Sand sey eine Frau? — Wohl, das ist sie. — Aber dieser Schnurrbart? — Ist falsch.

So lernt der Reisende im Zeitraum von einigen Stunden durch seinen unbarmherzigen Führer alle Pariser Celebritäten kennen. Ein National-Gardist wird Alfons Karr und ein Munizipal-Gardist Emil von Saint-Hilaire. Am Ende des Tages ist der Unglückselige angegriffen und erschöpft von Bewundern, Staunen und Ermüdung. Und mit Entzücken betrachtet sein Begleiter diese Früchte seiner Bemühungen.

Bisweilen sind es reiche, verschwenderische Leute, welche sich auf eigene Kosten mit Mystificationen abgeben, um des Erfolges nur um so sicherer zu seyn.

Speisen wir zusammen, spricht Jemand zu dem Fremden, der ihm leicht genug zu täuschen scheint; ich weiß einen Ort, wo man herrlich speist und ausgezeichnet billig; nämlich bei Very. — Man hat mir von Very gesagt, doch ich war nie dort; es soll sehr theuer seyn. — Gewöhnlich allerdings. Die, welche daselbst unbekannt sind, gehen gerade zu in den Speisesaal auf ebener Erde, und bezahlen nach den auf der Karte bemerkten Preisen. Doch in den Kabinetten ißt man für eine bestimmte Summe. Man erhält fünf Schüsseln, eine Flasche Bordeaux und eine halbe Champagner für zwei Francs. Very hat auf diese Weise den kleinen Speisewirthen einigen Abbruch zu thun gesucht, von denen der Stadttheil am Palais-Royal wimmelt. Dies ist allgemein bekannt. Wer in Paris vollkommen unterrichtet ist, lebt herrlich und halb umsonst.

Die beiden Eßlustigen machen sich auf. Der Pariser sucht bei Very die kostbarsten Speisen aus, und sagt nach Tisch zu seinem Genossen: Geben sie mir Ihre zwei Franken, ich werde bezahlen. Entzückt über diese Entdeckung, erklärt der Fremde, er wolle nie wo anders essen. Am nächsten Tage trifft er drei seiner seiner Landsleute; er will bei geringen Kosten ihnen eine große Ehre anthun, und führt sie zu Very in ein besonderes Kabinet. Er fordert fünf der ausgesuchtesten Speisen, Fisch, Wildpret, Trüffeln, vier Flaschen Bordeaux-Laffite und zwei Champagner. Darauf geht er, überreicht zwei Fünffrankenstücke und bittet, ihm das Uebrige wieder herauszugeben. Ich verstehe nicht, was Sie meinen; redet ihn die Fürstin an der Kasse an. Hier ist Ihre Rechnung: 110 Franken und 75 Centimen.

Sie irren sich, Madame; ich habe für den bestimmten Preis von zwei Franken gegessen. — Man ißt bei uns nicht zu bestimmten Preisen, mein Herr. — In den Kabinetten? — Ist es eben wie in den Sälen. — Allein, gestern......

Es ist umsonst; nach bitteren Erklärungen und schmerzvollen Erwiederungen ist der Reisende genöthigt, die 110 Franken 75 Centimen zu zahlen. Eugen Guinot.

Ein Kuß in Ehren, kann Niemand wehren.

(Pariser Gerichtsscene.)

Remonier, von Gewerbe ein Tüncher, saß eines Tages ganz unerschrocken auf seinem Stühlchen, das 80 Fuß hoch über der Straße an einem Hause aufgehängt war.*) Mit seinem Pinsel versehen, war er eben beschäftigt, die Wand jenes Hauses weiß anzustreichen, und pfiff lustig ein Liedchen dazu. In dem Maaße, als seine Arbeit Fortschritte machte, ließ sich Remonier mit Hülfe des eisernen Hackens, welcher oben an seinem Stühlchen befestigt war, und in einem lang herabhängenden starken Seil hing, um einige Schuhe weiter gegen die Straße herunter. Indem er nun auf diese Art nach und nach von den höhern Regionen herab kam, befand er sich auf einmal vor einem offenen Fenster, des vierten Stockes. Plötzlich wird ein Schrei, aus dem Innern des Zimmers kommend, hörbar; Remonier sieht hinein, und bricht in demselben Augenblick in den Ausruf: „Großer Gott! meine Frau!" aus.

Der bedaurungswürdige Tüncher hatte so eben das Unglück gehabt, in diesem Zimmer seine eigene Frau, in Gesellschaft eines Unbekannten, der dieselbe zärtlich umschlungen hielt, zu erblicken. Wüthend schwingt er sich in das Zimmer, fällt über das verbrecherische Paar her, und zerschlägt den Stiel seines Pinsels auf dem Rücken des Fremden.

Nachdem er auf diese Art sein Rachegefühl an dem unbekannten Bewohner jenes Zimmers befriedigt hat, wendet er sich nach seiner Wohnung, in der Absicht, nun auch seine strafbare Ehehälfte zu beohrfeigen. Zu Hause angekommen, klopfte er an, seine Frau macht ihm auf, und redet ihn ganz unbefangen folgendermaßen an: „Aber, lieber Freund, was hast Du denn, wie erhitzt Du aussiehst..." — „Ja, ich bin erhitzt, Madame, ich bin aber noch mehr als erhitzt. Wo kommen Sie her?" — „Ich, mein Freund", erwiederte die Frau mit bewunderswürdiger Seelenruhe, „seit diesem Morgen bin ich nicht aus dem Zimmer gekommen..." — „Nicht aus dem Zimmer gekommen!... Nun, das ist stark... Das wagen sie zu behaupten, wo ich sie doch so eben in der Straße Huchette, in dem Zimmer und in den Armen eines fremden Herrn ertappt habe!..." — „Mich?" — „Ja, Sie." — „Aber, mein Freund, Du bist krank." — „Ich bin... ich weiß nicht was ich bin... Sie wissen es aber gar wohl" — „Ich versichere Dich..." „Schweigen Sie... ich werde Sie vor den Richter schleifen; diesen saubern Streich sollen Sie mir theuer bezahlen!"

In Folge dieser Scene sehen wir heute den Tüncher Remonier auf der Bank der Angeklagten sitzen; der Unbekannte vom vierten Stock war als Kläger gegen ihn aufgetreten.

Remonier ist ganz entrüstet über die Stellung, die er hier einnimmt; er zweifelt daran, daß es eine Gerechtigkeit in Frankreich gebe, indem er, der betrogne Mann, sich durch denjenigen, der ihm seine Ehre geraubt hat, auf die Bank der Angeklagten gebracht sieht.

Madame Remonier ihrerseits behauptet immer noch steif und fest, daß sie nicht bei dem Unbekannten gewesen sey, und daß sich ihr Mann, indem er sie in jener Person, welche bei dem Kläger angetroffen wurde, zu erkennen geglaubt hatte, geirrt habe.

„Es ist zu arg", ruft Remonier aus, „es ist ein Complott, eine Conspiration! Es ist doch klar, daß ich keinen andern Grund gehabt haben kann, um jenen Herrn zu prügeln, als den eben angeführten. Ich habe ihn geprügelt, weil meine Frau bei ihm war, und weil er sie geküßt hat. — Ein Beweis, daß sie schuldig ist, liegt schon darin, daß sie läugnet, daß sie conspirirt, um zu meiner Verurtheilung beizutragen.

Der Kläger. Ich will Ihnen einen Gefallen erweisen, lieber Freund; sehen Sie, ich will zugestehen, daß es Ihre Frau gewesen ist, welche Sie in meinem Zimmer angetroffen haben.

Romonier. Es ist endlich Zeit, daß Sie es zugestehen. Er läugnet also nicht mehr ... Sie hören's Madame!

Die Frau. Meinetwegen, deßhalb ist aber noch kein Grund vorhanden, daß Sie ihre gewaltige Bärenstimme erschallen lassen, und ihre ohnedieß großen Augen so fürchterlich aufreißen!...

Remonier. Wie, das wäre kein hänlänglicher Grund!

Kläger. Nein, auch bei weitem nicht hinlänglich, um Jemand beinahe todt zu schlagen, wie es Ihnen beliebt hat an mir zu versuchen.

Remonir. Wie meinen Sie?... (bei Seite) das ist köstlich ... ich hätte Sie vielmehr maustodt schlagen sollen.

Frau. Da hättest Du sehr unrecht daran gethan. Ich war in allen Ehren bei jenem Herrn... ich bin seine Wäscherin; ich brachte ihm gerade seine Wäsche wieder.

Kläger. Ja, meine Wäsche; das war Alles.

Remonier. Und Sie küßten sie, wahrscheinlich um damit die Wäsche zu bezahlen?

Frau. Er küßte mich... in allen Ehren... es ist so seine Gewohnheit... man kann doch nicht barsch gegen seine Kunden seyn.

Kläger. Ferne sey von mir der Gedanke, Ihrer Frau Gemahlin die gehörige Achtung zu versagen.

Remonier. So, so, es ist also nur aus Achtung und Gewohnheit, daß Sie meine Frau geküßt haben?

Kläger. Ei versteht sich... das ist denn doch ganz natürlich!...

Remonier. Nun, dann laß ich mir's gefallen; unter solchen Umständen will ich Ihnen gerne verzeihen. Bezahlen Sie mir den Stiel meines Pinsels, welchen ich auf Ihrem Rücken zerbrochen habe... und sprechen wir nicht mehr von der Geschichte....

Kläger. Wie! Sie scheinen zu vergessen, daß Sie der Angeklagte sind?

Remonier. Es ist wahr... allein lassen wir die Sache gut seyn.

Kläger. Ich bin damit einverstanden, ich stehe gerne von der Klage ab, weil Sie Ihren Fehler einzusehen scheinen.

Der Gerichtshof, in Berücksichtigung der Umstände, spricht Remonier von der Klage frei.

*) In Frankreich bedient man sich beim Bemalen der Häuser nicht wie bei uns in Deutschland, der großen hölzernen Gerüste. — Die an einem Seile befestigten Stühle, die man bei uns für die äußeren Ausbesserungen der Kirchen anwendet, werden dort auch für die Häuser gebraucht.

№ 82.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Erinnerung an Churfürst Max I.

Wie ist der Name so hehr, den, o Tag, du heute verkündest!
  Freudigen, stolzen Gefühls spreche den hohen ich aus.
Marens Namen, er hebt ja mächtig die Herzen der Bayern,
  Schlagend in deutscher Brust, liebend, was groß ist und wahr. —
Wann der betrachtende Geist sich oft die Vergangenheit Deutschlands
  Rufet herauf, und oft traurige Bilder sich nah'n,
Wehmuth erregend und Schmerz: wie verweil' ich dann immer so gerne
  Bei dem Mann, so ein Held herrlicher Tugenden glänzt!
Glänzet ein Muster der Herrscher; o hätten Germaniens Völker
  Immer nur Fürsten gehorcht, Max dem Erhabenen gleich:
Ueberall noch, wo einst, ertönnte unsere Sprache;
  Nur mit Achtung und Furcht dächte der Fremde an uns.
Denn es pflanzet im Volk belebend sich weiter der Hochsinn
  Edler Gebieter: und Max waltete edel und groß.
Väterlich führt' er das Scepter; gerecht und milde beweiset
  Sich sein Gesetz; an ihm fanden die Armen den Freund.
Niemals wagte sich ihm zu nahen der niedrige Schmeichler,
  Weise, mit eigener Kraft lenkt er die stürmische Zeit.
Foderten auch manch theueres Opfer die schrecklichen Jahre:
  Für ihn und mit ihm gab Jeder sein Leben und Gut.
Denn für das Heiligste focht er, und unerschütterten Muthes;
  Gott und dem Vaterland diente sein kräftiges Schwert.
Unserer Väter geheiligten, altehrwürdigen Glauben,
  Seiner Kirche Gesetz schirmte der Höchste durch ihn.
Willig auch lieh er den Arm, er erkannte das göttliche Wahre;
  Ungetrübet und hell schaute sein fürstlicher Geist. —
Ueber das Glück erhaben ward nie vom Stolz er beschlichen:
  Prunklos zieht er durch Prag, suchend den Tempel des Herrn.
Und das Unglück, wenn auch das schwerste, ihn beugte es niemals;
  Unglück, das Schwache zermalmt, größer noch machte es ihn.
Friederich gleichend, dem Unbesiegbaren, zeigt er, was fester
  Wille vermöge, und Kraft deutschen beharrlichen Sinns.
Stand er ein Fels nicht gegen des Nordlands wilde Barbaren,
  Gegen den Erzfeind, der tückisch am Strande der Seine
Lauert und treulos stets: was wäre dein Namen o Deutschland!
  Habsburgs mächtiger Thron stand durch den edelen Sinn
Marens des Bayers; war nicht sein Loos in die Hand ihm gegeben?
  Doch ihn lockte, zur Schmach Vieler, nicht irdische Macht. —
Aber der Herrscher und Held untadelich krönet des Christen
  Tugend und Menschen; es zeugt laut die Geschichte hievon.
Mäßigkeit, jeglicher Tugend Bewahrerin, schmückte den Frommen;
  Rein, wie des Tacitus Wort strenge zur Größe bedingt,
Hielt er die Sitten, ein Sieg, weit erhab'ner, denn Lorbeer der Schlachten;
  Fleckenlos stehet er da, keinerlei Schuld ist an ihm. —
Groß, wie im Leben, erschien er im Tod, der Sterblichen Prüfstein,
  Als den fürstlichen Greis lohnend der Himmel berief.
Furchtlos sah er die Stunde sich nah'n. „Laßt," sprach er, „verkünden
  (Daß er noch glänzend bewies, wie er so edel gedacht,)
„Meinem getreuen Volk, es möge ein Jeder vergeben,"
  „Welchen ich etwa gekränkt, und um Erbarmen für mich"
„Flehen zum gütigen Gott; denn auch ich will Aller gedenken"
  „Dort am Throne des Herrn, nimmt er barmherzig mich auf."
O gewiß, erhabener Fürst, du schauest hernieder
  Auf dein theueres Land aus der Unsterblichen Reich;
Bittest für sein und des Königes Heil, der glorreich es lenket,
  Der Dich so würdig, so hoch, kennend das Große, geehrt.
Ja es wachset dein Ruhm mit der Zeit: Dich wird noch dereinsten
  Mit vereinetem Lob preisen das spät're Geschlecht!

F e d o r.

Original-Novelle aus dem letzten polnischen Freiheitskampfe.
(Fortsetzung.)

Die gräßliche Schilderung war beendet. Langsam schritten nun die sich stets mehrenden Landleute die breite, zu beiden Seiten mit verrauchten Ahnenbildern gezierte Steintreppe hinan. Ein weiter mit schwarzem Tuch ausgeschlagener, von der trüben Flamme unzähliger Lichter mit einer düstern Helle erfüllter Saal, beschloß das Ziel ihrer Wanderung. Dem Eingange gegenüber erhob sich auf drei Stufen ein hoher mit schwarzem Sammt bedeckter Katafalk. Auf ihm standen drei mit schönen vergoldeten Handhaben verzierte Särge, ringsherum von dicken, düsterbrennenden Wachskerzen umgeben, an denen das Wappen des Hauses Kamynski, ein weißer Storch im blauen Felde befestigt, zu sehen war. Am Fuße der Särge befand sich ein schwerer silberner Weihkessel. Mit lautloser Hast drängte sich das Volk um ihn, und in weithin spritzenden Tropfen benetzte das geheiligte Naß, die in den Särgen liegenden, einem gräßlichen Ende verfallenen Leichen. Es waren die letzten, fast unkenntlichen Reste von Iwanowna, Alexandrina und Feodorowna Kamynski.

Doch jetzt drückten sich die Anwesenden, eine weite Gasse öffnend, ehrerbietig an einander, und zu dem Eingange herein schreitet, das Kreuz des Erlösers voran, die Geistlichkeit. Ihr folgte im tiefen Schmerz aufgelöst Fedor. Der gefaßte Vater führte den verzweifelnden Sohn am Arme — — das Todtenamt begann. Auf glühende Kohlen gestreuter Weihrauch hüllt die Versammlung in bläuliche Wolken, und von sonoren

Stimmen gesungen, ertönt das De profundis durch die lautlose Stille des weiten Saales in feierlich klagenden Tönen. Das tiefste Leid spricht aus jedem Angesicht, kein Laut bewegte die im Schmerz zuckenden Lippen, nur einzelne Thränen rollen perlend die gebräunten Wangen der Anwesenden nieder. Der Gedanke an die Gebrechlichkeit des Menschen und an sein einstiges Ende erfüllt mit immer tieferer Wehmuth alle Herzen, und in einem lauten Schluchzen löst sich endlich der Schmerz, der mit eisiger Rinde jede Brust erfaßt hält. Die Feier war beendet.

Polternd fielen die Deckel auf die Särge nieder und dumpfe, unwillkührlich Schauer erregende Hammerschläge trennten jetzt auf immer die Lebenden von den Todten. Langsam erhoben nun schwarzgekleidete Leibeigene die Bahren mit den traurigen Ueberresten ihrer theueren Herrschaft auf ihre Schultern, und im feierlichen Zuge begann der Weg zur letzten Ruhestätte der Familie Kamynski, dem weinend und schluchzend sich die Menge anschloß. Man war angelangt.

Knarrend drehten sich die Thüren in den verrosteten Angeln, nur mit Mühe den Eingang in den stillen Ruheort gestattend. Eben so mühsam wurde der seit Jahren nicht in Bewegung gesetzte Stein hinweggehoben. Ein eisiger Luftzug strömte aus der Oeffnung empor, und mit dumpfigem Modergeruch bereitete sich die schwarze Kluft, die ihr verfallenen Opfer zu empfangen.

In dumpfen traurigen Lauten ertönte das letzte Requiescat in pace durch die weite Halle, und rasselnd fuhren nun an den bereitgehaltenen Stricken die Särge einer nach dem andern zur Gruft hinab. Der Letzte war an seinem Ruhorte angelangt. Schnell wurde der Stein in seine frühere Lage gebracht, und langsam entfernte sich Alles aus der Kapelle; nur Fedor und sein Vater blieben zurück. Vergehend in dem vernichtenden Gefühle eines unendlichen Schmerzes warf sich Fedor an der Seite seines Vaters zur Erde nieder, und mit überströmenden Thränen den kalten Marmor netzend, der die theuersten Pfänder seiner Liebe umschloß, falteten sich krampfhaft seine Hände zum Gebete — und mit klangloser Stimme murmelten seine Lippen: „Vater dort! mich rettet nur der Glaube an Dich vor Verzweiflung!!!“

II.

Hoffnung.

1.

Wild entbrannte die Flamme des Aufruhrs durch Wolhynien und Litthauen. Auf allen Bergen flammten helle Feuer empor, dumpf läuteten die Sturmglocken der einzelnen Ortschaften, und in zerstreuten Gruppen stand das Landvolk vor den halbverfallenen Hütten. — Im fröhlichen Gespräche erzählten sie laut die Mähre von dem ausgebrochenen Aufstande in Warschau. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die willkommene Kunde im ganzen Lande, und mit fröhlichem Jubel erfreute sich die Menge an dem thörichten Wahne: es habe ihnen endlich die Stunde der Freiheit geschlagen. Unter hellem munteren Gesange zog zur nämlichen Zeit eine Schaar junger kräftiger Gestalten dem Schlosse Stecowa zu. Bald waren sie angelangt.

Ein bärtiger Litthauer, in eine Tracht gehüllt, an der die Spuren ihrer ehemaligen dem Soldatenstande angehörigen Abkunft nicht zu verkennen waren, stellte die noch ungeschickte, aber willige Schaar in eine doppelte geregelte Reihe. Nach beendeter Ordnung schritt er mit militairischem Anstande dem Portale zu, aus dem so eben der Starost heraustrat. Ein sammtner mit goldenen Schnüren besetzter Pelz umschloß seine athletischen Formen; ein krummgebogener Damascener hing an seiner Seite klirrend auf die steinernen Stufen nieder, und eine Mütze mit goldener Troddel bedeckte das mit sparsamen Silberlocken gezierte Haupt. Ihn begleitete Fedor. Die Hand an die zerrissene Pelzmütze zum militairischen Gruße gelegt, näherte sich der greise Führer der aufgestellten Schaar mit steifem gravitätischem Schritte dem jungen Starosten, der schön, wie der Kriegsgott, in der glänzenden Uniform des ersten litthauischen Uhlanen-Regiments gekleidet, die Begrüßung mit freundlichem Lächeln leichthin erwiederte. „Die Freiwilligen Eurer Güter erwarten durch mich Eure Befehle,“ rapportirte mit strengem Ernste in den altersgefurchten Zügen der bärtige Veteran. „Ich danke Dir Gregor im Namen meines Vaterlandes für die Treue, mit der Du bei Deinen vorgerückten Jahren noch zur Vertheidigung desselben herbeieilst,“ entgegnete Fedor, die rechte Hand des Alten ergreifend, die er mit herzlichem Drucke schüttelte. „Führe Deine Leute nur dort links hinein!“ sprach jetzt der Starost weiter, indem er zugleich auf ein großes Nebengebäude hinwies. „Lasse sie dort die bereitliegenden Montourstücke unter Deiner Aufsicht anlegen; Fedor wird Dich und Deine Schaar hier erwarten.“

Mit einem ehrerbietigen „padam do nog“ wandte sich rasch der Alte, und in wenigen Augenblicken waren er und seine Gefährten in dem geöffneten Thore des angewiesenen Nebengebäudes verschwunden. Langsam schritten indessen Fedor und der Starost über den weiten Hofraum auf und nieder, beide in den schmerzlichen Gedanken an den Augenblick versunken, der sie in der nächsten Stunde trennen und den theuren Sohn einem ungewissen Schicksal entgegenführen sollte.

Endlich unterbrach der Starost das tiefe Schweigen mit den Worten: „Die Stunden verrinnen, bald naht der Augenblick, wo Du mich, mein theurer Fedor, verlassen wirst, um einem Kampfe entgegenzugehen, der, weit entfernt meine Billigkeit zu erhalten, mich im voraus mit der trüben Ahnung eines unglücklichen Ausgangs erfüllt.“

„Warum, mein theurer Vater, quälen Sie sich mit solchen Gedanken“, fiel ihm Fedor in die Rede, — „sollten wir also den frechen Uebermuth noch länger dulden? Sollten wir, die Freigebornen, zu dem Stande der Sclaven herabsinken, und mit ruhigem Gleichmuthe zusehen, wie man sich mit dem im Schweiße unsers Angesichtes erworbenen Eigenthume bereichert?“ — und die flammende Röthe des Zornes färbte die blassen Wangen mit höherer Gluth. — „Nein, mein Sohn“, erwiederte fest und ruhig der Starost, — „Ich kann das Verfahren des Statthalters nicht gut heißen, — ich kann die Bedrückung, die unser theures Vaterland durch Jahre erfahren, nicht entschuldigen, aber ich kann eben so wenig die Art und Weise billigen, mit der wir uns jetzt zur Behauptung unserer heiligen Rechte erheben. Blick auf mein Haupt“, fuhr der Starost fort, indem er dasselbe entblößte, und in wenigen Locken floß das schneeweiße Haar an den alternden Schläfen herab — „Aller Kummer und so manche mit bittern Schmerzen theuererkaufte Erfahrung haben meine Haare gebleicht, und meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen. — Sie lassen mich mit ruhigem Ernst auf einen Kampf hinsehen, dessen traurige Folgen, dessen jahrelange Nachwirkung, selbst bei einem glücklichen Ausgange, eure von jugendlichem Feuer, von dem Drange

nach Freiheit, dem Durste nach Ruhm und Ehre beseelten Gemüther nicht erkennen lassen."

„Sie irren, mein Vater", rief Fedor. —

„Ich irre nicht", sprach der Starost ruhig weiter; — „Ich kenne Dich — kenne Dein Herz und seine Beweggründe, die dich zu dem Entschlusse führten, an dem Freiheitskampfe Theil zu nehmen. — Doch eben so durchsehe ich auch die Herzen der Menge bis auf die innersten Tiefen. — Ich, der Einzelne, konnte nicht allein den Wünschen der Nation, nicht dem Willen des Volkes entgegen treten; doch was ich jetzt zu Dir spreche, ungescheut sprachen es meine Lippen vor den versammelten Starosten auf dem Landtage aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe
aus und über Salzburg.

Von J. v. N. Sch. im Jahre 1841 geschrieben.

Ist uns Münchnern gleichwohl noch nicht die längst besprochene und gewünschte Eisenbahn-Verbindung mit dieser anmuthigen österreichischen Hauptprovinzialstadt (die wir mit Wonne einst die unsrige nannten) bescheert, so hindert das doch nicht, daß häufige Ausflüge auf kürzere oder längere Zeit während den reitzenden Sommer-Monaten dahin gemacht werden, besonders aber auch im Herbste, wo der königliche Hof in der herrlichen Sommer-Residenz Berchtesgaden weilt. Denn wahrhaftig, Neapel und Sicilien ausgenommen, giebt es nach Versicherung von Reisenden, vielleicht kein Land in der Welt, das sich mit den romantischen Gefilden Salzburg's und des vielen abwechselnden Schönen auf so kleinem Raum von wenigen Meilen zu messen im Stande wäre. Zur Rechtfertigung diene folgende gedrängte Beschreibung.

Ganz herrlich ragen, kommt man von dem bayerischen, so eigenthümlich wie Wasserburg gelegenen Städtchen Laufen her, die schönen Kirchthürme der römischen Juvavia empor, wo der hl. Rupert schon im 7. Jahrhundert nach Christus das Evangelium geprdigt, dann ein Bisthums-, endlich ein Erzbisthums-Sitz entstanden ist. Denn in letzter Zeit der Fürstbischöfe waren 26 Kirchen und geistliche Gebäude da. Welchen majestätischen Anblick gewähren im Hintergrunde die rechts und links sich mächtig erhebenden grünenden und auch beschneiten Gebirge! Ferne Schlößer, Klöster, Landhäuser wechseln mit der Ansicht von Wald und Flur auf Höhe und Ebene. Schön zeigt sich der Mönchsberg, der mit dem Schloßberg endet, diesem gegenüber der Kapuzinerberg. Dazwischen strömt die im Krümlerthale an der Gränze von Tyrol entspringende, über Werfen und Hallein kommende Salzach, deren Ufer, so wie die an ihnen liegenden beiden Stadttheile von Salzburg, eine bis 1788 gedeckte, hölzerne, mit Kies überfahrne Brücke, zu beiden Seiten Trottoirs verbindet.

Durch die Vorstadt am Stein über dieselbe in die Stadt bei dem schönen Rathhause mit Thurm tretend, stößt man zugleich überall auf die herrlichsten Werke der Kunst, die an großsinnige Fürsten, und Italiens Nähe erinnern. So ist auf dem Hof- oder Residenzplatze der prachtvolle, jetzt leider versiegte Springbrunnen aus weißem Marmor, vielleicht der einzige seiner Art in Deutschland, mit vier großen, aus Maul und Nase Wasser speienden Wasserpferden. Ueber den Nonnberg wurde von Hellebrunn das Wasser durch Maschinen geleitet. Diesen umgeben der majestätische Dom, der Neubau, die fürstbischöfliche Residenz, dann eine Reihe stattlicher Privatgebäude.

Der Dom, ein Meisterwerk italienischer Baukunst, ist ein wahrer Prachttempel Gottes. Derselbe steht ganz frei, außer, wo er durch die beiden Bogengänge an den Seiten der Façade mit dem Residenz-Gebäuden zusammen hängt. Im Style des römischen Vatikans, während eines Zeitraums von einem halben Jahrhundert, durch den, unter den Arkaden auf St. Peters Friedhofe begrabenen Mayländer Santin Solari im 17. Jahrhundert erbaut, erhebt er sich ganz aus Marmor und mit Kupfer gedeckt. Zwei kolossale, von gekuppelten toskanischen und römischen Säulen getragene Glockenthürme streben am Eingange zwischen einer breiten, eben von toskanischen, römischen und jonischen Säulen getragenen, mit vielen Statuen aus Marmor gezierten Mittelwand empor. Tief unter den Thürmen sind, auf italienische Weise, Cisternen gegen die Gefahr von Erdbeben gegraben. Ueber vier breite Marmorstufen, auf welchen vier kolossale bischöfliche Heiligenstatuen sind, gelangt man durch drei Arkaden in eine weite Vorhalle, aus dieser durch drei hohe Pforten in das Innere des Heiligthums selbst. Doch, wer vermag den Eindruck zu schildern, den die auf römischen Säulen ruhenden, hohen und weiten Gewölbe, die über dem Hauptaltar kühn sich erhebende Kuppel, das schauerliche Dunkel, welches in den Seitengängen und über den reichmarmornen Altären lagert, und durch welches die, von der Decke niederhangenden Lampen wie Sterne des Himmels funkeln, in frommen Gemüthern erregen? Ehrfurchtsvolles Staunen ergreift dieselben. Herrliche Gemälde von Masagni, Solari, Sandrari und andern großen Meistern, schmücken Altäre und Deckengewölbe, fünf Orgeln, worunter die auf dem Hauptchor am Eingange zur Kirche ein Meisterstück des Salzburgers Egendacher ist, verherrlichen das Innere. Selbst die Marmorsteine des Pflasters bilden Figuren. Links am Ausgange der Kirche erblickt man ein, auf vier in Metall gegossenen Löwen ruhende, gewiß 400 jährige Taufschale, im gothischen Geschmacke gearbeitet, mit Figuren und Inschriften ringsherum. Und während man, wie in andern Kathedralen, am Chor die wohlgetroffenen Porträts der neuern zehn Fürstbischöfe findet, erblickt man beim Ausgange zwischen den Kirchen-Thüren die zwei ersten Bischöfe Rupert und Vital. Im 7. und 8. Jahrhundert übrigens sind auch ihre Grabmäler, so wie jenes vom Grafen von Raitenau von 1587 merkwürdig, auf welchem er in Lebens-Größe in Stein gehauen liegt. Interessant ist, daß ein Mann hoch oben auf den Gesimsen innerhalb einem eisernen Gitter um die ganze Kirche herumgehen kann.

In dem Neubau haben sich ehedem alle fürstbischöflichen Dikasterien befunden, auch Wohnungen für die ersten Hofbeamten, und selbst für fremde Fürsten ꝛc., die häufig auf Besuch nach Salzburg gekommen. Im Erdgeschoße war ein Zeughaus. In dem offenen Thurme hört man ein holländisches Glockenspiel dreimal des Tags ertönen, welches aber, obwohl 8000 fl. Kapital zum Unterhalte angewiesen sind, gegenwärtig sehr vernachläßigt wird. Statt dem Zeughause ist die Hauptwache errichtet, von Kaiser-Jägern besetzt, mit zwei in schwerfällige Holzmäntel eingehüllten Kanonen vor derselben. Hier wehte einst die bayerische Fahne des Regiments Kronprinz.

Die Residenz, das Werk mehrerer geistlichen Fürsten, ein mehrere Straßen und Plätze umschließendes Gebäude, voll Pracht im Innern, ist jetzt der Sitz des Erzbischofes Für-

sten von Schwarzenberg. An einer andern Seite des Gebäudes befindet sich das Mautamt. Den Domplatz ziert eine allegorische Statue der heiligen Jungfrau von Erz bleifärbig gegossen, 12 Schuh hoch, die sehenswerth ist, den Kapitelplatz hingegen eine Schwemme mit Cascade, einem Neptun und Britonen. Auf den Michaelisplatz kömmt Mozarts Monument zu stehen, wo man bei Grabung des Grundes auf einen Mosaikboden, und unter diesem jüngst noch auf einen zweiten gestoßen, welcher in öffentlichen Blättern bereits besprochen worden ist.*)

Durch den Rizeebogen in die schöne Universitätsgasse gelangend, verdient die von außen eben renovirte Universitäts- nun Kollegiumskirche, der unbefleckten Jungfrau Maria geweiht, besucht zu werden, mit ihren herrlichen zwei gleichen Thürmen, deren Dachgiebel große Figuren zieren. Sie hat in ihrer Mitte einen über sich steigenden Dom, auf jeder Seite vier hohe Vorsprünge, und ruht auf korinthischen Wandpfeilern. In dem langen anstoßenden Gebäude, 3 Geschoße hoch, ist statt der ehemals fürstbischöflichen, dann bayerischen Universität, das Lyceum und Gymnasium. Man trifft, außer Italien, nicht leicht schönere Kirchen, als die bereits beschriebenen, dann die heil. Dreifaltigkeits-Kirche jenseits der Brücke, mit einer Rotunde, und zwei Thürmen mit gedrückten Kuppeln im neuesten italienischen Baustyle. An eben diesem Tempel, in welchem mehrere Stuffen durch ein schönes Portal führen, reihet sich einerseits das Priesterhaus, anderseits das ehemalige Virgilianum für adelige Jünglinge, wo sich auch die fürstl. Edelknaben befunden haben. Bei der Besitzergreifung von Oesterreich zur Infanterie-Kaserne verwendet, kam leider in diesem i. J. 1818 Feuer aus, wodurch nebst dem Lustschlosse Mirabell 74 Häuser und vier Kirchen eingeäschert worden sind. Unter letztern befand sich auch die St. Sebastians-Kirche mit dem anstossenden Bruderhause und merkwürdigen Leichenacker, einer der schönsten, den man sehen kann. In dieser Kirche Vorkapelle sucht der Fremde sogleich das Grabmal des allbekannten Theophrastus Paracelsus mit seinem Bildniße und bekannten Inschriften versehen.**) Dasselbe Bild ist auch an seinem Wohn- und Sterbhause in der Linzergasse Nro. 397 zu sehen. Mitten in dem, ein Quadrat von Corridoren und Arkaden bildenden Leichenplatze, welcher ausgezeichnete Monumente, besonders wie nirgend anderswo mit den herrlichsten Malereien, Altärblättern gleich, geschmückten Grabmonumenten, befindet sich eine runde Kapelle, in welcher B Wolf Dietrich seine Gruft erbauen ließ. Er hat auch nach dem 1627 auf der Festung Hohen-Salzburg erfolgten Tode, wo er 5 Jahre 2 Monate gefangen gesessen, seine ewige Ruhestätte da gefunden. Eine Inschrift unter den Arkaden besagt die Restauration und Rettung der gegenwärtigen Grabmäler aus dem fürchterlichen Brande von 1818.

In diesem Stadttheile ist auch die vorerwähnte, wieder hergestellte Sommer-Residenz Mirabell der Aufmerksamkeit würdig, ursprünglich von Wolf Dietrich für seine schöne Salzburgerin Salome Altin 1607 erbaut, und Altenau genannt, die mit ihm 2 Söhne und 3 Töchter erzeugt hat. Der Nachfolger Marx Sittlich ließ das Schloß ausbauen, und nannte es Mirabella. Alles ist hier so großartig, edeln Styles, gepart mit den ländlich angenehmen Schönheiten der Natur und Kunst in den lieblichen Gemächern wie in dem anstossenden, mit meisterlichen Statuen prangenden Zier- und Lustgarten, mit springenden Gewässern belebt, von beschatteten, grünenden Gängen und Lauben gewürzt. Kein Wunder, daß da der empfängliche Kronprinz Ludwig von Bayern mit seiner geliebten Therese, als Salzburg, 1802 sekularisirt, an den Großherzog von Toskana, 1805 an Oesterreich, 1809 an die Krone Bayern gefallen war, bis nach dem Pariserfrieden 1814, wo es wieder zu Oesterreich gekommen, so gern als Gouverneur geweilt hat! In Mirabell ward ihm sein Zweitgeborner, Prinz Otto Friedrich Ludwig, am 1. Juni 1815 bescheert, nachdem Maximilian 1811 zu München, Prinzessin Mathilde 1813 zu Augsburg das Licht der Welt erblickt hatten. Als Otto, 1832 König von Griechenland, 1838 mit der großherzoglichen Prinzessin Amalie von Oldenburg vermählt, mit seinen Eltern von dem Sommer-Lustschlosse Berchtesgaden aus nach Salzburg und Mirabell bei einem Besuche seines theuren Vaterlandes Bayern einst wieder gekommen war, frug er nach dem Gemache, wo seine Wiege gestanden? Freudig zeigte ihm dieses der königl. Vater, kindlich gerührt, und ohne Worte zu finden, fiel Otto seiner liebenden königl. Mutter um den Hals. — Solche Scene erzählen mit Thränen im Auge die alten Schloßbediensteten. — Man kann sich während der schönen Sommer-Abende nirgends angenehmer unterhalten, als in diesem, stets Einheimischen und Fremden zum öffentlichen Vergnügen geöffneten Räumen, an deren gewöhnlichem Eingange vom Hanibal-Platz aus, ein Traiteur-Haus sich befindet. Die schöne Welt Salzburgs sieht man hier in ihrem Schmucke zu gewißen Stunden lustwandeln, und wenn die herrliche Blech-Musik der muntern Jäger wöchentlich einige Male unter den Bäumen ertönt, wo auch die Gäste bewirthet werden, muß der Münchner gestehen, daß der sogenannte Hofgarten in der stolzen Königsstadt mit seinem neugeschaffnen Tambosi-Kaffehause keinen Vergleich mit diesem gemüthlichen Orte der Freude aushält. Und im Winter kömmt die weitere Annehmlichkeit dazu, daß zunächst das Theater ist, welches dazu aus dem ehemals fürstlichen Ballhause umgeschaffen worden. In dieser Gegend ist das Versatzhaus und das Collegium Lodronio Marianum zur Bildung geschickter Beamten, die Graf v. Lodronischen Primogenitur- und Sekundogenitur-Palläste &c. Zwischen der Sommer-Residenz und dem Virgili-Stadtthor ist die Schloß-Wache ganz neu erbaut. In diesem Stadttheile sind das Rupert- und Vitali-Thor gelegen. (Schluß folgt.)

---

*) Siehe „Volksfreund" Nro. 69 v. 1841.

**) Siehe „Volksfreund" Nro. 76 v. d. J.

Englischer Spleen.

Eine Gesellschaft von Engländern in Paris hat wieder einmal einen ächt englischen Vorsatz gefaßt. Sie hatten sich lange mit dem Plane getragen, ein Diner für 4000 Personen zu geben und fanden nirgends einen dazu hinreichenden Raum. Da schlug ihnen ein Pariser Wirth den Tunnel unter der Themse bei London vor. Der Gedanke gefiel den Engländern; der Pariser Wirth erklärte sich bereit, die Einrichtungen zu übernehmen und nächstens wird dann dieses große Bankett unter der Themse gehalten werden. Die Kosten sind auf 400,000 Francs veranschlagt.

№ 83.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Die innere Sonne.

Auch dem Blinden scheinet eine Sonne,
Die gewährt dem matten Auge Wonne;
Diese Sonn' ist Glaube, der im Herzen lebt.
Tröstend Licht, das strömt aus Gottes-Quelle,
Und bestrahlt den dunkeln Weg mit Helle,
Welche nie das Wolken-Dunkel überwebt.

Sie bescheint die Saat der schönen Lieder,
Die stets lieblich steigen auf und nieder,
Deren Laute sind das große Reich der Farb'n;
Die dem Weg des Blinden Blumen streuen,
Und das inn're Aug durch Tön' erfreuen.
Gott! ich preise dich, wenn auch die äußern starb'n.

Diese Sonne gehet mir nie unter,
Heller Schein von ihr hält mich stets munter;
Der erwärmt und stärkt die inn're schöne Welt.
Daß sie mir doch niemals dunkel werde!
Bis ich scheid' als Pilger dieser Erde,
Und auch jenseits mich durch ihren Strahl erhellt

St.

Fedor.

Original-Novelle aus dem letzten polnischen Freiheitskampfe.
(Fortsetzung.)

Wäre dieser Kampf von lautern Triebfedern geleitet, — wohl dann uns Allen! Doch nicht ein gleicher Zweck verbindet Euch zu gleichem Ziel. Nicht die Freiheit ist es, nach der die große Menge lechzt Nein! Es sind die lockenden Träume von Reichthum, Ehre und Würden, die den Adel — es sind die Gedanken an Wohlleben, an Uebermaaß von Nahrungsmitteln, an Schwelgen und Prassen, die das Volk zu diesem Kampfe begeistern, und es zu den höchsten Opfern bereit finden lassen. Aber größere Opfer werden sich häufen — in Strömen wird das Blut fließen — ganze Familien werden den Verlust ihrer theuersten Glieder beweinen — — dann seht hin, wie Eure Träume schwinden — der Schleier, der die lockenden Bilder Eurer thörichten Phantasie mit rosigem Glanze umgiebt — er sinkt — ihr erblickt verwüstete Felder — in Mangel und Noth vergehende Familien — ein zügelloses, jeder Leidenschaft fröhnendes Volk, keinem Herrn, keinem Gesetze gehorchend, und die furchtbar erwachende Stimme Eures Gewissens ruft Euch mit dem Posaunentone des letzten Weltgerichts donnernd zu.. Hier seht sie!! die Früchte und den Fluch Eurer Freiheit!!!"

„Halten Sie ein, mein Vater!" rief Fedor, von der gräßlichen Schilderung tief erschüttert. „Wehe meinem Vaterlande, wenn sich die Zukunft so bewährt, wie Ihr Mund so eben geschildert —"

„Du wirst —" wollte der Starost fortfahren; doch ein lauter Lärm hemmte den Fluß seiner Rede, und lenkte die Aufmerksamkeit beider nach dem Orte seines Entstehens.

Aus den geöffneten Pforten des Nebengebäudes drängte sich mit hellem Jubel eine fröhliche Schaar, die bei dem Anblicke Fedor's und des Starosten in einem ehrerbietigen Schweigen verstummte. — Es waren nicht mehr die frühern zerlumpten, sonnenverbrannten Gestalten, die sich jetzt auf dem Hofraume zerstreuten, sondern die von ihrem Gutsherrn mit freigebiger Hand bekleideten und zum Kriege ausgerüsteten Freiwilligen von Stecowa.

„Die Pferde stehen gesattelt und gezäumt für Dich und Deine Leute in den Ställen bereit", sprach jetzt der Starost, wie aus tiefen Gedanken erwachend, zu seinem Sohne.

„Laß die Mannschaft aufsitzen!" rief Fedor mit ungestümen Eifer dem alten Gregor zu, der als Wachtmeister die fröhliche Schaar unter ihm kommandiren sollte, und rasch eilten alle nach den nahen Ställen, obgleich von der ungewohnten Kleidung im Gehen gehindert.

In wenigen Minuten tummelte hie und da ein einzelner Reiter sein muthiges Roß auf dem Hofe herum, mit aller Kraft den feurigen Litthauer zügelnd. Immer größer wurde ihre Anzahl: bald waren alle beisammen, und mit manchem kräftigen Fluch stellte Gregor die frühere Ordnung wieder her.

Es war ein schöner kriegerischer Anblick! — Schnaubend und die Köpfe schüttelnd, drängten sich die Rosse an einander, hoch flatterten die an den gespitzten Lanzen befestigten roth und weißen Fähnchen im Winde, und nur mit Mühe hielten die Reiter die erschreckten ungeduldig scharrenden Pferde in ihren Reihen zurück. — Ein feuriger Muth blitzte aus jedem Auge, höher erglühten die gebräunten Wangen, und der ungezähmte Drang, sich bald mit dem Feinde des Vaterlandes zu messen, sprach deutlich aus jedem einzelnen Antlitz.

Mit Wohlgefallen betrachtete Fedor die herrliche Schaar, zu deren Lieutenant ihn sein Vater erhoben, indeß das Auge des Starosten mit trübem Ernste auf den jugendlich kräftigen Gestalten weilte, die fröhlich und unbekümmert einem heißen Tagewerke entgegeneilten. Mit ruhiger Fassung wandte sich der Starost wieder zu seinem Sohne.

„Die Stunde drängt, Alles ist zu Deinem Aufbruche bereit, und so gerne auch mein Herz wollte, — es kann Dich nicht halten. — Doch keinen Abschied mein Sohn! Laß uns als Männer in der Hoffnung an ein baldiges Wiedersehn — in dem Glauben an das Glück unseres Vaterlandes scheiden!"

und die seinem Auge entquillenden Thränen gewaltsam unterdrückend, preßte er den theuren Sohn fest an sein Vaterherz. —

Ein Wink führte die bereit gehaltenen Pferde herbei, und an der Spitze seiner Kriegsgefährten, die den jugendlichen Führer mit einem freudigen „Hurrah!" begrüßten, sprengte Fedor an der Seite des Starosten zum Schlosse hinaus, indem er den Weg nach Warschau, dem allgemeinen Sammelplatze einschlug. Dem Zuge folgte eine mit Fedor's Feldequipage hoch belastete Kibitke, und Iwanoff, sein Reitknecht, zwei feurige Handpferde führend.

Die Grenze des Gutes, bis wohin der Starost seinem Sohne das Geleite gab, war erreicht. Zum Letztenmal lag Fedor an dem Herzen des theuren Vaters und mit tiefem Ernste sah nun der Starost dem Zuge nach, der sich immer mehr und mehr entfernte. — Immer kleiner und kleiner erschienen Roß und Reiter, bald glichen sie nur einem langen Streifen, nun verschwand auch dieser, und mit ihm die letzte Spur des schon weit entfernten Zuges.

Rasch aus seinen Gedanken erwachend, setzte der Starost seinem Rosse die Sporen ein, und pfeilschnell trug ihn dasselbe in das nun ganz verödete Schloß zurück. —

2.

Es war eine schöne heitere Nacht. In ruhiger Klarheit trat der Mond hinter den Bäumen des wenig entfernten Waldes hervor, indem er mit den freundlich bleichen Strahlen die freie, vor demselben gelegene Gegend beschien. Weithin erblickte das Auge eine unübersehbare Menge von Zelten sich auf der grünen Fläche erheben, die hellloderndе Wachtfeuer wie in einem großen feurigen Kreise umgaben. Nahe an der in den Wald führenden breiten Landstraße prasselte auf einem kleinen Hügel ein fröhliches Feuer in die Höhe, von dem zeitweiligen Wehen des Windes durch einen danebenstehenden Baumstamm geschützt. Lustig schlugen die Flammen empor. Sie beleuchteten mit röthlicher Gluth eine Anzahl bärtiger Kriegergestalten, die sich rings herum auf dem feuchten Boden gelagert hatten, und mit blitzendem Auge den Inhalt eines eisernen Kessels zu bewachen schienen, der ihr frugales Abendbrod enthielt. In einer geringen Entfernung ertönte theilweise ein munteres Pferdegewieher, und an großen tief in die Erde eingeschlagenen Pflöcken, die durch Stricke mit einander verbunden waren, erblickte man eine lange Reihe lebhafter Rosse angebunden, die schnaubend in dem duftenden Heuhaufen wühlten, den die sorgsame Hand ihrer Reiter vor ihnen aufgehäuft hatte.

Vor dem Eingange eines nahestehenden Zeltes saßen zwei junge blühende Männer, durch wenige Jahre von einander verschieden, auf die längs der Erde ausgebreiteten weißen Mäntel nachlässig hingestreckt — die feine glänzende Uniform, und der blitzende an ihrer Seite ruhende Säbel mit den an selbem befestigten Port'd'epée bezeichnete sie als Offiziere und Komandanten des hier aufgestellten Pikets.

Beide unterhielten ein lebhaftes Gespräch, während dessen sie öfters mit scharfem Blicke nach dem Saume des Waldes hinsahen, an dem zwei in wallende Reitermäntel gehüllte Gestalten langsam auf und nieder ritten. Es waren die von dem Pikete in der Entfernung einiger hundert Schritte vorgeschobenen Vedetten.

Ihnen wurde die Sicherheit des unter Prondzynski's Oberbefehle stehenden Heeres anvertraut, das von den Anstrengungen des vorhergehenden Tages ermüdet, nun auf der Ebene einer kurzen Ruhe genoß. Die Wichtigkeit ihrer Po ten und die Größe der ihnen aufgebürdeten Verantwort wohl fühlend, verfolgten beide in langsamen Schritten d Bahn, indem sie zu Zeiten die Rosse anhielten, und, die l Hand den an dem Sattelknopfe befestigten Pistolenhalfter n mend, mit festem, ruhigem Auge in das tiefe, düstere Du des weiten Waldes blickten, oder aufmerksam auf jedes l Geräusch, vorsichtig in die Ferne hinzuhorchen schienen. N kein Laut störte den leichten Schlummer der ermüdeten Krieg

Eine feierliche Stille lag über die weiten Fluren aus breitet, nur selten von dem muntern Gewieher eines einzeln Pferdes, oder dem lauten Feldgeschrei der aufgestellten V detten unterbrochen, das einförmig in abgemessenen Perio längs der kreisförmigen Runde der Vorpostenkette wiederhall Ruhig setzten die beiden Offiziere ihr anziehendes Gesprä fort. Doch horch! schien es nicht, als wären jetzt in wei Entfernung zwei schnell auf einander folgende Schüsse ge len? Rasch wenden beide, ihr Gespräch unterbrechend, ihr A gesicht dem Walde zu. — Ihr Blick fällt auf die Vedette aber regungslos stehen dieselben, keine Bewegung ist an ihn zu erkennen, — es scheint als ob Roß und Reiter schliefe Doch nun fällt in der frühern Entfernung ein dritter, i folgt ein vierter Schuß. Blendend fährt zu gleicher Zeit e Blitz am Saume des Waldes empor. Die wachen Reiter si es, die ihre Pistolen krachend in die Luft abbrennen, und n mit einem Zauberschlage ist plötzlich die Scene veränder Beide Offiziere sind aufgesprungen, und „Aufgesessen" donn das Kommando des Jüngern, den um das Feuer gelagert Kriegern zu, die wie im Fluge nach ihren Pferden eilen, i dessen die weite Ebene von dem Knalle, der längst der gan Vorpostenkette losgebrannten Gewehre, in einem hundertfält gen Echo wiederhallte.

Wenige Minuten, und in doppelter Fronte erwarteten d aufgesessenen Reiter die Befehle ihres Anführers, der sich eben im raschen Trabe der Schaar nähert, während sein G fährte mit verhängtem Zügel nach der rechten Flanke der Kri ger jagt, um dort den ihm angewiesenen Platz einzunehmen.

Es schien, als hätte die zwischen Beiden herrschende Ve traulichkeit der Sprache strengerer Disciplin Platz gemacht denn im befehlenden Tone rief so eben wieder der Jünger ein schlanker, hochgewachsener junger Mann. „Lieutena Bronkowsky!" und im kurzen Galopp ritt ihm der A gerufene entgegen. (Forts. folgt.)

Briefe
aus und über Salzburg.

Von J. v. N. Sch. im Jahre 1841 geschrieben.

(Schluß.)

Und nun kehren wir vom Weltlichen zu noch einigen Kirch zurück, denn hier liegt zunächst Maria Loretto, wo i Schwedenkriege aus Landshut in Bayern eingewandert Kapuzinerinnen, oder Klarisser-Nonnen, sind, welche ein b rühmtes Kleinod, das sogenannte Salzburger-Kindl, b sitzen. Dieses Wunderkind Jesus ist aus Elfenbein, ge 4 Zoll hoch, mit etwas geneigtem Köpfchen und vergoldet Haaren, hält in der Linken ein Kreuz, in der Rechten ein Zepter. Es stammt von einer Gräfin von Oetting die es einer Nonne zu Seckingen, diese einem Kapuzi

verehrte.] — Das Kirchlein zeugt aber auch von ihrer Geschicklichkeit und Fleiß in Blumen- und andern schönen und künstlichen Faßarbeiten. In der Nähe war der alte runde Hexenthurm zu den Zeiten des finstersten Aberglaubens, wo 1678 allein 100 Personen bluteten.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten Salzburg's gehört das alte Benediktiner-Stift nebst Kirche und Gottesacker zu St. Peter, mit der Umgebung. Auf dem Platze, wo die heilige Kreuzkapelle und die zum großen Hergott steht, legte der heil. Rupert, welcher im J. 580 nach Christus in die damals gänzlich zerstörte und verwilderte Gegend gekommen war, eine Wohnung für sich und seine Gehilfin an, und zwar unter der Felsenhölung, wo mehr als anderthalb hundert Jahre früher der heil. Maximus mit fünfundfünfzig Gesellen den Martertodt erlitten hatte, der Verbreitung des Christenthums wegen. Der fromme Herzog Theodo von Bayern unterstützte den Glaubens-Prediger thätig, indem er ihm alles Land auf zwei Meilen in Umkreise geschenkt, worauf Rupert im J. 585 die erste Kirche begründete. Eine schmale Treppe führt den Wißbegierigen in die, hochhoben in den Mönchsberg aus Felsen gehauene Einsiedelei des heil. Maximus, mit hölzerner Betkammer und Glocken-Thürmlein. Ein Felsen-Altar und eine Liegerstätte in Stein ausgegraben, zugleich als Verwesungs-Behälter dienend, ist Alles, was man da noch gewahrt. Eine Steinplatte enthält folgendes Epitaphium:

„Anno Domini CCCC Odoacer, rex Rhuthenorum, Geppiti, Goti, Ungari, et Heruli contra ecclesiam Dei saevientes, beatum Maximum cum Sociis suis in hoc spelo lapitandibus ob confessionem fidei trucidatos praecipitarunt, Noricorumque provinciam fere igneque demoliti sunt."

Allmählich ist auch die Stadt durch Ansiedlungen herangewachsen, die Rupert der nahen Salzberge wegen Salzburg benannt hat. Am Nonnberg errichtete er eine Nonnen-Gemeinde, und setzte ihr seine oben erwähnte Nichte Erentrudis als Abtissin vor. Im J. 847 brannte aber St. Peters-Kirche und Kloster ab. Erzbischof Leppram erbaute beide wieder. Bis 1110 bewohnten die Erzbischöfe einen nahe an die alte St. Peters-Kirche erbauten Hof. Konrad I. stellte für sie eine eigene Wohnung her, und räumte den Mönchen zu St. Peter, bisher in dem Klösterlein am Mönchsberg untergebracht, den erzbischöflichen Hof ein, der aber 1127 wieder eingeäschert ward. Erzbischof Ortholph erneuerte Alles wieder, bis endlich unter Guidobald Abt Amand 1657 das gegenwärtige Benediktiner-Stift nebst der Kirche entstanden, letztere mit einem Kupfer bedeckten Glockenthurme versehen worden ist. Ganz eigenthümlich und prachtvoll ist das Gotteshaus von Innen gebaut und geschmückt. Es enthält 16 marmorsteinerne Altäre mit den herrlichsten Gemälden und Fresken. In einer Seitenkapelle besucht man des großen Tonsetzers Haydn neueres Grabmal. Dem Altar gegenüber erhebt sich auf mit Mies umrankten Felsenstücken ein schwarzes Kreuz mit goldenen Strahlen an einer länglichten, schwarzmarmornen Vase, mit der Unterschrift: „Heic requiescit caput." Auf 22 zerstreut herum liegenden Steinplatten stehen Haydn's Hauptkompositionen bezeichnet. Des heil. Ruperts Gruft ist unter einem Altar, der dessen Lebens-Geschichte in kleinen Bildern darstellt, zu sehen, und an der Stelle des Altartisches eine, mit einem Gitter geschloßene Oeffnung in das Grab, wo die Inschrift steht: „Anno ab incarnatione Domini DCXXIII resurrectionis ejusdem obiit sanctus Rupertus, hujus monasterii fundator et primus Salisburgensis hic episcopus sepultus." In dem Klosterhofe erblickt man einen stattlichen Brunnen mit der Statue des heil. Petrus von weißem Marmor. Diese ehrwürdige Abtei, zunächst auch mit einer Mühle begabt, hat bedeutende Vorrechte, gehört wegen seinen Grundbesitzungen und Gütern in Oesterreich, Kärnthen, Steyermark, dann Weinbergen selbst in Ungarn, unter die vermöglichsten. Und da sie ihre Produkte außer dem Hausbedarfe selbst verwerthen kann, so versäumt kein Reisender, in dem auch von Einheimischen täglich besuchten, allbekannten Peterl-Keller einzusprechen, wo der sogenannte Stinker, der Ungarische Ausbruch rc. die Hauptrollen spielen. Niemand verläßt den Ort der Labung ohne momentane Begeisterung für das Klosterleben.

Nach solcher Abschweifung kommen wir auf St. Peters Leichenacker zurück, welcher Arkaden auf 2 Seiten enthält, in denen sich wieder schöne Grabdenkmäler (versteht sich nur von verschiedenartigstem Marmor) mit guten Gemälden befinden. In der Mitte des Platzes steht die uralte St. Margaretha-Kirche, und dabei eine Kapelle. An der Wand dieser Kapelle ist die Marmorstatue des heil. Vitalis ersichtlich, aus dessen Herzen eine Lilie von übermaltem Eisenblech hervorsprosst. Die Legende deutet dieses so, daß unser lieber Herr und Gott, um einen, an der Heiligkeit des Bischofs zweifelnden Menschen zu bekehren, eine Lilie aus dem marmorsteinernen Herzen habe herauswachsen lassen, welche weder durch Hitze noch durch Kälte verwelkt, vermuthlich aber doch durch eine Feuersbrunst verzehrt worden ist. Um den Grabstein liest man: „Praesul Vitalis cubat hic, egrisque medetur. Ano. 646. XIII. Calend. Nov." Unter andern hübschen Monumenten neuerer Zeit fällt eines mit eisernem Helm und Schwert auf, das dem Obersten Franz Schmidt v. Ehrenberg das Offiziers-Korps des k. k. Infanterie-Regiments Nro. 60 hat setzen lassen, dann ein einfaches, mit der bündigen Schrift: „Des Bergraths Neusiegl letzte Grubenfahrt." — Ferner verdient noch Erwähnung die hübsche Franziskaner-Kirche mit dem Kloster, früher die Wohnung der sogenannten Peterfrauen, oder Benediktiner-Nonnen, die man absterben ließ.

In der Hofstallgaße stößt man auf den ehemal. hochfürstlichen Marstall mit 5 Thoren für 150 Pferde, gewölbt auf Säulen ruhend, mit 4 Röhrbrunnen und vorbeifließendem Wasser der Albe. Dieses Prachtgebäude ist gegenwärtig den sehenswerthen Kavallerie-Pferden von Palatinat-Husaren eingeräumt, von welchen zuweilen zwei Eskadrons in Salzburg liegen. Daran stoßt rückwärts die Winterreitschule mit Deckengemälde, Turniere darstellend, dann die Sommerreitschule in Gestalt eines Trapeziums, mit 96 dreifach übereinander in Felsen des Mönchberges gehauenen Bögen, das Werk Erzbischofs Joh. Ernst vom Jahre 1693. Heuer wurde da noch eine dritte Militär-Reitbahn gebaut, welche einzig und allein für die hier befindliche k. k. Equitations-Kommission bestimmt ist, bestehend aus vorzüglich guten Reiteroffizieren von verschiedenen Regimentern der großen Monarchie, welche die für Infanterie-Stabs-Offiziere und Adjutanten von Zeit zu Zeit angekauften Pferde einschulen, und so dienstmäßig dreßiren, daß nicht nur Abgehende sogleich ersetzt, sondern Neue den avancirten Offizieren abgelassen werden können. Es wird dieses nützlichen Instituts für die österreichische Armee um so mehr hier gedacht, als man es in Bayern bisher nicht kennt, und oft hart vermissen dürfte. — In der nahen Prachtroß-

schwemme von Mandl aus Marmor ist eine überaus künstliche Pferd-Statue mit dessen kühnem Bändiger angebracht.

Das imposante Sigismundthor ist ein 415 Fuß langes, 22 breites, 39 Fuß hohes Werk, in Wölbung durch den Sandstein des Mönchberges von dem Hanoveraner Zimmermann gebrochen, das den Erbauer, dessen Namen und Bildniß es am Eingange, und die Schrift: „Te saxa loquuntur" trägt, ungefähr 20,000 fl. gekostet haben mag. Am Ausgange prangt die Statue des heil. Königs Sigismund in Lebens-Größe, 16 Sch. hoch, aus einem, 700 Centner schweren Stücke weißen Marmor gehauen.

In der Gstädtengaße, wo die Häuser einer Seits an die Gestade des Salzach-Flusses, anderer Seits an die steile Felsen-Wand des Mönchberges ganz nahe hingebaut sind, steht das Kloster und die Kirche der Ursulinerinnen, welche eine Mädchenschule halten. Das Gotteshaus ist eben im italienischen Geschmacke, mit 2 gleichen, nicht sehr hohen viereckigen Thürmen, gebaut. An dem Kloster bemerkt man eine Steinschrift, großes Sterben (2236 Personen) i. J. 1571, dann Wassernoth (die Brücke und 13 Häuser nehmend) i. J. 1572 beurkundend.

Am Klausenthor, wegen des Engpaßes zwischen der Salzach und der vorspringenden Felsenmasse so genannt, befindet sich eine Infanterie-Kasern für zwei, auch hier garnisonirende Bataillons vom Regiment Großherzog von Baden (mit schwarzen Aufschlägen.) Nun beginnt erst die eigentliche Vorstadt Müllen an der Poststraße von Bayern herein, in welcher nebst schönen Häusern und Sommerkellern die Mönche aus dem Eremiten-Orden des heil. Augustins, von dem Nachbarlande berufen, Kloster, Bräuhaus, Garten, Bad über den Albenbach, Wasch- und Maierhaus, Mühle und Pfarrkirche besitzen, nebst Begräbnißplatz um dieselbe. — Von den 36 Wohlthätigkeits-Anstalten Salzburg's ist der vorzüglichsten eine das große, musterhaft eingerichtete St. Johannes-Kranken-Spital in dieser Vorstadt, dann das Militärspital und die beiden Waisenhäuser. Zunächst dem Klausenthor ist die alte Pulver-Niederlage in des Mönch- oder Augustiner-Berges Felsen eingehauen, jetzt zu einem Sommerbier-Keller benützt

Und nun zum Schluße, um nicht zu ermüden, flüchtigen Fußes von der Vorstadt Nonnthal zu der auf dem Nonnberg (gleich dem Oberhaus zu Passau) thronenden, unbezwinglichen Bergfestung Hohensalzburg dießseits, dann von der Vorstadt Stein auf den Kapuziner-Berg jenseits der Salzach. — Das Schartenthor, worüber ein Blockhaus ist, bildet den einzigen Haupteingang in die Felsenburg, wo einst das römische castrum juvaviense gestanden. Erzbischof Gebhart hat, nebst den Festungen zu Werfen und Friesach, im eilften Jahrhundert (1060 — 1088) auch diese wider Kaiser Heinrich IV. erbauen lassen. Sie diente nachhin oft zur Sicherheit der Landesfürsten, mußte vorzüglich unter Erzbischof Mathäus Lang 1525 eine 14 wochentliche Belagerung von seinen rebellischen Bauern aushalten, und hat immer mehr Werke erhalten, z. B. das Horn, die Katze, (von Paris Lodron) den untern und obern Trompeter-Thurm, den Reckthurm u. a. m. In letzterm war das heimliche Gericht, die Tortur und ein unterirdisches, finsteres Gefängniß, nebst einem Köpfstuhl, Spieße für Spione rc. In einem Kerker zeigte man die Figur eines rebellischen Bauers, der durch angebrachten Mechanismus sich den Kopf an dem Eisengitter wundschlug. Am Reisethurm ist das von den Büßern zu treibende Aufzugwerk (wie z. B. in Kufstein) zu sehen. Eine Sperr- und Wetter-Glocke von 150 Zentner hängt in einem andern Thurm gegen Mitternacht, von dessen Dachmauer man eine herrliche Aussicht genießt. Unter dem Feuerbogen waren 3 eiserne Lärmkanonen. Das sogenannte Hornwerk ist eine Walzen-Orgel, die Morgens und Abends weithin hörbare Stücke spielte. An der Hauptwache ist das Zeughaus mit alten Rüstungen, Kanonen, auch lederne, 2½ Pfd. Eisen werfende, gebohrte hölzerne, aus der Steine geschoßen wurden von den Rebellen, ein Feuermörser, der 436 Pfd. Eisen geworfen, dann ein alte Steinschleuder. An einem runden Tisch saß das Kriegs-Gericht von Geharnischten, welche durch einen Mechanismus alle zugleich sich erhoben. Wappen von Flintenschlößern, Redouten von Flintenläufen, und anderes zierten das fürstbischöfliche Arsenal, sowie türkisches, spanisches, französisches, und deutsches Handgeschütz. Die Fürstenzimmer und das Kabinet sind ihres Alterthumes wegen merkwürdig, so wie die Schloßkapelle, Kommandanten- und Türniz-Stuben, das Stockhaus, Bleithürmchen. Im Schweden-Krieg ist Hohensalzburg der Zufluchts-Ort vieler Familien aus Oesterrich und Bayern gewesen.

Nun auf den, seit 1594 von einem Bettelmönchs-Kloster bewohnten Kapuziner-Berg! Dahin führt aus der Steingaße eine hölzerne, aus der Linzergaße eine steinerne Stiege. Er hieß vor Zeiten der Inberg, und hatte ebenfalls eine feste Burg auf seinem Scheitel getragen, Schafrisen genannt, die Herzog Heinrich von Bayern vergeblich belagert, nachdem ihn, der Sage nach, ein bei schönstem Wetter niedergefallener Donnerkeil verscheute, und von der noch eine Zeichnung, sowie mehrere Befestigungs-Werke und Mauern existiren. Nachhin hieß man sie das Trompeter-Schlößchen, (wahrscheinlich von der Thurmwache) aus welchem das Kloster entstanden, und wozu der mit einer Mauer umfangene Garten gegeben worden. Auf dem letztern Wege hinauf, daneben auch zum Fahren, stößt man auf 8 Kapellen, das Leiden unsers Erlösers enthaltend, dann auf einen Kalvarienberg mit lebendigen Hecken und grünenden Bäumen, wo unter einem, auf 4 Säulen ruhenden Dache Christus am Kreuze zwischen den 2 Mördern, zunächst der Kapuziner-Kirche, von frommen Wallfahrtern verehrt zu werden pflegt. Die Kirche ist mit der dem Orden eigenen Einfachheit, und sonst mit keiner weitern Merkwürdigkeit versehen, als daß man überhaupt auf dem Kapuzinerberg die entzückendste Aussicht genießt. Der anstatt der gewöhnlichen Windfahne auf dem hölzernen Kirchthurme sich drehende heil. Franziskus, dem die Kirche geweiht ist, mit Spitzkaputze und langem Bart, dann Lanzen- und Schwamm-Stange, verkündet den Wohnort der armen Ordens-Männer.

Und hiemit enden diese in Zusammenhang gesetzten Briefe aus und über Salzburg, welche dem, der schon da gewesen, zur angenehmen Erinnerung, dem künftig hinreisenden Münchner zum Leitfaden in gedrängtester Kürze dienen mögen. Sollte gewünscht werden, auch von den nächsten Umgebungs-Orten das Wissenswerthe auf demselben Wege zu erfahren in diesen, der Unterhaltung gewidmeten Blättern, wird man nicht entstehen, die gefällige Mittheilung zu veranlassen.

Sinngedicht.

Der Rasen, gestern dürr, versenkt von Sonnengluth,
Wie wird er heute grün, besprengt von Regenfluth!
Der Regen konnte nicht verdorrtes Gras erfrischen,
Dürr ist es noch, es wuchs nur junges Grün dazwischen.

№ 84.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Fedor.

Original-Novelle aus dem letzten polnischen Freiheitskampfe.

(Fortsetzung.)

„Senden Sie eilend die Ordonnanz mit dem Rapport in das Hauptquartier!" tönte die Rede seines Gefährten ihm zu, — schnell wandte Bronkowsky sein Pferd, und bald darauf flog ein einzelner Reiter in gestreckter Carriere nach dem Lager hin.

Doch auch in diesem war es lebhaft geworden. Laut rasselten dort die Trommeln, fröhlich schmetterten die Trompeten, und im schnellen Laufe drängten sich die aus ihrem ruhigen Schlummer emporgeschreckten Krieger nach den angewiesenen Plätzen, indem sie mit Spannung der Ursache des plötzlichen Allarms entgegen sahen. — Aber kein Schuß erfolgte weiter. — Allgemach hörte der dumpfe Donner der Lärmkanone, das Rasseln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten auf, und bald trat die frühere Stille wieder ein. — Heiter brach der Morgen heran. Die ersten Strahlen der hinter dem fernen Blau der Gebirge langsam emporsteigenden Sonne, fielen mit rosigem Schimmer auf das noch immer am Fuße des Hügels schlagfertig aufgestellte Reiter-Piket, vor dessen Front der jugendliche Anführer in tiefem Schweigen auf und nieder ritt. Nur zu Zeiten wirft er einen Blick auf das fröhliche Gewimmel des Lagers, aus dem sich so eben eine lange Reiterschaar, deren Richtung auf den Hügel zu zielen scheint, in Bewegung setzt. Der Zug kömmt näher, und immer deutlicher lassen sich die einzelnen Reiter unterscheiden.

An der Spitze derselben galoppirt auf einem hohen feurigen Roß ein schlanker starkgebauter Mann von mittlern Jahren, in einer reichgestickten Uniform. Seine Brust ziert ein einziger Ordensstern. Mit voller Kraft zügelt die Linke das ungestüme Feuer des ungeduldigen Thieres, indeß sein großes helles Auge forschend nach allen Seiten sieht. Es ist der Obergeneral Prondzynski. In einer kleinen Entfernung folgt ihm eine Anzahl von Offizieren, deren verschiedenartige glänzende Uniformen sie als seine Adjutanten, Gallopins, Offiziere des Generalstabes und Ordonnanzen bezeichnen. Ihnen schließt sich etwas weiter eine Compagnie leichter Feldjäger an. Bald waren sie dem Hügel ganz nahe. Leicht hielt Prondzynski das feurige Roß an, indem er sich mit der Frage zu seinem Gefolge wendet: „Wer kommandirt hier den Vorposten?" — Rittmeister Kampynski, unter ihm Lieutenant Bronkowski vom ersten litthauischen Uhlanenregiment, — war die schnelle ehrerbietige Antwort eines Adjutanten, und schon naht mit wilden Lanzaden der Erstgenannte. Blitzend salutirt die hell polirte Säbelklinge, indeß die kräftige Hand das tobende Roß zum Stehen parirt.

Es war Fedor — vor Kurzem zum Rittmeister avancirt. Freundlich erwiederte Prondzynski den militärischen Gruß. Ein wohlwollendes Lächeln spielt in seinen sonst ernsten Zügen und fest verweilt sein Blick auf der jugendlichen Gestalt des Rittmeisters, der ehrerbietig seine Befehle erwartet.

„Senden Sie den Lieutenant Bronkowski", begann der Obergeneral nach einer kleinen Pause zu dem Rittmeister gewendet, — „mit 15 Mann ihrer Uhlanen alsogleich auf Recognoscirung. Jeder von den Reitern nimmt einen Feldjäger hinter sich auf sein Pferd. Im Walde selbst bleibt der Lieutenant mit seinem Kommando auf der Hauptstraße, indessen die abgesessenen Feldjäger das Gehölze rechts und links durchstreifen. — Diese Compagnie, fuhr Prondzynski fort, indem er auf die am Fusse des Hügels aufgestellte Jägerschaar hinwies, wird die Recognoscirung unterstützen. In der kürzesten Frist erwarte ich hier den Rapport."

Der Befehl war ertheilt. — Rasch wandte Kamynski sein Pferd. Im Fluge sprengt er seinem Pikete zu, und von ihm beordert, eilt Bronkowski an der Spitze der kleinen Schaar pfeilschnell nach dem Walde. Im Sturmschritte folgt ihm die Truppe der Feldjäger — bald sind alle im Gehölze verschwunden.

Langsam war indessen Prondzynski dem verlassenen Zelte des Rittmeisters näher gekommen, und vor demselben abgestiegen. Schnell wurde ein Feldsessel herbeigebracht, ein Feldtisch aufgeschlagen, und der nächste Augenblick fand den Feldherrn in das starre Ansehen einer auf demselben ausgebreiteten Landkarte vertieft. In leisem Gespräche unterhielt sich seitwärts sein Gefolge von den Mühseligkeiten des gegenwärtigen Feldzuges. Eine Anzahl Ordonnanzen in einer weiteren Entfernung hielt die ihrer Reiter entledigten Pferde an den Zügeln.

So war allmählig eine Stunde verflossen. Plötzlich erschienen am Saum des Waldes mehrere Reiter. Sie eskortirten in ihrer Mitte eine mit drei dampfenden Rennern bespannte Kibitke, die sich fast im Laufe dem Vorposten näherte. Es war Bronkowski mit einem Theile der ausgesandten Mannschaft. In weiter Entfernung hinter ihm marschirten die Feldjäger in langsamen Schritten dem Lager zu.

Bald waren die Ersteren am Zelte des Obergenerals angelangt, und mit kurzen Worten erstattete Bronkowski seinen Rapport. — Eine halbe Stunde tiefer im Walde erblickten seine Leute die so eben hierher begleitete Kibitke. Schnell wurde dieselbe umrungen und nur mit Mühe erfuhren sie aus dem Munde des vom Schrecken noch ganz betäubten Rosselenkers, daß der Wagen von einem Haufen Marodeurs und Nachzüglern, die den Gräuel des Krieges auch zu ihrem raubgierigen Vorhaben benutzten, angegriffen worden sey. — Mit

Löwenmuth habe sich der Eigenthümer desselben, ein alter litthauischer Edelmann, gegen ihren Andrang vertheidigt, zwei der Angreifenden erschossen, und mehrere verwundet, dabei aber selbst einen Säbelhieb in den Kopf erhalten, der ihn leblos in den Wagen niedergestreckt hatte. Die Räuber hatten bei dem ersten Anblick des nahenden Sekurses die Flucht ergriffen. Eilend setzten auf Befehl ihres Lieutenants einige Reiter den Fliehenden nach, und bald hatten sie zwei von ihnen, die wegen ihrer empfangenen Wunden den übrigen in gleicher Schnelle nachzufolgen außer Stande waren, eingeholt, und zu Gefangenen gemacht. Bronkowski selbst begab sich eilend mit dem Wagen auf den Weg, um wo möglich dem Schwerverwundeten die nöthige Hülfe zu verschaffen, und langsamer eskortirten die Feldjäger die gefangenen Verbrecher nach dem Lager. Der Rapport war beendet.

Mit innigem Mitleiden trat Prondzynski an die Kibitke, die sein Gefolge indessen mit eben so warmer Theilnahme umgeben hatte. Im Innern des Wagens lag mit geschlossenen Augen auf die blutgetränkten Kissen leblos zurückgesunken, ein ehrwürdiger Greis. Das mit wenigen Silberlocken sparsam gezierte Haupt war durch einen furchtbaren Säbelhieb in der Mitte gespaltet.

Forschend frug der Obergeneral nach dem Namen des Verwundeten. „Starost Kampynski", war die rauhe laut ausgesprochene Antwort des theilnahmlos an der Kibitke gelehnten Kutschers.

„Heiliger Gott, mein Vater!" schrie gellend in demselben Augenblick eine männliche Stimme auf. — Erschrocken wandte sich alles um. — Halb sinnlos stürzte Fedor von seinem Pferde herab, und wankte jetzt mit brechenden Knien nach der Kibitke. Schluchzend preßten sich seine Lippen auf die starren bleichen Hände des Greises, der, um seinen lang entbehrten Sohn an sein Vaterherz zu drücken, die beschwerliche Reise nach dem Lager unternahm. Ihn hatte der Tod erreicht, ohne dem Vaterherz den letzten heißen Wunsch zu gönnen.

Tief ehrte Prondzynski und sein Gefolge den Schmerz des jugendlichen Kriegers. Auf einen Wink des Obergenerals am nächsten Baume aufgehangen, verzerrten die in Lumpen gehüllten, blutbedeckten Gestalten der beiden Gefangenen bald ihre verwilderten Züge im röchelnden Todeskampfe, doch weder die, sie auf dem Fuße Ihrer Verbrechen ereilende Vergeltung, noch die angestrengtesten Bemühungen der herbeigeeilten Feldärzte vermochten den erloschenen Lebensfunken des Starosten wieder zur hellen Flamme anzufachen.

Matt schlug der Schwerverwundete noch einmal das gebrochene Auge empor, sein erlöschender Blick traf den tief erschütterten Sohn; es war das letzte Wiedersehn. Wenige Stunden, und die kühle Erde hatte sich auf ewig über seine irdischen Reste geschlossen.

Fedor hatte das einzige ihm noch übrige Gut verloren, das sein Daseyn mit den süßen Ketten inniger Kindesliebe an diese Erde band. Wüthend stürzte er sich in jeden Kampf, das dichteste Gewühl der Schlacht nahm den lebensmüden Krieger auf. Er suchte den Tod. Mit rosigem Schimmer lächelte die Hoffnung dem Unglücklichen entgegen.

III.

Liebe.

1.

Vor dem Portal des Théatre français in Paris sah man im Jahre 1830 beinahe jeden Abend einen schlanken jungen Mann. Eine geisterhafte Blässe ruhte auf dem düstern Antlitz, das Kummer, Gram und Sorgen mit den tiefen Furchen eines unauslöschlichen Grames gezeichnet zu haben schienen, während ein sanftes Feuer aus den blauen schwermüthigen Augen strahlte, und die ganze Gestalt mit einem eigenen Zauber übergoß. Neugierig ruhten die forschenden Blicke der Vorübergehenden auf diesem Bilde eines herben nagenden Schmerzes, und jeder fühlte sich von dem Seelenadel, der sich in allen Mienen und dem hohen Anstande, der sich in jeder Bewegung des Fremden kund gab, unwillkührlich überrascht. Wer er sey? wußte Niemand, denn so still als er bei dem Anfange jeder Vorstellung erschien, so leise und unbemerkt entfernte er sich bei dem Ende derselben, ohne daß irgend Jemand im Stande gewesen wäre, das Thun und Treiben dieser räthselhaften Erscheinung zu enthüllen. Es war Fedor.

Die Schlacht bei Ostrolenka war geschlagen, das Blut in Strömen wenn gleich nutzlos, geflossen, und in wilder Flucht zerstreuten sich die Schaaren der unglücklichen Vaterlandsvertheidiger, von den Siegern nach allen Seiten verfolgt. Was sich nicht der Gnade eines großherzigen Monarchen überlassen wollte, begab sich in ferne Lande, um da eine neue Heimath zu suchen, ein neues Vaterland zu begründen.

Unter den Vielen, die es vorzogen, auf fremden Boden die Folgen ihrer unüberlegten Handlungsweise und eines thörichten Freiheitstaumels zu beweinen, befand sich auch Fedor. Seine Güter waren vom Fiskus eingezogen, sein Name stand auf der Liste der Geächteten, und somit duldete es ihn in jenem Lande nimmer, das die theuersten Pfänder seiner Liebe in einem Boden barg, der dem Rechte des Siegers und seiner Willkühr verfallen war. Die Wahl seines Aufenthalts fiel auf Paris.

Von den Trümmern des geretteten geringen Vermögens lebend, suchte Fedor unermüdet einen Ort, wohin er das müde Haupt für die Tage des Alters geschützt, sorgenfrei hinlegen konnte; doch seine Baarschaft ward immer geringer, die Hoffnung eines Unterkommens immer kleiner und schon pochte der Mangel fühlbar an seiner Thüre, indeß die Hülfe noch immer entfernt blieb.

Um seinem Gram zu entgehen, und der Erinnerung an sein theures Vaterland desto freier nachzuhängen, benutzte Fedor die frühen Morgenstunden zu einem Spaziergange längs der Seine. So war er auch eines Tages ganz vertieft in Gedanken an sein freudenleeres Schicksal ausgegangen, doch als er wiederkehrte, fand er sich freudig und schmerzlich zugleich überrascht. Auf seinem Schreibtisch lag eine volle Geldbörse, daneben ein offenes Brieschen. Hastig griff Fedor nach dem letztern, und mit steigendem Erstaunen las er die folgenden mit zierlicher Frauenhand auf das Papier hingeworfenen Zeilen:

„Nur ein edler Mann kann den Fluch eines eisernen Geschickes mit fester Kraft ertragen, doch das herbe Loos des Unglücks zu mildern, zu trösten, und mit herzlichem Mitgefühl fremder Noth abzuhelfen, dies ist des Weibes schönste heiligste Pflicht. — Möge auch sie mich in ihren Augen entschuldigen, daß ich unberufen mich gedrungen fühle, Ihre traurige Lage zu lindern. Nie nach mir zu forschen ist die einzige Bitte einer Ihnen herzlich wohlwollenden."

Wer kannte seine Verhältnisse, wer wußte um seine Lage? Keine Unterschrift war zu sehen. So blieb die Geberin dieser und so mancher folgenden Börse eben so unbekannt, als die Art und Weise, wie diese Spenden einer freundlichen

eilnahme in sein fest verschlossenes Zimmer kommen, für ein Räthsel blieb. Ein Zufall lüftete den Schleier.

(Schluß folgt.)

Physiologie des Ehemanns.

Von Ch. Paul de Kock

Wir geben unsern Lesern in Nachstehendem eine der geistchsten von den gegenwärtig in Frankreich so beliebten Phylogien. Paul de Kock hat den Ehemann auf köstliche Art fgefaßt und geschildert, und überall leuchtet scharfe Beobachng, Wahrheit und Heiterkeit durch. Man findet hier den chtfertigen Styl, der ihm sonst eigen ist, nicht, was jedoch r Darstellung nichts an Interesse nimmt.

Dieses Werkchen ist eine leichte Satyre auf die Ehemänner d nebenbei eine Lobeserhebung der Frauen. Jedermann wird : folgende skizzirte Physiologie des Ehemanns mit Vergnügen en.

Der Honig=Mond.

Zu Anfang steht er sehr spät auf; man kann ihn nicht aus m Bett bringen. (Wohl zu verstehen, seine Frau hat sich ch noch nicht erhoben.)

Hat er ein Amt, so sagt er: „Ach! ich würde doch schon spät auf meine Kanzlei kommen, um die Eintrittskarten in n Park zu unterzeichen, ich gehe lieber gar nicht hin.“

Ist er Kaufmann, sagt er: „Die Commis sind unten, sie dürfen meiner nicht, um den Laden zu öffnen..: Man verufst Morgens doch nicht viel; überdieß müssen die jungen Leute h ausbilden, ich kann sie nicht immer überwachen.“

Ist er Sachwalter, sagt er: „Ich habe für diesen Morgen ne Unterredung bestellt... Ich werde heute Abend hingehen, wird sich auch thun. Man kann sich doch wahrlich nicht Tode arbeiten.“

Lebt er blos von seinen Zinsen, so spricht er gar nichts; agt ihn aber seine Frau nach der Zeit, so begnügt er sich, zu umarmen, indem er ihr erwiedert: „Was geht uns die eit an? Was drängt uns denn? Sind wir nicht unsere eigene erren.“

Und noch andere Gründe bringt er, von den zärtlichsten Liebsungen begleitet, vor; Madame läßt sich leicht überreden, sie idet ihren Gatten äußerst beredt und überzeugend.

Bald gesteht unser Ehemann, er habe Hunger; seine Frau wiedert: „Das Frühstück erwartet uns, komm, wir stehen auf!“ „Aber zu was denn aufstehen?“ ruft unser Ehemann. „Frühücken wir im Bett, meine Theure, es ist viel hübscher.“

Madame hat hiegegen nichts einzuwenden: ein Lächeln ist re Antwort.

Man frühstückt im Bett. Dieß kann zwar sehr artig seyn, ber sicherlich nicht bequem. Das thut nichts, die Liebe macht lles entzückend.

Hat man gefrühstückt, so steht man erst noch nicht auf; man at sich eine Menge Sachen zu sagen.

Endlich erhebt man sich. Man kleidet sich an, indem man ine Menge kleiner allerliebster Possen treibt, bald versteckt ian sich, bald hüpft man einander zu, bald gibt man sich Küsse.

Die Stunde des Mittagessens ist gekommen, und man hat ichts gethan, als gelacht, gescherzt und getändelt. Der Herr at gefunden, daß der Tag sehr schnell vorübergegangen ist.

Madame hat schmachtende Augen, welche das Nämliche sagen. Er kann nicht müde werden, seiner Frau in die Augen zu sehen, sie in die Arme zu nehmen, und ihre Hände zu drücken.

Madame fürchtet, es möchte dieß am Ende zu weit gehen, und ihr Mann werde aus Liebe verrückt werden.

Beim Mittagessen ist der Herr Gemahl die Zärtlichkeit selbst; trinkt aus dem Glase, aus dem sie getrunken; ißt von dem, was sie gekostet hat. Fasanen würden ihm geschmacklos scheinen, hätte sie sie nicht berührt.

Entschließen sich die Neuvermählten, Abends in's Theater zu gehen, so werden sie nicht bis zu Ende bleiben; gehen sie in Gesellschaft, so dringt er sehr darauf, daß man sich nach Hause begebe. Er gibt seiner Frau von Weitem Zeichen; diese gibt ihm zu verstehen, daß der Anstand erfordere, noch länger zu bleiben, aber unser Neuvermählter trotzt jetzt allem Anstand, unbekümmert darum, was man sagen, was man denken wird. Er will seine Frau mitnehmen, es verlangt ihn, wieder mit ihr allein zu seyn. Solche Augenblicke scheinen ihm zu selten.

Endlich gelingt es ihm, sich mit seiner Frau zu entfernen. Es ist dieß beinahe eine Entführung!

Er hebt die Frau in den Wagen und stürzt hinter ihr hinein.

Dieser Mensch ist sehr ungeduldig!

Ginge das so fort, es wäre entzückend! Aber ...

Der April=Mond. (Ehestand.)

Werden die Frauen gegen ihre Gatten immer ebenso seyn, wie sie während des Honig=Monds sind? Eine schwierige Frage, die ich hier nicht zu lösen suchen will, weil wir von verheiratheten Männern sprechen, und nicht von ihren Ehehälften.

Aber beiläufig will ich nur sagen, daß die Frauen weniger schnell als wir des Vergnügens und des Glücks überdrüssig werden; es ist also nicht die Frau, die zuerst den Honig=Mond mit dem April=Mond vertauscht.

Der Herr, welcher so gerne lang im Bette blieb, fängt an früher aufzustehen; dann, wie vor seiner Verheirathung; später noch früher als zu der Zeit, da er noch ledig war.

Es ist jetzt die Frau, welche ihn zurückzuhalten sucht, aber unser Ehemann entwindet sich ihr.

„Und mein Bureau!... Zum!... Ich habe nicht Lust, meinen Chef über mich ungünstige Berichte machen zu lassen!... zuletzt sogar noch meine Stelle zu verlieren.“

Oder: „Die Commis unten thun nichts, wenn ich nicht da bin..., Meine Liebe, wenn man ein Geschäft hat, muß man früh bei der Hand seyn, sonst geht nichts vorwärts! Es geht nichts über das Auge des Herrn.“

Oder: „Ich habe diesen Morgen frühe eine Unterredung, es betrifft eine wichtige Angelegenheit; ich kann meinen Mann nicht vergeblich warten lassen... Will man gute Geschäfte machen, so muß man nicht faul seyn.

„Aber Du hast nicht gefrühstückt,“ sagt einmal seufzend die Frau; „wenn Du wartest, bringt man das Frühstück ans Bett... es würde nicht länger anstehen!...“

„O! nein!... Im Bett frühstücken!... Da hat man es nicht sehr bequem zum Essen!... Man gießt den Kaffee um,... läßt den Löffel fallen,... findet sein Brod nicht mehr!... Es ist etwas Unangenehmes, im Bett zu frühstücken... Es geht Einem gerade wie den Leuten, welche auf dem Boden zu Mittag speisen wollen, und welchen dann das Einschenken wehe thut. Eine Tafel, meine Liebe, eine gut servirte Tafel braucht man, um mit Bequemlichkeit zu essen!...“

Die Frau murmelt halb=verdrießlich, halb=stichelnd: „Aber-

doch ein ander Mal... Du frühstücktest ja sonst gerne mit mir im Bett... fandest es damals nicht unbequem..."

Statt aller Antwort ist der Mann schnell aus den Federn gesprungen; er zieht sich eilends an, frühstückt sehr schnell, und geht, ehe seine Frau mit der Morgen-Toilette fertig ist.

Kommt der Herr unter Tags nach Hause, und seine Frau geht ihm entgegen, um mit ihm zu tändeln, zu lachen, zu scherzen, wie während der ersten Tage ihrer Heirath, so erwiedert unser Ehemann ziemlich schnell: „Laß mich doch liebe Freundin... ich habe keine Zeit, zu spielen, ich!... Ah: Du bist recht hübsch; aber wenn Du mir einen großen Gefallen erweisen willst, so gehe; Du störst mich in meiner Arbeit."

Und der Herr denkt nicht mehr daran, die Frau zu umarmen; er drückt ihr nicht mehr die Hände; er betrachtet nicht mehr Minuten lang ihre Augen.

Beim Mittagessen ist der Herr Gemahl nicht mehr so zärtlich. Hat seine Frau von Etwas gegessen, und präsentirt es ihm dann, so thut er, als sähe er es nicht, und ißt von dem weiter, was er vor sich hat: oder zuckt er gar die Achseln mit den Worten: „Laß doch Deine Narrheiten!... Ich mag diesen Bissen nicht... Er ist zu fett. — Oder: Er ist zu mager."

Setzt die Frau ein neues Häubchen oder einen neuen Hut auf und stellt sich vor ihren Mann hin und sagt:

„Wie findest Du mich? Steht das mir gut?"

So erwiedert unser Ehemann: „Sehr gut!... sehr gut!... Du bist bezaubernd." Aber er hat seine Frau mit keinem Blicke angesehen.

Sie, welche dieß bemerkte, entfernt sich sehr beleidigt durch diese Gleichgültigkeit, und verspricht sich, künftig keine Mühe mehr sich geben zu wollen, nach seinem Geschmack zu seyn.

Begleitet der Herr die Frau in die Soiree, so setzt er sie in eine Ecke des Salons, wo sie sich unterhalten mag, so gut sie kann. Er jedoch macht es ganz anders; er geht in ein anderes Zimmer, um den Liebhaber bei einer andern, sogar bei vielen andern Frauen zu spielen; die Hauptsache dabei ist, daß es nicht die seinige ist. Tanzt er, so thut er dieß nie mit seiner Frau: er behauptet, es sey dieß gegen den Anstand. Nachher setzt er sich an einen Spieltisch; er vergißt die Zeit; er unterhält sich und denkt nicht daran, daß seine Frau Langeweile haben kann. Sie kommt indeß an den Spieltisch, geht auf ihren Gemahl zu, und sagt ihm ganz sanft: „Mein Freund... wollen wir nicht bald an's Nachhausegehen denken?"

„Ja... ja... Sogleich... bald!... Tanze noch ein wenig ... dann wollen wir gehen."

„Ich will nicht mehr tanzen; ich bin müde."

„Nun! so ruhe aus."

Die Frau sagt nichts mehr, und entfernt sich; aber nach Verfluß einer halben Stunde kommt sie wieder und sagt ihrem Manne, welcher noch spielt: „Mein Freund, es ist sehr spät ... Gehst Du noch nicht?"

„Ja, ja... in fünf Minuten... nicht mehr als 5 Minuten und ich bin bei Dir."

(Schluß folgt)

Schreckliche Mordthat.

Eine schreckliche Mordthat, die vor etwa drei Wochen in einem Wirthshause von Eastcheap (einem Stadttheile von London) begangen wurde, nimmt seitdem die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Schwager des Wirthes Burdon, ein gewisser Blakesley, trat nämlich spät Abends ins Haus und in den Schenkladen, wo seine Frau, die bei ihm keinen Unterhalt mehr finden konnte, und deßhalb zu ihrem Bruder Burdon sich begeben hatte, dem sie in der Wirthschaft half, neben der Frau des letztern hinterm Schenktische stand. Ohne ein Wort zu sagen, versetzte Blakesley seiner Frau einen gewaltigen Messerstich in den Leib, verwundete seine Schwägerin, die ihn abwehren wollte, und versetzte seinem Schwager Burdon, der auf das Geschrei der Frauen herbeieilte, einen furchtbaren Stich in den Magen, der ihn sogleich todt zu Boden streckte. Hier entfernte er sich so rasch, daß er, obwohl mehrere Gäste, Aufwärter rc. auf der Stelle herbeieilten, nicht mehr ergriffen werden konnte. Die Polizei spürte ihm unverzüglich in und außerhalb London nach, während zugleich von dem Lord des Schatzes eine Belohnung von 100 Pf. St. für seine Ergreifung ausgesetzt wurde. Gestern früh um 1 Uhr überlieferte er sich der Polizei, so zu sagen selbst, indem er in der nicht weit von London entfernten Stadt Hitchen auf dem Markte herumschlenderte, wo ihn zwei Polizei-Konstabler sahen und der eine ihn mit einer gleichgültigen Miene anredete. Blakesley, der augenscheinlich in der größten Seelenangst und wie geisteszerrüttet war, antwortete: „Konstabler, ich bin fast wahnsinnig!" Auf die weitere Frage, ob er Beistand brauche, sagte er: „Ihr müßt mich in Haft nehmen," und bekannte, daß er der Vollbringer des in London verübten Mordes sey. Er ward natürlich festgenommen, und seine erste Frage in der Wachtstube war, ob seine Frau noch lebe. Auf die bejahende Antwort stammelte er: „Gott sey Dank! Er äußerte, daß er seit seiner Flucht aus London in keinem Bette geschlafen und sich, wie Zeugenaussagen, als wahr herausstellen, von Thür zu Thür sein Brod gebettelt habe, übrigens fühle er sich jetzt, da er sein Verbrechen eingestanden, etwas ruhiger. Der Unglückliche bekannte weiter, daß er blos seine Frau habe ermorden wollen, gegen die er, weil sie ihn verlassen, mit Groll erfüllt gewesen sey; nur weil sein Schwager dazwischen gekommen, habe er ihm in blinder Wuth den Stich versetzt. Blakesley wurde dann sogleich nach London gebracht, wo seine Ankunft bald überall ruchbar wurde. Da man vernahm, daß bald darauf das Verhör vor dem Lordmajor erfolgen sollte, so waren an allen Eingängen von Mansion-House dichte Menschenmassen versammelt, um, in so weit sie nicht Zeugen des Verhörs seyn könnten, wenigstens den Gefangenen zu sehen. Dieser wurde um 11 Uhr in den dichtgefüllten Gerichtssaal gebracht, war aber so schwach, daß ihn die zu beiden Seiten stehenden Polizeiagenten kaum aufrecht halten konnten. Die schreckliche Last seines Verbrechens schien ihn ganz nieder zu beugen, und er war augenscheinlich dem tiefsten Kummer und den bittersten Gewissensbissen preisgegeben. Der Polizei-Konstabler, welcher ihn zu Hitchen verhaftet und nach London gebracht hatte, machte hierauf seine Aussage, während deren Blakesley ohnmächtig wurde und zu Boden gestürzt wäre, wenn ihn die Agenten nicht schnell gefaßt hätten. Nach Vernehmung zweier Polizebeamten über die Identität der Person des Gefangenen befahl der Lordmaior, daß Blakesley in's Gefängniß von Newgate gebracht und in nächster Sitzung des Central-Criminalgerichts abgeurtheilt werde. Der Gefangene, welcher kein einziges Wort gesprochen hatte, ward hierauf abgeführt. Da die nächste Session der Old-Bailley am 25. Okt. beginnt, so wird fast ein Monat bis zum Urtheilsspruch verfließen.

№ 85.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Prolog

zur Allerhöchsten Namensfeyer Ihrer Maj. der Königin am 18. Oktober, gesprochen von Frl. Marie Edler im Saale der Gesellschaft des Frohsinns.

Wo vereinte Kräfte walten,
Wo vereinte Herzen glüh'n,
Muß sich Herrliches gestalten,
Und der Liebe Wort erblüh'n.
Naht die Freude unserm Bunde,
Fühlen wir sie stolz und heiß,
Und mit Jubel tritt die Stunde
In verwandter Seelen Kreis;

Denn sie trägt auf ihren Schwingen
Heilige Erinnerung.
Einen Namen hör ich klingen,
Welchen feiert Alt und Jung.
Landeswonne hör' ich schallen,
Zu dem Throne schwebt sie hin;
Es bewegt die Seele Allen
Die geliebte Königin.

Sie die Mutter des Geschlechtes,
Das mit süßer Hoffnung blüht,
Die für Wohlthun und für ächtes
Bürgerglück so hoch erglüht;
Die mit königlichem Lohne
Bei der edlen That verweilt,
Und die hilfreich milde Krone
Würdig mit dem Herrscher theilt;

Mag Sie schützen Gottes Weihe!
Unsere Liebe fehlt Ihr nie;
Eine ungezählte Reihe
Heller Sonnen sey um Sie!
Daß die Freude niemals schwinde,
Stets sich frische Blumen zieh'n
Um Thereseus Herrscherbinde:
Heil der hohen Königin

Fedor.

Original-Novelle aus dem letzten polnischen Freiheitskampfe.
(Schluß.)

Früher als gewöhnlich kehrte Fedor eines Morgens in seine Wohnung zurück, und sich auf das bequeme Sopha streckend, gab er seinen Gedanken freien Spielraum. So mochte er einige Zeit im wachen Traume zugebracht haben, als er plötzlich durch einen hellen Klang aus seinem Sinnen erwachte. Es schien als ob Jemand eine mit Gold gefüllte Börse auf seinen Schreibtisch fallen gelassen habe. Erstaunt blickte er um sich, und gewahrte so eben nur noch, wie ein niedliches Körbchen, an zwei Bindfäden befestigt, sich von seinem Tische erhob und pfeilschnell in der Decke des Zimmers durch eine bisher nicht wahrgenommene Oeffnung verschwand.

Auf dem Tische lag eine grünseidene Börse mit goldenem Inhalt. Die Art und Weise, wie dieselbe den Zudrang in sein Zimmer gefunden, war enträthselt; nun konnte auch ihre Geberin nicht länger unbekannt bleiben. Es war Adele, erste Tänzerin der großen Oper in Paris. Schon die nächste Stunde fand Fedor von brennender Dankbarkeit erfüllt, vor seiner hocherglühenden Wohlthäterin, die es nie vermuthet hätte, ihre Geheimnisse so bald enthüllt zu sehen, und nun mit sanftem Erröthen die feurigen Worte eines überströmenden Dankgefühls anzunehmen sich wider ihren Willen genöthigt fand.

Adelens liebreizende Erscheinung übte einen unwiderstehlichen Zauber auf Fedor's wundes Herz. Eine heftige Flamme loderte mit aller Gluth einer ersten einzigen Liebe in seinem Innern auf, und schon die nächsten Tage erblickten ihn stets zur selben Stunde vor dem Portale des Théâtre français, indem er mit Ungeduld der Ankunft und Rückfahrt seines allgemein verehrten Gegenstandes entgegen sah, und reich belohnt, wenn ihm nur ein Blick aus Adelens schwärmerischen Auge traf, kehrte er, mit ihrem Bilde in seinem Herzen, selig nach seiner Wohnung zurück. Es waren die ersten heiteren Tage, die ein sehr langes Leiden versüßten.

2.

In einem eleganten Appartement auf die schwellende Ottomanne hingegossen, ruhte Adele im strahlenden Glanze einer jugendlichen Schönheit. Das blonde Haar à l'anglais in wallende Locken aufgelöst, ringelte spielend über den Blüthenschnee des üppig vollen Nackens nieder, um den sich eine Schnur ächter orientalischer Perlen kosend schmiegte. Tändelnd hielten ihre rosigen Finger eine volle aufgeblühte Rose, die sie so eben von einem jungen Mann erhalten hatte, der auf einem niedrigen Tabouret zu ihren Füßen saß.

Es war Fedor, der mit dem Feuerblicke einer verzehrenden Leidenschaft zu dem holden Engelsantlitze emporsah, das ihn mit den engsten Ketten der Liebe und Dankbarkeit gefesselt hielt. „Ich danke Dir — ich danke Dir recht herzlich für Deine Aufmerksamkeit, mein guter Fedor!" sprach endlich, wie aus tiefem Sinnen erwachend, Adele, indem ihr von seidenen Wimpern beschattetes Auge mit innigem Wohlgefallen auf den bleichen Zügen des jungen Mannes weilte. Ein heißer Thränenstrom entrollte bei diesen Worten dem Auge Fedor's und von unendlichem Schmerze übermannt, rief er schluchzend

aus: „Ich habe nichts — nichts auf dieser weiten Erde, um Dir zu danken."

„Beruhige Dich mein theurer Fedor," entgegnete sanft Adele, indem die blüthenweiße Hand streichelnd die Wangen desselben berührte, „verzage nicht — es wird, es muß alles besser werden."

„Es muß — ja es muß besser werden," rief Fedor hastig, indem er leise murmelnd hinzufügte, „mein Herz wird brechen, doch mir wird wohler werden."

Auch Adele schien von den Worten ihres Schützlings tief erschüttert zu seyn, und sah mit düsterm Schweigen auf den Unglücklichen nieder, dem sein grausames Schicksal Alles geraubt hatte, und der nun in ihr, Mutter, Schwestern und Geliebte wieder finden sollte. So saßen beide in wortloses Hinstarren versunken lange neben einander, endlich fuhr Fedor mit den Worten empor: „Leb wohl, Adele! die Stunde drängt." Sanft ergriff er ihre Hand, ein heißer Kuß fiel brennend auf dieselbe nieder, und mit Hast sich von seinem Sitze erhebend, war er schnell ihrem Auge entschwunden.

Adele fühlte heiß und innig, daß Fedor ihr das Höchste — daß ihr Glück nur mit seinem Besitze auf ewig verbunden sey. — Durch die eines Tages zufälliger Weise gemachte Entdeckung der in ihrem Zimmer befindlichen Oeffnung, welche von den frühern Bewohnern der beiden übereinander gelegenen Wohnungen, der Himmel weiß, zu welchem Zwecke, gemacht worden war, gelangte sie zuerst zur Kenntniß von dem Thun und Treiben des, ihr schon früher interessant erschienenen Fremdlings. Fedor's öftere Selbstgespräche hatten sie mit seiner traurigen Lage und einem Theil seiner Erlebnisse bekannt gemacht, und Adele glaubte sich daher um so früher zu seiner Hülfe berufen, als der bleiche junge Mann mit ausdrucksvollem Gesichte einen bleibenden Eindruck auf ihr unbefangenes Herz gemacht hatte. Allein obgleich sie ihm alles gewähren konnte, was sie zu seinem Glücke nur immer dienlich erachtete — so war sie dennoch nicht im Stande, ihrer Freiheit zu entsagen, und den geliebten Mann mit dem Besitze ihrer Hand zu beglücken, und wie sehr auch Fedor bat, dieses einzige Ziel seines Strebens verwehrte ihm Adele mit eiserner Festigkeit. Es that ihr nur zu wohl, sich von der Elite der jugendlichen Männerwelt angebetet zu wissen, das artige Benehmen der an ihren Siegeswagen gefesselten Herren schmeichelte ihrem Stolze, obgleich es ihrem Herzen nicht genügte, und furchtbar erschien ihr der Gedanke, diesem Weihrauch in den Banden der Ehe vielleicht für immer entsagen zu müssen.

So hatte auch heute Fedor es vergeblich versucht, ihren starren Sinn zu beugen, und von ihrer festen Weigerung tief in seinem Innern verletzt, hatte er sich rasch entfernt. Mit schmerzlicher Wehmuth sah ihm Adele nach. Eine heiße Thräne fiel brennend auf ihren Busen nieder, doch schnell gefaßt rief ein rascher Klingelzug die Zofe zu ihrer Bedienung herbei. Die nächste Stunde fand sie in einem blendenden Kostüme, von Grazien und Amouretten im neckenden Spiele umgaukelt, in ihrem Boudoir. Mit Ungeduld sah sie dem Wagen entgegen, der ihren Ruhm in dem heutigen Ballette mit einem neuen glänzenden Triumphe bereichern sollte. Er erschien und pfeilschnell zogen die muthigen Rosse sie den lauten Zeichen eines stürmischen Beifalls entgegen. Doch was sie hoch beglückte, es wand sich um Fedor's Haupt zum Cypressenkranze.

3.

An dem Ufer der Seine wandelte zur Abendzeit desselben Tages ein junger Mann in tiefes Sinnen verloren. Mit eisiger Klarheit schweifte sein Auge über den hellen Spiegel der ruhigen Wellen hin — ein furchtbarer Gedanke schien in seinem Innern zu gähren. Immer matter wurden die Blicke des Unglücklichen, immer düsterer die Züge seines verstörten Antlitzes, und immer gebückter schritt die schlanke hohe Gestalt langsam auf und nieder.

Als wäre er jetzt mit sich selbst einig geworden, zog der junge Mann mit zitternder Hand ein weißes Blatt Papier aus seiner Brieftasche, auf das er wenige Worte hinwarf. Mit ruhigem Gleichmuth streift er dann den Rock von seinen Schultern — legt den zusammengefalteten Brief mit einem Steine beschwert auf denselben — in wehmüthigen Lauten entquillt der Name „Adele" den schmerzlich zuckenden Lippen, und plätschernd schlagen die Wellen der Seine, in die er sich gestürzt, nun über ihrem Opfer zusammen. Er ist verschwunden, nur ein großes Rad zeigt auf dem ruhigen Wellenspiegel den Ort seines Verschwindens — es wird immer kleiner und kleiner — bald ist es kaum mehr bemerkbar — nun ist die letzte Spur des Unglücklichen verweht. Es war Fedor, dem die Liebe dies nasse Grab bereitet. —

Der frühe Morgen des andern Tages war herangebrochen. Eilfertig drängte sich ein Haufe von Menschen nach den Pforten der Morgue, in die man so eben wieder eines jener unglücklichen Wesen getragen, die von einem harten Schicksal schwer und lastend verfolgt, der Bürde eines schmerzerfüllten Daseyns durch ein gewaltsames Ende zu entgehen suchen. — Auf das harte Marmorlager hingestreckt ruhte die triefende Leiche eines jungen bleichen Mannes; der Tod schien die schönen, aber gramgefurchteten Züge kaum leise berührt zu haben, und ein schmerzlich sanftes Lächeln spielte noch um den jetzt zu ewigem Schweigen geschlossenen Mund. Stumm blickte die ringsherum stehende Menge mit mitleidigem Auge auf das traurige Opfer eines unerbittlichen Schicksals, doch niemand kannte den Leichnam.

Plötzlich öffnet sich der Kreis. Eine junge Dame tritt rasch durch denselben. Ihr neugieriger Blick fällt auf das bleiche Antlitz des Todten — Ein furchtbarer Schrei und die Worte: „mein Fedor!" entwinden sich der hörbar pochenden Brust, und zuckend im letzten Todeskampfe, sinkt sie leblos an dem Fuße des Marmorlagers nieder — der Schmerz hatte sie getödtet. Jede menschliche Hülfe war vergebens.

Die Dame war Adele! Mit Fedor's traurigem Ende unbekannt, führte das Hinzuströmen der Menschen auch sie nach der Morgue.

Glaube, Hoffnung und Liebe hatten Fedor mit allen Elementen seiner Sehnsucht wieder vereint. — Ein Grab auf dem freundlichen Friedhofe des Père la chaise, vereinte beide Leichen in seinem kühlen Schooße. Kein Stein bezeichnet den Ort ihrer Ruhe, nur der dort wohnende Todtengräber zeigt mit grämlicher Miene den Neugierigen Fedor's und Adelens Grabhügel. —

Fridolin.

Physiologie des Ehemanns.

Von Ch. Paul de Kock

(Schluß.)

Und die 5 Minuten werden wieder zu einer halben Stunde; endlich verläßt unser Ehemann den Spieltisch mit den Worten: „Wie langweilig, wenn man nicht thun kann, was man will! unaufhörlich muß man Jemand um sich haben ..., welcher Einen fortzugehen nöthigt, wenn man gerne bleiben möchte! Die Frauen haben nicht die geringste Gefälligkeit: Ah! als ich

och Junggeselle war, hatte ich meinen freien Willen ... Dummköpfe, die wir sind, uns Ketten anzulegen ... Nun!"

Und der Herr ergreift den Arm der Frau und führt sie zu Fuß nach Haus: sagt sie dann: „Nehmen wir keinen Wagen?" o erwiedert er: Wozu? ... Es ist ja nicht weit. Ueberdieß ist es gut, wenn man sich ein wenig ergeht."

Madame seufzt: sie findet, daß ihr Gemahl sich sehr verändert hat.

Aber konnten die Narrheiten, welche den Honig-Mond bezeichnet haben, fortdauern? — Nein, gewiß nicht.

Warum aber diese Narrheiten begehen? Warum, meine Herren, gewöhnen Sie, wenn Sie sich häuslich niederlassen, ihre Frauen an eine Hausordnung, welche fortzusetzen Ihnen lästig, vielleicht gar unmöglich wird?

Wozu verschwenden Sie in den ersten Tagen all Ihre Liebenswürdigkeit und finden dann später kein artiges Wort mehr Ihnen zu sagen?

Der Ehemann im Theater mit seiner Frau.

Die Frau hat Lust, in's Vaudeville zu gehen; der Herr sagt ihr, während er gerade im Begriff ist, in's Schauspiel zu gehen: „Meine Liebe, was man heute Abend im Vaudeville gibt, scheint mir nicht sehr unterhaltend. Gehen wir lieber in's Theatre français; ich wenigstens würde dieses vorziehen."

„Was gibt man im Theatre français?"

„Die Hochzeit des Figaro."

„Aber dieses Stück haben wir ja, ich weiß nicht wie oft schon gesehen!"

„Das ist gleich, es ist immer unterhaltend; und zudem sind die Rollen gut besetzt! Komm, wir gehen in das Theatre français."

Die Frau besteht nicht weiter darauf; ihr Gemahl hat sie ja in's Schauspiel führen wollen, was schon eine bedeutende Aufopferung von ihm ist, sie will ihm ihren Dank bezeugen, indem sie sich in's Theater, welches er vorzieht, führen läßt. Man kommt dort an und setzt sich in eine Loge. Madame sitzt vorne, der Herr ihr zur Seite; aber statt auf die Bühne zu sehen, richtet er seine Lorgnetten nach allen Damen, welche im Saale sind, und bietet den Schauspielern und seiner Frau den Rücken.

Das Stück geht vor sich. Der Herr lorgnettirt immer und ruft von Zeit zu Zeit: „Diese Frau ist nicht übel ... aber die Lichter ... sie blenden gar sehr ... Diese hat sehr schöne Zähne ... aber welcher Kopfputz! ... welches dumme Gesicht! Man ist hier übel daran, man weiß nicht, wo man seine Kniee! ... seine Füße hinthun soll ... Die Logen sind zu klein ... Sie haben eine Wuth, Logen für Zwerge zu machen ... ich werde mich in den Hintergrund setzen ..."

Der Herr geht hinter, setzt aber das Lorgnettiren fort.

Seine Frau macht ihn manchmal auf das Spiel eines Schauspielers aufmerksam; er erwiedert ihr: „Hm? Wie? ... ach! ich habe wahrscheinlich nichts gehört! ..."

Nach einigen Augenblicken setzt sich der Herr Gemahl wieder vor und ruft: Man sieht gar nichts hinten ... diese Logen sind sehr schlecht gebaut."

Und er schickt sich wieder an, in dem Saal herumzulorgnettiren und seiner Frau Bemerkungen mitzutheilen, welche lieber das Stück hören möchte.

Während des folgenden Aktes hat er einen seiner Freunde am Eingange des Balkons gesehen, und er entfernt sich, um mit ihm zu sprechen. Mit dem Ende des Aktes kommt er in die Loge zurück, welche er bald wieder verläßt, um in das Parterre zu gehen.

Dießmal bleibt er noch länger aus; wie er zurückkommt, hat der vierte Akt bereits begonnen. Seine Frau fragt ihn halb unwillig: „Woher kommst Du denn?" — „Von dem Parterre ... Ich habe mit einigen Bekannten geplaudert ..." -- Und ich bin allein, ich!" — „Zum ... ! ... meine Gute, ich kann nicht einen ganzen Abend auf dem nämlichen Platz gebannt sitzen, das macht mir Fußweh ...; und dann, wenn ich mit Dir plaudern will, so antwortest Du nicht." — „Ich höre auf das Stück." — „Auf das Stück! ... ach, mein Gott! wir kennen es auswendig, wir haben es schon zehnmal gesehen ..." — „Es wird so gut aufgeführt! — „Ja, ja ... ! ich habe sie aber alle schon darin spielen gesehen .."

Die Schließerin erscheint an der Thüre der Loge.

„Geben Sie mir ein Abendblatt, den Moniteur ..., den Messager, es gilt mir gleich ..., damit ich etwas zu lesen habe.

Die Schließerin gibt dem Herrn das Journal ... Unser Mann liest, und der Akt geht zu Ende, ohne daß er einen Augenblick ein Wort mit seiner Frau gesprochen, oder eine Scene der Aufführung gesehen hätte.

Während des nun folgenden Zwischenaktes, welches der letzte ist, will er durchaus gehen, um Orangen zu kaufen; seine Frau sagt ihm aber sehr bestimmt, daß sie keine wolle.

So muß er also in der Loge bleiben. In jedem Augenblick steht er auf und setzt sich wieder; jetzt richtet er seine Lorgnette wieder nach einer ziemlich hübschen Person, welche er in einer Loge gegenüber entdeckt hat, und, um sie besser betrachten zu können, dreht er seiner Frau völlig den Rücken zu.

Der fünfte Akt beginnt, und Madame kann nicht umhin, ihrem Gemahl zu sagen: „In der That, Du hast eine besondere Art, Dich im Schauspiel aufzuführen! Wenn Leute von unserer Bekanntschaft sehen, daß Du mir den Rücken bietest, so müssen sie glauben, wir leben schlecht miteinander."

Der Herr dreht sich um, sieht auf die Bühne und murmelt: „Ach! wenn Du böse wirst, dann ist es etwas Anderes."

Der Akt spielt fort ... Der Herr rührt sich nicht mehr ... Wie das Stück zu Ende ist, dreht sich die Frau gegen ihren Gemahl, um zu sehen, ob er zufrieden ist; da bemerkt sie, daß ihr Gemahl tief schläft.

Sie stößt den Herrn, welcher die Augen öffnet, und sehr aufgeweckt zu erscheinen sucht, indem er ruft: „Ach! bravo! bravo! sie haben vortrefflich gespielt, ich bin ganz zufrieden."

Und man geht nach Hause. Die Frau aber sagt zu sich: „So hätte er mich eben so gut auch in's Vaudeville führen können."

Komödianten und Banditen.

Nach dem Englischen des Sir John Mac Farlane.

In dem schönen Gasthofe des Signor Reichmann zu Mailand saßen wir eines Abends fröhlich zusammen und erzählten einander allerlei kurzweilige Begebnisse und Reise-Abenteuer. Einer der ältern Herren an der Tafel gab folgende ergötzliche Geschichte zum Besten:

Eine Gesellschaft Schauspieler und Sänger, die sich vor etwa dreißig Jahren in der Fastenzeit in ihrem alten, schleppenden Fuhrwerk auf dem Wege nach einer der kleinen Provinzialstädte am adriatischen Meere befand, wo sie die Erlaubniß erhalten hatte, zu Ostern ihre Vorstellungen eröffnen zu dürfen, wurde von einer furchtbaren Räuberbande angehalten. Dem Befehle der Räuber, abzusteigen und sich plündern zu

lassen, so schnell gehorchend, als Furcht und Schrecken es nur immer gestalten wollten, krochen eine erste und zweite Sängerin, die beiden Tenore und ein tüchtiger Baß aus dem Bauche, und ein Tyrann, ein erster Liebhaber und ein Geiger, der Musikdirektor war, aus dem Cabriolet des Wagens, der mit der Arche Noä nicht geringe Aehnlichkeit hatte. Alle waren vor Schrecken mehr todt als lebendig; als sie sich aber auf der Straße vor den Räubern niederwarfen und nun das Plündern angehen sollte, versicherten sie hoch und theuer, sie seyen nur arme Künstler, deren Koffer nichts als Theaterkleider enthielten, die Niemand etwas nützen könnten, deren Verlust sie selbst aber ins äusserste Elend stürzen würde. „Cospetto di Bacco, Genti da Teatro, bravo!“ (Gott verdamm' mich, Theatervolk, Bravo!) schrieen mehrere von der Bande; „doch vor Allem muß man sehen, ob dem auch so ist.“ Als das Gepäck losgeschnürt und die Kisten der armen Schauspieler geöffnet waren, fanden die Räuber genügende Bestättigung der erhaltenen Versicherung. Die Koffer enthielten größtentheils einige unsaubere, mit Borten und Flittern besetzte Kleider, eine Unzahl von Schminktöpfen, aber nur sehr wenige Hemden und dergleichen, einige tragische und komische Perücken, einen nach Art einer römischen Toga zusammengeflickten, alten, rothseidenen Vorhang, zwei oder drei Paar türkische Beinkleider und ein Gallakleid aus dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten, worin der erste Liebhaber der wandernden Kunstjünger zu prunken pflegte. Der Musikdirektor hatte nichts als seinen Violinkasten, der zugleich sein Reisekoffer war, und in dem sein Instrument in ein oder zwei Hemden eingewickelt war.

Während diese Schatzkästlein aus dem Wagen hervorgezogen wurden, stießen die Räuber indeß doch auf Etwas, das ihnen von einigem bedeutenden Werthe zu seyn schien, und dieß war ein kleiner Engländer mit kupfrigem Gesichte, der sich nicht beeilt hatte, dem Beispiele seiner Reisegefährten zu folgen, sondern zusammengekauert in einem Winkel des Wagens hockte. „Tutti Inglesi son ricchi, alle Engländer sind reich“ sagen die Italiener; allein in Ermangelung einiger Millionen Engländer, die zu jeder beliebigen Stunde einen traurigen Beweis vom Gegentheil liefern könnten, war der kleine kupfrige Mann in der Wagenecke sicherlich eine Ausnahme von der Vorstellung, die sich die Räuber vom Englischen Reichthum machten. Es war ein lustiger Sohn Neptun's, der außer seinem halben Lieutenantssolde, seinem guten Humor und einer silbernen Taschenuhr nicht viel mehr bei sich hatte als die Schauspieler. Er war ein kleiner Kamerad voll so guter Laune, als nur je einer ein Halbdeck betreten oder der Wohlfeilheit wegen die Reise durch Italien mit einem Vetturino gemacht hatte, und da er, als ihm die Räuber die Uhr abnahmen, in schlechtem Italienisch einen guten Witz machte, so ließen sie ihm seine Börse, die, wie sich aus dem Gesagten schließen läßt, eben nicht schwer war, und wendeten sich nun zu den Sängern, die noch immer mit dem Gesicht auf dem Boden lagen, indem sie ihnen zuriefen, aufzustehen und etwas von ihrer Kunst zum Besten zu geben. Die armen Künstler gehorchten zwar, zeigten sich aber wegen ihrer persönlichen Sicherheit sowohl als ihres Gepäckes halber sehr beunruhigt.

„Non abbiate paura“ (habt keine Furcht), sagte der Hauptmann der Bande, „Ihr habt nichts, was sich der Mühe lohnte, Euch zu nehmen; aber es ist schon lange her, daß wir uns an keiner Oper ergötzten, und also mögt Ihr uns ein Duett und eine oder ein paar Arien singen.“ — „Ja, ja, singt uns eine Arie, singt uns eine Arie!“ schrieen die Räuber. Nach einigem Husten und Räuspern sang die Prima Donna eine Bravourarie, bei deren Schluß die Räuber, die während des Gesanges mit den Kolben ihrer langen Gewehre den Takt gestampft hatten, rauschenden Beifall zollten. Die Italiener wiederholen selten etwas, und die Räuber baten daher um ein Duett. Einer der Tenoristen stellte sich neben die Prima Donna, und nun wurde ebenfalls zu voller Zufriedenheit ein Duett gesungen. Die Räuber, die schon lange einen solchen Ohrenschmaus entbehrt hatten, waren entzückt und baten nach beendigtem Duett auch um ein Terzett. Der Bassist stellte sich in Reih und Glied, und da der Musikdirektor mittlerweile sein Instrument in Ordnung gebracht hatte, so begleitete er die Sänger, was die Ohren nicht wenig kitzelte. Die Versammlung bot in der That einen höchst wunderlichen Anblick: da standen zehn oder zwölf Räuber mit ihren hohen spitzigen Hüten, bunten Jacken und mit Sandalen an den Füßen, auf ihre, wie der englische Lieutenant sagte, verflucht langen Flinten gelehnt, mit Dolchen und Pistolen im Gürtel, und mit ihren wilden Gesichtern, die sich unter dem milden Zauber der Töne aufheiterten; da war ferner der Vetturino und der Fuhrknecht zu sehen, von denen der eine unter den Bäuchen der Maulthiere und der andere vor ihren Vorderfüßen den Kopf erhob, denn diese Plätze werden ihnen jedesmal, so oft eine Landkutsche geplündert wird, von den Räubern angewiesen, und endlich war auch noch der kleine Engländer da, mit seiner Reisemütze von Seehundsfell, einem schönen, blauen Gehrock und mit Wellingtonstiefeln, alle miteinander für den Augenblick ihrer Lage vergessend, nur der Musik lauschend und der tollen Lust des Augenblicks hingegeben, denn die Gesänge, die man zum Besten gab, waren, beiläufig gesagt, nicht etwa „Bel idol mio“ oder „Caro per te“, sondern von hausbackenen, jocosen Volksthümlichkeiten überströmende Lieder, vielleicht dem derbern Geschmack der Räuber zu Gefallen, vielleicht aber auch, weil die Sänger selbst keine bessern einstudirt hatten. — Als das Terzett beendigt war, trug der Bassist die bescheidene Bitte vor, daß es ihnen jetzt vergönnt werden möge, weiter zu reisen. „Da qui cent' anni!“ (hundert Jahr lang) schrieen einige der Räuber. — „Noch nicht, noch nicht,“ nahm der Hauptmann das Wort, „da ist noch ein feiner, ganz wie ein Sänger aussehender Bursche, mit einer faccia di musico, der uns noch mit keinem Tone beglückt hat; auch dieser muß uns eins singen!“ und dabei sah er dem zweiten Tenor ins Gesicht, der sich wohl dachte, daß er da einen Mann vor sich habe, dem man nichts abschlagen dürfe. Der Sänger hatte indeß kaum seinen ersten Ton angeschlagen, als einer der Räuber, der, wie Schwester Anna im Blaubart auf dem Thurm, in der Nähe der Straße auf einem Hügel Wache hielt, einen schrillenden Pfiff hören ließ, und eilends herbeigelaufen kam, um zu berichten, daß eine Anzahl Reisender in der Nähe sey. Diese Nachricht bewog die Räuber, sich in das Gebirge, gegen den Wald hin, zurückzuziehen, hinderte sie aber, trotz aller Eile, doch nicht, den Sängern, von denen sie auch nicht einen Bajoco Werth nahmen, herzlich zu danken. Die Letztern hatten mit Hilfe des Fuhrknechts ihren Komödienkram bald wieder aufgepackt — des Engländers leichtes Felleisen war gar nicht unter dem Kutschersitze hervorgezogen worden — und fuhren, herzlich lachend über ihr Abentheuer, davon, bevor noch die von der Schildwache angekündigten Reisenden zu ihnen stießen; ob diese letztern reich und mit starker Bedeckung versehen waren, ob sie geplündert wurden, oder ob ihre Armuth sie schützte, und ob sie sich, wie seine Reisegesellschaft, mit Gesang loskauften; hat der Engländer, den sein erlebtes Abentheuer so sehr belustigte, daß er es oft zum Besten gab, nicht erfahren können.

№ 86.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

as „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund
isgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Ein Attentat gegen Napoleon.

1807.

(Aus der Gazette de Tribunaux)

Zur Zeit des glorreichen Traktats von Tilsit, im Juli-Monat 1807, geizten fast alle Damen des Hofes in Berlin ach einem Blick oder einem Lächeln Napoleon's; unter die-n indeß wandte keine so viele Mühe auf, als die Gräfin von ...., ein anbetungswürdiges Weib, das erst seit sechs Mo-aten mit einem alten General vermählt war. Eines Tages, ls man in einem Hof-Zirkel von Napoleon sprach, sagte die räfin lächelnd:

— Wie wild dieser unersättliche Eroberer auch seyn mag, h bin überzeugt, daß es nicht durchaus unmöglich ist, ihn zu ähmen und etwas gefügiger zu machen.

— Nehmen Sie sich in Acht, Gräfin, versetzte eine hohe)ame, ich glaube, es wäre gefährlicher, wenn es gelänge, als enn es fehlschlüge. Mit dem Donnerkeil darf man nicht ielen.

— Beruhigen Sie Sich, erwiederte die Gräfin von H...; enigstens was mich betrifft, was auch geschähe und in jedem öglichen Fall, würde mein Patriotismus mir genügenden rost liefern.

Diese Worte, mit einer gewissen verschlossenen Exaltation esprochen, machten alle Damen lächeln, welche zugegen waren; ur jene Dame warf einen bedeutenden Blick auf die Gräfin; ie um ihr zu sagen, daß sie sie ganz verstanden.

Nachdem sie so ihre Absichten eingestanden, gab die Gräfin, hön unter den Schönen, voller Geist, sich allen Neckereien, llen Vertraulichkeiten, kurz jeder List der Coketterie hin. nglücklicherweise, glücklicherweise vielleicht, schien Napoleon ı der Liebe wie in der Diplomatie und im Kriege nur ver-undbar, wenn er es seyn wollte; er bemerkte Frau von H... aum und kehrte bald nach Paris zurück. *)

— Nun, liebe Gräfin, fragte man Frau von H.... am age, nachdem der Kaiser Berlin verlassen, Sie haben ihn also breisen lassen, wild wie zuvor?

— O! antwortete die junge Gräfin lebhaft, seyn Sie ver-chert, daß noch nicht Alles zu Ende ist.

Und in der That hatte sie von diesem Augenblick an ihre erletzte Eigenliebe und ihren verwundeten Stolz zu rächen. chon war ihr Racheplan in ihrem Geiste fertig.

*) Napoleon verachtete die Frauen, welche ihm Avancen machten; fagte eines Tages von Frau von ....: „Ich kann diese Frau icht leiden, weil ich die Frauen nicht mag, welche sich mir an n Kopf werfen, und Gott weiß wie viel Schmeicheleien sie mir fagt hat." (Bourrienne's Memoiren.)

Eine fanatische Erbitterung gegen Napoleon fing damals an, sich in Deutschland kund zu geben; die Liebe zum Vaterlande, das Gefühl der Nationalunabhängigkeit machte alle jungen Köpfe gähren, man konnte vorhersehen, daß für diese neuen Kasten von Illuminaten, welche sich bildeten, alle Mittel gut seyn würden, da sie ihnen durch den edlen Zweck veredelt schienen.

Unter der Zahl der Fanatiker, welche ganz laut davon sprachen, die Welt von dem neuen Attila zu befreien, machte sich durch eine Exaltation, die er weder zu verhehlen, noch in Schranken zu halten suchte, der junge Baron von der S... bemerklich, ein schwacher Knabe von kaum siebenzehn Jahren, welcher unter gewöhnlichen Umständen keine Degenklinge ohne Zittern hätte sehen können, welchem aber der Gedanke der Nationalunabhängigkeit Deutschlands einen Muth, eine Entschlossenheit einflößte, fähig, Alles zu unternehmen und Allem Trotz zu bieten.

Von der S... liebte Frau H..., sie war seine erste Liebe.

— Edle Gräfin, sagte er einige Wochen nach der Abreise Napoleons und der Unterhaltung, welche wir weiter oben berichteten, angebetete Marie, haben Sie denn kein Mitleid mit mir, der ich meine Seele, mein Leben für einen einzigen Ihrer Blicke geben würde?

— Baron Ernst, entgegnete die Gräfin nach augenblicklichem Nachdenken, ich habe geschworen, Allem zu entsagen, so lange der Tyrann von Deutschland noch lebt.

— So sterbe er! rief der junge Sachse und sein Gesicht leuchtete.

— Ja, er sterbe, er, der keinen Anstand genommen zu erklären: „Dieser stolze preußische Adel, ich will ihn sein Brod betteln lehren!"

Diese Worte fuhren wie eine vergiftete Klinge dem jungen Manne ins Herz.

— Nun wohl, sagte er mit dumpfer und drohender Stimme, ich werde betteln, wenn es seyn muß, um zu ihm zu dringen.. ich werde den Streich auf ihn führen!.. Und dann, Gräfin Marie, werden Sie dann mein seyn?

Frau von H... reichte ihm statt aller Antwort ihre Hand, auf welche er einen feurigen Kuß drückte.

Einige Tage verflossen, während von der S... seine Anstalten zur Abreise betrieb; er erschien häufig, seinen Muth bei der Gräfin zu stählen und ihr Zureden, ihre Versprechungen versetzten ihn bald in einen Zustand der Exaltation, daß der bloße Anblick einer französischen Uniform ihn zu den beleidigendsten Bravaden reizte. In dieser Stimmung nahm er von Frau von H... Abschied und machte sich auf den Weg nach Paris.

— Gehen Sie, Baron Ernst, sagte die Gräfin zu ihm und umarmte ihn; mögen Sie bald zurückkehren, um mich an mein

Versprechen zu mahnen; gehen Sie und Gott führe Ihren Arm."

Drei Tage nach seiner Ankunft in Paris schickte von der S... sich an, den großen Streich zu führen. Er schrieb an die Gräfin in folgenden Ausdrücken:

„Marie, denken Sie meiner und beten Sie! Der Tyrann wird heute auf die Jagd gehen. Ich werde auf seinem Wege seyn, und wenn Sie diesen Brief empfangen, werden wahrscheinlich weder er noch ich mehr auf der Welt seyn...

„An Muth kann es mir nicht fehlen, geliebte Marie, denn in diesem Augenblick brennt Ihr keuscher und letzter Kuß mir im Herzen."

Von der S...'s Hoffnung wurde indeß dies Mal getäuscht; mit einem Dolch und zwei Paar Pistolen von starkem Kaliber bewaffnet, stand er an den Zugängen der Tuilerien, den Augenblick erspähend, wo das Wirbeln der Trommeln ihm das Erscheinen des Kaisers verkünden würde. Derselbe Stern, der den großen Mann schon so oft gerettet, sollte nicht gestatten, daß er unter den Streichen eines Fanatikers falle: Napoleon hatte die Jagd aufgegeben; er erschien nicht. *).

So verflossen sechs Monate, ohne daß der junge Baron sich dem Kaiser nähern konnte. Indeß erschöpften sich seine Hülfsquellen, sein Fanatismus wurde weniger finster, sein Muth war vielleicht im Begriff zu schwinden.

Seiner Familie hatte er seine Reise verhehlen müssen. Seine Briefe an die Gräfin von H.... waren alle unbeantwortet geblieben. Eines Tages fand er sich ohne Brod und war genöthigt, eine sehr mäßige Summe von einem seiner Landsleute zu leihen, mit welchem er zufällig zusammengekommen war. Dieser Umstand fachte seinen Haß wieder an und als er an demselben Abende in die bescheidene Wohnung zurückkehrte, welche er seit seiner Ankunft unter einem angenommenen Namen inne gehabt, ging ein Frauenzimmer nahe an ihm vorüber und sprach die Worte, welche er allein vernehmen konnte: „Baron Ernst, der Tyrann von Deutschland ist nicht todt!"

Von der S.... wandte sich um und stürzte durch die Menge, aber schon war die geheimnißvolle Erscheinung verschwunden. An der Stimme indeß und dem Tone des Vorwurfs, welcher ihn getroffen, hatte er die Gräfin erkannt.

Am folgenden Tage fing er seine Gänge um die Tuilerien wieder an. Es war Revuetag. Nach seiner Gewohnheit trat Napoleon, nachdem er zu Fuß durch die Reihen gegangen, mitten unter die Zuschauer. Plötzlich zertheilte ein junger Mensch die Menge und suchte sich einen Weg bis zum Kaiser zu bahnen; aber gerade diese Hast vereitelte seinen Plan, und Herr Réal, der in einiger Entfernung vor dem Kaiser herging, hielt den Arm des Mörders in dem Augenblick, wo er ein geladenes Pistol aus der Tasche zog.

Dieser Mörder war von der S....

Napoleon, welchem der Vorgang sogleich berichtet wurde, wollte selbst den Mann verhören, der ihm so verwegen nach dem Leben zu trachten gesucht.

*) Napoleon sagte zu dem Marschall Davoust, als dieser bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit Besorgniß zeigte: „Es ist gar nicht so leicht, als Sie zu glauben scheinen, mir das Leben zu nehmen. Ich habe keine regelmäßigen Gewohnheiten, keine festen Stunden. Alle meine Beschäftigungen kommen plötzlich, ich gehe unvermuthet aus. Bei Tische esse ich bald von dieser, bald von jener Sache und eben so gut von dem entferntesten Gericht, als von dem, was vor mir steht." (Memoiren des Herzogs von Rovigo.)

— Wenn es kein Verrückter ist, sagte der Kaiser, so muß es ein kühner Mann seyn.... Hätte er sonst gewagt, mir mitten unter meiner Garde das Pistol auf die Brust zu setzen? —

Von der S... wurde vorgeführt und Napoleon konnte sich nicht enthalten, sein Erstaunen an den Tag zu legen, als er diesen schwächlichen, blonden, jungen Mann, mit bleichen unbärtigen Wangen und so sanftem Blick vor sich sah. —

— Was hat man Euch dafür versprochen, mich zu tödten? fragte Napoleon.

— Nichts. Ich wollte die Welt von dem Tyrannen befreien, der sie bedrängt; ich hatte keinen andern Zweck.

— Zähltet Ihr auf Straflosigkeit?

— Ich kümmerte mich gar nicht darum, was aus mir werden könnte.

— Wie seyd Ihr, der Ihr so sanft scheint, auf diesen Gedanken gekommen?

— Ja, ich bin sanft, bin selbst furchtsam; aber ich fühle Kraft und Muth, den Unterdrücker meines Vaterlandes zu erschlagen. *)

— Das ist Fanatismus, sagte Napoleon; so verkehrt man die Ideen und macht man arme Schwachköpfe verrückt. — Nachdem er darauf einige Augenblicke geschwiegen, wandte er sich an den Gefangenen mit den Worten: Hört, ich will Euch Eure Waffen zurückgeben lassen; Ihr sollt frei seyn und könnt morgen zu Eurer Familie zurückkehren, denn Ihr müßt einen Vater haben, eine Mutter vielleicht, an deren Schmerz Ihr gewiß nicht gedacht habt? Hört, ich verlange für das Alles nichts als Euer Wort, daß Ihr nie etwas gegen mich unternehmen wollt.

Eine Thräne glänzte im Auge von der S...'s, als er diese edlen Worte hörte. Er zauderte; dann, nach einem Nachdenken von einigen Augenblicken, bat er um 24 Stunden Bedenkzeit, um eine entscheidende Antwort zu geben. Am folgenden Tage erklärte er, daß er das Wort, welches man von ihm verlange, nicht geben könne.

— Habt Ihr auch recht verstanden? sagte der Herzog von Otranto zu ihm, der selbst nach Vincennes gekommen war, um seinen Entschluß zu erfahren; habt Ihr auch verstanden, daß es sich darum handelt, Euch die Freiheit wieder zu geben, Euch in Euer Vaterland, in den Schooß Eurer Familie, welche Euch beweint, zurückzusenden?

— Ich habe das Alles verstanden, antwortete der junge Mann mit dem Tone der Ergebung; aber es giebt noch etwas Köstlicheres, was ich unwiederbringlich verlieren würde und meine Wahl ist getroffen. Ich erwarte den Tod.

Der Kaiser hatte Mitleiden mit dem armen Unsinnigen und wollte nicht, daß man ihn verurtheilte. Dominik Ernst Baron von der S... wurde in der Eigenschaft eines Staatsgefangenen in das Donjon von Vincennes gebracht.

Hier legte dieser junge Mann fünf Jahre hindurch eine bewunderungswürdige Seelenstärke an den Tag; keine Klage, kein Vorwurf kam aus seinem Munde, und obwohl in strengster Absonderung gehalten, verlangte er nie eine Erleichterung seines Schicksals. Nur einmal versuchte er einen Brief aus

*) In dem zweiten Verhöre von der S....'s drückte er sich in folgenden Worten aus: „Ich war erstaunt über den Muth, von welchem ich mich beseelt fühlte, denn ich bin von Natur so furchtsam, daß der Anblick eines Schwertes mich zittern macht. Aber um mein Leben gegen einen Franzosen zu wagen, fühlte ich Löwenmuth in mir.

dem Fenster seiner Zelle zu werfen, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß der Wind ihn ins Freie und in die Hände eines Ehrenmannes führe, der ihn an seine Adresse gelangen lasse. Dieser Brief, welcher an der Feldseite des Grabens gefunden und von dem Director des Gefängnisses, Herrn Fauconnier, an den Polizei-Minister gesandt wurde, trug die Aufschrift: „An die Frau Gräfin von H.... in Berlin." Der Inhalt, den der Minister unverzüglich übersetzen ließ, lautete wie folgt:

„Madame!"

„Ich strebte noch zu viel Glück oder Ruhm; Gott hat mir Alles genommen. Aber er hat Ihr Bild in meinem Herzen gelassen und ich klage nicht. Ich weiß nicht, wo ich bin, und was man mit mir vorhat; was aber auch geschehe, unglücklich kann ich nicht seyn, denn so lange ich lebe, wird mein Gedanke bei Ihnen seyn und wenn der Hauch Gottes aufgehört, mich zu beseelen, werde ich Sie im Himmel erwarten.

„Beklagen Sie mich nicht, angebetete Marie, aber erhalten Sie mir Ihr Herz, mein einziges Gut hier und im Jenseits.

„Ernst von der S...."

Die Niederlage der französischen Waffen und der Einzug der Verbündeten in Paris im Jahre 1814 gaben dem Baron von der S.... die Freiheit wieder. Fast zu gleicher Zeit hörte er, daß die Gräfin von H.... Wittwe geworden sey, daß sie einen jungen preußischen Oberst geheirathet habe, und sich gegenwärtig mit ihrem Gatten in der Hauptstadt von Frankreich befinde.

Es war der Marquis Delamaisonfort, welcher mit dem Grafen von Artois, dem Generallieutenant des Königreichs, in Paris angelangt war und provisorisch die Functionen des Polizeiministers versah, der selbst dem unglücklichen von der S... diese verschiedenen Ereignisse mittheilte. „Ich habe kein Recht, mich zu beklagen, antwortete dieser mit Ergebung; ich konnte sie mir nicht verdienen."

Und er trug dies neue Unglück mit derselben Festigkeit, welche er während seiner fünfjährigen Gefangenschaft bewiesen. Indeß that er einige Schritte, um eine Unterredung mit der Gräfin zu erlangen; er schrieb ihr; aber seine Briefe blieben unbeantwortet. Eines Tages endlich wagte er, sie im Tuilleriengarten anzureden, wo sie allein lustwandelte.

— Sie sind ein Narr, mein Herr, sagte sie, als er seinen Namen nannte, das Beßte ist, Vergangenes zu vergessen.

Von der S.... entfernte sich traurig. — Sie hat Recht, sprach er zu sich selbst, der Mann, den sie haßte, lebt noch und ich habe versprochen, ihn zu tödten!

Um die Mitte des Juni-Monats desselben Jahres rollte eine Karosse, welche ein gräfliches Wappen trug, über den Pont Royal. Plötzlich stürzte ein junger Mann, der seit langer Zeit hier zu warten schien, an den Kutschenschlag, öffnete ihn und rief mit ernster und starker Stimme:

— Gräfin von H..., ich konnte ihn nicht tödten, ich weiß aber zu sterben!

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Unglückliche sich in den Fluß stürzte.

Zwei Tage später konnte man ihn in den traurigen Registern der Morgue lesen:

„Dominik Ernst Baron von der S...., gebürtig aus Sachsen todt in der Seine gefunden, am 19. Juni 1814"

(H. R.)

Die ehemalige Reichsgrafschaft Haag.*)

Weit und breit sichtbar, sohin die ganze schöne, fruchtbare Umgegend beherrschend, erhebt sich der in dem Schloßhofe ganz isolirt stehende, hohe Burgthurm an dem Markte Ober-Haag auf einem Hügel unter den einst weitläufigen Schloßgebäuden der Grafschaft, deren älterer Theil sammt der Schloßkapelle niedergelegt ist. Sein unterer Raum enthielt das Burgverließ, in welches man nur durch den, in der Höhe des ersten Stockwerkes angebrachten Eingang kommen konnte, und in dessen Gewölbe die Gefangenen durch viereckige Oeffnungen hinabgelassen wurden; der obere Thurm gewährt in den vier Eckthürmchen die entzückenste Aussicht über die vormalige Grafschaft. Feste Mauern und Thürme umgeben das Schloß.

Die ersten Besitzer waren die Gurren; ihr Wappen, noch an den vier Seiten des Thurmes gemalt, enthält ein weißes springendes Pferd im rothen Felde. Die Volkssage erzählt hierüber folgendes: Einem kühnen Manne von gemeiner Geburt aus dem nahen, in einer Niederung vor dem Markte gelegenen Orte Altdorf, hatte es geglückt, bei seiner Holzarbeit im Walde einen gefürchteten Räuber dieser Gegend mit der Axt zu erlegen. Dafür ward ihm ein Bezirk, den er vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange umreiten konnte, eingeräumt und gestattet, die Gurre (Mähre) in seinen Schild aufzunehmen. Noch sind diese Gränzen zum ewigen Andenken mit Säulen oder Steinen, worauf obiger Schimmel bezeichnet, wie z. B. nach der 10. Stundensäule von München. Unfern davon steht ein Hofgut, wo das Haus in das Landgericht Wasserburg, der Stadel aber in das Landgericht Ebersberg gehörte, weil der Reiter mit dem Schimmel zwischen beiden durchgesprengt seyn soll. Auch kömmt in alten Dokumenten die Benennung „Gorenhaag" vor. Ein wohlbekannter Bauernhof in dem genannten Altdorf hat zum Andenken obiger That seines frühern Besitzers noch im vorigen Jahrhundert die Freiheit genossen, daß der Scherge, wenn er vorüberging, „Mit Erlaubniß!" rufen mußte, und zwar mit entblößtem Haupte.

Als das uralte Geschlecht der Gurren im dreizehnten Jahrhundert ausgestorben war, trat jenes der Frauenberger in das Besitzthum. Im Jahre 1423 eignete Georg v. Fraunberg, zu Hohenburg am Inn wohnend, dem nahen Kloster Ramsau, von ihm 1414 gestiftet, die Pfarrei Kirchdorf zu, welche aber 1672 dem Institute der Bartholomäer, nachher dem, auch von einem Fraunberg 1484 gestifteten, benachbarten Kollegiat-Stifte St. Wolfgang, einverleibt wurde. Georg starb 1436 kinderlos, und liegt in Gars begraben, daher seine Vettern Georg und Johann, Söhne Stephans von Fraunberg zu Massenhausen, die Grafschaft Haag erhielten.

Im Jahre 1555 kamen die Grafen Ladislaus und Leonhard, Söhne des Grafen Leonhard, und Enkel des Grafen Sigmund, in ihren Besitz. Ersterem wurde zwar in diesem Jahre, weil er als Hauptmann der kaiserlichen Truppen zu Pavia abgefallen, und zu dem französischen König Franz I. übergegangen, seine Hälfte an der Grafschaft abgenommen, und dieselbe dem Balthasar von Rabenstein zu dessen treuer Dienste Belohnung übergeben; Kaiser

*) Als Ergänzung der bereits in vaterländischen Journalen erschienen Fragmenten. A. d. R.

Karl V. ließ sich aber doch durch die Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig von Bayern wieder versöhnen. Rabenstein erhielt zur Entschädigung 5000 fl., und Ladislaus seinen Antheil. Derselbe Kaiser ertheilte Haag einen Freiungs-Stein, in der Art, daß jeder, wessen Standes er seyn mochte, wenn er darauf getreten, bei den gräflichen Beamten Schutz und Recht begehren konnte auf 14 Tage. Waren diese erfolglos verstrichen, so konnte er fortfahren im Begehr bis zu Jahr und Tag. Nach Graf Leonhards Tode vermählte sich Ladislaus mit Marie Salome, Markgräfin von Baden, und nach ihrem Abgange mit Amalie, Gräfin von Piis und Carpi, welche aber bald, um das eheliche Band zu trennen, in ein Kloster ging, so, daß er nach ungeheueren Kosten ohne Gemahlin nach Deutschland zurückkehren mußte. Die Kinderlosigkeit der ersten, und die Trennung der zweiten Ehe mögen ihn bestimmt haben, die Religion seiner Väter zu verlassen, und gleich den Grafen von Maxlrain und Ortenburg zur Lehre Luthers überzutreten. Hiedurch ward auch das Kloster Ramsau bereits 1551 geleert. Wegen muthwilligen Streitigkeiten über Gebiet und Holzschläge mußte Herzog Albrecht V. den unruhigen Ladislaus festnehmen und gefangen in München halten, bis er nach Erlegung einer Summe Geldes die Freiheit wieder erlangt hat. — Am 30ten August 1566 starb Graf Ladislaus von Fraunberg zu Haag, welcher auch das Münzrecht ausübte. Mit ihm erlosch die Linie der Freiherrn von Fraunberg zu Prunn und Grafen zu Haag. Sein Leichnam wurde zu Kirchdorf in die Gruft, deren geheimen Eingang in der Sakristey man mühsam entdeckt hat, versenkt, und im Presbiterium ein herrliches Mausoläum aufgestellt. Da aber bei eingeführter Skapulier-Bruderschaft der Platz in der Kirche zu eng wurde, so hat man dasselbe in das nahe Kirchlein zu Hof übersetzt. Mit dem Eintritte des 19. Jahrhunderts wurde dieses zerstört, eigentlich in ein Wohnhaus umgewandelt, das schöne Grabmonument neuerdings, nicht ohne Beschädigung, in die Pfarrkirche zurück und in einer Nebenkapelle untergebracht. Das, die Auferstehung Christi darstellende Altar-Blatt jenes Kirchleins von dem Landrichter Renz in Haag gestiftet, ist renovirt ober einer Kirchenthüre angebracht. Die geräumige Kirche erscheint übrigens zwar in altgothischer Bauart, ist aber im Innern neuerlich schön ausgestattet, und sowohl innen als aussen mit alten Grabmälern geschmückt. Das alte Hauptmonument erscheint indeß nicht gleichzeitig. Es stellet ein Meisterstück von Marmor-Skulptur dar, in liegender Figur, entblößtem Haupte, hochgefalteten Händen, nebenan die ritterlichen Insignien: Die Inschrift lautet: „D. O. M. Illustri comiti Ladilao in Hag, familiae et nominis sui ultimo, qui domi militiaeque variis casibus fortitudinis cum laude constanter perfunctus, nulla ex binis posterioribus tamen infelicibus nuptiis suscepta, sobole tandem communi, et ordinis sui fato succubuit. sor. Geri et nept. ex altera B. M. P. autore Joachimo comite in Ortenburg. Vixit annos 71, obiit ultimo die, mens. August. 1566."

Noch im Jahre 1566 zog Bayern's Herzog Albrecht V., in Kraft der von Kaiser Karl V. gegebenen, und vom König Ferdinand I. und Maximilian II. bestätigten Anwartschaft, die Grafschaft Haag ein. Im Jahre 1596 war es, als bei 2000 der damals so unendlich bedrückten Unterthanen aus der Grafschaft Haag sich auf dem Kirchdorfer-Felde versammelten, um von dem regierenden Herzog Wilhelm V. unmittelbare Abhülfe zu erbitten. Der dortige landesherrliche Pfleger Georg Pettenbeck berichtete mit den grellsten Farben das Beginnen der Landleute, um so mehr, als damals eben in dem benachbarten Oesterreich theils wegen verfolgtem Lutherthum, theils wegen großen Auflagen, dann Wegführung der jungen Mannschaft in den Türkenkrieg, Aufstand in den Dörfern herrschte. An der Spitze von 130 Bürgern zu Fuß und 40 Reitern erschien eiligst Eustach von Törring-Seefeld, ein von Fraunberg, und Hauptmann Blankennmayer, im Namen des Herzogs strengste Untersuchung und Bestrafung vorzunehmen. Viele Bauern wurden eingekerkert, andern die Vorderglieder an den Fingern abgestutzt, alle mit Schrecken vor ähnlichen Versuchen erfüllt.

Die Grafschaft Haag erhielt nun nebst dem Schloß und Markte Wartenberg, an dem Flüßchen Strogen, als Fideikommiß und 6000 fl. jährl., unter Begebung aller Ansprüche auf das Herzogthum Ober- und Niederbayern, Herzog Ferdinand, Bruder Wilhelm's V., und Ernst's, Churfürsten von Köln, dessen Feldoberster er gewesen, geboren im Jahre 1550, bekannt durch die Vermählung 1588 mit des obigen herzoglichen Pflegers Tochter, Maria Petterbekinn, deren Sprossen den Namen Grafen von Wartenberg erhielten, 1736 aber mit dem Grafen Max Emanuel zu Ettal ausstarben, welcher, 18 Jahre alt, auf der dortigen Ritter-Akademie an einem Pfirsichkern erstickte, nachdem dieses Geschlecht 148 Jahre lang geblüht, und sein eigenes Wappen geführt hatte. Ein schönes Grabdenkmal in seiner Schloß-Kirche zu St. Sebastian in München verewigte den Stammvater und seine Gemahlin. — Nach dessen, im 58. Lebens-Alter erfolgten Tode 1608 kam Haag an Wilhelm's V. Sohn, Herzog Albert VI., welcher dagegen die durch seine Gemahlin Mechtilde erheirathete Landgrafschaft Leuchtenberg an seinen Bruder, den regierenden Herzog Maximilian I., abtrat. Die weitern Inhaber seit 1666 waren Max Heinrich, Churfürst zu Köln, und Albert Sigmund, Bischof zu Freysing in Gemeinschaft. Nach des Ersteren Tode fiel im Jahre 1688 die Grafschaft endlich an das regierende Haus Bayern selbst unter Churfürst Max Emanuel. Dieser Fürst ließ, nach dem schon von Herzog Ferdinand gehegten Plane, das Kloster Ramsau, dessen Einkünfte 1579 den Augustiner-Mönchen in München übergeben wurden, im Jahre 1689 restauriren, 1762 Kirche und Kloster neuerbauen. Kaiser Joseph gab inzwischen die Grafschaft, seinem Hofkanzler Grafen von Sinzendorf von 1709 bis 1715 zu Lehen. Ein Sohn Max Emanuels, der ihm geboren worden, als er sich eben in den Niederlanden befunden, erhielt den Namen eines Grafen von Haag.

(Schluß folgt.)

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Bist du ermüdet, und es will bequemer sich nicht fügen.
Mußt Du Dich auf der Wanderung gar oft mit mir begnügen.

Die beiden letzten Sylben.

Die Kraft, die meinen Lauf beseelt, belustigt alle Schützen,
Doch, wer mich nicht zu meistern weiß, dem kann sie wenig nützen.

Das Ganze.

Mein Element ist Schreiberei und Tintenblutvergießen,
Und, wer die Vorsicht je vergißt, ist Schaden stets verhießen.

№ 87.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Stiller Trost.

Ich lag im Feld'! zur Seite mir die Aehre
Die neigt ihr Haupt, schwermüthig, in Gedanken,
An ihren rauhen Wimpern hängt die Zähre —
Da ist mir wohl, ich lieb' die Seelenkranken.

Und eine Lerche lehrt die zarten Jungen
Das Frühlingslied, und schenkt das beste Futter
Dem Kind, das schön und fehlerfrei gesungen—
Da ist mir wohl, als hätt' ich eine Mutter.

Die morsche Tanne, dort im Freundschaftsbunde
Wird von der Birk' mit lilienweißen Armen
Umfahn, ob auch die Nadel sie verwunde —
Da ist mir wohl' als gäb' es noch Erbarmen.

Der Frühling war mit meiner Lieb' gestorben,
Und ringsum blühen hier die wilden Rosen,
Nicht alle Blumen hat der Schmerz verdorben —
Da ist mir wohl, als wär' ich nicht verstoßen.

Gilm.

Der Todtenkopf.

„Wo der Bursche doch bleiben mag? sagte besorgt der Forstmeister Bachlinger zu seiner Tochter Mathilde. Sein Geschäft in der Stadt ist in einer halben Stunde abgethan, und er hätte lang vor Mittag zurück seyn können; nun neigt der Tag sich schon zu Ende, und er ist noch immer nicht da." — „Aber, lieber Vater," entgegnete von ihrer Arbeit aufsehend, Mathilde, „gewiß lieben selbst Sie unsern Rudolph nicht mehr als ich, und doch ängstigt mich sein langes Ausbleiben nicht im Geringsten. Sind wir das nicht an ihm gewohnt? blieb er nicht schon Tage lang weg, wenn er im Aufspüren eines Wildes begriffen war?" — „Du hast Recht, liebes Kind," versetzte der Forstmeister, „aber seit dem Ueberfall der Räuber, von denen Rudolph Einen getödtet, ist mir immer angst und bange in seiner Abwesenheit, die Hunde könnten den Tod ihres Kameraden an ihm rächen." — „Er ist ja nicht allein", tröstete Mathilde; „Robert ist mit ihm." — „Auch das ist nicht weniger beunruhigend für mich," meinte der Forstmeister. „Wie so, mein Vater?" fragte verwundert das Mädchen. „Ich weiß, mein Kind", versetzte der Vater, „daß du dem Robert gut bist, auch ich habe den braven Jäger recht lieb, und doch ist mir bange, wenn ich ihn mit meinem Sohne allein weiß. Die Burschen haben Beide heißes Blut, und oft schon wäre es von dem Wortwechsel, der so häufig zwischen ihnen Statt findet, zu ernsten Auftritten gekommen, wenn ich nicht beschwichtigend mich ins Mittel gelegt hätte. — Doch ich will den Burschen entgegengehen; willst du mich begleiten?" Gerne willigte Mathilde ein, und sie begaben sich auf die Straße, die nach der Stadt führte. Ihr Weg führte an Roberts Wohnung vorüber. Ein Blick durchs Fenster zeigte ihnen den Jäger auf seinem Ruhebette. Sie eilten hinein und der Forstmeister fragte ängstlich nach seinem Sohne. „Bald nach unserer Ankunft in der Stadt," sagte Robert, „hatte Rudolph Eure Gelder erhoben, und wir traten nach kurzem Aufenthalte den Rückweg an. Bei dem Walde, der seitwärts von der Straße liegt, sagte mir Rudolph, ich solle nur allein nach Hause gehen, er wolle hier einem Wilde auflauern, und werde vielleicht erst spät nach Hause kommen. Ich war schon gegen Mittag zurück, wollte nur ein wenig ausruhen, und mich dann zu Euch verfügen, doch der Schlaf hat mich überrascht, und bis jetzt auf meinem Ruhebette gehalten. Uebrigens glaube ich, werdet Ihr leicht meine Nachläßigkeit entschuldigen, indem ich nicht denken konnte, daß Rudolphs Ausbleiben, als etwas ganz Gewöhnliches, Euch Angst machen würde." Während Robert sprach, bemerkte der Forstmeister hinter seinem etwas verschobenen Kleide Rudolphs Brieftasche. „Wenn ich nicht irre," sagte er darauf hindeutend, „so ist dieß die Brieftasche meines Sohnes." — „Ach beinahe hätte ich vergessen," erwiederte der Jäger, indem er die Brieftasche hervorzog und sie dem Forstmeister übergab, „Rudolph bat mich, sie mitzunehmen, er fürchtete, sie auf der Jagd zu verlieren."

Vater und Tochter schieden in der Hoffnung, Rudolph schon zu Hause zu treffen; allein er war noch immer nicht zurück. Mit der Dämmerung stieg auch die Besorgniß des Forstmeisters, und als es nun vollends Nacht geworden war, und sein Sohn noch immer nicht kam, da erreichte seine Angst den höchsten Grad. Er begab sich, von einigen Jägern mit Fackeln begleitet, nach dem von Robert bezeichneten Walde. Der Ruf ihrer Hüfthörner blieb unbeantwortet, und sie durchsuchten den Wald nach allen Richtungen, ohne auch nur eine Spur von Rudolph zu finden. Endlich stießen sie an einen — Leichnam: der Kopf fehlte und war nirgends zu finden; neben dem Rumpf lag ein blutiges Waidmesser. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der ganzen Gesellschaft, als sie in dem verstümmelten Leichnam Rudolph erkannten. Der Forstmeister warf sich, von unnennbaren Schmerzgefühlen überwältigt, auf den Körper seines Sohnes, überschwemmte ihn mit seinen Thränen und erfüllte die Luft mit seinem Klagegeschrei. Die Umstehenden waren tief ergriffen. Das fürchterliche Schicksal des unglücklichen jungen Mannes, die wilden Ausbrüche der Verzweiflung des noch unglücklicheren Vaters, erschütterten sie im Innersten ihrer Seele. Auf ihre Büchsen gestützt, standen sie rings um das

Unglückspaar, in stillen Schmerz versunken, der deutlich in ihren, von Thränen verdüsterten Zügen zu lesen war. Die ganze Scene, noch mehr hervorgehoben durch die nächtliche Stille, in welcher die Klagetöne des Forstmeisters schauerlich widerhallten, durch das Licht, welches die Fackeln über die Gruppe warfen, bildete eine furchtbar ernste Todtenfeier des Gefallenen. Lange noch jammerte der unglückliche Vater, ohne daß Jemand ihn zu unterbrechen wagte. Plötzlich sprang er auf vom Leichnam seines Sohnes, hieß seinen Jägern ihn nach Hause tragen, raffte dann das blutige Messer auf und stürzte wie rasend fort. Mit Mühe folgten ihm Einige der Jäger, während die Andern ihrem einstigen Gefährten den traurigen Dienst erwiesen.

Mittlerweile lustwandelte Robert im Gärtchen, das sein Haus umschloß, und wiegte sich in süßen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft. Der Gegenstand seiner Hoffnungen, das Ziel seiner Wünsche war des Forstmeisters Tochter Mathilde. Robert war als eine Waise in dem Hause des Forstmeisters erzogen worden. Dieser hatte den braven Burschen recht lieb, und Mathilde, an Gehorsam gewohnt, folgte dem menschenfreundlichen Beispiele ihres Vaters; ja sie schien sogar es ihm in der Pflicht der Nächstenliebe gegen den schönen Jäger noch zuvor thun zu wollen. Robert hatte durch Sparsamkeit so viel erworben, daß es ihm vor Kurzem möglich geworden war, ein eigenes Haus zu kaufen, wo er nun mit einem alten Verwandten, im Dorfe Meister Jakob genannt, lebte. Gelang es ihm nun noch, die Stelle, um die er sich eben bewarb, zu erhalten, so konnte er sicher darauf rechnen, durch Mathildens Hand alle seine Wünsche gekrönt zu sehen. Mit solchen Gedanken und Plänen beschäftigt, wurde er plötzlich durch einen Lärmen aufgeschreckt, der vom Flur seines Hauses sich hören ließ. Er eilte auf die Hausthüre zu, da stürzte der Forstmeister heraus mit zerrauften Haaren, blutbefleckten Kleidern und das triefende Messer in der Hand. „Kennst du dieß Messer?“ donnerte er dem Jäger entgegen. Dieser war starr vor Schreck und Ueberraschung. Regungslos stand er vor der grauenvollen, gespensterartigen Erscheinung und konnte keine Sprache finden. Mit Mühe brachte er endlich die Worte hervor: „Ums Himmelswillen! was ist geschehen?“ — „Kennst du dieß Messer?“ schrie nochmals der Forstmeister, es ihm dicht vor die Augen haltend. „Es gehört mir“ stammelte Robert. „Ha!“ rief zornknirschend der Forstmeister, mit Lust wollte ich dir's in dein verruchtes Herz stoßen, doch, dein Blut ist nicht würdig, mit dem meines Sohnes vermengt zu werden, und ich will der Gerechtigkeit nicht vorgreifen.“ Robert hatte endlich sich gesammelt. „Herr Forstmeister,“ rief er, „Ihr seyd im schrecklichsten Irrthume. Rudolph hat das Messer von mir erborgt, und ...“ — „Schweig!“ unterbrach ihn heftig der Forstmeister, „hier ist nicht der Ort, deine lügenhaften Ausflüchte anzuhören. Greift ihn!“ fuhr er fort, zu den Gerichtsdienern sich wendend, die nach ihm in den Garten gekommen waren. Der Tumult hatte Meister Jakob und auch die Nachbarn herbeigezogen. Mit Entsetzen vernahmen sie Rudolphs Schicksal, doch noch größer war ihr Staunen, als sie hörten, daß Robert dieses Mordes beschuldigt werde. Sie stellten dem Forstmeister das Ungegründete seines Verdachtes vor, indem Robert als ein Muster von Sittlichkeit und Rechtschaffenheit allgemein bekannt war. Doch vergebens; trotz allen Bitten und Vorstellungen, trotz allen Betheuerungen seiner Unschuld, wurde der Unglückliche ins Gefängniß geführt. Den folgenden Morgen wurde er zum Verhör vor Gericht gebracht. Seine Vertheidigung trug das Gepräge der reinsten Unschuld. Er forderte den Forstmeister auf, zu zeugen, ob er sich nicht stets als Rudolphs besten Freund bewährt habe; er berief sich auf alle Jene, die ihn kannten, daß sein bisheriger Lebenswandel stets tadellos gewesen und mit dem ihm angeschuldigten Verbrechen im schroffsten Widerspruche stehe; und die Beweise, die gegen ihn sprachen, daß nämlich sein Messer beim Leichnam gefunden worden, daß er die Brieftasche nicht übergeben habe und endlich die Aussage des Forstmeisters, die Robert selbst bestättigte, daß es nämlich ohne des Ersteren Vermittelung zwischen ihm und Rudolph schon oft zu ernsten Auftritten gekommen wäre: diese Beweise wußte er mit solchem Nachdruck und mit solcher Klarheit als nichtig und grundlos darzustellen, daß die Richter an seine Schuld nicht glauben konnten. Indeß zeugten die erwähnten Umstände wenigstens in so fern gegen ihn, daß er nicht losgesprochen werden konnte, und er wurde also bis auf weitere Untersuchung ins Gefängniß zurückgeführt.

Roberts Schicksal hatte allgemeine Theilnahme erregt, und seine Freunde waren nicht wenig seinetwegen bekümmert, nur das Vertrauen, das sie alle auf Roberts bisher tadellosen Charakter setzten und die Hoffnung, daß die Wahrheit bald an den Tag kommen werde, konnten sie einigermaßen trösten. Niemand indeß war so sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Robert unschuldig sey, als Mathilde, ja es fiel ihr gar nicht ein, seine Unschuld, als etwas ganz Ausgemachtes, das sich von selbst verstehe, in Zweifel zu ziehen. Sie erschöpfte sich in Vorstellungen gegen ihren Vater, um ihm dieselbe Ueberzeugung einzuflößen, aber vergebens, er war von dem gegen Robert gefaßten Verdachte um kein Haar breit abzubringen. Seit mehreren Jahren Wittwer, liebte er seine Kinder um so mehr, als ihre Erziehung seine väterliche Sorgfalt allein in Anspruch nahm, und er der schönsten Früchte seiner Bemühungen sich zu erfreuen hatte. Von dem Augenblicke an, als er gegen Robert den Verdacht gefaßt, daß er der Mörder sey, hatte neben dem Schmerz, der in seinem Herzen wüthete, kein anderes Gefühl Raum, als das der Rache. Die väterliche Freundschaft, die er für Robert gehegt, hatte sich in den bittersten Haß verwandelt gegen den Mörder seiner irdischen Freuden, seiner schönsten Hoffnungen. Ihn dürstete nach seinem Blute, und die Verhandlungen des Gerichts, das mit strenger Gerechtigkeit prüfte, und nicht nach bloßem Scheine richtete, dünkten ihm unerträglich langsam. Im Uebermaaße seines Schmerzes brach er oft gegen Robert in die fürchterlichsten Verwünschungen aus, welche in das, über den Tod ihres einzigen Bruders blutende Herz Mathildens wie Gifttropfen in eine offene Wunde fielen. Sie eilte sodann auf ihr Zimmer, um hier ihrer Brust, die unter dem Doppelgewichte ihres Kummers zu brechen drohte, durch Thränen Luft zu machen. Am zweiten Tage nach dem verhängnißvollen Abend kamen zwei Jäger zum Forstmeister. „Wir kommen so eben aus der Stadt,“ sagten sie, „wo wir schon die traurige Kunde von Rudolphs Tod vernahmen. Mit größter Verwunderung hörten wir zugleich, daß Robert dieser That beschuldigt werde. Abgesehen davon, daß sich von ihm eine solche Schandthat gar nicht denken läßt, ist es schlechterdings unmöglich, daß er Rudolphs Mörder sey, denn als wir vorgestern Abends nach der Stadt gingen, nahmen wir unsern Weg durch den Wald, wo wir Euern Sohn noch gesund und wohlbehalten trafen, und Ihr selbst habt Euch überzeugt, daß Robert gegen Abend schon längst zurück war. Wir

haben unsere Anzeige auch schon vor Gericht gemacht und beschworen, und diese wird hoffentlich bald Roberts Befreiung zu Folge haben."

Anfangs hatte der Forstmeister die Jäger gar nicht angehört, ja er schien gar nicht zu wissen, daß sie da seyen und zu ihm redeten. Regungslos saß er da, das Gesicht in den Händen bergend, in dumpfen, hinbrütenden Schmerz versunken, und nur die schweren Seufzer, durch die er zuweilen seinem gepreßten Herzen Luft zu machen suchte, gaben Zeichen seines Lebens. Doch die Worte „Roberts Befreiung" weckten wie ein Donner ihn aus seinem Schmerzensschlafe. Außer sich vor Wuth sprang er auf von seinem Sitze, seine Augen sprühten Feuer und schossen Blicke, die den Gegenstand seiner Erbitterung vernichten zu wollen schienen. „Was," schrie er, „Robert frei! der Mörder frei!" — „Aber Herr Forstmeister," entgegneten die Jäger, „wir haben Euch so eben bewiesen, daß Robert unschuldig ist." — „Unschuldig! Er unschuldig! Nein, das sollt ihr mich nimmer glauben machen; und wird es ihm auch gelingen, durch Eure Ränke seiner Strafe zu entgehen, Gottes Richterarm entgeht er nimmer. Er wird den Tod meines Sohnes rächen." Diese letzten Worte sagte er mit von Thränen erstickter Stimme und eilte in ein anderes Zimmer. Mathilde folgte ihrem Vater, und als seine Aufregung sich gelegt hatte, wagte sie es, ihm Vorstellungen zu machen; doch schon die Erwähnung von Robert versetzte ihn in die größte Wuth, und die Verwünschungen, die er aufs Neue gegen den Mörder ausstieß, nahmen der armen Mathilde den Muth, ferner zu Gunsten Roberts zu sprechen. Indessen hoffte sie ihren Vater für Vernunftgründe zugänglicher zu finden, wenn einmal die Zeit seinen Schmerz gelindert haben, und Robert gerichtlich von aller Schuld freigesprochen seyn werde. (F. f.)

Die ehemalige Reichsgrafschaft Haag.

(Schluß.)

Die an der Wiener Landstraße gelegene Maria-Loretto-Kapelle zu Ramsau hat Herzog Albrecht VII. erbaut, mit einem Benefizium dotirt, und dem Kloster übergeben. Eine Inschrift an deren Aussenseite auf Stein, und eine gemalte Abbildung, erhält das Andenken an die Reise Papsts Pius VI. von Wien durch Bayern, und den Empfang auf dieser Höhe von dem Landesherrn, Churfürsten Karl Theodor, in Begleitung des 59ten Bischofes Ludwig Freiherrn von Welden zu Freysing, und eines glänzenden Hofstaates am 26. April 1482, nachdem der heil. Vater Tags vorher in Altenötting durch den Pfalzgrafen Wilhelm von Birkenfeld und den Erzbischof Hieronymus Grafen von Colloredo aus Salzburg begrüßt worden war.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stund das schöne neuere, an das alte angebaute landesfürstliche Schloß zu Haag, in welches eine, mit zwei ruhenden Löwen gezierte steinerne Brücke führet, deren innern Theil ein Eisengitter, oben mit dem Churhute, schließt, mit dem herrlichen Hofgarten in bestem Zustande da, und wurde von den Regenten, besonders bei Jagdgelegenheiten, bewohnt. Eine breite steinerne Treppe führte in den fürstlichen Stock, zu beiden Seiten Schildwachhäuser für die anwesende Leibgarde der Hartschiere. Noch zeigte man in dem alten Schlosse das schauerliche Gemach in dem sogenannten Jungfernthurm.

Gegenwärtig ist, außer dem Eingangs erwähnten, massiven, in's Gevierte gebauten Schloßthurme, nichts mehr Staats-Eigenthum, sogar der, ober der zweiten steinernen Treppe stehende, den Eingang bildende spitzige Glockenthurm mit einer Schlaguhr ist verkauft, und kann abgebrochen werden. An demselben sind 6 Wappen angemalt, darunter die Buchstaben M. H. H. S. K. Eines der Nebengebäude in dem äußern Hofraume hat man zum Pfarr-, das andere zum Schulhause bestimmt. Das in dem Markte befindliche, einst landesherrliche Bräuhaus ist längst in Privathänden. Die durch Vereinigung mit dem Landgerichte Wasserburg geleerten Amts-Gebäude zunächst dem Schlosse sind vermiethet gewesen, nun aber dem neuerdings gebildeten Landgerichtsbezirks-Sitze eingeräumt, nachdem man früher auch noch das Rentamt von hier zu entfernen für nothwendig gefunden. Im Jahre 1812 erfolgte die Trennung des Marktes Haag von der uralten Pfarrei Kirchdorf, eine halbe Stunde hievon entfernt, und die Erhebung zu einer eigenen Pfarrei, mit Einräumung der Spitalkirche zu solchem Zwecke. In dem Vorhause derselben befinden sich links und rechts auf der Erde noch 2 unkenntliche Grabsteine, der eine mit der Gurren-Wappen. Auf der Evangelien-Seite des Chors erblickt man einen, von 18 Geschlechts-Wappen umgebenen Grabstein, in der Mitte das Hauptwappen eingemauert, mit folgenden Reimen:

„Johann Christoph von Schwaben,
Ein edler auf Altenstat,
Ach liegt allda begraben,
Briemt nit nur von einer That.
Drey Feldzüg als Voluntär
Wagt er mit Ehren zuvor,
Ja in Komissionen mehr
Schwang er sich stetts empor,
Dann Churbayer'scher Truchseß,
Nebenbei auch Hofkriegsrath,
Hätt' seinen Meriten g'mäß
Landrichter z'seyn die Gnad,
Auch Preucommissär zu Haag
Ambtirt fünf und dreißig Jahr.
Das Recht löblich auf der Wag
Ihm da angeboren war.
Daß er ihn bewahr' auch im Leben
St. Nepomuk für Zeugen geht,
Dem zu Ehren er hieß erheben
Ein Altar so vor Augen steht.
Sechzig fünf Jahr 'thuet nun alt
Den 11. July d'Augen zue.
Hat der Natur Schuld bezahlt,
Gott gieb ihm d'ewige Ruhe."

Die Jahreszahl ist aus den großen Buchstaben der letzten 4 Strophen schwer zu finden. Ein daneben ersichtlicher Grabstein besagt, daß des von Schwaben Hausfrau i. J. 1700 verstorben sey. Nach der Gedächtnißtafel auf dem, vor dem Markte an der Schießstätte befindlichen, mit einer Mauer umgebenen Begräbniß-Platze wurde derselbe nebst dem Leichenhause i. J. 1813 unter dem 1ten Pfarrer Stichaner errichtet, i. J. 1828 unter dem Pfarrer Wander durch Zusammenwirken der Gemeinde, und das Legat vom Benefiziaten Schnitzger, das in der Mitte stehende Kirchlein erbaut. Ein, an der Friedhofmauer befestigtes altes, aber künstliches Hautrelief von Holz, (wahrscheinlich aus dem alten Schlosse) verdiente aus der Verwitterung gerettet zu werden. Die Liebe

seiner Pfarrkinder setzte dem 2ten Pfarrer, Pr. Dallinger, 1826 einen Grabstein.

Nun bei dieser Gelegenheit auch zu den übrigen alten Grabmälern in dem interessanten Kirchdorf.

Zwei sind sogar vor Erbauung der Kirche hier, nämlich von Eufania, Herrn Leo Freiherrn zu Stauf, und Frauen Elisabeth, einer geb. Freyin zum Haag ehel. Tochter, v. J. 1405, von Paulus Fraunberger, v. 1428. Ein Denkstein besagt dann den Bau:

„Anno domini 1471 ist angehebt worden der pau diß Gotzhaus durch die wohlgeborn Hern Hern Johansen und Wolfgang von Fraunberg, Herren zum Haag, fridrich lapeck, kirchherr, wolfgang clar, brobst und panmaister."

Im Jahre 1486 ist der Pfarrer gestorben, wie der Grabstein beweiset; ähnliche finden sich von Nachfolgern, Schloß-Benefiziaten und andern Priestern. Daß im 16. Jahrhundert schon fürstliche Pfleger zum Haag waren, beweiset der Grabstein einer Jungfrau Hellena von Schellenberg zum Kißlehron 1573. Hierauf kommt die Ruhestätte des schon erwähnten Landrichters Renz, mit seinen 2 Hausfrauen und seinen 8 Kindern von 1588. Am merkwürdigsten ist Folgendes auf einem Steine zu lesen:

„Sermi. princ: ac dmi. dmi. Ferdinandi, primi hujus nominis, comitis palat: Rhen:, utriusque Bavariae ducis etc. ac conjugis ejus, Mariae Pettenpeckinn filia Maria, commitissa in Wartenberg et Domina in Wald, aet: 6 annum. et 10 mensum. in arce comitatus Haag in die S. Martini ep. mortua et sepulta est ao. di. 1598."

Eine zweite mit ähnlichem Anfange ist unleserlich. Und nun erscheint die in der bayerischen Fürsten-Geschichte so berühmt gewordene Familie Pettenbekh, von welcher schon im Jahre 1485 ein Umgelder in Dachau vorkommt: „Am Sonntag den 14. Septembris anno 1603 ist in Gott dem Herrn verschieden der Edl und Ehrenvöst Michael Pettenbekh, gewester Fänderich in Sibenpürgen 2c."

„Anno Christi 1608 ist in Gott verschieden der Edl und vest Georg Pöttenbekh, Fr. Rath, Landrichter, Kastner und Lehenprobst der Graffschaft Haag, Alters 68 Jahr.

Anno 1604 Freitag den 26. Novembris ist in Gott verschieden die edl tugendreiche und gottselig Frau Felicitas Pettenbekhin, sein eheliche Hausfrau, Alters 59 Jahr. Der allmächtige Gott verleih Ihnen sammt allen Christglaubigen Seelen ein fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben Amen.

Bei dem Altar Mariä Schnee liegen 3 unleserliche Grabsteine, einer mit Pettenbeckh- einer mit Neumillnerschen Wappen; ferner v. Rath und Kastner Schnegg v. Obergangshoven, † 1694, Bräuverwalter Plaischhirn 1697, Gerichts-, Kastengegen- und Lehen-Schreiber, auch Umgelder der Reichsgrafschaft Haag, Mayr, † 1699, Bräugegenschreiber Grillenberger, 1728, Rath und Bräuverwalter Zwickh, 1725, Brauamts-Gegenschreiber Pichler 1739, Kastner- und Lehenamts-Gegenschreiber Gigl, 1744, detto Ferg, 1751, Landrichter, Kastner und Lehenprobst Fischer, 1777, Bräuamts-Gegenschreiber Stobitzer eod: ao:, Edler v. Neumillen auf Burggstahl, Hofkammerrath und Bräuverwalte[r] 1792, zwei Landrichters-Frauen von Lößl 1783 und 178[.] eine Landrichterstochter Gigl 1812. Außen an der Friedho[f]mauer sind alte Steinfiguren, die Grablegung Christi, und siebe[n] römische Soldaten darstellend, sehr schadhaft. In dem schöne[n] Pfarrhofe ist ein Gedächtnißstein wegen Anwesenheit des Bi[-] schofes B. v. Welden von Freising. Sch.

Miscellen.

Tod eines Lampenanzünders.

Boz (Dickens) hat zum Besten der Wittwe eines jungen sehr geachteten Buchhändlers eine Anzahl literarische Freund[e] vereinigt und mit ihnen ein mit Illustrationen des bekannte[n] Cruikshank geziertes Werk herauszugeben. Aus seiner „Geschichte eines Lampenanzünders" entnehmen wir folgende, vo[n] ächtem Humor durchdrungene Beschreibung:

„Meine Herrn! Ich weiß zufälliger Weise Alles ganz genau, was Tom angeht, aus dem Umstande, daß sein Oheim von mütterlicher Seite mein besonderer Freund war. Sei[n] Schicksal (nämlich das von Tom's Oheim) war ein sehr trau[-] riges. Gas war sein Tod. Als man zuerst vom Gas redete, lachte er. Er war nicht böse, er lachte nur über die Leichtgläubigkeit der menschlichen Natur. „Eben so gut", meinte er, „könnte man eine unaufhörliche Reihe von Leuchtwürmchen aneinander setzen;" und dann lachte er wieder theils über seinen Spaß, theils über die arme Menschheit. Im Laufe der Zeit erwies sich aber die Sache, das Experiment wurde gemacht und Pall-Mal erleuchtet. Tom's Oheim ging, dieß zu sehen. Ich habe vernommen, daß er aus lauter Schwäche in dieser Nacht vierzehnmal von seiner Leiter fiel, und wahrscheinlich würde er so lange gefallen seyn, bis er sich selbst getödtet, wäre er nicht beim letztenmale just auf einen Schiebkarren gefallen, der seinen Weg fuhr und ihn mitleidig nach Hause brachte. „Darin sehe ich", sagte Toms Oheim mit schwacher Stimme und stützte sich dabei auf das Bett, „darin sehe ich den Untergang unseres Gewerbes voraus. Jetzt kann man bei Tage nicht mehr die Runde gehen und auspuzen, man kann nicht mehr Oel auf die Hüte und Hauben der Herren und Damen träufeln, wenn man in munterer Laune ist. Jeder Schuft kann ein Gaslicht anzünden. Und nun ist Alles aus." In dieser Gemüthsstimmung hat er die Regierung um — ach, Ihr Herren, wie nennt man das, was man Leuten gibt, wenn man endlich findet, daß sie nie zu etwas genutzt haben und für Nichtsthun bezahlt worden sind? — Compensation? fragte Einer. — Ja, das ist's. Nun, die gaben sie ihm nicht; darauf faßte er auf einmal eine ungeheure Vorliebe für sein Vaterland und ging herum und sagte, Gas sey ein Todesstreich für das Land und ein Plan der Radicalen, das Land zu zerstören, den Oel- und den Baumwollgarnhandel auf immer zu vernichten; die Wallfische würden jetzt gehen und sich gegenseitig tödten aus bloßem Aerger und Erbitterung, daß sie nicht gefangen würden. Endlich wurde er ganz wahnsinnig, nannte seine Tabakspfeife eine Gasröhre, hielt seine Thränen für Lampenöl, und trieb allerlei Unsinn, bis er sich in einer Nacht an einem Lampenhaken in St. Martin's Lane erhängte, und so ist er gestorben!"

Berichtigung. In Nr. 83 d. U.-Bl. S. 661 v. o. lies: „Das Kirchlein der Nonnen zeugt" statt: „Das Kirchlein zeuge." Dann eod. Z. 29. v. o. lies: „speleo lapitantibus" statt: „spelo lapitandibus."

№ 88.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Todtenkopf.

(Fortsetzung.)

Am Abende desselben Tages ging Mathilde zwischen den Wiesen und Gärten, die ihre Wohnung umgaben, um hier ungestört ihrem Schmerze nachzuhängen. Die in feierlicher Stille schlummernde Natur, von schwermüthigem Mondlichte übergossen, paßte vollkommen zu ihrem düstern Gemüthszustande. Die freie Luft wirkte wohlthätig auf sie, die herbe Wehmuth, die ihr Herz zusammenpreßte, löste sich in Thränen auf, und diese flossen reichlich dem Andenken ihres unglücklichen Bruders. Die schmerzliche Erinnerung führte ihr Robert vor die Seele. „Wie es den Armen kränken muß," sagte sie zu sich selbst, „sich so verkannt, so hart beschuldigt zu sehen! Könnte ich nur auf wenige Augenblicke zu ihm; könnte ich ihm nur einige Worte des Trostes bringen; ihm sagen, daß ich an seiner Unschuld gar nicht zweifle! Wie sehr würde das seine Kerkerpein lindern! Und der gute Alte," fuhr Mathilde in ihrem Selbstgespräche fort, „jetzt ganz allein und verlassen von aller Welt. Ich muß ihn besuchen; kann ich ihn auch nicht trösten, weil ich selbst des Trostes so sehr bedarf, so werden wir doch Erleichterung unsers Kummers finden, indem wir zusammen weinen über unser gemeinschaftliches Unglück." Sie wandte sich nach Roberts Wohnung, die, abgesondert von den übrigen Häusern des Dorfes, auf einer Wiese lag. Bald glänzte ihr ein Licht aus dem stillen Häuschen entgegen. Das Fenster war dicht verhüllt, nur an einer Seite gestattete der etwas verschobene Vorhang, das Innere des Zimmers zu sehen. Ihr Blick ward gefesselt durch die ehrwürdigen Züge des Greises, die durch den Kummer, der deutlich darin zu lesen war, an feierlichem Ernste noch gewonnen hatten. Mit trauriger Miene betrachtete er einen Gegenstand ihm gegenüber. Mathilde sah weiter hin und erblickte — den Kopf ihres Bruders. Als hätten alle Schrecknisse der Hölle sich aufgethan vor ihrem Blicke, wandte sie schnell das Gesicht weg. Ein eisiger Schauer durchzitterte sie bis ins Innerste ihres Herzens. Mit Mühe nur hielt sie sich aufrecht. Das Haus, die ganze Gegend schwamm vor ihren Augen. Doch raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um noch einmal das gräßliche Bild anzuschauen, ob es nicht ein Blendwerk gewesen. Doch nein! Er ist's, sie sieht seine Züge, noch vom Todeskampf verzerrt, den Rumpf noch mit Blut befleckt! — Schauererfüllt, zitternd am ganzen Leibe, wandte sie sich ab und wankte fort. Mit Mühe erreichte sie ihre Wohnung, und warf sich erschöpft und halb bewußtlos auf ihr Lager. Das schauerliche Bild schwebte wie ein Gespenst ihr vor Augen, und erregte die schmerzlichsten Empfindungen in ihrer Brust.

„Also doch wahr!" war der erste Ausruf, mit dem sie ihrem gepreßten Herzen Luft machte. „Wahr das Unglaubliche! Er ein Mörder, mit seinem guten, frommen Herzen, mit seiner Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit. Der Jugendfreund, der Bruder meines Bruders — sein Mörder! Er konnte dem Manne, in dessen Hause er wie ein Sohn erzogen und behandelt worden, solchen Jammer bereiten; er konnte den Bruder des Mädchens morden, welche die Seinige werden sollte. Und was konnte der Beweggrund zu solcher Schandthat gewesen seyn?" fuhr Mathilde in ihren Betrachtungen fort; „sollte das Geld ihn gereizt haben, das Rudolph bei sich gehabt? Habsucht war nie sein Fehler gewesen. Noch unwahrscheinlicher ist es, daß Robert in Folge eines Wortwechsels sich so weit vergessen haben sollte. — Und der Alte mit seinem Ehrfurcht einflößenden Silberhaupte, der sollte Theilnehmer oder Mitwisser eines solchen Verbrechens seyn?" Doch alle diese Zweifel schwanden vor dem einzigen Gedanken: hatte sie nicht selbst das unverwerflichste Zeugniß von Roberts und Meister Jakobs Schuld gesehen? — Und mußte sie nicht alle die Umstände bei Rudolphs Tod, die ihr Vater als Beweise für Roberts Schuld angegeben, die sie aber früher gar keiner Erwähnung gewürdigt, mußte sie diese nicht jetzt selbst als Beweise gegen Robert annehmen? — Mathildens Kopf brannte fieberisch von den Vermuthungen und Zweifeln, die verworren ihr Gehirn durchkreuzten. Der Morgen fand sie schlaflos, und die Spur einer in so peinlicher Lage durchwachten Nacht waren deutlich auf ihrem Gesichte zu sehen; doch der Forstmeister war noch zu sehr von seinem Schmerze in Anspruch genommen, als daß die mattten Augen und das blasse Gesicht seiner Tochter ihm auffallend gewesen wären. Noch weniger konnte er ahnen, was in ihrem Innern vorging, obwohl es Mathilden, trotz aller Anstrengung, nicht gelingen konnte, ruhig zu scheinen, und den Sturm, der in ihrem Herzen tobte, zu verbergen. Sie schauderte in sich selbst zurück vor dem furchtbaren Geheimnisse, das sie in ihrem Busen trug, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, es Jemanden mitzutheilen. Wozu sollte auch ihre Angabe dienen, dachte sie; Robert werde ohnedieß seiner Strafe nicht entgehen; denn, so wie sie früher auf seine Freilassung gehofft, eben so gewiß sah sie jetzt, von seiner Schuld überzeugt, seiner Verurtheilung entgegen. Und der Alte? Dieß morsche Leben sollte sie dem Henker überliefern? Diesen Greis, dem, wie zu erwarten stand, Gewissensbisse über sein Verbrechen die wenigen Schritte, die er bis zum Grabe hatte, noch verkürzen würden? Nein! sie wollte schweigen, wollte wenigstens den Ausgang der Gerichtsverhandlungen über Robert abwarten, wiewohl eine Stimme in ihrem Innern oft diesen Entschluß wankend machte, und sie zu sprechen mahnte.

Wochen verstrichen. Der wüthende Schmerz im Herzen des Forstmeisters hatte einem stillen Grame Platz gemacht. Er hörte nun ruhig und ohne Widerspruch die Gründe an, welche die Freunde Roberts zu dessen Rechtfertigung anführten, und in seinem Herzen nährte er schon die Vermuthung, daß er dem Jäger doch vielleicht Unrecht gethan habe; und er fing an, vollends an Roberts Unschuld zu glauben, als er hörte, daß dieser bald gerichtlich von allem Verdachte freigesprochen seyn werde. Doch der Sturm in Mathildens Herzen konnte selbst die allgewaltige Zeit nicht beschwichtigen; ja ihre Zweifel in Betreff ihres Geheimnisses wurden durch das Gerücht von Roberts bevorstehender Freilassung mit jedem Tage peinlicher. Sie suchte mit Gewalt ihre Gedanken abzuziehen von der Frage, die sich ihr unwillkührlich aufdrängte, was sie dann beginnen sollte, wenn Robert wirklich frei würde? und doch kam sie immer wieder auf die Frage zurück. Eines Morgens, als sie gedankenvoll in ihrem Zimmer allein saß, da stürzte Robert herein. „Mathilde!" rief er, ergriff ihre Hand und schaute ihr mit seelenvollem Blicke tief ins Auge, „hast auch du mich einer solchen Schandthat fähig gehalten?" Mathilde konnte nicht antworten; die Ueberraschung hatte ihr die Zunge gelähmt. Zudem war seine Frage so herzlich, so liebevoll; in seinem Blicke spiegelte sich so deutlich das Bewußtseyn eines schuldlosen Herzens, daß Mathilde ganz irre wurde, und Zweifel sich in ihrer Brust zu seinen Gunsten regten. Doch da trat jenes schreckliche Bild ihr vor Augen und entsetzt wandte sie sich ab von dem Mörder. „Was ist das?" fragte staunend Robert. In dem Augenblick trat der Forstmeister ein. „Kannst du mir verzeihen?" fragte er, dem Jäger die Hand reichend. „Gerne, Herr Forstmeister," erwiederte Robert, ich bin herzlich froh, daß Ihr endlich von meiner Unschuld überzeugt seyd." — „Du siehst nun, liebes Kind," sagte der Forstmeister, zu Mathilden sich wendend, „daß wir Robert Unrecht gethan haben; und daß wir das Unrecht möglichst wieder gut machen müssen. Du, meine Tochter, sollst unsere Schuld zahlen." Hier wollte der Forstmeister Mathildens Hand in die Roberts legen; doch Mathilde riß ihre Hand weg. „Lassen Sie mich, mein Vater," sagte sie unter Thränen, „der Schmerz um meinen unglücklichen Bruder erfüllt noch zu sehr meine ganze Seele, als daß ich andern Gedanken Raum geben könnte." Und ohne Robert eines Blickes zu würdigen, eilte sie aus dem Zimmer. Verwundert sah Robert den Forstmeister an. „In der That," sagte dieser nach einer Pause, „Mathildens Betragen befremdet mich selbst, und um so mehr, als sie vom Anbeginne deine eifrigste Vertheidigerin war. Doch gewiß ist dieß nur eine Grille, die ihr in den Kopf gefahren ist, und die nicht von langer Dauer seyn wird. Sey unbesorgt, lieber Robert," schloß der Forstmeister, „ich bin dein großer Schuldner und Mathilde soll zahlen."

Traurig schlich Robert fort, und der Forstmeister begab sich zu seiner Tochter. Diese befand sich im peinlichsten Gemüthszustande. Sie sah Robert frei, für unschuldig erklärt, während sie den untrüglichsten Beweis seiner Schuld hatte. Durfte sie auch jetzt noch schweigen? War es nicht vielmehr Pflicht, den Mörder seiner gerechten Strafe zu überliefern? Mußte sie nicht den Tod ihres Bruders rächen? Nicht rächen den Jammer, den der Mörder über ihr Haus gebracht? — Und doch schauderte ihr vor dem Gedanken, *den* dem Henker zu überliefern, der einst ihrem Herzen so theuer gewesen, und den sie noch immer nicht daraus verbannen konnte. Und was könnte auch, dachte sie, sein Tod ihr oder ihrem Vater nützen? Könnte sie mit seinem Blute das ihres Bruders wieder erkaufen? Wäre dann der Gram um den Verlornen minder groß? — In diesen Betrachtungen unterbrach sie der Forstmeister. „Was hast du gegen den armen Robert?" fragte er. „Mein Vater," bat Mathilde, „wenn Ihnen die Ruhe ihres Kindes am Herzen liegt, so sprechen Sie mir nicht mehr von Robert. Zwischen mir und ihm kann nie eine Verbindung statt finden." — „Aber woher diese plötzliche Veränderung?" fragte staunend der Forstmeister. — „Verschonen Sie mich mit Fragen über diesen Punkt. Genug, ich kann nie Roberts Gattin werden. Das Warum? erlassen Sie mir, mein Vater. Es ist das einzige Geheimniß, das ich vor Ihnen habe. — „Du weißt, meine Tochter, daß es stehts mein Lieblingswunsch gewesen, dich mit Robert vereint zu sehen; und es würde mich um so mehr schmerzen, wenn dieser Wunsch unerfüllt bleibe, als deine Hand das *Einzige* ist, womit wir das gegen Robert begangene Unrecht wieder gut machen könnten. Du dürftest also wohl deine Grille meinem Wunsche opfern." — „Mein Vater," versetzte Mathilde und warf sich schluchzend an seine Brust, „nicht eine *Grille*, mein *Lebensglück*, ja, mein *Leben* selbst opfere ich Ihrem Wunsche. Wenn Sie es durchaus wollen, so gebe ich Robert meine Hand. Doch nie wird er in mir die liebende Gattin finden, und diese Verbindung wird sein Glück und mein Leben kosten." — „Nein! mein theures Kind," sagte gerührt der Forstmeister, „so theuer sollst du meinen Wunsch nicht bezahlen. Ich will lieber ganz darauf verzichten." — Aus dieser entschiedenen Weigerung Mathildens ersah der Forstmeister, daß dieselbe wohl einen triftigen Grund haben müsse, und wiewohl er sehr begierig war, diesen kennen zu lernen, so liebte er dennoch seine Tochter zu innig, als daß er ihr ein Geständniß abgenöthigt hätte, dessen Geheimhaltung ihr so sehr am Herzen lag. Er brach also ab, hoffend, Mathilde werde mit der Zeit andern Sinnes werden. Mit dieser Hoffnung tröstete er auch Robert. „Uebrigens," sagte er, „werde ich alles Mögliche aufbieten, um Mathilden zu deinen Gunsten zu bereden." — „Nein Herr Forstmeister," entgegnete Robert, „bereden sollt Ihr Mathilden nicht; wenn sie nicht *gutwillig* mir ihre Hand reicht, so will ich ihr ganz entsagen, wiewohl es vielleicht mein Leben kosten wird."

Indessen lebte Mathilde in stetem Kampfe mit ihren Gefühlen, und ihr Herz ward unaufhörlich von den quälendsten Zweifeln bestürmt. Jenes schreckliche Bild schwebte ihr stets vor Augen, und schien sie laut um Rache aufzufordern; während andererseits Mitleid und ein Rest des noch immer nicht ganz erstickten Gefühles der Liebe für Robert mächtig zu seinen Gunsten sprachen. Jeden Augenblick war sie auf dem Punkt zu sprechen, doch gleich wieder entschlossen zu schweigen, wiewohl das furchtbare Geheimniß, gleich einem starken Gifte, sein Behältniß zu zersprengen drohte. In dieser martervollen Lage kam Robert selbst ihr zu Hilfe. — Eines Morgens fand man seine Wohnung leer; er und Meister Jakob waren verschwunden. Niemand wußte wohin. Mathilde athmete neues Leben bei dieser Nachricht. Aus Roberts Verschwinden schloß sie, daß er ihre Ueberzeugung seiner Schuld geahnt haben müsse, und sie schenkte einige Thränen dem Unglücklichen, den, wie sie glaubte, Gottes Rache gewiß früher oder später ereilen werde. Dem Forstmeister that die Selbstverbannung des Jägers in der Seele weh; doch machte er Mathilden keine Vorwürfe,

ja, er erwähnte sogar Roberts nicht mehr, als er sah, welche Unruhe jede Erinnerung an ihn ihr verursachte.

An einem stürmischen Dezemberabende — der Forstmeister saß mit seiner Tochter im traulichen Gespräche am Kamine — trat ein Fremder ins Zimmer, ganz in Pelz und Schnee gehüllt. „Verzeiht, Herr Forstmeister“, sprach er, wenn ich Eure Gastfreundschaft in Anspruch nehme. Ich wohne in B***, wohin ich eben von einer Reise zurückkehren wollte. Doch im Walde wurde mein Pferd scheu und verschwand, nachdem es mich in den Schnee geworfen. Das stürmische Wetter, die hereinbrechende Nacht und vor Allem der Umstand, daß im Gasthofe kein Zimmer zu bekommen ist, nöthigen mich, Euch mit der Bitte um Nachtherberge beschwerlich zu fallen.“ — „Ohne Umstände mein Herr,“ erwiederte der Forstmeister, „es freut mich, daß Sie mir Gelegenheit geben, Gastfreundschaft zu üben. Wir leben hier in solcher Abgeschiedenheit, daß uns jeder Fremde willkommen ist.“ Nachdem ein Diener dem Fremden die Reisekleider abgenommen, bot der Forstmeister ihm einen Sitz am Kamine, und während Mathilde für ein gutes Nachtessen sorgte, unterhielt ihr Vater sich mit seinem Gaste. Dieser schien etwa 30 Jahre alt, und war von sehr anständigem Aeußern. Es ergab sich, daß er der Sohn eines Oberförsters aus D***, Namens Farner, nach dem frühzeitigen Verluste seiner Eltern von einer reichen, kinderlosen Base, die in dieser Gegend gewohnt, an Kindesstatt aufgenommen, und nach ihrem unlängst erfolgten Tode zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt sey, daß er sich in dem Städtchen B*** ansäßig gemacht, und daselbst einige Ländereien angekauft habe. Farner legte in seinem Gespräch vielseitige Bildung und Weltkenntniß an den Tag. Er leitete das Gespräch auf das Forstwesen, in welchem er das Lieblingsfach seines Wirthes muthmaßte, und entwickelte in diesem Zweige eine so ausgebreitete Kenntniß, daß der Forstmeister darüber ganz entzückt, und schon nach kurzer Unterhaltung für seinen Gast sehr eingenommen war. Die schöne Mathilde schien einen besondern Eindruck auf den Fremden zu machen, und er benützte jede Gelegenheit, ihr dieß merken zu lassen. Bei Tische wußte er seine Wirthe auf das Angenehmste zu unterhalten, wofür sie ihm um so mehr Dank wußten, als sie seit Rudolphs Tode keine vergnügte Stunde gehabt. Mathilde machte diese Bemerkung und so fand der Forstmeister eine Veranlassung, seinem Gaste von dem traurigen Geschicke seines Sohnes zu erzählen.

Nun war aber auch aller Frohsinn gewichen und alle Bemühungen Farner's, die trüben Erinnerungen, welche die Erzählung hervorgerufen, zu verscheuchen, waren vergebens. Traurig bot der Forstmeister seinem Gaste gute Nacht und dieser begab sich in das für ihn bereitete Zimmer. Am Morgen wollte Farner sich beurlauben, allein sein Wirth bat ihn, noch einen Tag zu bleiben, wenn nicht anders Geschäfte ihn nach Hause riefen. Farner sagte zu und der Forstmeister lud seinen Gast zu einer Jagd, wobei dieser die in seinem Gespräch an den Tag gelegte Kenntniß des Forstwesens aufs Glänzendste bewährte und dadurch seinen Wirth immer mehr für sich einnahm. Indeß hatte Mathilde ein treffliches Mahl bereitet, welchem die ermüdeten Jäger auch alle Ehre erwiesen. Farner schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, seinen Wirth zu erheitern, und dieß gelang ihm auch vollkommen. Der Forstmeister war so vergnügt, wie er nur als glücklicher Vater zweier Kinder gewesen. (Forts. folgt.)

Birkenstein,

im Gerichts-Bezirke Miesbach.

Wenig bekannt ist dieser einsame Andachts-Ort mit seiner romantischen Lage, Gottes Mutter geweiht, auf dem flachen Lande; desto mehr aber bei den biedern Gebirgs-Bewohnern weit und breit. Von den bezaubernden Gestaden des lieblichen Schliersee's über Fischhausen, Neuhaus, durch das ziemlich weite Aurachthal mit seinen lachenden Fluren Gebirg einwärts, gebildet von dem hohen Jägerkamm, dem Alpel- und Rohnberg-Spitz, bewässert von der, auf der Stocker-Alpe entspringenden, in die Leitznach sich ergießenden Aurach, am Fuße des Wendelsteins, kömmt man, während der Weg rechts nach Bayerischzell abläuft, links nach dem ehemals Kloster Scheyern'schen Hospitium Fischbachau, wo, ehe Marbach und Elbach erreicht wird, rechts von der Vicinalstraße über eine sanfte, wenig gebahnte Felsenhöhe die Spur zu dem Kirchlein Birkenstein führt, unweit einem Bauerngütchen, dessen Besitzer zugleich Meßner und Krämer ist. Vor dem Jahre 1673 befand sich auf diesem Platze weiter nichts, als ein großer, hervorragender, aber flacher Felsen, hie und da mit grünendem Rasen bewachsen, von einem beschattenden Birkenhaine umgeben, auf welchem die muntere Jugend ihre gewöhnlichen Spiele, die Erwachsenen den üblichen „Heimgarten“ hielten, Frömmere aber bei der darauf stehenden, sogenanntnen „Martersäule“ manche Zeit mit Gebet zubrachten. Unter letztern war auch der damalige ehrwürdige Pfarrer Steiglmayr, seit 1663 in Fischbachau, welcher oft dahin lustwandelte, und seine priesterlichen Tagzeiten zu verrichten pflegte. Einstmals dort in einen sanften Schlaf verfallen, träumte er von der Verehrung der heil. Maria an der Stelle, und als derselbe diesen Traum dem Wirthe Hafner in Marbach, und Bauern Millauer in Windmöß, mittheilte, betheuerten diese, ähnliche Träume gehabt zu haben. Hiedurch veranlaßt, beschloßen sie, da eine Feldkapelle zu erbauen, und aus der St. Martins-Pfarrkirche von Fischbachau ein Mutter Gottes-Bild zur allgemeinen Verehrung aufzustellen. Der untere Bergschmid Bernrainer pflanzte Birkenbäume um dieselbe, damit der Name des Ortes erhalten werde: „Birkenstein.“ Das gläubige Volk fing an, von nahe und fern hieher zu wallfahrten, und Opfer zu spenden. Im Jahre 1709 baute sich der Einsiedler Heinrich Märkl eine Wohnung, hielt Schule und versah den Meßnerdienst. Ihm folgten bis 1802 noch 12 solche fromme Wald-Brüder, welche zur Aufnahme der Wallfahrt beitrugen. Im nämlichen Jahre faßte der damalige Pfarrer Kaiser den Entschluß, statt der zu engfängigen Kapelle ein Kirchlein nach der Gestalt des „hl. Hauses“ in Loretto zu erbauen, damit auch das heilige Meßopfer darin könnte verrichtet werden, wobei ihn die wohlthätige Nachbarschaft möglichst unterstützte. Im nächsten Jahre legte der Kloster Scheyern'sche Probst Rupert Mozl v. Fischbachau den Grundstein, und der nachgefolgte Pfarrer Bernrainer vollendete den Bau. Dieser, so wie die innere Einrichtung, kostete 1261 fl. 27½ kr., wozu der Prälat von Scheyern 100 fl., Pfarrer Kaiser 80 fl. beitrug, das übrige Alles Gutthäter, Gottesberath und Opfer bestritten. Im Jahre 1734 geschah die einstweilige Einsegnung mit beweglichem Altarsteine durch den Probst Ferdinand Pratfisch v. Fischbachau, 1786 aber selbst durch den Freysing'schen Bischof Ludwig Joseph, wobei die hl. Firmung

ertheilt wurde, und welcher die Einsetzung des hochwürdigsten Gutes, dann päpstl. vollkommener und unvollkommener Ablaß folgte, durch Breve im Jahre 1791. Inzwischen hatte am Schutzfeste Mariä Himmelfahrt 1735 schon ein fürchterlich tobendes Ungewitter einen Blitzstrahl in das neue Kirchlein geleitet, wodurch dasselbe, so wie mehr als 14 herumgepflanzte Bäume zerschmettert wurden. Durch die frommen Gebirgs-Bewohner ist Alles bald wieder hergestellt gewesen, denn ihr Vertrauen erweiterte sich gegen Gottes Mutter immer mehr, besonders, da sich durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott auch die nahe, drohende Kriegs-Gefahr vom Jahre 1742 ab Seite der Oesterreicher aus dem angrenzenden Tyrol, abgewendet erachtet haben, wo sich das Bauernvolk, wie 1705, gegen diese Erbfeinde bewaffnen zu müssen, genöthigt sah. So besteht nun diese einfache Gebirgs-Wallfahrt zu Maria am Birkenstein selbst im vierten Dezenium nach der allgemeinen Klöster-Aufhebung in Bayern ungestört und vertrauensvoll fort. Und da in neuester Zeit die liebliche Gegend des romantischen Schliersee's mit dem Aurachthale bis Bayerischzell während den Sommer-Monaten von vielen Großstädtern aus der Residenz häufig besucht zu werden pflegt, finden auch diese den Ort zu stillem Gebete und Darbringung verschiedener Anliegen höchst geeignet. Auf diese und ähnliche Weise wird die Wallfahrt nach und nach da immer mehr berühmt, wo sie früher nicht einmal dem Namen nach gekannt war. Ein, von einem benachbarten Seelsorger im Jahre 1811 verfaßtes Büchlein, unter dem Titel: „Die Verehrung der jungfräulichen, gnadenvollen Gottesmutter auf dem Birkenstein in ihrer Entstehung und Fortpflanzung," enthält, neben der Geschichte und Erläuterung von Wallfahrten überhaupt, zweckmäßige Gebete, besonders an den acht Marianischen Festtagen. Sch.

Schloß Fürstenstein in Niederbayern.

Diese, isolirt auf hohem Felsenrücken, der sich auf einem Flächenraum erhebt, gelagerte Burg ist vor Alters herzogl. bayer. Besitzthum gewesen, ward aber von denen von Puechberg um die Herrschaft Winzer an der Donau eingetauscht. Der Erbauer des alten Schlosses ist unbekannt, der des neuen Stockes war nach Inhalt eines im Gang eingemauert gewesenen weißen Marmorsteins im Jahre 1570 Adolph von Schwarzenstein und Margaretha, seine Hausfrau, eine geb. von Klosen, worauf auch deren 2 Wappen und eine Denkschrift. Eheliche Verbindungen haben es von der Graf Taufkirch'schen Familie an die Nothhaft, von dieser an die Perousa, endlich an den in Darmstadt domizilirenden Grafen von Oyen, großherzogl. hessischen General-Lieutenant, gebracht, welcher dann die Dominikalien an den Staat, die Rustikalien, das Bräuhaus rc. an einen Oekonom verkauft hat. Im Jahre 1629 ward von Hanns Christoph von Türham und Maria, seiner Hausfrau, geb. Gr. v. Taufkirchen, eine schöne Kapelle angebaut, nach dem Muster der heiligen Kapelle in Altenötting, deren Mutter-Gottes-Bild alljährlich von vielen Wallfahrtern besucht wird. Auch ein eigenes Schloßbenefizium besteht da. Obiger fromme Stifter, dann Wilhelm und M. Barbara Nothhaft, geborne Taufkirchen, endlich Franz Ignaz und Maria Anna Jos. Nothhaft, geb. Gräfin von und zu Altenpreising, liegen da begraben. Im Schwedenkrieg hat auch dieses Schloß viel Zerstörung erlitten. Es ist nur ½ Stunde von dem ebenfalls einst Puechbergischen, dann Schwarzensteinischen Schloß Englburg, 1 Stunde von dem ehemaligen v. Nußdorf'schen Schloß und Markt Tittling, 3 Stunden von der Grenze Böhmens entfernt, war mit hohen Mauern, tiefen Gräben und festen Wehrthürmen wohl versehen, so wie mit einem Thurm-Eingange in den Vorhof, wo die Stallungen und Wagenbehälter, von welchen eine hohe Stiege in den ersten Stock und Bogen, dann in geräumige Gemächer und einen langen Turnier-Saal führt. Hier ist noch eine Lanze rc. zu sehen. Im zweiten Stockwerke war die Beamten-Wohnung letzterer Zeit. Unbekannte Familien-Porträts finden sich in Fülle, mitunter mehrfach, besonders eines im großen St. Michaels-Ordens-Ornat.

In dem alten Schlosse ist ein trigonometrischer Punkt gewählt, welcher zugleich, wenn man dieses Belvedere besteigt, das herrlichste Rundgemälde darbietet, welches man je sehen kann. Der ganze bayer'sche Wald, im Hintergrunde die böhmischen Gebirge, liegt vor Augen, mit Ramfels, Schönberg, Perlesreit, Saulburg, (in der Volkssprache die „Waldlatern" wegen eigenthümlicher Bauart des Schlosses genannt), Englburg, Tittling rc., kurz das ehemalige Land der Abtei (Niedernburg) und das Bisthum (Passau); dann erscheint die Fläche hinauf bis Straubing, welches man deutlich sieht, mit Winzer, Hengersberg, Niederalteich, und zum Schlusse das Hügelland mit Wald und Flur herab an der Donau gegen Vilshofen, u. s. w.

Das Hauptwunder von Natur-Erzeugniß und Schönheit zeigt sich aber dem von obiger Rund- und Fernsicht wonnetrunkenen Fremden(wenn er, aus dem hintern Burgzwinger getreten, den Felsenrücken entlang durch Nadelholz bis zum beginnenden Abhange wandelt. Ein solches hat er, kann kühn behauptet werden, nicht getroffen, selbst wenn derselbe sich rühmen könnte die halbe Welt durchreist zu seyn. Jeder steht ganz verstummt durch Ueberraschung da, unschlüssig, ob ihm sein still zu halten scheinender Verstand dazu rathen wird, das Phänomen als Kunst- oder als Natur-Produkt erkennen zu sollen. — Es ist ein hoch übereinander aufgethürmtes Geschiebe von Granitfelsen-Massen, so kunstgerecht die ungeheuren, behauen scheinenden Blöcke zusammengefügt und verbunden, um gleichsam das Fundament eines Riesenbaues zu bilden, das kein Steinmetzmeister besseres zu schaffen im Stande seyn dürfte. Ja, ein schroffes Dreieck ist unter andern gebildet, als wenn es durch das Senkblei erzeugt worden wäre. Da hört wahrlich Alles auf! Und wenn man endlich nach langem Sinnen und Bewundern doch zur Erkenntniß und Entscheidung kommt, daß von Anlegung eines solchen Werkes durch schwächliche Menschenhände keine vernünftige Rede seyn könne, höchstens von einer Folge der Sündfluth, versinkt das fromme Gemüth in Anbetung der unendlichen Allmacht und Herrlichkeit des göttlichen Schöpfers von Himmel und Erde, von Allem, was da um uns lebt und schwebt, des großen Baumeisters des Welt-All's. Kein Wunder, wenn vielleicht vor einem Jahrtausend die sich zuerst hier auf fester Stätte ansiedelnden Rittersmänner derselben keine, ihrem Begriffs-Vermögen anpassendere Auszeichnung und Erhebung zu geben wußten, als zum „Fürsten aller Gesteine" des weiten Umkreises im Bayer- und Böhmer-Waldgebirge, also — Fürstenstein. — Sch.

Auflösung der dreisylbigen Charade im Blatte Nro. 86:

Streubüchse.

№ 89.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

as „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund isgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

An Allerseelen.

Es ist ein frommes Wandern
Am Allerseelentag
Zum wohlbekannten Grabe,
Das uns're Freuden brach.

Da weinen sich die Herzen
Noch einmal zärtlich satt,
Man zählt die ganze Liebe,
Die man verloren hat.

Da kniet die fromme Gattin
Auf ihres Gatten Grab:
„Ach! deine Waisen drücken
Mich fast zu dir hinab!"

Dort sieht die bleiche Mutter
Ihr frommes Kind zurück;
Das kleinste Häuflein Erde
Verschließt ihr größtes Glück.

Da pflegt mit treuen Händen
Die Braut der Myrthe Grün:
„Dort ewig!" spricht sie leise
Und pflückt sich Rosmarin.

Am jüngsten Grabe härmet
Ein alter Vater sich:
„Mein Sohn! mein Sohn! ich komme
„Und leg' mich neben dich." —

Es ist ein frommes Wandern
Am Allerseelentag
Zum wohlbekannten Grabe,
Das uns're Freuden brach.

(Didaskalia.)

Der Todtenkopf.

(Fortsetzung.)

Er bat seinen Gast noch einige Tage zu bleiben und dieser konnte nicht widerstehen, wenn er auch gewollt hätte, denn Mathilde, die sich glücklich fühlte, ihren Vater in heiterer Stimmung zu sehen, vereinigte ihre Bitten mit den seinigen, um Farner, dem sie dieß Glück verdankte, zum Bleiben zu bewegen. Er blieb also, und sein ferneres Benehmen trug nur dazu bei, ihm immer mehr die Zuneigung seines Wirthes zu gewinnen. Als er endlich schied, nöthigte ihm der Forstmeister das Versprechen ab, bald wieder zu kommen. Farner säumte nicht lange, sein Versprechen zu lösen, und der Forstmeister empfing ihn um so herzlicher, und bezeigte ihm um so wärmer seine Zuneigung, als er inzwischen in dem Städtchen Erkandigungen über ihn eingezogen hatte, die sämmtlich zu seinen Gunsten ausfielen. Ueber seinen Charakter war nur Eine Stimme; er sey ein Muster von Rechtschaffenheit und Herzensgüte. Bald war Farner ganz heimisch im Hause des Forstmeisters und theilte mit ihm sowohl Arbeiten als Vergnügen. Der Forstmeister schien ohne ihn gar nicht leben zu können und der gefällige Farner, den die schöne Tochter seines alten Freundes mächtig anzog, war mehr hier als zu Hause. Mit innigem Wohlgefallen gewahrte der Forstmeister die Neigung Farner's zu seiner Tochter. Ihm schien ihr Glück begründet durch die Verbindung mit einem so wackern jungen Manne und da er zu bemerken glaubte, daß Mathilde gegen Farner nicht gleichgültig sey, so zweifelte er nicht im Geringsten, sie zu dieser Verbindung geneigt zu finden. Es betrübte ihn daher nicht wenig, als er sich getäuscht sah. „Mein Vater", sagte Mathilde, als er ihr von den Absichten sprach, die Farner auf ihre Hand zu haben schien, und von dem Glücke, das ihr bei einer solchen Verbindung bevorstehe, „Sie wollen mich glücklich machen, durch die Verbindung. Bin ich's nicht schon jetzt durch die Erfüllung meiner kindlichen Pflichten? Kein anderer Mensch im Leben kann ein größeres Glück mir bieten." — „Aber sieh, liebes Kind," entgegnete der Vater, „ich werde alt; der Gram um Rudolph hat mich dem Grabe näher gebracht, als ich es durch Jahre wäre. Wenn ich sterbe, und..." — „Mein theurer Vater!" unterbrach ihn Mathilde, indem sie sich an seine Brust warf und ihn mit beiden Armen fest umklammerte, gleichsam, damit er ihr nicht entrissen werde, „der Himmel wird noch lange, recht lange Sie mir erhalten, und mehr bedarf ich nicht, um glücklich zu seyn." Der Forstmeister war ein zu zärtlicher Vater, als daß er länger auf etwas bestanden hätte, was nicht ganz dem Wunsche seiner Tochter entsprach. Er überließ es der Zeit und Farner's Bemühungen, Mathilden diesem geneigter zu machen.

In der That war Mathilde dem jungen Mann herzlich gut; was ihn ihr vorzüglich werth machte, war seine Anhänglichkeit an den Forstmeister. Kein Sohn konnte für den Vater tiefere Ehrfurcht, innigere Zärtlichkeit hegen als Farner für den Forstmeister bei jeder Gelegenheit an den Tag legte; und diese Ergebenheit für eine Person, die Mathilden die theuerste auf Erden war, erwarb ihm ihre herzliche Freundschaft. Doch lieben konnte sie ihn nicht. Roberts Bild lebte noch in ihrem Herzen und die Ungewißheit über sein Schicksal trug nur dazu bei, ihn in ihrem Andenken zu erhalten; auch fand die gute Tochter ihr ganzes Glück in dem Bewußtseyn: nur

ihrem Vater zu leben, dem sie jetzt Alles war; wie konnte sie also an eine Veränderung ihrer Lage denken, die dieß Glück, wenigstens theilweise, ihr rauben würde? So verflossen der kleinen Familie die Tage in ruhiger, stiller Heiterkeit, als diese plötzlich durch das Erkranken des Forstmeisters getrübt wurde. Der Arzt erklärte die Krankheit bedenklich und Mathilde pflegte ihren Vater mit all' der zärtlichen Hingebung und Selbstaufopferung, deren ein gutes Kind fähig ist. Auch Farner bewährte seine Anhänglichkeit an den Forstmeister und wetteiferte mit Mathilden in eifriger und unermüdlicher Pflege des theuren Kranken. Sie durchwachten gemeinschaftlich ganze Nächte an seinem Lager, und selbst abwechselnd wollten sie sich keine Ruhe gönnen. Endlich mußte Mathilde der eigenen Erschöpfung und den dringenden Bitten ihres Vaters und Farner's nachgeben und sich zur Ruhe begeben. Farner war nun allein am Bette des Kranken; gerührt betrachtete dieser die vom langen Nachtwachen blassen Züge des jungen Mannes. „Guter Farner," sagte er, indem er seine Hand herzlich drückte, „du hast durch deine kindliche Liebe ganz die Lücke ausgefüllt, die mein unglücklicher Sohn in meinem Herzen gelassen. Laß mich dich Sohn nennen in den letzten Stunden meines Lebens. Der Gedanke, daß ein Sohn mir die Augen zudrücken wird, gibt mir Trost in der bittern Scheidestunde." Farner wurde heftig ergriffen durch diese Worte. Er kniete nieder neben dem Bette des Kranken, ergriff seine Hand und benetzte sie mit Thränen. „Mein Vater," sagte er, „wie überglücklich macht der Name „Sohn" mich aus Eurem Munde. Doch wünschte ich durch noch heiligere, festere Bande an Euer Vaterherz geknüpft zu seyn. Gebt mir Mathilde. Ich weiß ihren Werth zu schätzen und werde Alles aufbieten, was im Bereiche menschlicher Kräfte liegt, um sie glücklich zu machen." — „Du nimmst den Wunsch aus meinem Herzen," erwiederte der Forstmeister. „Ich werde ruhig sterben, wenn ich Mathilden mit dir verbunden weiß. Nimm im Voraus meinen väterlichen Segen, wenn anders Mathilde die Deinige werden will, woran ich übrigens gar nicht zweifle. Ich werde mit ihr darüber sprechen, und du darfst den besten Erfolg hoffen." Unter den jetzigen Umständen glaubte der Forstmeister seine Tochter nachgiebiger zu finden. Widrigenfalls war er entschlossen, seinen ganzen väterlichen Einfluß aufzubieten, um sie zur Verbindung mit Farner zu bewegen.

Eine Stunde später saß Mathilde allein am Bette ihres Vaters; wehmuthsvoll betrachtete sie die hohlen Wangen, die matten Augen des theuren Kranken. „Mein gutes Kind," sagte dieser mit schwacher Stimme, „ich fühle mein Ende herannahen." Ergriffen von der schmerzlichen Ueberzeugung, daß er wahr rede, warf Mathilde sich schluchzend an des Vaters Brust. Sie wollte sprechen, und konnte nicht. Ihr Herz wollte brechen unter der Schmerzenslast, die es zusammenpreßte. „Fasse dich, meine Tochter," sagte der Kranke, die Weinende sanft an sich drückend, „fügen wir uns in den unabänderlichen Willen des Herrn. Ohne Murren folge ich seinem Rufe; nur der Gedanke, daß du verlassen und allein bleibst in dieser großen Welt, macht das Scheiden mir so schwer." — „Bald folge ich Ihnen, mein Vater", schluchzte Mathilde. — „Nein, mein gutes Kind, du bist jung, gehörst der Welt und mußt in derselben deine Bestimmung erfüllen als Gattin, wie du sie bisher als Tochter erfüllt hast. Gib Farner deine Hand und ich kann ruhig sterben." — „Mein Vater! wüßten Sie, was Sie von mir fordern." — „Ich weiß, daß ich ein Opfer von dir fordre, und doch muß ich es, um deiner selbst willen. Nimm," fuhr er fort zu dem eintretenden Farner gewandt, indem er Mathildens Hand in die seinige legte, „nimm hin mein kostbarstes Gut, meine einzige Tochter, und mache sie so glücklich, als sie es verdient." Weinend sank das Paar vor dem Kranken nieder und empfing seinen väterlichen Segen. Am folgenden Tage verschied der Forstmeister in den Armen seiner Kinder.

Als die Trauerzeit zu Ende war, führte Farner Mathilden als Gattin in sein Haus nach dem Städtchen B... Er hielt treulich Wort. Seine Liebe zu Mathilden gränzte an Vergötterung. Sie glücklich zu machen, schien Zweck und Ziel aller seiner Handlungen, seines ganzen Daseyns. Er schien nur geschaffen, um den leisesten ihrer Wünsche zu erlauschen, und denselben, wenn er nur im Bereiche der Möglichkeit lag, zu erfüllen. Mit inniger Rührung erkannte Mathilde die beispiellose Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, mit der Farner sie behandelte; und bald traten an die Stelle der Freundschaft, die sie für ihn gehegt, wärmere, den seinigen mehr entsprechende Gefühle. Angebetet von ihrem Gatten, hochgeachtet von allen Einwohnern des Städtchens, verlebte Mathilde schöne, glückliche Tage, die nur zuweilen durch die Erinnerung an ihre theuren Hingeschiedenen getrübt wurden. Roberts Schicksal war zu sehr mit dem ihres Bruders verflochten, als daß nicht die Erinnerung an diesen, auch jenen ihr ins Gedächtniß zurückgerufen hätte, und so wurde denn auch seinem Andenken noch zuweilen ein Seufzer geweiht.

So mochte ungefähr ein Jahr verflossen seyn, als eines Abends ein Fremder ins Zimmer trat. Dieß schien er wenigstens anfangs sowohl Farnern als seiner Gattin, doch sein Gruß an Ersteren beurkundete sogleich einen Bekannten, der jedoch Farnern nichts weniger als willkommen zu seyn schien. Er erschrack sichtlich, als er ihn erkannte, doch faßte er sich bald wieder, und bewillkommte den Gast mit möglichst freundlicher Miene. „Mein Jugendfreund Eschinger," sagte er, ihn seiner Frau vorstellend. Mathilden war keineswegs die Unruhe entgangen, welche das Erkennen dieses Jugendfreundes ihrem Gatten verursacht hatte, und diese Unruhe hatte sich ihr dermaßen mitgetheilt, daß auch sie den Gast mit erzwungener Freundlichkeit empfieng. Eschinger wünschte seinem Freunde Glück zu seiner Verbindung und zu der Wahl, die er getroffen. Mathilde beobachtete den Gast während des Gesprächs genau, gleichsam als wollte sie erforschen, ob in seinem Reden und in seinem Benehmen überhaupt etwas läge, was die Unruhe ihres Gatten rechtfertigen könnte. Er war von anständigem Aeußern, und sein Benehmen demselben ziemlich entsprechend; doch klebte diesem eine gewisse Derbheit an, die er, trotz allen Bemühungen, recht fein und artig zu scheinen, nicht verbergen konnte. Eschinger verlangte seinen Freund allein zu sprechen, und nach kurzer Unterredung mit demselben, beurlaubte er sich, ungeachtet der wohl nicht dringenden Einladung Farner's, länger zu bleiben. Als er fort war, fragte Mathilde ihren Gatten um die Ursache seiner Unruhe, die er beim Erkennen Eschinger's gezeigt. „Was dir nicht einfällt von Unruhe," erwiederte Farner, „Eschinger ist mein bester Freund, er wohnt in der Residenz und war nur Geschäftsangelegenheit halber bei mir." Mathilde ließ sich beruhigen und bald war Eschinger vergessen. Nach einigen Monaten wiederholte er seinen Besuch und wieder beurlaubte er sich nach einer geheimen Unterredung mit Farner. Einige Tage, nachdem er sich entfernt,

ielt Mathilde einen Brief von einer etwa zwei Tagreisen fernten Cousine, welche sie dringend bat, sobald als möglich ihr zu kommen, indem sie sterbenskrank sey, und Mathilde h vor ihrem Ende zu sehen wünschte. „Komm' allein," ß es im Briefe, „nicht in Begleitung deines Gatten. Die sache kann ich dir nur mündlich sagen." In einer Nach-rift ward die Bitte, bald und allein zu kommen, wie-holt. Es befremdete Farner nicht wenig, daß man sich ne Begleitung so dringend verbat. Doch bedurfte es zu ner Zustimmung nichts mehr als einer Aeußerung Mathil-is, daß sie dem Verlangen ihrer Cousine nachzukommen ünsche; und noch an demselben Tage befand sie sich, von em treuen Diener begleitet, auf dem Wege. Als Mathilde ihrer Cousine anlangte, erstaunte sie, diese ganz gesund d über den unvermutheten Gast in der freudigsten Ueber-chung zu finden. „Ich weiß wahrhaftig nicht," sagte Ma-lde, „worüber ich mich zuerst wundern soll: daß du vorge-rn schwer krank warst und heute blühend gesund bist, oder ß du heute vergessen, was du gestern geschrieben hast." e Cousine sah sie verwundert an. „Krank? Geschrieben? von weiß ich kein Wort." Statt der Antwort zeigte ihr athilde den Brief. „Das ist nicht meine Schrift," sagte Cousine mit einem Blicke in den Brief. — „Das fand sehr natürlich," entgegnete Mathilde, „weil ich dich krank ubte, und obwohl ich mich sehr angenehm getäuscht be, so bin ich nichts desto weniger begierig zu wissen, r der Schreiber dieses Briefes gewesen." Nach langem chtlosen Sinnen und Vermuthen sagte die Cousine: „Wer auch seyn mag, ich bin ihm Dank schuldig, denn dir ire es gewiß sonst nie eingefallen, mich zu besuchen. Wir llen uns den Zufall zu Nutze machen, du bleibst einige eit bei mir." Mathilde willigte ein und schrieb ihrem Gat-n, wie es mit dem Briefe sich verhielt, und daß sie so lange ihrer Cousine bleiben wolle, bis er sie abholen werde. (Schluß f.)

Der Arzt im Irrenhause.

Der berühmte englische Arzt Astley Cooper erzählte öfters n Abenteuer, das er auf einer Erholungsreise in Schottland stand. „Den Tag nach meiner Ankunft in Edinburg," sagte „schlief ich noch, als heftig an meine Thüre geklopft wurde. h fragte, wer mich so zeitig wecke, und man antwortete außen: „Heißen Sie nicht Cooper?" — „Allerdings? — stley Cooper?" — „Ja." — „Sie sind gestern Abend von ndon hier angekommen?" — „Ja" — „So machen Sie f, denn Sie sind derjenige, welchen wir suchen." Ich konnte ht zweifeln, daß man wirklich mit mir sprechen wollte, und nete deßhalb. Vor der Thüre stand ein Constable mit drei ännern.

„Sie werden uns sogleich begleiten."

„Wohin?"

„Dahin, wo ich Sie zu führen Befehl habe."

„Ich werde nicht folgen, bevor ich nicht Erklärung erhalten habe."

„Diese werde ich nicht geben, denn Wahnsinnigen gibt man keine."

„Wahnsinnigen?" rief ich.

„Ja, armer Mann. Seit drei Monaten sucht Sie Ihre amilie, und ohne die Frau, die Sie so gefährlich verwundet ben, würde man Ihre Spur noch nicht gefunden haben. n Brief hat endlich ihrem Oheime Alles entdeckt, Ihre Flucht s London und Ihre Ankunft hier. Da Sie jetzt gerade etwas lichte Augenblicke zu haben scheinen, so folgen Sie mir ohne Wiederstreben."

„Man befindet sich in einem argen Irrthume," antwortete ich lachend. „Lassen Sie mich in Ruhe, denn ich bin der Wahnsinnige nicht, den Sie suchen, sondern der Leibarzt des Prinzen von Wales. Entfernen Sie sich."

„He da!" rief der Constable seinen Begleitern zu, „ergreift ihn, bindet ihn, wenn er sich wehrt, und führt ihn in das Irrenhaus des Dr. Goldsmith."

Ehe ich eine Bewegung machen konnte, war ich ergriffen und in einen Wagen gebracht, der an der Thür wartete und sogleich nach dem erwähnten Irrenhause abfuhr. Wie unangenehm mir nun auch die Verwechselung war, so hegte ich doch keine ernstliche Besorgniß, denn der Arzt, meinte ich, würde sogleich den Irrthum des Constable erkennen. Der Dr. Goldsmith war sogar einer der Aerzte, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte, da er sich einen großen Ruf erworben hatte. Er sollte, wie man erzählte, seine Kranken durch ganz ungewöhnliche Mittel heilen, und ich war deßhalb sehr neugierig. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Haus des Arztes, aber man denke sich mein Entsetzen, als ich in dem Arzte einen alten Mann erkannte, den ich selbst vor zwei Jahren als Irren behandelt hatte. Ich gestehe, daß ich nun ernstlich besorgt wurde, besonders als ich sah, daß auch der angebliche Arzt mich erkannte. „Ach," sagte er, indem er mir einen der Blicke zuwarf, die nur den Irren angehören, „willkommen hier! Douchen, Aderlässe, strenge Diät und Bäder!" setzte er hinzu, indem er meine eigenen Worte und selbst meine Gebehrden nachahmte.

„Aber, lieber Doktor," sagte ich, „ich bin ja nicht krank, nur ein Irrthum . ." — „Ich kenne das, ich kenne das," entgegnete er lächelnd. „Die Irren kennen niemals ihren Zustand; das ist gerade ein Symptom der Geistesstörung." — Auch dieß hatte ich früher zu ihm gesagt. — „Vollzieht meine Vorschriften," sagte er zu seinen Leuten, „bis er seinen Wahnsinn eingesteht. Erst Aderlaß, dann Douchen und Hunger, dann den großen Sturz, Ausreißung dreier Zähne, die Bastonade und Einsperrung." Ich zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, denn eine solche Behandlung konnte mich wirklich wahnsinnig machen. Was soll ich thun? Ich entschloß mich endlich, um Zeit zu gewinnen, mich für wahnsinnig auszugeben. Der Arzt entließ seine Leute, und als ich mit ihm, dem Wahnsinnigen, allein war, fiel er wüthend über mich her. Da man mir die Hände gebunden hatte, konnte ich ihm keinen Widerstand leisten, und ich mußte mir die schmerzlichste Behandlung gefallen lassen. Er schlug und biß mich, er trat mich mit Füßen, zog mich an den Haaren, und als die Ermüdung seine Wuth etwas gelindert hatte, übergab er mich den Aufsehern. Wie meine Gesundheit und mein Verstand diesen Qualen widerstanden, weiß ich nicht. So vergingen drei Wochen, für mich drei Jahrhunderte. Dann erschienen mehrere Personen in meiner Zelle; sie sahen mich mit Verwunderung an, und sagten zu Goldsmith, der sie begleitete, sie kennten mich nicht, ich sey Astley Cooper, ihr Verwandter nicht. Ich setzte den Leuten in wenigen Worten meine schreckliche Lage auseinander, und ersuchte sie, mir die Freiheit zu verschaffen oder wenigstens an meine Familie in London zu schreiben. Goldsmith lachte darüber, und erklärte mich für einen der gefährlichsten Irren in seiner Anstalt. Zum Glück glaubte ein Arzt, der die Fremden mit begleitete, und der ein Bild von mir gesehen hatte,

meine Züge zu erkennen. Ich sprach mit ihm, und er erklärte, mich mit sich nehmen zu wollen. Goldsmith wurde wüthend, als er dies hörte, und schwur, er würde mich nicht fortlassen. Der fremde Arzt wendete sich an die Leute und vermochte sie, mich für ihren Verwandten zu erklären und als solchen mich zu befreien. Sie willigten ein, und so wurde ich aus diesem schrecklichen Kerker befreit. Ich ließ sogleich eine gerichtliche Untersuchung anstellen, und durch dieselbe ergab es sich, daß der sogenannte Dr. Goldsmith ein Wahnsinniger Namens Nielson sey, der aus Bedlam entwichen war, einen Arzt ermordet und sich der Papiere desselben bemächtigt hatte. In Edinburg hatte er eine Irrenanstalt gekauft, die der Gründer ausbot. Man bemerkte seine Geistesstörung nicht, und schrieb sein seltsames Verfahren dem excentrischen Wesen zu, das manche Gelehrte charakterisirt. Nachdem aber die Justiz von der wahren Sachlage unterrichtet war, ließ sie die Heilanstalt des sogenannten Goldsmith schließen und brachte denselben wieder in das Irrenhaus Bedlam.“ Das Haar des berühmten Astley Cooper war in jenen drei Wochen vollständig ergrauet.

Frauentreue.

(Pariser Gerichtsscene.)

Wilhelm Lebeau ist sicherlich der häßlichste seines Geschlechts: er ärgert sich aber nicht darüber, wenn man es ihm zu verstehen gibt — er weiß es — sagt es selbst — und weit entfernt sich seiner Häßlichkeit wegen zu grämen, befindet er sich im Gegentheil sehr wohl dabei; ja, er würde seine dicke rothe Nase, seine kleinen grauen Augen und seine gelben Haare nicht mit den Vorzügen eines Apollo's vom Belvedere vertauschen.

Wer sollte aber glauben, daß dieses in physischer Beziehung von der Natur so stiefmütterlich bedachte Wesen das Glück hat, eine junge, frische, zierliche Frau zu besitzen! Das größte Wunder aber ist, daß diese hübsche junge Frau diesen häßlichen Mann liebt, und daß es eben ihre Liebe und eheliche Treue ist, welche ihren Mann heute auf die Bank der Angeklagten bringt.

Wilhelm Lebeau scheint über seine Stellung als Angeklagter wenig bekümmert; er ist stolz, auf dem Lasterstühlchen zu sitzen, und wir werden sehen, daß er volles Recht dazu hat.

Doch betrachten wir jetzt jenen Don Juan der Vorstadt, welcher so eben vor der Bank der Zeugen aufsteht. Seinem Aeußeren nach könnte man ihn einen hübschen jungen Mann nennen, aber welches dreiste Wesen, welches herausfordernde Augenpaar, welches glücksritterliche Aussehen! Das ist der wahre Verführer der Vorstädterinnen; der Stutzer aus der niedern Sphäre, über den schon so manches bethörte Mädchen Ach und Weh schrie.

Dieser prächtige Junge nennt sich Anatole — ein ziemlich anspruchsvoller Name für einen Zwiebelbrenner — denn das ist die Profession dieses Dandy's der Barrieren. Herr Anatole ging, seiner Gewohnheit gemäß, eines Tages auf Eroberungen aus; und warf bei dieser Gelegenheit seine Augen auf die Frau seines Freundes Lebeau. Der Zwiebelbrenner hatte nämlich folgende Betrachtung angestellt. Lebeau ist fürchterlich häßlich — seine Frau kann ihn nicht lieben — hat sie einmal meine physischen Vorzüge, mein verführerisches Auge bemerkt, so wird sie sagen müssen: „Anatole ist viel hübscher als mein Mann — ich werde Anatole meine Liebe schenken.“

Durch solche und ähnliche trügerische Schlüsse, denen alle Bescheidenheit, und noch mehr alle Moral abging, dreist gemacht, besuchte Herr Anatole kürzlich Mad. Lebeau, fand si allein, und trug ihr eine feurige Liebeserklärung vor. Z seinem großen Erstaunen fand er aber eine streng tugendhaf Frau in ihr, welche ihm Schweigen gebot, und sich für di Zukunft ähnliche Zudringlichkeiten im bestimmtesten Tone ver bot. Durch diesen Widerstand ließ sich aber der verblendete verächtlich abgewiesene Zwiebelbrenner nicht abhalten. Bei de nächsten Gelegenheit wiederholte er seine tollkühnen Versuche. — „Nehmen Sie sich in Acht, sagte ihm nun Mad. Lebeau — wenn Sie es noch einmal versuchen, von solchen Angelegenhei ten mit mir zu sprechen, so werde ich alles meinem Mann sagen!“ — „Warum nicht gar! das ist nicht möglich!“ erwi derte Herr Anatole. — „Wenn Sie's nicht glauben, so pro biren Sie es nur!“

Anatole probirte, und Mad. Lebeau führte ihre Drohun aus. Der Ehemann wurde von dem treulosen Betragen seine Freundes unterrichtet, und bei seiner ersten Begegnung mi demselben brachte er ihm eine gut conditionirte Tracht Prüge bei. Der schöne Anatole war in Folge dieser Zurechtweisun während 14 Tagen durch eine geschwollene Nase und schwar und gelb aufgelaufene Augen entstellt, was ihn auch währen 14 Tagen verhinderte, neue Eroberungen zu machen. Wüthen über das Ehepaar, war er boshaft genug, eine Klage gege Lebeau einzuleiten. In Folge dessen erscheint Herr Lebea heute auf der Bank der Angeklagten, sieht aber dessenungeachte sehr vergnügt aus. „Ja,“ sagt er, „ich habe ihn geprügel er soll Ihnen aber erklären, warum ich es gethan habe.“

Anatole. Weil er sich einbildete, ich mache seiner Fra den Hof.

Mad. Lebeau. Mein Mann hat sich nichts eingebildet ich habe es ihm gesagt, und es ist die Wahrheit.

Lebeau. Sehen Sie, ich habe meine Frau nicht daz aufgefordert, es mir zu sagen.

Anatole. Soll eine Frau ihrem Manne den Kopf mi solchen Armseligkeiten verrücken?

Hr. Lebeau. Danke schön! Es ist mir lieber, wenn si mir den Kopf, mit solchen Dingen verrückt, als wenn....

Mad. Lebeau. Du hast ganz recht. Ja, Anatole ha mir eine Liebeserklärung gemacht; ich habe es ihm verwehr — und erst nachdem dies dreimal ohne Erfolg geschehen, hab ich es Lebeau mitgetheilt, damit er der Sache ein Ende mache

Lebeau. Und dieß habe ich gethan — das ist die ganz Geschichte.

Anatole. Du hast mich beinahe todt geschlagen.

Hr. Lebeau. Bewahre Gott, ich habe Dich nur auf die Na geschlagen, um dich etwas zu entstellen, und dich dadurch fü meine Frau weniger gefährlich zu machen.

Anatole. Du hast überall hingeschlagen, ich kann Attestat darüber aufweisen.

Hr. Lebeau. Meinetwegen — das ist mir gleichgiltig — man verurtheilte mich wenn ich unrecht that — verlöre ich auch meinen Proceß, so kann ich dennoch sagen, ich habe ihn gewonnen.

Der Gerichtshof, durch die Aufschlüsse Lebeau's entwaffnet, spricht den braven Ehemann frei, und verurtheilt Anatole i die Unkosten.

Die niedliche Frau hängt sich vergnügt an den Arm ihres Mannes, und sagt, indem sie den Saal verläßt, zu Anatol im Vorbeigehen: „Das sind die Folgen davon, wenn man eine ehrliche Frau verführen will!“

№ 90.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Todtenkopf.

(Schluß.)

Mehrere Wochen verstrichen; Farner kam nicht, und auch der Brief blieb unbeantwortet. Mathilde ward unruhig und wollte abreisen, doch ihre Cousine beredete sie, noch zu bleiben. Als aber nach Verlauf von mehreren Tagen Farner noch immer nichts von sich hören ließ, da war sie nicht länger zu halten. Voll Unruhe über das Stillschweigen ihres Gatten trat sie die Rückreise an. Ihr Weg führte durch die Residenz, wo sie gegen Abend eintraf: hier wollte sie in einem Gasthause einige Stunden ausruhen und dann ihre Reise fortsetzen. In Gedanken mit ihrem Gemahl beschäftigt, hörte sie kaum auf das Geschwätz der Wirthin, die ihr von den Neuigkeiten der Stadt erzählte, bis endlich die Worte „Mörder, Forstmeisters Sohn," sie aufmerksam machten. „Was sagen sie da?" fragte sie hastig. „Nun Sie werden doch die Geschichte von dem jungen Förster gehört haben, der vor zwei Jahren im Walde todt gefunden wurde? sie haben jetzt den Mörder, er wird morgen hingerichtet." Mathilde schrack zusammen, wie vom Blitze getroffen. Ihr erster Gedanke war Robert, und die nachfolgenden Worte der Wirthin ließen ihr hierüber keinen Zweifel mehr. „Ach," sagte diese, „was man sich täuschen kann in einem Menschen. Dieser Mann soll ein Muster von Rechtschaffenheit und Güte gewesen seyn, es ist gar nicht glaublich, daß er eine solche That begehen konnte, aber er hat es selbst eingestanden." Mathilde forschte, ob sie nichts Näheres über den Mörder erfahren könnte, doch zu ihrem eigenen Leidwesen konnte die Wirthin nicht mehr über ihn angeben. Mathilde verabschiedete sie also unter dem Vorwande, sich zur Ruhe begeben zu wollen. Sie zweifelte nicht im Geringsten, daß Robert der Unglückliche sey, und der Gedanke, daß endlich seine gerechte Strafe ihn ereilt habe, daß der, der einst ihr Alles gewesen, unter Henkershand bluten werde, erfüllte sie mit Schmerzen und Schauer. Alle die Gefühle, die sie einst für den unschuldigen Robert gehegt, stürmten jetzt mit erneuter Kraft auf ihr Herz ein, und verdrängten jene, die der Mörder ihres Bruders ihr eingeflößt. Sie beschloß den Morgen abzuwarten, um den Unglücklichen noch einmal zu sehen, und verlebte eine Nacht gleich jener, in welcher sie das schreckliche Zeugniß von Roberts Schuld gesehen. Der gefürchtete Morgen kam. Mit bebendem Herzen stand Mathilde am Fenster, wo der Zug vorüber mußte, und sah in banger Erwartung ihm entgegen. Jetzt kam der Verurtheilte, doch mit gesenktem Haupte, so, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte; allein so viel Mathilde in der Ferne von den äußersten Umrissen unterscheiden konnte, war es Robert. Jetzt kam er näher — Mathilde sah ihm ins Gesicht und erkannte — ihren Gemahl. Mehr sah sie nicht. Dieser schreckliche, unerwartete Anblick beraubte sie ihrer Sinne. Als sie wieder zu sich kam, glaubte sie geträumt zu haben; erst nach den genauesten Nachforschungen über den Unglücklichen ward ihr die schreckliche Gewißheit, daß es Farner gewesen. Jedem, der Farner gekannt hatte, schien es unglaublich, daß er eine solche That begangen habe. Mathilden nicht. Hätte sie sich nicht auch für Roberts Unschuld mit dem Leben verbürgt? Wie entsetzlich für ihre gefühlvolle Seele! Schon zweimal gleichsam gezwungen zu verabscheuen, wo sie so innig geliebt! Ihr blieb kein Zweifel mehr, Farner hatte mit Robert im Einverständniß ihren Bruder ermordet. Mit blutendem Herzen eilte sie nach Hause, wo sie Aufschluß über das unerklärliche Räthsel zu finden hoffte. Gleich nach ihrer Ankunft wurde ihr ein Brief übergeben. Es war Farner's Schrift. Zitternd löste Mathilde das Siegel und las:

„Theure, bis zum letzten Athemzuge heiß geliebte Mathilde!

Wenn du dieses liesest, bin ich nicht mehr. Vielleicht ist mein Schicksal dir schon bekannt, und du wirst meinem Andenken fluchen. Doch nein! ich kenne deine edle Seele, du wirst dem, der dich so überschwenglich geliebt, der von dem Augenblicke an, als er dich kennen lernte, das Glück deines Lebens zur Aufgabe des seinigen gemacht, eine Thräne schenken, du wirst in Mitleid seiner gedenken, wenn du Folgendes gelesen haben wirst. Daß ich der Sohn eines Försters bin, ist das einzige Wahre, was ich dir und deinem Vater von meiner Lebensgeschichte erzählt habe. Der frühzeitige Tod meiner Eltern setzte mich in den alleinigen unbeschränkten Besitz eines bedeutenden Vermögens. Doch ich war zu jung und zu leichtsinnig, um es bewahren zu können. Einige junge Leute, die sich meine Freunde nannten, halfen mir in kurzer Zeit mein väterliches Erbe durchbringen. An ein regelloses, müssiges Leben gewöhnt, konnten wir uns zum Arbeiten nicht bequemen und wir lebten auf Kosten anderer Leute, die so gutmüthig waren, uns zu borgen; doch dieß konnte nicht lange dauern, und wir waren also gezwungen, mit Gewalt zu nehmen, was man uns gutwillig nicht geben wollte. Wir wurden Straßenräuber; und mir, der früher bei allen Vergnügungen den Vorsitz geführt, ward auch die Führerstelle in diesem schändlichen Bunde zu Theil. Lange trieben wir unser Wesen, aber noch hatte kein Blut unsere Hände befleckt. Ich wußte unsere Angriffe stets so einzurichten, daß wir nie ernstlichen Widerstand erfuhren. Da führte mein böses Verhängniß mich in euer Dorf. Hier mußte Blut fließen. Unser Angriffsplan war vereitelt worden, und die Dorfbewohner leisteten hartnäckigen Widerstand. Dein Bruder tödtete zwei von den Unserigen, und zwar die bravsten von der Bande, die noch überdieß meine besten Freunde waren. In einem Anfall von Wuth und Schmerz versprach ich dem hundert Dukaten, der mir den Kopf des jungen Mannes bringen würde; aber Gott ist mein Zeuge, es war nicht so gemeint. Es war ein Ausruf, den die Wuth mir entpreßt hatte, und von dem ich bald darauf selbst nichts mehr wußte. Mir ahnete nicht, daß man meine Worte in ihrer ganzen schweren Bedeutung genommen, daß einige meiner Leute mit dem Gedanken umgingen, den blutigen Preis zu verdienen. Unbeschreiblich war daher mein Entsetzen, als mir einige Zeit darauf der Kopf deines Bruders

Bruders gebracht wurde. Wir hatten in jenem Kampfe mehrere getödtet, und wiewohl dieß meine erste Mordthat war, so war ich doch schon zu sehr vertraut mit dem Laster, als daß ich darüber einige Unruhe empfunden hätte, um so weniger, als ich zu meiner eigenen Vertheidigung morden mußte. Doch der meuchlerische Tod dieses jungen Mannes, durch meine unbedachten Worte herbeigeführt, erschütterte mich heftig. Von diesem Tage an war meine Ruhe dahin; mein Gewissen, von dessen Daseyn ich schon keine Spur in mir geglaubt, quälte mich mit Vorwürfen, als hätte ich meine erste Sünde begangen. Ich verlor meinen ganzen Muth, meine ganze Unternehmungslust, und die Lebensweise, in der ich bisher mein Lebensglück gefunden, eckelte mich an. Ich sagte mich los von meiner Bande, welches mir um so leichter wurde, als diese schon ihr Mißfallen über meine Veränderung laut werden ließ."

„Ich ließ mich in B*** nieder, dieß konnte ich ohne Gefahr erkannt zu werden, weil ich bei meinen Streifzügen immer eine Maske vor das Gesicht genommen hatte und meine Gefährten die Gegend verlassen hatten. Ich interessirte mich lebhaft für Alles, was das Haus betraf, dessen Glück ich zerstört hatte, und erkundigte mich genau nach allen euern Verhältnissen. Jetzt erst hörte ich, welch' Unheil ich angerichtet; daß ich dem Vater seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn, der Schwester ihren einzigen Bruder geraubt, und daß Robert dieser That verdächtig sey. Es war mein fester Entschluß, falls Robert verurtheilt würde, ihn durch das Geständniß meiner Schuld zu retten, um nicht noch einen Mord auf meine Seele zu laden, und ich ward bestärkt in meinem Entschluß, als ich hörte, daß dieser Robert dein Geliebter sey. Ich wollte mit meinem Blute den Freund dir wieder geben, nachdem ich den Bruder dir gemordet. Doch die Gerechtigkeit des Gerichts ersparte mir diese Selbstaufopferung. Nun hörte ich, daß Robert verschwunden sey, ohne daß man wußte, wohin und warum, und daß ihr, Alles dessen beraubt, was euch lieb und theuer war, in steter Einsamkeit und Trauer lebtet. Mein Herz blutete ob des Jammers, den ich über eine friedliche Familie gebracht, von der man nur Gutes erzählte, und ich lebte unter einer ewigen Folter meines Gewissens, das, nachdem ich einen sittlichen Lebenswandel begann, ganz wieder in mir erwacht war und mich als den Urheber aller euer Leiden anklagte. Ich beschloß nun, alle meine Kräfte aufzubieten um euer zerüttetes Lebensglück wenigstens zum Theil wieder herzustellen. Nicht Zufall war es also, der an jenem Abend mich zu euch führte. Nein, ich wollte mich eindrängen in euer Haus, wollte euer trauriges Leben erheitern, und euch vergessen machen, was ich euch geraubt. Ich wollte durch kindliche, aufopfernde Anhänglichkeit in mir deinem Vater einen Sohn, und dir einen Bruder wiedergeben. Doch als ich dich sah, da wurde mein Vorsatz, dir Bruder zu seyn, mächtig erschüttert. Ich wünschte dir mehr zu werden als Bruder; schon deine Liebenswürdigkeit machte deinen Besitz mir wünschenswerth, mehr noch die Hoffnung, vielleicht auch deinem Herzen wiederzugeben, was es verloren; ich wußte, daß kein Mann so innig, so hingebend, dich lieben würde, wie ich. — Wie glücklich fühlte ich mich, als dein Vater beim Abschied mich mit wahrer Herzlichkeit bat, bald wieder zu kommen. Wie stolz war ich auf diese Einladung, wie stolz auf die Zuneigung, die dein Vater mit jedem Tage mehr mir zeigte; wie schwoll meine Brust vor Wonne, als dein Vater mich Sohn nannte. Ein Freudenschauer durchzitterte mich bei dieser süßen Benennung; wahrlich, um keinen Fürstentitel hätte ich sie vertauscht; und als er nun vollends deine Hand in die meinige legte, da war ich der Glücklichste aller Sterblichen. Ich sah meine Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt; ich hatte deinem Vater einen Sohn, und dir einen Bruder, mehr noch, einen Gatten wiedergegeben. Die lange entbehrte Ruhe kehrte wieder ein in meinem Herzen, und nur der bevorstehende Tod unseres Vaters trübte die Freude einer Stunde, die sonst die schönste meines Lebens gewesen wäre. — Der vorgebliche Eschinger war Einer meiner Sündengefährten; daher meine Unruhe, als ich ihn erkannte. Der größte Theil der Bande war in die Hände der Justiz gefallen, und er nur mit genauer Noth dem Schicksale seiner Gefährten entgangen. Minder glücklich als ich, kam er zu mir, und forderte Geld; ich gab, so lange er mäßig forderte. Als er einige Tage vor deiner Abreise bei mir war, forderte, er, durch die Nachgiebigkeit, die ich bisher gegen ihn gezeigt, gereizt, eine unmäßige Summe, und ich schlug sie ihm ab. Am Tage nach deiner Abreise kam er wieder, und legte mir eine Rentenverschreibung zu seinen Gunsten vor, die ich unterzeichnen sollte; ich weigerte mich, und wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel, der damit endigte, daß ich ihm die Thüre wies. Da zog er plötzlich einen Dolch hervor und setzte mir ihn auf die Brust. „Willst du nun unterschreiben?" rief er. Ich, mehr erstaunt über seine Kühnheit, als erschreckt durch seine Drohung, schaute ihn groß an. „Dein Hülferuf würde nichts nützen," fuhr er fort, „ich habe die Vorsicht gebraucht, so wie dein Weib, auch deine Leute zu entfernen, dir bleibt also keine andere Wahl; entweder du unterschreibst auf der Stelle oder ..." Jetzt konnte ich mich nicht länger enthalten; ich schleuderte den Schurken mit solcher Kraft an die entgegengesetzte Wand, daß er taumelte und zu Boden fiel. „Willst du nicht unterschreiben," schrie er, sich aufraffend, „so hängen wir Beide in wenigen Tagen." — Ich hätte diese Drohung um so mehr würdigen sollen, als er schon früher bei unseren geheimen Unterredungen geäußert hatte, daß er seines Lebens überdrüssig sey, und daß die Noth ihn leicht zu einem verzweifelten Schritte treiben könnte. Doch ich war so wutherfüllt, daß ich auf seine Worte gar nicht achtete, und ihn zur Thüre hinausstieß. Eine halbe Stunde später, ich ging noch in meinem Zimmer in der heftigsten Aufregung umher, meine Leute waren noch abwesend, wurde ich verhaftet, und am folgenden Morgen befand ich mich unter guter Begleitung auf dem Wege in die Residenz. Hier vor Gericht wurden mir nebst Eschinger Mehrere von meiner Bande gegenübergestellt, die, weil sie wahrscheinlich nicht Lust hatten, allein zu sterben, mich als ihren einstigen Hauptmann angaben. Ich konnte nicht läugnen und ward verurtheilt. — Ich schreibe diese Zeilen wenige Stunden vor meinem Tode. Gewiß ist es für einen Menschen, dessen Herz noch nicht ganz vom Laster verhärtet ist, die größte aller Qualen, des Todes auf dem Schaffot gewärtig zu seyn; doch ist dieß noch Labsal mir gegen den Schmerzensgedanken, daß ich dir solche Schmach bereitet habe. Vergib, geliebtes Weib. Vergib, daß ich es gewagt, dein Geschick an das meinige zu ketten, dein reines schuldloses Leben mit meinem sündhaften, schuldbelasteten, so innig zu verflechten. Ja, ich hoffe, ich bin überzeugt, du wirst mir vergeben, und dieser Gedanke gibt mir beseligenden Trost in meiner letzten Stunde. Gott schütze dich und überschütte dich mit seinen beßten Segnungen." —

Mathilde schwamm in Thränen, als sie geendet hatte. „Möge Gott dir vergeben," rief sie, „wie ich dir vergebe!" Sie rechtfertigte vollkommen Farner's Vertrauen auf ihr gutes Herz. Sie konnte dem nicht gram seyn, den Verführung zum Verbrecher gemacht, und der dann sein Verbrechen durch ein gutes

nes Leben zu sühnen gesucht hatte. Es war ihr nun klar,
Eschinger jenen Brief im Namen ihrer Cousine geschrieben,
mit Farner freien Spielraum zu haben. Nur konnte sie
begreifen, in welchem Zusammenhange Robert mit jenen
bern stand, die Rudolph gemordet hatten, um den auf sei-
Kopf gesetzten Preis zu verdienen, und wie der Gegenstand
s Preises in s e i n e Hände gekommen war. Der Wider-
h in allen diesen Umständen hätte genügen müssen, ihr Ro-
Unschuld zu beweisen, wäre sie nicht allzubestimmt von
r Schuld überzeugt gewesen.
lonate waren vergangen; einsam und von der Welt ge-
ien, trauerte die unglückliche Wittwe über den Verlust
derer, die sie geliebt, da kam an einem heißen Sommer-
ein alter Mann nach dem Städtchen B***. Sein Stab
mehr als seine Augen ihm zum Führer zu dienen, denn
Behutsamkeit, womit er jeden Gegenstand anstarrte, zeigte,
seine Augen ihm nur sehr schlechte Dienste leisteten. Seine
dung verrieth den Bettler, und wenn diese hierüber noch
Zweifel ließ, der konnte den Alten, gleich bei den ersten
fern an der Straße, sein trauriges Geschäft beginnen sehen.
die zitternde Stimme und der gesenkte Blick des Mannes,
er um Almosen ansprach, die Röthe, die über seine hohlen
gen sich ergoß, und die schweren Seufzer, die ihm ent-
en, wenn Almosen ihm versagt wurde, bewiesen deutlich,
er ein Neuling sey in diesem Geschäfte. Erschöpft von der
e und von dem weiten Wege, den er heute schon zurückge-
zu haben schien, setzte er sich auf eine Bank im Schatten
s Hauses und verzehrte ein Stück seines erbettelten Bro-
„Kommt herein, guter Alter," rief die Frau des Hauses
Fenster hinaus, „ruht bei mir aus, ich will Euch bessere
isen vorsetzen." Gerne folgte der Alte dem Rufe. Die
setzte ihm Wein und gute Speise vor, und sah mit Wohl-
llen zu, wie der Arme sich daran labte. „Ihr kommt wohl heute
weit her?" fragte sie. „Ja wohl," erwiederte der Alte, „und
ünschte auch heute noch nach dem Dörfchen D*** zu gelangen."
„Darf ich fragen, was euch nach D*** führt?" — „Ich
zum Forstmeister Bachlinger." — „Ach! der ist schon seit
Jahren todt," sagte die Frau mit einem tiefen Seufzer.
dt!" rief mit dumpfer Stimme der Alte und hob die um-
en Augen zum Himmel empor. „So ist auch meine letzte
nung dahin." Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit
Frau. „Himmel! sehe ich recht," rief sie, nachdem sie den
n genau betrachtet hatte, „Meister Jakob!" — Ihr kennt
?" fragte verwundert der Alte. „Und ihr kennt Mathilden
?" fragte die Frau, nachdem der Alte auch sie eine Weile
starrt hatte. Vergessen war in diesem Augenblicke, welchen
mer der Alte vor Jahren ihrem Hause bereitet hatte. Nur
leid und die Erinnerung an Robert erfüllten ihre Seele.
r kommt allein zurück?" fragte sie nach einer Pause, „und
olchem Zustande?" — „Deine Schuld ist's, Mathilde,"
etzte Jakob, „daß ich allein komme und in solchem Zustande,
du hast die Stütze meines Alters, meinen Robert mir
ordet." — „Gemordet?" fragte schaudernd Mathilde. „Ja,
ordet," wiederholte langsam und mit Nachdruck der Alte.
ein Herz brach, weil du es von dir gestoßen. O, Ma-
e, du weißt nicht, wie innig Robert dich geliebt hat; wie
lich er deinen Vater, wie brüderlich er deinen Bruder ge-
. Wenige Tage vor dem traurigen Tode Rudolphs sagte
u mir: „Wohl weiß ich, guter Jakob, daß deine Augen-
äche dir die Kunst schwer macht, die du in frühern Jahren
soviel Fertigkeit getrieben. Doch mir zu Gefallen
gst du schon ein kleines Opfer. Willst du mir wohl
Rudolphs und Mathildens Kopf in Wachs formen? Ich will
den Forstmeister zu seinem Geburtstage damit überraschen."
Ich konnte dem guten Robert nichts abschlagen, und legte so-
gleich Hand ans Werk. Ich traf Rudolphs Kopf zum Sprechen
ähnlich, Robert freute sich wie ein Kind, wenn er daran dachte,
welche Freude er dem Forstmeister damit machen werde. Da
traf uns Alle jener schwere Unglückstag, und unsere Freude
ward in tiefe Trauer verwandelt." — „Ums Himmelswillen!
was ist geschehen!" rief hier die eintretende Dienerin, als sie
ihre Gebieterin regungslos und leichenblaß in ihrem Sessel zurück-
gelehnt sah. „Flucht mir Jakob!" rief Mathilde im Tone der
Verzweiflung, als sie sich erholt hatte. „Ja! ich habe Robert
gemordet. — Am zweiten Abend nach jener unglücksvollen Nacht,
wollte ich zu euch über unser Unglück zu weinen. Da erblickte
ich durch das Fenster den Kopf meines Bruders...." —
„Unglückliche!" unterbrach sie der Alte, „das war die Wachs-
büste, die ich geformt." — „Jetzt erst erkenne ich meinen
schrecklichen Irrthum," fuhr Mathilde fort, „mein unglücklicher
Bruder war damals mein einziger Gedanke. In dem gräßlichen
Zustande, wie er gefunden wurde, ohne Kopf, so schwebte er
mir stets vor Augen. Was Wunder also, daß ich in jener ihm
so ähnlichen Büste seinen Kopf zu erkennen glaubte; — daß
meine aufgeregte Phantasie mich sogar den versteinerten Todes-
kampf in seinen Zügen sehen ließ. Sprechen durfte ich nicht,
weil ich dadurch Euch und Robert dem sichern Tode zu über-
liefern glaubte. Ich bewahrte also das schreckliche Geheimniß
und in meinem unseligen Wahne verstieß ich Robert und zer-
störte mit eigener Hand mein Lebensglück und sein Leben." —
Mathildens Schmerz gränzte an Verzweiflung. Weinend bat
sie den Alten, bei ihr zu bleiben. Dieser war wohl anfangs
entschlossen gewesen, lieber zu betteln, als von der Mörderin sei-
nes Roberts etwas anzunehmen; doch als er Mathilden so
leidend sah, als er sah, wie schrecklich sie für ihren unschuldigen
Fehler büßte, konnte er ihren Bitten nicht widerstehen. Er
blieb und tröstete Mathilden. Sie glaubte Erleichterung ihres
Kummers zu finden, indem sie mit dem Alten fortwährend von
Robert sprach. Er erzählte ihr, wie sie zusammen oft Stun-
den lang über den Grund ihrer plötzlichen Umwandlung nach-
gedacht hätten, und wie Robert nach mehreren vergeblichen
Versuchen, sie zu erweichen, endlich den Entschluß gefaßt, das
Dorf zu verlassen, wo er einst so glücklich gewesen und jetzt so
unglücklich war. „Vergebens," sagte der Alte, „suchte ich ihn zum
Bleiben zu bewegen; vergebens stellte ich ihm vor, daß er doch ver-
suchen möge, dich durch Bitten zu erweichen, oder wenigstens die
Ursache zu erforschen, warum du ihm deine Liebe entzogen. —
„Nein," war immer seine Antwort, „erbetteln will ich ihre
Liebe nicht. Ich weiß, sie kann meinen Anblick nicht ertragen,
und ich will fort von hier, wo sie mich nicht sehen will."
Ich wollte ihn nicht verlassen; ich zog mit ihm. Ferne von
hier ließen wir uns in einem einsamen Forste nieder, und da
lebte Robert seinem Grame, der sein Herz brach, als er die
Nachricht von deiner Vermählung erhielt."

Die Erzählung trug nur dazu bei, Mathildens Schmerz zu vergrößern: denn jetzt erst sah sie das Unglück, welches sie sich und Robert bereitet hatte, in seinem ganzen Umfange. Der Gram nagte wie ein Wurm an ihren Lebenskräften, und bald folgte sie ihren theuern Hingeschiedenen.

Der Herzog-Wilhelms-Palast in München.

Je unscheinbarer dieser gegenwärtige Wittwensitz zweier noch lebender ehemals regierender Fürstinnen Bayerns, der Chur-

fürstin Leopoldine, dann der Königin Karoline, ist, desto prächtiger hat sich diese, von Herzog Wilhelm V. zwischen dem Jesuiten- und nachmaligen Karmeliten-Kloster zunächst der Stadtmauer und dem Neuhauser-Thor 1579 auf Feldgründen der Schwaige Konradshofen wahrscheinlich durch seine Baumeister Wolfgang Müller neu hergestellte Residenz einst von außen und innen gestaltet bezeigt. Zur Erinnerung, wie sie vor Zeiten gewesen, hinterließ uns Wenning in seiner schätzbaren Topographie v. J. 1701 Beschreibung und Abbildung. Aus ersteren liefern wir hier einen Auszug. Den Vergleich zwischen sonst und jetzt kann sich der geneigte Leser selbst schaffen.

Der Haupteingang in diesen, ehemals auf vier Seiten durch Thore geschlossenen fürstlichen Komplex ist gegen Morgen durch ein Bogenportal, auf welchem des Landesregenten Brustbild von Marmor thronet, mit vergoldeter Unterschrift: „Wilhelmus Bavariae Dux." Ein Thor führte aus der Stadtmauer über eine eigene Zugbrücke auf den nachherigen Kapuziner-Graben, das Herzog-Thor genannt, ins Freie, eines an der Stadtmauer hin zum Neuhauser-Thor, eines durch die jetzige Kapellen-Gasse direkt in die Neuhauser-Gasse. Jedes war mit einem Thorwart versehen, der zur bestimmten Stunde schließen und öffnen mußte. Vom Haupteingange trat man in einen geräumigen Hof, nach dessen Länge sich das schöne einstöckige Gebäude hin, oben an der Stadtmauer übrr quer zog. An der obern Breite des Hofes stund ein belebender, sechseckiger Marmor-Röhrkasten mit einer, auf 6 Säulen ruhenden Bedachung. Drei Hauptportale mit Stufen und Eisengittern führten in das Innere, dann 2 ebene Nebenportale in andere Gehöfe. Durch das mittlere Portal schreitend, zeigte sich die einfache Hofkapelle mit Gypsverzierung, einem gemalten Vesper-Bild als Altarblat, und vielen kostbaren heiligen Reliquien; rechts führte die große Treppe in die verschiedenen Appartements und in die fürstlichen Oratorien, diese mit rothen, goldbortirten Sammt von außen behängt. Da rückwärts in schönem Vierecke ein zierlicher Lustgarten mit Springbrünnen angelegt war, theilte sich das Ganze in Sommer- und in Winter-Zimmer für beide Fürstenpersonen. Ferner war da die Ritterstube, mit prächtig gewirkten Tapeten, die Antikammern, Quardaroppa, Bibliothek, das Schlaf- dann Retirade-Zimmer, der päpstl. Saal, wohin man durch die verschiedenen Gallerien kommen konnte. In die benachbarten 2 Klöster führten geschlossene Gänge, ja einer an der Stadtmauer hin in das Herzogspital, und sogar incognito in die entfernte Anger-Kirche, ein weiterer in die neue Veste, welche Albert V. erbaut hat. Vom dem mit Fresken versehenen Löwensaale konnte man sehr erquickliche Aussicht in die umgebenden äußern Gärten und Wiesen, dann in die Ferne genießen bis Schleißheim, Dachau &c. Und da die Räume ziemlich beschränkt waren, hat man auf das Dach des Quergebäudes gleichsam einen hängenden Garten mit Grotte, Springwasser, Figuren u. a. Ergötzlichkeiten angelegt, wohin eine Stiege aus den herzogl. Gemächern führte. In diesem Palast war ferner ein schöner Saal zu sehen, mit künstlicher brauner Decke, die Schnizwerke vergoldet. An den Wänden hingen die Bildnisse bayer'ischer Fürsten und Fürstinnen, daher er der Familien-Saal genannt worden ist. In dem Schlafkabinet Herzogs Wilhelm war die Einrichtung der eines frommen Mönchs gleich; Kästen und Bettlade mit violettem Vorhange bestunden, aus Nußbaumholz. Ein Betschemmel stand vor einem Altärchen mit den schönsten Elfenbein-Figuren, Gemälde von Christ. Schwarz aus der Leidens-Geschichte Jesu zierten die Wände. Ober der Thüre stund: Memento mori. Eben so sah es im Vorzimmer aus; voll gemalte Bilder der Heiligen hing es. In der Herzogin Renata Schlafgemach bedeckte ein blauer Vorhang die einfache Bettlade, hinter welchem man noch ein hölzernes Ruhebett mit einer wollenen Decke erblickte. Auch hier fehlte Betschemmel und Altar nicht, nebst Heiligen-Bildern, wie im Vorzimmer, zum Theil aus Elfenbein künstl. geschnizt. Ober der einen Thür war das jüngste Gericht, ober der zweiten St. Pauls Bekehrung. Nebenan befand sich ein Kabinet, nur den Vertrauten offen, mit Maria von Loretto, wobei Tag und Nacht eine Lampe brannte, nebst allen Marianischen Wallfahrtskirchen in Bayern.

In Anstoß-Gebäuden waren die Dürnitz, Hofküche, Silberkammer, Zehrgaden, Zuckerbäckerey, Pfisterey, Hofapotheke, Mundkellerey, Burgpfleg, Edelknaben-Wohnung, Hofzahlamt, fürstl. Raths-Zimmer, mit Archiv und Kanzley, Waffen und Büchsen-Kammer. Rückwärts befand sich die offene Reitbahn, Hofstallung, Futtermeisterey, Sattelkammer, Schmiede, das Theater- und Ballspiel-Haus gesondert. Schlüßlich ist noch zu bemerken die schwärmerisch angelegte Einöde, rechts von dem im Eingange erwähnten Hauptportal mit der Inschrift, von hohen Tannen und wilden Kastanien-Bäumen dunkel beschattet, und Klausen von Grotten und Wasserwerk, dann Christus im Oehlberg und im Grabe, jetzt ein unfreundlicher, kahler Hofraum ohne Zweck. Längs des bewässerten Stadtgrabens befand sich die Hofwäscherey.

Herzog Wilhelm ließ in der Folge diese seine Residenz in 3 Hofhaltungen abtheilen, wovon die eine die Wilhelm'sche, die andere die Max'sche, die dritte die Albert'sche geheißen ward. Nach dem Tode des Vaters, der 1598 die Regierung seinem Sohne Max I. übertragen, abgesondert von der großen Gesellschaft der Menschen, sich in ausnehmenden Liebes-Werken übend, in dem Rufe großer Frömmigkeit gelebt hatte, bewohnte Max diese Residenz, bis er 1616 aus der neuen Veste den herrlichen Prachtbau an dem Schwabinger-Thor herstellen ließ, daher jene heute noch die Herzog Max Burg genannt wird. Später residirte da der zweitgeborne Sohn Max I., nämlich Max Philipp, der die Landgrafschaft Leuchtenberg bekommen hatte, und 1705 ohne Kinder gestorben ist, daher sich obige Benennung der Burg fort erhielt bis auf unsere Zeiten.

Wie ganz anders sieht aber jetzt dieses fürstliche Palais aus, einfach, prunklos? Auf dem Platze des großen Ballhauses, bei dem ein eigener Ballmeister angestellt war, und wo man sich am Eingange dieses Jahrhunderts noch belustigen konnte, steht jetzt die Eckfronte des Privathauses Nr. 3. Die Stadtmauer ist abgebrochen, daher die Hintergebäude gegen den schönen Maximilians-Platz kein reizendes Ansehen gewähren. Der Ueberrest des Herzog-Thörleins mit der Brücke über den Graben besteht noch, wird aber im künftigen Jahre verschwinden, wenn auch da der Kanal überwölbt werden soll, um dem Maximilians-Platze seine würdige Vollendung zu geben. Eine Façade des Palais auch von dieser Seite würde es zu einem der schönsten in München erheben. Der große Hofraum im Innern ist ohne Zierbrunnen, das Mittelgebäude zum Hoffeuerhause verwendet. Ist die k. Pagerie aus dem Nebengebäude einst in den neuen Königsbau versetzt, könnte auch diesem Hofraume bedeutende Erweiterung und Verschönerung blühen. Neben der schönen Hofkapelle war einst der ganze Hofkriegs-Rath untergebracht; jetzt ist da die Hofgarten-Intendanz, in einem andern Gelasse die der Hofjagd. Sch.

№ 91.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Stille Klage.

Jüngst stand ich da, sah trübe in den Aether,
Die Sonne schied — es faßte mich Erbeben!
Ich dachte: „Tod! so nah' mir, mein Retter?" —
Mir ist so weh', ich häng' nicht mehr am Leben.

Und wenn ich so die lieben Kinder schaue
Wie glücklich sie, wie rein in ihrer Freude,
Da ruft mein Engel mir: „Vertraue!" —
Doch, mir ist weh, es bricht das Herz im Leibe.

Nur als ich las, des stillen Trostes Worte,
Da mein' ich, neu zum Leben zu ersteh'n!
Geöffnet sah ich sie, der Hoffnung grüne Pforte —
Da ward mir wohl — erst wollte ich vor Schmerz vergeh'n.

Ja, habe Dank! es hallt in meiner Seele
Dein stiller Trost — der Ruh' in mich ergoßen;
Ich rufe, gleich mit Dir, du trostreich schöne Stelle:
„Da ist mir wohl, als wär' ich nicht verstoßen!

Nina.

Schuld gegen Schuld.

I.

In tiefer Waldung, ablenkend von der gewöhnlichen Straße, rollt ein bequemer, reichlich gepackter Reisewagen. Der auf dem einen Zugpferde reitende Postillon sieht sich mit etwas scheuem Ausdrucke die Gegend an; der herrschaftliche Bediente, welcher hinter ihm auf dem Kutscher-Sitze Platz genommen, folgte in unruhig-düsterer Erwartung dem Blicke seines Vordermannes. Der Wagen, dessen Vorhänge niedergelassen sind, läßt in Zweifel, ob sein Inneres leer, oder von einem schlummernden Reisenden, den die stechende Mittagssonne Italiens Schatten und Ruhe suchen ließ, eingenommen ist. Jetzt hält der Postillon mit einem plötzlichem Rucke der Zügel die Pferde an, feuert ein Pistol auf den Bedienten ab, der schnell, aber nicht eben mit der Schwerfälligkeit eines Verwundeten, vom Wagen herabfällt, und besinnungslos am Boden liegen bleibt. Auf den Schuß öffnet sich ein Vorhang des Wagens, ein männlich gebieterisches Gesicht beugt sich heraus, aber nur eine Sekunde lang ist es sichtbar, denn im nächsten Augenblicke fährt eine wohlgerichtete Kugel des mörderischen Postillons in die stolze Stirn, daß sie blutend in den Grund des Wagens zurücksinkt. Ein kurzes Röcheln, dann tiefe Stille. — Der Postillon nähert sich dem Wagen, blickt durch den zurückgezogenen Vorhang hinein, und sieht sich dann mit einer Miene, welche blutdürstige Zufriedenheit ausdrückt, nach dem immer noch auf dem Boden liegenden Bedienten um. Dieser wendet jetzt den Kopf nach dem Mörder, welcher ihm stumm zunickt, worauf jener ohne Blut und ohne Wunde aufsteht. Beide steigen nunmehr in den Wagen hinein, und dicht in einen pelzverbrämten Mantel gehüllt, schleppen sie einen Gegenstand heraus, der nichts Anderes ist, als ein menschlicher Körper. Sie tragen ihn tiefer ins Gebüsch hinein; man hört dürres Laub und Zweige rascheln, dann kehren die beiden Mordgesellen zu dem Wagen zurück, dessen Vorhänge sie noch dichter herabziehen. Der Bediente nimmt, als sey nichts vorgefallen, seinen vorigen Platz auf dem Kutschersitze, der Postillon den auf dem Pferde wieder ein, und hin rasselt der Wagen im gestreckten Laufe.

Bald ist er meilenweit vom Orte des Verbrechens entführt. Zögernd verstreicht beinahe ein Menschenalter, ohne daß eine sichtbare wesentliche Folge sich an die Unthat knüpft. Sie scheint verloren in der Masse des Vorfallenden! ein blutiges, aber schnell vergessenes Improvisat des Zufalls! —

II.

Zwanzig Jahre später rollte auf der Landstrasse zwischen Modena und Bologna wiederum ein Reisewagen, vollgepackt mit Koffern und blitzenden Lakaien. Auch seiner Fahrt stand ein Hemmniß vor, aber unblutiger, vorübergehender Natur: ein gebrochenes Rad. Glücklicher Weise ereignete sich der Unfall in der unmittelbaren Nähe einer Dorfschenke, mit welcher zugleich auch die Post verbunden war. Der Inhaber des Wagens, ein vornehmer russischer Gutsherr, mußte sich also entschliessen, die Nacht in dieser Herberge zuzubringen. Er fügte sich dieser Nothwendigkeit nicht gerade mit musterhafter Geduld. Einige donnernde Scheltworte gegen den Kutscher, ein Fußtritt nach dem Pferde, das durch plötzliches scheues Seitenprellen Theil an dem Unfall hatte, einige Flüche über die Unebenheiten der Straße, und ein ingrimmiges Gesicht gegen die Lakaien, welche in demüthiger Stellung seiner Befehle harrten, waren die nächsten Ergüsse seines Aergers, der diesen an sich unzufriedenen und leidenschaftlichen Zügen überhaupt nicht fremd zu seyn schien. Die hölzerne Treppe erdröhnte unter seinen heftigen Schritten, als er zu dem ihm angewiesenen Zimmer hinaufstieg. Als dieses jedoch, ungeachtet der äusserst einfachen Einrichtung, überall von Ordnung und Sauberkeit zeugte, wurde das Unwetter seiner Mienen etwas gelinder, und vom Fahren ermüdet, streckte er sich beinahe behaglich auf das mit bürgerlich stiller Eleganz geschmückte Ruhebett hin. Doch nicht lange litt es ihn in dieser ruhigen und bequemen Lage. Er sprang auf, schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab, schellte dem Stubenmädchen, machte Bestellungen, und wiederrief sie,

ließ seine Lakaien zu sich beordern, und als sie erschienen, hieß er sie sich zum Teufel scheren. Man sah offen, daß mehr als Alles ihn die Langeweile quäle, und daß sein, fast einer Furcht gleichsehendes gewaltsames Bestreben, ihr zu entfliehen, sein ohnedieß wildes und unruhiges Naturel noch ärger mache. Endlich wurde ihm sein einsames Zimmer unerträglich; er beschloß daher, in das große, allgemeine Schenkzimmer hinabzugehen, wo er auf eine zwar sehr gemischte, aber doch zahlreiche Gesellschaft hoffen durfte. — Lieber dumme, als gar keine Menschen! murrte er bei sich, als er die Thüre öffnete, und trat, ohne sehr bemerkt zu werden, hinein.

Hier saßen die Burschen und Mägde des Hauses, strohflechtend, um einen großen runden Tisch; welcher der Küche zunächst stand. Oben an saß in einem antiken Lehnstuhl die Wirthin, und diente, die Kunkel in der Hand, den Uebrigen als Muster des Fleißes.

Man weiß, daß es bei solchen Gelegenheiten nicht an Gesprächen fehlen darf, daß namentlich die Hausmutter, gleich einer Scheherezade, einen steten Vorrath an schönen oder grausigen Geschichten zur Hand haben muß, um auf die sehr zum Schlummer geneigten Lebensgeister arbeitender Dienstboten zu wirken, und ihre Hände wach zu erhalten.

Der Russe, welcher glücklicher Weise der italienischen Sprache, selbst bis in ihre getrennten Dialecte, vollkommen mächtig war, nahm in einem Sessel Platz, und profitirte, da er eben nichts Besseres zu unternehmen wußte, aushülfsweise von jener Unterhaltung, die ihm bald in ihrer Einfalt ein unterdrücktes Murren der Langeweile, bald in ihrer Steigerung, eine lockere Aufmerksamkeit, oder ein mürrisches Lächeln entlockte.

An diesem Abende ging es just sehr blutig her; es wurden beinahe ausschließlich Mordgeschichten aufgetischt, eine Tendenz, welche die Gemüther der horchenden Dienstleute natürlich um so höher spannte. Aus allen Himmelsgegenden her wurden Schauergeschichten und Todtschläge herbeigeholt, und das Wahre mischte sich harmlos mit dem Erdichteten oder Uebertriebenen.

Ach, wir haben nicht nöthig, nahm nach einer kurzen Pause die Hausmutter wieder das Wort, Mordthaten und Verbrechen so weit zu suchen. Unsere eigene Heimath hat so Manches davon zu erzählen, und selbst der Gerechtigkeit gelang es nicht immer, dergleichen geheime Frevel zu entschleiern. Ihr seyd zu Jung, um es selbst erlebt zu haben. Aber ich entsinne mich noch sehr genau eines schrecklichen Verbrechens, das ganz in unserer Nähe vor etwas länger als zwanzig Jahren begangen wurde.

Ach, Ihr meint die Ermordung des vornehmen Russen? fiel einer der Zuhörer ein.

Allerdings, Kinder. Nun, da ihr die Geschichte schon wißt, brauche ich sie Euch nicht erst zu erzählen.

Woronitscheff — so hieß der russische Gutsherr, welcher um sich die Langeweile zu vertreiben, sein freundliches und bequemes Gastzimmer mit der räucherigen, überfüllten Schenkstube vertauscht hatte — wurde, da er einen Landsmann von sich als Opfer eines Verbrechens nennen hörte, aufmerksam, und seinen Stuhl rückend, fragte er die Erzählerin: Sprachen Sie nicht von einem vornehmen Russen?

So ist es, gnädiger Herr, und irre ich nicht, so gehören Sie Einer Heimath mit ihm an.

Ganz recht, auch ich bin aus Rußland; darum interessirt mich der Fall einigermassen, und ich bitte Sie, mir etwas darüber zu erzählen.

Gern, Gnädiger Herr! Sehen Sie, es sind nun über zwanzig Jahre her. Mein seliger Mann hatte noch nicht lange erst dieses Gasthaus sammt der Post übernommen, als ein vornehmer russischer Herr hier durchreiste und wegen einer kleinen Unpäßlichkeit einige Tage bei uns verweilte. Er führte zwei Bediente mit sich, Leibeigene, wie man mir sagte. Der eine war unterwegs sehr krank geworden, und sein Herr beschloß daher, denselben — bis er so weit hergestellt seyn würde, um ihm folgen zu können — bei uns zu lassen. Dergestalt konnte ihn also nur der andere Bediente begleiten. Ich entsinne mich des Menschen sehr gut, er hieß Ku — — Kustroff. Es war ein junger Mann von gewandten Manieren, in dessen schwarzen Augen Lebhaftigkeit, aber auch ein tiefer, unerklärlicher, bisweilen Furcht erregender Ausdruck leuchtete. Gegen seinen Herrn benahm er sich gehorsam, pünktlich und ehrerbietig, wenn gleich mit der Unterwerfung eines Leibeigenen. Mißhandlungen von seinem Gebieter, an denen es nicht fehlte, ertrug er schweigend, ja sie schienen in ihm eine Art von Stolz wachzurufen, vor welchem ich, an der Stelle seines Herrn gezittert haben würde, denn dieser Stolz sah blutig aus, wie der eines gefesselten und gequälten Tigers, der die Dauer seiner Kette zu berechnen weiß. Wenn meine Dienstboten ihm bisweilen ihr Bedauern über sein Schicksal ausdrückten, biß er die Lippen zusammen, und lachte seltsam. Aber sein funkelndes Auge lachte nicht mit, es strafte den schweigend grinsenden Mund Lügen. Damals hatten wir einen alten Postillon, Lorenzo, in unseren Diensten, der unter dem Anscheine der Treuherzigkeit eine uns Allen unbekannte verbrecherische Laufbahn verbarg, welcher er, alt und schwach geworden, nicht aus Ueberdruß oder Reue, sondern aus Unfähigkeit abwendig geworden war. Leider zu spät erfuhren wir, daß Lorenzo einer der verwegendsten Räuber der Gebirge gewesen, aber den reichen Lohn seiner Verbrechen am Spieltische vergeudet hatte, und, um nicht zu verhungern, in seinen alten Tagen nach dem ehrlichen, aber kargen Erwerbe eines Postillons griff. Man hatte hier im Hause Kustroff und Lorenzo häufig bei einander und anscheinend in guter Freundschaft gesehen, denn das Laster wird durch eine ähnliche Sympathie von dem Laster erkannt, wie die Tugend von der Tugend. Es fiel dieß natürlich Niemand auf, da wir in Lorenzo nur einen gutmüthigen und spaßhaften alten Kauz kannten. Der russische Herr hatte den Tag seiner Weiterreise festgesetzt; der erkrankte Bediente, Iwan, blieb bei uns, und Kustroff schrieb ihm noch eigenhändig die Reiseroute des Gebieters auf, damit er, wenn er genesen, ihnen folgen könne. So, von Lorenzo geführt, und von Kustroff begleitet, reiste der Russe ab. Wir warten vergebens auf Lorenzo's Rückkehr, er kam nicht wieder, und schon am zweiten Tage wurde von Holzfällern im nahen Gebüsche der Leichnam des ermordeten Russen, in seinen Reisemantel gewickelt und mit dürrem Laubwerk überdeckt, aufgefunden. Die Behörden thaten schnelle Schritte. Man erfuhr, daß mehrere Stationen weit der Reisewagen richtig angekommen, und nach schnellem Pferdwechsel rasch weiter befördert worden sey. Kustroff hatte dabei immer streng verordnet, daß Niemand dem sorgfältig geschlossenen Wagen zu nahe kommen möge, da sein erkrankter Herr darinnen der Ruhe pflege. Bis Neapel wurde seine Spur verfolgt, dann aber verschwand sie gänzlich. Besseren Erfolg hatte die Nachforschung auf einer andern Seite. Lorenzo wurde nach einem Monate aufgegriffen und eingebracht. Nebst zahlreichen früheren Räubereien

ıd Gewaltthaten gestand er auch die Ermordung des Russen n. Kustroff hatte ihn mit zweihundert Zechinen zu die- m Verbrechen gedrungen. Bei all seiner wilden Rachsucht ıd seiner Habgier nach des Gebieters Schätzen, war Kust- off dennoch durch ein Gefühl der Scheu und Ehrerbietung gehalten worden, selbst Hand an seinen Herrn zu legen. Es urde daher verabredet, daß Lorenzo zuerst ein blindgeladenes Pistol auf Kustroff abbrennen solle, damit dieser schein- ar verwundet oder betäubt, ein unthätiger Zeuge der Ermor- ung seines Herrn seyn, und im Falle einer Ueberraschung, om Verdachte einer Theilnahme befreit bleiben könne. Der ändliche Anschlag war nur zu gut gelungen. Lorenzo büßte ine Frevelthaten mit seinem Leben. Von Kustroff ist nie ieder etwas bekannt geworden; wahrscheinlich hat auch er, uf welche Weise immer, sein Ende gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von.)

Der Friede zwischen Schweden und Polen, geschlossen zu Riva am 23sten April 1660, hatte Liefland, längst schon n Zankapfel unter den nordischen Mächten, mit Schweden rdlich vereinigt. Der damalige König von Schweden, Carl IX., stand den Ständen des neuerworbenen Landes die Bedingung , daß ihnen ihre Freiheiten und Vorrechte, Gewohnheiten und üter nicht nur ungekränkt bleiben, sondern wo möglich auch och vermehrt werden sollten. Polen und Brandenburg ga- antirten diesen wichtigen Punkt, den auch die Nachfolger arls IX. (Gustaph Adolph, Christina, Carl X.) jedesmal stätigten. Er ward aber vernichtet, als Carl XI. in Folge er auf dem schwedischen Reichstage vom 15ten October 1680 schlossenen, unter dem Namen Reduction bekannten, Einziehung nd Wiedervereinigung aller der Güter, welche von der Krone urch Schenkungen oder gegen geringes Kaufgeld abgekommen aren, diese Maßregel, seine Domainen zu vergrößern, auch auf iefland anwenden wollte. Der liefländische Adel that die ein- ringlichsten Vorstellungen; doch Drohungen erhielt er zur Ant- ort, und kurze Unterbrechungen in dem begonnenen Reductions- eschäfte waren die einzige Folge der gerechtesten Protestationen, nd als man diese 1686 wiederholte, da im vorherigen Jahre ie Reduction noch eifriger betrieben worden war, mußte Lief- ands Ritterschaft sich gar harte Worte sagen lassen. Endlich im J. 1689) verlangte der König, daß zu näherer Ausein- ndersetzung und Beilegung aller Streitpunkte die Ritterschaft us ihrem Mittel hinlänglich unterrichtete Deputirte wählen nd nach Stockholm senden solle. Dies geschah und bei dieser Deputation, die im September 1690 ihre Reise antrat, befand ich auch der königlich schwedische Capitain Johann Rein- old von Patkul, ein kenntnißreicher, feuriger und für die Sache seines Vaterlandes begeisterter junger Mann von etwa reißig Jahren. Aber diese Reise nach Stockholm war der Anfangspunkt zu einer Reihe von wichtigen, meist unglücklichen Begebenheiten in Patkuls Leben, die sich zuletzt mit dem fürch- erlichsten Tode unter der Hand des Henkers endigte. — Sehr unkel ist Patkuls frühere Geschichte; selbst sein Geburtsjahr wird nur ungewiß mit 1660 angegeben und nur aus einer Note in Gustav von Adlerkreuz Leben Carls XII. (Bd. 3, S. 45) erfährt man, daß Patkul im Gefängnisse zu Stockholm geboren worden sey, indem seine Mutter die Erlaubniß erhalten hätte, ihrem Gemahle dort Gesellschaft zu leisten, welcher gefangen gesessen, weil er im vorhergegangenen polnischen Kriege (der mit dem olivaer Frieden sich endigte) die Stadt Wellmar „leichtfertiger Weise“ an die Polen verrathen habe. De Limiers führt in seiner Historie de Suède (T. IV. p. 393) an, daß Patkul aus einer der vornehmsten Familien in Liefland stamme; daß seine Eltern ihm eine angemessene Erziehung gegeben und er derselben mit den vortheilhaftesten Anlagen entsprochen hätte; Wissenschaften und Sprachen habe er mit Leichtigkeit gelernt; seine Sitten wären unbescholten und nur ein Hang zum Geiz an ihm sichtbar gewesen. Als er das zum Reisen reife Alter erreicht gehabt, habe er die europäischen Höfe besucht und sey dadurch veranlaßt worden, sich mit der Politik vertraut zu machen. — „Kein Mann (schließt Herr von Limiers) war liebenswürdiger, noch befriedigender in der Conversation; dabei wußte er meisterhaft einer Lüge den Anstrich der Wahrheit zu geben; doch nie ertrug er Widerspruch. Nach der Zurückkunft von seinen Reisen trat er in Kriegsdienste und war im Jahr 1690 Hauptmann.“ — Georg Nordberg charakterisirt in seiner Geschichte Carls XII. Patkul noch schärfer, indem er sagt: „er hatte wohl viel studirt, viel gelesen und sich in allen guten Wissenschaften umgesehen, war von Natur aufgeweckt und scharfsinnig, dabei aber hitzig, argwöhnisch und vermessen. Als er das erste Mal unter König Carl XI. in Stockholm gefangen (?) saß und der königliche Rath, Graf Johann Stenbock zu hören bekam, mit was vor Verstand, Fertigkeit und Dreistigkeit Patkul seine Sache vor der königlichen Commission betrieben, soll er zum Könige gesagt haben: Ew. Majestät können mit Patkul nicht die Mittelstraße gehen, sondern müssen ihm entweder einen kurzen Prozeß machen und den Kopf herunterschlagen lassen, oder ihn zum Obersten befördern und ein schwedisches Regiment geben.“ — Wie richtig diese verschiedenen Urtheile über ihn waren, beweis't die Folge. — Mit Wärme und Eifer sprach Patkul, der von seinen Codeputirten endlich sich allein gelassen sah, für Lieflands Gerechtsame; ja, es gelang ihm sogar, das Interesse des Königs dafür zu erregen, und so kam er 1791 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptsache dadurch nichts geändert. In der Eigenschaft eines liefländischen Deputirten bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga entwarf Patkul 1392 ein neues Schreiben an den König, ein summarisches Verzeichniß der alten und neuen Beschwerden, an dessen Schlusse er die gefährliche Hindeutung seinem feurigen Unwillen nicht hatte versagen können: daß Liefland wohl vordem fast besser gethan haben würde, dem Kriege mit Polen oder Rußland sich auszustellen, als einer Krone sich zu unterwerfen, die ihm zum schweren Joche werden wolle! — Von diesem Augenblick an begann die Verwickelung in Patkuls Schicksal. Die Regierung von Stockholm verlangte, als Beschluß auf jenes Schreiben (1693), alle Landräthe von Liefland, den Landmarschall und besonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verhalten nach Stockholm. Man erfuhr aber auch zugleich, daß diese Personen, namentlich Patkul, als Rebellen bestraft werden sollten. Dieser hatte schon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmersen, dem Obristlieutenant des Bataillons, wobei er Hauptmann war, sich nach Curland geflüchtet, erhielt aber einen von dort ausgebetenen Schutzbrief (Salvum conductum) unterm 28sten März 1694, worauf er nach Stockholm ging. Doch schon im October d. J. zog er in sein Asyl (Erwahlu in Curland) sich zurück und,

ungeachtet eines sehr demüthigen Schreibens an den König, ward er wegen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländischen Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Obristlieutenant und wegen seiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2ten December 1694 verurtheilt, *infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren, seine Güter sollten confiscirt und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden.* Jetzt glaubte Patkul selbst in Curland sich nicht ganz sicher, denn wie leicht konnte er durch Verrath ausgeliefert werden. Ueber Thorn, Berlin, Leipzig begab er sich ins schweizerische Waatland; hier lebte er unter dem Namen *Fischering*, ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, hingegeben. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und durch Vermittlung des chursächsischen Generallieutenants Flemming ward er im J. 1698 geheimer Rath in sächsischen Diensten, nachdem er seine Begnadigung vergebens bei Carls XI. Nachfolger, dem fünfzehnjährigen Carl XII. und dessen Ministern, zu erlangen gesucht hatte. Der Churfürst von Sachsen August, zugleich *König von Polen*, war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen, indem er dabei auf den bei seiner Krönung beschwornen Vertrag, die verlornen polnischen Provinzen wo möglich mit dem republikanisch-polnischen Gebiete wieder zu vereinigen, sich stützte. Von Patkul, dem schwer beleidigten und einflußreichen Liefländer, hoffte er große Einwirkung auf dessen Nation, und so war dieses doppelt ihm willkommen. Patkul, von Vaterlandsliebe und dem Gefühl der Rache zugleich beseelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Planes, seine Rathschläge wurden gehört, und so kann Patkul als *mitwirkendes Werkzeug zu dem furchtbaren zwanzigjährigen nordischen Kampfe* betrachtet werden, der nun begann. Patkul selbst ging nach Petersburg, das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glücklich war er auf einer Missionsreise in Liefland, wo man zu furchtsam war. Man erfuhr aber in Stockholm seine Schritte, erfuhr dort, welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, und nun war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich schon gesprochen. Eine Vertheidigungsschrift gegen diesen Hof von ihm ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt und er rächte sich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erschienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Markte öffentlich verbrennen zu lassen. Dies konnte Carl XII. ihm nie vergeben. Damals schon war er in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer General-Kriegscommissär zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König August von Polen als czarischer Gesandter. Im J. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte das Commando über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwischen August und Carl XII.; doch Patkul äußerte mit großer Kühnheit seine Meinung gegen August und beleidigte dadurch diesen, ohne jedoch seinen Einfluß zu verlieren. Sein Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo“ schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person und im Sturmschritt rückte das Unglück jetzt gegen ihn an. Er hatte sich so eben mit der reichen Wittwe des dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, Sag von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czaar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieser Unterredung, (in der Nacht vom 19ten auf den 20sten Dezember 1705) mit noch achtzehn andern seiner Vertrauten verhaftet und er für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königstein gebracht wurde. Jedermann wurde davon überrascht und man beschäftigte sich mit mancherlei Vermuthungen. Die Ursachen dazu, welche vom sächsisch-polnischen Hofe angegeben wurden, waren: 1. Patkul habe mit den kaiserlich-österreichischen Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische Truppen, welche bisher in sächsischen Diensten gewesen, in kaiserlich-österreichische zu bringen; 2. er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserliche Hof wolle Stanislaus Leszinski als König von Polen anerkennen; 3. er habe den Czar und August entzweien wollen, 4. er habe im Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt, und 5. er habe mit Schweden correspondirt und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Friede zu stiften. Patkul selbst aber hat seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und der sächsischen Minister zugeschrieben. August ward kurz hierauf zum Frieden von Altranstädt (24sten September 1706) genöthigt, dessen eilfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Diese geschah auch, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, *aus Geiz* nicht benutzt haben soll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich fort; auf diesem Zuge soll er auf eine Kanone gebunden gewesen seyn. Auf dem Marsche noch, beim Kloster Casimir, acht Meilen von Posen, ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10ten October 1707 in den Frühstunden wurde er (durch die vielleicht auf Befehl absichtliche Ungeschicklichkeit des Scharfrichters) auf die fürchterlichste Weise lebendig von unten hinauf gerädert, dann ihm, dem Halbtodten, der Kopf abgeschlagen und der Körper in vier Theile zerhauen, welche man auf Räder legte. Erst sechs Jahre darnach (1713), als König August wieder zum Besitz der Krone gelangt war, wurden seine Gebeine gesammelt und in einem Kästchen nach Warschau gebracht. Zwar hatte Peter seinen Gesandten vom schwedischen Hofe reclamirt; doch ohne Erfolg, und dies erlaubt manche empörende Vermuthung; denn Patkuls Ende bleibt ein unauslöschlicher Flecken in Carls XII. Thatenliste, und wir schließen diesen Artikel mit dem Urtheile Voltaire's in seiner Hist. de Charles XII.: „Die, welche in Patkul nur *den Unterthan des Königs von Schweden* sehen, den Empörer gegen diesen, behaupten, daß er den Tod verdient habe. Andere, die ihn bloß als *Liefländer* betrachten und sich erinnern, daß er sein Vaterland nur dann erst verließ, als er vergebens dessen Rechte vertheidigt hatte, nennen ihn einen Märtyrer der vaterländischen Freiheit. Alle sind darin übereinstimmend, daß die Würde eines czarischen Gesandten ihn unverletzlich hätte machen sollen. Aber der einzige König von Schweden, zu einer ganz unbeschränkten Herrschaft erzogen und ihrer gewohnt, glaubte bloß *streng* gehandelt zu haben, während ganz Europa seine Grausamkeit verabscheute.“

№ 92.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Schuld gegen Schuld.

(Fortsetzung.)

Das ist eine sehr traurige Geschichte; gut, daß es schon etwas lange her ist, sagte Woronitcheff. Der Name des Ermordeten ist Eurem Gedächnisse wahrscheinlich entschwunden.

Ich habe ihn aufgeschrieben, gnädiger Herr, und kann ihn Euch sogleich zeigen.

Mit diesen Worten öffnete die Wirthin einen Schrank und nahm aus einem Buche ein schon etwas vergelbtes Papier heraus, das sie dem Gast hinreichte.

Ein mir gänzlich unbekannter Name, bemerkte dieser. Doch was steht auf der andern Seite geschrieben?

Es ist die von Kustroff dem erkrankten Iwan — den die Schreckensnachricht von der Ermordung seines Gebieters in einen so üblen Zustand versetzte, daß er kränker und kränker wurde, und nach kurzer Zeit in unserm Hause starb — aufgeschriebene Reiseroute.

Woronitcheff warf einen Blick darauf. Das ist ja eine recht seltsame Handschrift, sagte er etwas verwundert. Sie ist so eigenthümlich, daß man sie unter tausend anderen Schriftzügen wieder erkennen müßte.

Wenn sie Euch interessirt, gnädiger Herr, so behaltet sie. Hier nützt sie ohnedieß nichts, da wahrscheinlich tagereisenweit in der Umgegend Niemand ein Wörtchen russisch versteht.

Was soll mir dieses Papier? erwiederte Woronitcheff, der nichts verlangt hatte, als sich die Zeit vertreiben zu lassen, und dem, da er die Geschichte nunmehr angehört hatte, das Weitere gleichgültig und uninteressant war.

Sie kehren, wie ich höre, aus den italienischen Bädern nach Rußland zurück. Wer weiß, ob diese Handschrift nicht zu einigen Spuren führen, und ihnen den Schluß einer Begebenheit entdecken kann, die ich aus Mangel weiterer Nachrichten, nur abgebrochen zu erzählen vermochte.

Wenn Ihr denn meint, Frau Wirthin, so mag es seyn, sagte er, und schob ruhig das Papier in seine Brieftasche.

Bald darauf ging er auf sein Zimmer, und suchte die Ruhe.

III.

Fünf Jahre waren wiederum verstrichen. Woronitcheff, von einem eitlen Verlangen beseelt, sich zum Weltmanne zu bilden, ohne jedoch von den Härten seines Charakters nachlassen zu wollen, hatte diese Zeit auf Reisen zugebracht. Der Aufwand, den er sich dabei gönnte, entsprach dem gesunkenen, tief verschuldeten Zustande seiner Güter nur wenig, auch erlaubte sich sein daheim zurückgelassener Intendant, der Leibeigene Stiepanoff, bisweilen bescheidene briefliche Vorstellungen, die demselben jedoch immer nur barsche Drohbriefe, und die Weisung, zugezogen: Seine, Woronitcheffs, Bauern hätten sich bei den langen Lebzeiten seines viel zu gütigen Vaters gut genug befunden, und Geld zusammen gescharrt; jetzt möchten sie das Versäumte nachbringen, er brauche Geld, und befehle es herbei zu schaffen, im Guten oder im Schlimmen. Stiepanoff seufzte, wenn ein Brief seines Gebieters ankam, und die Bauern hatten noch größere Ursache zu seufzen.

Endlich, nach fünfjährigem kostspieligem Herumschwärmen in Deutschland, Italien und Frankreich, glaubte Woronitcheff seine Weltbildung auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht zu haben, und trat die Heimkehr an. Es schallten ihm freilich keine Freudenrufe entgegen, doch Woronitcheff war nicht der Mann, so Etwas zu vermissen.

Stiepanoff legte ihm Rechnung ab, und da ergab sich leider, daß durch den Aufwand seiner Reisen, trotz der gewaltsam von den Unterthanen eingetriebenen Zuschüsse der Zustand seiner Güter sich durchaus nicht verbessert, die Schuldenlast vielmehr auf eine Weise gewachsen war, welche auf gewöhnlichem Wege gar keine Aussicht offen ließ. Doch Woronitcheff besaß bei einem wilden leidenschaftlichen Gemüthe einen so sträflichen Leichtsinn, daß Sorgen ihm ein unbekanntes Wort waren, und wenn nur der eben gegenwärtige Moment seinen bizarren und willkürlichen Launen diente, er die Zukunft unbekümmert für sich selbst sorgen ließ. Stiepanoffs Rechnungsablegung versetzte ihn daher nur in eine vorübergehende wilde Stimmung; gern hätte er, mit eigenem Schaden, gewünscht, daß Stiepanoff ihn bevortheilt haben möchte, um auf der Stelle eine Ziel-Scheibe seiner bösen Laune zu haben, doch die Rechnung traf so auf's Kleinste zu, daß er nicht an ihn konnte, und ihn höchstens mit einigen Donnerworten und wüthenden Mienen abfinden durfte.

Neues war während seiner Abwesenheit eigentlich nichts vorgefallen, nur vernahm er, daß er einen neuen Nachbar bekommen habe, der durch sein sonderbares Benehmen Anfangs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Paratikin nannte sich dieser neue Ankömmling, dessen Gebiet mit dem Woronitcheffs grenzte. Paratikin schien nach Allem, was er unternahm, zu schliessen, sehr reich, und in seinen finanziellen Verhältnissen vollkommen geordnet. Aber von einer seltsamen Menschenscheu eingenommen, vermied er jede Verbindung mit seinen Nachbarn, lehnte jede Einladung höflich ab, ließ sich vor Niemand sehen, und verbat sich artig, aber mit Bestimmtheit jeden Besuch. Aber diese beinahe feindselige Abgeschlossenheit wurde durch Vorzüge anderer Art reichlich vergütet, und letztere machten allmählig selbst Die zu seinen Freunden, welche sein ungeselliges Wesen empört oder gar persönlich beleidigt hatte. Paratikin war seinen Unterthanen ein Vater, und obwohl er eben so wenig, als den Besuch der Reichen, den der Nothleidenden unmittelbar annahm, so war doch noch nie eine Bitte vergeblich an ihn gerichtet

worden. Gleich einem unzugänglichen, aber gütigen Schicksale strömte er Segen aus seiner Verborgenheit, und die Thräne des Kummers trocknete in dem geheimnißvollen Bereiche seines Wirkens. Nur besondere Umstände lockten ihn von Zeit zu Zeit aus seinem freiwilligen Exil. Brach irgendwo Feuer aus, oder drohte eine plötzliche Ueberschwemmung Verheerung, dann waren er und seine Leute immer zuerst auf dem Platze der Gefahr, dann war er nicht mehr der Misantrop, der menschenscheue Paratikin, sondern ein kühner, unerschrockener, umsichtig-thätiger Mann, der sich kaltblütig in die augenscheinlichste Lebens-Gefahr stürzte, um dem Tode ein Opfer zu entreissen. Von einem Gebieter angeführt, den sie anbeteten, thaten seine Leute Wunder, und häufig geschah es daher, daß Gutsbesitzer in ihren Versammlungen das Geständniß ablegten: ohne Paratikins Beistand würde ihr Dorf jetzt ein Aschen-Haufen seyn. — War aber die Gefahr vorüber, dann warf sich Paratikin, ohne Dank oder Erholung abzuwarten, auf ein Pferd, und eilte pfeilschnell seiner Behausung zu, wo er sich wieder in seine vorige Menschenscheu hüllte, und man weder von ihm sah, noch hörte. Daheim widmete er seine Zeit der Verbesserung des Schicksals seiner Leibeigenen, von denen er wenig forderte, und ihnen viel gab, der Veredlung seiner Aecker u. s. w. Ein großer Theil des Tages aber verfloß ihm unter frommen Andachtsübungen, zu welchem Behufe er sich eine eigene Kapelle erbaut hatte, welche mit seinem Wohnhause durch einen verborgenen Gang in Verbindung stand.

Woronitcheff, wie wenig er auch für sich selbst nach dem Rufe der Tugend strebte, sah es doch nicht gerne, daß ein Anderer denselben behauptete, und stillschweigend ihm als Muster hingestellt wurde. Der Fremde erschien ihm daher schnell als ein Gegenstand des Hasses; denn Liebe, die er selbst zwar weder verdiente, noch begehrte, sollte wenigstens auch kein Anderer besitzen. Es gelüstete ihn, mit Paratikin in eine feindselige Berührung zu kommen, oder dessen Grundsätze vor den Augen der Welt zu stürzen. Letzteres glaubte er schon dadurch einigermassen zu bewerkstelligen, wenn er Paratikin gegen dessen Gewohnheit, vermöge, einen Besuch von ihm anzunehmen. Hoffärtig, wie Woronitcheff war, konnte er sich gar nicht denken, daß Jemand in der Welt wagen könne, ihn zurück zu weisen, und bot sogar einigen Bekannten Wetten darauf an. Er fuhr auch wirklich nach Paratikins Wohnung, nannte dem Diener, welcher ihn mit der Weisung empfing, daß sein Herr nie, und unter keiner Bedingung Besuche annehme, mit stolzer Zuversicht seinen Namen, und war ausser sich vor Beschämung und Wuth, als er dessen ungeachtet abgewiesen wurde.

Seitdem nährte er einen unbeschreiblichen Groll gegen Paratikin, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sich Genugthuung und Rache zu verschaffen, wozu jedoch die unabhängige Stellung seines Gegners wenig Hoffnung gab. Unerwartet kam er sogar in den Fall, die Gefälligkeit des von ihm heimlich so bitter verfolgten Mannes ansprechen zu müssen.

Es hatte nämlich in demselben Jahre das Gouvernement Kaluga, in welchem Woronitscheffs und Paratikins Güter lagen, durch lang anhaltendes starkes Regenwetter ungemein gelitten und die Ernte stand in Gefahr, verloren zu gehen, weßhalb jeder Gutsbesitzer den Beistand seiner Nachbarn in Anspruch nahm, um die Einbringung des Getreides zu beschleunigen. Paratikin war darin am Weitesten gekommen, weil seine Leute, aus Liebe zu ihrem Herrn, die Arbeit mit unausgesetztem Fleiße und Eifer betrieben hatten. Mit Woronitcheffs Bauern war dieß, aus leicht zu errathenden Gründen, nicht der Fall, und er am Meisten zurück. Da er nun auf den Beistand seiner übrigen Nachbarn nicht rechnen durfte, indem sie für sich selbst vollauf zu thun hatten, so hoffte er, daß sein geheimnißvoller Nachbar sein früheres stürmisches Drängen zu dem abgelehnten Besuche vergessen haben würde, und bat ihn schriftlich, ihm mit seinen Leuten zu helfen. Paratikin war zwar jener Zudringlichkeit, und der bei dieser Gelegenheit von Woronitcheff ausgestossenen leeren Drohungen nicht uneingedenk, aber zu wohlmeinend, um ihm in einer entscheidenden Angelegenheit seinen Beistand abzuschlagen, erwiederte er ihm schriftlich, daß er ihm morgen mit Tagesanbruch dreihundert Bauern schicken werde.

Als Woronitcheff diesen Brief Paratikins las, empfand er eine Regung, die er sich nicht erklären konnte. Daß es nicht die der Dankbarkeit war, dafür bürgte, obwohl sie die nächste und natürlichste gewesen wäre, sein Charakter. Diese Buchstaben, wiewohl vollkommen leserlich, hatten eine so seltsame, ganz eigenthümliche Form, daß sie ihm ungewöhnlich auffielen. Je länger er dieselbe betrachtete, desto mehr erregten sie seine Aufmerksamkeit. Wie fremdartig auch ihr Ausdruck war, so kam er doch mit sich ins Klare, daß er diese Schrift schon irgendwo gesehen habe; aber wo? diese Frage richtete er jetzt an sein Gedächtniß, ohne daß dieses ihm Rede stehen wollte; und dennoch mußte — dieß war ihm deutlich — an diese Buchstaben sich irgend ein denkwürdiges Ereigniß geknüpft haben. Er setzte sich in seinen Stuhl und durchging mit einer an ihm nicht gewohnten Ruhe die letztvergangenen Jahre seines Lebens, namentlich seiner Reise, in systematischer Folgenreihe. Plötzlich sprang er auf, als falle ein Lichtstrahl auf die Stelle, welche sein Gedächtniß zu ertappen strebte; er lief nach einem Kasten, wo halb erledigte Schriften im ordnungslosen Wuste durch einander lagen, suchte lange, fluchte einige Male, wenn er etwas Falsches ergriffen, und fand endlich das gesuchte Papier heraus. Es war kein anderes, als dasjenige, welches ihm, wie wir bereits wissen, die Wirthin des kleinen Gasthofes zwischen Modena und Bologna fast gegen seinen Willen aufgedrungen, und das die von der Hand des Mörders Kustroff aufgeschriebene Reiseroute enthielt.

Mit einer Miene, in welcher sich grausame Zufriedenheit aussprach, nahm er dieses Papier, hielt Paratikin's Zuschrift dagegen, verglich die Handschriften lange und mit hämischer Besonnenheit, und siehe — die Identität der Schrift ist augenscheinlich; es ist dieselbe Hand, dieselbe Person, Kustroff und Paratikin sind nur ein Individuum, wenn auch die Namen, Zeit und Verhältnisse unendlich geschieden.

Aus Woronitcheffs Augen blitzte bei dieser Ueberzeugung ein Feuer der Freude, welches eine Ahnung geben konnte, auf welche Weise sich der Frohsinn der Hölle ausspreche. Paratikin, der hochgepriesene, reiche, glückliche Paratikin, der es gewagt, ihm sein Haus zu verschliessen, den er schon so lange haßte, war jetzt in seiner Hand. Daß derselbe Mann ihm in eben diesem Briefe, welchen er zum Werkzeug seines Sturzes machen wollte, einen dankenswerthen Dienst freiwillig zugesagt, daran dachte ein Herz, wie das Woronitcheffs nicht. Im ersten Momente seiner Freude über diese heillose Entdeckung, wollte er seinem ganzen Hause den Fund mittheilen, und die Welt auf der Stelle zum Mitwisser machen; allein ein Blick, den er eben noch zu rechter Zeit auf die vor ihm liegende,

von Stiepanoff angefertigte Uebersicht seiner furchtbar zerrütteten Güter-Verhältnisse warf, machte ihn plötzlich andern Sinnes. Er kreuzte die Arme, blickte die verhängnißvollen Handschriften an, und erwog in einem Gemisch ingrimmiger Schadenfreude und frostiger Spekulation, wie er seine Entdeckung am Zweckmäßigsten zu benützen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Militärische Todten-Feier.

Bekanntlich liegen, ausser den vielen tausend Franzosen auf verschiedenen Schlachtfeldern in Bayern, auf jenem zu Oberhausen, bei Neuburg an der Donau, der erste Grenadier von Frankreich, Latour d'Auvergne, dann der Chef der 46 Halbbrigate, Forty, auf der Schlachthöhe von Rothenek, bei Geisenfeld, der französische republikanische General Lampert, dann auf dem Münchner allgemeinen Leichenacker der aus der Schlacht von Hohenlinden tödtlich hieher gebrachte französische republikanische General Bastoul i. J. 1800. Allen diesen sind würdige Denkmäler errichtet und erhalten. Ob dieß der Fall noch mit dem von Lampert sey, ist unbekant, und es sollte hierüber offizielle Erkundigung eingeholt werden. Dagegen ruhen aber auch noch weit mehrere edle Bayern in fernen Ländern, z. B. in Preußen, Schlesien, Polen, Griechenland, deren Andenken zum Theil mitten im Schlachtgetümmel gebührend geehrt, zum Theil der Vergessenheit übergeben worden ist. Unter erstere gehören:

a) In der St. Vincenz-Kirche zu Breslau in Preußen befindet sich ein schönes Marmor-Monument mit der Inschrift: „Carl Graf von Seiboldsdorf, Lieutenant in dem königl. bayerischen 1. Linien-Infanterie-Regiment, fiel der 25. Dez. 1806 im 22 J. seines Alters vor diesen Mauern.“ — „Das Andenken seiner Tapferkeit lebt in den Herzen seiner Kameraden, die ihm dieses Denkmal weihen.“ Bei Breslau ist aber auch bekanntlich Ernst Graf von Serau, Hauptmann im 1. Linien-Infanterie-Regiment gefallen.

b) Zu Frankenstein in Schlesien ward von dem damaligen würdigen Kommandantin des 6. Linien-Infanterie-Regiments, von Roth, auf dem Kirchhofe eine dreiseitige, 15 Schuh hohe Piramide mit folgender Schrift auf Kosten der Kommandantschaft errichtet. Die Inschrift lautet: „Oberlieutenant Graf Formentini, vom 1. Linien Infanterie-Regiment, Lieutenant Max Baron v. Pechmann, und Lieutenant Karl Baron von Kalthenthal vom 10. Linien-Infanterie-Regiment. Sie fielen in der Blüthe ihrer Jahre bei Erstürmung der Schanzen von Glatz, den 24. Juli 1807.“ Bei Glatz sind ferner der Rittmeister Cornet vom 1. Dragoner-Regiment, und Oberlieutenant Stier vom 2. Chevauxlegers-Regiment verwundet worden und gestorben.

c) In der Pfarrkirche zu Pultusk in Polen findet sich ein steinerner Sarg; auf dessen obern Theile ein Helm und blosser Säbel liegt; auf dem Sargdeckel ist folgendes zu lesen: „Hier ruhen die königl. bayer. Lieutenants Oehninger, vom 13. Linien-Infanterie-Regiment, und Galler, vom 7. Linien-Infanterie-Regiment. Ersterer blieb bei dem siegreichen Treffen bei Poplawi, am 16. März 1807, an seinen daselbst empfangenen Wunden starb der Andere.“ „Zu ihrem Andenken setzt dieses Denkmal ihr Anführer und Kronprinz Ludwig.“

d) Auf dem schönen Kirchhofe zu Modon, in Griechenland, erblickt man einen, in's Gevierte reinlich behauenen Grabstein, auf einem Piedestahl ruhend, welchen das 1. Bataillon des 10. Linien-Infanterie-Regiments, unter Kommando des greisen Obersten von Nikells im Monat Oktober 1833 den bis zu dieser Zeit auf verschiedene Weise Umgekommenen gewidmet hat. Auf der Vorderseite liest man die Innschrift: „Den in Hellas gestorbenen Bayern des 10. Regiments, von ihren Kameraden 1833.“ Auf der Rückseite sind die Namen der Offiziere und die Zahl der Unteroffiziere und Gemeinen: „Lieutenant Karl Weiß, Feldkaplan Joseph Schäffer, Hauptmann Georg Merkl, 11 Unteroffiziere, 80 Gemeine.“ Ferner hat der wackere Oberst von Herbst vom 12. Linien-Infanterie-Regiment dem Lieutenant Ausin in gleicher Weise die letzte Ehre erweisen lassen, und sein Andenken verewigt. An dem hervorragenden Grundstein des Theseus Tempels zu Athen prangt eine geschliesne, 3 Schuh hohe Marmorplatte mit einem Helm, umwunden von Lorbeerzweigen, und der Bezeichnung: „Commilitoni suo Joan Martin Ausin, Lieut. XII Reg. Bav. (nom. Otto, Rex Graeciae) commilitones Honore atque officio motiis secutus est Regem Ottonem in Graeciam. Hic brevi tempore Febri prostratus est.“

Uebrigens sind unsers Wissens noch drei kommandirte bayer'sche Offiziers aus Griechenland's heisser Zonne nicht wiedergekehrt, nämlich: Lieutenant Falkh vom 11. Linien-Infanterie-Regiment, schon auf der Ueberfahrt umgekommen, und den Meereswellen übergeben; dann Lieutenant Baron von Aschberg vom 4. Chevauxlegers-Regiment, gestorben in Nauplia, deren Korpskommandanten sie dort nicht bedacht zu haben scheinen. Dafür ist aber schon während dem Aufenthalte der säumtlichen k. b. Truppen in Griechenland von dem gesammten Offizier-Korps eine ansehnliche Summe hinterlegt worden, um allen daselbst Gebliebenen ein würdiges Monument zu errichten, wozu ein Ingenieur-Offizier die Zeichnung entworfen hat. Dasselbe wird in Pronia (Vorstadt von Nauplia) nach unsers erhabenen Königs Ludwig Angabe durch den Bildhauer Siegel aus Norddeutschland einen kolossalen, von einer vorragenden Felsenmasse gehauenen Löwen darstellen. Ob in Rußland's Eisgefilden, und zwar auf dem Kirchhofe zu Polozk, dem ruhmvoll gebliebenen ersten Anführer unserer heldenmüthigen Armee, dem edlen Greise, Grafen v. Deroy, dann seinem neben ihm begrabenen tapfern Waffengefährten, General von Siebein, ein Denkmal gesetzt worden, wozu damals noch obendrein ein Löhnungs-Abzug statt hatte, konnte bisher, öffentlichen Anregungen ungeachtet, nicht ermittelt werden. Freilich ist zu befürchten, daß es dort, obwohl wie in andern Ländern, nach allgemeiner völkerrechtlichen Sitte, der freundlichen Achtung und dem gerechten Schutze aller Nationen untergestellt, das Schicksal ähnlicher Erinnerungen zu theilen haben dürften, welche, von den Franzosen zwei ihrer gebliebenen Obersten gewidmet, von rohen Bauern aber zerstört worden sind. Es haben ja selbst im Vaterlande die für dasselbe in der Schlacht bei Neuburg an der Donau von 1800 Gefallenen kein Andenken erhalten, nämlich: Oberstlieutenant Peter Emanuel Graf von Zedtwitz, dann Kapitän und Adjutant Philipp von Kornman, vom 7. Linien-Infanterie-Regiment, der Kapitän Ludwig August Beeren, vom 2., Oberlieutenant Franz Drost vom 5., Oberlieutenant Adolph von Kladt vom 11 Linien-Infanterie-Regiment; — ferner von der darauf gefolgten Schlacht

bei Hohenlinden: Hauptmann Emanuel Graf v. Morawisky, Oberlieut. Rudolph Baron v. Schwachheim, vom 2. Linien-Infanterie-Regimente, Oberlieutenant Ferdinand Steffens, vom 3., Oberlieut. Karl Christian von Auer, vom 6. Linien-Infanterie-Regiment (starb in München an seinen tödtlichen Wunden wie Bostoul, der Republikaner.) Von den nachgefolgten Opfern in den Schlachten von Abensberg, Landshut, Eckmühl ꝛc. von 1809 wollen wir schweigen, so wie von jenen in Tyrol ꝛc. An erstere erinnern uns die Familien-Grabmäler des Brigade-Generals der Kavallerie Friedrich Baron von Zandt auf dem Gottesacker in Landshut, so wie des Obersten vom 7. Linien-Infanterie-Regiment, Friedrich Grafen von Taxis, auf jenem zu Neuötting; (verwundet bei Neumark an der Rott, mit ihm Oberstlieutenant Baron v. Tänzel vom 13., Ober-Lieut. Stengel vom 3. Linien-Infanterie-Regiment, und Chevauxlegers-Oberlieutenant Biber vom 2. Regiment) an letzteres das schöne Grabmal mit kenntlicher Büste auf dem allgemeinen Leichenacker zu München von dem Obersten, Korps-Kommandanten, Max Grafen von Arko, gefallen bei Schwatz. Alle Tapfern überhaupt in dem Feldzuge von 1809, wo 202 geblieben, 207 blessirt worden, (vom General abwärts) sind namentlich durch die Rangliste von 1811 dankbar den Familien verewigt. — Für die in Rußland ruhmvoll gefallenen 30,000 Bayern hat gewiß am erhabensten König Ludwig I. das Andenken in seiner Residenzstadt durch den auf dem Karolinenplatze aufgestellten Obelisk, aus eroberten Kanonen gegossen, zu ehren gesucht!

Schlüßlich muß des tapfern churpfalz-bayer'schen Majors vom 1. Linien-Infanterie-Regimente, Anton v. Markreiter, Erwähnung gemacht werden, welcher schon im Jahre 1796, bei Geisenfeld tödtlich verwundet, allda gestorben ist, von welchem Referent auch noch den Grabstein gefunden, nachdem jenem am ersten im Jahre 1793 Oberlieutenant Baron von Reisach vom 7. Linien-Infanterie-Regiment bei Wörth im Elsaß muthvoll vorangegangen war. Sch.

Englische Freiheit und Gleichheit.

Dieser Tage wurden Lord Waldgrave, ein brittischer Peer, und Capitän Duff ihrer halbjährigen Haft in der Queensbench entlassen, wo sie gesessen, weil sie einen Polizeidiener, der sie wegen gesetzwidrigen Excesses pflichtgemäß verhaften wollte, fast todtgeprügelt hatten. Der edle Graf bewohnte mit seiner Frau Gemahlin in der Queensbench zwei elegante Zimmer, hatte eine zahlreiche Dienerschaft um sich und empfing die Besuche seiner Freunde, ja hielt förmliche Levers. Der Examiner begleitet die Nachricht von der Freilassung Sr. Lordschaft mit folgendem für die „Gleichheit vor dem Gesetz" im freien England bezeichnenden Commentar: „Vorige Woche stand vor den Surrey-Assisen ein gewisser Turner, angeklagt sich an der Polizei in Ausübung ihres Amtes vergriffen zu haben. Der Bursche hatte betrunkenen Muths in einem Bierhaus rumort; ein Polizeimann ward herbeigerufen, aber Turner widersetzte sich seiner Verhaftung dadurch, daß er sich zu Boden warf und mit den Füßen ausschlug. Turner wurde zu neunmonatlichem Gefängniß mit schwerer Arbeit verurtheilt. Vergleichen wir ein wenig die beiden Fälle. Turner hatte sich, wie Lord Waldgrave, der Polizei in ihrem Dienst widersetzt, war aber nicht, wie Lord Waldgrave, der Verhaftung entgangen; wie Lord Waldgrave hatte Turner sich zu Boden geworfen und um sich getreten und geschlagen, aber in Turners Fall wurde der Polizeidiener nicht, wie in jenem andern Fall der eine von vielen, fast blödsinnig geschlagen, noch sein Leben gefährdet, vielmehr erhielt Turners Polizeidiener nicht die mindeste Verletzung. Aber Turner hatte das Unglück kein Edelmann zu seyn wie Lord Waldgrave. Darum ward er nicht, wie Lord Waldgrave, zu sechs, sondern zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt, auch nicht zu Lord Waldgrave's Comforts in der Queensbench, sondern zu harter Arbeit. Kein Eheweib wird Turner im einsamen Gefängniß trösten, er wird keine elegant meublirten Zimmer bewohnen, keine Dienerschaft, keine Besuche haben. Wird er dann nach neun Monaten freigelassen, so wird man seine Heimkehr nicht mit Aufzug, Beleuchtung und Feuerwerk feiern, wie die Pächter in Strawberry-Hill die Wiederkunft Lord Waldgrave's. Nein, Turner wird die Gefangenenkleidung tragen, in einer kalten Zelle sitzen, bei der Gefangenenkost hungern und die Tretmühle treten, und wenn er nach drei Vierteljahren loskommt, ist er für immer als „Gefängnißvogel (jailbird)" gebrandmarkt, sein Arbeitsplatz von einem andern ausgefüllt, sein Broderwerb verloren. Der reiche Edelmann hat in seiner halbjährigen Haft höchstens einige Arten von Vergnügungen entbehrt, in seinem Eigenthum aber nicht den mindesten Schaden gelitten, denn seine Revenuen flossen ihm unterdessen nach wie vor; der arme Mann verdient nicht nur nichts während seiner Gefangenschaft, sondern büßt sehr wahrscheinlich auch das Brod seiner Zukunft ein. Er wird leicht auf Zeit seines Lebens unglücklich, während der edle Graf im Kreis seiner „Freunde" das Abenteuer mit dem Polizeidiener und der Queensbench als einen „köstlichen Spaß" belachen wird; denn dergleichen Lebensschicksale: Prügeleien mit Scharwächtern und Wildhütern, eine „glückliche Hand" im Kartenspiel, galante (nicht petrarkische) Liaisons mit verheiratheten Koketten, ein Duell für die Tugend einer Balletänzerin, noble Schulden u. dgl. machen in gewissen Kreisen einen Fashionable nur um desto fashionabler, den Pikanten noch einmal so pikant. Das sind nun freilich triviale Wahrheiten, alte und alltägliche Gegensätze, aber eben weil sie so alltäglich, sind sie desto trauriger, und gereichen der Unparteilichkeit unsers Richterstandes wahrhaft nicht zur Ehre. Ein Alter sagt:

> . . . Adsit
> Regula peccatis quae poenis irroget aequas;
> Ne scutica dignum horribili sectere flagello!"

Aber Mylord Denmann und seine Amtsuntergebenen scheinen, so oft es sich um die Bestrafung eines armen Mannes handelt, „absit" statt „adsit" zu lesen."

Dreisylbige Charade.

Feindselig wirken doch die Eins und Zwei, —
Sieh nur, wie in dem Ganzen sie das Drei,
Das man, als Urtheilsausdruck, wohl bedacht,
Zum eignen Antipoden flugs gemacht. —
Sie heißen: „Wider?" — Darauf sag' ich: Nein!
Denn: Spruch soll auch das Drei nicht seyn.

X. r.

Auflösung im nächsten Blatte.

№ 93.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Das Wappengeschenk Schwandorf's.*)

An Berges Abhang hingebaut,
Ein Städtchen sich im Flusse schaut
Gar freundlich, lieb und fein,
Und wie's der Wand'rer gastlich sieht,
Aus weiter Fern' ihn an sich zieht,
Denk ich auch gerne sein.

Einmal ein Spross aus Fürsten-Stamm
Zum trauten, stillen Städtchen kam,
Im schönen warmen May;
Und stieg hinauf die Berges-Höh'n,
Des Thales Reiz ringsum zu seh'n,
So weit die Aussicht frei.

Und wonnig schweifft der Blick dahin,
Der Blumen Schmelz — das Wiesengrün
Erfreut des Fürsten Herz; —
Da steigen hold an's Naab-Gestad,
Drei schmucke Dirnen aus dem Bad
Mit lautem frohem Scherz.

Und ihm, der schönen Mädchen gut,
Wallt rascher nun das junge Blut,
Er eilt zum Flusse her; —
Allein der schwere Stiefel ließ
Ihn alsobald aus Moos und Kies
Nicht vor noch rückwärts mehr. —

Tief stack Er da, im losen Grund,
Bis endlich doch zu guter Stund
Ein Bürger helfend naht.
Und Er, der groß und gut und mild
Schenkt freudig, als ein Wappen-Schild
Den Stiefel jener Stadt.

Frisch prangt im blauen Rauten-Feld
Seit jener Zeit noch, wohlbestellt,
Am Thor der Stiefel dort.
Und kennet ihr des Sängers Stadt,
So wißt ihr auch, welch' heit'rer Ort
Das Stiefel-Wappen hat.

*) Nach dem Versprechen in Nr. 106 des „bayerischen Volksfreundes.“ Anmerk. d. Red.

Schuld gegen Schuld.

(Fortsetzung.)

IV.

Kaum war die Mittagsstunde vorüber, als Woronitcheff auf versteckten Umwegen — damit er nicht schon von Weitem wahrgenommen und die Thüre ihm abermals verschlossen würde — auf Paratikins Wohnung zuging. Er wußte aus den, über Letzteren gangbaren Erzählungen, daß Derselbe, um jedem Zusammentreffen mit der Oeffentlichkeit auszuweichen, mittelst einer geheimen Treppe aus seinem Hause zu der täglich von ihm besuchten Kapelle gelangte. Er schlich sich also zur Kapelle hin, gelangte durch eine Seitenthür richtig zu der geheimen Treppe, und stand, beinahe noch ehe er es selbst glaubte, in dem Wohnzimmer Paratikins.

Dieser war über ein so freches Eindringen in sein häusliches Eigenthum sichtbar überrascht, ja empört, und konnte nicht umhin, dieß an den Tag zu legen. Mein Herr, Sie mißbrauchen meine Güte sehr. Morgen mit dem Frühesten sollen dreihundert Bauern — — Sie haben doch hoffentlich mein Billet erhalten?

Ich habe es erhalten, erwiederte Woronitcheff bedeutungsvoll, und es handelt sich jetzt sehr um dieses Billet, wenn auch keineswegs um den Inhalt und um eine elende Ernte. Um es kurz zu sagen, dieses Billet gibt Sie mit Leib und Vermögen in meine Hände.

Paratikin, welcher den unerbetenen Gast dem Rufe nach als einen rohen und exaltirten Menschen kannte, blickte ihn etwas verächtlich an und sagte kalt: Ich glaube, Sie faseln bisweilen, Herr Woronitcheff.

Sie werden augenblicklich den Beweis haben, ob und wie ich fasle, antwortete dieser gereizt.

Ich werde denselben nicht abwarten, sondern ersuche Sie, Sich augenblicklich aus diesem Zimmer und diesem Hause zu entfernen, wenn Sie mich nicht nöthigen wollen, meine Leute zu rufen.

An Dir, Elender ist es, dieses Haus zu räumen, das Du einem Morde und Diebstahle verdankest! brach Woronitcheff in seiner ungezähmten Wildheit los.

Paratikin stutzte, erwiederte aber mit Würde: Ich sehe, daß ich es wirklich mit einem Verrückten zu thun habe, denn mit fünf Sinnen ist man weder so undankbar, noch so albern, einen rechtlichen Mann, dessen Gefälligkeit man ehren sollte, in seinem eigenen Hause mit so läppischen Anschuldigungen zu überfallen. Ich wiederhole Ihnen, gehen Sie augenblicklich, oder ich muß — —

Einen rechtlichen Mann? hahaha! Sage lieber: einen verruchten Bösewicht. Ich glaube, Du erräthst bereits, wohin

ich ziele. Darum wirf diesen brutalen Ton ab, der einem Verbrecher so wenig ziemt; fürchte mich und suche meine Gnade zu erwecken!

Der Versuch würde gegen ein Herz, wie das Ihrige, vergeblich seyn, und ich würde ihn nie unternehmen, wenn ich so unglücklich wäre, Sie fürchten zu müssen. Noch ein Mal, Sie haben den Verstand verloren, aber ich achte mich zu gut, der Märtyrer Ihrer Raserei zu seyn, daher eilen Sie, fortzukommen, oder ich lasse Sie durch meine Diener fortschaffen.

Jetzt trat Woronitcheff seinem Gegner näher, und indem er sich bemühte, seinen Zügen eine Ruhe zu geben, welche sie noch schrecklicher machten, sagte er leise: Höre Kustroff — denn so heißest Du eigentlich! — was hast Du vor sechs und zwanzig Jahren mit Deinem Herrn vorgenommen, den Du nach Italien begleitetest! Er hat sein Vaterland nicht wieder gesehen! Was hast Du mit ihm vorgenommen? Antworte!

Bei dieser gräßlichen Mahnung war Paratikin wie vom Blitze getroffen, und konnte seinem Feinde sein Erblassen nicht verbergen. Doch schnell sich fassend, fragte er ziemlich ruhig: Von welchem Herrn phantasiren Sie? Ich war nie in Italien.

Nein, Herr Paratikin war nie in Italien. Woher aber hat Kustroff, der Leibeigene und Diener eines russischen Edlen, seinen Gebieter dorthin begleitet, und dieser Leibeigene bist Du!

Meine Stellung und mein Benehmen widersprechen hinlänglich der lächerlichen Behauptung, daß ich jemals ein Leibeigener gewesen. Ich habe diese Unterhaltung satt und werde ihr ein Ende machen.

Du willst meiner Anklage arglistig ausweichen. Gut, so will ich denn für Dich antworten. Du hast Deinen Gebieter auf der Strasse von Bologna, zwischen den Poststationen Logoscuro und Polesetta, mit Hülfe eines als Postillon verkappten Banditen ermordet. Dieses schöne Haus, diese großen Ländereien, diese Menge von Leibeigenen, welche Dir gehorchen, alles Dieß ist der Blutpreis für Deinen unglücklichen Herrn. Ist es auch schon lange her, daß dieses Blut vergoßen wurde, so ist es doch nicht dergestalt verwischt, daß es nicht gegen Dich schreien sollte. Ich bin über den Schauplatz der Unthat gereist, und dort wurde sie mir entdeckt. Die Vorsehung hat mich zu Deinem Ankläger erkoren. Zittre, Mörder! denn schon stehst Du vor Deinen Richtern!

Paratikins Verwirrung stieg mit jedem Augenblicke; er sah bleich, wie der Tod aus, und mußte sich häufig den kalten Schweiß abwischen, der ihm von der Stirn perlte. Nur mit der Anstrengung der Angst, welche mit der Fassung auch Leben und Glück verloren wußte, hielt er sich aufrecht, und entgegnete mit schwacher Stimme: Die nichtswürdige Verläumdung, durch welche sie meinen guten Ruf zu vernichten beabsichtigen erfüllt mich mehr mit Unwillen als mit Staunen, da ich ihre feindseligen Gesinnungen gegen mich kenne. Wie mir, so sind Sie auch allen ihren Nachbarn gesinnt. Uebrigens Beschuldigungen ohne Beweis.

Woronitcheff brach in ein gräßliches Hohngelächter aus: Hältst Du mich thörig genug, daß ich mich Dir gegenüberstellen würde, wenn ich keine Beweise hätte? Kustroff erkennst Du noch diesen, mit Deiner Verbrecherhand geschriebenen Zettel? Dein Erblassen sagt, daß Du ihn erkennest. Es ist die Reiseroute, welche Du Deinem erkrankten Kameraden, dem Leibeigenen Iwan, der im Gasthofe zurückbleiben mußte, eigenhändig und mit Unterschrift Deines wahren Namens aufsetztest. Deine Handschrift hat sich seitdem nicht geändert; dieß beweist das Billet, welches ich am heutigen Morgen von Dir erhielt. Nun sage mir noch, Mordgenosse des Banditen Lorenzo, ob es mir an unwiderlegbaren Beweisen fehle?

Von den letzten Worten vernahm Paratikin nichts mehr, als den Namen: „Lorenzo;" denn bei dem Anblicke der unseligen Schrift war er bewußtlos in seinen Lehnstuhl zurückgesunken.

Woronitcheff triumphirte; denn Paratikins Ohnmacht war ein stillschweigendes Eingeständniß seines Verbrechens. Er hütete sich wohl, Hülfe herbeizurufen, da in diesem Augenblicke Zeugen seinem Plane nur störend gewesen seyn würden. Zuvörderst war er bemüht, durch einen vorgehaltenen Flacon und durch Reiben der Schläfe und Pulse sein Opfer zur fortgesetzten Qual zu erwecken. Paratikin kam durch diesen grausam gemeinten Beistand wieder zum Bewußtseyn; er schlug die Augen auf, sah mit einem qualvollen Ausdrucke seinen Folterer noch immer an seiner Seite und stammelte: Herr Woronitcheff, richten Sie mich nicht zu Grunde! Was habe ich Ihnen Uebles gethan?

Von diesem Augenblicke an, fand Woronitcheff für gut, eine ganz veränderte Sprache zu führen. Er legte die Förmlichkeit des Anklägers ab, um die einfachen Manieren eines feilen Unterhändlers anzunehmen, der das Verbrechen und die Ansprüche des rächenden Gesetzes vergißt, um sich nur mit seinen persönlichen Vortheilen zu beschäftigen. Sie sehen selbst ein, Herr Paratikin, begann er mit vollkommener Ruhe, und im Tone einer Geschäftsverhandlung, daß Ihr Schicksal in meiner Hand liegt. Sie bitten mich, Sie nicht zu Grunde zu richten; die Gewährung dieser Bitte hängt nur von Ihnen ab. Ich habe Ihnen die Wahl gegeben, zwischen dem Ausspruche der Gerichte, von denen Sie die härteste Strafe zu erwarten hätten, und dem Spruche eines minder harten Nachbars, dem es nicht um Ihr Verderben zu thun ist.

Was wollen Sie damit sagen, Herr Woronitcheff.

Was Sie gewiß schon errathen haben, Herr Paratikin Uebrigens stehe ich auch nicht an, mich deutlicher auszusprechen. Wählen Sie mich zu Ihrem Richter, wenn Sie wollen, da ich von meiner Anklage abstehe, und unterwerfen Sie Sich unbedingt meinem Ausspruche.

Wie soll derselbe lauten?

Er lautet so: Habsucht — denn wenn auch noch andere Gründe, z. B. Haß und Rache für grausame Behandlung hinzu gekommen seyn mögen, so bezeichnet doch der mit der That verbundene Raub jenen erstgenannten Beweggrund als den hauptsächlichsten; also Habsucht veranlaßte das Verbrechen; mithin muß dasselbe auch durch ein Opfer an Geld gesühnt werden.

In der That, Herr Woronitcheff, wie ich Sie kenne, hätte ich dieß früher errathen sollen. — Welche Summe verlangen Sie?

Hunderttausend Rubel.

Wo denken Sie hin, Herr Woronitcheff? Das ist ja mehr, als — —

Nicht eine Kopeke weniger, lieber Nachbar? Das Geld muß spätestens in acht Tagen ausgezahlt seyn. Für diesen Preis mache ich — bei jedem Eidschwure, den sie mir auferlegen wollen — mich verbindlich, das Geheimniß für ewig zu verschweigen, und die schriftlichen Beweise Ihrer That vor Ihren Augen der Flamme zu übergeben.

Wenn ich auch dieses Opfer bringen wollte, Herr Woronit-

cheff, so bin ich es doch, wenigstens in so kurzer Zeit, nicht im Stande; es geht über meine Kräfte.

Nichts ist unmöglich, wenn die Ehre und das Leben auf dem Spiele stehen. Bedenken Sie, daß die Knute, ewige Gefangenschaft und schwere Arbeit in den Bergwerken eine Strafe sind, gegen welche ein Opfer an Geld gar nicht in Betracht kommt. Ich verlange übrigens von Ihnen ja vielleicht nur den dritten Theil Ihres Vermögens und wenn Sie diesen Vertrag nicht eingehen, muß ich Sie eben so sehr von Sinnen glauben, als Sie mich vor einer Weile nannten.

Von dem Augenblicke an, wo Woronitcheff mit seiner gemeinen Verkäuflichkeit hervorrückte, und wo nach den leidenschaftlichen Scenen die mildere, gleichgiltige Sprache eines abzuschliessenden Handels folgte, hatte sich Paratikin wieder völlig gefaßt, und sein Geist die gewohnte Energie zurück genommen. Die Gegenwart eines so nichtswürdigen Menschen schreckte ihn nicht mehr, und er gewann sogar, ohne daß dieser es ahnete, einen moralischen Vortheil über denselben, den er sofort auch äußerlich geltend machte. Ich weiß nicht, sagte er mit vieler Ruhe, was Sie unaufhörlich mit einem angeblichen Verbrechen wollen. Habe ich etwa den Mord eingestanden, dessen Sie mich beschuldigen? Ihre Drohungen, der mir fremde Ton, den Sie gegen mich annehmen, und die allerdings wunderbare Aehnlichkeit meiner Handschrift mit der jenes vorgeblichen Kustroff, brachte mich natürlich ausser Fassung, so daß ich mich einen Augenblick nicht in die ausserordentliche Lage zu finden wußte, in welche Ihr Haß mich urplötzlich versetzt. Die Unschuld ist nicht davor gesichert, zu erschrecken. Die besser mit der Menschenseele vertrauten Gerichte werden keineswegs, wie Sie gern thun möchten, diesen Augenblick der Schwäche zu einem Bekenntnisse stempeln. Sie haben, wie Sie sagen, Beweise, aber wo sind ihre Zeugen? Ich denke, sie dürfen etwas weit seyn; und wer bürgt Ihnen dafür, daß dieselben nach einer so geraumen Zeit noch aufzufinden sind, daß sie noch leben? Welches Gewicht kann man auf die zufällige Aehnlichkeit einer Handschrift legen? Kann sie nicht blos nachgemacht seyn, um mich ins Verderben zu stürzen? Begreifen Sie endlich nicht, daß seit jenem Vorfalle auf welchen Sie Sich stützen, nahe an dreißig Jahre verflossen sind?

Ich verstehe; Sie bereiten sich schon jetzt zu Ihrer arglistigen, aber gewiß fruchtlosen Vertheidigung.

Allerdings; jeder Redliche ist sich dieß schuldig. Und um offenherzig zu sprechen, sollten Woronitcheffs Worte wohl mehr Glauben bei den Richtern finden, als die meinigen?

Sehr schlau! Wahrscheinlich hoffen Sie auch noch durch die Verjährung Sich zu retten? Diese werden Sie aber vergebens in Anspruch nehmen, denn es giebt Verbrechen, bei denen sie nicht in Betracht kommt, und ein solches ist das Ihrige. Bedenken Sie zugleich, daß meine Anklage Sie wieder in den Sklavenstand stürzt, aus welchem Sie nur durch das Verbrechen, und nur durch einen veränderten Namen gestiegen sind. Bedenken Sie, daß ich das einzige Tribunal bin, von welchem Sie Rettung erwarten dürfen, und säumen Sie nicht, Sich demselben zu unterwerfen, ehe es zu spät ist! —

Und wenn ich mich demselben durchaus unterwerfen müßte, ich sage, wenn ich müßte, was aber keineswegs der Fall; wer bürgt mir dann für die Rechtskräftigkeit eines Vertrags mit Ihnen?

Bei diesen Worten faßte Paratikin seinen Gegner fest in's Auge, und gewahrte in seiner Miene so viel Falschheit und Spott, daß er nicht länger in Zweifel blieb, welchen Entschluß er wählen sollte; und mit einer Würde, vor welcher Woronitcheff verstummte, fuhr er fort: Herr Woronitcheff, ich nehme Ihren Vorschlag nicht an; er streitet gegen mein Gewissen, wie gegen meine Selbstachtung. Ja selbst in dem Falle, daß ich mich für einen Verbrecher halten müßte, würden meine Grundsätze mir nicht erlauben, einen solchen Antrag einzugehen; ich würde mich lieber dem Ausspruche des Tribunals unterwerfen, als meine Schuld durch Unterstützung einer niedrigen Spekulation vergrößern. Dieß ist und bleibt mein unerschütterlicher Entschluß. Werden Sie mein Ankläger; das können Sie! Aber mein Richter können Sie nicht werden; dafür erkenne ich nur Die, welche Gott und die Landesgesetze bestätigt haben!

(Fortsetzung folgt.)

Theater in St. Petersburg.

Im Morgenblatte liest man in einer Correspondenz aus St. Petersburg: Während der Sommermonate, wo die Residenz an Bewohnern sichtlich ärmer ist, bis zu Ende Septembers, feiern unsere städtischen Bühnen fast ganz. Die Mehrzahl der Bevölkerung sucht im Sommer den engen Stadtmauern zu entkommen, in welchen die Luft, wie in allen großen, dichtbevölkerten Städten, äußerst drückend und dabei von mephitischen Ausdünstungen geschwängert ist; abgesehen von feinem Staub, der von den allenthalben ausgeführten Bauten die Luft erfüllt. Alles, was nicht durch seine Verhältnisse unumgänglich an die Stadt gebunden ist, begibt sich aufs Land. Dort sucht man sich einigermaßen — denn unser nordischer Sommer dauert ja nur Wochen — für die neunmonatliche Einsperrung in der düstern Stadt, in deren ewig umzogenem winterlichen Horizont man Monate lang die Sonne nicht gewahrt, zu entschädigen. Die vornehme Welt, um der ihr immer anziehenden Residenz dennoch so nahe als möglich zu bleiben, bezieht ihre eleganten und prachtvollen Villen auf den von den Armen der Newa gebildeten Inseln bei Kamenoy-Ostrow, Jelagin und Krestowsky. In der Mitte dieser befindet sich ein eigenes Sommertheater, in dem abwechselnd einige Tage in der Woche die französische und russische, seltener die deutsche Truppe spielen. Die Bewohner der Inselvillen sprechen den Vorstellungen, vornehmlich den französischen, zahlreich zu. Die französische ist immer noch, selbst mit Vernachlässigung der nationalen, die Lieblingsbühne unserer höhern Stände. Die Franzosen spielen jetzt auch öfters vor dem kaiserlichen Hofe in Peterhof, das der Lieblingsaufenthalt des jetzigen Kaisers im Sommer ist, und seit vier Jahren ein sehr geschmackvolles Hoftheater besitzt. Die deutsche Bühne befindet sich leider hier noch immer in einem sehr vernachlässigten Zustande; die Subjecte sind sehr mittelmässige Talente und erfreuen sich, bei kärglicher Besoldung, keiner Aufmunterung. Sie sind fast nur von den deutschen Gewerbs- und Mittelklassen besucht, der Kern der russischen Bevölkerung wendet sich der Nationalbühne zu, die übrigen höhern Gesellschaftsstände, ohne Unterschied der Zunge, bleiben dem französischen Theater treu. Diese Erscheinung ist wirklich auffallend, der Hauptgrund liegt aber darin, daß die Masse der Nation noch immer die Deutschen, ihre Sprache, ihre Literatur, überhaupt Alles, was von ihnen ausgeht, mit Widerwillen und Geringschätzung betrachtet, dagegen dem Franzosenthum, und was von diesem

angeht fortwährend leidenschaftlich anhängt. In den höhern Kreisen ist französisch noch immer die vorherrschende Conversationssprache, seltener hört man die Klänge der russischen, fast nie der deutschen Sprache, noch weit eher das Englische, das seit den zwei letzten Dezennien bei uns sehr aufkommt. Das Deutsche ist im Studienplan unserer höhern Schulen und Lehranstalten als unerläßig eingeführt, aber die russische Jugend treibt diese Sprache nur mit der größten Unlust; das Französische dagegen wird, vornehmlich in den höhern Ständen, fast mit der Muttermilch eingesogen, und hier oft mit größerer Geläufigkeit und grammatisch richtiger gesprochen und geschrieben, als das Russische. Einige auf größere Verbreitung des Deutschen bezügliche Anordnungen im allgemeinen Schulunterrichte hat Hr. v. Uwarow getroffen, seit er mit dem Jahr 1830 die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts übernommen. Selbst ein vorzüglicher Kenner deutscher Sprache und Literatur, weiß er die großen geistigen Vorzüge dieser Nation zu würdigen. — Eine deutsche Bühne könnte in unserer großen Kaiserstadt, unter günstigeren Verhältnissen, sehr wohl gedeihen, wenn man erwägt, daß gegen 100,000 deutsche oder des Deutschen vollkommen kundige Individuen hier wohnen und mehrere Glieder unseres Kaiserhauses Deutsche sind, von denen man Vorliebe für diese Bühne erwarten dürfte. Man vernimmt indessen, daß zum nächsten Winter einige Talente für dieselbe angeworben sind.

Obrist Laffont.

(Aus dem „Glaneur du Haut-Rhin.")

Die alte französische Armee hat wieder einen ihrer ruhmbedeckten Helden verloren. Der Obrist Laffont ist den 5. Oktober in einem Alter von 70 Jahren zu Reichenweyer an einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit gestorben. Dieser tapfere Krieger, welcher den 25. Januar 1792 als Grenadier bei der 37. Halbbrigade, der Schrecklichen, eintrat, durchlief in derselben nacheinander alle Grade und wurde den 19. Sept. 1813 Oberst derselben. Den 13. Juli desselben Jahrs hatte ihn der Kaiser mit eigenen Händen mit dem Orden eines Offiziers der Ehrenlegion geschmückt. Neunzehn Feldzüge, mehrere Wunden, eine Menge glänzender Waffenthaten, verschafften diesem braven Offizier die Ehre, das Regiment zu befehligen, bei welchem er 1792, 1793 und 1794 bei der Armee der Ostpyrenäen gedient hatte, 1795 und 1796 bei der italienischen Armee, 1797 und 1798 in der Schweiz, 1799 bei der Rheinarmee, 1800 auf der Flotte von Boulogne, 1803 bis 1805 im Lager von Boulogne, 1805 bis 1807 bei der großen Armee, 1809 bei der Armee in Deutschland, 1812 in Rußland, 1813 in Sachsen und 1814 bei der Rheinarmee. Durch seine glänzenden Waffenthaten bedeckte er sich mit Ruhm; den 8. Okt. 1799 erstieg er, der Erste, die Schanze von Luciensteig in Graubünden und verjagte den Feind aus derselben. Im Jahr 1809 nahm der Hauptmann Laffont, an der Spitze eines Bataillons mit aufgepflanztem Bajonett, eine Stellung weg, welche der Feind bei Regensburg mit zwei Regimentern und zwei Kanonen inne hatte. Bei der Moskowa nahm er mit seiner Grenadierkompagnie eine Stellung weg, und behauptete sie, welche ein Bataillon genöthigt gewesen, zu verlassen, weßhalb er zum Bataillonschef erhoben wurde. Den 3. Nov. 1812 vertrieb er in Gegenwart des Vicekönigs den Feind von einer Anhöhe bei Wiasma und nahm ihm fünf Kanonen weg. Im Jahr 1813 hielt er bei Culm in Böhmen den feindlichen Vortrab auf, und sicherte der Armee den Rückzug, weßhalb er zum Obristen ernannt wurde. Den 9. Juli 1815 wies er unter den Mauern von Straßburg zwei Angriffe einer zahlreichen Kavallerie ab, und verursachte derselben einen beträchtlichen Verlust. In Folge des Kapitulationsbruchs von Dresden kam er den 1. Juni 1814 nach Frankreich, trat 1815 ins Privatleben zurück und wählte das Elsaß zu seinem Aufenthaltsort, wo er seine rühmliche Laufbahn, von seinen Mitbürgern geschätzt und geehrt, beschloß.

Ein Lebenslauf.

Im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts lebte in Paris ein junger Mann von geringem Verdienst, aber sehr großem Namen; ob er gleich aus einer sehr vornehmen Familie stammte, so litt er doch an Allem Mangel. Man wird natürlich da gleich auf die Vermuthung kommen, die Revolution habe ihn in diesen Zustand gebracht, indem sie ihm seine Besitzungen geraubt. Man irrt sich aber. Die Mutter des jungen Mannes hatte sich trotz den unruhigen, schrecklichen Zeiten ein ungeheures Vermögen bewahrt, das sie für ihren Gebrauch versparte. Der junge Mann, dem jedes väterliche Erbe abging, hing in Geldangelegenheiten ganz und gar von der Herzogin seiner erlauchten Mutter, ab. — Ein älterer Bruder war im Auslande — Souverain; er schlug Geld, konnte aber kaum für sich selbst genug schlagen lassen, so daß er mit dem besten Willen von der Welt für seinen jüngern Bruder nichts zu thun vermochte. Die Mutter that nichts mehr. — In dieser schlimmen Lage drohete der junge Mann der Herzogin seiner Mutter, er würde einen verwegenen Schritt thun, wenn sie ferner eine mäßige jährliche Summe von den 1,500'000 Livres Rente versage. Er drohete seinen Unterhalt in einer Beschäftigung zu suchen, die seiner hohen Geburt unwürdig sey, und dadurch den großen Namen seiner Familie zu compromitiren. — Die Herzogin achtete wenig auf diese Drohung und ein Beweis davon liegt darin, daß sie einige Zeit darauf ihrem Titel und historischen Namen entsagte, um einen gewöhnlichen Advokaten zu heirathen, indem sie sich verliebt hatte. — Da führte der junge Mann seine Drohung aus; er begab sich an das Theater Ambigu Comique, ging ein Engagement ein, ließ sich anfangs als Figurant gebrauchen und spielte später kleine Rollen. — Gegenwärtig ist die Mutter, welche die Herzogin von Mazarin hieß, gestorben; auch der ältere Bruder ist vor Kurzem kinderlos aus dieser Welt geschieden und der ehemalige Schauspieler von Ambigu Comique, der einzige Erbe der Besitzungen und Titel seiner Familie, bestieg vor wenigen Wochen — den Thron von Monaco. Jetzt heißt er Florestan I.

(Allg. Modez.)

Zweisilbige Charade.

Du nennst die Erste oft mit deinem eignen Ich,
Ob du bei Andern auch bedienst ihrer dich.
Belohnung ist die Zweit' für eine gute That,
Denn ernten wird man stets, wie man gesäet hat.
Das Ganze riecht nicht gut — doch ist es keine Blum'
Es ist ein Surrogat für — wohlverdienten Ruhm.

Auflösung der dreisylbigen Charade im Blatte Nro. 92

Gegensatz.

№ 94.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Schuld gegen Schuld.

(Fortsetzung.)

Sie haben Sich von Ihrer Betroffenheit noch nicht erholt, lieber Nachbar, und sprechen wie ein Sinnloser, der blind in sein Verderben rennt, erwiederte Woronitcheff hämisch. Ich bin kaltblütiger, und sehe die Sache von der Seite an, von welcher auch Sie dieselbe ansehen werden, wenn Ihre große Leidenschaftlichkeit sich wieder gelegt hat. Lassen Sie mich morgen Ihren Entschluß wissen; ich werde dann mein Benehmen darnach einrichten. Verharren Sie bei Ihrem Entschlusse, und wollen Sie durchaus Ihr eigener Henker werden, so reise ich nach St. Petersburg, um die Sache bei dem Justizminister anhängig zu machen, ihm Das mitzutheilen, was mir die alte Gastwirthin anvertraut hat, und ihm unumstößliche Beweise vorzulegen. Auch werde ich in diesem Falle die Verwandten des ermordeten russischen Edlen aufsuchen, und gegen Sie in Bewegung setzen. Um dieß zu bewirken, brauche ich Letzteren nur zu sagen, daß Sie sehr reich sind, und Ihre Reichthümer ihnen zufallen werden. — Sie antworten nicht? Wie soll ich Ihr Schweigen deuten, Herr Paratikin?

Als Bestätigung meiner Erklärung. Kennten Sie mich genauer, so würden Sie wissen, daß mein Entschluß unwiderruflich fest steht, sobald meine Grundsätze mich dazu bestimmten.

Ihre Grundsätze? — Ach, Unglücklicher! erinnere Dich doch an die Vergangenheit! Nun, ich lasse Dir jetzt vier und zwanzig Stunden Zeit zum Ueberlegen. Bedenke, daß Dich auf der einen Seite ein ruhiges und geachtetes Alter, auf der anderen eine schmachvolle Strafe, und schwere Arbeit in den Bergwerken erwarten. Ich wiederhole es, bedenke dieß und wähle! —

Nach diesen Worten entfernte sich Woronitcheff auf demselben Wege, den er gekommen, und eilte in seine Wohnung zurück. —

Nach Woronitcheffs Entfernung blieb Paratikin lang Zeit eine Beute des tiefsten Schmerzens und der namenlosesten Seelenangst, welcher er beinahe unterlag. Die so lange und leidenschaftliche Scene hatte alle Wunden seines Herzens von Neuem geöffnet, und sein zwar zuweilen eingeschläfertes, aber nie zum völligen Schweigen gebrachtes Gewissen war in seiner ganzen Stärke erwacht; ja es war vielleicht noch stechender, als das Entsetzen, welches er bei diesem eben erlebten Auftritte empfinden mußte. Die Religion — diese einzige, ewige Trösterin, wenn menschliche Rathlosigkeit sich entsetzt am äußersten Rande des Abgrundes erblickt, — zu Hülfe rufend, stieg er in seine Kapelle hinab, flehte die Gottheit um Gnade und Erleuchtung an, und trug mit zerknirschtem Herzen seine Leiden vor, die er erduldete, und die ihm noch bevor stünden. Ein Strom von Thränen erleichterte seine Brust. Gestärkt verließ er das Heiligthum, mit Ergebung dem Sturme entgegen blickend, der über seinem Haupte loszubrechen im Begriffe war.

Um sich Paratikins muthigen Entschluß zu erklären, die Geheimhaltung seines Verbrechens, das ihn zu Grunde richten konnte, nicht zu erkaufen, ist es nöthig, den Leser mit seiner Person näher bekannt zu machen. Er wird gefunden haben, daß in einem und demselben Individuum zwei durchaus verschiedene Gemüther ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Der eine Mensch war bekanntlich ein Leibeigener, dessen an sich heftiges und leidenschaftliches Wesen in seiner Jugend durch rohen Umgang verwahrlost, durch erlittene harte, oft unmenschliche Behandlung vergiftet worden war. Gleichwohl war, durch besondere Zufälle, seine Erziehung in vieler Hinsicht weit sorgfältiger gewesen, als sie bei der Klasse von Menschen gewöhnlich ist. Bei seiner schnellen Auffassung war schon ein oberflächlicher Unterricht hinreichend, tief und bleibend einzudringen, und so hatte er sich ausser anderen nützlichen Kenntnissen, sogar mehrere lebende Sprachen, angeeignet. Doppelt schwer fühlte er als Jüngling das Drückende seiner niedrigen, abhängigen Geburt, deren Stachel die wilden Launen eines herzlosen, oft grausamen Gebieters noch tiefer in sein Herz drückten. So äusserten sich denn seine lebendigen Gemüthskräfte vorzüglich in zwei Hauptempfindungen: in einem fürchterlichen Hasse gegen seinen Dränger, und in einer unbändigen, kein Mittel verschmähenden Sehnsucht, sich frei zu machen, wozu wiederum, wie er wohl einsah, nur Gold den Weg bahnen konnte, aus welchem Grunde Sucht nach Freiheit, und Sucht nach Gold ihm identisch wurde. Aus der Art und Weise, wie er, abschreckend genug, zum Ziele gelangte, und sein Verbrechen in undurchdringlichen Schleier hüllte, war bereits seine Klugheit und die Festigkeit seines Vorsatzes zu entnehmen.

Unter den geraubten Schätzen, die ihm der Nachlaß des Ermordeten in die Hände lieferte, befand sich auch ein beträchtlicher Vorrath von Juwelen, an denen sein Gebieter stets ein großes Wohlgefallen gehabt, und sie daher, oft über seine Kräfte hinaus, in Masse zusammengekauft hatte. Um diese auf eine unverdächtige Weise ins Geld zu setzen, warf er sich in Italien in die Maske eines hausirenden Juwelenhändlers, und kaufte, um dem Ganzen ein um so natürlicheres Ansehen zu geben, und die Auswahl zu vermehren, noch eine ziemliche Menge geringere Pretiosen ein. Diese wie jene verkaufte er mit großem Gewinne, und der glückliche Erfolg bestimmte ihn, das, was ursprünglich nur Maske gewesen war, künftig als wirkliches Geschäft fortzusetzen. Mit bedeutendem Vermögen und kostbaren Vorräthen verließ er Italien und ging nach England, wo er seinen Handel mehr und mehr ins Große trieb, und binnen wenigen Jahren selbst dort, an der Wiege des Reich-

thums, als ein reicher Mann galt. Der Verbrecher wurde ein redlicher Mann. — Mein Gott! seufzte er oft, wenn es so leicht ist, auf geradem Wege reich zu werden, warum mußte ich meine Bahn mit einem Verbrechen eröffnen, das mich zu Boden drückt, mir auf ewig mein Leben und allen Genuß meines Vermögens verbittert? — Von diesem Augenblicke an wollte er durch eine dem Herzen der Bösen seltene Umwandlung, zur Ehre und zur Tugend zurückkehren; er gab sich selbst das Wort darauf, und hielt es um so leichter, da die mächtig in ihm erwachende Religion, welcher er sich reuig und begeistert in die Arme warf, seine guten Vorsätze kräftigte, und ihnen Dauer verlieh. Seine überall bewährte Rechtlichkeit mehrte das Vertrauen, welches er genoß, und somit seine Geschäfte, seinen Gewinn. Einen großen Theil desselben verwendete er fortwährend zu edlen Zwecken, zum Besten der Nothleidenden, denen er ein Vater war. London, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, wurde der geheime Schauplatz seiner Wohlthätigkeit, deren sich besonders auch, da wo es Noth that, seine Landsleute zu erfreuen hatten; wiewohl die Vorsicht ihm gebot, sie nicht öffentlich als solche anzuerkennen. In den letzten Jahren hatte er vorzüglich einen Russen Namens Paratikin unterstützt, einen Greis, der durch thörichten Aufwand im Auslande sich schon vor langer Zeit zu Grunde gerichtet hatte. Gerührt durch Kustroffs Wohlthaten, wünschte der bejahrte Russe, daß Jener seinen Namen aufgeben und den seinigen annehmen möchte, zu welchem Ende er ihm bei seinem Tode alle seine Papiere und Urkunden hinterließ. Dieser Vorfall setzte Kustroff, der sich von nun an den Namen Paratikin zueignete, in den Stand, seinen lange genährten, sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Mitten im Glück und Ueberfluß hatte ihn, oft in einem unendlichen Grade, quälendes Heimweh beschlichen; aber seiner Sicherheit wegen mußte er dieses drängende Verlangen ungestillt lassen. Jetzt jedoch, wo verbürgte Urkunden seine Abkunft änderten, ihn in einen neuen Namen, und gleichsam in einen andern Menschen hineingezogen, durfte er es ohne größeres Bedenken wagen. So kehrte er dann nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurück, und kaufte sich daselbst, unter dem Namen Paratikin, ein Landgut in einem von seinem Geburtsorte entfernt liegenden Gouvernement. Als der Ankauf ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht war, fing der neue Gutsherr seine wunderliche Lebensweise an. Seine Eingezogenheit war weniger eine Folge des Verlangens, Gefahren zu entgehen, die es für ihn kaum noch zu geben schien, als seines großen Hanges zur Einsamkeit, und zu angespannter Thätigkeit, welcher die Zerstreuungen der Welt widerstrebt haben würden. So war der Mann beschaffen, den ein unerhörter Zufall seinem ruhigen Landleben und der rührenden Verehrung seiner Untergebenen zu entreißen drohte.

VI.

Nehmen wir nun den Faden der Erzählung wieder auf, und versetzen uns in die verzweiflungsvolle Lage des entlarvten Verbrechers. Das Alter konnte Paratikins Kraft geschwächt haben; aber von der ihm eigenen schnellen Uebersicht, welche die Nähe einer drohenden Gefahr ermißt, und ihm Mittel an die Hand gibt, sich derselben zu entziehen, hatte es ihm Nichts geraubt. Besonders sah er ein, daß er, selbst bei zugestandenem Vergleiche, sich auf die Schwüre und bloßen Zusicherungen seines arglistigen Feindes nicht verlassen könne. — Wenn ich nun auch mit Aufopferung eines Haufens Gold die Vernichtung der in seinen Händen befindlichen, mir Gefahr drohenden Schrift erlange, sagte er zu sich selbst, wer steht mir dann für neue, ewig wiederkehrende Forderungen von ihm? Bei dem ersten Mahnen seiner Gläubiger, bei dem ersten Verluste im Spiele wird der Habsüchtige seine Drohungen und Erpressungen erneuern; mein Vermögen wird sich völlig in der Gewalt des falschen Mannes befinden, und habe ich es zuletzt durch wiederholtes Erkaufen seines Verschweigens erschöpft, so wird der Wüthende dennoch angeben, und mich in eine Criminal-Untersuchung verwickeln, von welcher er jetzt mich zu befreien behauptet, und wo dann meine vorangegangenen Bestechungen Woronitscheffs einen doppelt schweren Verdacht auf mich laden. Nein, ehe ich fortwährend von den Launen und der habsüchtigen Willkür dieses Elenden abhängig seyn, ihm heute meine Rettung abkaufen soll, um morgen seine Drohungen wiederholt zu sehen, lieber will ich mich selbst der Strenge der Gesetze überliefern. Es sprechen beinahe dreissig Jahre der Reue, und einige gute Handlungen für mich. Das Geschick entscheide!

Da am nächsten Tage keine Botschaft von Paratikin bei Woronitscheff anlangte, so schickte der ungeduldig Aufbrausende seinen Intendanten Stiepanoff zu ihm, mit dem Auftrage, blos Ja oder Nein von ihm abzuholen, weiter nichts.

Die Antwort war noch lakonischer, als die Frage, sie war: „Nein."

Stiepanoff schritt damit schnell zurück, um sie seinem Herrn getreulich zu überbringen. Letzterer gerieth darüber nicht wenig in Wuth, maß in seiner üblen Stimmung dem Intendanten die Schuld dieser unerwünschten Antwort zu, und schickte ihn dann eiligst weg, um den Reisewagen in Stand setzen zu lassen, indem er den nächsten Morgen verreisen wolle. Durch seine plötzliche Abreise hoffte er den Nachbar zu schrecken, und ihn zu dem verlangten Opfer zu drängen. Abends wurde Stiepanoff in das Cabinet seines Herrn gerufen, um dessen Befehle zu empfangen.

Höre genau, Durak (einfältiger Tölpel!) sagte dieser zu ihm: und wehe Dir, wenn Du nicht pünktlich vollziehst, was ich befehle. Ich habe Jedermann gesagt, daß ich sehr schnell reisen, und Tag und Nacht fahren würde. Dir aber vertraue ich, daß ich nur sehr kleine Tagreisen unternehmen werde. Hier hast Du meine Reiseroute, auf welcher alle Poststationen und Nachtquartiere angegeben sind. Schickt Herr Paratikin, mit welchem ich wegen eines wichtigen Geschäfts in Unterredung stehe, zu uns herüber, so muß Alexiewitsch mir augenblicklich nachreisen, und mich eiligst aufsuchen. Das nöthige Reisegeld wirst Du ihm in diesem Falle zustellen. Nun geh' und laß mich um sechs Uhr wecken.

Am andern Morgen reiste Woronitscheff, da von Paratikin keine Sendung erfolgte, ab, immer noch in der Hoffnung, daß Letzterer, da er ja Ernst machen sehe, nunmehr Schritte thun werde, den angebotenen Vertrag abzuschließen.

Paratikin hatte aus seinem Fenster ihn abreisen sehen, und, ungeachtet der Festigkeit seiner Entschlüsse, erschrack er doch in seinem Innersten, als er seinen Feind diesen ersten Schritt zu seinem Verderben thun sah. Er hätte ihn zurückrufen, dessen Forderung erfüllen, ja ihm noch mehr geben mögen, um der fürchterlichen Wendung, die nun im Anzuge war, vorzubeugen. Schon wollte er seinen schnellen Renner satteln lassen, und dem Gegner nacheilen; doch Scham und Selbstgefühl verboten ihm, selbst auf die äusserste Gefahr hin, diesen

unumkünnlichen Widerruf seines mit so vieler Bestimmtheit ausgesprochenen Vorsatzes. Er ermannte sich, und tiefe Verachtung seines Feindes stählte ihn in seinem ersten Entschlusse. Er wollte einsam seyn, um ungestört über sein Schicksal nachzudenken, und die doch vielleicht noch möglichen Mittel einer Rettung zu ergründen.

In gespanntes Nachdenken versunken, ging er dem nahen Gehölze zu, in welches er, ohne es zu bemerken, tiefer und tiefer hineingerieth, so daß er zuletzt nicht eigentlich wußte, wo er sich befand. Ein Geräusch störte ihn in seinen Träumen, und Stiepanoff, Woronitcheffs Intendant, stand vor ihm.

So ungelegen ihm auch dieses Zusammentreffen war, so wollte er doch einem Diener seines Feindes am Allerwenigsten seine innere Unruhe verrathen, und so erwiederte er Stiepanoffs ehrerbietigen und herzlichen Gruß mit der ihm eigenen Freundlichkeit. Uebrigens wußte er von seinem Leibdiener, der ein vertrauter Freund Stiepanoffs war, daß Letzterer ein treuer und gutmüthiger Mensch sey, der oft mit Begeisterung von ihm, seinen wohlthätigen Handlungen und seinem gütigen Benehmen gegen seine Untergebenen spreche, und häufig schon den Wunsch geäußert habe, daß Paratikin ihn seinem harten Herrn abkaufen möge, damit er sich eines ähnlich milden Regiments zu freuen habe, wie Paratikins übrige Leute.

In dem begonnenen Gespräche erfuhr Paratikin vorerst, daß er in seinen tiefen Gedanken die Grenzen seines Gebietes überschritten habe, und sich auf dem Woronitcheffs befinde. Dann kam Stiepanoff auch auf seines Gebieters Reise zu sprechen, welcher er, im Vertrauen gestanden, eine möglichst lange Dauer wünschte, da bei solchen Abwesenheiten nicht nur er, sondern das ganze Dorf freudig aufathmete.

Dein Herr ist also hart? fragte Paratikin.

Hart! O, seine Seele ist ein Hammer, der ewig zuschlagen muß. Das weiß ich am Besten. Ohne Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen, Paratikin, kann ich Ihnen sagen, daß Ihre gestrige kurze verneinende Antwort mir ein furchtbares Donnerwetter auf den Hals zog. Und doch hatte nicht ich diese Antwort gegeben, ich hatte sie ihm nur zu überbringen, ja ich weiß nicht ein Mal, welch eine Angelegenheit zwischen Ihnen und meinem Herrn waltet.

Er droht mir mit einem mir gefährlichen Anschlage und will, daß ich durch Geld ihn besänftige.

Woronitcheff Ihnen drohen? Lieber Himmel, was kann er, ein Mann, der weder Achtung und Liebe, noch Einfluß besitzt, dessen Vermögensumstände dem nahen Schiffbruche entgegeneilen, Ihnen anhaben, den Alles ehrt, anbetet, der fest auf seinem Eigenthume steht, dessen Güter und Wohlstand so musterhaft geordnet sind?

Eben aus diesen Gründen scheint er mein Verderben beschlossen zu haben. Solltest Du es glauben, Stiepanoff, daß er mich eines vor beinahe dreißig Jahren, sechshundert Stunden von hier verübten Mordes beschuldigt!

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Stiepanoffs fröhliche Miene sich in Trauer verwandelte. Paratikin wußte nicht, was er davon denken sollte, als der Intendant leise sagte: Er beschuldigt Sie eines Mordes? — Er! — Ein solches Wort hätte nie über seine Zunge kommen sollen! —

Was willst Du damit sagen?

Haben Sie nie von einem Gerüchte gehört, daß meinem Herrn eine peinliche Untersuchung drohe? —

Schon vor langer Zeit hörte ich leise so Etwas erzählen.

Allein ich weiß, was auf solche Klätschereien zu geben ist, und da die angekündigte Untersuchung selbst nach Woronitcheffs Rückkehr von seiner Reise nicht erfolgte, so hielt ich das Ganze für ein grundloses Geschwätz. Und es war wohl auch nichts weiter?

O, es war nur zu viel Wahrheit darin! Wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht verriethen — —

Statt einer Antwort legte Paratikin betheuernd die Hand aufs Herz.

Stiepanoff war mit dieser stummen Zusicherung zufrieden. — Setzen Sie Sich auf diesen Baumstumpf, Herr Paratikin, fuhr er fort; hier sind wir sicher vor jeder Ueberraschung. Ich werde kurz seyn. Vernehmen Sie denn:

Zehn Werste von hier befindet sich ein kleines Besitzthum, welches von der Wittwe eines armen Herrn bewohnt wird. Dieser gute Herr wurde von meiner Herrschaft — den Eltern meines ihnen so unähnlichen Herrn — sehr geliebt, und als ihm ein Sohn geboren wurde, vertrat Woronitcheff, damals ungefähr fünfzehn Jahre alt, Pathenstelle bei demselben. Kurz nach der Geburt dieses Sohnes, Fedor, starb der wackere Herr, und seine Wittwe übernahm die Erziehung des Knaben, über welchen sich Woronitcheff, als Pathe, fortwährend einen gewissen Einfluß anmaßte, obgleich derselbe übrigens in durchaus keinem abhängigen Verhältnisse zu ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

Cäcilia.

So alt und berühmt das Andenken der nach ihrem Marter-Tode heilig gesprochenen Jungfrau Cäcilia ist, und selbst in dem Kanon des heiligen Meßopfers gefeiert wird, herrscht doch in der Angabe ihrer Todes-Zeit eine bedeutende Verschiedenheit. Indessen, sie war eine adeliche, römische Jungfrau gewesen, deren Herz allein von Kindheit an für die Liebe zu Jesus Christus geblüht hatte. Dessen ungeachtet ward sie von ihren Eltern einem jungen Manne, Valerian, versprochen. Sie suchte sich und ihn abzuwenden von Schmausereien und Hochzeit-Instrumenten durch himmlische Worte, ewige Jungfrauschaft gelobend. Ein Gleiches that auch endlich der Bräutigam, und empfing die heilige Taufe. Durch ihn sein Bruder Tiburtius. Die Grausamkeit des die Christen verfolgenden römischen Stadtvogts brachte zuletzt beiden den Martertod, so auch der Cäcilia mit der Hitze des Bades, dann Enthauptung. Papst Urban hat ihren Leichnam in der Stille beerdigen lassen. So weit die Legende!

Schon im 5. Jahrhundert ist zu Rom eine Kirche gestanden, der heil. Cäcilia geweiht, an der Stelle, wo Cäcilia den Martertod gelitten. Im 9. Jahrhundert war dieselbe verlassen und ganz zerfallen. Papst Paschalis hat sie wieder hergestellt im Jahre 820, und die irdischen Ueberreste obiger Martirer für den christlichen Glauben in derselben beigesetzt, wozu noch die der heil. Päpste Urban und Lucius gekommen sind.

Mabillon hat zu beweisen gesucht, daß das Fest dieser heiligen Martyrin schon vor der Zeit Karls des Großen durch ein gallikanisches Meßbuch gefeiert worden, welches vor Einführung des gregorianischen Gesanges in Frankreich im Gebrauche gewesen seyn soll. In neuerer Zeit ist nun diese Heilige zur Schutzpatronin der Kirchenmusik erhoben, selbst als Orgelspielerin, ja als Erfinderin der Orgel (frei-

lich nur von Dichtern und Malern) dargestellt und bezeichnet worden. So hat sich der englische Dichter Chaucer im 14. Jahrhundert besonders der heil. Cäcilia angenommen. Späterhin feierten die Verehrer der Tonkunst, auch außer der römischen Kirche, zum Preise der Musik, ihr Namensfest, besonders in London, wo man alljährlich am St. Cäcilia-Tage eine große musikalische Versammlung in Stationers-Hall zu halten pflegt, seitdem dieses nach dem Brande wieder erbaut worden war. Für dieses Fest komponirte Purcell 1694 das berühmte te Deum und jubilate. Dryden, Pope, Addisson, Concreve feierten es ebenfalls. So sind auch die Cäcilien von Raphael, Kupferstiche von Strange und Massard, Domenichino, Dolce, Mignard berühmt. Wie und wann nun die Heilige zu solchen Ehren gekommen, und Beschützerin der Musik geworden, ist von Vielen gefragt, von Wenigen untersucht und beantwortet worden. Die gewöhnliche Meinung ist die, von Herder aufgestellte, nach welcher angenommen wird, daß dieses durch eine falsche, ja widersprechende Erklärung der Worte der Legende geschehen sey, welche lauten:

„et cantantibus organis illa in corda sua soli domino decantabat, dicens:“ fiat cor meum etc.“

welche nachher zu einer Antiphone geworden, deren man sich zu Folge des römischen Previariums am Feste der Heiligen bedient hat. Rochlitz sagt, man habe allein bei der Martirin Cäcilia das Wort „cantare“ gefunden, dieses vom wirklichen Singen verstanden, und ihr darum das Sinnbild der Orgel beigelegt. Außer dem Zusammenhange bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung dachte man sich vielleicht unter den, in der Legende angeführten Hochzeit-Instrumenten, von denen Cäcilia ihr frommes, nach höherm strebendes Gemüth abwandte, eine Orgel. Oder man hat die oben angeführte Stelle nicht so fast mißverstanden, als ihr vielmehr eine, in jenem Zeitalter gewöhnliche symbolische Auslegung gegeben, also diejenige Heilige zur Schutzpatronin der heiligen Musik gemacht, welche beim Anhören der irdischen Musik eine höhere gottgeweihte Harmonie in ihrem Herzen getragen, und gleichsam unhörbar zu Gott dem Herrn gesungen hat. Hiebei mag man sich allein an den metaphorischen Ausdruck: „decantabat domino,“ halten. Uebrigens kann auch das angenommen werden, daß, nachdem man ursprünglich alles Edlere in Verbindung mit der Religion zu bringen getrachtet, und man der Musik eben einen Schutzheiligen geben wollte, die Wahl nicht immer auf einen solchen gefallen ist, der diese Kunst oder Beschäftigung selbst wirklich ausgeübt hatte, was bei Cäcilia eben der Fall gewesen seyn kann. Unstreitig ist, mag nun die heilige Cäcilia auf diese oder jene Weise zu der Auszeichnung gekommen seyn, eine schöne, christliche Muse zu werden, daß sie zu den schönsten, erhabendsten Idealen gehört, welche die Kunst zu ihrem eigenen Preise verherrlicht hat. Herder sagt hierüber das Schönste, was sich sagen läßt. Das einzige Gemälde Raphael's von der Cäcilia machte die Heilige, als eine himmlische Erscheinung, der Unsterblichkeit werth. Sie hat in diesem Gemälde einen eigenen Charakter gewonnen, der weder eine Polihymnia, noch eine Maria oder Magdalena, darstellt. Eine erhabene, standhafte Heilige ist Cäcilia, und zugleich die personifizirte heilige Andacht. Schön für jede Kunst und einzig ist es hier, eine Schutzgöttin, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man freut sich dabei ihrer innern Natur, als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlechte brachte, und sieht, eben durch diesen festlichen Wetteifer nur belebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor sich. Man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neuen Jugendschönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilia-Tag dadurch, daß er eine christliche Heilige besingt; denn Andacht ist die höchste Stimme der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst von jeher ihre schönsten Schätze erbeutet, und hat es soweit gebracht, daß sie bis zum innersten der Kunst gelangt ist, wovon bereits viele unserer Kirchen-Musiken zeugen. Alle sonstigen kleinern, oder sogar lustigen Ergötzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabensten Genuße, den nur die reine, heilige Musik, Harmonie unserer Seele gewährt. Sch.

Des Dieners Diener.

Ich hatte einst einen schwarzen Bedienten — erzählt Alphonso Karr in den Wespen — und der Schwarze klagte oft Ach und Weh über die viele Arbeit, die im Hause zu thun sey, und doch war das Haus recht klein. Eines Morgens riß mir bei seinen Stoßseufzern und Jeremiaden die Geduld, und ich antwortete ihm mit beißendem Verdruß: „Gut, so nimm Dir einen Bedienten!“ Zwei Tage darauf kam mein Schwarzer, schnitt ein vergnügtes Gesicht, und sagte: „„Herr, die Sache hat sich gemacht!““ — „Welche Sache?“ fragte ich; denn ich hatte die bissige Antwort längst wieder vergessen. — „„Nun, die mit dem Bedienten, den ich mir nehmen sollte.““ Ich wurde stutzig, konnte jedoch das Lachen nicht lassen, und machte gute Miene zu dem bösen Spiele. Sollte mir der Schwarze einen Possen haben spielen wollen? Auch gut; so wollte ich mir vor der Hand wenigstens nichts merken lassen, und sagte also trocken: „'s ist gut!“ Und selbigen Tages trat der Bediente meines Bedienten Apollo Varai sein Amt an. In den ersten acht Tagen ging Alles vortrefflich, und wenn ich sagte: „Apollo, schicke Deinen Bedienten mit dem Briefe da oder dort hin!“ so machte ich keinen Witz, und auch Apollo nicht. Mein Schwarzer war überhaupt kein Freund von Scherzen, obwohl er einem Affen in mehr als einem Betracht glich. Am meisten Spaß machte mir die Bemerkung, daß mein Bedienter seinen Bedienten mit so beispielloser Strenge behandelte, daß ich mich oft dareinlegen und Ruhe gebieten mußte, worauf der Schwarze dann gewöhnlich antwortete: „„Herr, wenn sie den Menschen in Schutz nehmen, so thut er am Ende gar nichts; denn er ist heillos faul.““ Mein Schwarzer wollte über seines Bedienten Benehmen oft aus der Haut fahren. Aber ich fand doch, daß der Bediente meines Schwarzen häufig meine und auch Apollo's Stiefel putzte; sagte ich dann: „Apollo, Dein Bedienter hat heute die Stiefel schlecht geputzt!“ so lief Apollo hinaus und trieb einen Heidenlärm. — — Einst schellte ich meinem Bedienten, und sagte: „Apollo, gib diesen Brief doch Deinem Bedienten.“ — „„Herr, ich besorge ihn gleich selbst.““ — „Warum denn, Apollo?“ — „„Herr, weil ich... weil ich meinen Bedienten heute früh fortgejagt habe.““ — „Ei, Teufel! Hast Du denn schon einen andern?“ — „„Nein Herr; der erste hat mir schon Verdruß genug gemacht; ich mag keinen andern, und thue lieber meine Arbeit selbst.““ — —

№ 95.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt“ erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes“ eingesendet werden.

Schuld gegen Schuld.

(Fortsetzung.)

Als Fedor zum Jünglinge herangewachsen war, lernte er die liebliche Machinka kennen. Sie war die Tochter einer Wittwe, welche ebenfalls ein kleines Gut besaß. Er faßte eine leidenschaftliche Liebe zu der holden Jungfrau, welche von ihrer Seite erwiedert wurde, und da beide Mütter mit dieser Neigung einverstanden waren, so wurden Fedor und Machinka sehr bald als Brautleute genannt. Aber Machinka war schon seit längerer Zeit der Gegenstand gewesen, auf welchen Woronitcheff seine verlangenden Blicke geworfen hatte. Er näherte sich ihr, suchte ihre Aufmerksamkeit zu erregen, ihr werthvolle Geschenke aufzudringen, die sie zurücksendete, glaubte endlich durch frecheres Andrängen schneller zum Ziele zu gelangen, und knirschte vor Wuth und Scham, als Machinka ihn, den allgemein Gehaßten, mit Abscheu zurückwies. Bald darauf meldete ihm Fedor seine nahe Verlobung mit Machinka. Darüber gerieth er in ungemessenen Zorn, suchte Fedor auf alle mögliche Weise von dieser Verbindung abzuziehen, ihm sogar die Treue des Mädchens zu verdächtigen. Doch als Fedor mit Verachtung diese nichtssagenden Verläumdungen zurückwies, loderte Woronitcheffs Zorn zu wilder Flamme auf. Er befahl Fedor in drohendem Tone, von jeder Verbindung abzulassen. Dieser Befehl war sehr fruchtlos. Fedor entgegnete ihm zwar gereizt aber kaltblütig, daß seine unabhängige Stellung ihn in den Stand setze, dergleichen Befehle als leere Worte zu betrachten, und seinem eigenen Willen als unabänderlich zu folgen. Nach dieser Erklärung verließ Fedor unser Haus. Woronitcheff raste noch eine Weile fort, dann wurde er plötzlich ruhig, schien das Vorgefallene zu bereuen, und sprach in meiner Gegenwart recht oft und wie es schien absichtlich, im liebevollsten Tone von Fedor und Machinka.

Der Vermählungstag der jungen Leute war nahe; da mußte ich eines Morgens vor meinem Herrn erscheinen. Er empfing mich mit einer noch nie an ihm wahrgenommenen Leutseligkeit. Stiepanoff, sagte er: ich habe den guten Fedor in meiner unseligen Heftigkeit beleidigt, und wenn ich bedenke, wie seine Familie schon so lange meinem Hause befreundet ist, so thut mir das weh. Ich wünsche mich mit ihm zu versöhnen. Nun will es sich aber doch für meinen Stand nicht schicken, daß ich in Person zu ihm hingehe und ihn um Verzeihung bitte. Ich habe daher auf einen andern Ausweg gesonnen. In dieser Kiste befinden sich allerhand, zum Theil recht werthvolle Sachen, die ich Fedor und Machinka zum Hochzeitgeschenk bestimme. Fahre Du hinüber zu Fedor, laß ihn errathen, daß meine damalige Heftigkeit mir leid ist, daß ich mich mit ihm zu versöhnen wünsche, und ihm eine Menge hübscher Sachen zum Geschenke machen will. Bringe ihn mit hierher; er soll über das Vorgegangene schweigen, seine Geschenke in Empfang nehmen und versöhnt von mir gehen.

Gewöhnt, die Befehle meines Herrn pünktlich zu vollziehen, zumal wenn sie, zu meiner Verwunderung, einmal etwas Gutes bezweckten, spannte ich rasch an, fuhr zu Fedor hin, und fand ihn glücklich zu Hause. Ich erzählte ihm Alles, wie ich es wußte, und da er mich hinlänglich kannte, um in meinen Worten kein Falsch zu suchen, war er gern zu der, auf so delikate Weise ihm angetragenen Versöhnung bereit, und fuhr mit mir ab. Freudig eilte ich nach meines Herrn Zimmer, um ihm Fedors Ankunft und persönliche Gesinnungen zu melden, erschrack aber ein wenig, als ich den Schmid des Dorfes und den Kutscher Alexiewitsch — Beide sehr verdächtige Subjecte, die, wie ich wußte, meinem Herrn zu jedem geheimen oder offenen Frevel bereitwillig die Hand boten, — im Vorzimmer fand. Ich trat jetzt in das Zimmer meines Herrn, und entsetzte mich über die Veränderung, welche mittlerweile in seinen Zügen und seinem Wesen vorgegangen war. Er sah bleich, verzerrt aus, und seine Augen glühten unter den gesenkten Braunen unheimlich hervor. Ist Fedor da? fragte er mit dumpfer Stimme. Ich bejahte es behend. — So führe ihn ins Haus und dann packe dich fort! sagte er barsch: Du mußt mir auf der Stelle einen Aufsatz über die Arbeiten anfertigen, die in diesem Monate noch zu unternehmen sind. — Ich merkte wohl, daß dieß ein bloßer Vorwand war, mich zu entfernen.

Am Eingange des Corridors wurde Fedor von dem Schmid in Empfang genommen. Nur hier durch, sagte derselbe, indem er eine Thür öffnete. Fedor trat ein; ich wollte ihm folgen, doch der Schmid vertrat mir den Weg, und sagte rauh: Hat Dir Dein Herr nicht so eben einen Auftrag ertheilt? Geh, wohin Du gehörst.

Um in dem Falle, daß man mich beobachte, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken, ging ich auf mein Zimmer, wo ich aber nicht lange blieb, sondern bald leise die Thür öffnete, und auf den Gang schlich. Im Hause herrschte die größte Stille. Schon bei meiner Ankunft hatte ich bemerkt, daß alle Dienstleute ausser dem Hause, im entlegensten Theile des Gartens beschäftigt waren. Auf den Zehen schlich ich mich an die Thüre des Kabinets meines Herrn, und da es in demselben ganz still war, so vermuthete ich, daß man Fedor in den untern Saal, an dem äußersten Ende des Hauses geführt habe, welcher zu den Zusammenkünften meines Herrn mit seinen Getreuen diente. Irrte ich nicht, so konnte just dieser Saal mir Gelegenheit geben, Alles genau zu sehen, was dort vorgehen würde. Bei Lebzeiten meiner guten Herrschaft war in demselben Komödie gespielt worden, und der alte Herr hatte — wenn seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, unter den Zuschauern Platz zu

zu nehmen — der Vorstellung im Schlafrock in einer Loge beigewohnt, die dem Theater gegenüber angebracht war. Ich erreichte die Thüre, ohne gesehen zu werden, und fand sie nicht verschlossen, denn die Bösewichter denken nie an Alles. Ein Vorhang vor den zerbrochenen Fensterscheiben erlaubte mir, ungesehen Alles genau hören und beobachten zu können. Im Saale war noch Niemand. Es stand darin ein mit einem alten Teppich bedeckter Tisch, auf welchem, wegen Dunkelheit des Saales, der nur von einem, durch große Bäume beschatteten Fenster erhellt wurde, zwei Kerzen brannten, ferner ein Lehnstuhl vor dem Tische, und in einiger Entfernung von demselben ein gewöhnlicher Stuhl. Ein Schreibzeug auf dem Tische, und einige auf demselben zerstreut umher liegende Papiere gaben dem Saale ganz das düstere Ansehen eines heimlichen Gerichts.

Nach einigen Minuten trat Woronitscheff herein, ihm folgte Fedor. Den Schmid und den Kutscher Alexiewitsch hieß er in einem Nebenzimmer bleiben. Nachdem er die Thüre verschlossen, ließ er Fedor Platz nehmen, der zwar Staunen über die seltsame Form der Verhandlung, keineswegs aber Zaghaftigkeit ausdrückte. Der Zweck dieser Scene war kein anderer, als Fedor zur eigenhändigen Niederschreibung eines Billets zu zwingen, welches mein Herr ihm in die Feder diktiren wollte und in welchem Fedor seiner Machinka einen förmlichen Absagebrief schreiben, ihr aus wichtigen Gründen Liebe und Treue aufkündigen, die beabsichtigte Vermählung widerrufen, kurz überhaupt sich geberden sollte, als habe er mit Machinka einen Scherz getrieben, der keineswegs zu dem Ernste einer Heirath erwachsen dürfe. Sie können Sich denken, daß Fedor diese nichtswürdige Zumuthung mit Verachtung ablehnte, und einige Worte fallen ließ, welche bereits die vorher erkünstelte Ruhe Woronitscheffs aus dem Gleichgewichte brachten. Schreib oder zittere für den Ausgang! schnaubte er Fedor an.

Dieser sprang von seinem Stuhle auf. Herr Woronitscheff, welche Sprache unterstehen Sie Sich? Ließen Sie mich zu diesem Zwecke zu Sich locken, so war die Absicht eben so elend, als einfältig; denn ich schwöre Ihnen, daß Sie mich nicht ein Haarbreit von meiner Weigerung abbringen!

Bei diesem vielleicht unerwarteten Widerstande seines Opfers verzerrte sich Woronitscheffs Gesicht furchtbar, und ich zitterte schon, daß er mit dem Federmesser, welches er in der Hand hielt, nach Fedor stossen werde. Wenigstens stieß er die Klinge desselben mit solcher Gewalt in den Arm des Stuhls, daß er sie nicht wieder heraus zu ziehen vermochte. Elender! schrie er jetzt mit einer Stimme, von welcher das Gewölbe des Saales widerhallte: Du rennst in Dein Verderben, wenn Du so mit mir sprichst. Du mußt Machinka entsagen, denn ich habe sie für mich bestimmt, hörst Du das? für mich! Schreibe, oder Du kommst nicht lebend aus diesem Saale!

Eurer kindischen Drohungen kann ich nur lachen! rief Fedor beinahe eben so heftig, und mit vor Zorn glühenden Wangen. Ich glaube gern, daß es Euch nicht am guten Willen zum Mörder fehlt, aber Ihr seyd zu elend und zu feig — —

Er konnte nicht vollenden, denn Woronitscheff hatte bereits wahnsinnig vor Wuth, den auf dem Tisch liegenden, schweren marmornen Papierhalter nach ihm geschleudert. Der verruchte Wurf traf nur zu gut. Mit zerschmetterter Stirne, welche ein Blutsturm bedeckte, sank Fedor zu Boden. Ich hörte ihn tief aufseufzen, dann war plötzlich Alles ruhig; nur das Gepolter des fallenden Körpers rauschte schaurig in dem gewölbten Saale nach. Einen Augenblick stand selbst Woronitscheff erstarrt, warf einen erschrockenen Seitenblick auf sein Opfer, und rief dann den Schmidt und den Kutscher herein, denen er leise einige Worte zuflüsterte. Sie hoben den Bewußtlosen vom Boden auf, und trugen ihn durch eine kleine Thüre auf einen von Bäumen beschatteten Hofplatz; mein Herr setzte sich wieder vor den Tisch, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend. In dieser Stellung blieb er, bis der Schmidt wieder herein trat, und mit dumpfer Stimme sagte: er ist todt!

So ist denn Alles vorbei, versetzte mein Herr; das wollte ich nicht. Doch geschehen ist geschehen!

Und nachdem er dieß gesagt, wich der Ausdruck des Entsetzens von seinem Gesichte, auf welchem vielmehr jetzt das Grausen erregende Vergnügen der befriedigten Rache strahlte. Er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Der Kutscher reinigte indessen den mit Blut befleckten Fußboden. Dann wurden die Kerzen gelöscht, Alle verließen den Saal, und auch ich erreichte unbemerkt mein Zimmer.

Es nimmt Sie vielleicht Wunder, Herr Paratikin, daß ich bei einem so barbarischen Vorgange ein ruhiger Zuschauer blieb. Doch der blutige Ausgang kam so überraschend, daß ihn der Mörder selbst nicht vermuthet hatte; der Marmor entfuhr seiner Hand, wie der Blitz.

Am andern Morgen erzählte der Schmidt den versammelten Leuten mit großer Salbung eine recht klägliche Geschichte. Stellt Euch vor, meine lieben Leute, sagte er, gestern war der gute Fedor noch frisch und gesund, heut ist er todt, mausetodt. Der verdammte Trunkenbold Alexiewitsch, daß ihn die Hölle verschlinge! Der wackere Fedor stattete gestern unserm gütigen Herrn einen Besuch ab, der darüber eine närrische Freude hatte, und ihm eine Menge allerliebster Sachen zu seiner nahen Vermählung schenkte. Hocherfreut bestieg hierauf der gute Bursche den Wagen, auf welchem Alexiewitsch ihn wieder nach Haus führen sollte. O drei Mal verwünschter Alexiewitsch! Wer hätte es auch dem Kerl angesehen, daß er durch und durch betrunken war. Als er die Pferde anschirrte, stand er so fest auf den Füßen wie unser einer, sprang auch mit dem trefflichsten Gleichgewichte auf seinen Sitz hinauf. Aber draussen in der freien Luft mag sich sein unglückseliger Wodka-Rausch erst recht entwickelt haben. In der vertrakten Schlucht, die Ihr ja Alle kennt, die voller Felsen liegt, spitzer als die Nadeln, wirft der Schurke mit dem Fuhrwerke um. Fedor stürzt unglücklicher Weise gerade auf die Schläfe, zerschmettert sich den Kopf, und bleibt wahrscheinlich augenblicklich todt. Und Alexiewitsch, der Trunkenbold, der an dem ganzen Unglücke Schuld, steht unbeschädigt auf, hat sich nur das Handgelenke ein wenig verrenkt, während der arme Fedor entseelt liegen bleibt. Ja, die Trunkenbolde haben einen eigenen Schutzgeist. Hätte er sich ein wenig weiter rechts gehalten, so hatte er den beßten Weg. Die Droschke ist in Stücken, und das eine Pferd so gut als todt. Für alles Geld der Erde möchte ich nicht in der Haut des Kutschers stecken; denn unser Herr weiß noch kein Wort von dem ganzen Unglück, und wenn er es erfährt, so massakrirt er ihn! (Schluß folgt.)

Des tragischen Schauspielers Mantelsack.

(Aus der France musicale.)

An einem schönen Sommertage des Jahres 1812 ging ein dicker Mann, der, wenn man nach seinem Auftreten urtheilen

wollte, eine sehr wichtige Person seyn mußte, mit lebhaften Schritten vor der Thür eines Wirthshauses in Neapel auf und nieder; von Zeit zu Zeit griff er verzweiflungsvoll mit der Hand nach der Stirne; es schien, als wolle er irgend einen heilbringenden Gedanken aus derselben herauspressen.

— Welch' ein Unglück! welch' ein Unglück! rief er aus; unterweges stecken bleiben, seine Verpflichtungen nicht erfüllen können; das ist furchtbar, erschrecklich.

— Was fehlt Euch denn, Vater Benevolo, sagte die Wirthin, warum quält Ihr Euch so sehr?

— Warum? Ihr fragt warum? . . . . Wißt Ihr denn nicht, daß ich nothwendigerweise Uebermorgen in Salerno seyn muß, eine Tragödie dort aufführen zu lassen?

— Nun, was weiter? Vater Benevolo.

— Was weiter! Ich habe eine prachtvolle Truppe, eine herrliche Prinzessin mit Augen gleich schwarzen Diamanten und einer Stimme, die zum Entzücken die harmonischen Verse unserer Dichter über ihre Rosenlippen geleiten läßt.

— Worüber habt Ihr Euch denn zu beklagen?

— Auch habe ich, nahm Benevolo wieder das Wort, einen bewunderuswerthen Komiker, von schauderhafter Figur, der Grimassen macht, wie Sancho Pansa, ein Vollmonds-Gesicht hat, der zum Hinreißen lacht und weint, Heraklit und Demokrit in einer und derselben Person . . .

— Woher denn diese üble Laune? wiederholte die Wirthin . . . . .

— Ach! Mir fehlt eine Haupt-Person, und die kann ich nirgends finden, der Schlußstein des Repertoriums; mir fehlt ein erster tragischer Schauspieler.

— Zum Henker! rief die Wirthin, daß ist ärgerlich.

— Das ist um so ärgerlicher, weil es meinen ganzen Plan über den Haufen wirft; mit meinen Vorstellungen in Salerno ist es nun vorbei, eben so wie mit den goldenen Ducaten, die ich schon im Traume erblickt habe!

Und der arme Theater-Director preßte von Neuem seine Hände gegen sein brennendes Haupt.

— Hört! sagte die Wirthin, deren Augen plötzlich von Freudenglanz sich erhellten; ich achte Euch, Vater Benevolo, ich wünsche, daß Euch Euere Pläne gelingen und ich will Euch schaffen, was Ihr braucht.

— Meinen tragischen Schauspieler?

— Eueren tragischen Schauspieler; ein junger Mann aus unserer Stadt ist seiner Familie entlaufen, um Schauspieler zu werden, und es fehlt ihm nur der tragische Dolch, um sich Ruf zu erwerben und das Glück einer Theaterdirection zu machen.

— Oh! welch' ein Glück; gütige heilige Jungfrau, Du nimmst mich also in Deinen Schutz; führt mir den jungen Mann so schnell wie möglich her; er könnte mir sonst entführt werden . . .

— Seht, hier ist der Mann.

— Er ist ja noch ein Kind, sagte im ärgerlichen Tone der Director, als ihm ein blühender Knabe vorgeführt wurde, der darnach strebte, römische Kaiser und Volks-Tribunen der italienischen Republiken darzustellen.

— Aber er ist ein Knabe, der sein Glück machen wird, erwiderte die gute Frau etwas empfindlich . . . Seh't ihn Euch nur einmal ein wenig an, betrachtet nur seine Haltung, seine Gesten, seinen Blick . . .

Der junge Mensch hatte nämlich mittlerweile angefangen, einige Verse aus Dante herzusagen, wobei er sich ganz gut mit den freilich etwas abgenutzten Schößen seines Oberrockes zu drapiren wußte.

— Bravo, bravo, bravissimo! rief darauf Benevolo, Ihr seyd bewunderswerth im Othello, Ihr werdet einen prächtigen Afrikaner abgeben, wenn Ihr nur erst schwarz gewichst seyd; die Hand darauf, mein Junge, ich nehme Dich in meinen Dienst, bezahle die Reisekosten und gebe Dir hier gleich vor Deinem Debüt zwanzig Gold-Dukaten als Taschengeld; bist Du damit zufrieden?

— Vollkommen, sagte der Knabe.

— Wie heißt Du?

— Luigi.

— Luigi! Und weiter?

— Luigi, weiter nichts, bemerkte die Wirthin, der Knabe hat Ursachen seinen Familiennamen nicht wissen zu lassen, denn man könnte ihn wieder einpferchen wollen . . .

— Und dem verwirrten Lämme ist es darum nicht zu thun, setzte Benevolo lächelnd hinzu; darum wollen wir nur gleich unsere Bündel schnüren und uns auf den Weg machen; mein erster tragischer Schauspieler soll auf einem Maulthiere reiten und neben Uns andern hertraben.

Eine Stunde darauf hatten Benevolo, Luigi und die ganze Truppe Neapel bereits verlassen.

Bei seiner Ankunft in Salerno ließ der Director überall verkünden, daß der junge tragische Schauspieler Luigi in einer bedeutenden Rolle auftreten werde; er stellte ihn gleich von vorn herein dem Publikum als ein Phänomen dar, das seines ungeheueren Talentes wegen bei seiner großen Jugend Aufsehen erregen müsse.

Das Resultat dieses geschickten Manoeuvre erfolgte wie erwartet . . . Eine ungeheuere Menge von Zuschauern fand sich am Abend der Eröffnung der Bühne im Schauspielhause ein.

Schon rieb sich Benevolo die Hände, schon stellte sich Luigi in mittelalterlichem Costüme hinter dem Vorhange in die herrische stolze Positur, wie sie dem römischen Kaiser zukam, den er darstellen sollte . . . schon stellte der Cassirer der Truppe die von ihm eingenommenen Thaler mit wohlgefälligem Lächeln in Haufen neben sich auf. Alles freuete sich der Gegenwart und blickte mit freudiger Erwartung in die Zukunft . . . Aber ach! wie leicht täuscht man sich in dieser Welt! Das Schicksal hauchte an das Kartenhaus und das ganze Gebäude stürzte zusammen. Sechs Sbirren traten plötzlich auf die Bühne zu dem Debütanten und bemächtigten sich seiner Kraft eines Befehles Sr. Majestät Joachim Murat, der ein Weilchen den Vortheil besaß, von . . . seines Schwagers Gnaden König von Neapel zu seyn. Die Sbirren waren von der Familie Luigi's in Bewegung gesetzt und hatten Befehl, den Vagabunden in das Conservatorium der Musik abzuliefern, in welchem er vor seiner Flucht, unter der gelehrten Leitung des Maestro Marcello Pervino studirt hatte.

— Mein Gott! mein Gott! rief Benevolo, ein so herrlicher tragischer Schauspieler soll seinem Berufe entzogen werden!

— Weinet nicht, lieber Freund, sagte Luigi zu ihm und drückte ihm die Hand, ich räche mich an ihnen und werde ihnen zum Trotz doch noch ein tragischer Schauspieler.

— Und die Einnahme die ich eingebüßt habe?

— Ich komme Euch für Alles auf, fuhr der Knabe fort, indem er sich den Händen der Häscher zu entwinden suchte.

— Und der Vorschuß, den ich Dir als Taschengeld gegeben habe?

— Ich erstatte ihn Euch noch in dieser Welt und Gott wird ihn Euch auch in jener noch gutschreiben.

Die Polizeidiener schleppten nun den armen Debütanten hinweg.

— Zum mindesten, brummte Benevolo lächelnd in den Bart, habe ich doch nicht Alles verloren . . . nicht Alles haben sie mitgenommen . . . der Kleine hat seinen Mantelsack hier gelassen.

Wirklich besaß Luigi einen ziemlich großen und sehr schweren Koffer. Der Director brach das Schloß desselben auf und hoffte sich durch den Inhalt für seine Verluste entschädigen zu können. Aber oh Jammer; der Koffer war nur mit Sand gefüllt . . . Luigi, der die unglückliche Stellung eines debütirenden Künstlers sehr wohl begriff, hatte sich den Koffer verschafft, um sich mit dessen Hülfe in den Wirthshäusern Ansehen zu geben . . . der Director schrieb ihm, als er die unglückliche Entdeckung gemacht hatte, Folgendes nach Neapel:

„Du bist ein Spitzbube . . . Du hast mir einen Gegenstand ohne allen Werth zurückgelassen . . . Dein Gewissen wird Dir darüber ewig Vorwürfe machen . . . und was mir am meisten Kummer macht, zum tragischen Schauspieler bringst Du es doch niemals. „Benevolo“

Eben so laconisch antwortete Luigi.

„Du bist ein Narr . . . behalte was Du hast . . . ich kaufe es Dir, ehe zehn Jahre verstrichen sind, um eine zwanzig Mal größere Summe, als ich von Dir erhalten habe, wieder ab . . . und das Geld verdiene ich als tragischer Schauspieler.
„Luigi.“

Zehn Jahre, zwanzig Jahre gingen vorüber . . . und Benevolo erhielt keine Nachricht von seinem Zöglinge . . . endlich dachte er nicht mehr an ihn.

— Der Knabe, sagte er zu sich selbst, wird mich vergessen haben, zumal da er den ersten Theil seiner Verheißung nicht gehalten hat . . . Er singt jetzt in der Oper, statt im tragischen Schauspiele zu agiren . . . Welche Thorheit!

Eines Tages indessen, vor etwa fünf Jahren, erhielt Benevolo, der auf einer Bodenkammer in Neapel sein armseliges Leben fristete, folgende Zeilen:

„Komm unverweilt zu mir, Alter; bringe mir den Mantelsack voll Sand; ich löse ihn aus. Hierbei für die Reisekosten 500 Francs. „Luigi.“
„Rue Richelieu, 102 in Paris.“

Benevolo wäre vor Freude fast toll geworden . . . ein Reisebündel nahm er nicht mit sich, nur den verlangten Mantelsack packte er auf und kam wenige Tage darauf in Paris an, wo sein früherer Schauspieler ihn in die Arme schloß.

— Hier, alter Freund, sagte Luigi zu ihm, der außerordentlich dick geworden war, hier hast Du einen Contract über eine Leibrente von 1200 Francs, damit will ich meinen Salerner Mantelsack auslösen.

— So viel Geld soll ich haben, mein Freund, sagte der Ex-Director, das kann ich nicht annehmen.

— Nimm nur; mein Vermögen hat in gleichem Maaße wie mein Körperumfang zugenommen.

— Nun wohl, entgegnete Benevolo, Du machst mich sehr glücklich, Luigi; nur eins verursacht mir Kummer, nämlich, daß Du Sänger geworden bist, statt eines tragischen Schauspielers, wie Du versprochen. Du mußt mir altem Comödianten die Schwäche schon zu Gute halten.

— Du glaubst also, daß ich mein Versprechen gebrochen habe?

— Ja freilich.

— Nun gut! Hier ist ein Billet zum italienischen Theater; geh' heute Abend hin; Du kannst mich dort auftreten sehen, und . . . dann wollen wir nachher mit einander zu Abend essen.

Am Abend fand sich Benevolo im Theater ein und wurde vor Lust ganz toll, er schäumte vor Freude . . .

Luigi gab die Rolle des Dogen in Othello. In dem Augenblicke, wo der Doge seiner Tochter flucht, stieß Benevolo einen lauten Schrei aus . . . Seine ganze Bewunderung hatte sich in seiner Stimme concentrirt.

Nach dem Theater erwartete er, noch immer fieberhaft zitternd, Luigi bei'm Ausgange des Theaters.

— Nun! sagte der Sänger.

Der Ex-Director warf sich ihm schluchzend in die Arme, schloß ihn fest an seine Brust und konnte nur die Worte hervorstoßen:

Tragico . . . oh! tragico . . .

An demselben Abend sagte Benevolo, Luigi's Hand fassend zu ihm:

— Bis heute, Freund, habe ich nicht nach Deinem Familien-Namen gefragt; aber eines so großen Künstlers Namen muß ich meinen Freunden in Italien nennen, sag' ihn mir, auf daß ich ihn in mein Innerstes aufnehme, daß ich seiner gedenke bei meinem letzten Seufzer . . . Dein Name, wie lautet er?

— Lablache! erwiderte der Sänger gerührt.

Leo Lespès.

Miscellen.

Die Zeitschrift: „Eilpost für Moden“ erzählt folgendes Kuriosum: „Johann Jakob Häuberle, Schulmeister einer kleinen schwäbischen Stadt hat während der 51 Jahre und 7 Monate seiner treuen Amtsführung, nach seiner eigenen Berechnung, ausgetheilt: 911,537 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Kläpse mit dem Lineal, 126,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüsse und 12,763 Notabene's mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik, 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen, und 613 Mal auf ein dreieckiges Stück Holz, 5001 mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger, nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen, im Fall der Noth, aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen.“ Wie viel Zeit blieb diesem trefflichen Schulmanne wohl eigentlich zum Unterrichten?

In Prag wird wie auf einer Leiter gegessen, je vornehmer, desto später. Um 12 Uhr essen nur noch wenige Beharrliche; die meisten Bürger essen um 1 Uhr zu Mittag, der Handelsstand und die Beamten um 2, reiche Privaten und der niedere Adel um 3, der höhere Adel um 4 oder 5, einige fürstliche Häuser um 6 Uhr. Es ist billig, daß die Letztern auch am besten essen, da sie so lange hungern müssen.

Ein Soldat gerieth mit einem andern in einen Streit. Zornig zog der eine den Säbel und schrie: „Zieh, wenn du Muth hast!“ „Das werd' ich wohl bleiben lassen,“ versetzte der andere, der nicht Lust hatte, sich der Gefahr einer Verwundung auszusetzen: „Du hast mir nichts zu befehlen, du bist kein Offizier!“

Auflösung der zweisylbigen Charade im Blatte Nro. 92.

Selbstlob.

№ 96.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Schuld gegen Schuld.

(Schluß.)

Mit diesem wohlersonnenen Märchen, daß man geflissentlich verbreitete, ließ sich wirklich die Mehrzahl der Leute, ja, wie man sagt, selbst die Braut des Unglücklichen, und deren Mutter täuschen. Aber schwerer hielt es bei der Mutter Fedors, die, trotz der heuchlerischen Thränen meines Herrn, ihn ins Gesicht den Mörder ihres Sohnes nannte, und öffentlich behauptete, ihr Fedor sey bereits todt gewesen, als er des Bösewichts Woronitscheffs Haus verlassen habe. Nur fehlte es ihr an Belegen, und an näherer Kenntniß der Umstände. Die unglückliche Mutter! Ich hätte ihr wohl Licht geben können; denn nach kurzer Zeit wurde mir durch Zufall auch Das bekannt, wovon ich nicht mehr Augenzeuge war, und was ich Anfangs nicht wußte. Der Schmid war nemlich in ein junges Mädchen verliebt, das unter meinem Schutze steht, und ihr erzählte er eines Tages, theils in der Betrunkenheit, theils aus Verdruß über den, nach seiner Ansicht, zu geringen Lohn, den er von Woronitscheff für seine verbrecherische Mitwirkung erhalten, die näheren Umstände über Fedors Tod. Dieser war, als man ihn aus dem Saale trug, gefährlich verwundet, aber nicht todt, und vielleicht hätte er sogar noch gerettet werden können. Da mein Herr aber seine Aussage fürchtete, so ließ er, von Angst und Haß getrieben, das Verbrechen vollenden, und so wurde er aus einem Mörder in der Leidenschaft, ein vorsätzlicher Mörder. — Zu seinem Glücke erhoben sich diese hingeworfenen, wahrhaften Mittheilungen nicht über die Form bloßer Gerüchte. Fedors Mutter versuchte zwar einen Criminal-Prozeß gegen Woronitcheff einzuleiten, doch durfte sie mit Recht annehmen, daß derselbe nur dann von Erfolg seyn würde, wenn sie ihn unmittelbar vor dem Throne der Kaiserin anbringen könnte, und zu einer Reise nach St. Petersburg gebrach es ihr an den nöthigen Geldmitteln. Traurig begab sie sich also einstweilen dieses Rechtes gegen den Mörder ihres Glücks; doch ihr Haß gegen ihn bricht bei jeder Gelegenheit ungeschwächt, unaufhaltsam hervor. — Jetzt, Herr Paratikin, kennen Sie Den, der Sie des Mordes beschuldigen will, so gut als ich. Sie sind der einzige Mann in der Welt, dem ich dieses Geheimniß anvertrauen konnte, welches mich beinahe erstickte. Jetzt werde ich mich leichter fühlen, da ich es in dem Busen eines in der ganzen Umgebung so hochverehrten Mannes niederlegen konnte.

Paratikin hatte dieser langen Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und als Stiepanoff zu sprechen aufhörte, schwieg er einige Zeit, während aus der Lebhaftigkeit seiner veränderten Mienen hervorging, daß ein wichtiger Gedanke in ihm aufgetaucht war. Dann fragte er: Glaubst Du, daß Woronitcheff schnell nach St. Petersburg reist?

Stiepanoff versicherte ihn, aus Gründen, die wir bereits kennen, des Gegentheiles, und legte ihm zugleich ein Verzeichniß der Städte und Landhäuser vor, in denen sein Herr verweilen würde, hinzufügend, daß die ganze Strasse mit guten Freunden Woronitcheffs besäet sey, die ihn unfehlbar mit Jagd und Spiel hinhalten würden.

Glaubst Du wohl, daß Fedors Mutter, wenn man ihr die nöthigen Kosten und Empfehlungen zu einer Reise nach St. Petersburg gäbe, noch jetzt die Anklage gegen Deinen Herrn aufnehmen würde?

Sie würde keinen Augenblick säumen, und Den segnen, der ihr die Gelegenheit verschaffen wollte, den Schatten ihres Sohnes durch die Bestrafung seines Mörders zu versöhnen, sagte Stiepanoff.

Nachdem Paratikin sich von Stiepanoff noch genau die Wohnung von Fedors Mutter bezeichnen lassen, und von ihm erfahren hatte, daß der Kutscher Alexiewitsch und der Schmidt, die beiden Helfershelfer Woronitcheffs bei seinem Verbrechen, sich noch immer im Dorfe und im Dienste ihres Gebieters befänden, gab er dem Intendanten die Versicherung, daß er er nicht nur bei den nun zu unternehmenden Maßregeln seiner Sicherheit gewissenhaft gedenken, sondern auch die erste Gelegenheit ergreifen werde, ihn von seinem grausamen Gebieter zu befreien. Dann nahm er von ihm Abschied, und beide trennten sich, um keinen Verdacht zu erregen, nach verschiedenen Seiten.

VII.

Der Abend des folgenden Tages fand Paratikin vor seinem Schreibpulte. Er hatte in kurzer Zeit alles Nöthige veranstaltet, was ihm am Herzen liegen mußte, hatte bereits mit Fedors Mutter in Person Rücksprache genommen, ihre Dankesthränen gesehen, daß er ihr in ihrem Rechte verhelfen wolle, sie mit Geld und Empfehlungs-Briefen an einflußreiche Freunde in St. Petersburg ausgestattet, welche die Matrone im rechten Augenblicke der Kaiserin zuführen sollten, und die unglückliche Mutter befand sich, in Begleitung eines von Paratikin ihr zugesellten verläßlichen Mannes, in diesem Augenblicke schon auf dem Wege nach Rußlands Hauptstadt.

Diese bedeutungsvollen Schritte waren gethan; doch der wichtigste, verhängnißvollste blieb Paratikin noch zu thun übrig, und diesen begann er jetzt, nicht ohne inneren Kampf und Furcht, aber auch voll Ergebung und Klarheit. Der Brief, den er eben schrieb, war an die damalige Beherrscherin des ungeheuren Reiches, an die Kaiserin Katharina II, gerichtet, und lautete folgendermaßen:

Erhabene Mutter der russischen Nation!

Der Strafbarste aller Ihrer Unterthanen wirft sich zu den Füßen Eurer Majestät nieder, um Ihnen sein Verbrechen zu enthüllen. Der russische Edle ***, aus einer alten Bojaren-Familie entsprossen, mein Gebieter und Herr, fiel vor beinahe dreißig Jahren in einem Gehölze Italiens unter den Streichen eines von mir gedungenen Banditen. Er wurde das Opfer der niedrigsten Leidenschaft, der Habsucht, welcher sich noch die der Rache für harte, vielleicht unmenschliche Behandlung beigesellte. Ich führe Eurer Majestät nicht die näheren Umstände dieses Mordes vor die Augen, die Hand sträubt sich, dieses schaudervolle Gemälde zu entwerfen. Gewissensbisse, nicht aber das Glück bestraften mich; ich erwarb, wenn auch später, auf redlichem Wege ein großes Vermögen, dessen blutiger Ursprung schwer auf meiner Seele lastete. Ich wage Eurer Majestät eine Abschrift des Testamentes zu Füßen zu legen, das ich unmittelbar nach meiner Rückkehr in mein Vaterland in dem Hauptorte des Distrikts, welchen ich bewohne, gerichtlich niederlegte. Die Verfügung, welche ich darin schon vor längerer Zeit über mein Vermögen traf, zeugt dafür, daß ich nicht das Greisenalter zu meiner Reue erwartete. Der Betrag der Summe, um derentwillen ich das Verbrechen verübte, gehört von Rechtswegen den Erben meines unglücklichen Gebieters, wenn deren vorhanden sind; eingezogene Nachrichten lassen mich aber befürchten, daß diese Familie erloschen sey. Den Gewinn meines thätigen und arbeitsamen Lebens vermache ich den Hospitälern von Kaluga. Diese letzten Wünsche eines Greises erhalten aber nur dann ihre Erfüllung, wenn Eure Majestät dieselben zu genehmigen geruhen. Von dem Augenblicke an, wo ich mich anklage, gehört mir Nichts mehr; mein Bekenntniß macht Sie zum Richter über mein Vermögen, und mein Leben. Bisher habe ich mich der Strenge der Gesetze entzogen, und bin der Schande entgangen; meine mit einem Verbrechen belastete Seele konnte aber den Gewissensbissen nicht entfliehen, und mit ihnen bin ich alt geworden; obgleich der Himmel meine tiefe, lange Reue gnädig hinzunehmen scheint, indem er mich würdigte, durch gute Thaten schon jetzt einen Theil meiner schweren Schuld abzukaufen, Segen und Wohlthun unter meiner blutbefleckten Hand gedeihen, mich die Thränen meiner Mitbrüder trocknen, den Zustand meiner Untergebenen verbessern ließ. Dennoch klagt mich mein Gewissen unaufhörlich an, martert mich Tag und Nacht, und scheint erst jetzt in seinen Mahnungen nachzulassen, da ich Schritte gethan, den menschlichen Gerichten meine Schuld abzutragen. Ich darf dieses Bekenntniß beinahe ein völlig freiwilliges nennen; denn das Schweigen eines selbst von Schuld belasteten Mannes, der durch Zufall Licht über meine Herkunft erhielt, und der aus Habsucht mich anzugeben droht, wäre leicht in diesem Augenblicke noch von mir zu erkaufen und eben so leicht würde ich durch Papiere und Urkunden, die mir freiwillig und auf rechtlichem Wege überliefert wurden, meine wahre Herkunft verschleiern können. Doch ich erkenne in jener Drohung eines wenigstens durch Hartnäckigkeit unter mir stehenden Verbrechers, die Aufforderung des Himmels, auch der irdischen Gerechtigkeit ihrer Ansprüche gegen mich nicht zu verkürzen. Ich werde, erhabene Herrscherin, die von Ihrem Throne ausgehenden Befehle mit gleicher Verehrung und Unterwerfung empfangen, wie sie auch lauten mögen. Sollte Ihre große Seele, nach diesem freiwilligen Geständnisse, und um einiger guten Thaten willen, die des Himmels Gnade mir auszuüben gestattete, mich der Verzeihung nicht unwerth halten, so werden die mir noch übrigen Tage meines Lebens den Segnungen unserer verehrten kaiserlichen Mutter gewidmet seyn. Befehlen Sie meine Bestrafung, so werde ich dieselbe mit jenem Muthe ertragen, den ich von der Barmherzigkeit des Ewigen hoffe.

Ich bin rc. rc.

Paratilin.

Nachdem er diesen verhängnißvollen Brief geendigt hatte, blickte er mit bedeutungsvollem Ausdrucke zum Himmel. Dann brach und siegelte er den Brief, und übergab ihn dem schon harrenden Boten, welcher damit ungesäumt nach St. Petersburg eilte.

VIII.

Woronitcheff setzte seine Reise mit bequemer Langsamkeit fort. In den ersten Tagen hatte er stündlich einer Botschaft von Paratilin entgegen gesehen. Als diese aber ausblieb, würden Ingrimm und Rachsucht ihn schneller fortgetrieben haben, hätten nicht unterwegs in den herrschaftlichen Landhäusern, wo er einsprach, ihn Zerstreuungen aller Art aufgehalten.

Hier gab es eine Jagdpartie, dort eine lustige Spielgesellschaft, und beiden konnte er, bei seiner Liebhaberei, sich nicht entziehen. Zudem wollte der Zufall, daß das sonst ihm so gehässige Spiel-Glück während der ganzen Reise ihn ausserordentlich begünstigte; er gewann bedeutende Summen, und tröstete sich dadurch einigermassen über die ihm entgangenen hunderttausend Rubel.

Auch war der Gedanke, Paratilin in heißer Seelenangst zu wissen, und seinen Sturz mit Zuversicht herbei zu führen, für ein Gemüth, wie das Woronitcheffs zu angenehm, als daß nicht selbst seine Habsucht dadurch eingeschläfert worden wäre.

Nach einer höchst lustigen, zerstreuungsvollen Reise langte Woronitcheff endlich spät genug in St. Petersburg an. Seine Eitelkeit spiegelte ihm bereits vor, welche bedeutende Rolle er daselbst spielen, wie sich um ihn, den Entdecker eines so lange in Nacht begrabenen Verbrechers, das Tagesgespräch der großen Czarenstadt drehen werde. Seine Ungeduld war so groß, daß er sich fast gar keine Erholung gönnte, sondern sogleich bei dem Justiz-Minister sich melden ließ. Zu seiner freudigsten Ueberraschung wurde er, sobald er seinen Namen genannt, auf der Stelle vorgelassen.

Man führte ihn in das Cabinet des Ministers, und er redete denselben mit der Zuversicht eines Mannes an, der überzeugt ist, daß er einen großen Dienst leistet. Er begann seine Erzählung mit Bombast und Nachdruck, doch kaum hatte er den Namen Paratilin genannt, und dessen Verbrechen zu erklären begonnen, als ihn der Justiz-Minister unterbrach. Sie wollen uns von Paratilin erzählen, sagte derselbe; es thut mir leid, daß Sie zu spät kommen. Die Entdeckung dieses alten Frevels wurde uns bereits aus besserer Quelle, nemlich durch Paratilin selbst gemacht. Nach eingezogener Erkundigung bestättigten sich alle seine Angaben, auch die, daß er durch edle Werke, durch Wohlthun und Beglücken seine schwere Schuld fortwährend zu tilgen bestrebte, und selbst den von ihm beleidigten Staat durch gemeinnütziges Wirken versöhnte. Die Weisheit unserer erhabenen Herrscherin und ihrer Räthe hat in Anbetracht dieser Umstände, wie auch der für Paratilin sprechenden Verjährung, dem reuigen Sünder verziehen. Paratilin ist begnadigt, und diese Nachricht bereits auf amtlichem Wege ihm zugekommen. Es steht also weder mir noch Ihnen zu, mehr über diese Sache zu sprechen, die durch allerhöchsten Richterspruch entschieden ist. — Allein Sie haben mit

vielleicht noch ein anderes Verbrechen mitzutheilen, Herr Woronitcheff?

Dieser stand verwirrt, so plötzlich in seiner lange vorbereiteten Rede sich abgeschnitten, und den ganzen Zweck seines Kommens verfehlt zu sehen. Er verwünschte heimlich sein langsames Reisen, durch welches Paratilin ihm zuvorgekommen war, und wäre gern schon wieder aus dem Cabinet, ja aus St. Petersburg hinausgewesen, wo er eine so unerkleckliche Rolle unternommen. Der Minister schien immer noch auf weitere Mittheilungen zu warten. Haben Sie mir sonst nichts zu entdecken? fragte er mit etwas gesteigertem Tone.

Excellenz, ich habe mich nur noch Ihnen zu empfehlen, stotterte Woronitcheff.

Besinnen Sie Sich wohl, mein Herr! Haben Sie mir nicht noch etwas mitzutheilen? fragte der Minister noch dringender, und heftete seinen Blick streng auf Woronitcheffs Gesicht.

In der That, Excellenz, meine Mittheilung ist zu Ende, erwiederte dieser ziemlich treuherzig; denn er ahnete durchaus nichts Schlimmeres.

So will ich es Ihnen sagen, Herr Woronitcheff! fuhr der Minister mit fürchterlicher Stimme fort. Sie sind der Mörder eines Jünglings, Fedor. Die Mutter des Unglücklichen hat vor dem Throne unserer Kaiserin ihre Anklage gegen Sie erhoben! Ihre Mitschuldigen, Alexiewitsch und der Schmid Dimitri, sind verhaftet und der That bereits geständig. Alle Umstände sind ermittelt; Sie sind überführt. Schon seit mehreren Wochen suchen die Diener der Gerechtigkeit Ihre Spur; Sie waren so gefällig, Sich selbst, wenn auch unfreiwillig, in Ihre Hände zu liefern. Unterbrechen Sie mich nicht; denn Ihr Schicksal ist nicht mehr zu ändern. Das Gesetz kann dem reuigen Missethäter verzeihen, der durch gute Thaten seine Schuld aufwog; aber den verstockten Bösewicht, welchem keine Tugend, keine Reue, keine Edelthat das Wort spricht, wird die volle Strenge des Richterspruches treffen!

Er schellte, die Thüre öffnete sich, ein Polizei-Offiziant mit vier Mann Wache trat ins Zimmer.

Bringt diesen Verbrecher auf die Festung! sagte der Minister. Der Gouverneur wird ihn in Empfang nehmen. Beim Abtreten verwünschte der zerschmetterte Woronitcheff den Tag, an welchem er geschworen, Paratilin zu verderben. Die Wuth, ihn unverletzt aus dieser furchtbaren Anklage hervorgehen zu sehen, vermehrte noch seine Verzweiflung.

Die Untersuchung währete wegen der bereits vorhandenen Zeugenschaften nur kurze Zeit, und Woronitcheff wie seine Mitschuldigen, büßten ihr Verbrechen Zeitlebens in den Bergwerken Sibiriens.

Des ersteren Güter gingen fast ganz auf in den zahllosen Forderungen der Gläubiger. Den Ueberrest seines Vermögens bestimmte die Kaiserin zu einer lebenslänglichen Pension für Fedors Mutter.

Paratilin — dessen erstes Geschäft es war, den um ihn so hochverdienten Stiepanoff freizukaufen, und großmüthig dessen Zukunft zu sichern — lebte nach seiner Begnadigung noch mehrere Jahre, die er, wie die früheren, der Frömmigkeit und dem unausgesetzten Wohlthun weihte.

In Rußland ist die Geschichte dieser zwei Verbrecher noch jetzt im lebhaften Andenken, und bildet sehr oft den Stoff, um die langen Winter-Abende zu kürzen.

Pariser Gerichtsscene.

Ein Dorfgelehrter.

Hieronymus Barrachon, vormaliger Gemeinde-Schulmeister, bringt klagend vor, er sey von zwei ehemaligen Soldaten, jetzt Holzhauern, mißhandelt worden.

Barrachon saß an einem Montage in Gesellschaft der beiden Holzhauer Hans und Jacob in einer Weinschenke, und erlustigte sich durch den edeln Rebensaft. Bei der vierten Flasche nahm das Gespräch, das sich bisher um ziemlich leichtfertige Dinge gedreht hatte, plötzlich eine ernste, wissenschaftliche Wendung, und es kamen die gelehrtesten cosmogonischen, astronomischen und geologischen Fragen zur Sprache. Es war der Triumph des Dorfschulmeisters; leider dauerte er aber nicht lange, und nahm einen schlimmen Ausgang. Wir theilen hier das Ende dieses merkwürdigen Gespräches mit, wie es sich aus den Depositionen zahlreicher Zeugen ergibt:

Hans. Und ich sage Dir, daß der Wein dieses Jahr nichts taugen wird.

Barrachon. So, glaubst Du, und ich will Deine Meinung ehren; indessen scheinst Du nicht zu wissen, daß heutzutage der Wein immer gut ist.

Jacob. Wenn aber die Trauben, wie dieses Jahr, faulen, wie kann da der Wein gut werden?

Bar. Höret mich nur einen Augenblick an, so will ich's Euch klar machen. Wißt Ihr, was die Chemie ist?

Beide. Nein — aber nur weiter!

Bar. Nun seht, die Chemie ist jene schöne Kunst, welche die Mittel gefunden hat, die organischen Körper der Natur mit Hülfe von Destillirkolben, Blasen, Röhren und andern Instrumenten aus Glas und Kupfer mit einander zu mischen — so ungefähr, wie die Apotheker ihre Arzneien machen.

Hans. Was hat denn das Zeug mit dem Wein zu schaffen?

Bar. Ihr werdet doch wissen, daß der Wein unter die Flüssigkeiten gehört.

Jacob. Ja wohl — wenn er nicht gefroren ist.

Bar. Spaßmacher, Du hast immer solche drollige Bemerkungen in Bereitschaft; doch gleichviel, ich sage Dir, der Wein ist eine Flüssigkeit, und zwar eine Flüssigkeit, die aus drei Principien besteht, dem wässerigen, dem arkolischen (alkoholischen) und dem zuckerigen (Zuckerstoff.)

Hans. Der zuckerige Wein ist mir der liebste.

Bar. Kömmt nun ein Jahrgang, wo z. B. der Wein nicht genug zuckeriges Princip hat, so ist nichts leichter, als ihm zu helfen; man schaut nur in seine Chemie, und thut brav Zucker dazu.

Hans. Geh' doch zum Teufel mit Deiner Chemie! Ich sage Dir, daß der liebe Gott ganz allein den Wein macht.

Bar. Wenn Du noch gesagt hättest die Sonne....

Hans. Warum nicht gar der Mond?

Bar. Auch das; glaubst Du denn, der Mond sey ein großer Bärenhäuter, der zu gar nichts zu gebrauchen ist? Ich wette darauf, daß Du nicht einmal weißt, was der Mond ist.

Hans. Das werde ich doch wohl eben so gut wissen, als Du.

Bar. Nun so sag' mir doch was der Mond ist.

Hans. Der Mond! was läßt sich da viel sagen? Der Mond... ich hab' ihn nie anders nennen gehört.

Bar. Ganz recht, aber wozu ist er da; warum ist er auf die Welt gekommen?

Jacob. Einfältiges Geschwätz! Der Mond ist eine große Laterne, die bei Nacht uns leuchten muß.

Bar. Wenn er aber nicht leuchtet, was macht er?

Jacob. Dann ruht er aus. Kann man denn beständig arbeiten? Wenn wir ein Paar Nächte haben arbeiten müssen, legen wir uns schlafen. Warum sollte es der Mond nicht auch so machen wie wir?

Bar. Das ist gar zu dummes Zeug, Ihr solltet lieber schweigen.

Hans. Du scheinst ein grundgelehrter Kerl zu seyn; kennst Du denn den Mond und die Sterne so genau?

Bar. Ob ich sie kenne! ich habe sie von meiner Jugend an studirt.

Jacob. Nun so sag' uns doch, Du verunglücktes Dorfschulmeisterlein, was sie eigentlich sind.

Bar. Der Mond, müßt ihr wissen, ist nicht bloß eine große Stall-Laterne, und die Sterne sind nicht bloß kleine, am Himmel angezündete Wachslichter, sondern lauter Erden wie unsere Erde..

Hans. Was zum Henker, Erden wie die unserige?

Bar. Ohne Zweifel; es sind runde Körper, die sich um andere Sterne drehen, welche Sonnen sind.

Jacob. Jetzt macht der Kerl gar auch noch Sonnen! Sind wir Holzhauer denn blind? Sag' mir doch Hans, hast Du jemals mehr als eine Sonne gesehen?

Hans. In meinem Leben nicht; und wer mir weiß machen möchte, daß es noch mehrere Sonnen gibt, dem will ich eine Fackel anzünden, die er nach seinem Belieben für Sonnen oder Wachslichter ansehen kann.

Bar. Es ist doch ein wahres Unglück mit Menschen zu verkehren, die gar keinen Unterricht genossen haben.

Jacob. Schon gut, schon gut! schwätz nur immer zu, und sag' uns, was denn in den Sternen ist, wenn sie Erden sind?

Bar. Man findet auf denselben, was man auf unserer Erde trifft, Pflanzen, Bäume, Thiere, Menschen..

Hans. Menschen? Herrgott, Du hast die Frechheit, zu behaupten, daß Menschen auf den Sternen sind?

Bar. Warum soll es denn dort keine geben, da es deren auf unserer Erde gibt? Glaubet Ihr vielleicht, ihr seyet allein die Privelegirten?

Jacob. Wir glauben, daß Du uns an der Nase herumführen willst; und wenn Du Dir noch ein einziges mal beigehen läßest, uns für ein Paar Schaafsköpfe anzusehen, so werde ich Dir eine stecken, die sich gewaschen haben soll!

Hans. Laß Du uns ungeschoren mit Deinen Sternenmenschen! Wenn man Dich hört, so gäbe es am Ende wohl gar auch Holzhauer dort.

Bar. Nun, das wäre gerade nichts Besonderes.

Jacob. An Dorfschulmeister wird es wohl ebenfalls nicht fehlen?

Bar. Bewahre; es gibt auch Schulmeister da.

Hans. Vielleicht auch Häuser, Städte, Handwerker und dergleichen? ha ha ha!

Bar. Allerdings; ihr möget lachen, so viel ihr wollet.

Jacob. Geh', sag's doch geschwind noch einmal.

Hans. Nichts da Jacob, laß mich mit ihm reden, (zu Barzachen.) Sag' einmal, wo hast denn Du das Alles gesehen?

Bar. (sich in die Brust werfend.) Ich habe es in Büchern gesehen, Ihr armseligen Dummköpfe.

Hans. (mit einer drohenden Gebärde.) Ich wette, Du hast in Deinen Büchern nicht gesehen, daß ich...

Jacob. Höre, Du hochmüthiger ABC-Held, jetzt h[...] ich Deine Weisheit satt, und wir wollen Dir zeigen, daß [...] ein Paar alte Soldaten nicht foppen lassen!

Hiermit endigte sich der rein wissenschaftliche Theil des G[...]spräches, und machte einem wahren Hagel von Schimpfrede[...] Platz, die bald in Thätlichkeiten ausarteten. Die in ihre[...] Ehrgefühle gekränkten Taglöhner rächten sich an dem Dorfg[...]lehrten vermittelst ihrer Fäuste; und da sie in diesem Kamp[...] Sieger blieben, so glaubten sie auch die Wissenschaft besiegt [...] haben.

Allein sie irrten sich; denn der Gerichtshof bewies ihn[...] indem er sie zu einer Geldbuße von 25 Fr. und einem Sch[...]denersatz von gleicher Summe verurtheilte, daß die Justiz m[...] der Gelehrsamkeit im Bunde steht gegen die Ausbrüche d[...] rohen Gewalt.

Miscellen.

Ein Brautpaar, welches sich am folgenden Tage traue[...] lassen wollte, ging zur Beicht in St Roch. Zufällig kam di[...] Reihe zuerst an den Bräutigam und er sagte kurz und bündi[...] seine Beichte her. Die Braut dagegen brachte mit dem Be[...]kenntniß eine volle Stunde zu. Als sie sich endlich erhob u[...] dem Geliebten mit verklärtem Gesichte entgegentrat, stieß die[...]ser sie von sich und sagte: „Gehen Sie Mademoiselle, un[...] suchen Sie sich einen andern Mann; ich mag keine Person z[...] Frau, die so viel Zeit zum Bekenntniß ihrer Sünden gebraucht.[...] — Der National, der diesen Vorfall erzählt, setzt hinzu, da[...] aus der Heirath wirklich nichts geworden sey.

(Landsteuer bei Ludwig XIV.) Ein Bauer bat u[...] Audienz bei Ludwig XIV. und redete den Monarchen, als [...] vor ihn gelassen wurde, mit folgenden Worten an: „Sire[...] mein ganzes Vermögen besteht in einem kleinen Stück Feldes[...] von dem ich einen Laubthaler Landsteuer bezahle. Da habe[...] Sie ihn, ich habe gehört, er müsse durch viele Hände gehen[...] ehe er an Sie käme; zum wenigsten sollen Sie ihn doch gan[...] haben!"

(Kaiser Joseph und der Schulmonarch.) Kaise[...] Joseph besuchte einst in Böhmen einen sehr berühmten Schul[...]mann, um von dessen Unterricht selbst Augenzeuge zu seyn[...] Als er in die Schule trat, zog er seinen Hut ab, der Schul[...]monarch aber behielt ihn mit seiner gewöhnlichen Gravität au[...] Die Schüler waren aber nicht sobald fort, so nahm er seine[...] Hut ab, machte eine demüthige Verbeugung, und sagte: „Ver[...]zeihen Ew. Majestät! wenn ich vorhin den schuldigen Respe[...] auf die Seite gesetzt habe, ich mußte es meiner Untergebene[...] wegen thun; denn wüßten diese, daß es noch einen mächtigere[...] Monarchen außer mir im Königreiche gäbe, so würde ich [...] nicht bändigen können.

(Der Menagerie-Direktor und seine Gema[...]lin.) Der Besitzer einer Menagerie, dessen Gemahlin mit ei[...] einem solchen Thier-Cabinette im Lande herumreiste, traf z[...]fällig mit derselben in einem Städtchen zusammen, und höchl[...] erfreut darüber, kündigte er dieß sogleich dem Publikum dur[...] Anschlagzettel folgender Art an: „Durch das gefällige Z[...]sammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie [...]deutend vermehrt, und mache ich das geehrte Publikum dar[...] aufmerksam."

№ 97.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Scenen aus der Revolution in Schweden.

Der Winter des Jahres 1809 war einer der strengsten; Eis bedeckte den Golf, welcher Finnland von Schweden trennt, ein Umstand, der den Marsch der Vorposten der russischen Armee, die bis nach Grislehamn, 26 Stunden von der Hauptstadt, vordrangen, ungemein erleichterte. Eine 16,000 Mann starke Colonne stand mit 50 Kanonen im Inselmeer Alands, im Angesicht der Festungswerke Stockholm's und der Schweden, welche es vertheidigten. Im Norden war Finnland verloren bis nach Torneo, und der Rest jener tapferen Finnländer, welche achtzehn Monate lang und ohne eigentliche Hülfe bekommen zu haben, ihr Vaterland gegen die ganze russische Macht vertheidigt hatten, wären der Uebermacht unterlegen. Im Süden des Reiches blieb noch eine Armee von 12,000 der besten Truppen; aber der Winter hatte auch über den Sund eine Brücke geschlagen und die dänische Armee drohte vereint mit der französischen, mit einem Einfall. Man kann nicht sagen, daß an den Gränzen Norwegen's eine Armee gestanden habe, da sie bei ihren Angriffen gegen die Norweger von demselben Fürsten zurückgedrängt war, der später vom Schicksal dazu ausersehen wurde, das Geschick Schweden's zu leiten; sie war ganz zerstreut und zählte höchstens 3 bis 4000 kampffähige Leute. Hier und in der Provinz gährte eine Unzufriedenheit, welche den Sohn Gustav III. und seine Dynastie vom Throne stürzen sollte. Alles vereinigte sich, die Gefahr zu vergrößern, von der die Existenz der Regierung bedroht war. Nach einem blutigen Treffen in Finnland, wo, wie der König glaubte, die Offiziere seiner Garde ihre Pflicht nicht gethan hatten, wurden diese in der Beförderung zurückgesetzt. Söhne edler Familien, brachten sie in die Regimenter Gefühle des Hasses und der Rache, entzündet durch eine Maßregel, die ihr Glück antastete und die von keinem Gericht gebilligt wurde. Da England's Unterstützung nicht mehr zureichte, um die Kosten des Krieges zu decken, sah sich Gustav Adolph gezwungen, zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, welche das Glück des Privatmanns untergraben und selten ein gründliches Hülfsmittel gewähren. Der ganze Handel England's war auf Schweden beschränkt; aber obgleich oft tausende von Schiffen die Hafen versperrten, so war dies doch vielmehr ein Transito und Schmuggelhandel, als ein wirklicher reeller Austausch der Produkte beider Länder. Während also die Hafen Schweden's mit Kauffahrtheischiffen bedeckt, und während die Straßen mit Waaren angefüllt waren, die in jene Länder eingeführt werden sollten, welche durch die Continentalsperre gedrückt wurden, ging der Betrieb der Bergwerke in Schweden immer langsamer und die Hauptquellen des Wohlstandes der Nation waren versiegt. Gustav's Augen entgingen alle diese Zeichen einer Katastrophe, die ihm bald darauf den Thron kosten sollte. Er hielt sich zu Haga, einem königlichen Schlosse eine halbe Stunde von Stockholm auf; denn ungern lebte er in dieser Stadt, wo sein Vater vor seinen Augen unbarmherzig ermordet worden war, wo sich fortwährend ein Haufen Unzufriedener befand, wo man die Thaten seiner Regierung offen kritisirte — und eben so wurde er dort nicht geliebt. Alles war daselbst in einer düstern Stille, die einen Sturm zu verkündigen schien.

An einem Sonntage, es war am 12. März, bereitete man auf dem Schlosse zu Haga ein Fest, zum Geburtstage der Königin. Der Prinz und die Prinzessinnen, ihre Kinder, waren damit beschäftigt, kleine Geschenke auszutheilen, die für ihre Mutter bestimmt waren, deren traurige Miene hinlänglich besagte, daß sie die Lage des Landes wie die ihrige sehr gut zu würdigen wußte. Der König ging in demselben Saal auf und ab, als ein Kammerherr einen versiegelten Brief brachte. Er erbrach ihn und sein in der Regel leidenfreies Gesicht veränderte sich plötzlich auf eine Weise, die seiner Gemahlin nicht entgehen konnte. Er befahl sofort Pferde vorzuführen und verließ das Fest, seine Kinder und die Königin, die ihn nur erst wiedersehen sollten, als er seiner Freiheit beraubt und der unglücklichste der Könige war. Als er in die Hauptstadt eintrat, schien er den Gebrauch seiner Sinne ganz verloren zu haben; er ließ die Thore schließen und alle Personen anhalten, die ihm begegneten; sein unerwartetes Erscheinen im Schloß gab zu tausend Vermuthungen Anlaß. Schon lief das Gerücht daselbst von dem Ausbruch eines Aufstandes an der Gränze Norwegen's, aber die Maßregeln der Unzufriedenen waren so gut genommen, daß der König erst Nachricht bekam, als die aufwieglerische Armee schon bis auf 40 Meilen gegen Stockholm vorgerückt war. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt ließ Gustav Adolph seinen Minister des Auswärtigen, Bare Ehrenheim rufen, einen der merkwürdigsten Menschen Schweden's in neuerer Zeit; er war großer Gelehrter, guter Schriftsteller, ein vortrefflicher Staatsmann und hatte, mehr als alle übrigen Räthe der Krone, oft weisen Rath gegeben und starke Wahrheiten gesagt.

Bei seinem Eintritt fand er den König am Fenster stehend kaum hatte dieser ihn bemerkt, als er auf ihn losging und sagte: mein lieber Ehrenheim, ich habe Ihnen vorausgesagt, daß der Monat März merkwürdig werden würde. — Unglücklicherweise viel merkwürdiger vielleicht, als es die treuen Diener Ew. Majestät und Ihrer Familie es wünschen konnten. — Der König stand wie vom Donner gerührt. — Glauben Sie, erwiederte er, daß, wenn ich unterliege, man es wagen würde, die Rechte meiner Kinder anzugreifen? — Man kann nicht wissen, Sire, wo die Revolution aufhört. Sie haben immer den Rath derer verworfen, die nur das Interesse des Vaterlandes vor Augen hatten. Alles verkündet einen fürchterlichen

Sturm. Schweden stand noch nie an einem solchen Abgrund; der Feind bedroht die Hauptstadt; alle Gemüther sind zu einem Aufstand vereinigt; das Unglück hat den bessern Theil der Bürger entmuthigt: ich kenne nur e i n Mittel ... — Und welches? fragte der König. — Nach einigen Minuten feierlichen Schweigens fügte Ehrenheim, der den rachsüchtigen Charakter des Königs kannte, hinzu: Das Mittel ist gut, und wenn Ew. Majestät es annimmt, so werde ich das Haupt des Aufstandes zu Ihren Füßen legen. — Der König näherte sich seinem Minister, und mit einer Leutseligkeit, die ihm sonst nicht eigen war, sprach er: sagen Sie mir frei heraus, was Ihre Anhänglichkeit an meine Person Ihnen eingibt. — Ehrenheim war nicht der Mann sich zu fürchten, wenn es sich darum handelte eine Idee auszusprechen. — Morgen früh, vor Tagesanbruch, muß durch die Herolde die Zusammenberufung der Stände bekannt gemacht werden und der Wunsch Ew. Majestät, in Unterhandlungen mit einer Macht zu treten, welche zu bekämpfen Schweden zu schwach ist. — Aber, mein lieber Ehrenheim, ich habe auf das Evangelium geschworen, Napoleon nie anzuerkennen. — Sire, als König haben Sie nicht das Recht eine solche Verbindlichkeit zu übernehmen. Bedenken Sie wohl, daß das Heil eines ganzen Volkes von Ihrem Entschlusse abhängt, und daß ein König für seine Thaten nicht allein der Geschichte und der Nachwelt verantwortlich ist, sondern auch Gott; daß Ew. Majestät von Ihrem Vater ein Königreich empfingen, dessen Grenzen bis Petersburg reichten; daß Finnland verloren ist, und daß in den Eroberungen des großen Gustav Adolph Ihre Gesetze nicht gebieten und da Sie glauben, Sire, Ihr Gewissen zu verletzen, wenn Sie etwas einräumen, so bringen Sie dem Vaterlande ein großes Opfer; retten Sie Ihre bedrohte Familie, legen Sie die Krone nieder zu Gunsten Ihres Sohnes, unter Vormundschaft der Mutter und überlassen Sie es Ihren treuen Dienern für das Uebrige zu sorgen. — Gustav Adolph blieb nachdenkend; er ging mehreremale auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen. Man möchte fast sagen, daß ein Genius ihn noch zurückhielt von dem Abgrund, in den er stürzen wollte. Aber sein Charakter gewann bald wieder die Oberhand. Der Gedanke vom Throne zu steigen, auf dem er die Rechte der ältesten Freiheit verletzt hatte; — sich einer Gemahlin zu unterwerfen, deren Tugenden er nie zu würdigen gewußt hatte — war ihm unerträglich und er verwarf die letzte Hülfsquelle, die sich ihm darbot. — Nein, sagte er mit Stolz, ich will mich einem militärischen Aufstande nicht beugen, ich werde mich nach Schonen begeben, wo mich treue Heerführer, treue Soldaten und treue Unterthanen erwarten. Bereiten Sie sich, mich zu begleiten, und daß um sieben Uhr Alles fertig sey.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten verbeugte und entfernte sich, um ihn nie wiederzusehen.

Den 13. März Vormittags war das Schicksal Gustav Adolphs entschieden. Der Herzog Karl übernahm die Zügel der Regierung, und die vorzüglichsten Personen, welche die Hand zur Gefangennehmung des Königs geboten hatten, so wie die hohen Staatsbeamten, wurden Mitglieder der Raths und versammelten sich in den Zimmern des Herzogs Karl, um Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände erheischten. Nur einer wurde nicht hinzugezogen, es war dies der Kanzler von Zibeth. (Er starb einige Monate nach der Revolution). Seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den König, seine Energie, waren zu sehr bekannt, als daß man es hätte versuchen können, ihn zu gewinnen. Er verdankte sein ganzes Glück Gustav III. und er billigte die despotischen Grundsätze des Königs, denen er selbst huldigte. hatte ein fast zurückstoßendes Aeußere, aber Eigenschaften, die auszeichneten, machten diesen Fehler der Natur vergessen. übte bei seinen Untergebenen und bei Erfüllung ihrer Pflic dieselbe Strenge aus, die er bei sich selbst anwandte. Densel Hochmuth, den er in seinem Umgange mit Großen bewi zeigte er auch gegen tiefer Stehende; auch war er weder dem einen noch bei dem andern beliebt. Aber selbst seine Fei mußten der Gradheit seiner Absichten Gerechtigkeit widerfah lassen, wenn sie auch zu gleicher Zeit von seiner Strenge v letzt wurden. Er begab sich auf das Schloß, unbekannt der Katastrophe, die sich seinem Auge darbot. In der Th er kam zeitig genug dort an, den König inmitten der Seini der Verachtung, Beleidigung, ja selbst einer schlechten B handlung ausgesetzt zu sehen. Er eilte sogleich den Prin Karl aufzusuchen, der, eben so wie die Versammlung, in Ve legenheit gerieth, ein Mitglied zu sehen, das nicht einberuf war. Die Frage, um die es sich in dem Augenblicke handel war, das Schloß zu bestimmen, das dem König als Gefäng niß angewiesen werden solle. Die Mehrzahl stimmte für d zu Gripsholm, an einem malerischen Golf an den Ufern d See's von Melaren, ohngefähr 5 Meilen von Stockholm ge legen. Dieser Ort rief glorreiche und traurige Erinnerung hervor. —

Zibeth konnte seine Entrüstung nicht verbergen, als er s daß dieser Entschluß festgehalten wurde, er nahm das Wor indem er sich an den Prinzen Karl wandte:

Ew. Hoheit ist zu großmüthig, um die unglückliche La des Sohnes Ihres Bruders noch erschweren zu wollen, de noch vor wenig Augenblicken König und Herr war. Ein Aufenthalt zu Gripsholm würde eine unausgesetzte Strafe fü ihn seyn, durch die fortwährende Erinnerung *an einen König* der dort elend sein Leben endete. Der König kann sicher ge nug hier in Stockholm bewacht werden, wo er wenigstens e nigen Trost bei seiner Gemahlin und bei seinen Kindern findet. Ich komme so eben aus dem Boudoir der Königin und da hat sich mir ein Schauspiel dargeboten, das ich nimmer er wartet hätte. Ich glaubte mich in den Thurm des Tempel versetzt, so groß war die Beleidigung, die man sich gegen di königliche Majestät erlaubte. Die Toilette der Königin umher geworfen; der König blaß und blutend auf einem Sessel aus gestreckt, von den verdächtigen Mitgliedern der alten Oppo tion des Landtages zu Norkoeping umgeben, die unverschäm vor ihren ehemaligen Herrn herumschritten, in nachläßiger Kle dung, den Hut auf dem Kopfe. Die Größe schien ihre Recht auf ihre Achtung, das Unglück auf ihre Theilnahme verloren zu haben. Der Commandant der Festung, in welcher der Ma mit der eisernen Maske festgehalten wurde, durfte nur mit en blößtem Haupte vor ihm erscheinen, und es scheint mir, da man dieselben Ehrenbezeugungen dem schuldig ist, dem Ew. Ho und wir alle noch vor wenig Stunden gehorchten.

Der Prinz schien bewegt. Er befahl dem General von Adle kreuz diesen Drangsalen ein Ende zu machen und den Sa in dem der König sich befand, von allen Leuten räumen lassen, die der Dienst nicht um ihn zu seyn nöthige.

Während dieser düstern Ereignisse im Schlosse zu Stockh befand sich die Königin Friederike Wilhemine zu Haga, al Nachrichten beraubt in der fürchterlichsten Angst über das Sch sal ihres Gemahls und über die Zukunft ihrer Kinder. S hatte ein Vorgefühl von dem, was sich ereignen würde, be

e Einsamkeit der Säle des Schlosses bezeugte, daß ihre Macht Ende sey. Karl von Südermanland sandte den Grafen :el von Fersen, Marschall des Reichs, zu der Königin, um von dem zu benachrichtigen, was vorging und ihr Trost anbieten. Durch seine Stellung und seine Verhältnisse an die nigliche Familie gekettet, obgleich er dort wenig in Gunst ind, suchte dieser alle Mittel hervor, die traurige Nachricht, e er zu überbringen hatte, zu mildern. Das Schicksal schien n dazu bestimmt zu haben, die unglücklichen Großen zu trösten. r war es, der nicht sogar lange vorher den unglücklichen Ludig XVI. nach Varennes geleitet hatte: heute fand er sich st in derselben Lage, gegenüber seinem eigenen Herrn. Friezrike Wilhelmine war so angegriffen von dem, was sie verihm, daß es der Graf von Fersen für seine Pflicht hielt, zu eiben, bis die erste Heftigkeit des Schmerzes sich gelegt habe. ie umarmte den Prinzen Gustav und sagte: Ach! Du warst stimmt eine Krone zu tragen! Gott weiß, wohin das Schickl Dich nun führen wird! Darauf sich der wenigen glücklichen age erinnernd, die sie in Schweden verlebt, — das sie auch en aus diesem Grunde nicht liebte, wünschte sie nach dem chönen Lande, das sie geboren, zurückkehren zu können. Umnst versuchte es Fersen ihr den Muth einzuflößen, der uns ber das Unglück erhebt und uns über dasselbe triumphiren läßt; ie Königin war um so untröstlicher, da sie sich selbst von denen erlassen sah, die sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, und da e die traurige Erfahrung machen mußte, daß der Thron nicht or dem Undank der Menschen schützt. Nach Verlauf von 24 Stunden verließ Fersen die Königin, die erst mehrere Monate achher ihren Gemahl in Gripsholm wiedersah, woselbst sie sich ufhielt, bis die Stände die ewige Verbannung der ehemaligen öniglichen Familie ausgesprochen hatten.

Die Glieder der entthronten Familien wurden auf verschiedeen Wagen zu dem Orte ihrer Einschiffung gebracht. Das Heimliche und die Schnelligkeit ihrer Reise, machten alle Schritte n ihren Gunsten unmöglich. Ueberdieß waren die Edlen, die ei solchen Gelegenheiten gewöhnlich Proben ihrer Ergebung blegen, diesem unglücklichen Fürsten ganz entgegen. Der König war in seinem Wagen entweder von Leuten begleitet, die Theil n der Revolution genommen, oder von Offizieren seiner Garde, eren Privilegien er vernichtet hatte, und die ihm einen unveröhnlichen Haß nachtrugen. Der General Posse geleitete den Prinzen Gustav und nur zu Wexiö, einer kleinen Stadt in Smoland, entdeckte ein Arbeiter, der an dem Wagen etwas eparirte, daß der Kronprinz sich in demselben befände. Ohne em Volke Zeit zu lassen, sich zu versammeln, warf sich der General mit seinem Gefangenen in den Wagen und fuhr im Galopp davon. In Karlskrona kamen Kammerherrn Karl's XIII., einen Neffen zu begrüßen, der für immer die Gestade seines Vaterlandes meiden mußte. Dies war eine sehr bittere Ironie. Als Sigismund Schweden und seinen Thron verließ, als die Bourbons aus Frankreich gingen, theilte der Kern der Nation freiwillig ihr Exil und ihr Schicksal; aber nicht ein Edler folgte, nicht ein Seufzer begleitete das Schiff, das Gustav Adolph über den Belt trug. Er hatte in dem Volke zu viel bittere Erinnerungen hinterlassen, als daß dieses sie plötzlich der Achtung geopfert hätte, die es immer für seinen König hegt. Man beklagte die Königin, man fand das Geschick des Sohnes hart; aber die Zeit und die Umstände waren so schwer, die Zukunft Schweden's so düster, daß Vergessenheit schnell den Eindruck einer Katastrophe verwischen, die in unseren, ruhigeren Tagen das ganze Mitgefühl erregen würde. Nicht etwa, daß das gestürzte Haus nicht hier und da mächtige Anhänger gehabt hätte,*) aber sie hatten nicht den Muth, ihre Meinung laut zu äußern, oder sie schoben es bis auf Weiteres auf. Unter den Adeligen waren die Mitglieder dieser Partei größtentheils alte Diener Gustav's III. und wie er, zu Unterhandlungen und Intriguen fähiger als zu Thaten und Krieg. Sie wußten, daß ihr Herr durch Cabinetsmanöver die Schwierigkeiten besiegt hatte, die sich ihm entgegengestellt und sie hofften alles von denselben Mitteln. Aber einer nach dem andern schied von der politischen Bühne und aus der Welt, ehe ihre Hoffnungen in Erfüllung gingen.

Pariser Gerichtsscene.

Ein Mensch und ein Hund zählen nicht für sechzehn.

An einem schönen Montag des vorigen Monats hatte sich eine große Menschenmasse, um die Omnibus gedrängt, welche zwischen Passy und Paris hin und her fahren; man mußte lange vorher die Plätze in Passy bestellen, und glücklich war der Reisende zu nennen, der für den dritten oder vierten Wagen eine Karte erhielt.

Da kam auch ein Engländer auf das Bureau, und verlangte Plätze nach Paris. „Es sind deren noch drei im vierten Wagen unbesetzt", entgegnete ihm der Controleur. „Das ist mir nicht genug", versetzte der Engländer, „ich muß einen ganzen Wagen haben". — „Wie, sechzehn Plätze?" — „Ja, sechzehn Plätze."

Der Controleur ist der Meinung, der Engländer sey von einer zahlreichen Gesellschaft beauftragt, und übergibt ihm sechzehn Billete, mit den Worten: „Sie haben den fünften Wagen; in dreiviertel Stunden wird abgefahren." Der Engländer bezahlt, steckt die sechzehn Billete ein, pfeift seinem Hunde, einem großen, schönen Bulldogg, und geht auf dem Quai spazieren.

Sein fünfter Wagen trifft endlich von Paris ein, und entleert sich seines Inhalts. Der Conducteur geht ins Bureau, um seine Reisekarte visiren zu lassen. Unterdessen steigt der Engländer mit seinem Hund in den Wagen, und läßt diesen auf einer der gepolsterten Bänke sich ausstrecken. Als die schon wartenden Reisenden, welche um den Wagen standen, bemerkten, daß nur eine einzige Person in demselben sey, wollten sie einsteigen. Allein der Engländer widersetzte sich diesem Vorhaben mit der lakonischen Antwort: „Der Wagen ist besetzt." Die Umstehenden, in der Meinung, die übrige Gesellschaft des Engländers werde gleich nachkommen, lassen sich beschwichtigen, und er genießt einige Minuten lang die Freude, ganz allein den Wagen inne zu haben. Als jedoch der Augenblick der Abfahrt herangekommen war, und der Conducteur eine einzige Person in seinem Wagen erblickte, fragte er: „Sind Sie allein, mein Herr?" — „Nein", entgegnete jener, „ich habe meinen Hund bei mir." Kaum hat der Conducteur diese Antwort vernommen, so ruft er mit lauter Stimme: „Die Reisenden nach Paris, wenn's gefällig ist — 15 Plätze!"

---

*) Die Universitäten feierten die Thronbesteigung Karl XIII. Der berühmte Orientalist Nordberg hielt bei dieser Gelegenheit zu Lund eine lateinische Rede, in der er die die Tugenden Gustav Adolph's hervorhob und die er mit den merkwürdigen Worten schloß: Honestior erat quam regem decebat.

Die Menge stürzt auf den Wagen zu, um einzusteigen, der Engländer aber stemmt sich mit aller Kraft gegen die Thüre und schreit: „Ich sage Ihnen, der Wagen ist besetzt; ich habe alle 16 Plätze für mich und meinen Hund genommen. Es darf Niemand herein."

Dieser ungewöhnliche Vorfall erregt bei Einigen lautes Lachen; Andere aber ärgern sich und wollten mit Gewalt in den Wagen. Der Engländer leistet tapfern Widerstand, sein Hund kömmt ihm zu Hülfe, und droht, knurrend und zähnefletschend, den Ersten Besten am Kragen zu fassen, der es wagen sollte, mit Gewalt einzudringen. Man wendet sich nun an den Conducteur, der den Engländer in allem Ernste auffordert, nachzugeben. Aber vergebens; dieser weigert sich auf das Bestimmteste. Nachdem der Conducteur umsonst seine Worte verschwendet hat, ruft er Gensd'armen herbei. Diese kommen drei Mann hoch, und es gelingt ihnen mit großer Mühe, den Engländer, der sich vor Wuth nicht mehr kennt, im Zaum zu halten und die 15 Reisenden in dem Wagen unterzubringen.

In höchster Aufregung steigt endlich der Engländer mit seinem Hunde vom Wagen herab, fängt von neuem mit dem Conducteur und den Gensd'armen Streit an, theilt dem erstern auf ächt großbritannische Manier einige wohlconditionirte Faustſtöße aus, die einem Ochsen den Athem benehmen könnten, und sagt den letztern ein Dutzend halb englische, halb französische Grobheiten, worauf ein Protocoll über den Hergang der Sache aufgenommen wird.

Sir Eduard Sinopll erscheint deßhalb heute vor dem Zuchtpolizeigericht, absichtlicher Thätlichkeiten beschuldigt. Als ihm der Präsident dieses verkündigt, antwortete er:

„Ich hatte den Omnibus für mich und meinen Hund allein gemiethet."

Präsident. Wir werden die Zeugen vernehmen; Sie sollen alsdann das Wort haben.

Die Zeugen bestätigen in allen Punkten, was oben angeführt wurde.

Präs. Was haben Sie nun vorzubringen?

Sir Eduard. Ich hatte den Omnibus für mich und meinen Hund allein gemiethet.

Präs. Das ist gegen alle Sitte; die Omnibus sind für den allgemeinen Gebrauch bestimmt; man kann sie nicht für eine einzelne Person und einen Hund in Beschlag nehmen.

Sir Ed. Ich hatte alle Plätze genommen und den Betrag dafür bezahlt.

Präs. Ich wiederhole Ihnen, daß so etwas nicht angeht. Hätten Sie dem Controleur gesagt, Sie wollten den Wagen für sich und Ihren Hund allein, so würde er es Ihnen abgeschlagen haben.

Sir Ed. Wenn ich im Theater eine ganze Loge miethe, so habe ich das Recht, allein darin zu seyn.

Präs. Das ist etwas ganz Anderes.

Sir Ed. Wenn ich ein ganzes Haus miethe, so habe ich das Recht, es allein zu bewohnen.

Präs. Auch das ist ganz verschieden ... jedenfalls hätten Sie den Conducteur nicht schlagen sollen, denn er that seine Pflicht.

Sir Ed. Er hatte mich geschimpft; er nannte mich einen Beefsteakfresser.

Präs. Sie haben ihm kräftige Stöße versetzt; das ärztliche Zeugniß beurkundet, daß diese Stöße mehrere blutrünstige Stellen auf seinem Körper verursacht haben.

Sir Ed. Ich habe den Omnibus für mich und mein Hund allein gemiethet.

Der Gerichtshof verurtheilt den Engländer zu einer Str von 100 Fr. und 60 Fr. Schadenersatz, die er auf der Ste bezahlen will. Man hatte große Mühe, ihm begreiflich machen, daß dieß nur in England der Fall sey, und daß Frankreich der Fiscus seinen Schuldnern Credit gibt.

Was eine gebietende Gestalt und etwas Unverschäm heit vermögen.

Herr B........d ist ein Mann von imponirendem Aeußer und eleganter Tournüre. Ihn hatte das beneidenswerthe Un glück getroffen, weder Amt noch Titel, aber eine gute Erzi hung und ein bedeutendes Vermögen erhalten zu haben. Un umschränkter Herr seiner Zeit ließ ihn der Hang zur Gesellig keit die gute Gesellschaft aufsuchen, wo er seines natürliche Witzes und seiner muntern Laune wegen wohl gelitten un allgemein bekannt war. — Eines Morgens, den er zu eine Spazierritte im St. James Park zu London benutzte, begeg nete er dort General Lord M. nebst mehreren Bekannten eben falls zu Pferde. Als General M. seine Verwunderung dar über aussprach, Herrn B........d in der Richtung nach den Horse-guards reiten zu sehen, durch deren Thor bekannt lich nur General- und Stabsoffiziere, zu Pferde passiren dür fen, antwortete Letzterer im scherzenden Tone: „Ein Mann von edlem Anstande findet überall Eingang, und" — setzte er lebhaft hinzu — „ich wette, ich reite durch das Thor der Horse-guards, während Sie, ungeachtet Ihres Rangs als Lord und General, nicht zu Pferde durchgelassen werden." Der Vor schlag erregte allgemeines Gelächter und ward in dem Lande, wo man selten eine Wette vergebens anbietet, von Lord M. sogleich angenommen: Hr. B........d bedingte sich einen Vorsprung von einigen Schritten, sprengte keck auf das Thor zu, parirte sein prächtiges Pferd kurz vor der dort aufgestellten Schildwache und ließ selbe hart an: daß sie ihr Gewehr nachlässig und vorschriftswidrig trage. Der Soldat präsentirte ganz betroffen das Gewehr. „Die Aufmerksamkeit auf Wache und Posten scheint täglich mehr abzunehmen", fuhr Hr. B........d fort. „Auch scheint ihr Eure Ordre ziemlich lau zu beobachten; ich sehe dort (auf Lord M. und seine Begleitung hinweisend) Leute herumreiten, die wahrscheinlich hier durchreiten wollen, wo doch nur Generale und Stabsoffiziere hindurchreiten dürfen. Weiset sie ordnungsmäßig zurück, im Falle sie dieß versuchen sollten." Und ehe die ganz verwirrte Schildwache sich noch gesammelt hatte, war Hr. B........d in der White-Hall Straße und sprengte mit kurzem Galopp gegen Charing-Croß, sich zeitweilig umsehend, ob Lord M. ihm auf demselben Wege nachkomme oder nicht. Dieser ward jedoch von der Schildwache, die ihn nicht persönlich kannte und der eben erhaltenen Lektion eingedenk war, zurückgewiesen und übersandte am nächsten Morgen an Hrn. B........d hundert Pfund (1200 fl. R. W.) als Preis der verlorenen Wette.

Buchstabenräthsel.

Es ist ein Knochen; du dazu,
So wird's ein Araber im Nu.

№ 98.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Der Kardinal del Pietro als Staatsgefangener. *)

(Ein Beitrag zur Geschichte der Regierung Napoleon's.)

Noch ist die Zeit der ruhigen, unparteiischen Beurtheilung für Napoleon nicht gekommen. Während er von den Einen fast zum Pygmäen herabgewürdigt wird, erheben ihn die Anderen als einen Halbgott bis zum Himmel. Erst in der Zukunft, die vielleicht entfernter liegt, als wir glauben, wenn unsere eigenen Erinnerungen und Traditionen, wenn wir, seine Zeitgenossen, ausgestorben seyn werden, erst alsdann wird der Kaiser, der für sich allein eine ganze Dynastie bildet, die Stelle in der Geschichte einnehmen, die ihm nach einem gerechten, unparteiischen Urtheil gebührt.

Eine unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß Napoleon, trotz seiner ungeheuren geistigen Ueberlegenheit, sich vor einem gewissen Rausche, einer Art Schwindel, nicht in Acht zu nehmen wußte, der alle diejenigen überfällt, die von unten hinauf zum Gipfel der höchsten Macht emporsteigen. Unter den von ihm begangenen zahlreichen Fehlern dürfte keiner wohl so geeignet seyn, die Wahrheit dieser Behauptung zu bezeugen, als sein plötzlicher Bruch mit dem Papst Pius VII., und die geschichtlichen Erörterungen werden es bestätigen, daß die grausame Härte, deren er sich gegen einen edlen, Gott ergebenen Greis schuldig machte, gewissermaßen den fatalen Wendepunkt, den ersten Schritt bezeichnete, der Napoleon zu dem Abgrunde fortriß, welcher endlich sein Glück und seinen Genius vernichten sollte.

Pius VII. war, auf Befehl des Kaisers, schon seit einiger Zeit nach Savona zurückgekehrt, als der Kardinal del Pietro, den der Papst, als er Rom verließ, zum Delegaten ernannt hatte, nach Paris beordert wurde. Er begab sich dahin, ohne jedoch die Verwaltung der Kirchenangelegenheiten aufzugeben; aber da er der religiösen Feierlichkeit der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise nicht beiwohnen wollte, wurde er unmittelbar darauf nach Semur verwiesen. Man verbot ihm zu gleicher Zeit, die Insignien seiner Würde zu tragen, und untersagte ihm die Correspondenz mit dem Papste.

Inmitten dieses durch den beleidigten Stolz Napoleon's aufgeregten Sturms fand Pius VII. ruhig in seinem Gewissen und Glauben die nöthige Kraft für den Kampf, den er zu bestehen hatte. Ein gegen den Kaiser geschleuderter Bannstrahl ward insgeheim mehreren französischen Bischöfen und Kardinälen, so wie dem Kardinal del Pietro, zugefertigt; aber die Polizei, die auf Anordnung des Herrn von Chabret den Papst in seiner Umgebung bewachte, war so aufmerksam, daß die Liste der Personen, denen die Bulle zugesandt wurde, zu Paris bereits bekannt war, bevor noch die Bulle selbst an ihre Bestimmung gelangt war.

*) Magazin für die Literatur des Auslandes.

Wüthend über diesen feindseligen Akt, gab Napoleon sogleich Befehl, die italienischen Kardinäle, die sich in Frankreich befänden, arretiren und in Vincennes einsperren zu lassen. Achtundvierzig Stunden darauf wurde der Kardinal del Pietro zu Semur aufgehoben, auf einen Postwagen geworfen und unter der Eskorte eines Gensd'armerie-Offiziers nach Paris abgeführt.

Es war acht Uhr Abends, als der ganz mit Staub bedeckte Wagen im Hotel des Polizeiministers, das damals am Quai Voltaire gelegen war, anhielt. Der Minister und Desmaret, der ihn in dergleichen Angelegenheiten zu vertreten pflegte, waren gerade abwesend. So wurde denn die italienische Eminenz von dem Generalinspector Paques empfangen.

„Mein Herr," sagte der Kardinal in geläufigem Französisch, aber mit italienischem Accent, „man hat mich zur Abreise genöthigt, ohne mir auch nur Zeit zum Frühstücken zu lassen, und ich habe auf dem ganzen Wege, den wir ohne Aufenthalt zurücklegten, nichts zu mir genommen; ich bitte Sie demnach vor Allem, mir ein Mittagsmahl geben zu lassen."

„„Herr Kardinal,"" antwortete Paques, „„Sie werden im Hotel de la Force speisen.""

„Nun, so werde ich Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie mich sogleich nach diesem Hotel führen lassen."

„„Ich werde selbst die Ehre haben, Ew. Eminenz zu begleiten; lassen Sie mich nur vorher einige nothwendige Anordnungen treffen.""

„Ach, mein Gott! machen Sie sich nur keine Umstände; glauben Sie mir, daß ich nicht eben dazu aufgelegt bin, nach eitlen Genüssen zu verlangen: eine Schüssel Maccaroni, den ersten besten Fisch, einiges Gemüse, ein wenig Backwerk und ein Dessert ...."

Paques lächelte, doch so verstohlen, daß die Eminenz nichts bemerkte; er ging hinaus und kam erst nach Verlauf einer Stunde wieder. Der Kardinal bemühte sich diesmal nicht, seine üble Laune zu verbergen.

„Warum," rief er, „sagt man es denn nicht frei heraus, daß man beschlossen hat, mich vor Hunger umkommen zu lassen?"

„„Verzeihung, Herr Kardinal,"" unterbrach ihn Paques; „„ich habe mich ein wenig verspätet, aber endlich bin ich doch hier ....""

„Und Sie wollen mich nach dem Hotel de la Force begleiten?"

„„Auf der Stelle, augenblicklich.""

„Sehr schön! Aber eilen Sie nur, ums Himmels willen, denn ich bin förmlich verhungert."

Nun begibt man sich zu Wagen, zur großen Zufriedenheit des Kardinals, der nicht den geringsten Zweifel darüber hegt,

daß das Hotel de la Force irgend ein vornehmer Palast sey, wo er mit der, seinem Charakter, seinem Alter und seiner Prälatenwürde gebührenden Rücksicht und Achtung behandelt werden würde. Doch bald hält die Equipage in einem kleinen finsteren Gäßchen vor einer niedrigen Thüre an. Paques steigt zuerst aus; er fordert den Kardinal auf, ihm zu folgen, sodann empfiehlt er ihm, das Haupt etwas zu bücken. Der Prälat bückt sich.

„Noch mehr, noch mehr, ehrwürdiger Herr,“ sagte Paques, „wir müssen hier durch diese kleine Pforte.“

„„Wahrlich, ein sonderbarer Eingang,““ versetzte der Kardinal, „„für die Wohnung der ehemaligen Herzoge de la Force.““

Kaum hatte er dieß ausgesprochen, als er sich schon in einem gewölbten Saale befand, der von Männern besetzt war, die, in eine etwas verdächtige Uniform gekleidet, fast alle einen Bund Schlüssel in der Hand hielten. „Gehen Sie hier durch,“ sagte einer dieser Männer mit rauher brutaler Stimme zu ihm.

Der Kardinal hatte sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt; er wandte sich, um seinen Führer zu fragen, aber schon war der Generalinspector Paques verschwunden.

„Wo bin ich denn?“ rief er endlich.

„„Seyen Sie nur ruhig,““ erwiederte einer der Schließer, „„Sie befinden sich in Sicherheit. Sie sind im Hotel de la Force, das ist Alles.““

„Wie? dieses Hotel de la Force ist also ein Gefängniß?“

„„Die Wahrheit zu sagen, ist es etwas der Art...““

Der Kardinal schwieg; eine Viertelstunde darauf führte man ihn in ein kleines Behältniß, das mit einem elenden Bette, einem wurmstichigen Tische und einem Stuhle möblirt war. Kaum war der Kardinal eingetreten, als ein lautes Fluchen und Lästern in der benachbarten Zelle sich vernehmen ließ.

„Was ist das?“ rief der Kardinal ganz erschreckt; „was ist das!“

„„Ei, man kann hier nicht zu viel Prätensionen machen; es ist ein Dieb, der eben seine Galle ausschüttet, nachdem er sechs Monate da gebrummt.““

Der Prälat vermochte sich nicht länger zu halten; die Geduld, mit der er sich gerüstet, war ihm ausgegangen. „O! es ist schrecklich,“ rief er; „einen Kardinal der heiligen römischen Kirche neben einem Diebe einzusperren!“

„„Allerdings,““ bemerkte der Schließer, „„mag dieß etwas sonderbar scheinen; aber zum Henker, das kommt Alles auf Gewohnheit an; das Leben ist eine Reise, heißt es in der Oper; Alles kommt eben nur darauf an, daß man mit dem Nachen so gut als möglich lavire und zusehe, was für einen Ausgang der Sturm endlich nehmen werde.““

Der Kardinal erwiederte nichts, denn an der Sprache seines Gegners konnte er wohl abnehmen, daß Jener eben nicht so albern sey, als er sich das Ansehen zu geben bemüht schien.

Sobald er allein war, warf er sich angekleidet auf das für ihn bestimmte elende Lager. Eine Viertelstunde darauf brachte man einige ihm von dem Inspector der Anstalt zugesandte Gerichte, die mit etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich zubereitet waren. Allein er rührte die groben Speisen nicht an, und er hatte bereits zwei und siebenzig Stunden nichts gegessen, als man ihm anzeigte, daß er zum Polizei-Minister geführt werden solle. In der That ließ man ihn sogleich in einen Wagen steigen, der ihn nach dem Hotel am Quai Voltaire brachte. Dieses Mal wurde er von dem Staatsrath Réal empfangen.

„Ach! mein Herr,“ sagte der Prälat vor Allem zu ihm, „man hat hier zu Lande gar wenig Respect für unsere heilige Religion, und eben so wenig nimmt man Rücksicht auf ihre Diener.“

„„Glauben Sie mir, Herr Kardinal,““ erwiederte Réal, „„daß ich höchst betrübt seyn würde, wenn man es an der Achtung hätte fehlen lassen, die Ihnen aus so vielen Gründen gebührt.““

„Achtung!... Achtung!... Aber wissen Sie, mein Herr; wo man mich die Nacht hat zubringen lassen, mich, einen Kardinal?... neben einem Diebe!“...

„„Das ist übel, sehr übel,““ sagte Réal; jedoch hat sich, ein Mal in seinem Leben, selbst unser Heiland in einer noch schlimmeren Gesellschaft befunden.““

„Sehr wahr, sehr wahr, mein Herr; es ist gewiß, daß unser Herr... aber... ein Kardinal... ein Kardinal der heiligen römischen Kirche in Gesellschaft von Banditen!“

„„Ich gestehe,““ erwiederte hierauf der Staatsrath, „„daß man besser hätte verfahren können, und ich werde Befehl ertheilen, daß dergleichen in Zukunft nicht mehr vorkomme; indessen muß ich, und Sie werden die Formalität wohl entschuldigen, ich muß Sie zum Verhör nehmen.““

„Ich verstehe; allein was diesen Punkt betrifft, so können Sie sich alle Mühe sparen, denn ich werde auf keine Ihrer Fragen antworten. Von dem Innern meiner Seele und meines Gewissens glaube ich Niemanden Rechenschaft ablegen zu dürfen, als Gott, und nächst ihm dem heiligen Collegium zu Rom.“

„„Es sey also; nichts zwingt Sie, auf meine Fragen zu antworten, und es handelt sich ja übrigens nur um eine Formalität; das, was wir zu wissen ein Interesse haben, wissen wir schon. So können Sie z. B. nicht leugnen, daß Sie vor drei Tagen einen Brief vom Papste erhalten haben.““

„Gewiß, ich werde es nicht läugnen. Ich habe einen Brief empfangen, er ist mir durch eine sichere Hand zugestellt worden; das Siegel war unverletzt, und ich habe ihn, gleich nachdem ich ihn gelesen, verbrannt... O! mag Ihre Polizei immer so geschickt seyn, als sie wolle; Gott ist für uns!“

„„Es versteht sich von selbst, daß unsere Polizei nicht gegen Gott anzukämpfen vermag, und es ist zuweilen sehr übel... Aber, zur Sache, da Sie gestehen, jenen Brief empfangen zu haben, so dürfte es Ihnen eben so leicht werden, mir zu sagen, was in demselben enthalten war?““

„O! was das betrifft, so ist es etwas Anderes! Machen Sie sich keine eitle Hoffnung, mein theurer Herr, das werden Sie nie erfahren.“

„„Wahrlich, mein Herr Kardinal: erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, daß das sehr schlimm sey.““

„Für Sie, allerdings; und ich bedaure es in der That, denn nach dem Aeußeren scheinen Sie mir ein braver Mann; aber ich muß Ihnen erklären, daß, wenn ich auch den Rest meines Lebens in Ihrem schrecklichen Hotel de la Force zuzubringen genöthigt würde, Sie dennoch durch mich kein Wort von dem Inhalte jenes Briefes erfahren werden.“

„„Dies Verfahren steht mit sich selbst im Widerspruch.““ — „Mag's seyn.“ — „„Ohne Zweifel; denn wenn Sie mir durchaus nicht sagen wollen, was jener unglückliche Brief enthielt, so werde ich mich genöthigt sehen, den Inhalt desselben Ihnen selber ins Gedächtniß zurückzurufen.““

„O!“ erwiederte der Kardinal lächelnd, „das klingt wie eine Kriegslist, aber ich werde mich keineswegs fangen lassen; das Siegel, ich wiederhole es Ihnen, war unverletzt.“ — „„Ja

wohl, ganz unverletzt, ich bin davon überzeugt."" — „Nun denn, da mir der Brief durch eine sichere Hand zugestellt worden, so bin ich ganz ruhig, und wenn die Verfolgung sich auf diesen Vorwand gründet, so kann sie wenigstens nur mich allein treffen."

„„Mein Gott! im Grunde sind sie ja mehr darüber einig, als Sie glauben; auch habe ich ja nur damit angefangen, Sie zu bitten, mir den Inhalt des Briefes mitzutheilen."" — Also wissen Sie ihn doch nicht." — „„Verzeihung, ich räume diesen Punkt nicht ein, die Consequenz ist nicht streng."" — „Wie! Sie bestehen darauf, zu behaupten, daß Sie den Inhalt kennen?" — „„Ohne allen Zweifel."" — „Und Sie würden ihn mir sogleich genau vorzutragen im Stande seyn?" — „„Ganz genau: ja ich will noch mehr thun und Ihnen die Uebersetzung vor Augen halten, denn der Text war italienisch."" — „Das ist zu viel für dies Mal!" —

„„Allerdings ist es viel,"" antwortete Réal; zu gleicher Zeit zog er ein Papier aus einer Mappe und fing an, mit gleichgültiger Miene die Uebersetzung des Briefes vorzulesen. Je mehr sich die Lektüre dem Ende näherte, desto mehr gab der Kardinal Zeichen eines unsäglichen Erstaunens.

Das verwirrt die Einbildungskraft," rief er, als der Staatsrath fertig war, „ich habe das Siegel genau untersucht; es war unverletzt, ich bin davon überzeugt, und ich habe den Brief selber verbrannt, ohne ihn irgend Jemanden mitzutheilen!"

„„Bleiben wir nun hierbei stehen, Herr Kardinal; gewiß, ich dürfte wohl leicht Repressalien gebrauchen und Ihnen sagen, daß Sie nie erfahren werden, wie wir dazu gelangt sind, uns die Copie jenes Briefes zu verschaffen; aber ich will redlicher mit Ihnen verfahren. Alles dies ist übrigens keinesweges so geheimnißvoll als Sie vielleicht glauben: Sie haben den Brief verbrannt, nicht wahr?""

„Ja wohl, ich selbst, ich habe die Flamme gesehen, die ihn vor meinen Augen verzehrte."

„„Sehr wohl; aber Sie haben die Asche nicht zerstreut. Eben diese Asche, diese von Ihnen vernachläßigten Spuren, haben wir uns verschafft; einer unserer geschicktesten Chemiker, ein Fourcroy oder Chaptal, hat sie einer chemischen Analyse unterworfen, und so haben wir den Inhalt des Briefes Wort für Wort wiedergefunden.""

„Treiben Sie keinen Spott, mein Herr, ich bitte Sie. Sie werden mir wohl keine so kindische Leichtgläubigkeit zutrauen, daß ich diese schlecht erdichtete Fabel für Wahrheit annehme. Sie haben ein anderes Mittel angewandt."

„„Es kann wohl seyn; aber dieses andere Mittel, ich werde es Ihnen nicht eher mittheilen, bis Sie mir sagen wollen, wer die verschwiegene Mittelsperson war, deren sich Seine Heiligkeit bediente."" — „Unmöglich, mein Herr; lieber will ich an die chemische Analyse der Asche glauben." — „„Wie es Ihnen beliebt: so behalten wie denn unser Geheimniß, ein Jeder für sich.""

„Ich wollte Sie jedoch," sagte der Kardinal nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „um eine Gnade bitten: nämlich mich nicht wiederum nach dem Hotel de la Force bringen zu lassen."

„„Das ist keinen Augenblick meine Absicht gewesen,"" antwortete Réal; „„wollen Sie mir vor Allem die Ehre erzeigen, mit mir zu speisen, mein Herr Kardinal. Ich werde Sie alsdann selber nach einem Schlosse führen, wo Sie Personen von Ihrer Bekanntschaft treffen werden.""

„Und wo ich als Gefangener seyn werde?„

„„Ich bedaure, daß ich mich genöthigt sehe, die Frage zu bejahen.""

„Der Wille Gottes geschehe!" erwiederte der Kardinal.

Während des Diners war man ziemlich heiter, und der würdige Prälat ehrte dasselbe durch einen Appetit, der geeignet war, Zeugniß abzulegen von seiner bisherigen großen Resignation. Als der Abend herangekommen war, stieg der Kardinal mit dem Staatsrath in einen Wagen, der sie nach Vincennes abführte, und Monsignor del Pietro war in Besitz eines kleinen Zimmers gesetzt, das für ihn in Bereitschaft war. Bald erschienen als seine Leidensgefährten die Cardinäle Gabrielli und Oppizonni, so wie der Abbé d'Astros, Generalvicar der Diözese von Paris, deren Stuhl seit dem Tode des Kardinal Dubelloy vakant war. Der Herr von Astros hielt sich über die Lage, in die sich der Kardinal del Pietro versetzt, auf, indem er ihm seine zu große Freimüthigkeit vorwarf.

„Sie hätten," sagte er, um keinen Preis gestehen sollen, daß Sie einen Brief vom heiligen Vater erhalten haben." — „„Aber, wenn Sie nichts gestanden haben, Sie Herr Abbé,"" versetzte der Kardinal, „„woher kommt es denn, daß Sie sich hier befinden?""

„O, was mich anbelangt, so verhält es sich anders, wenigstens liegt es nicht an einem Mangel an Verschwiegenheit. Hören Sie, wie ich in diese unglückliche Affaire verwickelt wurde. Ich kam nach den Tuilerien, um dem Kaiser an seinem Geburtstage Glück zu wünschen, als Herr Réal zu mir trat und sagte: „„Mein Herr Abbé, wollen Sie wohl gefälligst mit mir gehen; Se. Majestät der Kaiser haben mich beauftragt, Sie zu sprechen."" — Ich folgte ihm; er führte mich zu seinem Wagen und forderte mich auf, einzusteigen; er nahm neben mir Platz und befahl, nach meinem Hotel zu fahren. Unterwegs sagte er zu mir: „„Herr Abbé, wissen Sie nichts von der Bannbulle, die der Papst ausgefertigt?"" — „Nichts", erwiederte ich, „was mich dabei persönlich anginge, ich habe Kenntniß erhalten, wie alle Welt." — „„Und Sie haben bei dieser Gelegenheit keine Botschaft vom Papste erhalten?"" — „Keine." — „„Dies werden wir untersuchen müssen."" — Das Wort war nicht höflich, aber ich that so, als wenn ich nicht darauf gehört hätte. Nach zehn Minuten kamen wir im erzbischöflichen Hotel an. Réal begab sich ohne Weiteres nach meinem Zimmer. — „„Herr Abbé"", sagte er hier zu mir, „„ich glaube, daß Sie klug handeln würden, wenn sie geständen, daß Sie einen Brief von Sr. Heiligkeit erhalten haben."" — Ich hätte eben so verfahren können, wie Ew. Eminenz, nämlich sagen, daß ich einen Brief empfangen und ihn verbrannt hätte; aber ich hatte beschlossen, mein Geheimniß, so lange es ginge, nicht zu verrathen: ich hielt mich tapfer, ich gestand nichts, aber das Unglück wollte, daß Réal's Aufmerksamkeit gleich anfangs auf einen Korb unter meinem Büreau gelenkt wurde, in den ich die unnützen Papiere hinein zu werfen pflegte. Er ergriff einige dieser Papiere, und das erste, das sich seinen Blicken darbietet, ist gerade das Konzept der Antwort, die ich an seine Heiligkeit entworfen und in welcher ich, nächst der Meldung des Empfanges der Bannbulle, dem heiligen Vater anzeigte, daß dieselbe durch meine Vermittelung in der Diözese verbreitet würde. — Zwei Stunden darauf wurde ich hierher abgeführt, und Sie sehen, Herr Kardinal, daß es wenigstens nicht der Mangel an Verschwiegenheit war, der mich hierhergeführt."

„„O! mein Herr Generalvikar"", versetzte der Kardinal, „„wenn ich zu freimüthig gewesen bin, so gestehen Sie nur daß Sie sehr leichtsinnig gewesen!""

Der Kardinal del Pietro blieb zu Vincennes bis zum Jahre 1813, wo er endlich die Erlaubniß erhielt, sich zum Papst zu begeben, der sich damals als Gefangener zu Fontainebleau befand. Während der langen Gefangenschaft hatte er nicht einen Augenblick seine Ruhe und seine gute Laune verloren: ja er schien nicht einmal einen Groll gegen Napoleon zu hegen, denn mehr als einmal hörte man ihn, bei der Nachricht von einem neuen Siege des Kaisers, in gutmüthigem Tone sagen: „O was würde der verdammte Mensch nicht Alles ausgeführt haben, wenn er nicht im Bann wäre?" Horace Raisson.

Der Mann mit der eisernen Maske.

Man hat viele Bände mit Hypothesen über diese geheimnißvolle Person angefüllt. Einige Blätter, welche Saint-Mars, der Kerkermeister des Mannes mit der eisernen Maske hinterlassen, haben das große historische Problem gelöset. Ein französisches Blatt, dem wir diese Notiz entlehnen, sagt darüber Folgendes:

Herr Billiard, welcher verschiedene administrative Funktionen bekleidet, arbeitete während des Kaiserreichs im Cabinet des Herrn Montalivet, Minister des Innern, der sehr liirt war mit Herrn d'Hauterive, Conservator der Archiven der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser wußte, daß Herr Montalivet mit vielem Eifer Original-Dokumente der französischen Geschichte sammele. Das wichtigste Aktenstück, welches ihm durch Herrn d'Hauterive gezeigt wurde, war der schriftliche Bericht über die Sendung, womit dieser Gouverneur der Staatsgefängnisse beauftragt worden. Saint-Mars erklärt darin, er habe ihn niedergeschrieben, um sein Gewissen zu beruhigen.

Das autographe Aktenstück wurde von Herrn Amyot abgeschrieben; die Abschrift wurde von Herrn Goubault und Herrn Labiche verifizirt, und befindet sich gegenwärtig in den Händen des Herrn Montalivet, Intendanten der Civilliste, der bekanntlich ein Sohn des ehemaligen Ministers ist.

Die Astrologen hatten ihr Laboratorium in den Thürmen des Louvre aufgeschlagen. Katharina von Medici hatte die geheimnißvollen Wissenschaften in die Wohnung der Könige eingeführt; Anna von Oesterreich und Ludwig XIII. glaubten an den geheimnißvollen Einfluß der Sterne und an Weissagungen. Diesem Monarchen war prophezeit worden, die Königin werde Zwillinge gebären, welche den Bürgerkrieg entzünden würden; er beschloß, denjenigen aus dem Wege zu räumen, welcher der zweite auf die Welt kommen würde. Anna von Oesterreich erschrack gleichfalls über diese Prophezeihung und versprach, sich dem Willen des Königs zu fügen. Als der erste Sohn geboren war, ließ man seine Geburt constatiren, und nachdem sich die Menge der Höflinge entfernt hatte, empfand die Königin aufs Neue Wehen. Sie befahl den Personen, die bei ihr waren, sie nicht zu verlassen, und bald darauf gab sie einem zweiten Kinde männlichen Geschlechts das Daseyn. Da erwachten die Unheil verkündenden Weissagungen in ihrem Gedächtnisse. Die Politik schlang ihre Netze um dieses junge Leben und es verschwand auf immer. Der zweite Sohn Anna's von Oesterreich wurde Saint-Mars anvertraut. Dieser führte ihn nach Burgund und erzog ihn in seinem Schlosse. Das Kind wuchs heran. Täglich sah es die Zugbrücke sich niederlassen, um die königlichen Couriere aufzunehmen. Der Wächter auf dem Söller meldete jedesmal die Ankunft der Boten, und der Castellan ertheilte stets seine Antworten im Geheimen. Der königliche Gefangene hatte sein sechzehntes Jahr erreicht; er fing an zu ahnen, daß diese Botschaften sich auf ihn bezögen. Er lauerte Saint-Mars auf, um das Geheimniß zu ergründen. Eines Tages, während dessen Abwesenheit, drang er in sein Cabinet, näherte sich einem Möbel, in das er die Depeschen hatte schließen sehen, bemächtigte sich der Correspondenz des Hofes, las sie durch und wußte Alles. In diesem Augenblick erschien Saint-Mars: er gebot dem Prinzen bei Todesstrafe, das Geheimniß, das er erforscht, zu verwahren. Der Prinz gelobte es und verpfändete mit diesem Eidschwur sein Leben.

Saint-Mars berichtete den Vorfall nach Hofe; er erhielt Befehl, sich mit dem Jüngling auf die Inseln St. Marguerite zu begeben. Eine Maske verhüllte die Züge, die durch ihre Aehnlichkeit mit den Zügen Ludwigs XIV. die Abkunft des Gefangenen würde verrathen haben.

Die subalternen Angestellten bedienten ihn, ohne zu wissen, wer er sey, noch woher er komme. Die Maske, die er trug, war vom schwarzen Sammet, und war hinten geschlossen; er durfte sie nie ablegen. Der Prinz war stets elegant gekleidet und trug sehr feine Wäsche; seine Zimmer waren reich möblirt, und Saint-Mars redete nur stehend mit ihm und den Hut in der Hand.

Eines Tages grub der königliche Gefangene mit dem Messer einige Worte auf einen silbernen Teller und warf ihn durchs Fenster der Citadelle, wo er eingesperrt war. Ein Fischer hob den Teller auf und brachte ihn dem Gouverneur; dieser fragte ihn: „Habt Ihr gelesen, was auf dem Teller stand, und hat ihn Jemand in Euren Händen gesehen?" — „Ich kann nicht lesen," betheuerte der Mann, „und Niemand hat ihn gesehen." Der Fischer blieb in gefänglicher Haft, bis Saint-Mars sich überzeugt, daß er nicht lesen könne. — Einem Barbier ging es nicht so gut. Der Prinz hatte auf ein sehr feines Hemd geschrieben, das er am Fenster befestigte. Der Barbier, der es unglücklicher Weise erblickte, benachrichtigte den Gouverneur davon. Der Gouverneur fragte ihn, ob er das Geschriebene gelesen; trotz alles Läugnens, wurde er zwei Tage nachher todt im Bette gefunden. Eben so starb ein alter Diener des Prinzen plötzlich in der Citadelle, weil man ihn im Verdacht hatte, er wisse um das Geheimniß des Prinzen; die Leiche wurde in der Nacht und ganz in der Stille begraben.

Nachdem er eilf Jahre auf den Inseln St. Marguerite geblieben, wurde der Gefangene nach Paris abgeführt, wo die Bastille ihn nebst dem Saint-Mars aufnahm; Letzterer wurde zum Gouverneur der Bastille ernannt. So lebte der Sohn der Anna von Oesterreich und Ludwig's XIII. bis zum 19. November 1703. Die Exequien wurden am folgenden Tage zu St. Paul des Camps gehalten. In den Sterbeakten wurde er Michaly genannt; Alter und Namen wurden falsch angegeben. —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 97.:

Beduin.

№ 99.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Von Toledo nach Granada.

(Aus der Revue de Paris.)

.... Wir mußten nach Madrid zurück, um die Diligence nach Granada zu besteigen. Wir hätten in Aranjuez auf sie warten können, aber wir liefen Gefahr, sie besetzt zu finden und bestimmten uns daher für das erste.

Unser Führer hatte die Vorsicht gehabt, Abends vorher ein Maulthier voranszuschicken, das unserer auf halbem Wege warten sollte, um das vor unser Fuhrwerk gespannte Thier abzulösen, denn es ist zweifelhaft, ob wir ohne diese Vorsicht die Reise von Toledo nach Madrid in einem Tage hätten machen können, da die Hitze auf dieser staubigen und schattenlosen Straße, mitten durch endlose Kornfelder, unerträglich ist.

Um 1 Uhr kamen wir halb, um nicht zu sagen ganz gekocht, und ohne weiteren Unfall in Illescas an. Wir waren eilig, mit diesem Wege fertig zu werden, der nichts Neues für uns hatte, als allenfalls, daß wir ihn früher hin-, jetzt zurück machten.

Mein Gefährte zog es vor, zu schlafen, und ich, der ich bereits mit der spanischen Küche vertraut war, ich begann mein Mittagessen den zahllosen Schaaren von Fliegen streitig zu machen. Die Tochter der Wirthin, ein artiges Kind von zwölf bis dreizehn Jahren mit arabischen Augen, stand neben mir, einen Fächer in der einen und einen kleinen Besen in der andern Hand, und suchte die lästigen Insekten abzutreiben, welche, sobald die Bewegung etwas nachließ oder gar aufhörte, zu immer wüthenderen summenden Angriffen zurückkehrten. Mit dieser Hülfe gelang es mir, einige ziemlich fliegenfreie Stücke in den Mund zu schieben, und als mein Appetit in Etwas gestillt war, knüpfte ich mit meiner Insekten-Jägerin eine Unterhaltung an, welche meine Unkunde der spanischen Sprache nothwendig sehr beschränkte. Mit Hülfe meines Dictionairs indeß gelang es mir, eine für einen Fremden ganz erträgliche Unterhaltung zu führen. Die Kleine erzählte mir, daß sie alle gedruckte Schrift und selbst Latein schreiben und lesen könne, und daß sie außerdem nicht übel auf dem Pandero spiele, ein Talent, von welchem sie mir auf meine Bitte eine Probe gab, die den Schlaf meines Gefährten sehr beeinträchtigte; das Rasseln der Kupferplatten und das dumpfe Schnarchen der von dem Daumen der kleinen Dilettantin berührten Eselshaut weckten ihn am Ende auf.

Das frische Maulthier war vorgespannt. Wir mußten uns wieder auf den Weg begeben, und wirklich bedurften wir starken moralischen Muthes, um bei 30 Grad Wärme eine posada zu verlassen, wo uns die Perspective mehrerer Reihen Wasserkrüge, alcarrazas, winkte. Wasser trinken ist eine Wollust, die ich erst in Spanien habe kennen lernen; freilich ist es hier leicht, klar und von köstlichem Geschmack. Die Vorschrift der Mohamedaner, keinen Wein trinken, ist unter solchem Klima leicht zu befolgen.

Dank den beredten Reden, welche unser calessero unaufhörlich an sein Maulthier richtete, und den kleinen Steinen, welche er ihm mit vieler Geschicklichkeit an die Ohren warf, kamen wir bald ordentlich in Gang. Bei schwierigen Gelegenheiten nannte er es vieja, revieja (alt, doppelt alt), eine Beschimpfung, welche die Maulthiere außerordentlich tief empfinden, sey es, weil dieselbe immer von einem Hiebe mit einem Peitschenstiel auf das Rückgrat begleitet, sey es, weil sie an und für sich sehr demüthigend ist. Dies mehrmals gleich sehr zu rechter Zeit angewandte Epitheton bewirkte, daß wir um 5 Uhr Nachmittags die Thore von Madrid erreichten.

Madrid kannten wir bereits und sahen hier nichts Neues als die Frohnleichnamsprozession, welche durch die Einziehung der Klöster und der religiösen Brüderschaften viel von ihrem früheren Glanze verloren hat. Indeß fehlt es der Ceremonie nicht an Feierlichkeit. Der Weg der Prozession ist mit feinem Sande bestreut und tendidos von Segeltuch, die von einem Hause zum andern reichen, unterhalten Schatten und Kühlung in den Straßen; die Balkons sind geschmückt und mit schönen Frauen in großer Toilette besetzt; es ist der reizendste Anblick, den man sich denken kann. Das beständige Spiel der Fächer, welche sich abwechselnd öffnen und schließen, die Bewegungen der Frauen, die sich in ihre Mantille hüllen und die Biegung einer widerwärtigen Falte verbessern, die Blicke, welche von einem Fenster zum andern Bekannten zugeworfen werden, das hübsche Kopfnicken und die anmuthige Miene, welche den agur begleiten, mit welchem die sennoras den Cavalieren, die sie grüßen, antworten, die pittoreske Menge, untermischt mit gallegos, pasiegos, Valencianern, manolas und Wasserverkäufer: das Alles bildet ein Schauspiel von reizender Lebendigkeit und Munterkeit. Die ninnos de la cuna (die Findelkinder), in ihre blaue Uniform gekleidet, marschiren an der Spitze der Prozession. In dieser langen Reihe von Kindern erblickten wir sehr wenige, die eine hübsche Figur hatten. — Dann kommen die Banner der Kirchspiele, die Geistlichkeit, die silbernen Reliquienkästchen und, unter einem Himmel von Goldstoff, der corpus Dei in einer Diamantensonne von blendendem Glanze.

Die sprichwörtliche Andacht der Spanier scheint mir sehr erkaltet und in dieser Beziehung hätte man sich in Paris glauben können, zu der Zeit, wo es zum guten Geschmack gehörte, nicht vor dem heiligen Sakrament zu knien. Höchstens daß bei dem Herannahen des Thronhimmels, die Männer an den Rand ihres Hutes greifen. Das katholische Spanien existirt nicht mehr. Das Land hat ganz Voltaire'sche und liberale

Ideen über Feudalität, Inquisition und Fanatismus. Klöster zu demoliren hält es für den Gipfel der Civilisation.

Eines Abends, als ich mich in der Nähe des Posthauses, an der Ecke der Straße Carretas befand sah ich die Menge in Eile davonlaufen und von der Calle-Mayor eine Menge funkelnder Lichter näher kommen: es war das heilige Sacrament, welches sich in seiner Karosse an das Bett eines Sterbenden verfügte. Der Zweck dieser Flucht war, zu vermeiden, sich auf die Kniee zu werfen.

Madrid war uns unerträglich, und die zwei Tage, welche wir dort zubringen mußten, kamen uns wie ein Jahrhundert vor. Wir träumten von Orangenbäumen, Citronenbäumen, Cachachus, Castagnetten, Basquinen und pittoresken Trachten, denn Jedermann erzählte uns wunderbare Dinge von Andalusien mit dieser etwas prahlenden Emphase, welche die Spanier so wenig, as die Gascogner Frankreichs sich je abgewöhnen werden.

Endlich kam der ersehnte Tag, denn Alles kömmt, selbst der Tag, nach welchem man sich sehnt, und wir fuhren in einer sehr comfortablen Diligence ab, die mit einer Schaar glatter, feister und kräftiger Maulthiere, welche tüchtig lostrabten, bespannt war. Diese Diligence war mit Nankin ausgeschlagen und mit Rollvorhängen und grünen Jalousien geschmückt. Sie schien uns der Gipfel der Eleganz nach den abscheulichen Galeeren, Calassinen und Carossen, in denen wir bis dahin herumgeschüttelt waren; und wirklich wäre sie sehr bequem gewesen, ohne die Ofenhitze, welche uns versengte, unsern Fächern und unserer außerordentlich leichten Kleidung zum Trotz. Auch hörte man in unserm rollenden Dampfbade die ewige Litanei: Ay! que calor! Ich ersticke! Ich schmelze! und andere passende Exclamationen. Indeß trugen wir unser Leiden in Geduld und ließen ruhig unsern Schweiß stromweis Nase und Schläfe hinab rinnen, denn am Ende unsrer Mühsaler warteten uns Granada und die Alhambra, der Traum jedes Dichters; Granada, bei dessen bloßem Namen der Bürger, und sey er auch noch so dick, noch so eifriger Wähler und Corporal der Bürgergarde, in bewundernde Worte ausbricht und auf Einem Beine herumtanzt. —

Die Umgegend von Madrid ist traurig, nackt und verbrannt, obgleich auf dieser Seite weniger steinig, als wenn man von Guadarrama kommt; das Land folgt sich in gleicher Einförmigkeit, ohne andre Abwechselung, als staubige und ärmliche Dörfer, die hier und dort aus der allgemeinen Dürre auftauchen, und die man nicht bemerken würde, wenn nicht der viereckte Thurm ihrer Kirche die Aufmerksamkeit fesselte. Spitze Thürme sind in Spanien selten; der viereckte ist der gebräuchlichste. Wo sich Wege scheiden, öffnen verdächtige Kreuze ihre düstern Arme. Von Zeit zu Zeit ziehen Wagen mit Ochsen bespannt vorüber, der Fuhrmann schlafend unter seinem Mantel, Bauern zu Pferde, wilden Ansehens und den Carabiner im Sattelbogen.

Man findet keine Baumgänge, kein Gebüsch, keinen Tropfen Wasser in dem Bette der ausgetrockneten Ströme; Nichts, woran das Auge ausruht und die Einbildungskraft sich erfrischt. Um ein wenig Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne zu finden, muß man der engen Linie kleinen und seltenen Schattens folgen, den die Mauern werfen. Freilich war es mitten im Juli, was gerade nicht die Zeit ist, um in Spanien kühl zu reisen; aber wir sind der Meinung, daß man ein Land in seiner starken Jahreszeit besuchen muß: Spanien im Sommer, Rußland im Winter.

Bis zur königlichen Residenz (sitio real) Aranjuez fanden wir Nichts, was besonderer Erwähnung werth wäre. Aranjuez ist ein Schloß, welches an die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. gangbare Bauart erinnert, an den Palast von Fontainebleau oder die Häuser der Place-Royal in Paris. Der Tajo, den man auf einer hängenden Brücke überschreitet, unterhält hier eine Frische der Vegetation, welche die Bewunderung der Spanier erregt und den Bäumen des Nordens gestattet, sich in voller Kraft zu entwickeln. Man sieht in Aranjuez Ulmen, Eschen, Birken, Espen, die hier sich eben so merkwürdig ausnehmen, als es Feigenbäume, Aloen und Palmen thun würden.

Man machte uns auf eine eigens angelegte Gallerie aufmerksam, durch welche Godoy, der bekannte Friedensfürst, sich aus seinem Hôtel in das Schloß verfügte. Wenn man den Ort verläßt, bemerkt man zur Linken den Stier-Platz, der einen ziemlich monumentalen Anblick gewährt.

Während der Zeit, daß man die Maulthiere wechselte, eilten wir auf den Markt, um Orangen einzukaufen und Eis oder vielmehr durchgeschlagenen Schnee mit Limonien in einer dieser refrescos-Buden in freier Luft einzunehmen, welche in Spanien eben so gewöhnlich sind, als die Schenken in Frankreich. Statt Kannen Wein und Gläser Branntwein zu trinken, genießen die Bauern und Grünhändlerinnen auf dem Markte eine bebida halada, die sie nicht mehr kostet und wenigstens ihnen das Hirn nicht verrückt und sie nicht zum Viehe macht. Dadurch, daß sie die Trunkenheit nicht kennen, stehen die Leute aus dem Volke weit über den correspondirenden Classen in unsern angeblich civilisirten Ländern.

Der Name Aranjuez, aus den Worten Ara jovis gebildet, zeigt hinlänglich, daß diese Wohnung sich auf dem Platze eines alten Tempels des Jupiters erhebt. Wir hatten keine Zeit, das Innere desselben zu besuchen und bedauerten es eben nicht sehr, denn alle Palläste sind sich gleich. Eben so ist es mit den Höflingen; Originalität findet sich nur im Volke und die Canaille scheint das Privilegium der Poesie behalten zu haben.

Von Aranjuez bis Ocana wird die Gegend, ohne Besonderes zu bieten, doch pittoresker. Wallende Hügel begrenzen die Straße, wenn der Wirbel von Staub, in welchem die Diligence dahinrollt, durch einen günstigen Hauch weggeführt wird und uns gestattet, ihrer gewahr zu werden. Der Weg, obgleich schlecht unterhalten, ist ziemlich gut, Dank diesem wunderbaren Klima, wo es fast nie regnet, und den wenigen Fuhrwerken, da fast alle Transporte auf dem Rücken der Thiere beschafft werden. (Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen und Erfahrungen

über die Erfindung, Bereitung und verschiedene Behandlung 2c. des Bieres, als Volksgetränkes.

(Ein mehr allgemeiner Aufsatz.)

Heu mira vitiorum solertia! inventum est,
Quomodo aqua ebriaret. Plin.

Der kindliche Naturmensch der Urwelt, noch zufrieden mit den milden Erstlingsgaben der Natur und damals nur auf die nöthigsten Lebensbedürfnisse angewiesen, stillte gleich den Thieren und Pflanzen seinen Durst mit natürlichem Wasser; der

Mensch aber mehr in das sociale Leben hinüber getreten, ließ sich in seinen Genüssen nicht mehr so enge und kärglich umkreisen, seine zunehmenden Bedürfnisse, sein gesteigertes Begehrungsvermögen holten schon weiter aus und so erfand er unter andern auch bald die Kunst aus verschiedenen Obst- und Getreidegattungen geistige, betaumelnde und berauschende Getränke und schon 709 Jahre vor Christi Geburt „Bier" zu bereiten.*) Auch unsere Urväter, die alten, noch in Thierfelle gekleideten Deutschen tranken schon aus kunstlosen, aber gewaltigen Humpen oder aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde ihr nationales Haferbier. Bei einem bald allgemein so beliebten, so behaglich mundenden und so schon durch die Gewohnheit akkreditirten Volksgetränkes, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe einer strebenden Zeit aus dieser allen möglichen Versuchen unterzogenen Fabrikation früher oder später jener annehmliche, erquickende, nahrhafte und stärkende Trank erzielt wurde, der besonders der arbeitenden Menschenklasse ein so wohlthätiges Labial gewährt. Aber auch da wucherte leider wieder verderblich unter dem guten Saamen auch jener unselige Giftbaum der Irreligiosität, der gewissenlosen Gewinnsucht und des Eigennutzes, der durch verbotene Geldzulagen, fremdartige Beimischungen, stellvertretende Surrogate und selbst giftartige Ingredienzien ein an sich köstliches, königliches Getränke pflichtvergessen zu entthronen, zu entwerthen, und einen so zuträglichen Genuß, dann trügerisch nicht selten in ein verstecktes, schleichendes Gift zu verkleiden weiß, das zu seiner Zeit seine Wirkung gewiß nicht verfehlt! Jede wohlgeordnete, obsorgliche, pflichtgetreue, medizinische Polizei wird und soll auf solche sträfliche Unfüge und schmugglerische Eingriffe in das Gesundheitswohl seiner Bürger ein strenges, wachsames Augenmerk haben!! — Referent enthält sich hier absichtlich die so eben angedeuteten Bier und Gesundheit hintergehenden, schädlichen Stoffe näher zu bezeichnen, um so ja nicht beitragen zu helfen, die ohnedieß schon zu weit offenen Augen des losen Speculationsgeistes und heillosen Wuchers noch fernsichtiger zu machen!? — Der menschliche Erfindungsgeist ferner blieb auch darin nicht im Rückstande, die Mittel auszusinnen, ein schon schales, der Auflösung nahes, verdutztes, verbrantes Bier wieder so aufzurichten und so zu betonen, daß es wieder mehr oder minder weitläufig gemacht**), auch noch an den Mann kömmt! einen entferntern Aufschluß aber, ob ein Bier gehörig bereitet ist, geben dem Nichtchemiker folgende, wenn auch noch empirische Kennzeichen.

1) Der dem Bier eigenthümliche Geschmack, der schon ziemlich auf eine gute Beschaffenheit des Fabrikats schließen läßt; da aber der Art kein einfacher, sondern ein aus der ganzen Masse zusammengesetzter und auch noch von andern Bedingungen abhängiger ist: so kann dieses Zeichen für sich allein nicht ganz entscheiden, und man hat sohin noch zu sehen auf

2) die Farbe, die in der Regel lebhaft gelbbraun seyn soll und meist aber vom Extractivstoffe des Hopfens, und noch mehr von dem mehr oder minder gerösteten Malze herrührt, das überdörrt die beste Würze des Bieres, den Zuckerstoff nämlich größtentheils fahren läßt und in ein ganz anderes, die Farbe und den Geschmack entstellendes Produkt sich verändert: das Ueberrösten des Malzes aber, wodurch das Bier mehr gedunkelt und verbittert wird, kann nicht immer einem etwaigen Brauversehen, sondern meist einem absichtlichen Verfahren zugeschrieben werden, das dahin berechnet ist — Hopfen zu ersparen. —

3) Ein schönes Lichtverhältniß d. i. die so ansprechende Läutere und goldgelbe Klarheit des Bieres wird außer dem so eben Gesagten auch noch dadurch erzielt, wenn es bei seiner Erzeugung den Gährungsprozeß vollkommen durchgemacht und die dabei gebildete Hefe sich gehörig gesetzt hat; im Gegentheil aber oder wenn das Bier sich schon angeschickt in sauere Gährung überzugehen, wird es trübe, widerlich schmeckend und kann dann nur jenen empfohlen werden, die martialische, alles vertragende Straussenmägen haben, und einer Verstopfung, der sie Purgiermittel entgegen zu setzen nicht geneigt sind, gerne Luft machen möchten; was aber auch so manches andere erkünstelte Bier erweislich zu leisten vermag.

4) Der spezifische Geruch eines Bieres läßt zwar aus seiner Stärke auf die inwohnende Menge der denselben erregenden flüchtigen Stoffe schließen; da er aber wieder ein aus dem ganzen Massengemische zusammengesetzter Geruch ist, so kann auch hier natürlich das geübteste Organ nicht gar weit eindringen.

5) Der Schaum, der aus der gasartig sich entwickelnden, dem Magen so gut bekommenden Kohlensäure perlend auftaucht, wird, wenn er milchrahmartig mit mehr oder minder kleinen Blasen auf der Oberfläche sich lagert, mitunter ebenfalls als ein empfehlendes Zeichen gern gesehen; aber auch damit wird oft trügerisch das Auge des Sehers berückt und oft ein an sich untadelhaftes Bier durch Quirlen, Klystieren mit Handspritzen, durch schaummachende Beisätze und solche Kunstgriffe entgeistet, entwerthet. Kein Wunder, wenn dann so praktische Bierstuben immer lichter werden, da jeder gemeine Bierkenner Bierquälereien der Art leicht entziffern kann, die auch oft austretende, geschwätzige Dienstboten weiter auszuzischeln nicht ermangeln. — Aber noch mehr zu beklagen ist, wenn ein erst frisch eingeschenktes Bier mit noch von Vorgestern übrig gebliebenen, schon bezahlten, mehr oder weniger schon über — oder abgestandenen Bierneigen voll aufgefüllt wird. Wer nun auch in unsern Gegenden Gelegenheit gehabt hat zu bemerken, daß mit eckelhaften Speichelflüssen, und ansteckenden und um sich fressenden Mundkrankheiten, mit Lippenkrebsen Behaftete in Schenken Bier schlürfen und oft solche übel einbalsimirte Bierneigen stehen lassen, der kann sich dann erklären, woher oft ein harmloser Mensch ein scheußliches Uebel an sich bringt, von dem der Ergriffene selbst den wahren Ursprung so oft nicht angeben kann, und das, weil es meist im Verborgenen unerkannt und ärztlich unbehandelt fortglimmt, so meist schon so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß es fast immer einen schlimmen Ausgang nimmt. Es ist sehr zu bedauern, daß erst vor nicht gar langer Zeit mehrere sonst ganz gesunde Personen auf die so eben angegebene Weise angesteckt, rettunglos eines elenden Todes gestorben sind. Bedenkt man aber, daß die Krüge, in denen so heillose Rückstände bis zur weitern Verwerthung ruhen, gewöhnlich erst dann ganz gereinigt werden, wenn ihr geheimer Inhalt an Mann gebracht ist, so er-

*) Schon Osiris, ein wegen seiner Erfindungen und Förderung des Ackerbaues rc. vergötterter König in Aegypten, ließ gutes Bier brauen.

**) Eine nähere Prüfung des Bieres aber geschieht dreifach; erstens mittelst der Sinne, d. i. unmittelbar; zweitens physikalisch mittelst des Aräometers, d. i. Bierwage, und drittens chemisch, mittelst Reagentien.

klärt sich von selbst, wie leicht Jemand sich aus dieser Büchse der Pandora ein solches ungebetenes Uebel holen kann.

Einem Biere ferner Wasser, oder Nachbier (Hainzel) oder schlechteres, sich schon zu seinem Hinende neigendes Bier beizumischen, ist zwar ebenfalls unerlaubt und unchristlich, jedoch aber nicht gar so schädlich als die so eben geschilderten Bierneigen. — In Bayern haben wir meist braunes Bier, wovon ein gutes Lagerbier geistiger, weinartiger, erwärmender, stärkender, nachhaltiger und auch mehr bitter ist, als das gemeine Bier. Das weiße Weizenbier hingegen ist kühlender, minder reizend, durststillender, schon mehr anfeuchtend, süßlicht; aber bei schwächeren Verdauungsorganen, wie zu schwaches braunes Bier, Schleim und Blähungen erregender. Referent empfiehlt dagegen mit gutem Erfolge in ein solches Bier Kalmuspulver, das man in jeder Apotheke nehmen kann, hineinzuthun und aufzuschütteln. — Das sogenannte weiße Gerstenbier, ist aus weniger Maffengehalte bereitet, so schwächer, minder reizend und wegen seines wohlfeilen Preises der minder bemittelten Klasse, und jenen Kranken und Genesenden, die keinen größern Reiz vertragen können, ein willkommenes, zuträgliches Getränke. Der Bock hingegen ist ein mit sehr vermehrter Zugabe von Malz verstärktes, so Vielen annehmliches Bier. Es ist erfreulich zu bemerken, daß das in München gebraute Bier noch immer unter die bessern Biere des Landes gehört. Wenn da die Erfahrung der Jahrhunderte schon ausspricht, daß ein gehörig und mit dem nöthigen, gut qualifizirten und verhältnißmäßigen Gehalte versehenes Bier, ein für den Menschen wahrhaft erquickendes, selbst der Nationalkraft förderliches Labsal ist, das so schon in so vielen und auch weinreichen Ländern das Indigenat erhalten hat, so kann ein ächt deutsches, dankbares Gemüth nicht umhin, alle jene sachkundigen und gewissenhaften Brauer, die sich von niederer Gewinnsucht nicht unterjochen ließen, gebührend zu verehren und noch jenseits zu segnen*) und auch jener preislichen, medizinischen Polizei anerkennend zu gedenken, die auch da nur das heilige Gesetz und das öffentliche Gesundheitswohl der Bürger streng und nachhaltig vor Augen hat.

Dr. Nußhart, Medizinalrath.

Ein Ball schwarzer Sclaven in Fort Royal.

.. Das Orchester bestand aus weißen Militairmusikern, welche von den Sclaven bezahlt wurden. Die Tänzerinnen forderte man zum Tanze auf, indem man ihnen eine Moosrose reichte. Es konnten ungefähr hundert Herren und eben so viele Damen anwesend seyn, alle Schwarze, Sclaven und Sclavinnen. Die letzten trugen sämmtlich, ohne Ausnahme, ein Kleid von weißem Atlas; einige hatten darüber ein Leibchen von carmoisin Atlas. Da keine langes Haar hatte, und die einen Zoll lange krause Wolle nicht gut ausgesehen haben würde, so trugen sie alle eine Art Turban von farbigem Sammet, der mit Edelsteinen ausgeputzt war. Die Kleider hatten regelmäßig lange Aermel und Manschetten von englischen Spitzen, die schwarzen Hände waren in weißen Handschuhen versteckt. Alle trugen weiße, seidene Strümpfe mit durchbrochenen Zwickeln und Schuhe von weißem Atlas.

Nie in meinem Leben habe ich so viele Juwelen, Türkisen, namentlich Smaragden und Perlen gesehen; sie waren mit geliehenen Hals- und Armbändern buchstäblich beladen. Und Alles mußte vom beßten Golde seyn, denn der Neger ist darin stolzer als der Weiße.

Die Herren erschienen sämmtlich in schwarzem Frack. Der Schnitt dieser Fracks war allerdings etwas aus der Mode. Die Weste war meist von karmoisin Atlas, bisweilen von weißem mit eingestickten Blumen, oder auch von sehr blasser Farbe mit Silberstickereien. Weiße Cravaten und zeisiggelbe Handschuhe herrschten allgemein. Der Jabot vom feinsten Battist war reich mit guten Spitzen garnirt und aus demselben hervor blitzte eine Nadel mit einem Solitair. Die Stiefel waren streng verpönt, wie es unter Leuten von Bildung seyn muß; Alle trugen schwarz seidene Strümpfe und Schuhe. Die Herren sind ferner, wie die Damen, mit einer Menge Schmuck, namentlich goldenen Ketten, beladen.

Die Neger haben die Gewohnheit, einander den Namen ihrer Herren beizulegen, und sie zeichnen selbst ihre Wäsche mit diesem Namen. Ich hörte also alle Augenblicke Namen nennen, wie in dem aristokratischen Salon: Frau Baronin von .., Herr Graf von ... Und wenn ich mich verwundert umsah, um die Genannten zu betrachten, bemerkte ich einen glänzenden, prächtigen, pommadisirten Neger von Congo mit einer hohen Frisur oder eine schwarze Sclavin, die zwanzig Ellen carmoisinrothen Atlas an sich trug.

Bei diesem Balle wurden nur die neuen französischen Tänze getanzt; die eigentlichen Negertänze kann man nur noch auf den Pflanzungen sehen. Ein solcher Negertanz dauert so lange ununterbrochen fort, bis der Tänzer niedersinkt. — Derselbe Reisende, der den obigen Ball schilderte, sah auch eine Negerin sieben Stunden hintereinander tanzen. Sie war 26 Jahre alt, ziemlich häßlich, klein und hager; aus ihren Zügen sprachen glühende Leidenschaften. Als sie eine Stunde getanzt hatte, zitterte der Boden unter den regelmäßigen Tritten; ihr Körper war gewaltsam zu zwei Drittheilen zurückgebogen und ihre unstätten Augen blickten zum Himmel auf; sie sang dazu, ich weiß nicht, welche unverständlichen Worte, die allmählig leiser und leiser erklangen; nach zwei Stunden waren ihre Augen stier geworden; ihre Arme und Hände machten heftige und seltsame Geberden, ihre Stimme war heiser und brachte keine artikulirten Laute mehr hervor; nach drei Stunden war sie vorwärts geneigt, ihre flammenden Augen schienen den an der Trommel kauernden Neger festzubannen, die Stimme klang pfeifend über ihre zuckenden Lippen, der Körper richtete sich in zuckenden Bewegungen empor, die allmählig schwächer wurden; nach vier Stunden hatte die Tanzwuth die andern Neger angesteckt, die Negerin tanzte und tanzte, bis sie niedersank; aber auch da zuckten ihre Arme noch, ihr Kopf bewegte sich auf und nieder, die Augen drehten sich in ihren Höhlen herum, bis sie endlich ganz bewegungslos wurde. Es war ein schrecklicher Anblick.

(Allg. Modeztg.)

*) Ein redender Beweis hievon ist auch der Leichenzug des unlängst in München verstorbenen Hackerbräuers, Herrn Pschorrs. Eine unzählbare dichtwogende Menge von so vielen Tausenden folgte in anerkennender, stummer Trauer dem Sarge dieses verblichenen Volksfreundes und so viele lindernde Thränen rannen am Grabe dieses Vorbildes unverrückter Redlichkeit.

№ 100.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Aus Spanien.*)

(Von F. Freiligrath. Vorgetragen von Hrn. Baison in der 8. Soirée des Frankfurter Museums, Freitag, 19. Nov. 1841.)

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt;
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt;
Husaren zieh'n; — ein Tag der Schmach war Euer!
Ihr goßt das Blei, das seine**) Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab! Euch galt sein Wort! „Gebt Feuer!"
. . . . Exoriare aliquis!"

„Gebt Feuer!" — ja, das hat er oft gesprochen
Wenn er zu Roß durch eure Reihen flog,
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das mackellose, zog!
Für Spaniens Heil, für eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen euch gewußt!
Heut' lenkt' er wieder eure Feuerröhre,
— O Gott, auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in ehr'nen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder,
Nicht wahr — sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in Einer Scheuer?
Aus Einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute? — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja, laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern säh ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegen reiten —
Gern stürb' ich einen Reitertod!"

Er starb ihn nicht — er ward hinaus gefahren,
Gesenkten Halses blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indeß man draußen seinen Herrn erschoß!
Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ha, lieber wahrlich knirscht' es in's Gebiß,
Und stampfte wiehernd in den Zuruf: — „Feuer!"
. . . . Exoriare aliquis!"

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen;
Dann küßt er brünstig ein Marienbild,
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest, hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib hat dich gesegnet,
Geh' zu ihr heim — gethan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugeln, so die Wahlstatt regnet,
Der Richtstatt Kugeln lenkst du nicht!"

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen selber ihren Stand,
Und wies sie an und richtete die Läufe,
Und riß sich auf sein blitzend Kriegsgewand;
Gab Ring und Kreuz dem Freunde d'rauf: — Du Treuer!
Dieß dem Regenten — meinem Weibe dieß!
Zerbrich mein Schwert, Was zaudert ihr? Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Die Salve fiel: — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: — sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feu'r!" — Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht! —
So war sein Tod! Ich heiß' Ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die Ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob Jedem recht; — schiert ein Poet sich drum?
Seit Primas Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei;
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Parthei.

Drum auch: — Soll ja, was Jener ernst gesprochen,
Jetzt oder später in Erfüllung geh'n,
Soll aus der Opfer blutbespritzten Knochen
Ein Held, ein Rächer flammend auferstehn;
Nicht sey's für sie! Was Einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerriß'ne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünsch' ich, fest und stark.

Unselig Land, dich wollt' ich, daß sie rächten;
Du liegst und stöhnst — kein Helfer tritt heran.
Du gleichst dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht sterben kann.
Die Völker sehn's, sie stehn geschaart im Kreise!
Daß er dich rette — tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüstet nach dem Preise?
„Ein Reich für einen Matador!"

Nicht, daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch ist es Zeit! — Noch hast du Kraft — Gesunde!
Wirf Deine Quäler, Andalusia's Stier!
Noch weh'n in Büscheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, scharf noch ist dein Gebiß!
Ein Matador! — Wer wagt's! — — Exoriare!
Exoriare aliquis!

---

*) Aus dem „Morgenblatt."

**) Diego Leon's.

Von Toledo nach Granada.

(Aus der Revue de Paris.)

(Fortsetzung.)

Wir sollten in Ocana zu Abend essen und schlafen, um den correo real zu erwarten und dann, indem wir uns ihm anschlössen, von seiner Escorte zu profitiren, denn wir kamen bald in die Mancha, die damals von den Banden von Palillos und anderen Ehrenmännern angenehmen Begegnens unsicher gemacht wurde. Wir hielten an einem gut aussehenden Gasthofe, mit einem patio mit Säulen, darüber ein prachtvoller tendipo. Der Name des Künstlers und seine Adresse in Barcelona standen in sehr leserlicher Art daran geschrieben. Myrthen, Granaten und Jasmin, in den rothen Tontöpfen gezogen, erheiterten und durchdufteten diesen inneren Hof, den ein geheimnißvolles Halblicht erhellte. Der patio ist eine köstliche Erfindung; man hat dort mehr Kühlung als in seinem Zimmer, man kann dort spazieren gehen, lesen, allein seyn oder mit anderen. Es ist ein neutrales Gebiet, wo man sich begegnet und, ohne förmliche Besuche und Verstellungen, sich am Ende kennen lernt und an einander schließt, und wenn man noch, wie in Granada oder Sevilla, dazu die Annehmlichkeit eines Springbrunnens oder eines Wasserstrahles hat, so kenne ich nichts Köstlicheres, vor allen Dingen in einem Lande, wo das Thermometer sich auf einer senegambischen Höhe erhält.

Bis unser Essen kam hielten wir unsere Siesta; dies ist eine Gewohnheit, die man in Spanien durchaus annehmen muß, denn die Hitze ist von 3 bis 5 Uhr der Art, daß ein Pariser sich keinen Begriff davon machen kann. Das Pflaster glüht, die eisernen Thürklopfer röthen sich, ein feuriger Gußregen scheint vom Himmel zu strömen, das Korn reift in der Aehre, die Erde spaltet sich wie die Schmelzarbeit eines zu erhitzten Ofens, die Heuschrecken klappern mit ihrem Brustschilde lebhafter als je und die wenige Luft, die zu uns dringt, ist glühend, die Läden werden geschlossen und für alles Gold der Welt würdet Ihr keinen Kaufmann bewegen, Euch etwas zu verkaufen. Auf den Straßen sieht man, nach der gemeinen, für uns nicht sehr verbindlichen Redeweise, nur Hunde und Franzosen. Die Führer weigern sich, Euch nach der geringsten Merkwürdigkeit zu geleiten, und wenn Ihr ihnen Havanna-Cigarren oder ein Billet zum Stiergefecht geben wolltet: zwei sehr verführerische Dinge für einen Spanier. Das Einzige, was Euch übrig bleibt, ist, zu schlafen wie die Andern, und man fügt sich sehr bald darin; denn was soll man machen, einsam wachend, in Mitten einer schlafenden Nation?

Unsere mit Kalk geweißten Zimmer waren außerordentlich reinlich. Die Insecten, von welchen man uns so kribelnde Beschreibungen gemacht hatte, zeigten sich noch nicht und kein tausendhändiger Alp störte unsern Schlaf.

Um 5 Uhr Nachmittags standen wir auf, um bis zum Essen einen Gang durch die Stadt zu machen. Ocana ist nicht reich an Monumenten, und sein größter Anspruch auf Berühmtheit ist ein verzweifelter Angriff der spanischen Truppen auf eine französische Redoute während des Invasionskrieges. Die Redoute wurde genommen, aber fast das ganze spanische Bataillon war vernichtet. Man begrub diese Helden, Jeden auf dem Platze, wo er gefallen war. Trotz des verheerenden Kartätschenfeuers hatten sie so gute Reihe gehalten, daß man dieselbe noch an der Symetrie der Gräber erkennen kann. Diamante hat ein Stück unter dem Titel: „der Herkules von Ocana" gemacht, ohne Zweifel für irgend einen Athleten von wunderbarer Kraft, wie der Goliath des Cirque Olympique. Unsere Reise durch Ocana erinnerte uns an ihn.

Man beendete die Ernte zu einer Zeit, wo das Korn bei uns kaum anfangt gelb zu werden, und man schleppte die Garben in große Tennen festgeschlagener Erde, eine Art Reitbahn, wo Pferde und Maulthiere die Aehren unter dem Stampfen ihrer Hufe austraten. Die Thiere sind an eine Art Schleife gespannt, auf welcher der Mann, der diese Operation lenkt, aufrecht in einer Stellung kühner und stolzer Anmuth steht. Es bedarf großer Gewandtheit und Sicherheit, um sich auf dieser gebrechlichen Maschine zu erhalten, die von drei bis vier kräftig gepeitschten Pferden fortgezogen wird. Ein Maler aus Leopold Robert's Schule würde diese Scenen biblischer und uralter Einfachheit stark ausbeuten. Sonnenverbrannte Köpfe, funkelnde Augen, Madonnen-Gesichter, charakteristische Tracht würde er hier finden wie in Italien.

Der Himmel war heute von einem rosig gefärbten Milchblau, die Felder, so weit das Auge reichte, boten dem Blick ein unermeßliches mattgoldenes Tuch, aus welchem hier und da, wie Inselchen in einem Lichtmeere, Wagen auftauchten, die von Ochsen gezogen wurden und fast unter den Garben verschwanden. Die Chimaire eines Gemäldes ohne Schatten, welcher die Chinesen so sehr nachgejagt haben, war verwirklicht. Alles war Glanz und Klarheit; die dunkelste Färbung ging nicht über das Perlfarbene hinaus!

Man trug uns endlich ein erträgliches Abendessen oder wenigstens ein Abendessen, was der Appetit uns so erscheinen ließ, in einem niedrigen Saale auf, der mit kleinen Gemälden auf Glas in ziemlich seltsamen venetianischen Rococo verziert war. Nach dem Essen gingen Eugen und ich, die wir keine starken Raucher waren und an der Unterhaltung nur sehr spärlichen Antheil nehmen konnten, weil uns nur zwei bis drei hundert Worte zu Gebote standen, in unsere Zimmer, ziemlich verdüstert durch verschiedene Räubergeschichten, die wir bei Tisch hatten erzählen hören und die uns darum nicht weniger furchtbar erschienen, weil wir sie nur halb verstanden hatten.

Wir mußten bis 2 Uhr Nachmittags auf die Ankunft des correo real warten, denn es wäre nicht klug gewesen, sich ohne ihn auf den Weg zu machen. Wir hatten außerdem eine besondere Escorte von vier Reitern, die mit Karabinern, Pistolen und großen Säbeln bewaffnet waren. Es waren Männer von hohem Wuchs, mit charakteristischen Zügen, ungeheuren schwarzen Backenbärten, spitzigen Hüten, breiten rothen Gürteln, Sammethosen und Lederstiefeln, welche eher das Ansehen von Räubern als von Gendarmen hatten; es war sehr sinnreich, sie bei sich zu führen, aus Angst, ihnen zu begegnen.

Zwanzig in eine Galeere zusammenpackte Soldaten begleiteten den correo real. Eine Galeere ist ein zwei- oder vierrädriges nicht in Federn hängendes Fuhrwerk, in welchem die Unglücklichen aufrecht stehen und sich mit den Händen an den Wagenleitern halten müssen, um nicht einer auf den andern zu fallen. Dabei nehme man eine Schnelligkeit von vier Lieues in der Stunde, eine erstickende Hitze, eine senkrecht herabbrennende Sonne, und man wird zugeben, daß es eines Fonds von heldenmüthiger Laune bedarf, um die Lage belustigend zu finden. Und doch thaten diese armen Soldaten, die kaum mit den Fetzen einer Uniform bedeckt waren, die einen hohlen Magen und nichts zu trinken hatten als das heißgewordene Wasser ihrer Kürbisflasche und zusammengerüttelt wurden wie Ratzen

in einer Ratzenfalle, den ganzen Weg entlang nichts als aus vollem Halse lachen und singen. Die Nüchternheit der Spanier und die Geduld, mit welcher sie Strapatzen ertragen, grenzen an's Wunderbare. In diesem Punkte sind sie Araber geblieben. Man könnte das Vergessen des materiellen Lebens nicht weiter treiben. Aber diese Soldaten, welche kein Brod und keine Schuhe hatten, hatten eine Guitarre.

Dieser ganze Theil des Königreichs Toledo, durch welchen wir reisten, ist außerordentlich unfruchtbar und leidet unter der Nähe der Mancha, des Vaterlandes Don Quixotte's, der ödesten und unfruchtbarsten Provinz in Spanien.

Wir hatten bald la Guardia einen kleinen unbedeutenden Flecken vom erbärmlichsten Ansehen hinter uns. In Tembleque kauften wir zum Besten der hübschen Beine von Paris einige Dutzend Strumpfbänder, kirschroth, orange, himmelblau, mit Gold- oder Silberfaden verziert und mit Devisen versehen. Tembleque hat wegen seiner Strumpfbänder einen Ruf, wie Châtellerault in Frankreich wegen seiner Federmesser.

Während wir uns're Strumpfbänder einhandelten, hörten wir neben uns ein rauhes, heiseres und drohendes Knurren, wie von einem wüthenden Hunde; wir wendeten uns schnell und nicht ohne Besorgniß um, da wir nicht wußten, wie man mit spanischen Doggen spricht, und sahen, daß dieses Geheul nicht von einem Thiere sondern von einem Menschen ausgestoßen wurde.

Nie hat der Alp, wenn er einem fiebernden Kranken sein Knie auf die Brust stemmt, ein scheußlicheres Ungeheuer hervorgebracht. Quasimodo ist neben ihm ein Phöbus. Eine viereckte Stirn, hohle, in wildem Glanze funkelnde Augen, eine Nase, so platt, daß nur die Nasenlöcher ihre Stelle andeuteten, eine Unterkinnlade, die um zwei Zoll vor der Oberkinnlade hervorstand, das ist in Kurzem das Portrait dieser Vogelscheuche, deren Profil eine concave Linie bildete, wie die Figur des zunehmenden Mondes in dem Lütticher Kalender gezeichnet ist. Die Industrie dieses Elenden bestand darin, keine Nase zu haben und einen Hund nachzumachen, und beides spielte er vortrefflich, denn er hatte weniger Nase, als der Tod selbst und machte ganz allein mehr Spektakel, als alle Pensionaire der Barriere du Combat zur Stunde des Frühstückes.

Puerto Lapiche besteht aus einigen mehr als halb verfallenen Häusern, die an dem Abhange eines riesigen verschobenen dürren Hügels hocken. Es ist der Gipfel der Dürre und Verödung. Das Feuer des Himmels scheint darüber hingezogen zu seyn; ein grauer feiner Staub liegt auf dem Ganzen. Dies Elend ist um so herzzerreißender, als der Glanz eines unversöhnlichen Himmels alle Armseligkeit hervorhebt. Die wolkige Melancholie des Nordens ist Nichts neben der lichtreichen Traurigkeit warmer Länder.

Wenn man so erbärmliche Hütten sieht, so fühlt man Mitleid mit den Räubern, welche genöthigt sind, vom Raube in einem Lande zu leben, wo man auf zehn Meilen in der Runde Nichts finden würde, um ein Ei zu kochen.

Die Hülfsquelle der Diligencen und der Galeeren-Begleitung ist wirklich unzureichend, und diese armen Räuber, die die Mancha durchstreifen, müssen sich häufig zu ihrem Nachtessen mit einer Handvoll dieser angenehmen Eicheln begnügen, welche Sancho Pansa's Wonne waren. Was soll man Leuten abnehmen, die weder einen Sou, noch eine Tasche haben, die in Häusern wohnen, deren Möbeln aus den vier Wänden bestehen und die statt alles Hausgeräths Nichts als eine Pfanne und einen Krug besitzen. Solche Dörfer plündern, scheint mir einer der traurigsten Einfälle, die unbeschäftigten Räubern in den Kopf kommen können.

Etwas hinter Puerto Lapiche kommt man in die Mancha, wo wir zur Rechten zwei bis drei Windmühlen bemerkten, welche darauf Anspruch machen, den Angriff von Don Quixotte's Lanze siegreich bestanden zu haben, und welche nachlässig ihre schlaffen Flügel unter dem Hauche eines engbrüstigen Windes herumdrehten. Die Venta, in welcher wir anhielten, um zwei bis drei Krüge frischen Wassers zu leeren, rühmt sich gleichfalls, den unsterblichen Helden des Cervantes beherbergt zu haben.

Wir wollen unsern Leser nicht mit einer Beschreibung dieses einförmigen Weges durch ein flaches, staubiges und steiniges Land ermüden, wo man von Zeit zu Zeit Olivenbäume findet, deren Laub ein mattes und krankes Grün ist, wo man nur abgezehrten, fahlen, mumienartigen Bauern begegnet, mit rothen Hüten, kurzen Hosen und Kamaschen von grobem schwarzem Tuch, die eine zerlumpte Jacke tragen und irgend einen räudigen Esel mit alten grauen Haaren, kraftlos herabhängenden Ohren und erbärmlicher Miene vor sich her treiben, wo man am Eingang der Dörfer nichts als halbnackte Kinder sieht, braun wie Mulatten, die einen mit erstaunter und wilder Miene anglotzen.

Mitten in der Nacht kamen wir, sterbend vor Hunger, in Manzanares an. Der Courier, der uns vorausgeeilt war, hatte sein Recht als erster Occupant und seine Bekanntschaft in dem Wirthshause benutzt und alle Vorräthe aufgezehrt, die freilich nur aus drei oder vier Eiern und einem Stück Schinken bestanden. Wir stießen das durchdringendste und rührendste Geschrei aus und erklärten, daß wir das Haus in Brand stecken und die Wirthin selbst braten würden, wenn kein andres Essen da wäre. Diese Energie verschaffte uns gegen zwei Uhr Morgens ein Nachtessen, wegen dessen man den halben Flecken hatte aufwecken müssen. Wir hatten ein Ziegenviertel, Eier, Schinken und Ziegenkäse, nebst einem ganz erträglichen Weißwein. Wir aßen alle zusammen im Hofe, bei dem Scheine von drei oder vier kupfernen Lampen, die den Trauerlampen der Alten ziemlich ähnlich waren und deren Flammen in der Nachtluft so seltsam hin und her flackerten, daß wir aussahen wie Gespenster, die ein todtes Kind verschlingen. Damit das Mahl ein ganz magisches Ansehen erhalte, trat eine blinde Dirne, welche der Lärm herangeführt hatte, an den Tisch und begann nach einer klagenden und einförmigen Melodie ein Lied zu singen. Als sie hörte, daß wir fremd seyen, improvisirte sie uns zu Ehren lobende Stanzen, welche wir mit einigen Realen belohnten.

Ehe wir wieder in den Wagen stiegen, machten wir einen Gang durch den Ort, freilich mußten wir in der Dunkelheit herumtappen, aber das war immer besser, als in dem Hof des Wirthshauses zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Talleyrand's Witz.

Der Witz muß zu den ersten Mächten dieser Welt gerechnet werden; er ist ein rein persönlicher Vortheil, der uns in jedes Verhältniß begleitet, und der einzige, dessen uns das Alter nicht beraubt. Was man auch immer in anderen Beziehungen für Urtheile über Herrn von Talleyrand gefällt haben mag, Freunde und Feinde kommen darin überein, daß er ausserordentlich viel Witz besessen habe. Die natürlichen Folgen eines solchen Rufes hat er denn auch erdulden müssen; es gibt keine zierliche Anekdote, keinen faden Scherz, ja selbst kein Wort-

spiel, die man ihm nicht zugeschrieben hätte, immer von dem sprichwörtlichen Grundsatze ausgehend, daß dem, der da hat, gegeben wird. Er, der auch in dieser Hinsicht überreich war, fand, daß man ihm zu viel gäbe und oft Dinge, die er sehr gern entbehrt hätte. Bis die Zeit zur Veröffentlichung seines politischen Testaments herangenaht wäre, wünschte daher der Fürst wenigstens das Urtheil über seinen Witz zu berichtigen. Die Leser mögen nach den folgenden Auszügen aus seinen eigenen Notizen über denselben urtheilen:

Als Mirabeau Herrn von Talleyrand in der konstituirenden Versammlung widerlegte, sagte er zu ihm: „Ich will Sie in einen Kreis von Sünden einschließen.“ — „Wie“, entgegnete dieser lebhaft, „sollten Sie vielleicht Lust haben mich zu umarmen?“

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium war Herr von Talleyrand noch nicht reich oder kümmerte sich wenigstens noch nicht darum, es zu scheinen. Er hatte sich einen Wagen bauen lassen, dessen Eleganz ganz Paris bewunderte, bezahlte ihn aber nicht. Der Sattler, der sein Geld gern haben wollte, entschloß sich, den Minister auf seinem Hofe zu erwarten, und überreichte ihm seine Rechnung gerade im Augenblick des Einsteigens. „Nichts ist natürlicher,“ sagte Herr von Talleyrand, „da man Euch etwas schuldet, so müßt Ihr bezahlt werden.“ — „O, Bürger Minister, wie bin ich Euch verbunden! Die Zeiten sind so schlecht, Ihr erzeugt mir einen wahren Dienst.“ — „Dabei kann von keinem Dienste die Rede seyn, man muß seine Schulden berichtigen.“ — „Ihr werdet mich also bezahlen, Bürger Minister, und wann?“ — „Wann? Ihr seyd sehr neugierig!“ — Und der arme Sattler, den diese Antwort für den Augenblick verblüffte, konnte sich nach zwei Sekunden davon überzeugen, daß der Wagen ganz prächtig davon rollte.

Napoleon, der die Erpresser nicht leiden mochte, fragte einmal Herrn von Talleyrand, ob es wahr sey, daß er reich wäre. — „Ja, Bürger erster Konsul. — „Aber wie geht das zu?“ — „Ich habe am Abend vor dem 18. Brumaire viel Renten gekauft und dieselben am Tage darauf wieder verkauft.“

Der Graf Ludwig von Narbonne deklamirte einst Verse in seiner Manier dem Herrn von Talleyrand vor. Dieser unterbrach ihn, um ihm einen Mann zu zeigen, welcher gähnte: „Sieh nur, Narbonne,“ sagte er, „Du sprichst immer zu laut.“

Eines Tages fragte man Herrn von Talleyrand nach der Adresse der Fürstin Vaudemont: „In der Straße St. Lazare“, antwortete er, und da die Nummer ihm entfallen war, so fügte er hinzu: „Sie brauchen nur den ersten besten Armen zu fragen, dem Sie begegnen: denn die kennen alle ihre Wohnung.“

Der General Montbrun, der einst bei einem Mittagessen bei Talleyrand auf sich hatte warten lassen, erschöpfte sich deshalb in Entschuldigungen. „Nun, nun, Sie sind der Letzte,“ erwiederte der Fürst, „was will das aber sagen? Sie waren auf kein Schlachtfeld eingeladen, denn da wären Sie sicher der Erste gewesen.“

Herr von Talleyrand kam in Paris auf der Post mit einem angeriebenen Fremden zusammen an; dieser fragte ihn, zu welchem Gebäude die Kuppel gehöre, die sich in der Luft abzeichnete. — „Zum Pantheon,“ erwiederte der Fürst. — „Ah,“ meinte der Fremde, „dort wird ja wohl das dankbare Vaterland die sterbliche Hülle der großen Männer beisetzen, die es berühmt gemacht haben?“ — „Richtig“, entgegnete Talleyrand . . . , „unterdessen aber setzt man Senatoren dort bei.“

Der ehemalige Bischof von Autun fiel bei Napoleon nach seinem Aufenthalte in Bayonne in gänzliche Ungnade; man schrieb dieß der Meinung zu, die er im Rath gegen den spanischen Krieg abgegeben; er hatte dieselbe in folgender Weise ausgesprochen: „Spanien ist für Frankreich eine große Pachtung; das Einkommen und die Abgaben werden gehörig entrichtet, der Boden aber ist noch nicht recht bekannt und man würde Alles aufs Spiel setzen, wenn man ihn durch sich selbst sich wollte verwehrten lassen.“

Man sprach mit Entrüstung von dem Benehmen des Marschalls Herzogs von Ragusa. Mit Bitterkeit sprach man von den Wirkungen des Schritts, den man die Initiative des Abfalls nannte. „O, mein Gott, sagte der Fürst, „das Alles beweist nur so viel, daß seine Uhr vorging; denn alle Welt ward ja zum Verräther.“

Ludwig XVIII. sagte einst zu ihm: „Ich bewundere Ihren Einfluß auf alle Begebenheiten Frankreich's. Wie haben Sie es gemacht, um zuerst das Directorium und später die kolossale Macht Napoleon's zu brechen?“ — „Mein Gott, ich habe nichts dazu gethan,“ entgegnete der Fürst; es ist aber in mir etwas Unerklärliches, was alle Regierungen, die mich vernachlässigen, ins Unglück stürzt.“

„Warum“, sagte er eines Tages, „warum sollten diese Leute nicht Frankreich retten? Haben die Gänse doch das Kapitol gerettet.“

Erzürnt über die Opposition, welche Herr von Talleyrand in der Pairs-Kammer bei dem Gesetz-Entwurf über den spanischen Krieg an den Tag gelegt hatte, wollte Ludwig XVIII. ihn auf eine milde Weise ins Exil schicken. „Haben Sie nicht die Absicht, aufs Land zu gehen?“ fragte er ihn. — „Nein, Sire, Ew. Majestät müßte sich denn nach Fontainebleau begeben wollen; dann würde ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, um den Pflichten meines Amtes zu genügen.“ — „Nicht doch, das will ich nicht sagen; ich frage, ob Sie nicht nach Ihrem Landsitze zu gehen gedenken?“ — „Nein, Sire.“ — „O!... sagen Sie mir doch, wie weit ist es von Paris nach Valence?“ — „Sire, es mögen vielleicht 14 Lieues weiter seyn als von Paris nach Gent.“

Gegen Ende des Jahres 1815 sagte ihm ein Bittsteller, er sey in Gent gewesen. „In Gent, ist das gewiß?“ — „Wie so?“ — „Ja, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie sich dahin begeben hatten, oder ob Sie jetzt nur von dort wiederkehren.... Denn sehen Sie, ich war meinerseits auch in Gent; wir waren unser vielleicht sieben- bis achthundert; zurückgekehrt von dort sind aber meines Wissens mehr als fünfzigtausend!“

Bei dem ersten Ball der Oper unter der Verwaltung des Herrn Delaveau, gerade als die Menge der Masken eingelassen werden sollte, überbrachte ein Gendarm eine sehr eilige Depesche, und in Folge derselben wurde die Uhr des Foyers plötzlich angehalten. Der fromme Polizei-Präfekt, da er die Maskenbälle nicht zu verbieten wagte, hatte dies sinnreiche Mittel aufgefunden, um dadurch unerlaubten Zusammenkünften vorzubeugen. Herr von Talleyrand, dem man die Sache am andern Tage erzählte, äußerte: „Das heißt doch den Eifer im Anhalten etwas zu weit treiben, wenn man schon eine Uhr durch die Gendarmerie anhalten läßt.“

№ 101.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Von Toledo nach Granada.

(Aus der Revue de Paris.)

(Fortsetzung.)

Wir kamen auf den Marktplatz, nachdem wir unterwegs bisweilen auf einen unter freiem Himmel Liegenden getreten. Im Sommer schlafen die Leute im Allgemeinen auf der Straße, die Einen auf ihrem Mantel, die Andern auf der Decke ihres Maulthiers; diese auf einem mit Häksel gefüllten Sack (das sind die Sybariten), jene bloß an dem nackten Busen der Mutter Cybele mit einem Stein zum Kopfkissen.

Die in der Nacht angekommenen Bauern schliefen quer durch einander, mitten unter seltsamen Hülsenfrüchten und wilden Waaren, zwischen den Beinen ihrer Esel und Maulthiere, und erwarteten so den Tag, der bald anbrechen mußte.

Ein schwacher Strahl des Mondes warf in der Dunkelheit eine unbestimmte Helle auf eine Art antiken, mit Schießscharten versehenen Gebäudes, an welchem man an der Weiße des Gipses Vertheidigungsarbeiten bemerkte, die während des letzten Bürgerkrieges gemacht waren und welche die Jahre noch nicht hatten ausgleichen können. Das ist Alles, was ich, als gewissenhafter Reisender, von Manzanares berichten kann.

Wir stiegen wieder zu Wagen; der Schlaf überfiel uns und als wir die Augen wieder öffneten, waren wir nahe bei Val-de-Penas, einem wegen seines Weines berühmten Flecken; Felder und Hügel, mit Steinen übersäet, waren von seltsam grell-rother Farbe, und man begann am Horizonte Riesen von Bergen zu unterscheiden, ausgezackt wie Sägen und, troß ihrer großen Entfernung, mit sehr deutlichen Ausschnitten.

Val de Penas ist ein ganz gewöhnlicher Ort und verdankt seinen ganzen Ruf seinen Weinbergen. Sein Name, Thal der Steine, rechtfertigt sich vollkommen. Wir hielten hier an, um zu frühstücken, und, durch eine Eingebung des Himmels, fiel es mir ein, zuerst meine Chocolade und dann die für meinen Gefährten, der nicht aufgewacht war, bestimmte zu mir zu nehmen, und in der Voraussicht späteren Hungerleidens tauchte ich so viele bunuelos (eine Art kleiner Kuchen) in meine Tassen, als sie nur fassen konnten, so daß es eine Art ziemlich substanzieller Suppe abgab, denn noch war ich nicht zu der Nüchternheit eines Kameels gelangt, welche ich mir später nach langen Enthaltsamkeits-Uebungen, eines Anachoreten der Vorzeit würdig, aneignete. Ich war noch nicht acclimatisirt und hatte aus Frankreich einen so unwahrscheinlichen Appetit mitgebracht, daß er den Einwohnern des Landes ein ehrfurchtsvolles Erstaunen einflößte.

Nach einigen Minuten reis'ten wir in aller Eile wieder ab, denn wir mußten uns dicht an den correo real halten, um der Wohlthat seiner Escorte nicht verlustig zu gehen. Als ich mich aus dem Wagen beugte, um einen letzten Blick auf Val-de-Penas zu werfen, ließ ich meine Mütze fallen, ein muchacho von zwölf bis fünfzehn Jahren wurde es gewahr, nahm sie auf und begann hinter der Diligence herzulaufen, die bereits weit voraus war; er holte sie indeß wieder ein, obgleich er mit bloßen Füßen auf einer mit spitzen und schneidenden Steinen bedeckten Straße lief. Ich warf ihm eine Handvoll Sou hin, die ihn sicher zum reichsten Straßenjungen der ganzen Gegend machten. Ich berichte diesen unbedeutenden Umstand nur, weil er charakteristisch ist für die Leichtfüßigkeit der Spanier, die ersten Fußgänger von der Welt, und die behendesten Läufer, die man sehen kann.

In Santa-Cruz bot man uns alle möglichen kleinen Messer und navajas zum Verkauf an; Santa-Cruz und Albaceyte sind in dieser Messerschmiedarbeit berühmt. Die navajas, in arabischem und sehr charakteristisch barbarischem Geschmack, haben Griffe von ausgeschnittenen Kupfer, durch dessen Oeffnungen man rothe grüne oder blaue Folien sieht; die immer sehr spitze Klinge trägt meistens eine Devise wie die folgende: Soy de un solo (ich gehöre nur einem Einzigen), oder Cuando esta vivora pica, no hay remedio en la botica (wenn diese Viper sticht, so hat die Apotheke kein Heilmittel.) Bisweilen ist die Klinge mit drei parallelen Linien gestreift, deren Höhlung roth angestrichen ist, was ihr ein sehr furchtbares Aussehen gewährt. Die Größe dieser navajas variirt von drei Zoll bis zu drei Fuß; einige majos haben deren, die, wenn man sie auseinanderschlägt, so lang sind wie ein Säbel; eine Feder oder ein Ring, den man umdreht, sichert und hält das Eisen. Die navaja ist die Lieblingswaffe der Spanier, namentlich der Leute aus dem Volk, sie handhaben sie mit unglaublicher Gewandheit und brauchen ihren um ihren linken Arm gewickelten Mantel als Schild. Es ist eine Kunst, die ihre Grundsätze hat wie die Fechtkunst, und die Messermeister sind in Andalusien eben so zahlreich wie die Fechtmeister in Paris. Jeder hat seine geheimen Stöße und seine besonderen Manieren; die eingeweihten, sagt man, erkennen an dem Aussehen der Wunde den „Künstler", der das Werk gethan, wie wir einen Maler an seinem Pinselstrich erkennen.

Die Gegend wurde allmählig wellenförmiger, wir fuhren beständig bergauf und bergab. Wir näherten uns der Sierra Morena, welche die Grenze des Königreichs Andalusien bildet. Hinter dieser Reihe blauer Berge lag das Paradies unsrer Träume versteckt. Schon verwandelten sich die Steine in Felsen, die Hügel in stufenweise ausgeschnittene Gruppen, Disteln von sechs bis sieben Fuß Höhe ragten am Rande der Straße empor, wie Hellebarden unsichtbarer Soldaten. Obgleich ich darauf Anspruch mache, kein Esel zu seyn, liebe ich die Disteln sehr, ein Geschmack, den ich übrigens mit den

Schmetterlingen gemein habe, und diese hier setzten mich in Staunen: es ist eine herrliche und zierende Pflanze. Die gothische Architektur hat keine deutlicher ausgeschnittene und feiner gemeißelte Arabesken und Laubwerke aufzuweisen. Von Zeit zu Zeit bemerkten wir auf den benachbarten Feldern große gelbliche Platten, als wenn man Säcke mit Häcksel dort ausgeschüttet hätte; dies Häcksel indeß erhob sich, wenn wir näher kamen, wirbelnd in die Luft und flog lärmend davon: es waren Massen ruhender Heuschrecken; es mußten ihrer Millionen seyn: das schmeckte stark nach Aegypten.

Ungefähr an dieser Stelle war es, wo ich, zum ersten Male in meinem Leben, im eigentlichen Sinne Hunger gelitten habe. Der Leser, der mich in Val de Penas zwei Tassen Chocolade hat hinunterschlürfen sehen, wundert sich vielleicht über diesen frühzeitigen Hunger, aber die spanischen Tassen sind nicht größer als ein Fingerhut, und fassen höchstens zwei oder drei Löffel. Meine Traurigkeit war in der venta, wo wir unsere Escorte ließen, sehr gestiegen, als ich hier unter einem Sonnenstrahl, der durch den Kamin herunterstieg, einen köstlichen Eierkuchen gelb werden sah, der für das Essen der Soldaten bestimmt war; ich strich um ihn herum, wie ein heulender Wolf, aber er wurde zu gut bewacht, als daß man ihn hätte entführen können. Glücklicherweise erbarmte sich eine Dame aus Granada, welche mit uns in der Dilligence saß, meines Märtyrerthums und gab mir einige Schnitten in Zucker gekochten Schinkens aus der Mancha und ein Stück Brod, das sie in einer der Wagentaschen in Reserve hatte; möge ihr dieser Schinken in der andern Welt hundertfach wiedererstattet werden.

Nicht weit von dieser venta, rechts von der Straße, ragten Pfähle empor, an denen die Köpfe von drei bis vier Verbrechern prangten: ein immer sehr beruhigendes Schauspiel, welches beweist, daß man sich in einem civilisirten Lande befindet.

Die Straße lief unter zahlreichen Krümmungen vorwärts. Wir sollten die Puerto de los Perros passiren; dies ist eine enge Schlucht, eine in die Gebirgsmauer gelegte Bresche, welche gerade für einen Strom und für die daneben hinlaufende Straße Platz läßt. Die Puerto de los Perros (Durchgang der Hunde) hat diesen Namen, weil durch sie die besiegten Mauren Andalusien verließen, die das Glück und die Civilisation Spaniens mit sich fortführten. Spanien, welches Afrika angehört, wie Griechenland Asien, ist für europäische Sitten nicht gemacht. Der Geist des Orients bricht hier unter allen Formen hervor und es ist vielleicht traurig, daß es nicht maurisch und mahomedanisch geblieben ist.

Man kann sich nichts Pittoreskeres und Grandioseres denken, als dieses Thor von Andalusien. Die Schlucht ist in ungeheure Felsen von rothem Marmor geschnitten, deren gigantische Schichten mit einer Art architektonischer Regelmäßigkeit übereinander liegen; gegen diese ungeheure Massen sind die größten ägyptischen Granite klein. In die Zwischenräume klemmen sich grüne Eichen, ungeheure Korkbäume, welche nicht größer erscheinen als Grasbüschel an einer gewöhnlichen Mauer. Wenn man tiefer in die Schlucht kommt, wird die Vegetation dicker und bildet einen undurchdringlichen Wald, durch den hindurch man stellenweise das diamantene Gewässer des Stromes erblickt. Zur Seite der Straße zieht sich ein so steiler Abgrund hin, daß man es gerathen gefunden hat, sie mit einer Brüstung zu versehen, ohne welche der immer im Galopp sich bewegende Wagen, der wegen der vielen Krümmungen schwer zu lenken ist, recht gut einen gefährlichen Sprung von wenigstens 5 bis 600 Fuß machen könnte.

In der Sierra Morena ist es, wo der Ritter von der traurigen Gestalt, nach dem Muster des Amadis auf dem Felsen Pauvre, jene berühmte Bußübung vollbrachte, welche darin bestand, im Hemde auf den spitzesten Felsen Burzelbaum zu schießen, und wo Sancho Pansa, der positive Mensch, der gemeine Verstand neben der adeligen Tollheit, das mit Dukaten und feinen Hemden so gut versehene Felleisen Cardennio's fand! Man kann in Spanien keinen Schritt thun, ohne dem Andenken Don Quixotte's zu begegnen, so tief national ist das Werk des Cervantes und so ganz fassen seine beiden Figuren den ganzen spanischen Charakter zusammen; die chevalereske Aufregung, der abentheuernde Geist, verbunden mit einem großen praktischen Menschenverstande und einer Art jovialer Bonhomie voller Feinheit und Satyre.

In Venta di Cordova, wo man die Maulthiere wechselte, sah ich einen hübschen kleinen Knaben von blendender Weiße, der einem Jesus von Wachs in seiner Grippe glich, in seiner Wiege schlafen. Die Spanier sind, so lange die Sonne sie noch nicht verbrannt hat, außerordentlich weiß.

Wenn man die Sierra Morena hinter sich hat, so verändert sich das Ansehen der Gegend gänzlich; es ist als ob man von Europa nach Afrika überginge: die Vipern, welche in ihr Loch zurückkehren, drücken dem feinen Sande der Straße ihre Spuren auf, die Aloen beginnen ihre großen stachligen Säbel am Rande der Gräber zu schwingen. Diese breiten Fächer fleischiger, dicker Blätter von hochblauem Grau geben der Landschaft sogleich eine abweichende Physiognomie. Man fühlt sich wirklich in einem andren Lande, man begreift, daß man Paris wirklich verlassen hat, nicht sowohl wegen der Verschiedenheit des Klimas, der Bauart, der Trachten, als wegen dieser großen Pflanzenwelt heißer Länder, welche wir nur in Treibhäusern zu sehen gewohnt sind. Die Lorbeeren, die Eichen, die Korkbäume, die Feigenbäume mit ihrem glatten und metallischen Laubwerk haben etwas Freies, Starkes und Wildes, was auf ein Klima deutet, wo die Natur mächtiger ist als der Mensch und sich seiner überheben kann.

Vor uns entfaltete sich, wie in einem ungeheuren Panorama das schöne Königreich Andalusien. Dieser Anblick hatte die Erhabenheit, den Charakter der See; Ketten von Bergen zogen sich wie lange azurne Wellen, bald sich hebend, bald sich senkend, dahin. Breite Streifen weißgelben Dunstes bedeckten die Zwischenräume, hier und da tauchten die Sonnenstrahlen einen näher liegenden Berg in glänzendes Gold. Andre seltsam gestaltete Berggipfel glichen jenen Stoffen auf alten Gemälden, auf der einen Seite gelb und auf der andern blau. Alles das war mit einem funkelnden, prachtvollen Lichte übergossen, wie das seyn mußte, das das irdische Paradies erhellte.

(Schluß folgt.)

(Theatralisches) Letzten Sonntag wurde auf allerhöchsten Befehl auf unserer königl. Hof- und Nationalbühne Lachners Oper „Katharina Cornara“ wiederholt. Diese tragische Oper erregte*) einen Beifallssturm, wie solcher seit der ersten Aufführung von Webers Freischütz vielleicht nicht mehr gehört wurde. Die Tondichtung ist aber auch eine herrliche Erscheinung im Gebiete dieser zaubervollen Kunst. Ernst und

*) Wenigstens bei ihrer ersten Aufführung.

erhaben, spricht sie dabei (was sonst bei „gelehrter Musik“ so selten ist!) gewaltig zum Herzen, zum Gemüthe.

Wer lange in Venedig gelebt hat, wie es bei Schreiber dieses der Fall ist, fühlt sich bei jenen Tönen „angeheimelt“ ob sie gleich durchweg Original sind. Lachner schuf eine hesperische Mondnacht in den Lagunen, mit gleitenden Gondeln, mit von Mandolinenklängen durchzitterten, von Canzonen und Barcarolen widerhallenden Frühlingslüften, und all das überwebt von jenem Trauerschleier, welchen historische Erinnerungen über jene Meerbraut breiten.

Quaglio leistete Gleiches als Maler und versetzt mit wehmüthig angenehmer Täuschung bald in das Innere venetianischer Paläste, bald auf jene Piazetta, wie man sie von der Straße Merceria aus erblickt: links die Basilika di san Marco mit den Rossen Lysippos, dieser köstlichen Siegesbeute! dann der Dogenpalast, rechts das Münzgebäude und die 3 ehernen sogenannten Mastbäume, welche die Flaggen der untergebenen Königreiche Morea, Candia und Cypern trugen.

Daß die Dichtung so herzlich schlecht ist, darüber können wir uns mit dem Schicksale der meisten Opern trösten und — ist ja doch der Schöpfer derselben kein deutscher Landsmann! einem solchen würde schwerlich eingefallen sein, den Gemahl der Heldin des Stücks einen ganzen Akt lang allmählig hinsterben zu lassen. Auch von einem „Senat der Zehn“ ist die Sprache, welcher nicht existirte, wohl aber ein „Gerichtshof der Zehn.“

Eine weitere aber traurige Novität ist die Posse „der Lebensretter“ von Feldmann. Sie zeigt einige drollige und originelle Einfälle des Verfassers, das sind aber nur Irrwischfunken, welche aus dem Morast der Gemeinheit aufsteigen, in welchen der unverehrliche Lebensretter versunken ist.

Herr Feldmann ist durch seine humorreichen, witzsprühenden Beiträge zu Saphirs Bazar, durch interessante Correspondenzartikel in Lewalds Europa ꝛc. ein Liebling des Publikums geworden und es schmerzt uns, den Verfasser dieses Lebensretters in ihm kennen gelernt zu haben.

Miscellen.

Der Salem.

Folgende komische Pariser Gerichtsscene lesen wir in der Eilpost: Ein Mann, Namens Troupeau, war einer kleinen Nachlässigkeit im Dienste angeklagt, und sollte vor den Schranken erscheinen. Anstatt seiner tritt seine Frau ein, welche einen großen Blumenstrauß in der Hand hält. Der Präsident: Was bedeutet dieß? Frau Troupeau: Das bedeutet, Herr Präsident, daß ich Frau Troupeau bin, und daß mein Mann mir anbefohlen hat, Ihnen dieß zu überreichen. Er sagte, Sie würden es schon wissen, was es sollte. (Sie überreicht den Strauß.) Der Präs.: Nicht das Geringste; Ihr Mann muß verrückt seyn. Fr. Tr.: Ach mein Gott, so scheint es in der That, seitdem er so leidenschaftlich Kunstgärtnerei treibt! Er spricht nur mit seinen Blumen, das ist sehr dumm; aber ich, als gute Gattin, muß seiner Manier schmeicheln. Der Präs.: (lächelnd) Aber was soll das Gericht dabei thun? Ich begreife nicht. Fr. Tr.: Ach, ich will das gleich näher erklären. Seit einem Jahre unterhält er sich nicht anders mit mir, als durch die Blumensprache. Erlauben Sie mir, Ihnen zu entziffern, was er Ihnen mittheilt. Diese Malve bedeutet, daß er mit ergebener Aufrichtigkeit zu Ihnen spreche, und die Immortelle drückt die unbegränzte Ehrerbittigkeit aus, die er für Sie hegt. Er bedauert (Cypresse), daß er wegen Krankheit (Espenblatt), und zwar schon seit sieben Monaten (sieben Zweige Reseda), abgehalten wurde, so dienstfertig (Monatsrose), wie sonst, zu seyn, wie er der Wahrheit (weiße Lilie) gemäß hiemit versichere. (Am Schlusse dieses Salems wird das Gelächter im Saale immer lauter.) Der Präs.: (lächelnd): Was erzählen Sie uns da, liebe Frau! Sie mißbrauchen die Geduld des Gerichts. Fr. Tr.: Mein Gott, ich erkläre ja nur den Brief meines Mannes! (Neues Gelächter.) Er ist übrigens keineswegs krank; er thut nur so, um desto bequemer seine Blumen pflegen zu können. Wer ihn davon heilen könnte, ich wollte ihn reichlich belohnen. Stellen Sie sich vor, Herr Präsident, daß Troupeau mit mir stets so spricht; z. B. wenn er essen will, so schickt er mir Suppenkräuter und Weinblätter. (Anhaltendes Gelächter.) Während der allgemeinen Heiterkeit geht das Tribunal zur Tagesordnung über, und verurtheilt den Troupeau zu sechs Stunden Arrest. Fr. Tr.: Wollen Sie ihm nicht lieber vierundzwanzig Stunden geben? Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Der Präs.: Zu welchem Endzweck? Fr. Tr.: Sehen Sie, wenn er vierundzwanzig Stunden brummen müßte, das könnte ihn ein wenig vernünftig machen; auf alle Fälle würde es ihm nicht schaden. Der Präsident bestättigt das frühere Urtheil. Fr. Tr.: Nun, so mögen es sechs Stunden seyn, vielleicht hilft es zu etwas. Da sieht man's, wohin die Leidenschaft für die Botanik führt. Ich empfehl mich. Herr Schließer, empfangen Sie meinerseits diesen Zweig Myosotis, d. h.: „vergessen Sie Ihres Amtes nicht!“ — (Langes, erneutes Gelächter.)

Der Münchner Eilbote enthält folgende an einen deutschen Fürsten ergangene originelle Bittschrift:

Allerdurchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ich endesunterzogener Vasall, auch Wöhelochschuster genannt, werde von Eurer Durchlaucht unterthänigsten Forstamt Wörth wegen einer Holzgeldschuld von 29 fl. 30 kr. geplagt. Da ich mich selbst das ganze Jahr plage, so ist mir das sehr unlieb, vielmehr noch unlieber, als daß ich Ew. Durchlaucht nun ebenfalls unterthänigst plagen muß. So plagt in der Welt einer den andern. Ich habe die Ehre, ein zu Ew. Durchlaucht Rentamt Wiesent lehenbares Grundstück bei Winzer zu besitzen, bei dessen Erwerbung ich 60 fl. Lehengeld entrichten mußte. Diesen öden Berg habe ich mit großen Kosten kultivirt, so daß er nun einen 10fach höheren Werth und Ertrag gibt. Ew. Durchlaucht werden also bemerken, daß ich ein erträglicher Mann und sehr nützlicher Vasal bin, aber eben deßwegen kein Geld habe. Zudem ist mein Sohn flügge geworden, und wollte ein eigenes Nest haben. Ew. Durchlaucht werden es auch einmal erfahren, wenn es erlaubt ist, ein Zaunkönigsnest mit einem Adlerhorst zu vergleichen. Würden Ew. hochfürstliche Durchlaucht wissen, wie ich mich salva venia geschunden habe, schinden muß, Sie würden gewiß ungeheucheltes Mitleid mit mir fühlen.

Ich bin im gewöhnlichen Leben ein leidenschaftlicher Schuldenzahler, und wenn ich Geld hätte, so lief ich so schnell nach Wiesent damit, wie Ew. Durchlaucht bester Engländer; so muß ich mich aber gedulden. Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, wie vielmehr nicht Ew. Durchlaucht, und wenn ich auch nicht sagen will, das Recht, doch die Gelegenheit.

Ueberdieß bin ich ein Krämer, und Ew. Durchlaucht wissen vielleicht von der jetzigen Crisis und Geldmangel in der Handelswelt. Wollten Ew. Durchlaucht nun die Gnade haben, kurz zu bedenken:

1) daß ich Ew. fürstlichen Durchlaucht Vasall bin, 2) ein Krämer, 3) sechzig Gulden Anstand gezahlt habe, 4) den Berg, als Ew. Durchlaucht Obereigenthum so hercultivirt habe, daß es keinen Anstand hat, daß der Nächste 120 fl. Anstand zahlen muß; 5) daß ich ein Schuster bin, 6) daß ich gerne zahle, 7) daß ich eben nicht zahlen kann, 8) daß ich kein Geld habe, 9) daß Ew. Durchlaucht eines haben, so werden Ew. Durchlaucht gewiß auf den Einfall kommen, mir die 29 fl. 30 kr. allergnädigst zu schenken, resp. zu erlassen, damit doch das sehr verehrliche Forstamt Wörth nicht mehr mit mir geplagt ist. Ew. Durchlaucht werden gewiß einen dankbaren Menschen in mir sehen, wenn Sie einmal vor mir vorbei reiten. Sollten Ew. Durchlaucht einmal einen solchen beim Wöhrloch stehen sehen, so bin ich es. Ich werde ohne Verzug allen möglichen Segen auf Ew. Durchlaucht verehrtes Haupt herabzubeten beginnen, und sollten Ew. Durchlaucht allenfalls noch etwas nöthig haben, so wird unser Herr Gott alles anwenden, um es zu richten. Ich weiß jetzt nichts mehr, und will also auch nicht mehr beschwerlich fallen. Ew. Durchlaucht werden mich verstanden haben. Ich bin ganz hoffnungsvoll, und unterzeichne mich mit den beßten Aussichten als

Ew. hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst treugehorsamster Vasall
Joseph Ellmann, Wörlochschuster.

Daß der edelmüthige Herr Fürst dem originellen Bittsteller, welcher überall als ein fleißiger und rastlos thätiger, dabei aber wegen seiner sehr zahlreichen Familie (10 Kinder) unbemittelter Mann, als ein eifriger Patriot, wo es gilt, bekannt ist, die kleine Schuld erlassen habe, versteht sich von selbst. Mögen andere Bittsteller eben so glücklich seyn, wie unser Wöhrlochschuster.

Saphir erzählt in seinem „Humoristen" folgenden Roman aus dem Leben:

Im Jahr 1823 ging eine junge Frau, die einen Knaben von etwa 2½ Jahren auf den Armen trug, nach Mont Saint Michel. Es war eben Ebbe, die Unglückliche gerieth in den Treibsand und verschwand. Nur ihr Kind konnte durch Herbeieilende gerettet werden. Alle Nachforschungen nach dessen Familie waren vergeblich. Eine kinderlose Pächterin nahm sich des armen Verlassenen an, der noch seinen und seiner Eltern Namen wie seinen Geburtsort nicht nennen konnte. Sie nannte ihn Karl. Zwanzig Jahre alt geworden blieb ihm noch immer eine dunkle Erinnerung an eine große und übervölkerte Stadt, wo er in einem großen Hause an einem mit Bäumen bepflanzten Platze gewohnt habe.

Endlich nahm er sich vor Nachforschungen anzustellen und reiste nach Paris, das er in allen Richtungen durchwanderte. Auf dem Platze vor dem Hotel der Invaliden glaubte er sich zu orientiren; es waren die Bäume unter denen er oft als Kind gespielt hatte. Auch eine Straße glaubte er wieder zu erkennen, aber vergebens suchte er das einst bewohnte Haus.

„Mein Herr" sagte einst ein alter Invalide zu ihm, der ihn beinahe täglich begegnete und ihn öfters Thränen aus den Augen wischen sah, „wenn Sie Jemanden oder etwas hier suchen, könnte ich Ihnen vielleicht behilflich seyn, denn ich habe diesen Platz seit 40 Jahren nicht mehr verlassen." Der junge Mann erzählte dem Greise seine ganze Geschichte und nach einigem Besinnen fiel Letzterm bei: daß im Jahre 1823 der brave Kapitän Guemard ergriffen und nach der Veste Mont St. Michel gebracht worden, weil er in der Armee der spanischen Constitutionellen Dienste genommen hatte. Eines Tages verließ seine Frau mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, Paris und man hat nie mehr Etwas von ihr gehört. Bald hernach starb auch Guemard an seinen Wunden. „Guemard!" rief der junge Mann, „die Wäsche welche ich damals trug, war mit G gemerkt. Ich habe also keine Eltern mehr!"

Hemmt Eure Thränen, entgegnete der Greis, Euch lebt in Madame Dubreuil eine würdige Großmutter! ich will Euch zu ihr führen.

Es geschah. Dame Dubreuil erkannte die Züge ihres Eidams und die Kinderkleider ihres Enkels wieder, die sie selbst gefertigt, und welche der junge Mann mit sich genommen hatte.

Er ist jetzt im Besitze eines jährlichen Einkommens von 60,000 Frc.; Seine Pflegemutter lebt bei ihm in Paris.

Shakespeares Strumpf.

Am Tage vor dem Schillerfeste in Leipzig, wo man eine Weste Schillers aufbewahrt, brachte das dortige Tagblatt folgende Persiflage:

Laut gesungen, hoch gesprungen!
Wenn verschimmelt auch und dumpf —
Sei's! wir haben ihn errungen,
William Shakespeares wollnen Strumpf.
Endlich heißt es ausgelitten!
Der Entbehrung Kelch geleert;
Denn erhört sind uns're Bitten,
Shakespeares Strumpf ist uns beschert.
Sieg! wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Ding,
D'rinnen er durch Moos und Sümpfe
Sicher vor Erkältung gieng.
Sieg! wir huld'gen jetzt dem Strumpfe,
So der Strümpfe Shakespeare ist,
Denn er reicht uns bis zum Rumpfe,
Weil er fast zwei Ellen mißt.
Sieg! wir haben jetzt die Strümpfe,
D'ran er wischte, putzte, rieb
Manches Mal die Federstümpfe,
Als er seinen Hamlet schrieb.
D'rum, wer je ein Lied geleiert,
Wenn er sich nicht lumpen läßt,
Singt Octaven er — feiert
Unser nächstes Shakespeare Fest.
Eilt herbei zum unentweihten
Ungewaschnen Heiligthum!
Was sonst schwer in unsern Zeiten,
Hier erlangt ihr Preis und Ruhm.
Euern Enkeln wird man melden:
„Euer Ahn, daß ihr es wißt,
„War auch einer von den Helden,
„Die den Shakespearestrumpf geküßt."
D'rum herbei, was Arm und Beine!
Euer wartet schon Triumph
Und dem Shakespearestrumpfvereine
Helft vielleicht ihr auf den Strumpf.

Verantwortlicher Redakteur: K. W. Vogt.

№ 102.

Münchener Unterhaltungsblatt.

Beilage zum Bayerischen Volksfreund 1841.

Das „Münchener Unterhaltungsblatt" erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonntag) und wird mit dem bayer. Volksfreund ausgegeben. Alle gefälligen Beiträge wollen unter der Adresse: „An die Redaktion des Münchener Unterhaltungsblattes" eingesendet werden.

Von Toledo nach Granada.

(Aus der Revue de Paris.)

(Schluß.)

Während wir dies wunderbare Gemälde betrachteten, welches abwechselnd und mit jedem Umschwung der Räder neue Pracht darbot, sahen wir die spitzen Dächer der symetrischen Häuschen von la Carolina am Horizonte auftauchen, eine Art Muster-Dorfes, das einst von dem Grafen von Florida-Blanka angelegt und von ihm mit Deutschen und Schweizern, welche man mit großen Kosten herbeigeführt, bevölkert wurde. Dieses ganz plötzlich aufgebaute und durch den Hauch Eines Willens entstandene Dorf hat die langweilige Regelmäßigkeit, welche man an den Wohnungen nicht findet, die sich nach und nach, wie es Zufall und Zeit mit sich brachten, gruppirten. Alles ist nach der Schnur gezogen; von der Mitte des Dorfes übersieht man das ganze Dorf: hier der Markt und der Stierplatz, dort die Kirche und die Wohnung des Alkaden. Gewiß ist das ganz hübsch, aber ich habe das elendste Dorf lieber, welches auf's Gerathewohl hin angelegt ist. Uebrigens gedieh diese Colonie nicht; die Schweizer bekamen das Heimweh und starben wie die Fliegen, wenn sie bloß die Glocken läuten hörten; man war genöthigt mit dem Läuten einzuhalten. Alle indeß starben sie nicht, und die Einwohner von la Carolina haben noch die Spur ihres germanischen Ursprungs bewahrt. Wir hielten in la Carolina ein tüchtiges Mittagsessen mit trefflichem Weine dabei, ohne genöthigt zu seyn, doppelte Stücken hinunter zu schlucken; wir reis'ten nicht mehr mit dem Courier zusammen, da die Wege in dieser Gegend durchaus sicher waren.

Aloen von mehr und mehr afrikanischem Wuchse sah man fortwährend an dem Saume der Straße, und zur Linken bezeichnete eine lange Blumen-Guirlande von lebhaftem Roth, funkelnd in smaragdnen Laubwerk, die Krümmungen des Bettes eines ausgetrockneten Baches. Einen augenblicklichen Halt benutzend, eilte mein Gefährte nach den Blumen und kehrte mit einem ungeheueren Bouquet zurück; es waren Lorbeerrosen, unvergleichlich an Frische und Glanz. Diesen Bach, dessen Namen ich nicht weiß, der vielleicht keinen Namen hat, konnte man nicht fragen, wie Casimir Delavigne den griechischen Fluß:

„Wo sind, Eurotas, deine Lorbeerrosen?"

Auf die Lorbeerrosen folgten, wie auf ein lautes Lachen eine melancholische Betrachtung, große Olivenhölzungen, deren bleiches Laubwerk an das weißüberzogene Laub der Weiden des Nordens erinnert und mit der Aschfarbe des Terrains wunderbar harmonirt. Dieses Laubwerk von nüchterner, strenger und milder Farbe, hatten die Alten, welche natürliche Beziehungen so trefflich zu würdigen wußten, sehr ständig zum Symbol des Friedens und der Weisheit gewählt.

Es war ungefähr vier Uhr, als wir in Baylen ankamen, berühmt durch die unglückliche Capitulation, welche diesen Namen führt. Wir sollten hier die Nacht zubringen und bis zum Abendessen machten wir einen Spaziergang durch die Stadt und die Umgegend mit der Dame von Granada und einer jungen, sehr hübschen Person, welche in Gesellschaft ihres Vaters und ihrer Mutter in die Seebäder von Malaga ging; die gewöhnliche Zurückhaltung der Spanier macht sehr bald einer ehrenwerthen und herzlichen Vertraulichkeit Platz, sobald sie sicher sind, daß sie weder einen commis-voyageur, noch einen Seiltänzer, noch einen Pomadehändler vor sich haben.

Die Kirche von Baylen, deren Erbauung nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinaus datirt, fiel mir durch ihre seltsame Farbe auf. Der Stein und der Marmor, von der Sonne Spaniens gebeizt, haben, statt schwarz zu werden, wie unter unserm feuchten Himmel, die rothgelbe Farbe außerordentlicher Hitze und Stärke angenommen, welche bis zum Safran und Purpur geht, der Farbe der Blätter der Weinreben am Ende des Herbstes. Neben der Kirche, über einer kleinen Mauer, ragte eine Palme, die erste, welche ich im Freien gesehen, hoch in das tiefe Blau des Himmels hinein. Diese unerwartete Palme, die, eine plötzliche Erscheinung aus dem Orient, mir beim Umbiegen in eine Straße entgegen blickte, machte einen eigenen Eindruck auf mich; ich war darauf gefaßt den schlanken Hals eines Kameels auftauchen und das weisse Gewand wandernder Araber wehen zu sehen.

Pittoreske Ruinen alter Festungswerke enthielten einen Thurm, der hinlänglich gut erhalten war, um ihn mit Hülfe von Fuß und Hand und mit Benutzung der Steinaussprünge zu ersteigen. Wir wurden durch eine der prachtvollsten Aussichten für unsere Mühe belohnt. Die Stadt Baylen mit ihren Ziegeldächern, ihrer rothen Kirche und ihren weißen Häusern, die wie eine Ziegenheerde um den Thurm herum hockten, bildeten eine köstliche erste Fläche; weiterhin wogten die Kornfelder in goldenen Wellen, und ganz im Hintergrunde, über mehreren Reihen von Bergen, sah man den fernen Gipfel der Sierra Nevada glänzen. Die vom Lichte bestrahlten Schneehöhen funkelten und entsandten prismatische Blitze, und die Sonne, einem großen goldenen Rade ähnlich, dessen Mittelpunkt ihre Scheibe war, warf wie Radspeichen ihre flammenden Strahlen in einen in alle Tinten des Achats und des Aventurins getauchten Himmel.

Der Gasthof, wo wir schlafen sollten, bestand aus einem großen Gebäude, das nur einen einzigen Raum enthielt, mit einem Kamin auf jedem Ende, einer Decke von Zimmerwerk, vom Rauch geschwärzt und gefirnißt, Raufen an jeder Seite für die Pferde, Maulthiere und Esel, und für die Reisenden einige kleine Seitenkammern, die ein Bett enthielten von drei

auf zwei Gestellen ruhenden Brettern und mit einem Dinge bedeckt, welches die Gastwirthe mit der kaltblütigen Unverschämtheit, die sie charakterisirt, für eine Matratze ausgaben; was uns indeß nicht abhielt, zu schnarchen wie Epimenides und alle Siebenschläfer zusammen.

Wir reis'ten früh am Morgen weiter, um der Hitze zu entgehen, und sahen die schönen Lorbeerrosen wieder, strahlend wie der Ruhm und frisch wie die Liebe, die uns Tags vorher bezaubert hatten. Bald versperrte uns der Guadalquivir mit seinem trüben und gelblichen Gewässer den Weg; wir setzten auf einer Fähre hinüber und fuhren die Straße nach Jaën. Zu unsrer Linken zeigte man uns den von einem Lichtstrahl übergossenen Thurm von Torrequebradilla und bald wurde uns der seltsame Anblick von Jaën der Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens.

Ein ungeheurer Berg von Okerfarbe, gelb wie eine Löwenhaut und von der Sonne zerfressen, ragt in Mitten der Stadt empor; massive Thürme und lange Reihen antiker Festungswerke erheben sich auf seinem Gipfel. Die Kathedrale, eine unermeßliche Anhäufung von Bauwerken, welche von Weitem größer erscheint, als die Stadt selbst, hebt stolz ihr Haupt empor, ein künstlicher Berg neben dem natürlichen. Diese Kathedrale welche im Renaisance-Geschmack erbaut ist und sich rühmt, das echte Schnupftuch zu besitzen, mit welchem die heilige Veronika das Antlitz unseres Herrn trocknete, ist von den Herzogen von Medina-Cöli aufgeführt. Sie ist ohne Zweifel schön, indeß von Ferne dachten wir sie uns antiker und merkwürdiger.

Als ich vom Parador nach der Kathedrale ging, betrachtete ich die angeschlagenen Theaterzettel; Tags vorher hatte man Merope gegeben und am heutigen Abend sollte El Campanero de San Pablo, illustrissimo sennor Don Jose Bouchardy gegeben werden, mit andern Worten, der Glöckner von St. Paul, von meinem Kameraden Bouchardy. In Jaën auf die Bühne zu kommen, in einer wilden Stadt, wo die Leute nur mit dem Messer im Gürtel und dem Karabiner auf der Schulter gehen, das ist gewiß sehr schmeichelhaft, und nur sehr wenige unserer großen Talente der Gegenwart können sich wohl eines solchen Erfolges rühmen. Wenn wir früher dem alten spanischen Theater einige Meisterwerke entlehnt haben, so bezahlen wir sie jetzt mit Vaudevillen und Melodramen.

Als wir der Kathedrale unsern Besuch abgestattet hatten, kehrten wir nebst den andern Reisenden nach dem Parador zurück, dessen Aussehen uns eine treffliche Mahlzeit zu versprechen schien; es war zugleich ein Kaffeehaus und sah ganz aus wie ein civilisirtes Etablissement. Aber als wir uns zu Tisch setzten, bemerkte Jemand, daß das Brod hart sey, wie ein Mühlstein und verlangte anderes. Der Wirth wollte sich nicht darauf einlassen, es umzutauschen. Während des Zankes bemerkte ein anderer, daß die Gerichte aufgewärmt und gewiß schon in früheren Zeiten aufgetragen gewesen waren. Nun begann Alles in ein Jammergeschrei auszubrechen und auf ein neues und frisches Essen zu dringen.

Die Auflösung des Räthsels war folgende: Die letzte Diligence war von den Räubern der Mancha angehalten und die Reisenden, welche von ihnen in die Gebirge geschleppt wurden, hatten deßhalb die Mahlzeit nicht verzehren können, die der Wirth von Jaën für sie bereitet. Dieser, um nicht um seine Auslagen zu kommen, hatte die Gerichte aufbewahrt und sie uns wieder auftragen lassen, worin freilich seine Erwartung getäuscht wurde, denn wir standen sämmtlich auf und gingen anders wohin zum Essen. Dieß unglückliche Mahl wurde gewiß den nächsten Reisenden ein drittes Mal vorgesetzt.

Wir flüchteten in eine wenig besuchte posada, wo man uns nach langem Warten einige Cotelettes, einige Eier und Salat in hörnernen Schüsseln, mit eben solchen Gläsern und Messern auftrug. Das Mahl war mittelmäßig, aber es wurde von so vielem Gelächter und so vielen Scherzen gewürzt über die komische Wuth des Wirths, als er seine Gäste in Prozession abziehen sah, und über das Loos der Unglücklichen, denen er nicht verfehlen würde, seine zum dritten Mal wieder aufgewärmten magern Hühner vorzusetzen, daß wir für die schmale Kost mehr als entschädigt waren. Wenn das erste Eis einmal gebrochen ist, so haben die Spanier eine kindliche und ungekünstelte Fröhlichkeit von ausnehmendem Reiz. Die unbedeutendste Sache bringt sie zum Lachen, daß ihnen Thränen in den Augen stehen.

In Jaën habe ich die meisten nationalen und malerischen Trachten gesehen; die Männer trugen größtentheils Beinkleider von blauem Sammet, mit silbernen Drathknöpfen besetzt, Kamaschen von Ronda, mit Stichen, Resteln und Arabesken von dunklerem Leder verziert. Es ist höchst elegant, nur die ersten Knöpfe oben und unten zuzuknöpfen, so daß die Wade zu sehen ist. Breite Gürtel von gelber oder rother Seide, eine Jacke von braunem, mit Zierrathen besetztem Tuche, ein blauer oder kastanienbrauner Mantel, ein spitzer Hut mit breiten Rändern, mit sammtenen und seidenen Troddeln verziert, vollenden den Putz, der dem alten Costüme der italienischen Räuber sehr ähnlich ist. Andere trugen das, was man ein vestido de cazador (Jagdhabit) nennt, ganz in Hirschleder, von gelber Farbe und in grünem Sammet.

Einige Frauen aus dem Volke hatten rothe Kappen, welche mit ihrem lebhaften Schein und ihrem scharlachnen Schimmer schon von fern kenntlich waren. Die auffallende Kleidung, der sonnenverbrannte Teint, die funkelnden Augen, die Energie der Physiognomie, die unbewegliche und ruhige Haltung dieser majos, die hier zahlreicher sind als anderswo, geben der Bevölkerung von Jaën ein mehr afrikanisches als europäisches Ansehen, eine Illusion, zu welcher das heiße Klima, die blendende Weiße der Häuser, die alle, dem arabischen Gebrauch zufolge, mit Kalk beworfen sind, die falbe Farbe des Landes und das ewige Blau des Himmels viel beitragen. Es giebt in Spanien eine Redensart über Jaën: — häßliche Stadt, schlimme Leute, — das kein Maler wahr finden wird. Uebrigens ist hier, wie für die meisten Menschen, eine schöne Stadt eine Stadt, die nach der Schnur gezogen und mit einer hinlänglichen Menge von Reverbèren und Bürgern versehen ist.

Wenn man Jaën verläßt, so kommt man in ein Thal, welches sich bis an die Vega von Granada erstreckt. Im Anfang ist es dürr; nackte, trockene Berge brennen wie glühende Spiegel, mit ihrem weißlichen Widerschein; keine Spur von Vegetation als einige Büschel Fenchel. Bald aber drängt das Thal sich zusammen, Gewässer rieseln hie und da hervor, die Vegetation belebt sich, man findet Schatten und Kühlung. Der Rio von Jaën nimmt den Hintergrund des Thales ein, wo er mit reißender Schnelle zwischen den Steinen und Felsen dahineilt, welche ihm jeden Augenblick den Weg verlegen. Die Straße zieht sich neben ihm hin und folgt ihm in seinen Biegungen, denn in Gebirgsländern sind die Ströme die geschicktesten Inge-

nieurs, um Straßen abzustecken, und das Beste, was man thun kann, ist, daß man sich ihren Andeutungen fügt.

Ein Bauernhaus, an welchem wir still hielten, um zu trinken, war von zwei bis drei Gräben fließenden Wassers umgeben, die sich weiterhin in ein Dickicht von Myrthen, Pistazien, Granaden und Bäumen aller Art von außerordentlicher Vegetation vertheilten. Es war so lange her, daß wir kein eigentliches Grün gesehen hatten, daß dieser zu dreiviertel Theilen unangebaute und wilde Garten uns als ein kleines irdisches Paradies erschien.

Das junge Mädchen, welches uns in einem dieser köstlichen Töpfe von porösem Thon, die das Wasser so frisch halten, zu trinken gab, war sehr hübsch mit ihren bis zu den Schläfen ausgeschnittenen Augen, ihrem falben Teint und ihrem afrikanischen Mund, blühend und roth wie eine schöne Nelke, ihrem Falbalas-Rock und den Sammetschuhen, auf welche sie sehr stolz schien. Dieser Typus, der sich in Granada häufig findet, ist augenscheinlich maurisch.

An einer gewissen Stelle zieht sich das Thal ganz zusammen und die Felsen nähern sich in dem Grade, daß sie gerade nur noch Platz für den Rio lassen. Früher waren die Wagen genöthigt, in dem eigentlichen Strombett weiter zu fahren, was natürlich wegen der Löcher, der Steine und der Höhe des Wassers, das im Winter bedeutend anschwillt, seine Gefahr hatte. Um dieser Unannehmlichkeit zu begegnen, hat man einen der Felsen durchbrochen und einen ziemlich langen Tunnel geschaffen. Dies nicht unbedeutende Werk existirt erst seit einigen Jahren.

Von da an erweitert sich das Thal und der Weg ist nicht weiter gehemmt. Hier habe ich in meinen Erinnerungen eine Lücke von einigen Meilen. Erschöpft von der Hitze, welche das zum Gewitter gewordene Wetter wahrhaft erstickend machte, schlief ich am Ende ein. Als ich erwachte, war die Nacht, die im südlichen Klima so plötzlich erscheint, gänzlich hereingebrochen; ein unangenehmer Wind trieb Wirbel heißen Sandes in die Höhe; dieser Wind mußte dem Sirocco Afrika's sehr nahe verwandt seyn und ich weiß nicht, wie wir es anfingen, daß wir nicht in eine tödtliche Ohnmacht sanken. Die Formen der Gegenstände verschwanden in diesem staubigen Nebel; der Himmel gewöhnlich in den Sommernächten so glänzend, war so finster, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen konnte. Um 2 Uhr Morgens hielten wir unsern Einzug in Granada und stiegen in der Fonda del Commercio ab, wo es keine Betttücher gab und wir in voller Kleidung uns niederlegten; aber diese kleinen Unannehmlichkeiten afficirten uns nur in geringem Grade; wir waren in Granada und sollten in einigen Stunden die Alhambra und den Generalife sehen.

Théophile Gautier.

(Theatralisches.) Den 17. Dez. Die Macht des Augenblicks. Original-Drama von Heigel. (Zum ersten Male.) Das Repertoir ist gegenwärtig ziemlich reich an Neuigkeiten, leider denkt man dabei an die bons vieux temps mit Seufzen zurück!

Der k. Hofschauspieler Heigel führt uns einen Präsident von Tonen (Hrn. Hölken) vor, dessen Taugenichts von Sohn (Hr. Wagner) seine Cousine Emilie (Mad. Hölken) heirathen soll. Dieser guten Dame hat der Dichter Charakter und Gemüth zu geben vergessen, freilich Kleinigkeiten für eine Bürgerin der Salons!

Kanzelist Waller (Hr. Jost) ist ein braver fleißiger und bescheidner Mann, der es deshalb zu nichts in der Welt bringen konnte. Ihm gleichen seine Kinder (man denkt dabei an die Kinder Israels, welche vierzig Jahre in der Wüste nomadisirten und dabei immer „Kinder" hießen) Friedrich (Hr. Dahn) und Marie (Fr. Denker). Letztere hat nichts zu thun, als eine gute Tochter zu seyn und einiges Gerührtes und Naives zu sprechen. Ersterer aber ist Hals über Kopf in Emilien verliebt und gutherziger, selbstaufopfernder als für einen Mann und Deutschen eigentlich erlaubt ist.

Auf der Universität hat er sich für Julius von Tonen öfters geschlagen und dessen schriftliche Prüfungsaufgaben ausgearbeitet. Als dieser junge Herr nun (die Handlung spielt 1812) wegen Theilnahme an einer Burschenschaftlichen Verbindung unter dem „Kneipnamen Brutus" den Franzosen ausgeliefert werden soll, giebt jener sich für diesen Brutus aus und wird arretirt.

Der zweite Akt spielt im Jahre 1815. Julius von Tonen ist Hauptmann bei den Lützow'schen Jägern, deren Schlachtlied von Körner (diese einzig wahre deutsche Marseillaise!) das Einzige im ganzen Stücke ist, was einem das Herz warm macht.

Friedrich Waller ist Oberjäger und die rechte Hand seines Kapitäns, welcher der Tochter seines Wirths (Mad. Dahn) den Kopf verrückt hat (sie sah in ihrem reizenden Kostüme selbst kopfverrückend aus) und sie entführen will. Waller spielt die Rolle des Gewissens, setzt ihr den niedlichen Kopf wieder zurecht und — als er ihr eben Julius Verhältniß zu Emilie erklärt, sinkt sie ihm halbohnmächtig in die Arme, wo sie Hr. Schenk als strenger Papa mit bloßem Säbel überrascht, der Hr. Kapitän, welcher eben zum Entführungsstelldichein kommen wollte, ihnen eine gar moralische Strafrede hält, und Hr. Waller die bedrohte Ehre der reizenden Gabriele rettet, indem er sie heirathet.

Den nächsten Akt d. h. ein Jahr später ist Julius schon Präsident (jetziger Zeit geht das etwas langsamer) und daran, die schöne Gabriele zwar nicht zu ent- aber doch zu verführen. Der Plan wird durch eine plötzlich ausbrechende Feuersbrunst vereitelt, dem jungen Waller geht bei der Gelegenheit ein Licht auf; es paßirt ihm der kleine Streich, daß ihn ein zusammenbrechendes Gerüste erschlägt (leider nicht das Gerüste des Dramas oder, richtiger gesagt, der Trägödie!) Gabriele fällt in Ohnmacht, der Vorhang vor die Scene und das Publikum aus den Wolken.

Für sich selbst hatte Hr. Heigel das Röllchen des Monsieur Charles, einen Luxusartikel in der Oekonomie dieses Stückes, eingeflickt und gab diesen faden Franzosen und erbärmlichen Menschen mit einer frappirenden Treue. Man findet derlei Exemplare in Unzahl! Dame und Herr Dahn spielten ausgezeichnet, Hr. Jost desgleichen, Fr. Denker wollte die „angewandte Naivetät trotz aller (physischen) Offenherzigkeit nicht recht gelingen, Hr. Wagner spielte seine Rolle nicht, sondern haspelte sie herab wie eine Gebetmaschine bei den Kalmüken oder wie eine Windmühle während eines Orkanes.

Das Publikum (incl. der Freibillete) klatschte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, besonders wenn es der Stein der Weisen gewesen wäre.

Das Dahn'sche Ehepaar ward herausgerufen und hatte diese Ehre treulich verdient, Hr. Heigel aber war so zuvorkommend, mit herauszukommen. Welche rührende Naivetät! Mich wunderte, daß er keinen Lorbeerkranz trug.

Freilich führte ihn Dame Dahn an der Hand aber es blieb zweifelhaft, ob man behaupten durfte:

halb zog sie ihn,
halb gieng er hin,
Und ward . . . .

plötzlich wider alles Vermuthen gesehen.

Die Genüße (?) des Abends wurden durch ein Tanzpotpourri beschlossen, dessen Parthieen so neu waren als die Erfindung der Kappenstiefeln.

Miscellen.

Journalberichte

(aus einer Columne in die Andere über's Kreuz gelesen.)

Alle und Jede, welche an die Communkasse der Stadt A. etwas zu fordern haben . .	sollen in dem neu eingerichteten Leichenhause einstweilen in einem offenen Sarge ausgestellt werden.
Zu bevorstehender Ostermesse empfiehlt sich Aron Wurmstiesel aus Hamburg mit allerlei feinen Bijouterien	Bei Partieen von mehreren Centnern verspricht er einen billigen Rabbat.
Der Professor Orion hat wieder einen Kometen entdeckt und seit einigen Monaten beobachtet	er ist besonders daran erkenntlich, daß er stark verwachsen ist und ihm die obern Vorderzähne fehlen.
Mein Kutscher, Peter Braun, ist gestern nach Verübung mehrerer Bübereien heimlich davongegangen	nach seiner, so wie nach der Berechnung mehrerer anderer Astronomen, wird er in 375 Jahren wieder sichtbar werden.
Die Gemeinde zu B. sucht einen Nachtwächter . . .	dem Vernehmen nach hat der berühmte Arzt, Dr. Browne den ehrenvollen Ruf zu dieser Stelle erhalten und angenommen.
Gestern ist ein englischer Courier mit wichtigen Depeschen, von deren Inhalt jedoch noch nichts verlautet, eingetroffen .	der Trödler Sauer in der Sackgasse, welcher selbe als verdächtig angehalten, gibt darüber weitere Auskunft.
Die Maikäfer haben in der Schweiz durch ihre beträchtliche Menge großen Schaden angerichtet, und	ist auch bereits, um dem Uebel Schranken zu setzen, an den N. 'schen Gränzen eine strenge Viehsperre angeordnet worden.
Der königliche Kapellmeister Rabe gab gestern mit vielem Beifalle ein Harmonie-Conzert .	die beiden Batterien auf dem Spitzberge trugen offenbar zum vortheilhaften Ausgange am meisten bei.
Gestern Abend entschlief mein innigst geliebter Gatte und .	wird morgen in der Parthie des Don Juan zum ersten Mal auftreten.
Der Handelsmann Nabert aus Quedlinburg ist wieder mit frischen Schinken und Speckseiten angekommen	man nimmt des Abends beim Schlafengehen, sechs bis acht Stück in Muß oder Oblate und kann der gelinden Wirkung auf Leibeseröffnung versichert seyn. (Börnstein)

Die gastronomische Zeitung bringt folgendes Exemplar eines Briefes, den ein Küster an seinen Pastor geschrieben, als dessen Sohn (ein Arzt) gestorben war:

Hochwürdiger Herr Magister!

Consulatio.

Zu früh läuten Sie einen harten Schlag als Vater göttlicher Allmacht. Gestern Abend war mir der Tod noch unbewußt, doch nehme an dieser Trauerpost den herzlichsten Antheil. Wer kann aber wohl unmenschlichern Schmerz empfinden, fühlen und sich verspüren als Sie, Constuliter? Ich wollte gerne Trost aufsuchen aber da ich keinen finden kann, suchen Sie ihn in der Religion.

Im Anfange von Krankheit wurde mir voreilig heutige Meldung bekannt gegeben und erfahren aus diesem Briefe meine Theilnahme oder sonstige gleiche Gefühle. Ich und Familie empfehle mich — Gott verwandle ihren Vaterschmerz in Freude! Was auch die Welt spricht, daß ihr Herr Sohn unmäßig liquidirt habe, ich kann nicht klagen.

Charade.

Von Allem, was dir lieb und werth,
Wünsch ich dir stets die Erste;
Wer nach der Zweiten nur begehrt,
Der kennt wohl nicht das Schwerste.
Das Ganze, Leser, rufest du,
Des Zweifels voll, dem Frager zu.

Verantwortlicher Redakteur: K. W. Vogt.




H. HEINRICH

